Der Freund.

Eine Wochenschrift.

In drey Bänden.

Idole d'un Coeur juste et pasion du sage
Amitié! que ton nom couronne cet ouvrage.

Aus der Bibliothek
von
Türkheim.

Anspach,
zu finden in der Poschischen Hofbuchhandlung.
1773.

Vorbericht.

Diese Wochenschrift, welche nunmehro zum zweytenmal gedruckt wird, ist bereits in den Jahren 1754. 1755. und 1756. herausgekommen, und hat bekanntlich den wohlselig berühmten Freyherrn von Cronegk, dann den ebenfalls verstorbenen Doctor und nachmaligen Professor zu Helmstädt, Herrn Ripping, und den noch lebenden Herrn Schloßprediger Junckheim zu Schwaningen, zu Verfassern.

Da

Vorbericht.

Da nun diese Schrift bey Kennern so vielen Beyfall gefunden, und noch jetzt sehr stark gesuchet wird; so hat die Poschische Hofbuchhandlung vor nöthig erachtet, selbige wiederum auflegen zu lassen.

Innhalt
über diese drey Bände.

Erster Band.

1 Stück. Characteré der Verfasser des Freundes Seite 1

2 Stück. Gedanken von dem Nachruhme. Briefe des Herrn Joh. Trophonius und Herrn Adam Reimefrüh. Der Ruhm, ein Lied 17

3 Stück. Die Freundschaft unter den Lasterhaften 31

4 Stück. Das Bilbilistan des Achmets, eines Sohnes Soimanns 45

5 Stück. Fortsetzung des vorigen 59

6 Stück. Erzählung eines egyptischen Todtengerichtes 76

7 Stück. Brief Oronts an Chloen. Tagebuch des Oronts in seinem sechs und zwanzigsten Jahre gehalten, und seine Anmerkungen darüber 96

8 Stück. Die Freundschaft nach dem Tode 89

9 Stück. Die Freundschaft des Frauenzimmers unter sich und gegen die Mannspersonen 102

10 Stück. Laura widerlegt das vorige Stück, vertheidigt das schöne Geschlecht, und sagt den Verfassern des Freundes die Wahrheit über alle vorhergehende Stücke. Sehnsucht nach der Ruhe, eine Elegie 129

11 Stück. Die Freundschaft gegen sich selbst 132

Innhalt.

12 Stück. Schreiben der Prudentia und des Philetärus. Gedanken über das Verhalten gegen unglückliche Freunde 151

13 Stück. Brief der Gesellschaft der Kundschafter, an die Verfasser des Freundes. Kurze Nachricht von dieser ansehnlichen und zahlreichen Gesellschaft. Entdeckungen einiger Mitglieder. Tagebuch des Herrn Judas Spürhunds über die Handlungen seiner Nachbaren. Amor in der Freundschaft Kleid, eine Ode 160

14 Stück. Schreiben des Herrn Polygraphus Foliant, nebst einem Auszug aus seinem deutschen Realwörterbuche. Gedanken über den unbestimmten Gebrauch des Wortes Freundschaft. 172

15 Stück. Die Freundschaft des Sokrates gegen den Alcibiades 190

16 Stück. Gespräche nach Art des Lucians zwischen dem Jupiter und Chörilus; der Pallas, dem Merkur, und der Freude; dem Hieron und Pindar; dem Charon, Dionysius, Polikrates, Aristophanes, u. a. m.; der Phryne und dem Menipp; dem Bav, Máv und dem Persius; dem Stentor, Thersites und Menipp 208

17 Stück. Der Unerträgliche 227

18 Stück. Brief Caspar Squenzens. Liste seiner geschickten Untergebenen. Gedanken von der Kinderzucht. Brief der Laura an die Chloe, wegen Auferziehung einiger jungen Frauenzimmer auf dem Lande 246

19 Stück.

Innhalt.

19 Stück. Schreiben der Camilla. Gedanken über das äuſſerliche Verhalten der Freunde gegen einander. Schreiben der Herrn Flaſchenkeller, Simplicius Flattergeiſt, Hageſtolz und Sancho Starrkopf 259

20 Stück. Fortſetzung von Oronts Tagebuch. Brief des Vetters des Herrn Sancho Starrkopfs 272

21 Stück. Fortſetzung des ſiebenzehenden Stückes 286

22 Stück. Vermählung des Alceſts und der Chloris. Unglückliches Schickſal eines Gedichtes nach der Mode und ſeines Verfaſſers, des Herrn Adam Reimefrüh. Thorheiten, die bey den Hochzeiten vorgehen. Ode an H . . . 300

23 Stück. Der Eigenſinnige. Das kan ich leiden, ein Lied 313

24 Stück. Gedanken vom Scherzen. Brief des Stadtſatyricus, Hans Unverſchämt. Ode Oronts an ſeine Leyer 326

25 Stück. Gedanken von der Freundſchaft überhaupt. Geſchichte Zoabs und Nazecks 336

26 Stück. Verſchiedene Nachrichten von eingelaufenen Briefen. Drohender Brief eines Unbekannten. Brief Gam. Bickerſtaffs. Prophezeyungen deſſelben. Die Prophezeyungen, ein Lied. 349

Zweyter Band.

27 Stück. Lob der Freundſchaft der heutigen Welt. Brief des Herrn Polygamus Kupplers 362

Innhalt.

28 Stück. Anmerkungen über die Leute, die versprechen, was sie nicht halten wollen. Charakter des Herrn Liebwinds. Nachrichten 374

29 Stück. Geschichte des Mirza und der Fee Alzemire. Briefe des Herrn Michael von Kriechboden, und des Herrn Donatus Backel 387

30 Stück. Traum von einer Reise nach dem Mond und von dem verlohrnen Verstande der Menschen 401

31 Stück. Gedanken von der Gemüthsruhe und von den thörichten Wünschen der Menschen 413

32 Stück. Fragmente. Ein eingeschicktes Lied. Schriftliche Berathschlagung der Verfasser des Freundes darüber 429

33 Stück. Amintas Reisen 442

34 Stück. Brief des Herrn Timaret an die Verfasser. Anmerkungen über das Mißtrauen 461

35 Stück. Betrachtungen über die Gränzen der Freundschaft 473

36 Stück. Beweiß, daß die Selbstliebe die Quelle der Freundschaft sey. Ode, Lob der Gottheit 488

37 Stück. Schröckliche Erscheinung. Neues Lehrgebäude von Gespenstern. Ein Neujahrlied 501

38 Stück. Fortsetzung des neun und zwanzigsten Stücks. Geschichte der Nachfolger des Mirza. Unterredung des Verfassers mit seinem Freund Cleanth darüber 514

39 Stück. Todtengespräche, nach Art des Lucians, zwischen Jupiter und Momus; zwischen Mercur, einem Solda-

Soldaten, einem Philosophen, Cilnias und einem jungen Athenienser; zwischen Epaphroditus und Epictet; zwischen Timon und Alcibiades; zwischen Menipp und Lycambas; zwischen Menipp und Hippokrates; zwischen Perillus, Aristäus und Minos; zwischen Alexander und Diogenes. 529

40 Stück. Brief der Gesellschaft der Kundschafter an die Verfasser des Freunds, worinnen ihnen Nachricht gegeben wird, wie verschiedne Personen ihre Winterabende zubringen 545

41 Stück. Betrachtungen über Leute, die keinen Charakter haben. Brief des Herrn Theophilus St. Omer, worinnen er sich über einen Menschen beklagt, der alle Leute mit schlechtem Schnupftoback plagt. Brief des Herrn I. F. Y. — in dem er über die Kaltsinnigkeit seiner gewesenen Universitätsfreunde Klage führt 558

42 Stück. Laurens Lehrstück von Nichts, eine Ode 571

43 Stück. Oronts Reisen 583

44 Stück. Gedicht des Damis an sich selbst 603

45 Stück. Gedanken von der Zärtlichkeit 614

46 Stück. Anmerkungen über die Urtheile über andere Menschen. Brief eines Ungenannten, in dem einige Stellen aus der Geschichte der Clarissa enthalten sind, die von der Freundschaft handeln 630

47 Stück. Gedanken von dem Einflusse der Religion, und insonderheit der christlichen, in die Freundschaft 643

Innhalt.

48 Stück. Belindens Brief an die Verfasser, worinnen sie sich Raths erholt, was sie mit ihren Freyern Sackspiegel, Joh. Daumenstock, Hausſorge, Christoph Schlafſucht, Thomas Syllogiſmus, anfangen soll. Laura giebt dem jungen Frauenzimmer Regeln, wie es sich gegen die Freyer aufführen soll. 657

49 Stück. Brief eines Soldaten an die Verfasser. Betrachtungen über den Soldatenstand. 669

50 Stück. Abhandlung von dem Rechte der Meinungen und Gewohnheiten. 687

51 Stück. Brief eines verstorbenen Freundes an einen noch lebenden. Die Zeit wirds lehren, ein Lied. 703

52 Stück. Brief der Gesellschaft der Kundschafter, worinnen von der Gesellschaft der Feinde und von dem Regiſter des Herrn Reimefrüh Nachricht gegeben wird. Gedanken über die Satyre. 714

Dritter Band.

53 Stück. Brief des Damis an Ariſten in Verſen vom Landleben. 724

54 Stück. Geſchichte der Freundſchaft unter den Göttern. 733

55 Stück. Unterſuchung, warum die Lasterhaften Laster verdammen, die ſie doch ſelbſt ausüben. Brief des Herrn Sophonias Ehrenpreiß, der ſich über einen Menſchen beklagt, welcher ihm keine Gegenehre anthun will. 753

Innhalt.

56 Stück. Beſchreibung der Wilden in Europa. 769

57 Stück. Gedanken von der Ruhe des Gemüths, und von den Fehlern der gegenwärtigen Einrichtung der Stände 783

58 Stück. Oront ſetzt ſeine Reiſebeſchreibung fort 801

59 Stück. Laurens Anmerkungen über einige Spazierengehende, und Vertheidigung der Gewohnheit, Böſes von andern zu reden. Singgedichte 824

60 Stück. Gelehrte Geſchichte des Freunds. Briefe der Madem. Meinen Namen brauchen ſie nicht zu wiſſen, des Herrn Triſſotin, und Thomas Fragers 834

61 Stück. Abhandlung von der Rachbegierde. Ein ſchröckliches Exempel derſelben 852

62 Stück. Mathanaſius Träumers Brief von einem beſondern Kunſtſtück, die Menſchen kennen zu lernen. Ich darfs nicht ſagen, ein Lied 866

63 Stück. Brief der Melinde, und Damis Antwort in Verſen 877

64 Stück. Schröcklicher Traum von Perſonen, die in Wachs verwandelt worden 885

65 Stück. Die Weisheit, eine Ode. Ein Brief von H. Silveſter Reimeſpät 895

66 Stück. Die Verfaſſer des Freunds werden nach ihren Fehlern charakteriſirt 905

67 Stück. Oront preißt die Zeiten des Alterthums 922

68 Stück. Chineſiſche Erzählung 936

69 Stück. Beſchreibung empfindlicher Leute. Briefe der Jungfer Eleonora Liebmännin, und des H. Jeremias Gradweg. Das hab ich wol gedacht, ein Lied 951

Innhalt.

70 Stück. Laura schreibt an Pheron, schmählt auf die ordentlichen Zeitvertreibe, und berichtet ihm eine schröckliche Erscheinung. Nachricht von Sachen, die zu verkaufen sind 965

71 Stück. Pheron ist im Traum ein König, und macht eine herrliche Verordnung. Brief des H. Sebastian Eigenlob, und dessen Beantwortung 975

72 Stück. Das Glück der Thoren, ein Gedicht 990

73 Stück. Empfindungen eines jungen Portugiesen bey dem zerstöhrten Lissabon 997

74 Stück. Brief des H. Narcissus Ohnehut. Anmerkungen über den Umgang mit dem schönen Geschlechte 1007

75 Stück. Gedanken von freundschaftlichen Briefen, und von dem Unterschied der Schreibart. Die Freyheit, Ode an Chloris 1020

76 Stück. Pflichten, die wir der Ehre unserer Freunde schuldig sind. Brief der Kundschafter, und ein Verzeichniß von Freundschaften, die bald ein Ende genommen haben 1029

77 Stück. Laura giebt närrischen Leuten Anschläge zu der Wahl ihrer Freunde 1041

78 Stück. Dronte Gedanken von den vier menschlichen Altern. Wörterbuch eines Greises. Die Verfasser des Freundes entschliessen sich, aufzuhören. Laura ärgert sich darüber, und nimmt Abschied. 1049

Chara-

Der Freund.

Erstes Stück.

Quaerit - - - amicitias, inſeruit honori.

HORAT.

Ich habe die meiſten Veränderungen des menſchlichen Lebens an mir ſelbſt erfahren. Glückliche und unglückliche Zufälle; traurige Erwartungen der Zukunft und frohe Ausſichten in die Folgezeit; eine ruhige Stille der Seele und empfindliche Gemüthsbewegungen ſind in einem unvermeidlichen Wechſel die Gefährten meiner Tage geweſen. Diejenigen Glücksgüter, die wir uns ſelbſt nicht geben können: ein angeſehenes Geſchlecht; Eltern, die ihres Standes und ihres Glücks

würdig waren; ein Vermögen, das zu den Bedürfnissen vieler Personen hinreichend seyn konte, und endlich solche Fähigkeiten des Geistes, die mich meine vortheilhaften Umstände empfinden und rechtmäsig gebrauchen lassen konten, versprachen mir frühzeitig eine Glückseligkeit, so groß, als sie einem Menschen zu Theil werden kan. Sie machten mir in der That viele Augenblicke meines Lebens süsse, aber sie konten mein Herz nicht erfüllen. Mitten unter den rauschenden Freuden der Jugend, unter dem schmeichelnden Zuruf meiner Bekannten, die mein Glück erhoben, weil sie es mit mir theilen wollten, stiegen in mir sehnsuchtsvolle Seufzer auf. Ihren Gegenstand konnte ich nicht unterscheiden; aber sie überzeugten mich, daß meinem Glück noch etwas fehlte. Plötzlich vernichteten Zufälle, die keine Vorsicht vermuthen, und keine Klugheit abwenden konte, meine Glücksumstände. Ich verlohr zuerst meine Eltern; nicht durch den gewöhnlichen Lauf der Natur, sondern durch unerwartete und schmerzliche Begebenheiten. Gleich darauf gieng mein Vermögen verlohren, und meine Bekannten, die Mitgenossen meiner vormaligen Vergnügungen verliessen mich. Ihr Verlust kränkte mich; nicht wegen einer Verbindung meines Herzens mit den ihrigen. Ich hatte sie niemals achtungswürdig genug gefunden, um ihnen mein Herz zu schenken. Aber ich war zur Gesellschaft und zu einem vertraulichen Umgang gebohren; und deswegen rührte mich ihr Verlust, weil ich vorher sahe, daß ich ihn in dem hofnungslosen Zustand, in welchem ich mich befand,

durch

durch keine neuen Bekanntſchaften erſetzen konte. Die Ueberbleibſel meiner Reichthümer waren zu gering, mich in meinem Vaterlande bey denjenigen Vergnügungen, an die ich zu ſehr gewöhnet war, zu erhalten; aber ſie reichten zu, mich in fremde Länder zu führen, in welchen ich ein neues Glück und beſſere Menſchen zu finden hoffte. Ich folgte dieſem Gedanken. Der Anfang meiner veränderten Lebensart, und die erſten Zeiten meines neuen Aufenthalts waren ſo, wie ſie allen ſind, die kein Romanenglück haben; beſchwerlich, und mehr mit Furcht, als mit Hofnung untermiſcht. Endlich erreichten meine Bemühungen, in denen ich niemals ermüdete, das eine Ziel. Ich kam wieder zu einem anſehnlichen Vermögen, und ich kam durch Mittel dazu, die der Tugend anſtändig waren. Es iſt natürlich, daß ich in dieſer Zeit viele neue Bekanntſchaften bekommen haben muſte. Sie vermehrten ſich ſehr durch die vortheilhafte Veränderung meiner Umſtände. Aber ſie befriedigten mein Herz nicht, welches ſtets nach einem Gut ſeufzte, von dem es noch keine Erfahrung hatte. Unter meinen Bekannten waren Männer von Stande, anſehnliche Gelehrte, und witzige Schriftſteller. Einige von ihnen hatte ich geſucht; andere hatten mir ihren Umgang ſelbſt angetragen. Er gab mir ein Vergnügen; aber es war das Vergnügen noch nicht, welches ich ſuchte. Ich ſuchte Herzen, die dem meinigen in demjenigen Punct ähnlich ſeyn möchten, welcher das Vertrauen der zärtlichſten Vereinigung erwecken kan; und dieſe fand ich bey allen meinen Bekannten nicht. Den

einen beschäftigten seine Verrichtungen, oder der Glanz seines Standes; den andern seine Wissenschaften; noch einen andern die Sorge für die Glücksgüter so sehr, daß sie seine herrschende Neigung wurden. Ich aber empfand, daß mein Herz zu keinem gezogen wurde, dessen Hauptneigung von der meinigen so weit entfernet war. Da ich sahe, daß ich dieses zweyte Glück, welches ich um so viel höher schätzte, weil es alle meine Wünsche erregte, ohngeachtet ich es kaum in einer verworrenen Vorstellung kannte, in fremden Ländern vergeblich gesucht hatte; so gieng ich in mein Vaterland zurück. Wenige Wochen waren hinreichend, mich in einer veränderten Gestalt, die mir alle vorige Achtung wieder gab, in dem Gedächtniß meiner Mitbürger zu erneuern. Alle Häuser von Ansehen stunden mir offen. Die besten Gesellschaften nahmen mich mit Vergnügen auf, oder kamen meinem Verlangen noch zuvor. In einer von diesen Gesellschaften erblickte ich die liebenswürdige Laura; diejenige Schöne, die unter allen in der Stadt die meisten Verehrer, und die wenigsten öffentlichen Liebhaber hatte. Ihre Vollkommenheiten erweckten ihr eine allgemeine Verehrung; sie hielten aber zugleich den größten Theil der Jünglinge zurück, ihre Gegenliebe zu suchen. Denn eben diese Vollkommenheiten überführten einen jeden, der sie liebte, zu sehr von seiner eigenen Unwürdigkeit. Mein Herz ward auch gerührt. Ich war kühner, als die andern; ich entdeckte Lauren meine Liebe, und ihre Hand, mit der sie mir zugleich ihr Herz gab, machte mich glücklich. Zufrie-

denheit

denheit und Vergnügen ſind noch heute die Folgen unſerer Ehe. Sie werden es bis an den Tag ſeyn, der alles zeitliche Vergnügen wegnimmt.

Nun ſchien kein Wunſch mehr für mein Herz übrig. Welcher Trieb nach der Liebe, dem feurigſten von allen, hätte mich noch können ſchmachten laſſen? Wenigſtens glaubte ich es in den erſten Tagen, da die angenehme Unordnung eines neuen Glückes mein Gemüth allein belebte. Aber die erſte Stille, die darauf folgte, brachte meinen vorigen Zuſtand zurück. Es war noch ein Raum in meinem Herzen, den ſelbſt die Liebe nicht erfüllen konte. Endlich kam die Zeit, da ich völlig befriediget werden ſollte. Ich kannte ſchon ſeit einiger Zeit den redlichen Oront. Ich kannte ihn als einen rechtſchaffenen Greis; aber ich kannte nur einen Theil von ſeinem Werth. Damis, der ſein vertrauteſter Freund war, ſo wenig ſie auch nach dem äuſſerlichen ihres Characters für einander gemacht zu ſeyn ſchienen, gerieth in ein Unglück, das ihn dem völligen Untergang nahe brachte. Der verehrungswürdige Oront opferte ſein Vermögen auf, um ſeinen unglücklichen Freund zu retten. Er rettete ihn, und ſetzte ſich ſelbſt allen Folgen des Mangels aus, die ihn um ſo mehr bedroheten, weil Damis auſſer Stande war, ihm wieder zu helfen. Das Unglück, das zuvor nur einen gedrückt hatte, drückte nunmehr beyde mit gleicher Laſt. Denn Damis, dem der Gedanke unerträglich war, daß ſein Freund ſich für ihn unglücklich gemacht hatte, fühlte ſein Unglück gedoppelt; und Oront, ſo großmüthig

er ſich ſelbſt vergeſſen hatte, konte ſeinen Freund nicht leiden ſehen, ohne neue Schmerzen zu fühlen. Dieſe Umſtände, die hundert andere Herzen von ihnen entfernten, brachten das meinige in Bewegung. Mit freudiger Verwunderung ſahe ich zum erſtenmal in ihnen Freunde, die dieſen Namen verdienten. Ich ſahe die Freundſchaft ſelbſt zum erſtenmal. Denn ſie war der Trieb, der meine Bruſt ſchon ſo lange gerührt hatte, und den ich noch niemals hatte erfüllen können. Konte ich ſie ſehen, ohne ihren Genuß zu ſuchen? Ohne zu wünſchen, der Dritte in einer ſo reizenden Verbindung zu werden? Kein Gedanke kam mir eher entgegen, als dieſer, den vielleicht auch meine Leſer empfinden; der Gedanke, mir zween ſolche Freunde durch die Wiederherſtellung ihrer Glücksgüter zu verbinden. Aber ich verwarf ihn, weil ich die Freundſchaft, die ein unſchätzbares Gut iſt, nicht erkaufen wollte. Ich wollte ſie verdienen. Orenten ſuchte ich zuerſt. Ich gewann ſein Vertrauen, und durch ihn das Vertrauen ſeines Freundes. Nun durfte ich ihnen meinen Beyſtand anbieten, ohne ihre Bedenklichkeit zu verletzen. Wie glücklich ward ich, als ſie ihn annahmen! als ſie mir erlaubten, ihnen nützlich zu werden! Meine Laura nahm an meiner Freude Antheil, wie ſie ihn an meinen Wünſchen und an meinen Bemühungen genommen hatte.

Nun wurden meine Tage völlig heiter. Ich glaubte, mein Glück könte nicht mehr vergrößert werden. Aber ich erfuhr doch, daß es noch eines Zuwachſes fähig war. In

einer

einer zahlreichen Geſellſchaft hatte ein Mann, dem ſein Stand ein Anſehen, und ſeine tiefe Verſtellung den Schein der Wahrheitsliebe gab, ſehr nachtheilig von mir geſprochen. Er hatte Umſtände von mir angeführt, die meine Ehre vernichten, und meinen ganzen Character ſchwarz machen konten. Der junge Pheron war in der Geſellſchaft, ein Menſch den ich nur dem Namen nach kannte, und der als ein Eigenſinniger und als ein Spötter bekannt war. Pheron übernahm die Vertheidigung meiner Ehre, und widerlegte die Verläumdung vor den Augen der ganzen Geſellſchaft. Ich erfuhr es, und erſtaunte, bey einem Menſchen ſo viel großmüthige Menſchenliebe zu finden, bey dem ich nach dem Begriff der ganzen Stadt kaum etwas anders als Eigendünkel und Bitterkeit vermuthen konte. Der geleiſtete Dienſt erforderte meine Erkenntlichkeit um ſo viel mehr, da ich gegen das Urtheil, ſo die Welt von mir fället, niemals ganz gleichgültig geweſen bin. Seine Bekanntſchaft war das erſte, das ich ſuchte; und da ich ſchon geneigt war, ihn ohne das Vorurtheil, das wider ihn herrſchte, zu betrachten, ſo entdeckte ich bald unter dem Schein des Eigenſinnes einen Geiſt, der richtigen Grundſätzen folgte, wenn ihnen gleich der Beyfall der Welt fehlte; und unter dem Schein des Spottes, dem noch dazu nur ausgekünſtelte Erzählungen die Bitterkeit angedichtet hatten, ein Herz, das dem Laſter bald lachend, bald ernſthaft die Maske abriß, und zugleich die Menſchen liebte. Ein ſolcher Geiſt mußte mein Freund werden. Er ward es gern, denn er ſuchte ſelbſt die Freundſchaft.

Den vierten Freund bekam ich in der Person des einen von meinen gewesenen Nebenbuhlern. Alceſt war es, der Lauren heimlich geliebt hatte. Ein Misverſtändniß, welches ihre und ſeine Familie ſeit langer Zeit trennte, hatte ihn abgeſchröckt, ſeine Liebe merken zu laſſen. In der Zeit, da er dieſes Hinderniß zu heben ſuchte, hatte ich Lauren, die nicht einmal wußte, daß er ſie liebte, gewonnen. Mein Glück machte mir alle ihre übrigen Verehrer zu heimlichen Feinden; nur Alceſten nicht. Ein guter Begriff, welchen er, ich weiß nicht wodurch, von mir bekommen hatte, trieb ihn an, meine Freundſchaft zu ſuchen. Ich fand ſo viel gute Eigenſchaften an ihm, daß ich mich beglückt ſchätzte, durch ihn die Zahl meiner würdigen Freunde zu vermehren; und Alceſt, der niemals einen ungerechten Wunſch gethan hat, veränderte ſeine vorige Liebe zu Lauren in eine tugendhafte Freundſchaft.

Ein Freund war mir noch von der Vorſehung zugedacht. Ich beſuchte einmal Cleanthen, den gelehrteſten Mann unter allen meinen Mitbürgern, und der auch öffentlich dafür erkannt wurde. Niemand glaubte, daß ſeine Neigungen, die ganz den Wiſſenſchaften geſchenkt zu ſeyn ſchienen, noch eines andern Triebes fähig ſeyn könten. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß unſere Unterredung auf moraliſche Bücher gelenkt wurde, die von der Freundſchafft handelten. Mir war es natürlich, bey dieſer Materie nicht zu ſchweigen. Aber ich kam für Verwunderung auſſer mir, als ich Cleanthen davon mit einem Feuer reden hörte, welches mich

verſi-

verſicherte, daß ſein Herz noch mehr dabey ſprach, als ſeine Wiſſenſchaft. Nach einer ſolchen Entdeckung mußte ich alles verſuchen, was mir einen Freund verſchaffen konte, den ſo viele Eigenſchaften ſchätzbar machten. Ich fand Schwierigkeiten. Seine große Beleſenheit durch eigene Erfahrungen beſtärkt, hatte ihn ſchüchtern gemacht. Er liebte die Menſchen; aber er ſcheuete ſich, ſich einem ins beſondere zu vertrauen. Endlich überwand mein anhaltender Eifer ſeine Furchtſamkeit, und er trat in die Zahl meiner Freunde.

Nun lebe ich vergnügt. Ein Gewiſſen, das frey iſt, weil es in Gott ſeinen Vater weiß; ausgeſuchte Freunde; eine liebenswürdige und eben ſo liebreiche Gattin; und endlich äuſſerliche Umſtände, die zu meiner Bequemlichkeit und zum Dienſt meiner Mitbürger hinreichend ſind, machen mich zum glücklichen Ariſt. Geſegnetes Vorbild der Ewigkeit, wenn man Gott und Menſchen zu Freunden hat!

Ich habe nur eine ſchwache Beſchreibung von meinen Freunden gemacht. Sie ſind es werth, der Welt bekannter zu werden.

Oront verdient den erſten Platz nach dem Alter ſeines Lebens, und nach dem Alter unſerer Freundſchaft. Oront iſt ein lebhafter, ein angenehmer Greis. Seine Jugend war durch Munterkeit, durch Witz und Scherz blühend. Er war in dieſen Jahren, den Jahren der Frölichkeit, ein Dichter. Vielleicht hatte ihn die Liebe ſo gut, als eine angebohrne Fähigkeit dazu gemacht. Denn Oront hat ein zärtliches Herz, und er hatte in jenen Zeiten eine Geliebte,

die noch heute der liebste Innhalt seiner vertraulichen Gespräche ist. Der Zwang ihrer Eltern entriß sie ihm. Oront liebte zu feurig, als daß er mit gelassenen Blicken seine Chloe in fremden Armen hätte sehen können. Um sich selbst, oder wenigstens um diesem empfindlichen Gegenstand zu entfliehen, gieng er auf Reisen, und sein unternehmender Geist führte ihn weit ausser den Schranken gewöhnlicher Reisen. Er hat nicht nur in den Europäischen Reichen alles gesehen, was ein scharfes Auge und eine unermüdete Untersuchung wahrnehmen kan; er hat noch die entferntern Morgenländer durchreiset, und die Merkwürdigkeiten von Constantinopel, von Alkair und von Ispahan sind ihm so bekannt, als was in Paris und in London sehenswürdig ist. Diese Reisen haben seine Einsichten auf einen solchen Grad erhöhet, daß wenig Menschen von den besondern Eigenschaften der Völker so gründlich urtheilen, als Oront. Sie haben noch die glückliche Wirkung in ihn gehabt, die man bey allen Reisenden vermuthen sollte, wenn ihr nicht eine fast allgemeine Erfahrung widerspräche; sie haben ihn noch gesellschaftlicher gemacht, als er zuvor war. Erfahrung und Jahre haben seine Leidenschaften, die vormals feurig waren, weil sie durch ein wallendes Blut erregt wurden, so eingeschränkt, daß sie ihm itzt nur noch zum Vergnügen dienen. Aber seine Lebhaftigkeit ist ihm geblieben, und Oront ist im siebenzigsten Jahre angenehmer, als die meisten Menschen im dreyßigsten. Eine Gutherzigkeit ohne Schranken ist ein wesentlicher Theil seines Characters.

Ele

Sie hat ihm manchesmal geschadet. Aber er hält den Verdruß, die Wirkung seines guten Herzens zehen unwürdigen zugewendet zu haben, nicht für so empfindlich, als ihm das Vergnügen reizend ist, sie einem würdigen mitzutheilen. Noch ein Umstand kan vielleicht seine Gemüthsart vollständig schildern. Chloe ist seit zwanzig Jahren eine Wittwe. Seit dieser Zeit, und so lang ist es beynahe, daß er seine Reisen geendiget hat, hat er sie oft besucht. Er ist ihr bester Freund.

Damis ist kaum zu dem männlichen Alter gekommen. In seinem Gemüth ist viel Schwermuth, und diese macht ihn geneigt, sich in traurige Vorstellungen zu versenken. Gegen das Vergnügen ist er nicht unempfindlich; aber es muß sehr gemäßiget seyn, wenn es ihm nicht die Stacheln der empfindlichsten Traurigkeit zurücklassen soll. Seine Menschenliebe ist unumschränkt; allein sie ist Schuld daran, daß sein Herz so viel leidet, wenn er die Herrschaft des Lasters über die Sterblichen so allgemein ausgebreitet siehet. Jede traurige Erfahrung von dieser Art verschlüsset sein Herz auf lange Zeit vor aller Freude. Dieses hat ihn genöthiget, die Stadt zu fliehen; und wir, seine Freunde haben ihm nicht einmahl davon abrathen dürfen, weil uns seine Gemüthsruhe noch schätzbarer ist, als sein täglicher Umgang. Er ersetzt ihn durch Briefe, und wir besuchen ihn oft. Ein kleines Landgut ist sein Aufenthalt, seit dem ihn Betrug und Gewalt seines geringen Eigenthums beraubt haben.

Pheron, mein dritter Freund gehört unter die Zahl derjenigen, die bey den liebenswürdigsten Eigenschaften das Unglück haben, ihre Achtung bey der Welt dem Vorurtheil aufgeopfert zu sehen. Er ist ein Kenner der menschlichen Herzen, ein unverstellter Freund der Wahrheit, und ein lebhafter Geist. Alle Tugenden werden von ihm verehret, und er ist gegen keine Schwachheiten hart und übermüthig. Was er verfolgen soll, muß ein wirkliches Laster seyn. Wenn er es bestraft, so geschiehet es meistentheils in einem ernsthaften Vortrag. Er bedient sich zwar bisweilen der Satire, aber es ist die feine Satire, die den Fehler, nicht den Menschen bestreitet. Allein er hat von der Natur ein Gesicht bekommen, das mit der Heiterkeit seines Geistes sehr wenig übereinstimmet. Gleichwohl ist dieser zufällige Umstand — denn was ist die Gesichtsbildung eines Menschen, als ein Zufall, in Absicht auf sein Herz? — der Grund des Vorurtheils und des Hasses, den die Welt gegen ihn hegt. Könte Pheron freundlicher aussehen, und sollte auch seine freundliche Mine in der That etwas nichtsbedeutendes seyn, so würde er geliebt werden. Aber weil er nur ein gutes Herz hat, und dabey finster aussiehet, so fliehet man ihn. Sein Scherz selbst, der ihm natürlich und gewiß angenehm ist, muß ein bitterer Spott heissen, weil er ihn nicht mit der lächelnden Mine zieren kan, die so oft für den Scherz selbst gehalten wird. Endlich ist Pheron zwar der gefälligste Mensch von der Welt in allen Stücken, die sein Begriff von der Sittenlehre erlaubt; aber er beurtheilet

die

die Gebräuche der Lebensart zu ſcharf, als daß er ſich denjenigen unterwerfen ſollte, die er nicht mit der wahren Abſicht des Lebens vereinigen kan. Urſache genug ihn zu verachten für alle diejenigen, denen Verdienſte und Aufführung nach der Mode einerley ſind.

Alceſt iſt ein Kriegsmann. Sein Muth, durch Wiſſenſchaften erhöhet, wird von ſeinen eigenen Gefährten ſo hochgeſchätzt, daß ſie den Rang, den er beſitzt, zu gering für ihn halten, ohngeachtet er wirklich nicht gering iſt. Dieſes iſt noch nicht ſeine größte Vollkommenheit. So tapfer Alceſt iſt, ſo ſanftmüthig, ſo menſchlich iſt er auch. Nie hat man ihn wider ſeinen Mitbürger erzürnt, noch weniger übermüthig geſehen. Er vergiebt alle Beleidigungen, und er vergiebt ſie mit Freuden. Nur die Beleidigungen nicht, die dem Vaterland wiederfahren. Wider dieſe allein iſt ſein Schwerd zur Rache beſtimmt. Unter ſeinen Mitbürgern aber lebt er als einer, den gleiche Rechte mit ihnen verbinden. Er glaubt, daß die Geſetze allen Gliedern des Staats, und vornehmlich auch denen geſchrieben ſind, die für das Vaterland und für die Geſetze ſtreiten ſollen. Dabey iſt er mitleidig. Der Arme, der ihn ſucht, findet in ihm niemals einen ſtolzen Wohlthäter, der ſeinem Geſchenke durch Wort und Gebärde ein beſchwerliches Anſehen gibt; er findet in ihm einen Freund, einen Bruder, der mit einer Hand gibt, und mit der andern Mitleidsthränen abwiſcht. Ich habe es ſchon gemeldet, daß Alceſt Lauren geliebt hat. Er fühlte ſeinen Verluſt ſchmerzlich, und es fehlte nicht an Leuten,

die

die ihn anreitzten, ſich, wie das Vorurtheil redet, an mir zu rächen. Ich muß die Anwort, die er ihnen gab, in ſeinen eigenen Ausdrücken anführen. Meine Wünſche Lauren zu beſitzen, waren aufrichtig, aber ſie geben mir keinen gegründeten Anſpruch an ihre Perſon; denn ſie hatte ſie noch nicht angenommen. Ihr Verluſt wird mir, ſo lange ich lebe, empfindlich ſeyn; aber gibt er mir ein Recht, denjenigen zu beleidigen, den ſie erwählt hat? Einen Menſchen deswegen verfolgen, weil er glücklicher iſt, als ich, iſt nichts anders als die Vorſehung beſtreiten wollen. Dieſes war ihm noch nicht genug zur Großmuth. Er wollte mein Freund werden, und ſeine Tugend konte mir ſo wenig gleichgültig, als unbekannt bleiben. Endlich habe ich und meine Laura das Vergnügen gehabt, zwiſchen ihm und einer jungen Anverwandtin von ihr ein glückliches Bündniß zu ſtiften, welches in kurzer Zeit vollzogen werden ſoll. Alceſt ſagt oft ſcherzend zu ſeiner Chloris, daß ſie ihrer Aehnlichkeit mit Lauren die erſten Regungen ſeiner Liebe zu danken hätte.

Cleanths Character iſt ſchon zum Theil erzählt worden. Seine Wiſſenſchafften ſind weitläuftig, und noch gründlicher, als ſie weitläuftig ſind. Er ſucht ſie den Augen anderer Menſchen zu verbergen, weil er ſo gar den kleinſten Schein des Hochmuths verabſcheuet; aber ſie ſind zu groß, als daß ſie unerkannt bleiben könten. Dieſe Achtung ſelbſt iſt ihm in den Augen der Welt nachtheilig. Man hält ihn für einen Sonderling, weil es faſt alle groſſe Gelehrte

ſind;

ſind; und er iſt nichts weniger, als ein Sonderling. Man hält ihn für einen Feind von allen Geſellſchaften; und er iſt es nur von denen, die zu Verläumdungen oder Thorheiten beſtimmt ſind. In den Zuſammenkünften vertrauter Freundſchaft iſt niemand aufgeweckter und ſo gar ſcherzhafter, als Cleanth. Man hält ihn für unempfindlich, weil man ſich einbildet, ſeine Beſchäfftigungen lieſſen ihn nicht an die Bedürfniſſe ſeiner Nebenmenſchen denken; aber ſeine Seele iſt zärtlich, und er hält keine Stunden für beſſer angewendet, als die er den Ausübungen der Menſchenliebe widmet.

Mit dieſen Freunden lebe ich. Jeder Tag ſiehet einige von uns verſammlet. Damis allein beſucht uns ſelten. Wir aber reiſen faſt wöchentlich zu ihm; und wenn ich auf meinem Landgute bin, welches nicht weit von ſeiner Wohnung iſt, ſo verläßt er mich keinen Augenblick. Seine Briefe erſetzen das übrige, und wir haben uns alle ein Geſetz daraus gemacht, ſie einander mitzutheilen.

Vor einiger Zeit ſchrieb er mir eine Betrachtung über die Abnahme der Freundſchaft unter den Menſchen. Er äuſſerte den Wunſch, daß dieſe Pflicht, die zur Glückſeligkeit unſers Lebens beſtimmt iſt, unſern Mitbürgern eifriger möchte angeprieſen werden. Cleanth war nach ſeiner Neigung die Wiſſenſchaften nützlich zu machen, der erſte, den dieſer Wunſch rührte. Er erklärte es für ein Werk, das unſerm gemeinſchaftlichen Triebe und unſerer Geſellſchaft würdig ſeyn würde, wenn wir die Welt, die keine Pflicht

für

für geringer hält, als die Freundschaft, aus ihrer Schlafsucht erwecken könten. Alle gaben ihm Beyfall, und wir beschlossen, unsere Verbindung, die uns glücklich macht, der Welt dadurch nützlich zu machen, daß wir das menschliche Herz in Rücksicht auf die Freundschaft zu bessern suchen wollten. Keine Art des Vortrags hat uns dazu vortheilhafter geschienen, als eine Wochenschrift. Wir haben es alle bemerkt, daß dieses der herrschende Geschmack ist. Wahrheiten, die in unsern Zeiten einen Eindruck in die Gemüther machen sollen, müssen so vorgetragen werden, daß man dem Vergnügen und dem Witz schmeichelt, um das Herz zu rühren. Wir machen itzt den Anfang zu unserer Arbeit. Mich hat das Loos getroffen, uns mit der Welt bekannt zu machen. Ich habe dieses nicht besser auszuführen gewußt, als daß ich sie mit uns bekannt machte. Von unsern Arbeiten kan ich nicht mehr versprechen, als daß sie die Sittenlehre — denn es ist kein Theil der Sittenlehre, der nicht mit der Freundschaft in Verbindung stehen sollte — nach reinen Grundsätzen vortragen werden. Die Einsichten der Vernunft, und die höhern Lehren der Religion werden mit gleichem Recht den Stoff dazu darreichen. Wir werden bald in einem ernsthaften Vortrag, bald in Bildern reden. Wir wissen unsern Mitbürgern — und wir leben ja zum Dienst unserer Mitbürger — kein würdigers Geschenk zu machen, als den Trieb der Freundschaft. Sie ist unter allen zeitlichen Gütern das einzige, das uns keine List, keine Gewalt rauben kan, wenn wir

es

es gehörig gebrauchen; ſie iſt vielleicht das einzige von allen, das mit uns in die Ewigkeit übergehet. Der Werth und die Aufnahme unſerer Ausarbeitungen iſt ungewiß; aber für die Reinigkeit unſerer Abſichten können wir zuverſichtlich ſprechen. Wir werden uns und unſere freundſchaftlichen Bemühungen glücklich preiſen, wenn ihre Frucht unſerm Endzweck nur in demjenigen Verhältniß gleich kommen wird, welches das Maas unſerer Kräfte verſprechen kan.

F. Ariſt.

Zweytes Stück.

Der Nachruhm lobt nicht nur das Gute;
Er ſchreibt die Zaaheit bey dem Muthe,
Die Tugend bey den Laſtern ein.

Haller.

Die Begierde nach dem Tode bekannt zu ſeyn, und noch von unſern Nachkommen mit einer gewiſſen Art von Ehrerbietung genennt zu werden, iſt ein Fehler, den man meiſtens Schriftſtellern zuſchreibt. Ich aber halte dieſen Trieb faſt für allgemein, und Leute, denen man es am wenigſten zutrauen ſollte, fühlen ihn heimlich. Sollte er nicht in der Natur ſelbſt verborgen ſeyn? Selbſt Menſchen die wünſchen ſollten, daß man ſie vergäſſe, zeigen noch eine gewiſſe Begierde zu dem Nachruhm an; ein

jeder bauet ſich eine Art der Ewigkeit in ſeinen Gedanken auf, und hoffet ſie zu erlangen.

Herr von Ahnenſtolz glaubt, daß ſeine hochadelichen Nachkommen nach dreyhundert Jahren für Freude auſſer ſich kommen werden, wenn ſie in ihrem Stammbaum finden, daß im Jahr 1754. der Reichsfreyhochwohlgebohrne Herr Adam Nathanael von Ahnenſtolz gelebt hat. Dieſes iſt alles, was die Nachwelt wird von ihm zu ſagen wiſſen, und es iſt auch alles, was man itzt zu ſeinem Lobe ſagen kan.

Herr von Windſpiel hingegen glaubt ein ewiges Angedenken durch die Hirſchgeweyhe zu erlangen, die er in ſeinem Schloſſe hat an alle Wände hängen laſſen. Sein Nahme vnd der Tag, an dem der Hirſch gefangen worden, ſteht mit goldenen Buchſtaben darunter geſchrieben. Nun kan er ruhig ſterben; er hat ein Denkmahl hinterlaſſen, das ſeiner würdig iſt.

Sollten auch Stutzer, als diejenigen Geſchöpfe, die am allerwenigſten an das künftige denken, nach dem Nachruhm ſtreben? Ja. Herr Sackſpiegel glaubt wohl der Mühe werth zu ſeyn, künftig genannt zu werden. Er glaubt, daß Romanenſchreiber ſeine verliebten Abentheuer beſchreiben werden. Er hat nicht ganz die Hoffnung verlohren, daß nicht einmahl in eine Sackſpiegeliana ſeine witzigen Einfälle ſollten geſammlet werden. Sein Porträt wird der Nachwelt zeigen, wie ſchön ſeine Haare aufgerollt geweſen; und in allen Poſthäuſern auf der Straſſe von Pa-

ris

ris nach M. M. steht sein Nahme an den Fensterscheiben geschrieben, um allen künftigen Reisenden zu zeigen, daß Herr Sackspiegel hier durchgereist, und was das vornehmste ist, daß er einen Demant gehabt habe.

Ich wollte darauf wetten, Frau Spielteller hofft, daß nach ihrem Tode die ganze Stadt traurig seyn wird. Warum? So eine gute Tänzerin wird nicht leicht mehr gebohren werden; kein Mädgen wußte ein Schminkpflästergen so geschickt aufzulegen. Ihre Nachkommen werden sagen; so gut spielt niemand Quadrille mehr, als unsere Frau Großmama.

Die heilige Frau Frommstolzin glaubt sich ein ewiges Angedenken in der Welt und in dem Himmel gestiftet zu haben, weil sie die Kirche mit einem reichgestickten Altartuche beschenkt hat, auf welchem ihr Nahme mit grossen Buchstaben gestickt ist. Sie schimpft auf alle Leute, die nicht fleißig in die Kirche gehen; nicht aus Eifer für die Religion: nein, sie will haben, daß man ihr Altartuch bewundern soll.

Herr Judenzins glaubt, nach seinem Tode sollen die Nachkommen ihn mit einem heimlichen Neide den reichen Herrn Judenzins nennen: seine Erben sollen sagen, das war ein häußlicher Mann, der auf das Zukünftige sahe; er aß sich niemahls satt, um eine Tonne Gold zusammen zu sparen; der arme Mann! er hat es schlimm in der Welt gehabt, bis er so viel erworben hat! Dieses glaubt Judenzins. Wenn er wüßte, daß ihn seine Erben einen Narren

nennen, und das Geld das er erſpahret hat, frölich verſchwenden werden; ſo würde er aus dem Grabe aufſtehen, um ihnen die Augen auszukratzen.

Herr Doctor Todesbothe ſchreibt ſeine Recepte oft in der Abſicht durch Purganzen ewig zu werden. Die Liebe zu dem Nachruhm treibt ihn an, allerhand an ſeinen Kranken zu verſuchen. Die, die unter ſeinen Händen ſterben, ſterben für die Nachwelt; er opfert ſie dem gemeinen Beſten auf. Wenn er aber von ohngefehr zween Kranken das Leben durch ein beſonders Mittel gerettet zu haben glaubt, dann iſt ſein Ruhm unſterblich; dann kömmt er gar in die Zeitungen, und iſt ſo ewig als ſie.

Was treibt den fleißigen Rechtsgelehrten, Herrn Rechtslinks, ſein Leben zu einem beſtändigen Protokoll zu machen? Der Geldgeitz vermuthlich? Das iſt doch ſeine herrſchende Leidenſchaft. Nein. Auch die Begierde des Nachruhms iſt [illegible]len Schuld daran. Er hofft in den Regiſtraturen, in den Akten ewig zu ſeyn: ſeine Nachkommen ſollen ſagen, Herr Rechtslinks war ein arbeitſamer Mann, wie wir aus ſeinen Dokumenten ſehen können; er hat einen Proceß mit der größten Geſchicklichkeit funfzig Jahre lang verzögert.

Kein Dichter iſt ſo ſchlecht, daß er nicht in ſeinem Gewiſſen überzeugt ſeyn ſollte, daß ihn die Nachwelt für einen groſſen Mann halten wird. Herr Schlafſucht iſt auf zwölf Gedichte ſtolz, die er Anakreontiſche Oden nennt, weil in allen zwölfen nur ein einziger Gedanke iſt. Einige

Dich-

Dichter glauben ewig zu werden, weil ſie die Reime verbannet haben, um den Verſtand deſtomehr zu erheben; andere ſind ſtolz, weil ſie rein reimen, und ſich um die Gedanken nicht viel bekümmern. Herr Schlafſucht hofft auf die Nachwelt zu kommen, weil ſeine Schriften zugleich ohne Reim und ohne Verſtand ſind.

Herr Peſcennius Hekatombe hofft auf künftige Ehrenſäulen, weil er zwölf Bände in Folio über den Kopfputz der Prinzeßin Julia, einer Tochter des Titus geſchrieben hat. Ein guter Schriftſteller iſt nicht halb ſo gewiß, auf die Nachwelt zu kommen, als ein Träumer. Die griechiſchen Helden, die ſich für ihr Vaterland aufopferten, waren gewiß nicht ſo ſtolz als Menzel, wenn er ein Dorf geplündert hatte.

Herr Flaſchenkeller ſagte mir neulich; wenn ich einmal todt ſeyn werde, ſo wird niemand mehr leben, der ſo ein redliches teutſches Herz hat, als ich; unſere jungen Leute ſind zum Theil ganz aus der Art geſchlagen, ſie wollen nicht mehr trinken, und wie kan man in der Welt fortkommen, ohne das zu können? Ich verzeihe Herrn Flaſchenkeller ſeine Hofnung nach ſeinem Tode noch als ein Muſter der Trinker angeführt zu werden; es wäre unbarmherzig, ihm dieſes zu misgönnen. Er hat endlich ſeinen Nahmen auf einen ſilbernen Becher ſtechen laſſen, mit einer Umſchrift, welche beweiſet, daß er ihn in einem Tage dreißigmal ausgetrunken hat. Sein Nahme muß auf die Nachwelt kommen; es kan nicht anders ſeyn.

Ein Kaufmann, der in seinen Handelsbüchern ewig zu seyn glaubt, lacht den Philosophen den Herrn Barbara Celarent aus: nach seinem Tode wird man gewiß sagen, daß bey niemand so gute Waaren zu finden sind, als sonst bey Herrn Extrafein. Der Philosoph Herr Barbara Celarent hingegen hält alle Leute für kleine Geister, die ihn nicht für den achten Weisen halten wollen, und die nicht mit ihm glauben, daß die Weißheit aller Völker in x † z steckt.

Wer ist, der nicht glaubt nach seinem Tode berühmt zu seyn? Neulich hörte ich einen Kartenmahler sagen, daß man lange Zeit nach seinem Todte an ihn denken würde, weil er eine neue Art erfunden hätte, den Treßbuben zu illuminiren.

Ich habe schon Beyspiele genug angeführt; noch eines bleibt mir übrig. Ich hörte jüngst meinen Schneider klagen, daß ein junger Herr, der bey ihm arbeiten zu lassen gewohnt war, einem andern Schneider Arbeit gegeben hätte. Ja, sagte er, so gieng es meinem Vater auch: so lang er lebte, wollte ihm kein Mensch etwas zu arbeiten geben; so bald er aber todt war, sagte man, so gut hat doch niemand eine Weste zuschneiden können, als Meister Krebsscheere. Je nun, wenn ich todt seyn werde, wird es auch so heissen; sie werden hier keinen Meister wieder bekommen, der in Paris gewesen ist, und der ein Kleid so geschickt auszusteiffen weiß. Meister Krebsscheere hat Recht. Warum sollte er nicht auch die Erlaubnis haben zu glauben,

daß

daß sein Nahme noch nach seinem Tode mit Ruhm wird genannt werden? Mancher Schriftsteller bauet seine Ewigkeit auf einen eben so schlechten Grund.

Ein anderer Beweiß der unsinnigen Liebe der meisten Menschen zu dem Nachruhm sind die meisten Leichengedichte, und hauptsächlich die Grabschriften. Man lobet die Verstorbenen heut zu Tage so unverschämt darinnen, daß entweder unsere Nachkommen glauben müssen, daß wir alle Heilige, Helden und grosse Männer gewesen sind, oder sie müssen uns auf das äusserste lächerlich machen.

Der wahre Nachruhm ist von allen diesen Thorheiten weit unterschieden. Ein redlicher Mann, ein wirklich guter Schriftsteller sorgt dafür, sich des Nachruhms werth zu machen; er sorgt dafür, seinen Nebenmenschen, wenn es möglich ist, auch noch nach seinem Tode zu dienen, ohne sich zu bekümmern, ob sie ihm für seine Mühe danken werden.

Der Nachruhm, den ich und meine Freunde suchen, bestehet bloß in dem Nahmen eines Freundes. Wenn man einst von uns sagt, daß wir wahre Freunde waren, so giebt man uns die größte Lobeserhebung. Unsere Freundschaft schränkt sich nicht bloß auf uns selbst ein; alle unsere Leser, alle Menschen sind unsere Freunde. Diese Blätter mögen immerhin das fast allgemeine Schicksal der Wochenblätter erfahren; unser Nahme sey immerhin der Nachwelt unbekannt. Er wird es seyn. Wir sind nicht stolz genug, etwas anderes zu hoffen. Wir haben es auch un-

tereinander ausgemacht; kein Leichengedicht, keine Grabschrift soll uns ewig machen. Ein gemeinschaftliches Grab, ohne Zierrathen, ohne Wappenschilder soll uns alle umschliessen, und an der Thüre der Gruft, in welcher wir liegen werden, sollen nur die Worte stehen: Hier ruhen Freunde.

E. Pheron.

Es sind uns einige Briefe zugesendet worden, die wir hier einrucken und öffentlich beantworten wollen, ohngeachtet sie nicht alle sehr vortheilhaft für uns sind.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren.

Ich hoffe Sie sollen meinen Brief noch zeitig genug erhalten, um über ihr Vorhaben reiflich nachdenken zu können; und vielleicht erspare ich ihrem Verleger die Kosten, und ihren Lesern den Verdruß, Sie zu lesen. Sie wollen eine Wochenschrift schreiben, Meine Herren. Wissen sie wohl, was eine Wochenschrift zu bedeuten hat! Sie haben vermuthlich irgendwo gelesen, daß sich der Englische Zuschauer einen ewigen Ruhm erworben hat; und Sie haben sich ganz unbarmherzig vorgenommen, den Steele und den Addison abzustechen. Eine mittelmäßige Wochenschrift ist das elendeste Buch von der Welt. Haben wir denn in Teutschland nicht

der-

dergleichen Schriften ohnedem genug? Die teutschen Schriftsteller haben sonst den Ruhm gehabt, gründlich zu denken. Jzt, da sie artig denken wollen, werden sie noch allen Ländern zum Gespötte werden. Unsere Schriftsteller wollen mit Gewalt witzig seyn; wenn sie doch nur zuerst vernünftig wären! Und wer wird ihre Wochenschrift lesen, meine Herren? Leute die gesetzt denken? Gewiß nicht. Diese werden sich nicht mit solchen Kleinigkeiten beschäftigen. Schreiben sie etwa für junge Herren, oder für das Frauenzimmer, so kan ich Sie versichern, daß die ersten Sie nicht lesen werden, wenn Sie nicht schlüpfrige Liebesgeschichten in ihr Wochenblatt setzen; und das wird doch, wie ich hoffe, ihre Absicht nicht seyn. Wenn Sie für das Frauenzimmer haben schreiben wollen, so hätten Sie ihr Blatt lieber den Liebhaber als den Freund nennen sollen. Man sieht nur allzusehr, wie wenige Personen von diesem reitzenden Geschlecht zu der Freundschaft fähig sind. Soll ich Jhnen einen guten Rath geben, so hören Sie auf zu schreiben; und wenn Sie ja schreiben wollen, so schreiben sie kein Wochenblatt. Dieses ist die gefährlichste Art der Schriften. Wenn Sie nicht scherzhaft und satirisch sind, so wird man ihr Blatt nicht lesen, oder doch darüber einschlafen. Sind Sie es, so wird jedermann sich getroffen finden, und auf ihre Schrift schmälen. Und was für eine Ehre hoffen Sie durch ein Wochenblatt zu erwerben? Jst nicht der Ruhm eine Eitelkeit, eine Thorheit? Jch sehe schon zum voraus, daß Sie nicht von ihrem Vorsatze ab-

lassen werden. Die Schreibsucht ist eine Krankheit; die nicht zu heilen ist. Ich will ihnen bisweilen einige Blätter ausfüllen helfen, und meine Aufsätze werden Ihnen gründlich denkende Leute zu Freunden machen. Ich bin schon einigermassen in der gelehrten Welt bekannt. Aber folgen Sie mir; schreiben Sie kein Wochenblat. Ich bin

Ihr Diener

Johannes Trophonius.

Wir müssen in ein paar Zeilen auf diesen Brief antworworten. Er ist zu spät gekommen, um uns von unserm Vorhaben abzuhalten; und das erste Stück ist schon gedruckt. Wir danken dem Herrn Trophonius sehr für seine Lehren. Es ist uns viel Ehre, daß er unser Mitarbeiter werden will. Wir sagen es noch einmahl, daß wir keine Ehre verlangen. Herr Trophonius sagt es auch; aber wir wissen nicht, ob seine Predigt sehr aufrichtig ist. Uns wenigstens scheint er mehr nach Ruhm zu streben, als alle die Originale, die wir in diesem Stück abgeschildert haben. Wir hoffen in unsern Scherzen niemand zu beleidigen. Da wir nur die Thorheiten der Menschen angreifen, ohne jemahls auf eine gewisse Person ein besonderes Absehen zu haben, so fürchten wir uns nicht, daß man uns eine anzügliche Art zu schreiben Schuld geben könne. Wir werden die Fehler aller Stände abschildern, ohne deswegen sie zu verachten. Wir wünschen allen Lesern zu gefallen; und sehen wir, daß dieses nicht möglich ist, so ge-

ben

ben wir uns zu frieden. Vielleicht kan mitten im Scherz unser Wochenblatt bisweilen zu einem vernünftigen Gedanken Anlaß geben, und dieses ist uns genug.

Hier ist noch ein Brief.

Meine Herren.

Ich habe mit der größten Freude gehört, daß sich einige Leute hier finden, die sich unterfangen, den hiesigen Geschmack durch eine Wochenschrift zu bessern. Ich bin auch allezeit ein Freund der schönen Wissenschaften gewesen. Ich habe einen ganzen Band Gedichte fertig liegen. Nur hat sich kein Verleger d[illegible]nden wollen. Ich schicke Ihnen hier einen Versuch von meinen Poetischen Schriften, der etwan zwölf Bögen stark seyn wird; ich glaube, daß er einen Platz in ihrer Wochenschrift verdient. Wenn ich sie genauer kennte, so würde ich mir die Ehre ausbitten, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden; denn ich hofte Ihnen keine Schande zu machen, und ich hätte schon längst gerne der Welt mit meinen Schriften dienen mögen.

Ich bin Ihr ergebenster

Adam Reimefrüh.

Wir sind dem Herrn Adam Reimefrüh sehr verbunden. Aber es ist uns unmöglich, seine zwölf Bögen voll Gedichte in dieses Wochenblatt zu rücken. Wir wollen gar nicht den Geschmack bessern. Nur das Herz unserer Leser wer-

den

den wir zu bessern suchen. Wir bitten den Herrn Reimefrüh, seine Gedichte noch einige Jahre liegen zu lassen, bis sie reifer werden, und den bittern Nachgeschmack einer unreifen Frucht verlieren. Vielleicht werden alsdenn die Gedanken, die itzt in zwölf Bögen stehen, auf einem halben Platz haben; und alsdenn sind wir willig, sie einzurücken. Indessen wollen wir hier ein Lied einrücken, das uns von einem Unbekannten zugeschickt worden ist, den wir bitten, uns öfters auszuhelfen. Dieses Lied hat uns den ersten Gedanken zu dem vorhergehenden Stück an die Hand gegeben.

Der Ruhm.

Der Weiber zärtliche Verbrechen
Mit Strick und Dolch und Gift zu rächen,
Ist etwas das mir nicht gefällt.
Es ist der Ruhm der alten Welt.
Den Nachbar also zu empfangen;
„Mein Weibchen wartet mit Verlangen.
„Gehn Sie hinein. Auf Wiedersehn —„
Denn zu des Nachbars Frau zu gehn;
Das ist, wie mir die Leute sagen,
Zur Zeit in der man itzo lebt,
Der Ruhm, nach dem in unsern Tagen
Ein Edmann strebt.

Die Augen sittsam niederschlagen,
Und niemals freye Scherze wagen,
Ist etwas das mir nicht gefällt.
Es ist der Ruhm der alten Welt.

Mit Möpsgen und mit Stutzern spielen,
Nach allen Mannspersonen schielen,
Von allen angebetet seyn,
Und jedem Hofnung zu verleyhn;
Das ist, wie mir die Leute sagen,
Zur Zeit in der man itzo lebt,
Der Ruhm, nach dem in unsern Tagen
Ein Mädchen strebt.

Vernünftig, aber wenig schreiben,
Auch bey dem Lob bescheiden bleiben,
Ist etwas das mir nicht gefällt.
Es ist der Ruhm der alten Welt.
Sein Buch mit reich vergoldtem Rücken
In groß Octav gedruckt erblicken,
Und sich vom krit'schen Stolze blähn,
Sich loben, sonsten alles schmähn;
Das ist, wie mir die Leute sagen,
Zur Zeit, in der man itzo lebt,
Der Ruhm, nach dem in unsern Tagen
Ein Autor strebt.

Sich um sein Glück viel Müh zu geben,
Und immer zwischen Sorgen leben,
Ist etwas das mir nicht gefällt.
Es ist der Ruhm der alten Welt.
Versteckt in angenehmen Gründen
Die Schönheit der Natur empfinden,
Fern von der unglückselgen Pracht
Die stolze Reiche traurig macht;
Das ist — mit Unschuldsvollen Sitten,
Die Freyheit, Scherz und Ruh belebt,
Der Ruhm, nach dem in niedern Hütten
Ein Schäfer strebt.

Durch Kummer, Arbeit und Beſchwerden
Der künftgen Welt bekannt zu werden,
Iſt etwas das mir nicht gefällt.
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Vergnügt des Lebens zu genüſſen,
Nichts von des Nachruhms Träumen wiſſen,
Den Menſchen nützen, und dabey
Nicht fragen ob man ewig ſey;
Das Herz der Sterblichen zu heilen,
Das eitler Ruhmſucht Stolz erhebt;
Das iſt der Ruhm, nach dem bisweilen
Ein Weiſer ſtrebt.

Sich allen Jünglingen entziehen,
Die Klugen wie die Narren fliehen,
Iſt etwas das mir nicht gefällt.
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Mir oft mit zärtlich treuen Küſſen
Des Lebens Plagen zu verſüſſen,
Durch ſanftes Lächeln mich erfreun,
Mein Reichthum, Glück und alles ſeyn;
Sich niemals ſcheun für eitlem Scheine,
Da wahre Tugend uns erhebt;
Das iſt der Ruhm, nach dem alleine
Mein Mädchen ſtrebt.

Drittes Stück.

Virtutum amicitia adiutrix a natura data eſt, non vitiorum comes.

CICERO.

Ich höre zuweilen Verehrer der Tugend ſich beklagen, daß ſie nicht ſo glücklich ſind, einen wahren Freund zu beſitzen. Dieſe Klagen ſchmerzen mich. Denn die Freundſchaft iſt beynahe ein unentbehrliches Gut für einen Tugendhaften; und es iſt faſt unmöglich, auf dem Wege der Tugend weit zu kommen, wenn man nicht einen gleichgeſinnten Freund [illegible] Gefährten hat. Aber es befremdet mich au[illegible], daß ich ſo wenige von der groſſen Anzahl [illegible] entweder völlig laſterhaft, oder doch [illegible] der Tugend ſind, über den Mang[illegible]en höre. Die meiſten rühmen ſich de[illegible] Freund zu haben. Selbſt diejenigen, [illegible] Reitz der Freundſchaft am wenigſten empfindl[illegible] reden doch von einigen unter ihren Bekannten, denen ſie dieſen erhabenen Nahmen beylegen. Iſt es möglich, daß Menſchen ohne Tugend ein Glück beſitzen ſollen, welches mit allen Tugenden ſo genau vereiniget iſt? Ein Glück, welches ſo ſelten iſt, daß es ſo gar von Tugendhaften bisweilen vergeblich iſt geſucht worden?

Die

Die Freundschaft ist niemahls eine Wirkung des Lasters. Ihr Zweck ist die Besserung des Herzens, eine vernünftige Ruhe und ein sanftes Vergnügen der Seele. Für einen Lasterhaften sind dieses keine Reitzungen. Er sucht sich nicht zu bessern; denn er kennt, er verlangt sein wahres Glück nicht. Als ein Knecht seiner Leidenschaften, sucht er nur diese zu befriedigen. Entweder beherrscht ihn der verächtliche Geitz, und alsdenn verschlingt er mit begierigen Augen die Reichthümer der ganzen Welt. Wie kan er einen Freund lieben, oder welches eben dieses ist, wie kan er einem Freund sein Glück gönnen, da er kein Glück ausser dem Reichthum kennet, und da er dieses Glück allein besitzen will? Er ist kein Freund. Sein neidischer Eigennutz leidet es nicht. Oder die Wollust ist sein Tiram. Wie kan er eine Vereinigung der Seelen suchen, die ihre Besserung zum Grunde hat, da er [illegible] unglücklichen Werkzeug niederträchtiger [illegible] kan er die erhabenen Vergnügungen [illegible] da seine Triebe weit unter den Tr[illegible] Die Freundschaft ist kein Gut für ihn [illegible] er Ehrgeitz sein Abgott. Alsdenn ist es [illegible], unter andern Menschen, die in Ansehen stehen, mit geachtet zu werden. Er bauet sich in Gedanken einen Thron, von welchem er das ganze menschliche Geschlecht mit Verachtung übersehen will. Er fühlt sich, daß er nicht genug wahre Eigenschaften besitzt, so hoch zu steigen. Also sucht er das Ziel seines unmäßigen Wunsches zu erschleichen. Kein

Laster

Laſter iſt ihm zu ſchwarz, wenn es ihm zu ſeiner Abſicht zu helfen verſpricht. Kan der Ehrgeitzige ein Freund ſeyn? Er kan ſein Glück mit niemand, auch mit keinem Freund theilen. Es wäre kein Glück mehr für ihn, ſo bald es ein anderer nebſt ihm genüſſen ſollte. Er iſt nicht zur Freundſchaft gemacht.

Wenig Ehrgeitzige beſitzen nur die Hälfte von den wirklich groſſen Eigenſchaften, wodurch ſich Pompeius und Cäſar verewiget haben. Aber ſie waren ehrgeitzig; ſie entheiligten alle Pflichten um Herren der Welt zu werden. Sie misbrauchten ihre Eigenſchaften, in welchen ganze Länder ihr Glück hätten finden ſollen, zur Unterdrückung ihres Vaterlandes, zur Verheerung der Welt. Jedermann weiß die ſchädlichen Abſichten ihres Bündniſſes, und ſeinen traurigen Ausgang.

Wie viele Arten von Laſterhaften ſind noch übrig? wie groß iſt ihre Zahl! Die Menſchheit und ein empfindendes Herz erſchrickt dafür. Der Betrüger, der Unbarmherzige, der Verläumder, der Gottesverläugner, alle dieſe Unglückſeelige haben keine Empfindungen der Freundſchaft, denn ſie ſind ohne Tugend. Sie ſind überhaupt nur Untergeordnete der vorigen. Derjenige, der ſich von einem Laſter beherrſchen läßt, iſt allemal zu mehreren fähig. Nachdem es ſeine verwerfliche Abſicht erfodert, wird er alle Geſtalten annehmen können, die ihn von ſeinem Urbild entfernen. Selbſt die Regungen der Menſchlichkeit — denn kein Menſch hat ſie alle verlohren — wirken nicht länger in

ihn, als es seine tyrannische Leidenschaft erlaubt. So bald sie mit dieser streiten, müssen sie weichen.

Harpalus hat seinen Reichthum den ärgsten Lasterthaten zu danken. Er hat sein Vaterland verrathen. Er hat seine Eltern unglücklich gemacht. Er hat eine tugendhafte Gattin beraubt und verlassen. Er genüsset itzt bey den Feinden seines Vaterlandes die Scheingüter, die er auf Kosten seines Gewissens erworben hat. Sollte man glauben, daß Harpalus etwas von der Freundschaft wüßte? Nach seinem Character kan er niemand ausser sich selbst lieben. Gleichwohl steht er mit dem scheinheiligen Euthymus, und mit dem unverschämten Zungendrescher Mendax in einer Vertraulichkeit, die allen Schein der Freundschaft hat. Sie helfen einander nicht nur alle ihre Anschläge erfinden und ausführen; Harpalus überwindet selbst seinen Geitz so weit, daß er seine Vertrauten an seinen Schätzen Antheil nehmen läßt. Euthymus wird von ihm mit wichtigen Geldsummen unterstützt, wenn er sich durch verstellte Liebeswerke zu einem andern Tartüffe macht. Mendax, dem seine verwegenen Betrügereyen oft eine Strafe zugezogen haben, findet in ihm eine sichere Zuflucht. Noch neulich hat ihn Harpalus mit schweren Kosten aus dem Gefängniß befreyet. Kan die Freundschaft weiter gehen? Aber nein. Harpalus hat keine wahren Freunde; er sucht auch keine. Er brauchte nur fremden Beystand zu seinen sträflichen Absichten; und da ihn sein Gewissen von dem Hasse der Tugendhaften überzeugt, so suchte er sich unter

den

den laſterhaften Gehülfen auf. Er fand ſie am Mendax und Euthymus. Den einen machte eine geübte Argliſt, und den andern eine geſchminkte Bosheit ſeiner Vertraulichkeit würdig. Sie beſteht noch theils durch einen fortwährenden Eigennutz, theils durch eine ſklaviſche Nothwendigkeit. Denn keiner von ihnen darf den andern verlaſſen, aus Furcht von ihm verrathen zu werden. Sie wird aber aufhören, ſobald der Eigennutz ſeinen Vortheil nicht mehr bey ihr findet; oder ſobald die Furcht, ſich durch des andern Untergang zugleich zu ſtürzen, unwahrſcheinlich wird. Alsdenn wird derjenige unter ihnen, der den andern zuerſt entbehren kan, ſo wenig durch das Unglück ſeines Vertrauten gerührt werden, daß er vielmehr in demſelben eine neue Beute für ſich ſuchen wird. In einem ſo traurigen Bilde ſchildert ſchon Juvenal ſeine Zeiten;

Quis nunc diligitur, niſi conſcius, et cui fervens
Aeſtuat occultis animus, ſemperque tacendis?
Nil tibi ſe debere putat, nil conferet umquam,
Participem qui te ſecreti fecit honeſti.
Carus erit Verri, qui Verrem tempore quo vult,
Accuſare poteſt.

„Wer wird itzt noch geliebt als derjenige, der unſere ge„heimſten Laſter weiß, und deſſen erhitzte Bruſt von einem „Geheimniß aufwallet, das ewig verſchwiegen werden „muß? Wer dir etwas rechtmäſiges anvertrauet, wird „ſich dir nicht für verbunden halten; du haſt nie eine Ge-

„fälligkeit von ihm zu erwarten. Verres hält blos denje„nigen hoch, der allemal, wenn er will, sein Ankläger „werden kan.

Ich weiß es, daß nur wenige Menschen so vollkommen leibeigene Sklaven des Lasters sind. Das menschliche Geschlecht würde zu sehr leiden, wenn es viele gleich schädliche Mitglieder hätte. Aber auch andere, die zwar minder als Harpalus, aber doch lasterhaft sind, kennen die Freundschaft nicht. Keine Verbindung unter den Sterblichen ist ohne einen gewissen Endzweck. So bald dieser Endzweck nicht von der Tugend bestimmt wird, ist er schädlich. Derjenige, der sich von seinen Pflichten entfernet, sucht nur einen Gehülfen zu verderblichen Unternehmungen; und er liebt ihn nicht. Die Liebe entsteht aus Hochachtung, und Hochachtung setzet Verdienste zum voraus. Er wählt nur einen Gesellschafter, an dem er etwas bemerkt, das seiner herrschenden Leidenschaft schmeicheln kan.

Man kennet den Nahmen des gallsüchtigen Menschenfeindes, Timons. Auch die Ursache seines Menschenhasses ist bekannt. Vernünftig konte sie nicht seyn; denn kein Vernünftiger, noch weniger ein Tugendhafter wird ein Menschenfeind. Er beseufzet die Fehler seiner Mitbürger; aber sie erbittern ihn nicht. Er sucht sie zu bessern. Timon hingegen haßte die Menschen, weil er unter ihnen die natürliche Bestrafung seiner Thorheiten gefunden hatte. Timon war stolz und eitel. Er wollte mit seinen Reichthümern prangen, und durch Verschwendungen Herzen erkaufen.

Er

Er fand Schmeichler und Betrüger, die ſeine Thorheit misbrauchten. Und wen konte er ſonſt finden? kein Kluger, und kein Freund der Tugend liebt einen Sklaven der Eitelkeit, oder einen wollüſtigen Verſchwender. Timon erſchöpfte ſein Vermögen, und ſeine Schmeichler flohen ihn. Durch eine neue Thorheit, die alle ſeine vorigen übertraf, machte er den Schluß, daß alle Menſchen Betrüger ſeyn müßten, weil er an dem Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts Betrüger gefunden hatte. Sein niedriges, ſein böſes Herz offenbarte ſich. Er hielt ſich für beleidigt, und wollte ſich rächen. Da er ſich an ſeinen Beleidigern nicht rächen konte, ſo verſuchte er es, ſeine Rache über alle Menſchen durch einen ewigen Haß, durch bittere Verwünſchungen auszubreiten. Athen verlachte Timons ohnmächtigen Haß; aber es dachte nichts weniger, als daß er noch einen Sterblichen durch den Nahmen ſeines Freundes von den übrigen unterſcheiden würde. Gleichwohl that er es; und ſeine Wahl fiel auf den jungen Alcibiades. Timon ſahe in dem fähigen und unternehmenden Geiſt des Jünglings, der nicht von der Tugend geleitet wurde, das Verderben ſeines Vaterlandes heranwachſen. Sogleich ſchien ihm Alcibiades ein kräftiges Werkzeug ſeiner Rache. Er machte ſich ſelbſt zu ſeinem Vertrauten. Alcibiades hingegen konte Timons verbitterte Rathſchläge zu ſeinen Abſichten gebrauchen, weil dieſer viele Geheimniſſe des Staats wußte. Er ließ ſich alſo ſeine Vertraulichkeit gefallen. Welche Verbindung! Timon machte die Freundſchaft zum Werkzeug der

boshaftigsten Rachsucht; und Alcibiades zum Werkzeug eines verderblichen Ehrgeizes. Sie waren Lasterhafte, und keine Freunde.

Die Unglückseligen, die sich zum Schaden der Tugend vereinigen, vereinigen sich zu ihrem eigenen Verderben. Sie finden ihren Untergang, wo sie ihr Glück zu finden glaubten. Sie reichen zwar einander die Hände, und des einen Eilfertigkeit beschleuniget den Schritt des andern; aber sie führen einander von dem wahren Wege ab. Sie verlieren seine Spur um so vielmehr, weil ein jeder von seinem Irrthum benebelt, den andern zugleich verwirret. Plötzlich fallen sie in den fürchterlichen Abgrund, ohne Rettung; weil ein jeder den andern, der sich an ihn hielt, durch seine eigene Last mit hinunter ziehet.

Nomentanus Würfel und Blasius Pakade haben ihre Vertraulichkeit bey dem Spiel gegründet. Durch gegenseitige Erklärungen sind sie Meister in allen betrüglichen Künsten des Spiels geworden, und sie haben ihre gemeinschaftliche Kasse ziemlich lang auf Kosten des Nächsten und der Ehrlichkeit erhalten. Die Zeit entdeckte endlich ihre niederträchtigen Kunstgriffe. Da niemand mehr mit ihnen spielen wollte, und da sie zu nützlichen Arbeiten ganz unwissend waren, so erschöpften sie ihren Vorrath bald. Sie suchten endlich fremde Länder, aber ihr Schicksal verfolgte sie. Blasius Pakade ward von einem andern Spieler, der ihn über einer Verfälschung der Karten ergriff, beschimpft. Er wollte sich nach den Grundsätzen der falschen

Ehre

Ehre rächen, und ward erſtochen. Sein Gefährte, der ſein Beyſtand in dem Zweykampf geweſen war, mußte deswegen entfliehen. Die Dürftigkeit trieb ihn zu dem Entſchluß, nach einer Amerikaniſchen Pflanzſtadt zu gehen. Das Schiff wurde durch widrigen Wind länger in der See aufgehalten, als die Schiffer vermuthet hatten, und litte Mangel an Lebensmitteln. Nomentanus Würfel hatte weder Geld, noch eine Geſchicklichkeit, die ihn den Schiffsleuten brauchbar machen konte. Sie betrachteten ihn als eine unnütze Laſt, und alſo wollte niemand den Vorrath mit ihm theilen, der kaum noch für ſie ſelbſt zureichend war. Er mußte in dem größten Elend verſchmachten.

Der junge Belair hat, ſeitdem er denken gelernet, oder vielmehr ſeitdem ſeine Sinnen ihre Stärke bekommen haben, keine andere Beſchäftigung gehabt, als ſeine Eitelkeit und ſeine wollüſtigen Neigungen zu vergnügen. Um ſein einziges Verdienſt, ſeine Geſtalt recht zu erhöhen, machte er es zu ſeiner Wiſſenſchaft, die kleinen Künſte der flatternden Thoren, die ſelbſt in Frankreich, ihrem Vaterlande verlacht werden, auf das genaueſte nachzuahmen. Sein Wunſch war, unvorſichtigen Schönen gefährlich, und noch glänzender zu werden, als andere Thoren, die mit ihm um den Preis der Eitelkeit ſtritten. Er brachte es weit darin. In den jugendlichen Verſammlungen, wo anſtatt der Unſchuld und des liebenswürdigen Scherzes eine ausgelaſſene Freude herrſcht, und Thorheit für Witz gehalten wird, war Belair eine Perſon von Anſehen. Doch waren

ſeine Ausſchweifungen mehr ſcheinbare Eitelkeit, als wirkliche Laſter. Eine Schamhaftigkeit die er nicht überwinden konte, ob ſie ihm gleich oft zur Laſt war, hielt ihn meiſtentheils zurück, ſeine Vortheile, die ihm die Unbedachtſamkeit des andern Geſchlechts über ſich gab, zu weit zu treiben. Wäre es dabey geblieben, ſo würde ſich Belair begnüget haben, in den Jahren des Jünglings ein beliebter Geck zu ſeyn, und in den Zeiten des Alters einer von den nichtsbedeutenden Leuten zu werden, die ihr Geld in ſchlummernder Stille verzehren, weil ſie den Verſtand nicht beſitzen, etwas nützliches zu unternehmen, und zu neuen Ausſchweifungen keine Kräfte übrig haben. Aber zu ſeinem Unglück ward er mit dem lärmenden Herrn Großglas bekannt. Großglas war auf viele Meilen umher der Held im Saufen; und ſeine natürliche Unverſchämtheit gab ihm, wenn er vom Wein erhitzt war, den Schein der Munterkeit und des Witzes. Belair lernte von ihm die Kunſt zu trinken. Der Wein befreyete ihn von ſeiner Schamhaftigkeit, dem einzigen Zaum, der ihn noch zurück gehalten hatte. Er ward ſo unverſchämt als ſein Gefährte, und Großglas ſo verliebt als Belair. In kurzer Zeit verwandelten ſich ihre Ausſchweifungen in Laſterthaten. Manche Unſchuld, die nicht mit ſorgfältiger Klugheit bewachet wurde, ward ihr Raub. Betrug und Meineyde waren ihre Werkzeuge; und etliche andere Thoren, die ihnen den Rang in der Thorheit ſtreitig machen wollten, fühlten ihre Gewaltthätigkeit. Endlich mußte Belairs Geſund-

heit,

helt, die er aufs äuſſerſte beſtürmt hatte, unterliegen. Eine ſchmerzhafte Auszehrung war der erſte Lohn ſeiner Laſter. Er ſahe das Leben von ihm fliehen, und war doch nicht in dem Stande, es geruhig zu verlaſſen. Sein Gewiſſen griff ihn an; aber wie ein argliſtiger Feind, der ſeinen Gegner überfällt, wenn er ohne Gegenwehr iſt, und ihm nicht Zeit läßt, ſich zu erholen. Verzweifelnde Klagen, das lezte Verderben der Gottloſen, erfüllten ſein Herz, welches keinen Troſt fühlen konte, weil es den wahren Troſt nicht ſuchte, und nur nach einem Leben ſeufzte, zu dem er nicht mehr fähig war. Ein angſtvoller Tod machte ſeinem zeitlichen Unglück ein Ende, mit fürchterlichen Vorbildern der Zukunft. So unglücklich ward Belair durch ſeine Thorheit, und durch das verführende Beyſpiel eines eben ſo thörichten Freundes. Großglas lebet noch zu ſeiner eigenen Plage. Sein Vermögen iſt verſchwendet, und er iſt gedoppelt unglücklich, weil ihn mit dem Vermögen nicht zugleich die Begierden verlaſſen haben. Er verbirget ſich in die verächtlichſten Winkel, wenn er ſeine Lüſte nach ſeinen jetzigen Umſtänden erſättigen will; und auch daſelbſt findet ihn die Qual. Denn zur Vermehrung ſeiner Strafe iſt ihm ſein ſtolzes Herz überblieben. In dieſer traurigen Geſtalt gehet er denen zum Geſpötte herum, die ſich vormahls von ſeinen falſchen Vorzügen hatten blenden laſſen. Niemand bedauert ihn, als die wenigen empfindlichen Herzen, die das Laſter verabſcheuen, und den Menſchen beklagen. Dieſe allein können Mitleiden

gegen diejenigen empfinden, die die Früchte ihrer Laster tragen.

Unglückliche Menschen, die ihr Glück und ihre Verbindungen nicht auf Tugend gründen! Sie finden ihr Unglück gedoppelt. Sie werden nicht nur unglücklich; sie haben nicht einmal den Trost, einen gleichgesinnten Freund zu besitzen, der einen Theil der Last für sie tragen wollte.

Die Ehre der Natur, der innern Sinnen Glück,
Die wahre Freundschaft ist der Tugend Meisterstück.
Die Neigung, wenn man soll, Ruhm, Güter, Ruh und Leben
Ohn Eigennutz und Zwang für andre hin zu geben,
Die ächte Zärtlichkeit, die immer Lust und Schmerz
Mit andern willig theilt, kömmt in kein schlechtes Herz.

Hagedorn.

Ein Lasterhafter zittert schon bey dem Schein eines Unglücks. Sein Herz sagt es ihm, daß ihn keines treffen kan, das er nicht noch gröſſer verdient hätte; und ein jeder Verbrecher bebet bey dem Anblick seiner Strafe. Wie könte er den Anblick des Unglücks ausstehen, wenn er ihm freywillig entgegen gehen sollte? wenn er es selbst zu seinem Theil erwählen sollte, um seinen Freund davon zu befreyen? Nur die Tugend macht Helden; und der gröſte Heldenmuth wird erfordert, ein Unglück, dem man ausweichen kan, standhaft zu erwarten. Wenn der Tugendhafte leidet, so erfüllet ein göttlicher Trost seine Seele. Er empfindet, aber

nicht

nicht ſolche Schmerzen, die das Herz durchdringen. Denn ſein Leiden iſt ihm keine Strafe. Wenn er aber deswegen leidet, um den Freund ſeines Herzens von einem drückenden Kummer los zu machen; wenn er den Pfeil, der auf des Freundes Bruſt eilt, mit der ſeinigen auffängt; ſo iſt ſein Troſt noch gröſſer. Das Bewuſtſeyn einer Handlung, die ſeiner Erſchaffung würdig iſt; das Bewußtſeyn, einen Unſchuldigen errettet, und einen Freund glücklich gemacht zu haben, erhält ſeinen Muth, und macht ſelbſt das Unglück ohnmächtig. Er erwartet geduldig die Stunde der Hülfe, und ſie kommt; ſie bringt ihm mehr Segen zurück, als er zuvor hatte. So iſt der Laſterhafte nicht. Die Wege der Vorſehung zeigen ihm nicht die Spuren eines vorſichtig liebenden Vaters, der ſein Kind zur Beſſerung prüfet; er entdeckt in ihnen nur einen rechtmäßig erzürnten Herrn, und in ſich einen ſtrafwürdigen Sklaven. Kein Sklave, der ſich ſelbſt eines Verbrechens bewußt iſt, bietet ſeinen Rücken freywillig dar, um die Streiche, die ſeinem Mitknecht zuerkannt ſind, für ihn auszuhalten. Er fliehet die Strafe, und alles was ihr ähnlich iſt. Eben ſo fliehet der Laſterhafte zaghaft zurück, wenn er ein Unglück nur in der Ferne gewahr wird. Er überläßt ſeinen Gefährten dem ſtrafenden Schickſal, und eilet blos ſein eigenes Haupt vor dem Gewitter zu verbergen.

Kömmt es endlich ſo weit, daß er ſein Leben für das Leben ſeines Freundes wagen ſoll, ſo findet er in ſich nicht einen einzigen Bewegungsgrund dazu. So wenig er es

der Pflicht und der Religion aufopfern wird, eben so wenig kan er es der Freundschaft aufopfern. Mit seinem Leben beschlüsset sich sein ganzes Vergnügen. Nichts kan seine Furcht vor dem Tode überwinden, als die Verzweifelung, oder eine ihr ähnliche Tollkühnheit. Kein Entschluß, der aus edlen Grundsätzen gefaßt ist, hat so viel Gewalt über ihn.

Diese Betrachtung erinnert mich an eine noch ungedruckte Fabel des Morgenländischen Weisen, Pilpai.

Ein Panther und ein Luchs hatten sich vereinigt, getreue Freunde zu seyn, und Gefahr und Beute mit einander zu theilen. Sie beraubten miteinander die Heerden, und verzehrten ihren Raub gemeinschaftlich. An einem Tage, da sie ein paar zarte Lämmer frassen, hörten sie die Stimme der Jäger. Plötzlich entflohen sie beyde auf verschiedenen Wegen. Am andern Morgen kamen sie hungerig und misvergnügt wieder zusammen. Wohin flohest du gestern? fragte der Panther den Luchs. Dieser antwortete, die Stimme der Jäger ist mir unerträglich. Ich konte an nichts als an die Flucht denken, als ich sie hörte. Und was waren deine Gedanken? Eben dieselbigen, sprach der Panther. Aber kaum konte ich entfliehen. Die Jäger kamen von der Seite, die du verlassen hattest, so nahe an mich, daß ich mich schon für verlohren hielt. Deine Flucht hat mich in die Gefahr gestürzt. Ich hatte dir mehr Muth zugetrauet. Der Luchs verantwortete sich dadurch, daß er dem Panther gleiche Vorwürfe machte. Sie geriethen in einen hitzigen Wortwechsel. Endlich kam ein Fuchs

dazu.

dazu. Dieser soll unser Schiedsrichter seyn, riefen beyde. Sie erzählten dem Fuchs ihren Zwist, und er antwortete mit einer bedenklichen Mine, indem er einen nach dem andern anschielte; euer Streit ist schwer zu entscheiden. Welcher von beyden ist der stärkste? Darauf kömmt die Entscheidung an. Kaum hatte er ausgeredet, so fielen die zween Freunde einander wütend an. Der Panther erwürgte den Luchs; aber er war selbst so verwundet worden, daß er wenig Augenblicke hernach den Geist aufgab. Der Fuchs lachte, wie er beyde todt vor sich liegen sah, und sprach; die Thoren stritten über die Vorrechte der Freundschaft, und sie hatten beyde keine Freundschaft im Herzen. Wie froh bin ich, daß sie einander selbst gestürzt haben! Wären sie einig gewesen, so hätte ich vielleicht gleich andern Thieren ihr Raub werden müssen. Dies ist das Ende von dem Bündniß der Lasterhaften.

T. Damis.

Viertes Stück.

Virtus est medium vitiorum, et vtrimque reductum.

HORAT.

Wir waren unter uns ganz unentschlossen, und konten, so kurze Zeit es auch ist, daß wir zu schreiben angefangen haben, nicht einig werden, womit wir heute unsere Leser unterhal-

terhalten wollten. Ich wollte anfangs einen Brief an meine Chloe drucken laſſen. Damis hatte in ſeiner Einſamkeit auf dem Lande einige ganz ſchwermüthige Gedichte geſchrieben. Die Stimmen waren getheilt. Aber ein Verſuch einer Ueberſetzung eines türkiſchen Buches, das ich aus Conſtantinopel mitgebracht habe, erhielt endlich den Beyfall meiner Freunde. Der Verfaſſer der Schrift, die wir unſern Leſern heute vorlegen, iſt erſt ſeit einiger Zeit geſtorben. Er hieß Achmet, und hatte ſich lange Zeit in Teutſchland und Italien aufgehalten. Der türkiſche Name des Buches iſt Bilbiliſtan oder das Thal der Nachtigallen; und es ſcheint eine Nachahmung des Perſianiſchen Roſenthals des Scheik Sadi zu ſeyn. Ich mache mit der Ueberſetzung des erſten Buches den Anfang. Gefällt meinen Leſern der türkiſche Geſchmack, ſo werde ich mit dem größten Eifer fortfahren.

Bilbiliſtan,

Erſte Abtheilung

oder

Schreiben des Achmets, eines Sohns Solimans an den jungen Hall, Ibrahims Sohn.

Dem jungen Hall, einem Sohn Ibrahims, wünſchet Achmet, Solimans Sohn ſich ſelbſt allezeit glücklich zu glauben; denn dieſes iſt das größte Glück, das Sterbliche

genüſſen

genüssen können, und niemand kan sich allezeit glücklich glauben, der nicht ein gutes Gewissen hat.

Die Freundschaft hat unsere Herzen mit ihrem dauerhaftesten Bande verknüpft, o Hali! Nur wenige Herzen sind zur Freundschaft gemacht. Freue dich, daß du fähig bist, ein Freund zu seyn. Meine Tage gleichen itzt den Wintertagen; sie sind finster, und werden sich bald in die ewige Nacht verlieren. In meinem Leben kan ich dir nun wenig nützen; aber nach meinem Tode soll dir mein Angedenken noch angenehm und nützlich seyn. Ich habe viel ausgestanden. Lange war ich ein Knecht der unglaubigen Christen. Doch gesegnet sey diese Knechtschaft; sie hat mein Herz, das vielleicht sich im Glück hätte auf Abwege verleiten lassen, tugendhaft gemacht. Wenn dich das Glück die Tugend vergessen lehret, o Hali, so mache dich der Himmel unglücklich! das ist der Wunsch deines Freundes.

Nimm dieses Schreiben als ein Geschenk meiner Freundschaft hin. Du bist noch nicht unglücklich genug gewesen, um die Welt zu kennen. Glaube, daß ich dir die Wahrheit von allem zu schreiben willens bin; aber glaube nicht, daß ich sie allenthalben gefunden habe. Ich bin ein Mensch, und also geneigt, mich selbst zu betrügen.

Thoren wissen kein Mittel zwischen Spott und Lobeserhebung. Glaube du nicht, daß ich ganz zu verachten sey; aber hüte dich, mich für untrüglich zu halten.

Ein weiser Mann findet ein wolgebildetes Mädgen schön. Einer, der gern für weise gehalten seyn will, weil

er ſchwermüthig und mürriſch iſt, ſagt ſie iſt häßlich, und kan keine empfindende Seele rühren. Ihr Liebhaber hingegen vergleicht ſie mit den Sternen am Himmel, und zieht ſie den Reitzungen der ewigen Houris im Paradieſe vor.

Eben ſo fühlt ein Weiſer die Schönheiten und die Fehler einer Schrift; und einer, der da weiſe ſcheinen will, fühlt nur die Fehler. Ein Thor aber ruft entweder Caramat, Caramat, ein Wunder, ein Wunder! *) oder er ſagt, hinweg damit in das Feuer.

Als ich unter den Unglaubigen war, habe ich dieſen Fehler an vielen, die ſich klug glaubten, wahrgenommen. Es iſt allezeit ein Zeichen einer ſchwachen Seele, etwas mit Uebermaſe zu erheben, oder zu tadeln.

In keiner Sache iſt die Uebermaſe gut, nicht einmal in der Tugend. Eine zu weit getriebene Tugend hört oft auf, eine Tugend zu ſeyn. Muth wird zur Verwegenheit, Freygebigkeit zur Verſchwendung, und Vorſicht zum Mistrauen.

Es giebt ſo ſeltſame Menſchen, daß auch die Tugend bey ihnen zur Raſerey wird.

Vernimm von mir die Geſchichte des jungen Selims. Sie wird das, was ich geſagt habe, erläutern.

Zweyte Abtheilung.

Selim war ein munterer Jüngling. Die Lehren des weiſen Mahomets hatten ſein Herz gebeſſert. Aber was nützt

*) S. Die Geſchichte des Mirza und der Fatime.

nützt ein gutes Herz, wenn es von den Leidenschaften bekämpft wird, und nicht Stärke genug hat, sie zu besiegen!

Selim besaß ein grosses Vermögen. Er übergab dem ungetreuen Osman, einem nichtswürdigen Sklaven die Sorge seiner Haushaltung. Osman brachte seinen Herrn durch Untreue in die größte Armuth. Mahomet, der damals noch lebte, ließ den unwürdigen Osman in einen Kerker werfen, und ersetzte dem Selim seinen Verlust durch ansehnliche Geschenke. Selim gieng zum Osman in das Gefängniß, er fand ihn weinend, und wurde so sehr gerührt, daß er den Missethäter befreyete, und ihm von neuem die Verwaltung seines Vermögens übergab.

Selim liebte die junge Fatime auf das zärtlichste; sie liebte ihn mehr als ihr Leben, und Selim glaubte der glücklichste der Sterblichen zu seyn. Der alte Omar war sein Freund, und hatte ihm einige kleine Dienste geleistet. Selim führte ihn zu der schönen Fatime. Der thörichte Greis konte ihren Reitzungen nicht widerstehen; er liebte Fatimen, und suchte sie vergebens durch allerhand Schmeicheleyen zu überreden, dem zärtlichen Selim ungetreu zu werden. Die Tochter des Omars Zulma erfuhr die Liebe ihres Vaters; sie liebte den Selim nicht um seines edlen Herzens, sondern um seiner Reichthümer willen, und sie ersann eine List, der Absicht des Omars beyzustehen. Sie bat ihn sich einige Tage krank zu stellen, und lief hernach gleich einer Verzweifelnden mit zerstreuetem Haare in Selims Haus. Sie kannte sein zärtliches Herz, und wußte

wie leicht er zu rühren war. Sie warf ſich zu ſeinen Füſſen; mein Vater, mein Vater ſtirbt, rief ſie mit Thränen aus. Selim hebte ſie beſtürzt auf, und die betrügeriſche Zulma entdeckte ihm mit erzwungenem Schmerz, daß Omar aus Liebe gegen Fatimen ſtürbe.

Nie hat ein zärtliches Herz ſo viel empfunden, als Selim in dieſem Augenblick empfand. Die Liebe der unvergleichlichen Fatime, die Freundſchaft gegen den Omar, und die Thränen der Zulma erregten einen Kampf in ſeiner Seele, den alle ſeine Tugend nicht zu ſtillen wußte.

Hali, zu was hätte ſich dein Herz entſchloſſen, wenn du Selim geweſen wäreſt?

Selim entſchloß ſich ſein gröſtes Glück zu verlieren, um ſeinen Freund glücklich zu machen. Er entdeckte ſeinen Entſchluß der Fatime in wenigen, aber von tauſend Thränen benetzten Zeilen. Zulma überredete ihn aus Medina zu fliehen, um nicht durch den Anblick der Schmerzen der ſchönen Fatime gerühret zu werden. Zu gleicher Zeit entdeckte ſie ihm ihre Liebe mit den feurigſten Ausdrücken. Verſtellte Thränen, Verzweiflung, Ohnmachten, alles wurde zu Hülfe genommen, den edlen Selim zu rühren. Selim liebte die Zulma nicht, ohngeachtet die Zärtlichkeit, die ſie gegen ihren Vater bezeigt hatte, in ſeinem Herzen für ſie ſprach. Er hatte der Freundſchaft Fatimen aufgeopfert; er entſchloß ſich, ſich ſelbſt dem Mitleiden, das er gegen die Zulma fühlte, aufzuopfern. Der allzutugendhafte Selim entſchloß ſich, Zulma zu ſeiner Gattin zu erwählen. Er

reiſte

reiſte mit ihr aus Medina, und Omar brachte der ſich nichts dergleichen vermuthenden Fatime mit einer übermäſſigen Freude den Brief, der Selims Abſchied enthielt. Fatime ſank zur Erde, ſie ſchloß die Augen nur auf, um ſie mit einem Strom von Zähren zum Himmel zu erheben; ihr Schmerz brach in die gewaltſamſten Regungen aus. Was that ſie nicht? und was ſagte ſie nicht? Omar ſelbſt bereuete ſeine Liſt, als er Fatimen in einem ſolchen Zuſtand ſah.

Zu was kan eine allzuſtarke Leidenſchaft nicht menſchliche Seelen verleiten! Unglückliche Fatime, du ſeufzeſt vergebens, und Selim hört dich nicht mehr. Er flieht, er flieht mit der treuloſen Zulma. Grauſamer, der du dich unter den Schein der Tugend verſteckeſt, ſo rief Fatime aus; Grauſamer du wirſt der Rache des Himmels nicht entgehen. Fliehe mich, du wirſt meinem Angedenken nicht entfliehen. Dieſes wird allezeit deine Freuden ſtören. Du wirſt mich zu ſehen glauben, ſo bald ein Blendwerk der Nacht deinen Augen meine traurige Geſtalt vorſtellen wird. Du wirſt jedes Geräuſch für die Seufzer der ſterbenden Fatime halten. So ſprach ſie und ſtieß ſich voll Verzweiflung einen Dolch in die Bruſt. Sie ſank ſterbend in die Arme ihrer Sklavinnen, und ihr Blut beſprützte den erſtaunten Omar.

So ſinkt eine kaum aufgeblühte Roſe von unerbittlicher Hand abgeſchnitten in den Staub, ſie verliert ihre Farbe, ſie iſt nicht mehr der Schmuck des Frühlings, und die

Freude jugendlicher Heyne. Kein reitzendes Mädchen bewundert mehr ihre zarten Blätter, und rings umher scheinen die andern Blumen traurig da zu stehen.

So sank die sterbende Fatime noch im Tode reitzend und liebenswürdig. Sie sah ihr unschuldiges Blut mit ruhigen Blicken fließen; ihre Kräfte nahmen ab, und kaum konte sie dem Omar diese abgebrochene Worte sagen:

Gehe hin Grausamer, sage dem Selim, daß ich sterbe, daß er mich tödtet, daß ich ihm verzeihe. Sage ihm — hier endigte die tödtliche Schwachheit ihre angefangene Reden. Omar warf sich rasend neben die erblaßte Fatime. Er war schuld an ihrem Todte, und er strafte sich selbst mit dem nemlichen Dolch.

Selim reiste indessen in tiefe Schwermuth versenkt mit der betrügerischen Zulma gegen Mekka zu. Aber kaum war er eine halbe Tagereise von Medina entfernt, als er von fern seinen zurückgelassenen Knecht, den Gazul erblickte, der ihn zurück rief. Er zitterte. Gazul entdeckte ihm, daß der treulose Osman mit allen seinen Reichthümern entflohen sey, um sich zu den Arabischen Räubern zu begeben. Gazul bat den Selim mit Thränen, zurück zu kehren, um zu sehen, ob noch etwas zu retten wäre. Selim kehrte zurück. Zulma fieng schon an, zornige Blicke auf ihn zu werfen. Durch den Verlust seiner Reichthümer hatte er in ihren Augen alles, was er schätzbares an sich hatte, verlohren. Was für ein Schrecken erfüllte nicht den Selim, als er bey Fatimens Thüre ein durchdringendes Klag-

geschrey

geschrey hörte! Er eilte hinein, und sahe Fatimen und den eben erblassenden Omar, und sank ohnmächtig zu ihnen hin.

Zulma hingegen stieß Lästerungen gegen den Himmel und gegen den Selim aus. Sie hatte die Grausamkeit, ihn in diesem Zustand zu verlassen. Sie nahm alles, was er von Kostbarkeiten bey sich hatte, zu sich, und zog mit einigen von ihr verführten Sklaven hinweg, ohne sich um den unglücklichen Selim zu bekümmern, bey dem niemand als der getreue Gazul blieb.

Ein ohngefähr vorüber gehender Iman nahm es auf sich, Fatimen begraben zu lassen. Gazul hatte indessen seinen ohnmächtigen Herrn auf die Seite gebracht. Dieser Unglückliche schloß die Augen auf, aber er schien seines Verstandes ganz beraubt zu seyn. Eine gefährliche Krankheit überfiel ihn. Die Augenblicke, in denen er noch zu denken fähig war, brachte er mit Thränen und in Verzweiflung zu. Er war in der größten Armuth, und verlohr endlich das Gesicht. Dieses war der letzte Streich, den ihm das Glück aufgehoben hatte. Er wurde von seiner übrigen Krankheit geheilet; aber seine Blindheit war nicht zu heilen. Kein Arzt unternahm es auch, weil ihnen Selims Armuth keine Belohnung versprach. Wenige Menschen sind edel genug, ohne Hofnung der Belohnung eine Tugend auszuüben. Gazul war es. Er blieb bey seinem unglücklichen Herrn, und leitete ihn in seiner Blindheit. Denn der von allen seinen Freunden verlassene Se-

lim wurde genöthiget, ſein Brod vor den Thüren zu ſuchen. Welche grauſame Erhaltung des Lebens für ein Herz, wie das Herz Selims war! Wie oft wünſchte er ſich nicht zu ſterben; wie oft bat er nicht den Gazul ihn zu verlaſſen, oder ihn von der Qual des Lebens zu befreyen!

Gazul ſuchte ihn zu tröſten. In Medina ließ ſich kein Herz zur Barmherzigkeit gegen den tugendhafteſten ſeiner geweſenen Einwohner bewegen. Vornehme Ungeheuer hatten ſeinen Pallaſt eingenommen, und rühmten ſich noch einer beſondern Großmuth, wenn ſie dem an der Thürſchwelle ſitzenden Selim ein Gefäs voll Waſſer oder ein hartes Brod reichen lieſſen. Gazul führte ſeinen Herrn aus Medina. Sie irrten einige Zeit hin und wieder, bis ſie an einen prächtigen Pallaſt kamen, der dazumal der Sitz des Glücks und der Frölichkeit zu ſeyn ſchien. Er war von vielen tauſend Lampen erhellet; die edelſten Geruche von dem Duft des Weihrauchs mit den kühlen und ſüſſen Ausdünſtungen der Roſen vermiſcht, erfüllten die Luft. Der Pallaſt ertönte von dem feſtlichen Lärmen und von dem frölichen Geſchrey derer, die ihn bewohnten. Wie glücklich, rief Selim aus, wie frölich ſind nicht alle andere Geſchöpfe auſſer mir! Ich, ich allein bin zu einer ewigen Nacht verdammt. Meine Seele iſt ſo verfinſtert, als meine Augen; keine Freude kan in ſie dringen, ſo wenig als das Licht in meine Augen dringen kan. So ſprach er, und warf ſich von Müdigkeit und Hunger erſchöpft, an der Thüre des Pallaſtes nieder. Gazul gieng hinein,

um

um einige Speisen für ihn zu erlangen. Der blinde Selim hörte jemand aus dem Hause gehen, und fragte, wer der Herr des Pallastes, und was die Ursache dieser Freude wäre. Es war ein Sklave aus dem Pallast den er gefragt hatte, und dieser antwortete trotzig, daß der Pallast dem Osmann, dem Haupt der Arabischen Horden gehöre, und daß diese Freudenbezeugungen wegen Osmans Vermählung mit der Zulma der Tochter Omars geschehen. Der Sklave gieng weg, und überließ den unglückseligen Selim den traurigsten Betrachtungen. So lebt Osman glücklich und freudig, und Selim liegt kraftlos und halb sterbend vor der Schwelle seines gewesenen Knechts! rief er aus. Ewiges Wesen; ist dieses der Lohn, den du den Sterblichen versprochen hast, wenn sie tugendhaft leben? Was hat mich unglücklich gemacht, als meine Tugend? Hätte ich nicht gegen den Osman großmüthig gehandelt, so läge er als ein Knecht vor meiner Thürschwelle, und ich würde in einem prächtigen Pallast meines Lebens genüssen können. Hätte ich nicht auf der treulosen Zulma Bitten Fatimen dem Omar überlassen, so würden meine Augen noch das Licht der Welt, sie würden noch mehr, sie würden Fatimen erblicken. O Tugend was bist du! die Menschen sollen durch dich glücklich werden, und mich hast du zu dem unglücklichsten der Sterblichen gemacht.

Hier wurden seine Klagen von einem starken Geräusche unterbrochen. Er glaubte eine grosse Anzahl Gewafneter zu hören. Endlich hörte er eine Stimme, die durch sein

Herz drang, und bey deren Klang er übermenſchliche Regungen fühlte. Unglücklicher Selim, ſprach dieſe Stimme, höre auf den Himmel anzuklagen; du biſt es ſelbſt, der dich unglücklich gemacht hat. Die Tugend iſt nie vollkommen ohne Klugheit und ohne Vorſicht. Deine Fehler ſind dir zu verzeihen. Die edelſten Herzen laſſen ſich am leichteſten betrügen. Aber beleidige den Himmel nicht durch Beſchuldigungen. Du biſt allein an deinem Unglück ſchuld. Eine unvorſichtige Tugend iſt oft übertrieben. Du hätteſt dem Oſman verzeihen können, ohne ihm dein Vermögen von neuem in die Hände zu geben. Bedachteſt du nicht, daß du auch gegen dich ſelbſt Pflichten zu beobachten hatteſt? Du konteſt dem Omar Fatimens Herz überlaſſen, ohne ſo grauſam von ihr zu entfliehen. Du hatteſt vergeſſen, daß du der Liebe ſo viel als der Freundſchaft ſchuldig wareſt; und du hatteſt gegen Fatimen ſowohl Pflichten zu erfüllen, als gegen Omar. Deine Fehler waren Fehler der Uebereilung. Die Tugend kan zum Fehler werden, ſo bald man ſie nur von einer Seite anſieht.

Wer biſt du? rief Selim; wer biſt du, der du mich durch deine Stimme bezauberſt, durch deine Reden mein Unrecht erkennen lehreſt, und durch deine Verweiſe rühreſt? Wer biſt du, und woher kommeſt du? Ich bin der Engel Ithuriel, antwortete die Stimme. Die Vorſicht hat mich dich zu rächen geſendet. Doch ich will dich erſt beſſern. Erkenne dein Unrecht; glaube nur die Tugend macht niemals unglücklich. Betrachte deinen itzigen Zuſtand;

ſtand; betrachte die Freude der Laſterhaften, und das Jubelgeſchrey das du höreſt. Dieſes alles wird ſich ſchleunig ändern. Hier hörte Selim ein neues Geräuſche, das immer mehr zunahm. Wie ein Traum verſchwindet, fuhr die Stimme fort, verſchwindet das Glück der Thoren; wie ein Traum verſchwindet, wird dein Unglück verſchwinden. Erniedrige dich vor dem Vater aller Weſen, und erwarte ruhiger, was über dich beſchloſſen wird.

Selim warf ſich voll Verwunderung hin, und küßte die Erde. Er hörte ein ſchröckliches Klaggeſchrey aus dem Pallaſte. Die Geſänge verwandelten ſich in ein trauriges Geheule. Er vernahm die Stimme Osmans und der Zulma, die um Gnade fleheten. Führet ſie hin zum Tode, hörte er den Engel Ithuriel ſagen; laſſet ſie für ihre Bosheit büſſen. Osman und Zulma erhoben ein groſſes Geſchrey. Selim ward zum Mitleiden gerührt; er hörte bald ihre Stimme nicht mehr, er hörte nur ein ſterbendes Stöhnen, das er für ihre Stimme halten mußte.

Folge mir, ſprach Ithuriel, und führte den Selim bey der Hand in den Pallaſt. Hier fieng er an, ihm Muth einzuſprechen. Fürchte dich nicht, ſprach er; bereite dich etwas zu ſehen, daß du unmöglich glauben wirſt. Sey glücklich, und danke dem Himmel. Hier fühlte Selim, daß man ihm die Augen mit einem beiſſenden Saft überſtrich. Der Schmerz zwang ihn, die Hände vorzuhalten. Er that ſie hinweg, und war gezwungen, ſie ſchnell wieder vorzuhalten, weil das Licht, das er ſo lange nicht geſehen hatte, ſeinen

ſchwachen Blicken zu blendend war. Selim ward ſehend, und ſahe mit ſeinem erſten Blick anſtatt des Engels Ithuriel Fatimen, ſeine liebſte Fatime lebend, mit aller ihrer vorigen Schönheit geſchmückt, lächelnd vor ihm ſtehen. Er glaubte zu träumen, er glaubte im Paradieſe zu ſeyn, und konte nicht wieder zu ſich ſelbſt kommen, bis ihn Fatime alſo anredete.

Ich bin es, ich bin Fatime ſelbſt. Ja liebſter Selim, ich lebe noch. Ich habe dir geſagt, daß ich Ithuriel wäre, um dich zu dem Wunderwerk, das du ſiehest, vorzubereiten. Der Imam der mich begraben ſollte, fand daß meine Seele den Körper noch nicht ganz verlaſſen hatte. Dieſer weiſe Mann war der Arzneykunſt kundig; er brachte mir das Leben wieder; er iſt es, von dem ich die Salbe bekommen habe, die deinen Augen das Licht wieder gab; er verwieß mir meine Thorheit; er heilte meine Seele zugleich mit dem Körper. Ich eilte zu dem mächtigen Mahomet. Ich erzählte ihm unſer gemeinſchaftliches Unglück, und die Bosheit des Osman und der Zulma. Er gab mir dieſe Bewafnete mit, die du vorhin hörteſt, und du ſieheſt, wie ſein Eifer die Verbrecher geſtraft hat. Ich habe dich lange vergebens geſucht. Danke dem Himmel, und ſey glücklich mit mir. So ſprach Fatime.

Selim warf ſich entzückt zu ihren Füſſen. Er beſaß ſeine vorigen Reichthümer wieder, er beſaß einen Schatz an Fatimen, der alle Reichthümer übertraf; der getreue Gazul wurde belohnet, und Selim ward der glücklichſte Menſch an eben dem Tage, da er der allerunglücklichſte zu ſeyn glaubte.

L. Dronk.

Fünf-

Fünftes Stück.

Songés que par un ſort pour nous impenetrable
Nous jouons rarement un role convenable:
La fortune eſt quinteuſe, et fait dans un inſtant
D'un pedant un Conſul, d'un Conſul un pedant.

DE BAR.

Fortſetzung des Bilbiliſtan des Achmets eines Sohns Solimans.

Dritte Abtheilung.

Lerne Sohn Ibrahim, lerne aus dem Beyſpiele des Selims, daß nichts Uebertriebenes vollkommen ſeyn kan. Zwar itzo thut man unrecht den Sterblichen zu rathen die Tugenden nicht zu übertreiben. Wie glücklich wären ſie nicht, wenn nur ihre Laſter mittelmäßig wären! Nichts unter dem Monde iſt vollkommen: die Tugenden erzeugen oft Laſter, und Laſter erzeugen oft Tugenden. Dieß iſt der Zuſtand, in dem wir leben. Man muß um vollkommen tugendhaft zu ſeyn, gewiſſe kleine Fehler an ſich haben, und vollkommen laſterhaft zu werden, ſind einige Tugenden nöthig. Seltſamer Widerſpruch des menſchlichen Herzens!

Die

Die Christen dünken sich klug; sie suchen sich bisweilen zu überreden, daß sie tugendhaft sind, weil sie diejenigen Fehler nicht an sich haben, die sich nicht zu ihrem Alter oder zu ihrem Temperament schicken.

Ein Greis dünkt sich klug, weil er nicht mehr in frölichen Tänzen sein Haupt mit Rosen bekrönt, weil er bey den Reitzungen einer Tänzerin unempfindlich bleibt, und weil sein Gefühl schon zu abgenutzt ist, um die lebhaften Freuden zu fühlen, die bisweilen die bey allen ihren Ausschweifungen doch glückliche Jugend empfindet.

Ein Jüngling dünket sich klug, weil er nicht sein Geld in Kästen verschliest, weil er nicht die vergangene Zeit lobt, und weil er den Geitz und das Mistrauen nicht an sich hat, das oft das Alter begleitet, und dessen Schmerz kein Jüngling fühlt.

Ein schwermüthiger Thor glaubt sich weise, weil er alle andere Menschen für Thoren hält; er glaubt sich tugendhaft, weil er die kleinsten Laster seiner Nebenmenschen siehet; er glaubt alles von sich. Doch der Himmel gab ihm zur Strafe, daß er sich selbst niemals glücklich glaubt, ein Glück nicht kennt, vor ihm fliehet, und dann sich den Unglücklichsten der Sterblichen nennt. — — Er ist es auch!

Ein Leichtsinniger hingegen achtet auf nichts, und glaubt sich klug, weil er zu nichts geschickt ist.

Thoren,

Thoren, die sich klug dünken, Lasterhafte, die sich selbst überreden, daß sie tugendhaft sind, haben keine Hofnung mehr. Sie werden thöricht und lasterhaft bleiben.

Als ich unter den Ungläubigen in einer Stadt, die sie Mnn nennen, lebte, wohnte ich in dem Hause eines Mannes, der sich selbst für tugendhaft hielt, weil er alle Wochen einen Tag sich von Fleischessen enthielte. Doch ich merkte, daß er sich fast alle Tage in süssem Wein betrank; ich sahe ihn einmal bey Nacht mit einer Leiter in das Schlafgemach seines Nachbarn steigen, als die Frau allein zu Hause war. Bisher hatte ich ihn hoch geachtet; denn auch ein Falschgläubiger verdienet Hochachtung, wenn er seinem Glauben nachlebet, und den Gesetzen, die er wahr glaubt, gehorchet. Unglücklich ist der Sterbliche, der nicht dem Gebote, das er für wahr hält, folget. Hier fieng mein Zorn an rege zu werden; ich warf dem Christen sein Verbrechen für. Aber er fieng an mich zu schmähen, hieß mich einen Ungläubigen, sagte, seine Fehler wären menschlich, er gehorche seiner Kirche und nähme sich einen Tag in der Wochen für Fleischessen in Acht. Er hoffe in das Paradies zu kommen, aber ich würde nach meinem Tode unglücklich seyn, weil ich alle Tage Fleisch esse.

Lache nicht über diesen Thoren, o Hali, wie er war sind die meisten Menschen. Sie glauben, wann sie eine einzige gute Eigenschaft an sich haben, wann sie eine einzige

Pflicht

Pflicht beobachten, sie wären von der Beobachtung der übrigen losgezählet.

Unter den Christen sahe ich viele Leute, die sich klug glaubten, weil sie das was nicht war, mit künstlichen Worten beweisen konten, und diese Thoren nennten sich bisweilen Weltweise.

Es ist unter den Ungläubigen eingeführet, daß sie sich untereinander verhöhnen. Der, der die Rechte auszulegen weiß verlachet den, der der Arzeney kundig ist, und sagt seine Kunst wäre ungewiß und eitel. Der, der die Arzeney versteht, sagt das nemliche von den Rechtsgelehrten. Beyde haben vielleicht recht, aber jeder dünkt sich ein merkwürdiger Mann zu seyn.

Die, denen der Himmel die Gabe gegeben hat, in lieblichen Gesängen die Tugend zu erheben, und die Jugend durch das Beyspiel voriger Helden zur edlen Nacheiferung aufzumuntern, verlachen die meisten Sterblichen, da sie die Thoren verlachen. Diese verlachen sie wieder, und nennen ihre Kunst ein Geschwätze. Falle nicht in diese Thorheit, o Hali! jede Wissenschaft verdienet ihr Lob, und jede Tugend ist werth geachtet zu werden.

Soll man deswegen die stillen Veilgen ausreuten, weil sie nicht gleich prächtigen Tulpen da stehen, und hoch über den niedrigen Chor der Kräuter hervorragen. Fehlt ihnen gleich die Pracht glänzender Farben, sanfter Geruch ist doch der Schmuck des Frühlings, und die Freude junger

Mädchen,

Mädchen, die es aufzusuchen in neu belaubten Heynen von jugendlich feurigen Hirten verfolgt herum irren.

Wie unglücklich wäre die Welt, wenn jedermann einerley Neigungen hätte! Jeder Sterbliche hat seinen Nutzen, und wann es keine Narren gäbe, welchen Ruhm würden die Weisen erlangen? Dieses sehen die wenigsten unter den Ungläubigen ein, sie sagen alle, die Welt sey böse weil alle unzufrieden sind, und weil jeder unter Ihnen gerne der Vornehmste seyn mögte. Ich kam einmal zu einem Mann der sich den prächtigen Titel eines Weltweisen gab; wie glücklich sagte er wäre die Welt nicht, wann lauter Weltweise sie bewohnten! Ich glaubte es, denn man hatte mir viel von diesem Manne vorgesagt. Von ohngefähr kam ein anderer Weltweiser dazu, sie fiengen an über die wichtige Frage zu streiten, wie viel Engel auf einer Nadelspitze tanzen könten, und darüber wurden sie so hitzig, daß sie zuletzt gar anfiengen einander zu schlagen. Ich brachte sie von einander. Wie rief ich aus, nur zween Weltweise können sich keine Stunde miteinander vertragen, was würde denn eine Welt voll Weltweise erst anfangen! Nein, ich danke es der Vorsicht, daß die Welt voll Narren ist. Ich sage es noch einmal o Hah! kein Sterblicher ist ganz unbrauchbar, es hat sonst jedes Geschöpf seinen Nutzen, warum sollten die Narren nicht auch den ihrigen haben? Es kömmt nur darauf an sie recht anzuwenden. Pilpai erzählt eine Geschichte von dem ersten Menschen der aus zwey Kieselsteinen Feuer schlug, es fiel von ohngefähr

Funke auf dürre Blätter, und alſo wurde dieſes prächtige Element ausgefunden. Voll Freude erzählte er es den andern Menſchen die damals noch ſchüchtern und wild durch die Wälder irrten, es lief ein Haufe Sterblicher dazu, alle bewunderten den Glanz des Feuers, einer unter ihnen wolte es aus Freude umarmen, und verbrannte ſich ſchrecklich, er wurde hierüber unwillig, und wollte den Erfinder ſchlagen. Was thuſt du? ſagte dieſer. Was ich erfunden habe iſt das allernützlichſte, aber was kan ich dafür, daß du es thöricht anwenden wollteſt? Der Diamant liegt tief im Schooß der Erden verſteckt, man hohlet ihn mit Mühe heraus, und erſt durch die Arbeit bekömmt er Glanz und Koſtbarkeit. Ein Menſch den das Glück in ein Land treibt das ihm nicht gefällt, oder zu einer Arbeit verdammt zu der er ſich nicht ſchickt, wird bey den beſten Eigenſchaften betrübt und unnützlich bleiben.

So verwelkt die königliche Ceder in ein fremdes und rauhes Land verſezt; ſie würde bis an den Himmel ragen, ſie würde die Bewunderung der Wanderer ſeyn, wann ſie nicht in unheiligem Erdboden ſtünde. Nun ſenken ſich ihre rauhe Blätter kraftlos nieder, und die Nimphen des Waldes bedauren ihr Schickſal. Jeder Sterbliche hat ſeinen Werth, wann er Gelegenheit hatte ihn zu zeigen. Höre an was dem groſſen Caliſen Haroun Alraſchid einmal begegnet iſt.

Vierte Abtheilung.

Geſchichte der unrecht ausgetheilten Stände, und des Califen Haroun Alraſchid.

Es gieng der Calife Haroun Alraſchid mit ſeinem Groß-vezier Giafar ſeiner Gewohnheit nach bey Nacht durch die Straſſen von Bagdad, um auf die Handlungen ſeiner Unterthanen Acht zu geben, als ihn ein Geräuſche aufmerkſam machte. Er ſahe einen Iman, der betrunken ſchien, und ein Mädchen am Arm führte, durch die Straſſen taumeln, mit lautem Geſchrey unzüchtige Lieder ſingend. Was iſt das für ein Aergernis? rief Giafar aus; welcher Schandfleck der Religion? Erzürne dich nicht, ſagte der Calife, der Menſch hat eine gute Stimme. Als der Calife alſo redete, nahete ſich der Hauptmann der Nachtwache mit einem ſtarken Gefolg. Er gieng auf den Iman zu, und an ſtatt ihn gefangen zu nehmen, hielt er ihm eine ſchöne Rede über das Laſter der Trunkenheit und ermahnte ihn ſeinem Stande gemäſer zu leben. Der Iman fieng überlaut an zu lachen. Du biſt Hauptmann von der Wache und kanſt ſo auf die Trunkenheit ſchimpfen! du muſt ein beſonderer Mann ſeyn! komme mit mir, ich ſchwöre dir bey meinem Amte, daß ich dich und alle deine Soldaten betrinken will. Bedenkſt du nicht, verruchter Menſch! ſagte der Hauptmann, was du für eine Sünde begehſt! So ſehr ich deinen Stand verehre, werde ich gezwungen ſeyn, dich in Verhaft zu nehmen. Hier fieng der Iman

an auf den Hauptmann los zu ſchlagen; er nahm ihm ſeinen Degen, und wehrte ſich gegen die Wache damit. Er wurde ſcharf angegriffen, aber der Muth und die Geſchicklichkeit, mit der er ſich vertheidigte, brachte den Caliſen zum Erſtaunen. Der Hauptmann von der Wache flohe in eine nahe Mosquee und fieng knieend an die Bosheit des Imans in ſeinem Gebete zu beklagen: der Iman aber wehrte ſich ſo tapfer, daß er die Wache zum fliehen zwang und viele von ihnen verwundete. Er gieng endlich ſicher fort, und der Calife kam aus der Ecke, in der er mit Giafar geſtanden war. Was dünket dich von dieſem Lermen? ſagte er zu ſeinem Großvezier. Der Hauptmann von der Wache iſt ſo ſtrafbar als der Iman; ſagte Giafar: ich habe in meinem Leben keine gröſſere Zaghheit geſehen! Schimpfe ihn nicht, ſagte der Calife, er iſt ein guter Redner, und ein ſehr andächtiger Mann; beſtelle ihn ſamt dem Iman morgen frühe zu mir.

Hierauf gieng der Calife nebſt dem Vezier in das Haus eines der vornehmſten Bedienten des Caliſen: er war Cadi von Bagdad, und wurde für weiſe gehalten, weil er vom Körper ſtark und anſehnlich war, eine liſtige Mine machte, und ſich gegen Fremde ſo freundlich ſtellte, als er unfreundlich gegen ſeine Untergebene war. Der Calife hörte ein groſſes Geräuſch, und blieb an der Thür ſtehen. Dieſes wurde durch das Geſchrey einiger armen Sklaven verurſachet, die Asbad, ſo hieß der Cadi, unbarmherzig ſchlug. Sie drohten ihm, ihn bey dem Caliſen zu verkla-

gen.

gen. Ich frage nach dem Califen ſo viel als nach euch, ihr Hunde! ſchrie Aſhad: der Calife iſt ein guter Mann, und muß thun, was ich haben will. Aſhad gieng nach dieſer muthigen That ganz erhitzt in ſein Zimmer. Da fand er eine Sklavin, die er erſt kurz erkauft hatte, in die tiefſte Schwermuth verſenkt. Hier fieng er an ſich ſo verliebt zu ſtellen, daß der Calife, der durch eine Ritze ſah, anfangs zweifelte, ob es der ernſthafte und weiſe Aſhad in der That wäre, der ſo thöricht redete. Er wollte mit ihr ſcherzen, und fieng an die größten Thorheiten fürzunehmen, die niemand ohne Lachen hätte anſehen können, als die Sklavin Alzaide, die bey aller ſeiner Liebestraſerey weinte, ihn verabſcheurte, und in die tiefſte Schwermuth verſenkt war.

Hier trat ein Knecht hinein, der dem Aſhad ſagte, daß eine arme Wittwe mit fünf Kindern für dem Thore ſtünde, und mit tröſtloſen Zähren vor den Aſhad gelaſſen zu werden verlangte. Was habe ich mit dem Geheule zu thun! rief Aſhad; geſchwinde hezt ſie mit Hunden hinweg, oder ich will euch alle ſelbſt mit Hunden hinweg hetzen. Der Sklave gieng fort, und verfluchte ſeinen grauſamen Herrn. Aſhad fuhr in ſeiner Thorheit fort, und wollte ſich einiger Freyheiten gegen die Alzaide gebrauchen. Zurück Unwürdiger, rief die Schöne aus: Es iſt wahr, du haſt mich von die ähnlichen Räubern erkauft; du haſt Gewalt über mein Leben: aber nicht über meine Tugend. Mein Stand iſt ſo hoch als der deinige, und mein Herz iſt noch gröſſer.

Zurück, oder dieſer Dolch ſoll mich von der Qual des Lebens befreyen. Aſhad wollte antworten; er wurde aber durch einen Sklaven des Califen geſtöret, der zu dem Zimmer hinein trat. Herr, rief Zair aus, ſo nennte ſich der Sklave; Herr, die gröſte Gefahr droht dem Califen! Nimm dieſes Blatt, und ſiehe die Namen der Zuſammenverſchwornen, die ihn ſtürzen wollen. Hier überreichte Zair dem Aſhad ein geſchriebenes Papier, und von ohngefähr warf er ſeine Augen auf Alzaiden. Er ward blaß und ſank ohnmächtig zurück. Alzaide fieng laut zu ſchreyen an, und lief auf den Zair zu. Aſhad ſtieß ſie zurück, und befahl den Zair zum Hauſe hinaus zu ſtoſſen. Er nahm das Papier, das ihm Zair gegeben hatte, und ſagte ſeinen Knechten, es demjenigen unter ihnen zu übergeben, der ſein Hausſchreiber war. Herr antwortete ihm ein Knecht, du weißt, daß er verreiſt iſt, und nicht eher als in acht Tagen zurück kommen wird. Laß den Brief in ſeine Stube legen, rief Aſhad, es iſt eine Sache die von einem Sklaven kömmt, und alſo nichts eintragen kan: Laſſet ihn liegen. Zair, der halb wachend halb träumend vor Aſhads Hausthüre liegend geblieben war, erholte ſich von ſeiner Ohnmacht, und der Calife, der alles angehört hatte, nahte ſich ihm, gab ſich nicht zu erkennen, und fragte ihn um den Inhalt des Papiers, das er dem Aſhad gegeben hatte. Ich hoffe, ſagte Zair, daß Aſhad alle Gefahr abwenden wird, der Calife ſtehet in Gefahr. Hier nennte Zair einige von den Zuſammenverſchwornen, und verließ verwirrt den erſtumm-

erſtummten Califen. Der Caliſe eilte nach dem Pallaſt, rief ſeine treueſte Wache zuſammen, und ließ die Zuſammenverſchwornе noch in dieſer Nacht gefangen nehmen. Als alles geſchehen war, ſchickte er den Giafar um den Asbad, den Iman und den Hauptmann der Leibwache holen zu laſſen. Der Morgen brach ſchon an, und Alraſchid, der um ſich zu erfriſchen zum Fenſter hinaus ſahe, erblickte in ſeinem Garten einen Knecht, der an ſtatt zu arbeiten ſich unter einen Baum geworfen hatte, und auf das kläglichſte ſeufzte und weinte. Der Aufſeher des Garten kam dazu, und ſchalt den Sklaven: wie, ſchon drey Tage haſt du faſt nichts gearbeitet, und bringeſt deine Zeit mit Weinen und Klagen zu? Ich will dir Urſache zu klagen geben. Hier hub er einen Stock auf, und wenn der Caliſe nicht zum Fenſter hinab geruffen hätte, ſo würde der Knecht eine harte Beſtrafung erlitten haben. Der Caliſe befahl ihm dieſen Sklaven hinauf zu ſchicken. Der Sklave gieng hinauf und wartete traurig, was man ihm für eine Strafe geben wollte; als der Iman, der Hauptmann und Asbad von dem Vezier Giafar angeführt hinein traten. Alle hatten von dem Vezier erfahren was der Caliſe die vorige Nacht geſehen hatte. Ein jeder war ſich ſeines Unrechtes bewuſt, und zitterte für ſein Leben, als der Caliſe dazu kam. Sie fielen alle vier vor ihm auf die Knie; ſtehet auf, ſagte der Caliſe, und du Iman, erzähle mir die Geſchichte deines Lebens; die anderen ſollen das nemliche thun, wann du fertig biſt: aber hüte dich mir die Wahrheit zu verſchweigen.

Beherrscher der Gläubigen! fieng der Iman an, ich schwöre dir die Wahrheit zu sagen, und dieses ist meine Geschichte.

Geschichte des Imans.

Ich nenne mich Meledin und bin von mittelmäßigen Eltern gebohren. Weil meine Mutter, da sie mit mir schwanger gieng, einen bösen Traum hatte, beschloß sie, daß ich ein Iman werden sollte. Ich zeigte niemals Lust dazu; ich war in ein junges Mädchen in der Gegend sterblich verliebt, und meine Neigung trug mich zum Kriege. Ich entlief meinen Eltern wirklich, um in die lezten Kriege zu gehen, die du gegen die Ungläubigen führtest; ich war glücklich genug dir einige Dienste zu leisten. Ich nahm in der lezten Schlacht den Feinden zwo Fahnen, kam aber verwundet zurück; ich übergab meine Fahnen dem Aga, unter dem ich diente: der sagte dir, daß er sie selbst den Feinden entrissen hätte; und ich, der auf dem Krankenbette verwundet lag, wurde vergessen. Ich war in der größten Noth, und die Noth zwang mich zu meinen Eltern zurück zu gehen. Dort fand ich mit der größten Verzweiflung, daß mein Mädchen mir ungetreu geworden war, und einen andern geheurathet hatte. Ich ward fast rasend über dieser Zeitung; die Verzweiflung, die Noth, die Thränen meiner Mutter zwangen mich den Stand eines Imans zu ergreiffen. Ich weiß wohl, daß ich nicht darzu geschickt bin; meine Hitze bringt mich alle Tage zu neuen Ausschweifungen: aber wenn du mein Geschicke betrachtest, Beherr-

scher

ſcher der Gläubigen, ſo hoffe ich wirſt du mich der Verzeihung würdig ſchätzen.

Der Calife ließ den Iman in ein Nebenzimmer gehen, und fragte den Hauptmann der Wache um ſeinen Lebenslauf, der ihn alſo anfieng.

Geſchichte des Hauptmanns der Wache.

Beherrſcher der Gläubigen! Man nennet mich Haſſan. Ich wurde auf dem Lande erzogen, und weil ich der jüngſte von vielen Kindern war, die meine Eltern hatten, wurde ich gezwungen als ein gemeiner Soldat in den Krieg zu ziehen, ob dieſes gleich wider meine Neigung war, die allezeit eine ſtille Lebensart gewählt hätte. Erinnerſt du dich, Herr, wie im lezten Krieg ein Theil vom Heere aufrühriſch zu werden anfieng? Ich trat mitten unter ſie, und hielt eine Rede, die ſie bewegte dir wieder zu gehorſamen. Zum Lohn für dieſes Glück wurde ich Hauptmann der Wache. Herr! laſſe noch dieſe That meinen geſtrigen Fehler verſöhnen. Haſſan gieng auf einen Wink des Califen ab.

Nun, Asbad, ſagte Alraſchid, erzähle deinen Lebenslauf! Ich habe keinen, antwortete Asbad: ich bin von vornehmen Eltern gebohren, und hatte Freunde am Hofe: deßwegen wurde ich Cadi. Ich hoffe, Herr, du wirſt meinen hohen Stand nicht beſchimpfen, und anſehen, daß der Aeltervater meines Aeltervaters ein Großvezier war. Hier wollte Asbad, weil er keine eigene Verdienſte hatte, die Thaten ſeiner Voreltern erzählen: aber der Calife hieß

ihn ſchweigen und hinweggehen. Nun fieng der Sklave an ſein Leben zu erzählen:

Geſchichte Zairs und Alzaidens.

Mein Name, Beherrſcher der Gläubigen, iſt Zair. Mein Vater war einer der vornehmſten unter den kleinen Fürſten, die im glückſeeligen Arabien wohnen. Er lebte in einem kleinen Schloſſe, in dem ich die erſten Jahre meiner Jugend zubrachte, in ungeſtöhrter Ruhe: nur verurſachte ihm Algazel, ein anderer kleiner Fürſt, deſſen Felder an die Felder meines Vaters gränzten, öfters Unruhe, und die Feindſchaft zwiſchen beyden war auf das höchſte geſtiegen. Ich hatte mich bloß mit dem Leſen der alten Geſchichte, mit Liedern und mit der Jagd vergnügt bis ohngefähr in mein achtzehendes Jahr. Einſt verirrte ich mich auf der Jagd, und ſtieg vom Pferde um bey einer nahen Quelle meinen Durſt zu löſchen, als ich eine Schöne erblickte, die mit allen Reitzungen der Jugend geſchmückt war, und ſchlafend nahe bey der Quelle unachtſam hingeſtreckt lag. Ich nahte mich mit Erſtaunen, mit Vergnügen und doch mit Zittern; nie hatte ich etwas ſchöners geſehen. Ich drückte den Mund auf die Hand der ſchlafenden Schöne: ſie erwachte, erſchrack und fieng an auf das ſchnelleſte zu fliehen. Ich ſahe ihr ganz betrübt nach, endlich verſuchte ich ihr nachzueilen, aber umſonſt: ſie war ſchon in die Dicke des Walds entflohen, und ich ſuchte ſie vergebens bis zum Untergang der Sonnen. Ich irrte die ganze Nacht

durch

durch den Wald, und das Bild der schönen Schläferin folgte mir beständig. Bey anbrechendem Tage fand ich endlich den rechten Weg: Wie erschrack ich nicht, als ich mich meines Vaters Schlosse nahete, und es mit Gewafneten umgeben sahe? Algazel hatte durch einen schleunigen Ueberfall meinen Vater in seine Gewalt bringen wollen, und kaum stritt noch mein Vater mit wenig Sklaven umgeben. Ich stürzte mich in die Feinde; wir waren glücklich genug sie zu verjagen; wir verfolgten unsern Sieg bis an die Mauren des Schlosses Algazels. Auch da hemmte sich unser Zorn nicht; wir drangen hinein, und ich verfolgte den fliehenden Algazel mit blossen Schwerdte durch ververschiedene Zimmer, als er in ein Zimmer lief, in dem ich ihn fast ereilt hätte, wenn nicht ein Frauenzimmer sich zwischen mich und ihn geworfen hätte. Mein Vater! rief sie erschrocken aus. Ich sahe sie an, und erblickte mit Erstaunen die Schöne, die ich im Walde gefunden hatte, in der Person Alzaiden, der Tochter meines Feindes. Ihre Thränen baten mich um Algazels Leben; sie warf sich zu meinen Füssen. Dies ist zu viel! rief ich, und warf meinen Degen hinweg: Stehe auf, göttliche Schöne! ich will dir in allem gehorchen; du hast gesiegt. Zair liebt dich, und du allein kanst ihn glücklich oder unglücklich machen. Der wilde Algazel ergriff das Schwerdt, das ich hatte fallen lassen, und wollte mein Leben durch einen Stoß endigen, als sich Alzaide wiederum zwischen mich und ihren Vater warf, und kniend flehete sie den Algazel um mein

Leben an. Was empfand ich in diesem Augenblick? meine Furcht zu sterben war nicht so groß als die Freude Alzaiden für mich bitten zu sehen. Auf einmal drang mein Vater in das Zimmer, Algazel wurde gefesselt, und das ganze Schloß gehörte meinem Vater. Ich warf mich ihm zu Füssen, ich gestand ihm, daß ich ohne Alzaiden nicht leben könte, und er wurde so sehr gerührt, daß er mit dem Algazel Frieden machte, ihm alles wieder eingab, und nichts verlangte, als daß Alzaide mir gegeben würde. Algazel gieng alles ein. Ich glaubte der glücklichste der Welt zu seyn: Alzaide liebte mich, wir erwarteten begierig den glücklichen Tag, der uns auf ewig verbinden sollte. Aber ach! eines Abends indem ich mit ihr im Walde spazieren gieng, da wir uns von dem Glück der Zärtlichkeit unterredeten, brachen einige Räuber aus den Büschen hervor. Ich war unbewafnet, wir beyde wurden gefangen und entführet. Ohnerachtet alles unsers Bittens hatten diese Unmenschen die Grausamkeit uns zu trennen. Dir, Herr, wurde ich als ein Knecht erkauft, und zu der Gartenarbeit bestimmt. Ich wußte nicht, wo sich Alzaide aufhielt, und meine Schwermuth und wenige Gewohnheit zu so harter Arbeit hatte mich ganz entkräftet, als ich gegen Abend einige Leute nahe an der Mauer des Gartens reden hörte. Hiedurch entdeckte ich die Zusammenverschwörung. Gestern als ich zu dem Ashad kam, fand ich Alzaiden. Herr! das übrige weißt du. So sprach Zair und einige Thränen benetzten sein Antlitz.

Der

Der Calife ließ die übrigen ruffen; sie erschienen zitternd; als Alraschid zu sprechen anfieng. Ich sehe, sagte er, daß ihr alle strafbar seyd: keiner hat sein Amt verwaltet, wie er sollte. Zu deiner Strafe, o Meledin, sollst du nicht mehr Iman seyn; du bist zu diesem Stande nicht geschickt. Sey Hauptmann der Wache, und der beredte Hassan soll an deine statt Iman werden. Tritt näher, Zair, du hast mein Leben gerettet! Du bist zu träge zum Sklaven. Zur Strafe deiner Nachläßigkeit in der Arbeit sollst du Cadi von Bagdad seyn, und der ganze Reichthum Akbads ist dein. Du, Niederträchtiger! sagte der Calife zu Akbad, bist nicht werth andern zu befehlen. Dein Herz ist knechtisch, so sey auch ein Knecht. Sey ein Sklave an Zairs Stelle! Gehe zur Arbeit, zu der du dich schickest, zu Bemühungen die so unedel sind als deine Seele. Hier wurde Akbad hingtrissen, man zog ihm Sklavenkleider an, und er wurde zur Arbeit im Garten angehalten, ohne daß man an die Verdienste seiner Voreltern dachte. Der Iman und Hassan waren durch den Tausch vergnügt, und der glückliche Zair wurde mit Alzaiden verbunden. Sein Herz erfreuete sich, als er sie wieder sah, wie sich die Nachtigall bey dem wiederkommenden Frühling erfreuet, wann die ganze Natur wieder aufzuleben anfängt; sie siehet mit Freuden das neue Grün ruhiger Heyne; ihr Lied begrüsset den Frühling und entzücket die aufmerksamen Wälder.

Ende des ersten Buchs des Bilbilistan.

Sechstes Stück.

Mors ſola fatetur,
Quantula ſint hominum corpuſcula.

JUVENAL.

In den älteſten Zeiten war Egypten der Sitz der Weisheit. Die Geſetze, die mit Einſicht verfaſſet waren, und mit Sorgfalt beobachtet wurden, machten das Volk glücklich. Inſonderheit wurde die Majeſtät der Könige heilig gehalten; und niemals haben Regenten freywillig gehorſamere Unterthanen gehabt, als die Egyptiſchen. Dieſe Verehrung gieng aber nicht weiter, als ihr Leben. Nach dem Tode eines Königs betrachtete man ſein Angedenken als das Angedenken eines Mannes, der dem Staat wegen ſeines Verhaltens Rechenſchaft ſchuldig iſt. Die Aelteſten des Reichs und die Prieſter verſammleten ſich; man hörte alle Perſonen, die von dem verſtorbenen König gute oder böſe Handlungen wußten; und nach dieſer Unterſuchung machte die Verſammlung den Schluß, ob er den guten oder den böſen Regenten beyzuzählen ſey. In dem erſten Fall wurde ſein Bildniß unter die Bildniſſe der Helden in den Tempeln aufgeſtellt, und ſein Gedächtniß durch eine Pyramide verewigt. In dem andern Fall aber löſchte der Oberprieſter ſeinen Namen aus den heiligen Büchern aus, welche das Verzeich-

zeichniß der Könige enthielten. Diese Verordnung hatte einen der ersten Regenten des Landes zum Stifter, und die kleinen Staaten, in welche Egypten damals getheilet war, beobachteten sie alle genau.

Unter diesen Staaten war das Königreich Thinis wegen seiner Fruchtbarkeit und des Muths seiner Einwohner lange Zeit vorzüglich angesehen gewesen. Die Nachläßigkeit zweener Regenten hatte zulezt das Land in einen traurigen Verfall gebracht. Der König Themosis, der ihnen folgte, besaß Muth und Klugheit genug zu einer glücklichen Verbesserung seines Staats. Er ließ es seine erste Sorgfalt seyn, die Gemüthsart seiner Unterthanen zu erforschen. Er fand, daß ihnen ein gewisser Ehrgeiz eigen war, und er beschloß, diese Leidenschaft zu ihrem Besten anzuwenden. Deswegen gab er ein Gesetz, daß alle Verstorbene in seinem Land auf eben die Art beurtheilet werden sollten, als in dem übrigen Egypten die verstorbenen Könige. Da es die Gewohnheit des Landes mit sich brachte, alle Todten in den grossen unterirrdischen Gemächern beyzusetzen, von denen noch heutiges Tages einige übrig sind; so befahl er, in diesen gemeinschaftlichen Begräbnissen zwo Abtheilungen zu machen, von welchen die gegen Morgen für die guten, und die gegen Abend für die bösen Bürger des Staats bestimmt seyn sollte. Zugleich mußte in den öffentlichen Büchern des Reichs ein Verzeichniß von denenjenigen gehalten werden, die entweder durch ihre Tugenden oder durch ihre Laster besonders merkwürdig waren.

Alle Monate wurde ein solches Gericht über die Todten gehalten, weil es die Gewohnheit der Egypter mit sich brachte, die Verstorbenen nicht sogleich zu beerdigen. Zum Gerichtsplatze bestimmte er ein weites Feld, welches der Isis gewidmet war, und an ihren Tempel stieß. An der Schwelle des Tempels hatte der König seinen Sitz, und die Priester und die Aeltesten umgaben ihn. Der Begräbnißhof endigte das Feld. *)

Wie dieses Gericht zum erstenmal gehalten wurde, trugen die öffentlichen Begräbnißdiener zuerst einen Todten vor die Versammlung, der ein sehr vornehmer Mann gewesen war. Es wollte sich kein Ankläger melden. Vielmehr hörte man viele vermischte Lobeserhebungen von Leuten, die seine Kriegswissenschaft, seinen Heldenmuth, und seine Freygebigkeit erhoben. Die Richter waren schon im Begriff, dem Verstorbenen das rühmlichste Andenken zuzusprechen, als sich ein Mann in elender Gestalt mit zitternden Schritten näherte. Ich bin, sprach er, des Verstorbenen vertrautester Freund gewesen, so lang er noch in geringern Stande lebte. Ich habe ihm in einer Schlacht das Leben mit Verlust meiner Gesundheit gerettet, welche ich durch die Wunden, die ich bey seiner Beschützung bekam, verlohren habe. Ich mußte deswegen die Kriegsdienste verlassen, und er fieng an, sich meiner zu schämen, nachdem er sich höher geschwungen hatte. Zur Vergrösserung meines

*) Man findet daß diese Gerichte über die Verstorbenen nachmals in ganz Egypten eingeführet worden sind.

nes Unglücks hat mich die Noth gezwungen seine Hülfe zu suchen; und er hat sie mir oft versagt, wenn er einen von seinen neuen Anhängern, die er sich auf Kosten seiner Reichthümer verschafte, zu versorgen hatte. Mein itziger Zustand ist Zeuge, wie wenig er für mich gesorgt hat. Die Richter liessen den unglücklichen Mann nicht weiter reden. Sie thaten einstimmig den Ausspruch, daß der verstorbene ein böser Mann gewesen sey, und sie liessen ihn in die Abtheilung des Begräbnisortes bringen, der für solche Menschen bestimmt war.

Der nächste Tode, den man beurtheilte, war ein reicher Kaufmann gewesen. Viele Anwesende beschuldigten ihn eines niederträchtigen Geitzes. Sie führten zum Beweise an, daß er bey seinen grossen Reichthümern seine Kinder sehr hart gehalten, und so gar seinen ältesten Sohn enterbt hätte, weil sich derselbe bey seinen Ausgaben nicht nach der kargen Gemüthsart seines Vaters hätte richten wollen. Im Gegentheil sagten andere aus, daß er seinen Freunden und den Armen mit Großmuth und freudiger Begierde gedienet hätte; und seine Nachbaren bezeugten, daß sie von ihm alle mögliche Gefälligkeiten genossen hätten. Die Richter wurden zweifelhaft. Endlich erfuhren sie, daß die Kinder des Verstorbenen sehr ausschweifende Neigungen hatten, und also eine scharfe Erziehung brauchten; und daß insonderheit der älteste Sohn bey seinen Ausschweifungen eine wirklich niederträchtige Seele verrathen

hatte.

hatte. Sie trugen weiter kein Bedenken, den Verstorbenen in die Zahl rechtschaffener Männer zu setzen.

Gleich darauf brachte man den Leichnam eines jungen Herrn von sehr vornehmen Geschlecht. Eine Menge von Leuten begleitete ihn, und klagte die Härte des Schicksals an, das einen Herrn von so vortreflichen Eigenschaften in seinem dreißigsten Jahre weggenommen hatte. Wie sie vor die Richter kamen, erzählten sie; daß der Verstorbene bey seinem erhabenen Stande doch gegen jedermann, und sogar gegen seine Bedienten leutselig und freundlich gewesen; daß er die Geringern niemals unterdrückt, und durch die Ausgaben, die sein standesmäßiger Staat erfordert, vielen Leuten Nahrung verschaft hätte. Einer von den Begleitern setzte noch hinzu, daß der Verstorbene niemals etwas böses begangen hätte, ob er gleich durch das frühe Absterben seiner Eltern schon in den ersten Jünglingsjahren sein eigner Herr geworden. Die Richter fragten; was sind seine guten Handlungen? wo sind die Armen und die Nothleidenden, deren Beystand er gewesen ist? wo sind die Freunde, um die er sich verdient gemacht hat? Jedermann schwieg. Endlich mußten die Lobredner des Verstorbenen antworten. Sie gestunden, daß er niemals daran gedacht hätte, den Nothleidenden beyzustehen, weil ihn seine edlen Vergnügungen, und die Gesellschaften, die er seiner Ehre wegen besuchen müssen, zu sehr beschäftiget hätten. Zugleich aber sagten sie, es sey nicht daran zu zweifeln, daß er nicht gegen seine Bekannten die Pflichten

der

der Freundſchaft zureichend erfüllt haben ſollte; denn ſeine Tafel ſey täglich für alle ſeine guten Freunde gedeckt geweſen, und dieſelben hätten an allen ſeinen Vergnügungen Antheil genommen. Nichts mehr? ſagten die Richter. Ein Menſch, der ſich in dreyßig Jahren nicht Gelegenheit zu einer einzigen guten Handlung verſchaft hat, muß ein ſchlechtes Herz haben. Man trage ihn in die Begräbniſſe auf der Abendſeite.

Ein anderer Todter ward vor die Verſammlung getragen. Derſelbe war einer von den jungen Rittern geweſen, die zu der Bedienung des Königs beſtimmt waren. Es fanden ſich viele Ankläger. Es hieß, der Verſtorbene war ein Spizler; er liebte den Trunk; er hat ſein Vermögen größtentheils verſchwendet. Endlich kamen einige Perſonen, die ſich nicht eher durch das Volk hatten drängen können. Sie rühmten den Verſtorbenen als einen Menſchenfreund. Einige erzählten, daß er ihnen Gelegenheit verſchaft hätte, für den König zu kommen, und ſeinen Schutz wider unrechtmäſige Gewalt zu erhalten. Ein anderer führte an, daß ihm der Verſtorbene in ſeinen bedrängten Umſtänden eine beträchtliche Summe geſchenkt, durch welche er ſich und ſeine Kinder glücklich gemacht hätte. Noch andere rühmten ihn als einen ſtandhaften und feurigen Freund. Die Richter thaten den Ausſpruch, daß der Verſtorbene ein vortrefliches Herz gehabt haben müſſe, welches auch ſeine Fehler bey reifern Jahren würde gebeſſert haben; und ſie wieſen ihm ſein Begräbniß unter den Rechtſchaffenen an.

Nun brachte man den Körper einer Frau, die bey dem Ruhm einer ſtrengen Keuſchheit ein hohes Alter erreicht hatte. Sie bekam faſt von jedermann das Zeugniß, daß ſie nicht nur für ihre Perſon von allen Ausſchweifungen frey geblieben, ſondern daß auch ihre Reden ein beſtändiger Unterricht von der Tugend, der ſie ſelbſt gedient hatte, geweſen ſeyen, und daß ſie das gegenſeitige Laſter mit einem auſſerordentlichen Eifer verfolgt hätte. Doch fanden ſich einige unter den Anweſenden, die ſie genauer als die übrigen gekannt hatten, und von ihrer Aufführung eine andere Beſchreibung machten. Sie ſagten, daß ſie in ihren erſten Jahren eine ſehr ſtrenge Aufſeherin an ihrer Mutter gehabt, und von ihrem funfzehenden Jahre bis in das vierzigſte beſtändig krank geweſen ſey. Nach dieſer Zeit hätte ſie ſich erſt an einen alten Mann verheurathet, und bald darauf angefangen, die Aufführung aller jungen Frauenzimmer zu erforſchen. Ihre Strafreden ſeyen niemals an die ſchuldigen Perſonen in geheim gerichtet worden, ſondern ſie hätte ihre Fehltritte allemal der ganzen Stadt bekannt gemacht, und mit ſo ſchwarzen Farben, daß in ihrem Munde kleine Ausſchweifungen die Geſtalt der ärgſten Laſter bekommen hätten. Nur durch Geſchenke hätte man ihren Haß abkaufen können. Gegen dieſe Verſuchung ſey ſie eben ſo ſchwach geweſen, als ihr Mann gegen die Reitzungen des Wuchers. Die Richter riefen alle zugleich, fort mit ihr nach der Abendſeite.

Gleich nach ihr beurtheilte man die Aufführung eines jungen Frauenzimmers, von der die ganze Stadt ſagte, daß ſie den bittern Nachreden dieſer Frau ihren frühen Tod groſſentheils zuzuſchreiben hätte. Es war bekannt, daß dieſe unglückliche Perſon die Schwachheit begangen hatte, ſich einem glänzenden Liebhaber zu vertrauen, der ſie um ihren guten Namen brachte, und ſie hernach verließ. Sie hatte Vermögen und Freunde genug, um den Ungetreuen zu einer gerichtlichen Genugthuung zu zwingen; aber ſie ſchlug dieſen Rath, den ihr ihre Bekannten gaben, aus, weil ſie glaubte, daß ſie für die Unbedachtſamkeit ihres Herzens von niemand als ſich ſelbſt Rechenſchaft fodern dürfte. Sie gab den größten Theil ihrer Güter an Arme, und lebte von dem übrigen in der Einſamkeit. Ihre Tage würden wo nicht glücklich, doch wenigſtens ohne ein beſonderes Misvergnügen verſtrichen ſeyn, wenn ſie nicht von den bittern Nachreden jener Moraliſtin zu viel hätte leiden müſſen. Auch gegen dieſe wollte ſie ſich nicht vertheidigen, ob ihr gleich Hülfe angeboten wurde. Sie ſagte, das nachtheilige Urtheil der Welt ſey nur eine geringe Beſtrafung ihres Fehlers, weil es ſeine natürliche Folge ſey. Inzwiſchen kränkten ſie doch die unaufhörlichen Verfolgungen dieſer Frau, und beſchleunigten, da ſie mit der traurigen Vorſtellung ihrer vormaligen Schwachheit zuſammen kamen, ihr Ende. Die Richter waren einige Zeit unſchlüßig, endlich aber kamen ſie alle überein, daß die Verſtorbene ihr Unglück verdient hätte, weil nach ſo vielen traurigen Bey-

ſpielen keine Frauensperſon mehr zu entſchuldigen ſey, die ſich durch die betrüglichen Schmeicheleyen junger Flattergeiſter hintergehen lieſſe. Ihre übrige Aufführung aber mit ihrer Reue zuſammengenommen, machte den Richtern eine ſo gute Vorſtellung von ihrem Herzen, daß ſie ihr die Begräbniſſe gegen Morgen zur Ruheſtätte beſtimmten.

Nun kam die Reihe an einen Weltweiſen, der ſchon in ſeinem Leben das Urtheil der Welt wider ſich gehabt hatte. Man führte wider ihn an, daß er ſich durch ſeine natürlichen Fähigkeiten und durch die Fürſorge ſeines Vaters, der ein angeſehener und dem Staate ſehr nützlicher Mann geweſen, zu den wichtigſten Aemtern hätte geſchickt machen können, wenn ihn nicht ſein Eigenſinn, und eigentlich zu ſagen, die Faulheit beherrſchet hätte. Durch dieſen Widerwillen gegen alle nützliche Beſchäftigungen verleitet, hätte er ſich dem Dienſt der Republick entzogen, und ſich mit einigen andern Müßiggängern in eine Einſamkeit vergraben, woſelbſt fruchtloſe Unterredungen von philoſophiſchen Träumen ſeine einzige Beſchäftigung geworden ſeyen. Die Richter fragten, ob niemand etwas zum Beſten des Verſtorbenen anführen könnte. Auf dieſe Frage drängten ſich einige Perſonen durch die Verſammlung hervor, und rühmten, daß er ſie und viele andere Nothleidende durch ſeine Wohlthaten glücklich gemacht hätte. Seine vertrauten Freunde erſchienen gleichfalls, und erwieſen, daß ihn nichts als die Schwäche ſeiner Geſundheit bewogen hätte, die öffentlichen Geſchäfte zu verlaſſen. Sie erwieſen, daß in ſeiner Einſamkeit

ſamkeit die Betrachtung der Werke des Schöpfers, und der menſchlichen Pflichten ſeine Arbeit geweſen war. Der Ausſpruch der Richter konte nicht anders als vortheilhaft für den Verſtorbenen werden.

Nach dem Weltweiſen wurde ein Dichter von groſſem Anſehen beurtheilet. Niemand hatte die Laſter ſchärfer angegriffen, und niemand war in Satiren glücklicher geweſen, als er. Er war der Liebling aller Perſonen von Geſchmack, und noch itzt wurden ſeine vortreflichen Gedichte durch das allgemeine Lob der ganzen Verſammlung belohnet. Endlich tratt ein Mann von bekannter Aufrichtigkeit und Einſicht hervor. Es iſt mir leid, ſagte er, daß ich die Lobeserhebungen, die ich dieſen Gedichten mit Vergnügen gebe, nicht auch auf ihren Verfaſſer ausbreiten kan. Aber ſeine Aufführung iſt bekannt. Er war ein Sklave ſeiner Leidenſchaften, unter denen Stolz, Haß und Geitz die vornehmſten geweſen ſind; und gleichwohl hat er in ſeinen Gedichten nichts eifriger angeprieſen, als Demuth, Freygebigkeit und Menſchenliebe. Niemals hat ein Menſch einen uneigennützigen Dienſt von ihm erhalten. Niemals hat er ſich mit demjenigen aufrichtig verſöhnt, von dem er ſich für beleidigt hielt; und man hat ihn nicht empfindlicher beleidigen können, als wenn man ſeine Werke nicht über alle andere unendlich erhob. Weil dieſe Beſchuldigungen unwiderſprechlich waren, ſo thaten die Richter den Ausſpruch, daß der Dichter ein böſer Menſch und ein grober

Heuchler gewesen seyn müßte. Sie liessen seinen Körper an den Ort tragen, der solchen Unwürdigen bestimmt war.

Zuletzt trug man den Körper eines Jünglings herein, den das Mitleid der ganzen Versammlung empfieng. Er war ein Mensch von Stande und von grosser Hofnung gewesen. Sein Vormund, welcher Amyntor hieß, folgte der Leiche, und erzählte den Richtern das Leben seines Mündels. Er sagte, daß der junge Mineus alle Hofnung, die er von sich gegeben hatte, selbst durch eine unrechtmäßige Liebe vernichtet hätte. Durch den Willen seines sterbenden Vaters sey Mineus mit Amyntors Tochter versprochen worden. Er hätte sie verlassen, um sich mit einer andern Person zu verbinden, die ausser ihrer guten Gestalt keine andern Vorzüge hätte. Amyntor hatte es für seine Schuldigkeit gehalten, seinen Mündel einzuschränken, weil der Wille seines Vaters erfüllt werden mußte. Mineus widersetzte sich; und Amyntor hatte ihn endlich aus Furcht für neuen Unordnungen mit Gewalt in ein entferntes Landgut müssen bringen lassen. Der Verdruß seinem ungerechten Triebe nicht länger folgen zu können, verursachte ihm eine Krankheit die ihm das Leben kostete. Amyntor beklagte es bey dem Schluß seiner Erzählung, daß er seinen unglücklichen Mündel nicht nur als einen ausschweifenden Menschen, sondern so gar als einen Undankbaren hätte vorstellen, und ihn also selbst unter die Lasterhaften setzen müssen. Die Richter wurden bestürzt, so viel Böses von einem Jüngling zu hören, den jedermann geliebt hatte. Ihr Mitleid bekam

kam bald einen neuen Gegenſtand, als ſich mitten durch das Volk eine Perſon ihnen näherte, die man gleich an ihrer reitzenden Geſtalt und an ihren Thränen für die Mirma, die Geliebte des unglücklichen Mineus erkannte. Sie warf ſich vor dem König nieder. Herr, ſprach ſie mit Worten, die von Seufzern unterbrochen wurden; ich allein bin ſtrafbar, wenn Mineus gefehlt hat. Laß das Angedenken deſſen beſten deiner Unterthanen nicht beleidiget werden. Der König hieß ſie aufſtehen und die Umſtände ihrer Liebe erzählen.

Der Vater des Mineus, ſagte ſie, und der meinige ſind die vertrauteſten Freunde geweſen. Wir liebten einander als Kinder ſchon, ehe wir noch Liebe und Zuneigung unterſcheiden konten, und unſere Eltern ſahen es gern. Der Vater des Mineus, der damals viel Verluſt erlitten hatte, war durch den Beyſtand des meinigen wieder in beſſere Umſtände geſetzt worden, und mein Vater gedachte ihm die gröſte Probe ſeiner Freundſchaft dadurch zu geben, daß er dem jungen Mineus die Hälfte ſeiner Güter mit meiner Perſon beſtimmte. Wir hatten kaum die Jahre der Kindheit verlaſſen, als Mineus meine Liebe ſo wohl durch ſeine Eigenſchaften, als auch dadurch vollkommen verdiente, daß er mir bey einer Luſtfarth auf dem Nil, da unſer Fahrzeug umſchlug, das Leben errettete. Kurz darauf mußte er mich verlaſſen, um ſeine erſten Kriegsdienſte nach den Geſetzen zu verrichten. Wir verlieſſen einander mit den zärtlichſten Verſicherungen der Liebe, und mit dem Segen un-

ferer Eltern. Mineus that sich im Felde hervor, und bey einer Schlacht wagte er sich so weit unter die Feinde, daß er ohne den Beystand meines Bruders verlohren gewesen wäre. Er sahe dieses als eine neue Verbindlichkeit an, mich ewig zu lieben. Ich hielt mich bey den angenehmen Nachrichten, die wir so oft von seinem Wohlverhalten bekamen, für glücklich; aber wie kurz war meine Freude! Eine grausame Feuersbrunst, die zugleich unser Vermögen größtentheils verzehrte, raubte meinem Vater, dem gütigsten aller Väter, das Leben. Der Vater des Mineus nahm sich mit aller Großmuth eines erkenntlichen Freundes meiner Mutter an; er hätte uns seine neuerworbenen Reichthümer völlig mitgetheilt, wenn wir seine Freygebigkeit hätten annehmen wollen. Aber das traurige Ende seines Freundes rührte ihn zu sehr, und er fiel in eine unheilbare Krankheit, bey welcher eine unüberwindliche Schwermuth noch der traurigste Umstand war. Sie gieng so weit, daß er niemand ausser seinem Bruder, dem Amyntor vor sich lassen wollte. Amyntor hatte schon lange die Verbindung zwischen mir und dem Mineus zu trennen gesucht, weil er die Reichthümer, die den Mineus erwarteten, für seine Tochter suchte. Die Beständigkeit seines Bruders in der Freundschaft gegen meinen Vater hatte bisher seine Absichten vereitelt. Jtzt aber mißbrauchte er den Vortheil, den ihm die Krankheit des guten Mannes gab. Er überredete ihn daß ich seinem Sohn ungetreu geworden sey. Er war arglistig genug, die Verläumdung

durch

durch verſtellte Entſchuldigung wahrſcheinlicher zu machen. Denn er ſagte, daß mich die Noth dazu getrieben hätte, einem reichen Mann meine Hand zu geben. Zulezt erklärte er ſich auf eine verſteckte Art, daß er ſeine Tochter gern mit dem Mineus verbinden würde. Der Vater des Mineus ward über meine vermeinte Untreue ſo ſehr aufgebracht, daß er ſo gleich in einem Brief ſeinem Sohn befahl, niemals mehr an mich zu denken, und Amyntors Tochter zu lieben. Dieſe neue Gemüthsunruhe koſtete ihm in wenigen Tagen das Leben. Meine Mutter und ich erfuhren ſeinen Tod ohne alle andere Umſtände, und wir beweinten ihn mit tauſend Thränen.

Herr, beurtheile du ſelbſt das Entſetzen des Mineus, wie er den Brief ſeines Vaters bekam. Er ſuchte gleich bey ſeinen Vorgeſetzten die Erlaubniß, nach Hauſe zu reiſen. Er erhielt ſie und mein Bruder der ſelbſt nicht wußte, was er von mir denken ſollte, begleitete ihn. Er fand ſeinen Vater ſchon erblaßt. Sein grauſamer Vormund ließ ihm nicht einmal Zeit, die erſten Regungen der Natur ohne andere Gemüthsbewegungen ausbrechen zu laſſen; er ſagte ihm gleich bey dem Eintritt in das Hauß, daß die Vermählung mit ſeiner Tochter in einem Monat vollzogen werden ſollte. Mineus war auſſer Stande ihm zu antworten. Er verſchloß ſich in ein Zimmer, und mein Bruder mußte ihn verlaſſen, um dem Ungeſtümm des Amyntors auszuweichen. In dieſer Einſamkeit, da ſeine Leidenſchaften ſeine einzigen Gefährten waren, brachte er die ganze

Zeit zu, die ihm sein Vormund zur Trauer frey gelassen hatte.

Mich setzte inzwischen mein Bruder in das empfindlichste Schröcken, als er mir eröfnete, daß Mineus mich verlassen sollte. Es war meinem Bruder unmöglich ihn zu sprechen, denn er wurde zu genau bewacht. Aber an dem Abend vor dem Tage, da er sich mit der Tochter seines Vormundes vermählen sollte, kam er ganz ausser sich zu uns. Wie zärtlich waren seine Bitten, ihm zu verzeihen, daß er die Erdichtung von meiner Unbeständigkeit so leicht geglaubt hatte! wie zärtlich seine Versicherungen, mir getreu zu bleiben? Der Mangel selbst, den er in unserm Hause sah, war ihm ein neuer Trieb, mich nicht zu verlassen. Er erzählte uns endlich, nachdem er etwas ruhig geworden war, daß er erst vor wenig Stunden von einem getreuen Bedienten seines Vaters das ganze Geheimniß erfahren, und gleich darauf Gelegenheit gefunden hätte, das Haus zu verlassen. Er schrieb noch denselbigen Abend seinem Vormund, daß ihn der letzte Befehl seines Vaters nicht verbinden könnte, weil er durch Arglist ausgewirket sey; daß er sich hingegen verbunden hielt, seinen ersten Willen zu erfüllen, der die Dankbarkeit gegen einen großmüthigen Freund, und die Pflicht gegen unschuldig leidende Personen zum Grunde hätte. Er beschloß mit einigen Lobeserhebungen meiner Person, die ihn mehr die Liebe als die Wahrheit schreiben hieß. Er blieb einige Tage bey uns, ohne vom Amyntor Antwort zu bekommen. Diese Tage

waren

waren Tage für unſere Herzen. Bald beweinten wir mit Thränen der zärtlichen Pflicht das Schickſal unſerer Väter. Bald weinten wir Freudenthränen, daß uns der Himmel wieder vereiniget hatte. Endlich ließ ihm Amyntor wiſſen, daß er ihn zu ſprechen verlangte, um ſich mit ihm wegen der Anſprüche ſeiner Tochter freundſchaftlich zu vergleichen. Mineus gieng zu ihm. Wie froh bin ich, ſagte er bey dem Abſchied zu mir, daß mein Vetter der Billigkeit nachgeben will. Ich will ſie gern mit der Hälfte meiner Güter erkaufen, um ſeine Tochter zu befriedigen. Das übrige iſt für mich und für meine Mirina genug. Er gieng fort. Trauriger Abſchied! Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen. Der grauſame Amyntor ließ ihn mit Gewalt in ein entlegenes Landhaus bringen, und daſelbſt von lauter Sklaven ſeiner Bosheit bewachen. Armer Mineus! dein zärtliches Herz war gegen ſo viel Grauſamkeit zu ſchwach! Mußte denn deine Befreyung der Tod ſeyn!

Mirina hörte auf zu reden. Ihre Seufzer und ein Strom von Zähren lieſſen ſie nicht mehr ſagen. Die ganze Verſammlung weinte mit. Endlich befahl der König, daß Amyntors Knechte erſcheinen mußten. Sie geſtunden die Bosheit ihres Herrn. Mineus ward mit Blumenkränzen bedeckt in die Begräbniſſe der Tugendhaften gebracht. Amyntor mußte in das Elend gehen. Die liebenswürdige Mirina ward in den Tempel der Iſis gebracht, um daſelbſt ihren Mineus zu beweinen, und ein Jahr hernach belohnte Themoſis ihre Tugend, indem er ſie zu ſeiner Gemahlin erwählte.

F. Cleanth.

Siebentes Stück.

Es überfällt uns ohne Schmerzen
Das Alter nur mit Luſt und Scherzen:
Die andre Wolluſt iſt die Ruh.
Da ſehn wir mit geſetztem Triebe
Noch öfters unſrer erſten Liebe
Im Bilde junger Hirten zu.

Roſt.

Brief Orontens an Chloen.

Madame,

Nein, ich kan ihnen ohnmöglich dieſen froſtigen Titel geben. Sie ſind noch wie ſie in meinem achtzehnten Jahre waren, meine liebſte Chloe, meine beſte Freundin, meine Muſe: Sie ſind noch alles dieſes. Erlauben Sie mir, daß ich Sie nicht anrede, wie ein Greis eine ehrfurchtswerthe Freundin anreden ſollte: Erlauben Sie mir noch die vorigen Namen zu gebrauchen; ſie ſind nicht ſo ſehr ehrerbietig aber deſto zärtlicher, und einem Mann von meinen Jahren iſt die Zärtlichkeit wohl erlaubt.

Ich fange meinen Brief von neuem an, um nicht mehr an den vorigen Titel zu denken. Gedächtnis und Einbildung machen mich bisweilen wieder zum Jünglinge, und ich will es nach der Art zu denken noch allezeit ſeyn. Ich beiſſe ſie

nicht

nicht mehr Madame, nicht einmal meine Freundin will ich Sie nennen: Sie ſind noch mein Mädgen, mein liebſtes blauaugichtes Mädgen, ob ſie gleich ſechzig Jahre alt ſind. Erzürnen Sie ſich nicht über meine Tändeleyen. Ich weiß wohl, daß es ſich für mein Alter nicht mehr ſchickt zu tändeln und zu ſcherzen: aber warum ſollte ich nicht bisweilen, wenn ich an eine ſo geliebte Freundin ſchreibe, die Schreibart eines Jünglings annehmen? Beſonders itzt, da ich Ihnen eine frölliche Nachricht zu ſchreiben habe. Ich muß meinen Brief wieder anfangen.

Liebſte Chloe!

Wie lange habe ich Sie nicht geſehen? Ich habe Ihnen recht viel zu ſagen. Ich habe gemerkt, daß mein Vetter, der itzt kaum achtzehen Jahre alt iſt, Ihrer ungefähr eben ſo alten Baaſe, dem kleinen Chriſtianchen ſehr gut iſt. Die zwey lieben Kinder ſehen einander gern, ſie bleiben oft vor einander ſtehen, und ſehen einander an; der kleine Clitander küßt Chriſtianchens Hände und ſie wird roth. Wann es Gelegenheit zum Tanzen giebt, ſo will er mit niemand als mit ihr tanzen, und ſie wird böſe, wenn ihn ein anderes Mädchen öfter als einmal zum Tanze aufzieht. Wenn er weiß, daß er ſie ſehen ſoll, ſo ſucht er ſich auf das beſte zu kleiden, ohngeachtet er ſonſt ein wenig nachläßig iſt. Neulich ſahe ich heimlich, daß er ſie küßte, und wie er ſie geküſſet hatte, weiß ich nicht, welches von beyden ſich am meiſten ſchämte. Ich hatte die größte Freude, dieſes

unſchul-

unſchuldige Paar ſo miteinander ſpielen zu ſehen, und ſtellte mir noch die glückliche Zeit dabey vor, in der ich Sie noch meine Schäferin nennte, und ich ihr Schäfer war. Gienge es nicht im Ernſt an, daß wir einmal ein Paar aus ihnen machen könnten? Sie fühlen ſchon ſo früh den Zug der Zärtlichkeit! So jung ſie auch ſind, wollen wir ſie beyde vereinigen: Das Alter in dem ſie ſind, iſt ohnedem das glücklichſte Alter des menſchlichen Lebens. Wir wollen ſie beyde itzt vollkommen glücklich machen, dann itzt können wir es thun. Je älter ſie werden, je mehr wünſchen ſie. In der Kindheit muß man die Menſchen glücklich machen, wenn man ſie glücklich ſehen will, denn da haben ſie die wenigſten Wünſche. Die Greiſe ſollten ſich am wenigſten wünſchen, weil ſie nur wenige Freuden zu genieſſen im Stande ſind: und doch ſiehet man täglich, daß Greiſe am unerſättlichſten im Wünſchen ſind. Glauben Sie nicht, daß ich von mir ſelbſt rede: ich rechne mich noch nicht unter die Greiſe; der Seele nach bin ich es wenigſtens nicht. Ich lobe die itzige Zeit, ich nehme Fehler, die ich ſonſt an mir hatte, jungen Leuten nicht übel, ich glaube nicht, daß ſich die Welt geändert hat, und ſchlimmer geworden iſt; ich glaube daß ich mich geändert habe. Im Grunde bin ich alſo noch immer der vorige, und kein Greis, ob ich ſchon ſiebenzig Jahr alt bin.

Man ſagt die Greiſe fühlten nicht ſo lebhaft als die Jünglinge; man betrügt ſich. Das Vergnügen, das ein Greis verſpüret, wann er in die Jahre ſeiner Jugend zu-

rück

rück ſieht, und in ſeinem Herzen fühlet, daß er ſich keinen Vorwurf zu machen hat, daß er vernünftig lebt, daß er lebt um ſeinem Nebenmenſchen zu dienen, daß er ohne ſchamroth zu werden als ein Greis auch die kleinſten Handlungen des Jünglings geſtehen kan; das iſt ein Vergnügen, welches alle andere Freuden übertrift, und niemand als ein Greis genieſſen kan. Wie ſehr betrügen ſich die Jünglinge, wenn ſie uns unglücklich glauben? Wenn ſie alle wüſten, wie glücklich ein Greis iſt, der in ſeiner Jugend vernünftig gelebt hat, ſo würden ſie ſich aller Ausſchweifungen enthalten.

Verzeihen ſie mir dieſe lange und übel angebrachte moraliſche Betrachtung: ich fühle, daß ich auch die Fehler meines Alters an mir habe, und daß ich anfange geſchwätzig zu werden, und gerne Sittenlehren zu geben. Wie freudig bin ich nicht, wenn ich an die unſchuldige Liebe denke, die uns ſonſt ſo viel Vergnügen machte. Neulich fand ich in einem Walde ihren Namen den ich vor vierzig Jahren in einen Baum geſchnitten hatte; ich weinte noch aus Zärtlichkeit und Freude; ich wies einigen jungen Leuten die mit mir giengen, dieſen Baum mit dem lebhafteſten Vergnügen. Sie fühlten die Triebe, die ich damals empfand, und freueten ſich mit mir.

Neulich fand ich unter alten Papieren ein Stück von einem Tagebuch, welches ich in meinem ſechs und zwanzigſten Jahre gehalten hatte. Mit was für einer begierigen Freude durchſahe ichs nicht? Ich wurde ganz verjüngt, und ſtellte

mir

mir alles gegenwärtig für. Hier schicke ich Ihnen dieses Stück von meinem Tagebuch. Ich will die Anmerkungen dazu schreiben, die mir bey jedem Tage einfallen. Es ist etwas seltenes wenn ein Greis das Tagebuch seiner Jugend freudig liefet; und die Anmerkungen, die er darüber machen kan, sollten meiner Meinung nach den wenigsten Menschen gleichgültig seyn.

Im Jahr 1710.

Den 7ten Jun. habe ich Chloen nicht gesehen: sie war mit ihren Eltern auf ihr Landgut gereist; Ich war den ganzen Tag verdrüßlich. Ich nahm mir für den Tag recht nützlich anzuwenden, und las in der Absicht mein Herz zu bessern, lauter moralische Schriften. Ich fand, daß alle Moralisten recht hatten, und ward stolz auf mich. Ich gieng Abends auf das Feld spatzieren, war in tiefen Gedanken, und dachte meinen eigenen Tugenden und Verdiensten nach. In diesen angenehmen Betrachtungen störte mich ein Bettler, der mich um eine Gabe ansprach. Ich wurde verdrüßlich darüber, daß er mich im Denken gestört hatte, und in der Zerstreuung wieß ich ihn ab. Kaum hatte ich es gethan, so reuete es mich. Der arme Mann gieng bey einem Bauren vorbey, der eben sein Feld pflügte, und sprach ihn an. Der Bauer hielt mit Pflügen ein, um dem Armen etwas zu geben. Ich sahe es, und wurde auf das äusserste gerührt. Wie? dachte ich, der Bauer, der keine moralische Schriften gelesen hat, der nicht so tugendhaft ist, als du zu seyn glaubst, hält in seiner Arbeit ein um

seinen

seinen Nebenmenschen vergnügt zu machen: und du, der es eher hätte thun können, du der du in der Sittenlehre so erfahren bist, du hast kein so gutes Herz als er. Diese Gedanken machten mich betrübt, ich gieng nach Hause, betrachtete mich selbst, und fand mich so klein als ich mich zuvor groß glaubte.

Ich bin mit mir selbst zufrieden, wenn ich dieses lese: ich habe damals richtig gedacht. Diese Betrachtung hat mein Herz bessern helfen, und also habe ich diesen Tag wohl angewendet. Welch Vergnügen!

Den 8ten Jun. gieng ich nach Tische in eine grosse Gesellschaft, in der sich viele Frauenzimmer befanden. Ich hatte mir vorgenommen, den Verdruß, den mir Chloens Abwesenheit verursachte, durch den Umgang mit andern Schönen zu vertreiben. Die erste Person, die mir vor die Augen kam, war Mademoiselle Lachtaube. Sie lachte gerade so unmäßig, als ich in das Zimmer trat, daß ich ganz verwirrt wurde, und gewis glaubte, daß ich ausgelacht würde. Ohne mich darum zu bekümmern gieng ich auf Mademoiselle Lachtaube zu: sie wünschte mir einen guten Tag, und lachte mir in das Gesichte. Ich wurde noch verwirrter, bis mir jemand sagte, daß Mademoiselle Lachtaube blos deswegen lachte, weil gerade jemand eine Schale mit Coffee verschüttet hätte. Ich redete sie scherzhaft an, und setzte mich neben ihr: sie antwortete mir nicht, lachte aber bey allem dem was ich sagte. Ich nahm es anfangs für einen Beyfall auf: endlich aber fieng ich an zu glauben, daß sie mehr über mich, als

über meine Einfälle lachte, und fieng an ernſthaft mit ihr zu reden. Mademoiſelle Lachtaube lachte dabey, als wenn ich ihr die luſtigſten Sachen von der Welt vorgeſagt hätte. Ich merkte, daß ſie ohne Urſache lachte, und um ſie weiter zu verſuchen, ſagte ich ihr verliebte Sachen vor. Sie ſchlug mich mit dem Fächer auf die Finger, und lachte immer ärger. Ich fieng endlich an ganz dreiſte zu werden, ich ſagte ihr freye Scherze vor, ich nahm mir Freyheiten heraus, kurz ich ſpielte die Rolle eines Stutzers. Mademoiſelle Lachtaube wurde roth, und an ſtatt böſe zu werden, lachte ſie wieder von Herzen. Ich ward endlich ungeduldig und ſtund auf. Es trat eine vertraute Freundin der Mademoiſelle Lachtaube in das Zimmer; ſie war in der tiefſten Trauer, denn ihr Vater war erſt ſeit einigen Tagen geſtorben. Mademoiſelle Lachtaube bezeugte ihr ihr herzliches Beyleid durch eine zärtliche Umarmung und durch ein lautes Gelächter. Ich ſahe mich nach einem andern Frauenzimmer um, als mir Mademoiſelle Matador rief um ihr im Spiele zu helfen. Ich ſagte ihr meine Meinung, aber ſie fieng an mich lächerlich zu machen, und mir aus den Regeln des Spiels zu beweiſen, daß ich ganz unrecht geurtheilt hätte, und daß ich nicht das geringſte vom Spiel verſtünde. Ich gab ihr recht, und ſchlich mich von ihr eilfertig hinweg, als die Ankunft der Frau Mannſcheu und ihrer jungen Tochter die Geſellſchaft aufmerkſam machte. Die Mutter machte eine tiefe Beugung der Knie; die Tochter auch. Es iſt mir ja recht ſehr lieb, ſie hier

alle

alle beysammen anzutreffen: fieng die Mutter mit einer ziemlichen Baßstimme an. Es ist mir ja recht sehr lieb, sie hier alle beysammen anzutreffen: sagte ihr die Tochter im Diskante nach. Beyde setzten sich. Es ist heute recht schön Wetter, sagte Frau Mannscheu zu dem der neben ihr saß. Es ist heute recht schön Wetter: sagte ihre Mademoiselle Tochter zu mir, der ich gerade neben ihr zu sitzen gekommen war. Ihre Mutter ließ von ohngefähr ihren Fächer fallen; und Mademoiselle Mannscheu warf den ihrigen auf den Boden um es ihrer Mutter nachzumachen, und gab mir die Mühe ihn aufzuheben. So lang als die Gesellschaft dauerte, war Mademoiselle Mannscheu nichts als der Schatten ihrer Mutter. Ich hätte aber doch bald einen bessern Begriff von ihr bekommen. Ein Stutzer nahte sich ihr, da sie allein an einem Fenster stund, und sagte ihr ungereimtes Zeug und ungezogene Scherze vor. Sie ließ ihn stehen, und antwortete ihm blos durch einen verächtlichen Blick. Dieses gefiel mir ungemein, und ich wollte sie eben anreden, als Damon, ein vernünftiger und gesetzter junger Mensch mit ihr zu reden anfieng, und sie auf eine sittsame doch lebhafte Art in ein Gespräch zu verwickeln suchte. Mademoiselle Mannscheu begegnete ihm wie dem Stutzer, und gieng fort. Es verdroß mich, daß sie so wenig Unterschied zwischen beyden machte. Endlich gieng ich nach Hause, und bedauerte sehr, daß ich den Tag so übel zugebracht hatte. Ich dachte an Chloen und empfand den Unterschied der zwischen ihr, und den meisten

Personen ihres Geschlechts ist, noch lebhafter als sonst. Alle andere Mädgen sind nur Marionetten gegen meine Chloe. Ich schrieb noch Abends eine Ode, in der ich Chloen auf Unkosten des ganzen menschlichen Geschlechts lobte. Als ich aber meine Ode wieder überlaß, gefiel sie mir nicht, und es reuete mich, daß ich Chloens Augen mit Sternen, die das Schiff meiner Hofnung in den Port zu führen versprachen, verglichen hatte. Ich verbrannte meine Ode am Licht.

Wann ichs bedenke, so habe ich damals nichts klugs an dem ganzen Tage gethan, ausgenommen daß ich meine Ode verbrannte. Ich bin noch in der vorigen Meinung, und in meinen Augen übertrift Chloe noch ihr ganzes Geschlecht. Mademoiselle Lachtaube ist vor sechs Jahren gestorben. Sie war die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens eine von denjenigen Personen, die über alles seufzen, beständig über böse Zeit und über die Verschlimmerung der Welt klagen, und die auch die fröhlichsten Nachrichten, die man ihnen bringt, mit einem kläglichen Tone beantworten. Diese Aenderung kam mir nicht seltsam für: Sie lachte aus Unverstand in ihrer Jugend; aus Unverstand klagte sie in ihrem Alter. Sie starb zu der größten Freude ihres Mannes an der Schwindsucht. Mademoiselle Matador hat sich reich verheurathet; ihr Mann starb zwey Jahre nach der Hochzeit an einem Gallenfieber, wozu sie, wie man sagt, das Ihrige getreulich beygetragen hatte. Sie ist schon vor zwölf

Jah-

Jahren aus Aergerniß gestorben, weil jemand der mit ihr spielte statt den Trefbuben auszuspielen von ohngefähr den Karobuben ausgespielet hatte. Mademoiselle Mannschen wurde gleich nach dem Tode ihrer Mutter von einem jungen Studenten entführt, und endlich betrogen und verlassen. Sie soll eine Zeitlang einen sehr unrühmlichen Lebenswandel geführt haben, und sie wurde als eine der frechesten Buhlerinnen bekannt. Sie soll erst ganz kurz in Herrenhut verstorben seyn, und die letzten zehen Jahre ihres Lebens als eine Betschwester in der grösten Andacht zugebracht haben. Eine Kinderzucht, wie die war, die Mademoiselle Mannschen bekam, ziehet allezeit dergleichen Folgen nach sich. In meinem zwanzigsten Jahr habe ich über die Sitten des Frauenzimmers geschmählet, die unter den Mannspersonen keinen Unterschied zu machen wissen, und itzt in meinem siebenzigsten Jahre thue ich es noch. Die meisten Mütter warnen ihre Töchter von Kindheit auf für allen Mannspersonen. Es wäre viel vernünftiger, wenn sie ihnen sagten: Mädchen hüte dich für Narren, und ungesitteten Leuten. Suche den Umgang vernünftiger und sittsamer Jünglinge, denn dieses ist für ein junges Frauenzimmer die beste Schule. Scherze mit ihnen, und laß deine einfältige Gespielinnen immerhin darüber schmälen. Nur verächtliche Leute, Stutzer und Narren sind dem Frauenzimmer gefährlich: von vernünftigen Mannspersonen sind wenige verführt worden.

Den 9ten war ich in einer Gesellschaft, in der ich zwo Personen antraf, auf die ich aufmerksamer Achtung gab als auf die andern: auf den einen wegen seiner Artigkeit; auf den andern wegen seiner seltsamen und wunderlichen Lebensart. Cleon, so heißt der letzte, ist ein Mann, der nicht den geringsten Geschmack zu haben scheint, er urtheilt fast von allem verkehrt, und lacht, wenn man von Sittenlehre und Zärtlichkeit spricht. Er ist nicht gekleidet wie andere Leute, und er denkt niemahl so wie sie. Er ist allen Komplimenten so feind, daß er unhöflich darüber wird, und der Grund seines Herzens scheinet gar nicht gut. Philint hingegen ist der liebenswürdigste Mensch von der Welt und ein besonderer Freund der Wissenschaften. Mit was für einem Eifer sprach er nicht von der Zärtlichkeit und der Tugend! Er muß ein vortrefliches Herz haben. Er gefällt auch allen Leuten: ich werde selbst seinen Umgang so sehr suchen, als ich den verdrüßlichen Cleon fliehen werde.

Wie thöricht war ich damahls! Ich glaubte, daß ich aus einer besondern Geschicklichkeit das menschliche Herz zu erkennen, den Character dieser beyden Personen auf das natürlichste entworfen hätte. So gehet es in der Jugend: der Schein gilt allezeit mehr als wahre Verdienste. Wie sehr habe ich mich damahls betrogen! Ich habe nachgehends gefunden, daß Philint keine andere Tugend an sich hatte als die Kunst der Verstellung. Er wußte von Sachen, die er in der That nicht verstund,

auf

auf das angenehmste zu sprechen. Er war schmeichelnd, er wußte sich meisterlich in jedermann zu richten. Diese Kunst fehlt dem Cleon sehr; er war hart auferzogen worden, und seine Sitten hatten etwas rauhes und wiederwärtiges behalten, aber sein Herz war so groß als Philintens Herz niederträchtig war. Eben den Tag an dem ich sie beyde kennen gelernt, kamen, wie ich hernach erfahren habe, alle zwey in eine andere Gesellschaft. Philint, der mich seiner Hochachtung auf das zärtlichste versichert hatte, machte mich lächerlich: Cleon aber, der mir lauter Antworten gegeben hatte, die ich damals für Grobheiten hielte, nahm meine Parthey auf das eifrigste. So geht es der Jugend in ihren Urtheilen! Cleon lebt noch auf dem Lande in einem glücklichen Alter, und alle seine Nachbarn lieben ihn. Philint ist sehr hoch gestiegen, hat alle seine Freunde und endlich sich selbst verkennt. Er ist gefallen, und wurde so niederträchtig als er in dem Glücke stolz gewesen war. Er ist vor einiger Zeit an einer beschwerlichen Krankheit verstorben, und wenige haben ihn bedauret.

Den 10ten. Chloe kömmt übermorgen zurück! Dieser Gedanke half mir die Beschwerlichkeit des Tages überstehen. Ich war in einer dem gemeinen Rufe nach sehr guten Gesellschaft: weil man aber nichts als Familienscherze vorbrachte und sich beständig über den Nächsten aufhielt, wurde ich verdrüßlich und gieng fort. Ich kam von ohngefähr in eine andere Gesellschaft, in der man zwar von

Abweſenden nicht übel ſprach, aber in der man es für artig hielt einander die gröſten Laſter und Thorheiten öffentlich vorzurücken. Das ſollte einen feinen Scherz bedeuten. Die ärgſten Feinde hätten kaum einander ſo beiſſende Wahrheiten ſagen können, als dieſe Freunde thaten. Ich wurde verdrüßlich und gieng wieder fort.

Ich war damals recht thöricht mich über die Fehler der Menſchen und der Geſellſchaften zu ärgern. Wann ich itzt in ſchlimme Geſellſchaft komme, ſo werde ich nicht mehr böſe: ich lache nun darüber.

Der Himmel wird um mich nicht Thoren weiſe machen, auch ſie ſind Bürger dieſer Welt.

Wie könte ich leben ohne mit Narren in Geſellſchaft zu kommen, da ich noch nicht Luſt habe ein Einſiedler zu werden.

Den 11ten ſahe ich Vormittag zwo Perſonen, die mich entzückten: ich hatte in meinem Leben keine zärtlichen Freunde geſehen. Clodius und Meront redeten auch abweſend mit einer ſo freundſchaftlichen Entzückung von einander, daß ich nichts mehr wünſchte als ſie zu Freunden zu haben. Nach Tiſche bekam ich ſie beyde wieder zu ſehen: jeder zog mich auf die Seite um mir von dem andern etwas böſes zu ſagen. Ich glaubte anfangs meinen Ohren nicht und wurde ganz beſtürzt, als mir von ohngefähr geſagt wurde, daß eine Ehrenſtelle, nach der beyde ſtrebten, ledig geworden war, und daß jeder ſie davon zu tragen ſuchte. Ich hatte genug, und wünſchte ſie mir nicht mehr zu Freunden.

Der

Der Name der Freundschaft wird zu sehr unter den Menschen entheiliget. Clodius und Meront verdienen den Namen eines Freundes so wenig als den Namen eines ehrlichen Mannes. Ich bin schon so alt geworden, und habe doch noch so wenig wahre Freundschaft finden können.

Den 12ten. Heute kam meine Chloe wieder: Ich konte sie aber nicht sehen, weil sie zu spät ankam, um einen Besuch bey ihr abstatten zu können. Was für eine Freude werde ich nicht haben, wenn ich sie wieder sehe!

Das ist genug auf einmal: ein andermal will ich ihnen mehr von meinem Tagebuch schreiben. Leben sie wohl, liebste Chloe! ich küsse sie tausendmal in Gedanken. Ich bin . .

E. Oront.

Achtes Stück.

Deuenere locos laetos et amoena vireta
Fortunatorum nemorum, sedesque beatas.

VIRGIL.

Niemals hat mein Herz die Macht der Freundschaft stärker gefühlt, als vor etlichen Tagen. Unsere Freundschaft gegen den zärtlichen Damis und die Annehmlichkeiten der jetzigen Jahrszeit hatten unsre Gesellschaft er-

muntert, ihn auf seinem Landgut zu besuchen. Die Freundschaft besiegte diesmal alle Hindernisse, welche es uns seit etlichen Wochen unmöglich gemacht hatten, alle miteinander zu ihm zu kommen. Selbst unser ehrwürdiger Oront schien wiederum in den Frühling seines Alters versetzt zu seyn und begleitete uns mit aller Munterkeit eines Jünglings. Wir verliessen die Stadt, unsere Sorgen, unsre Geschäfte. Der Freundschaft allein überlassen, eilten wir unsern liebenswürdigen Damis zu überfallen, und durch das unerwartete unserer Ankunft sein Vergnügen lebhafter zu machen. Die Heiterkeit des Himmels, eine sanfte Wärme, eine angenehme Stille der Luft, ein freyer Blick in die bezaubernden Schönheiten der bunten Natur entzückten uns durch Empfindungen, die man niemals in Städten fühlt. Vertrauliche Unterredungen, ungezwungener Witz, unschuldige Scherze belebten jeden Schritt. Kaum glaubten wir die Stadt verlassen zu haben, so waren wir schon bey der Wohnung unsres Freundes. Wir fanden ihn in seinem Garten, der hinter seinem Hause liegt, und, ohngeachtet er eben nicht groß noch kostbar ist, die grösten Schönheiten der Natur und Kunst in sich schliest. Wie groß war nicht die Freude unsers Freundes! Gelobet sey der Himmel, rief er voll von der Empfindung edler Herzen, daß er mich meine Freunde wieder sehen läßt! Wir betrachteten eine zeitlang seinen Garten, der um so viel angenehmer ist, weil er eine Aussicht in die herumliegenden Gegenden eröfnet, und lobten den Fleiß und den Geschmack des Besitzers. Im

Anfang entstund eine kleine Trennung unter uns. Ein jeder wande sich dahin, wo er seiner Meinung nach den schönsten Gegenstand erblickte, und machte sich ein Vergnügen daraus, den, der ihm am nächsten war, von seinen Entdeckungen zu unterhalten. Endlich vereinigten wir uns wieder, nachdem unsere Neubegierde einiger massen befriedigt worden, und begaben uns in eine wohlangelegte Laube, welche räumlich genug war, uns alle mit Bequemlichkeit zu fassen, und der Aussicht sowohl in den Garten, als die herumliegenden Gegenden keinen Schaden that.

Hier liessen wir den Bewegungen unsres Herzens völlige Freyheit. Der vornehmste Inhalt unsrer Unterredungen war die Freundschaft. Niemals habe ich ein reineres Vergnügen gefühlet. Niemals habe ich den Frühling mehr genossen. Die Schönheiten der Natur und die Reitzungen der Freundschaft bewiesen eine ganz neue Stärke an meiner Seele. Was mir am angenehmsten war, war dieses, daß alle meine Freunde von gleichen Empfindungen beseelt wurden. Aus uns allen redete nur ein Herz. Die Zeit verfloß so geschwind und unbemerkt, daß uns der Gedanke wegzugehen noch unerträglich war, da uns die hereinbrechende Nacht die Nothwendigkeit auflegte von unsrem Freund Abschied zu nehmen.

Noch niemals hatte ich aus unsern Zusammenkünften ein unruhiges Herz mit weggenommen. Aber diesmal empfand ich bey unsrem Abschied einen geheimen Schmerz, ein Misvergnügen, davon ich keinen Grund finden konnte.

Vielleicht war das Vergnügen, welches meine Seele empfunden hatte, zu stark und zu heftig gewesen, um länger fortzuwähren. Vielleicht war meine Seele für diese allzu reitzenden Empfindungen nicht mehr stark genug, und fand in der Betrübnis eine nothwendige Abwechselung; mit einem Wort, ich wurde ernsthaft und niedergeschlagen. Oront fieng auf Bitten unsrer Freunde an einige Erzehlungen von seinen Reisen zu machen. So gern ich ihm sonst zuhört, so war es mir doch diesmal unmöglich. Ein für mich allzuschrecklicher Gedanke bemächtigte sich meiner ganzen Seele, und unterdrückte in derselben alle andre Betrachtungen. GOtt! dachte ich, wie groß war nicht mein Vergnügen, welches ich heute der Freundschaft zu danken habe! Wie glücklich bin ich nicht, so zärtliche, so liebenswürdige Freunde zu besitzen! Wie lang wird aber dieses Vergnügen, dieses Glück dauren? Vielleicht ist der unglückliche Zeitpunkt nahe, der unsre Gesellschaft trennen und durch den Tod meiner Freunde meine süssesten Hofnungen zernichten kan. Bin ich vielleicht gar dazu bestimmt, einige von meinen Freunden zu überleben? Und wird es mir möglich seyn? Mögten wir doch alle zugleich in süssen Umarmungen, in vertrauten Unterredungen den Geist aufgeben, der für die Freundschaft gemacht ist, und diese Welt verlassen, die ohne die Freundschaft nichts reitzendes hat!

Die hereinbrechende Dunkelheit war meiner Schwermuth günstig. Den Augenblick kam es mir vor, als sähe ich meinen Damis erblaßt vor mir liegen. Diese Augen

waren

waren verschlossen, aus denen so viele Lebhaftigkeit, so viele Zärtlichkeit hervorstrahlte. Dieser Mund war stumm, der sich so oft zu der Ehre der Menschlichkeit und Freundschaft geöffnet hatte. Diese Hände waren erstarret, die zum Dienst der Freundschaft so wirksam gewesen waren. Dieses Herz schlug nicht mehr, welches so edel gefühlet hatte. Himmel! welche Empfindungen bemächtigten sich meiner Seele? Tödtende Vorstellung! Ich erzitterte. Ich wünschte nicht mehr zu seyn. Zu meinem Trost blieben meine Bewegungen der Gesellschaft unbemerkt. Sollte ich das Vergnügen meiner Freunde stören? Sollten sie in gleiche Schwermuth versenkt werden? das wäre zu grausam gewesen. Ich verbarg den Schmerz, der mich durchwühlte. Jedoch kaum war ich nach Hauß gekommen, so warf ich mich ganz ermüdet in meinen Lehnstuhl hin. Der erschreckliche Gedanke von dem Tod meiner Freunde verließ mich nicht. Ich mußte ihm nachgeben. Ich überließ mich der Einsamkeit und meinen Betrachtungen.

Himmel! warum hast du mir ein fühlend Herz gegeben, wenn dieses Gefühl nicht ewig ist? Warum ist der Reiz der freundschaftlichen Vergnügungen zur Ruhe meiner Seele so unentbehrlich, wenn er nur in den engen Raum dieses flüchtigen Lebens eingeschränkt ist? Grausames Schicksal! Hast du mir nur deswegen Freunde geschenkt, Freunde, die dieses erhabenen Namens würdig und ein so wesentlicher Theil meiner Glückseeligkeit sind, um mich durch ihren allzufrühen Verlust desto empfindlicher zu quälen, um sie mir

zu entreiſſen, da ich erſt recht anfange ſie zu genieſſen, und ſie ewig zu genieſſen wünſche? Süſſigkeiten der Freundſchaft! Soll ich euch nur darum ſchmecken, daß mir euer Verluſt deſto mehr Bitterkeit wirke? Viel lieber wünſchte ich euch niemals empfunden zu haben, wenn ich euch einſtens vermiſſen ſoll.

Wird mich denn der Tod auf ewig von meinen Freunden trennen? Wird denn unſre Freundſchaft in die Gräber meiner Freunde verſchloſſen werden, und mit ihren Leibern vermodern? — — Nein! In einer beſſern Welt, in einer glücklichern Gegend werde ich mit meinen Freunden wieder vereinigt werden. Erfreuliche Hofnung! Mein Herz redet für dich. O könte ich von deiner Gewisheit auf das lebendigſte überzeugt werden!

Die Vorſtellung einer gänzlichen Zernichtung nach dem Tode hat etwas, dawider ſich meine ganze Seele empöret. Ich bin viel zu ſtolz auf die Würde, auf den Adel meiner Natur, welcher durch alle ihre Einſchränkungen, durch alle ihre Schwachheiten ſo deutlich hervorſtrahlt, als daß ich mich jemals mit dem Gedanken ausſöhnen werde, es ſtehe mir das erniedrigende Schickſal einer gänzlichen Zernichtung bevor. Ich finde, daß ich einer weit höheren Glückſeligkeit fähig bin, als diejenige iſt, deren ich in dieſer Welt theilhaftig werde. Dieſes Leben würde mir unerträglich ſeyn, wenn ſich mit demſelben mein Daſeyn und meine Glückſeligkeit beſchlieſſen ſollten. Meine Seele empfindet ein unüberwindliches Verlangen nach einer immer zunehmenden

menden Glückſeligkeit. Was ſollte ich mir von der Gütigkeit meines Schöpfers für einen Begriff machen von welcher die ganze Welt ein ewiges Denkmahl iſt, wenn dieſe Triebe, dieſe Hofnungen, dieſe Erwartungen, die er in mich gelegt hat, unerfüllt und ungeſättigt blieben, wenn alles Gefühl des Vergnügens in mir zu der Zeit erſtickt werden ſollte, da ich mich geſchickt gemacht habe, reinere und erhabnere Vergnügungen zu fühlen? Iſt der Tod eine völlige Zernichtung meines Weſens, ſo wollte ich ſo gleich die Vorzüge meiner Natur mit der dummen Unempfindlichkeit und eingeſchränkten Ausſicht niedriger Geſchöpfe vertauſchen.

Ich finde in mir Fähigkeiten, welche einer beſtändigen Verbeſſerung, einer unendlichen Erhöhung fähig ſind. Ich entdecke in mir eine Anlage zu einem weit vollkommenern Geſchöpfe, als ich dermalen bin. Was wäre die Weisheit meines Schöpfers, wenn ein Geſchöpf, das mit ſo erhabnen Fähigkeiten verſehen iſt und einen ſo anſehnlichen Rang in der Schöpfung behauptet, zernichtet werden ſollte ohne ſeine Beſtimmung zu erreichen, ohne ſo vieles zur Verherrlichung ſeines Schöpfers und zum Beſten der Welt beyzutragen, als ihm möglich iſt, ohne zu der Reife der Einſicht und Tugend zu gelangen, welche es wünſcht? Ich würde mir ſelbſt das verworrenſte Räthſel und das unbegreiflichſte Geheimniß ſeyn, wenn der Tod meine Zernichtung wäre.

Und so wird denn der Tod mein Wesen nicht zernichten. Meine Seele wird dem Grabe und der Verwesung entfliehen. Von den Banden des Leibes befreyet, wird sie mit vorhin nie gefühlter Munterkeit in eine bessere Welt eilen, wo Vergnügungen auf sie warten, die ihrer würdiger sind, wo sie mit ewigen Licht umgeben, durch den glücklichsten Wachsthum ihrer Fähigkeiten sich bis zu der Höhe der verklärtesten Geister aufschwingen wird. Auch meine Freunde werde ich in diesen glücklichen Wohnungen wieder antreffen. Ihre Tugend verspricht mir es. Ihr Geist hatte allezeit nichts geringers zum Ziel, als die Ewigkeit. Mich würde der Himmel nicht reitzen, wenn er mich der Reitzungen der Freundschaft beraubte. Die allerseligste Einsamkeit ist mir eine verhaßte Vorstellung. Ja! ich hoffe, nach dem Tode übrig zu seyn und mit meinen Freunden wieder vereinigt zu werden. Diese Hofnung allein zerstreuet die Wolken meiner Schwermuth und erheitert mein ganzes Gemüth.

Aber ist sie denn auch wirklich gegründet? Sie schmeichelt meinem Herzen. Vielleicht glaube ich nur deswegen ein besseres Leben, weil ich es wünsche? Warum müssen doch in meiner fast beruhigten Seele unglückliche Zweifel aufsteigen, die meine Schwermuth wieder erneuern!

Kan ich denn den Plan völlig übersehen, nach welchem das unendliche Wesen das unermeßliche Gebiet der Schöpfung angeordnet hat, und alle Einwohner desselben bestimmet und regieret? Kan ich es ohne die größte Verwegenheit

wagen die unergründlichen Absichten der obersten Weisheit zu erforschen? Sind mir die ewigen Gesetze bekannt, nach denen alle Veränderungen und Begebenheiten in den Reichen Gottes auf das genaueste erfolgen? Ist mir denn das Buch geöfnet, in dem die Schicksale aller vernünftigen Geschöpfe aufgeschrieben sind? Vielleicht hat eben diese Weisheit, die uns allezeit unbegreiflich bleibt, mich und meine Nebengeschöpfe zu solchen Theilen des Ganzen versehen, die nur in einer gewissen eingeschränkten Dauer etwas zur Vollkommenheit des Ganzen beytragen und hernach in dem Tod ihren Untergang finden sollen. Vielleicht trägt selbst unsre Zernichtung etwas dazu bey, die Glückseligkeit würdigerer Geschöpfe zu erhöhen. Vielleicht kan GOtt nach seiner Weißheit und dem Zusammenhang aller Dinge uns nicht mehr Gutes erweisen, als er uns hier erweist. Quälende Ungewißheit! Wer ziehet mich aus dieser fürchterlichen Nacht?

Ein Strahl der Offenbahrung erleuchtet mich. Finsterniß, Zweifel und Schwermuth entfliehen. Was meine Vernunft gemuthmasset, was mein Herz gewünscht hatte, das zeigt sich itzt meinem verklärten Auge.

Der Himmel öfnet sich. Ich erblicke die seligen Gegenden jener Welt. Von einem ungewöhnlichen Glanz umgeben, höre ich eine entzückende Harmonie mir unnachahmlicher Töne. Ich sehe den Sammelplatz unbeschreiblicher Vergnügungen, die Wohnung der vollkommensten Glückseligkeit. Ein heiliger Schauer überfällt mich. Ich fühle

die Gegenwart der unsichtbaren Gottheit. Ich sehe die verklärte Schaar der Auserwählten. Alle reitzend in einem ungleichen Glanz und mit Palmen bekrönet, umgeben sie den Thron des Erlösers. Von dem Lobe seiner Freundschaft gegen das menschliche Geschlecht erschallet die glückliche Gegend. Ich erkenne die größten Geister, deren Verdienste um die Religion und Tugend sie zu Wohlthätern des menschlichen Geschlechts gemacht haben, und deren Andenken ich schon lang verehrte. Mitten aus dieser Schaar der Glückseligen kommen einige auf mich zu. Ich erkenne sie. Es sind meine Freunde. Alle viel reitzender, alle viel zärtlicher, als sie jemals gewesen waren. Himmel, was strahlt aus ihren Augen für Zärtlichkeit hervor! Hier, sprechen sie, ist die selige Gegend, wo die Tugend vollkommen glücklich wird, und Freundschaft und Zärtlichkeit ewig herrschen. Frey von den Fesseln irdischer Körper und durch einen Stral der ewigen Weisheit belebet, findet unser Geist das erhabenste Wesen weniger unbegreiflich und immer liebenswürdiger. Erhabenere Begriffe, würdigere Vorstellungen von seinen Vollkommenheiten wirken auf unser Herz mit einer Stärke, die Sterbliche nicht fühlen. Unsre Stimmen vereinigen sich, seinen Ruhm zu besingen. Auch die erhabnen Geister, die lange vor uns das Angesicht Gottes gesehen haben, mischen ihre Töne in die unsrigen und lieben unsre Gesellschaft. Wir alle, die du hier siehest, aus allen Theilen, aus allen Altern der Welt versammlet, wir alle sind Freunde. Ein gemeinschaftlicher

Trieb

Trieb unſern Schöpfer zu verehren verknüpfet uns mit unauflöslichen Banden. Unſre Tage verflieſſen in der ſüſſeſten Ruhe, in einer allgemeinen Zufriedenheit. Der Glanz, du ſiehſt es, der Glanz, der unſre verklärten Leiber umgibt, iſt ungleich. Die Belohnung ungleicher Verdienſte kan nicht gleich ſeyn. Und doch quält uns kein Neid. Er iſt niemals in groſſe Seelen gekommen. Ein jeder unter uns iſt glücklich genug, und keiner würde glücklicher ſeyn, wenn einer unter uns unglücklich wäre. Unſre Freundſchaft hat ihre Stufen, und doch bleibt ſie allgemein. Ein jeder wählt ſich einen beſondern Umgang nach ſeiner beſondern Neigung. In unſers Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Die Anlage unſrer Seele, ihre Kräfte und Fertigkeiten, die ſie ſonſt hatte, werden in der Ewigkeit nicht aufgehoben und vertilgt. Sie werden nur gereiniget und erhöhet. Es bleibt alſo auch bey uns ein Unterſchied der Fähigkeiten, der Neigungen und der Geſchäfte. Er ſchadet aber unſrer Glückſeligkeit nicht. Vielmehr macht er unſre Wohnungen lebhafter, unſre Vergnügungen mannigfaltiger und die ewige Weisheit anbetungswürdiger, welche einen jeden auf diejenige Art glücklich macht, welche für ihn die beſte iſt. Siehſt du dort eine Verſammlung, in tiefſinnige Betrachtungen verwickelt? Es ſind Weltweiſe, welche ihre Unterſuchungen fortſetzen und itzt die Fehler entdecken, die ſich ſonſt in ihre Schlüſſe eingeſchlichen hatten. Jener muntre Haufe beſtehet aus Dichtern, die ihre Kunſt niemals durch unreine Lieder entheiligt

haben. Sie besingen noch itzt durch ein göttliches Feuer begeistert, den Ruhm des Höchsten, den Meßias und unser Glück. Dort entdecken sich den forschenden Augen der Sternseher neue Welten und hier bewundern die Naturkündiger vollkommnere Geschöpfe. Wir unterhielten uns eben von dem Reitz der Freundschaft und bewunderten ihre süsse Macht über die menschlichen Herzen. Unsre Freunde auf Erden sind von unserm Andenken nicht ausgeschlossen. Wir freuen uns Freunde gehabt zu haben, die auch hier unsers Andenkens und unsrer Liebe würdig sind. Wir bitten für ihre Glückseligkeit und empfehlen sie ihren Schutzengeln. Wir empfangen sie bey ihrer Ankunft allhier und weisen ihnen ihren vorigen Platz in unserer Gesellschaft an. Gedenke allezeit, Sterblicher, an das Glück, welches hier der Tugend und Freundschaft bestimmt ist. Die Ewigkeit sey allezeit dein Ziel, deine Hofnung, dein Trost.

Selige Offenbarung! Rührende Trostgründe der Religion! Ihr allein öfnet uns eine sichere Aussicht in jene glückliche Gegenden der künftigen Welt. Durch euch erhält die Freundschaft ihren gröſten Reitz, eine ewige Dauer. Nun soll mir der Tod meiner Freunde nicht mehr schrecklich vorkommen. Ich betrachte ihn als den Anfang eines bessern Lebens, einer unvergänglichen Herrlichkeit, mit welcher ihre Tugenden gekrönet werden. Ihr Tod wird mir zwar Thränen auspressen. Ich bin sie der Menschlichkeit schuldig. Aber trostlos soll er mich nicht machen. Noch die letzten Stunden unsres Lebens sollen der Freund-

schaft

schaft und vertraulichen Unterredungen geheiliget seyn. Die erhabnen Vorstellungen der Religion, von der Erlösung, von der Unsterblichkeit, von dem künftigen Glück der Tugend sollen der würdigste Innhalt unserer Betrachtungen seyn. Versichert von der Unsterblichkeit unsrer Seelen wollen wir die übrigen Tage unsers Lebens nach der Vorschrift der Religion hinbringen. Der Geist, dessen göttliche Wirkungen wir in diesen Tagen mit einem feyerlichen Andenken betrachtet haben, soll unser Vorbild seyn. Er zeigt sich uns als den erhabensten Freund, indem er sich unsern Tröster nennt. Die Fertigkeiten der Tugend und der Freundschaft sind die einzigen Gefährten, die uns in die Ewigkeit begleiten und uns mit derselben leichter bekannt machen.

Freunde! hat mir die Vorsicht das traurige Schicksal bestimmt, einige von euch zu überleben, so will ich euch nicht eher verlassen, als bis ich euren letzten Hauch aufgefangen und eure sterbende Lippen zum letztenmal geküßt habe. Fleißig will ich die Orte besuchen, in denen eure Asche ruhet. Mit Thränen der Zärtlichkeit will ich sie benetzen und mit Rosen bestreuen. Euer Andenken soll mir ein steter Bewegungsgrund seyn, mich nach den seligen Gegenden aufzuschwingen, wo ich euch wieder antreffen werde.

V. Arist.

UNIV. B. BL. BERLIN

Neuntes Stück.

De feux purs, constans et durables
L' amitié va me pénétrer.

D' Arnaud.

Vor einigen Tagen hörte ich in einer artigen Gesellschaft einige Frauenzimmer, die sich über unsern Correspondenten, den Herrn Trophonius beschwerten. Eine, die mir eifriger schien als die anderen, sagte; derjenige, der unser Geschlecht beschuldigen kan, daß es nicht zur Freundschaft gemacht sey, muß selbst die Erfahrung haben, daß ihn kein Frauenzimmer ihrer Freundschaft würdiget. Die meisten andern suchten ihr Geschlecht durch die Zahl ihrer Freundinnen zu vertheidigen. Zuletzt sagte eine, die bisher ganz gelassen geschwiegen hatte; die Mannspersonen sind gedoppelt ungerecht. Wenn wir uns für ihnen in Acht nehmen, so sprechen sie uns alle Empfindungen der Freundschaft ab. Wenn wir aber einen von ihnen unserer Vertraulichkeit würdigen, so sind sie thöricht genug, den unschuldigsten Freundschaftsbezeugungen den Schein der Liebe anzudichten, und sich damit in ihren Trinkgesellschaften groß zu machen.

Diese Reden brachten mich gleich auf die Gedanken, ein Stück unsrer Wochenschrift dieser Materie zu widmen. In

der

der Gesellschaft aber sagte ich bey der ganzen Unterredung kein Wort, um mich nicht zu verrathen. Diese Vorsichtigkeit schien mir desto nöthiger, da ich schon so viele Neugierige kenne, die sich ungleich mehr Mühe geben, die Verfasser unserer Schrift zu errathen, als das Gute, das sie vielleicht in sich hat, zu untersuchen, und zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich bin stets der Meynung gewesen, daß unser Geschlecht dem andern unbillig begegnet. Die Zeiten unserer Voreltern werden überhaupt raub genannt. Wenigstens waren sie es darin, daß sie dem Frauenzimmer beynahe die ganze menschliche Gesellschaft verschlossen, und dasselbe blos auf häusliche Verrichtungen einschränkten, die beynahe von blossen Maschinen verrichtet werden könten, und den Geist ungebessert lassen. Unsere Tage sind artiger. Wir betrachten das Frauenzimmer nicht mehr als Geschöpfe, die nur unter unsern Hausgenossen den ersten Rang haben; wir sehen sie als Wesen an, die für die Welt und zum Umgang bestimmt sind. Aber zu welchem Umgang? Die Stutzer werden diese Frage wohl am besten beantworten können, denn sie besuchen die Schönen am fleißigsten. Wenn Herr Flattergeist und Herr Westenstolz auf ihr Gewissen antworten wollten, so würden sie sagen: „das schö„ne Geschlecht besteht aus Geschöpfen, mit denen wir um„gehen, wenn wir uns die Zeit mit etwas andern als mit „Trinken und ausreiten vertreiben wollen; und wenn wir „unsere schönen Kleider, unsere witzigen Einfälle bewun-

„dert wissen wollen.„ Sollten im Gegentheil die ehrbaren Männer, Herr Hausforge und Herr Altklug sagen, warum sie zu ihren Gesellschaften Frauenzimmer zulassen, so würde die Antwort ohngefähr diese seyn: „wir reden mit dem „Frauenzimmer, wenn wir erfahren wollen, ob andere in „ihrer Haushaltung bessere oder schlechtere Einrichtungen „gemacht haben, als wir; und wenn wir begierig sind, „die neuesten Stadtgeheimnisse zu erfahren.„

Nach diesen Aussprüchen wird dem schönen Geschlecht entweder nur der geringschätzige Ruhm eines ziemlich unnützen Zeitvertreibs, oder höchstens eine Küchen- und Kellerweisheit zugestanden. Und gleichwohl haben nur wenige Mannspersonen höhere Begriffe von dem Frauenzimmer. Ich schliesse mich davon aus. Ich bin ein Verehrer des schönen Geschlechts, und sehr geneigt, demselben wahrhaftig nützlich zu werden. Dennoch kan ich seine Vertheidigung nicht wohl eher unternehmen, als bis ich untersucht habe, ob die Schönen gar keine Gelegenheit zu diesen Beschuldigungen geben.

Jungfer L. Nährahm und Jungfer S. Kochbuch sind getreue Freundinnen, und es vergeht keine Woche, da sie einander nicht besuchen. Sie nehmen ihre Handarbeiten zum Besuche mit, und ihre liebsten Unterredungen sind von ihrem Putz, oder von der besten Art eine Speise zuzubereiten. Sie haben auch bey allen ordentlichen Matronen ein grosses Lob wegen ihres Fleisses, der sie nicht einmal bey Gesellschaften verläßt. Ihre Vertraulichkeit geht so weit,

daß

daß Jungfer Nährahm ihrer Freundin schon ein paar neue Stiche gelehret, und von derselben ein besonderes Kunststück Obst einzumachen erfahren hat. Ich bin nicht so verwegen, diesen Unterredungen und den Beschäftigungen, von denen sie handeln, ihren Nutzen abzusprechen. Ein Frauenzimmer darf in Haushaltungssachen nicht unwissend seyn. Dieses ist eine alte Wahrheit, und diejenigen Mannspersonen, die anders denken, verdienen den Fluch zu erfahren, womit ihnen die Frau Altklugin drohet, dereinst Frauen zu bekommen, die alle Liebesgeschichte durchlesen, und ihren Männern halb gekochte Speisen vorsetzen. Nicht einmal die Sorge für ihren Putz will ich tadeln. Ich will mich so gar zu überreden suchen, daß die Schönheit eines Frauenzimmers durch ausgekünstelten Schmuck vergrössert wird. Aber nicht alle nöthige Geschäfte sind Werke für den Geist. Wenigstens kan ich diejenigen nicht dafür halten, denen Jungfer Nährahm und Jungfer Kochbuch ihr Leben widmen. Höchstens verdienen diese beyden Frauenzimmer nicht mehr Lob, als ein finsterer Algebraist, der alle seine Seelenkräfte zu der Erfindung unbekannter Zahlen anwendet, und dabey sein Herz eben so unbearbeitet läßt, als der wildeste Grönländer.

Wer berühmt sich der Freundschaft mit grösserem Eifer, als die artige Frau Falschsinn? Meine liebe Freundin die Frau Tanzgern, und meine Herzensfreundin die Frau Frölichin! dieses sind ihre beständigen Reden. Ich habe mich ziemlich lang dadurch hintergehen lassen; es fehlte wenig,

nig, so hätte ich sie für ein ausnehmendes Muster freundschaftlicher Frauenzimmer gehalten. Ein Zufall verschafte mir endlich folgende Briefe von ihr in die Hände. Der erste ist an die Frau Frölichin gerichtet.

Meine Herzensfreundin,

Ich hatte gewis vermuthet, sie gestern bey mir zu sehen. Nun höre ich, daß Sie verreist sind, und ich muß an Sie schreiben. Die Neuigkeit, die ich ihnen zu melden habe, ist gar zu schön, als daß ich sie länger bey mir behalten könnte. Sie wissen es doch, daß unsere Freundin die Frau Tanzgern vorgestern auf dem — Balle gewesen ist. Hätten Sie es gedacht? Sie gieng blos dahin, um mit ihrer Schönheit groß zu thun. Aber sie hat ihre Strafe gefunden. Die jungen Herren haben sie kaum angesehen. Jungfer N. war auf dem Balle, und jedermann wande sich allein an sie. Die galante Frau Tanzgern mußte in einem Winkel sitzen, und so gar um nicht ganz verlassen zu seyn, mit zween alten Junggesellen tanzen. Ihr ist recht geschehen. Was bildet sie sich doch auf ihre Schönheit ein? Ich will mich nicht rühmen. Aber so schön, als sie ist, bin ich noch wohl. Mit Ihnen, meine Herzensfreundin, ist sie gar nicht zu vergleichen. Und wie schlecht tanzt sie nicht? Kommen sie ja bald zurück. Ich habe Ihnen noch viel von der Thörin zu erzählen. Ich bin

Ihre

ergebenste

M. Falschsinn.

Der

Der zweyte Brief war an die Frau Tanzgern gerichtet, und war nur drey Tage jünger, als der vorige.

Meine liebe Freundin,

Warum bedauren Sie die Abwesenheit unserer Freundin, der Frau Fröhlichin so sehr? Glauben Sie denn wirklich, daß Sie bey ihrem wunderlichen Mann so viel auszustehen hat? Ich versichere Sie, der junge Officier, der daselbst im Quartier ist, versüsset ihr manche Stunde. Er ist auch die wahre Ursache ihrer Reise. Ihr Mann bildet sich freylich ein, daß sie aus Liebe zu ihm, und um für seine schwächliche Gesundheit zu sorgen, mitgereist sey. Ich weiß es besser. Es verdrüßt mich nur, daß die stolze Frau einen so hübschen Menschen zum Anbeter hat. Aber sein Geschmack muß auch der feinste nicht seyn. Ich mag nicht mehr daran gedenken. Leben Sie wohl —

M. Falschsinn.

Vielleicht beschweren sich meine schönen Leserinnen, daß ich einen so sehr verwerflichen Charakter, als der Charakter der Frau Falschsinn ist, zum Beyspiel anführe. Ich gestehe es, daß er von der schlimmsten, und also hoffentlich von der seltensten Gattung ist. Gleichwohl bitte ich einen grossen Theil des schönen Geschlechts, ihr eigenes Herz zu fragen, ob sie nicht mehr als zu geneigt sind, von ihren sogenannten Freundinnen nachtheilige Erzählungen zu machen, wenn sie ihrer Neigung zum Spott oder vielleicht noch ärgern Trieben opfern wollen.

Es kränkt mich, wenn ich an dem Geſchlecht, welches dazu beſtimmt iſt, von dem unſrigen geliebt zu werden, Fehler des Herzens bemerke. Und dennoch zeigen mir meine Bekanntſchaften faſt täglich ſolche Fehler. Ich kenne Frauenzimmer, die einander mit der zärtlichſten Freundſchaft zu lieben ſchienen. Vielleicht glaubten ſie es ſelbſt eine Zeitlang. Wie wenig ward erfordert, um ihre Herzen voneinander zu entfernen! Einigen war es Urſache genug zur Kaltſinnigkeit, wenn ihre Freundin ſchönere Kleider bekam, als ſie ſelbſt hatten. Einige recht artige Schönen konten nicht ohne einen tödtlichen Haß ihre Freundinnen eher als ſich ſelbſt verheirathet ſehen. Wie wenige widerſtehen den Verſuchungen der Unbeſtändigkeit, wenn ihre Männer durch einen Rangſtreit, oder durch andere Zwiſtigkeiten gegen einander aufgebracht ſind! Wie leicht trennen ſich ihre Gemüther, wenn die eine ihren Sohn weniger geachtet, oder ſpäter befördert ſiehet, als den Sohn ihrer Freundin!

Mein Freund Oront erzählte mir neulich ein rührendes Beyſpiel von der Freundſchaft, welches er auf ſeinen Reiſen bemerkt hat. Zwo junge Perſianerinnen, die von ihrer Kindheit an Freundinnen geweſen waren, hatten das Unglück, von tartariſchen Räubern gefangen zu werden. Sie wurden verkauft, und die eine von ihnen bekam einen tartariſchen Fürſten zum Herrn. Ihre Schönheit verſchafte ihr die Herrſchaft über ſein Herz. Sie war zu tugendhaft, ſich ihm auf den Fuß einer Sklavin zu ergeben;

und er liebte ſie ſo ſtark, und zugleich wider die Gewohnheit der Morgenländer ſo ehrerbietig, daß er ſie zu ſeiner Gemahlin erwählte. Zeinis, ſo hieß ſie, nahm ſeine Hand an, aber nur mit der Bedingung, daß er ihre Freundin, die einem benachbarten Fürſten zugefallen war, loskaufen, und ſie zugleich nebſt ihr zu ſeiner Gemahlin nehmen ſollte. Er that es, und alle drey lebten in der zärtlichſten Gemeinſchaft der Liebe und der Freundſchaft glücklich.

Wie glücklich wären unſere Gegenden, wenn ſie bey ihren reinern Geſetzen der Freundſchaft ſo uneigennützig dienten! Gewis glücklicher als izt, da wir uns durch gezwungene Artigkeiten in der Aufführung von Völkern zu unterſcheiden ſuchen, die wir Barbaren nennen, weil ſie eine andere Sprache reden, und andere Kleider tragen, als wir; ohne zu unterſuchen, ob ſie nicht bey unvollkommenern Geſetzen und bey geringern Einſichten dennoch mancher Tugend viel getreuer ſind, als wir. Wenn die Schönen bey ihren Freundſchaften Uneigennützigkeit und Verleugnung der Eitelkeit zum Grundgeſetze machen wollten, ſo bin ich verſichert, ſie würden durch ihre Beyſpiele unſer Geſchlecht faſt allezeit beſchämen.

Ich weiß nicht, ob mir meine ſchöne Leſerinnen verzeihen werden, wenn ich noch von den Pflichten rede, die ſie der Freundſchaft gegen unſer Geſchlecht ſchuldig ſind. Es iſt eine Art des Wohlſtandes in den Augen einiger Schönen, keinen von uns ſo hoch zu ſchätzen, daß ſie ihn ihrer

Freund-

Freundschaft würdigen sollten. Sie halten es für ein Vorrecht des Rangs, den sie ihrem Geschlecht vor dem unsrigen geben, uns bey allen öffentlichen Gelegenheiten mit Verachtung oder wenigstens mit einem Schein der Verachtung zu begegnen. Ich bedaure es, daß ich niemals vorwitzig genug gewesen bin, zu untersuchen, ob diese schönen Kinder ihren Stolz auch im verborgenen behalten, oder ob sie ihn nur als einen besondern Putz in Gesellschaften mitnehmen. In meiner Ungewißheit getraue ich mir nicht, mehr von einer so zweifelhaften Sache zu reden, und ich bitte diese schönen Spröden nur zu bedenken, daß das Geschlecht, für welches sie so wenig Achtung zu haben scheinen, dasjenige ist, aus dem sie einmal einen Menschen erwählen werden, der wenigstens so lang die Trauung währt, den Namen ihres Herren führen soll.

Es ist ein Trost für alle Mannspersonen, daß der größere Theil des schönen Geschlechts nicht so menschenfeindlich gesinnet ist. Unter zehen Mannspersonen, die ihre Freundschaft suchen, hat doch wohl einer das Glück, sie zu erlangen. Vor einigen Jahren kam ich an einem fremden Ort in die Bekanntschaft einer Schönen, der es weder an Geist noch an artiger Aufführung fehlte. In ihrer Gesellschaft war oft ein junger Gelehrter, der zugleich ein belebter und artiger Mann war; ein Officier, der Verdienste und eine sehr bescheidene Aufführung hatte, und ein junger Kaufmann. Dieser letzte war sehr reich, aber sein Reichthum machte auch alle seine Vorzüge aus. Alle drey suchten die Freund-

schaft

schaft dieses Frauenzimmers. Zu meinem Erstaunen erwählte sie den jungen Kaufmann zu ihrem Freund und setzte die zween andern kaltsinnig zurück. Ich fieng an, ihre Aufführung noch genauer als zuvor zu bemerken. Endlich entdeckte ich in ihr eine herrschende Neigung zum Spott, und zugleich erfuhr ich, daß der junge Kaufmann sie beständig mit Meßwaaren beschenkte. Nun war mir das Geheimniß eröfnet. Sie misbrauchte den Nahmen der Freundschaft, um ihre Leidenschaften den Spott und den Eigennutz zu vergnügen.

Die erste von diesen beyden Neigungen habe ich oft an den Schönen bemerkt. Ich habe so gar gesehen, daß sie einigen Mannspersonen mit gezwungenen Spöttereyen begegneten, denen sie doch im Herzen ihre Hochachtung nicht versagen konten. Vielleicht ist die Ursache in einer Verstellung zu suchen, die sie bewegt, dasjenige dem Scheine nach zu verachten, was doch in der That ihr liebster Wunsch ist. Ist meine Muthmassung zu kühn, so müssen mich doch diejenigen Frauenzimmer entschuldigen, die es ihre Hauptbemühung seyn lassen, ihr Herz zu einem unerforschlichen Geheimnisse zu machen.

Clorinde dachte billiger. Ihr ganzes Herz war mit Menschenliebe erfüllt, und sie hatte zeitig eingesehen, daß eine untadelhafte Freundschaft mit dem andern Geschlecht möglich ist. Sie beschloß, eine so edle Pflicht selbst zu erfüllen. Sie warf die Augen auf alle Mannspersonen von ihrer

Be-

Bekanntschaft nach der Reihe herum, und endlich schien ihr Strephon der würdigste, ihr Freund zu werden. Strephon hatte in der That viele Vorzüge, und er würde die Freundschaft eines schönen Kindes vollkommen verdienet haben, wenn er bey seinen Wissenschaften und bey seiner artigen Lebensart diejenige Klugheit gehabt hätte, die allein der Freundschaft zwischen beyden Geschlechtern Sicherheit geben kan. Aber diese fehlte ihm, und sein Herz ward der Sitz der Liebe, ehe er es vermuthete. Clorindens Herz wurde auf gleiche Art überrascht. Ihre Umstände legten ihnen unüberwindliche Hindernisse in den Weg, und ihre unglückliche Liebe macht ihnen itzt ein Leben zur Last, welches durch die Freundschaft hätte angenehm und glücklich werden können.

Dieses Paar ist beklagenswerth. Und wie viele sind es nicht, die wie Strephon und Clorinde Freundschaft mit Liebe verwechselt haben! Man sieht ein Frauenzimmer, die unserer Zuneigung würdig ist. Man ist fest entschlossen, sich für der Liebe zu hüten, und man bemüht sich, die Schöne zur Freundin zu bekommen. Ihr geht es eben so. Wie glücklich glauben beyde zu seyn! Sie würden es auch seyn, wenn sie auf sich selbst aufmerksam wären. Aber die kleinste Unachtsamkeit des Herzens läßt die Liebe einschleichen, die Liebe, die so oft schon Meister von beyden ist, wenn man sie noch weit entfernt glaubte.

Du Mutter holder Triebe,
O Freundschaft! dir zur Ehre,
Dir, Freundschaft, nicht der Liebe,
Erschallen unsre Chöre,
Und Phillis stimmt mit ein:
Doch sollte das Entzücken
Von Phillis Ton und Blicken
Nichts mehr als Freundschaft seyn?

Hagedorn.

Und wie oft erborgt derjenige mit Vorsatz den Namen der Freundschaft, der die Liebe vor den Blicken der Welt verbergen will? Cleon nennt sich Silviens Freund, weil er weiß, daß sie die Liebe flieht. Sie glaubt ihm, und nimmt alles, wodurch sich der Liebhaber einschmeichelt, für Gefälligkeiten des Freundes an. Sie will sie vergelten, und auf einmal sieht sie ihr Herz ohne Widerstand überwunden. Dorant liebt Floretten heimlich. Ihre Mutter hat sie vor der Liebe eifrig gewarnt. Dorant nimmt die Gestalt eines Freundes an. Die unvorsichtige Florette und ihre leichtgläubige Mutter lassen sich hintergehen, und Dorant erreicht seine Absicht.

Ich würde mich nicht so lang bey dieser Sache aufhalten, wenn die Wirkungen der Liebe allemal so glücklich seyn könten, als die Folgen der Freundschaft. Aber so lang die meisten Liebhaber nicht wirklich edle Absichten haben, und so lang sie nicht die Wahl des Geliebten mehr der

Klugheit als den Augen überlassen, so lang wird die Liebe mehr unglückliche als glückliche Personen machen, und so lang ist man auch berechtiget, jugendliche Herzen vor der Liebe zu warnen. Die Freundschaft verspricht ein gewisser Glück. Ihre Triebe sind gemeinschaftlicher, sie sind der Gewalt des Affekts weniger unterworfen, sie sind uneigennütziger. Die schönste Wirkung der Freundschaft ist diese, daß wir durch sie einen zuverläßigen Rathgeber bey unsern Neigungen und bey den wichtigsten Zufällen des Lebens bekommen: einen Rathgeber, den nicht unsere Affekten verblenden, und der sein Urtheil nicht nach seinem eigenem Vortheil bestimmt, sondern blos unser wahres Glück dabey zum Augenmerk hat. Da die Schicksale beyder Geschlechter so vermengt sind, daß stets das eine dem andern entweder im Wege steht, oder sein Glück am meisten befördern kan; wie glücklich würden denn die Sterblichen seyn, wenn ein jeder Freunde aus beyden Geschlechtern hätte, die nach ihren verschiedenen Einsichten seine besondern Zufälle beurtheilen, und sein Herz auf mehr als einer Seite bessern könten.

Ich widerspreche es nicht, daß ein Frauenzimmer aus ihrem eigenen Geschlecht tugendhafte und kluge Freundinnen erwählen kan. Es gibt aber tausend Fälle, bey denen alle Klugheit der Schönen deswegen unzulänglich ist, weil ihnen ihre Erziehung zu den wichtigsten Begebenheiten des Lebens keine Einsichten gibt. Cephise würde nicht so unglücklich geheurathet haben, wenn sie einen Freund gehabt hätte, der die listige Verstellung ihres gewinnsüchtigen

Lieb-

Liebhabers beſſer hätte entdecken können, als alle ihre gutgeſinnten aber unerfahrnen Freundinnen. Die ſchöne Iris wäre itzt die Zierde ihres Geſchlechts, wenn ihr fähiger Geiſt durch einen klugen Freund die Anleitung zu den erhabenen Geſchäften bekommen hätte, für welche er beſtimmt war. Nun hat ſie nichts als die flüchtige Zierde der Schönheit; ihr Geiſt iſt unbearbeitet geblieben, weil ſie ihn nur Freundinnen überließ, die ihn mit Spielen und mit ſchlechten Büchern unterhielten, da ihnen höhere Beſchäftigungen ſelbſt unbekannt waren. In zehn oder höchſtens in zwanzig Jahren, dem letzten Zeitpunkt ihrer Schönheit wird Iris in den Augen der Welt todt und vergeſſen ſeyn.

Wie reitzend iſt hingegen das Beyſpiel der vortreflichen Semire! Mit dem Anfang ihrer blühenden Jugend hat ſie einige Freundinnen bekommen, die ihr an Tugend und Verſtand ähnlich ſind. Sie erwählte ſich hernach zween Freunde von unbeweglicher Redlichkeit und von wahrer Klugheit. Betrachtungen über das menſchliche Herz und über die unzähligen Beyſpiele der Tugenden und der Laſter waren ihre Unterredungen mit ihren Freunden, und ein edler Scherz erhielt dabey ihre Munterkeit. In der Wahl eines Gatten zog ſie alle ihre Freunde zu Rath, und ſie wurde glücklich. Ihr Mann, der ſelbſt ein gutes Herz hat, erkennt den Werth ſeiner Semire; er preiſt ſich in ihrem Beſitz und in dem Beſitz ihrer beyderſeitigen Freunde glücklich. Er iſt es auch mit ihr zugleich.

Darf ich noch mein eigenes Beyspiel anführen? Meine geliebte Chloris ist mein einziger Wunsch: in ihr sehe ich meinem schönsten Glück entgegen, und bald, bald wird der frohe Tag kommen, der uns auf ewig verbindet. Hätte ich dieses Glück, wenn nicht Arist und Laura unsere Freunde wären?

Da nun die Freundschaft zwischen Personen von beyden Geschlechtern so unwidersprechlich nützlich ist; und da sie gleichwohl bisher vermuthlich aus Verschulden beyder Theile so wenig ist gesucht worden; so will ich zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts diejenigen Bedingungen bekannt machen, unter welchen sie am sichersten erhalten werden kan.

Bittschrift der Mannspersonen an das schöne Geschlecht.

Wir haben ein wahres Verlangen der Freundschaft der Schönen gewürdiget zu werden. Zu unserm größten Misvergnügen ist dieses Verlangen bisher unerfüllt geblieben. Wir wissen es, daß ein grosser Theil unsers Geschlechts selbst Schuld daran hat. Wir werden suchen, unsern Fehler zu verbessern. Um aber unsern rechtmäßigen Wunsch desto gewisser zu erreichen, nehmen wir uns die Freyheit, Ihnen, hochachtungswürdige Schönen, einige Bitten vorzulegen, deren Bewilligung der ganzen Sache den Ausschlag geben kan.

Wir bitten alle Schönen

In Zukunft die Verdienste einer Mannsperson nicht mehr nach der Kleidung, noch nach der Geschicklichkeit im Spielen und Tändeln, oder einer ausgelassenen Freyheit, und auch nicht nach den Reichthümern zu beurtheilen;

Ferner den Vorzug, den Sie vernünftigen und geschickten Mannspersonen vor allen leichtsinnigen und geputzten Praslern und Müßiggängern im Herzen geben, auch durch äusserliche Zeichen der Achtung zu offenbaren; und Ihre Gesellschaft allen Stutzern so lang zu verbieten, biß dieselben vernünftig geworden sind;

Ferner zu glauben, daß man ein Frauenzimmer hochachten und ihr Glück befördern könne, ohne deswegen nothwendig in sie verliebt zu seyn;

Und endlich zum Grunde dieser neuen Freundschaft nie etwas anders als Aufrichtigkeit und beyderseitige Besserung des Herzens zu setzen.

Unter diesen Bedingungen wird sich ein jeder von uns aufs eifrigste bemühen die Freundschaft einer Schönen zu verdienen.

Antwort des schönen Geschlechts.

Die Bitte der Mannspersonen wird überhaupt bewilliget. Wir verlangen aber im Gegentheil

Daß die Mannspersonen selbst den Werth unserer Personen mehr in dem Herzen, als in der äusserlichen Schönheit und in Manieren setzen sollen;

Daß sie uns nicht mehr für unfähig halten sollen, an ernsthaften Gesprächen Antheil zu nehmen;

Daß ein jeder der eine Freundin bekömmt, ihr kein Geheimniß aus der moralischen Wissenschaft machen soll, welche die Mannspersonen nach ihrer Erziehung leichter und richtiger bekommen können, als wir nach der unsrigen;

Und endlich, daß sie selbst Sorge dafür tragen die lasterhaften Personen ihres Geschlechts von dem unsrigen zu entfernen, und eine jede von ihren Bekanntinnen warnen sollen, die in Gefahr steht, einen Betrüger unter dem Schein eines Freundes zu bekommen.

Wenn die Mannspersonen dieses Verlangen erfüllen, so wird uns ihre Freundschaft angenehm seyn.

T. Alceſt.

Zehentes Stück.

Ihr Männer, dieſes klingt nicht fein!

Gellert.

Nein, das ist gar zu arg! Schon im zweyten Stücke des Freundes sagte der wunderliche Trophonius Possen vom Frauenzimmer: nun macht es Alceſt unter dem Schein, daß er sie vertheidigen will, noch ärger; es ist nicht mehr zu erleiden. Aber nun soll die Ehre des schönen Geschlechts gerettet werden; denn es ist selbst ein Frauenzimmer, das

dieſes

dieſesmal die Ehre hat, die Leſer zu unterhalten. Es iſt Laura. Ich glaube, ich werde ſchon aus dem erſten Stück meinen Leſern bekannt ſeyn. Mein Ariſt hat eine vortheilhafte Beſchreibung von mir gemacht: ich würde ihm gerne aus Beſcheidenheit Unrecht geben, wenn ich es mit guten Gewiſſen thun könte. Ich glaube ohnedem faſt, daß er mich nur aus Verſtellung gelobet hat, und das glaube ich aus dem Grunde, weil er eine Mannsperſon iſt. Chloris, Chloe und einige andere von meinen Freundinnen haben ſich mit mir vereint. Wir kamen auf einmal in die Stube, in der die Verfaſſer des Freunds verſammlet waren. Alceſt bekam von ſeiner Chloris einen derben Verweis, und wir plagten ſie ſo lange, bis ſie uns erlaubten an dem Wochenblatt ſchreiben zu helfen, um ihre Ungerechtigkeit bisweilen wieder gut zu machen. Zur Strafe, daß uns das Frauenzimmer geſtöhrt hat, ſagte Oberon, mögen ſie nun gerade das zehente Stück ſchreiben, obngeachtet ſie nicht dazu vorbereitet ſind. Wir nahmen es gleich an: was braucht man viel für Zubereitungen um ein Wochenblatt zu ſchreiben? Mannsperſonen ſchreiben mühſam, wir aber nicht, und wir ſchreiben nur deſto beſſer.

Itzt aber weiß ich doch faſt nicht, wie ich mein Stück füglich anfangen ſoll! Soll ich es machen wie mein Herr Gemahl, der das erſte Blatt mit dem Muſterzettel ſeiner Freunde erfüllt, und wenn er mit ihren Beſchreibungen fertig iſt, wieder von fornen anfängt, auf daß man ſie ja nicht vergeſſen möge? Ich bin ohnedem böſe, daß er von

mir nicht so ausführlich geschrieben hat als von seinen Freunden. Sollte er mich nicht eben so lieb haben? Pheron hat im zweyten Stück nicht viel vom Frauenzimmer gesagt, und das ist noch gut vor ihn: sonst wolte ich sein Gassenlied ein wenig durchgehen, (denn ich muß meinen Lesern im Vertrauen sagen, daß es nicht eingeschickt worden ist, sondern daß es Pheron selbst gemacht hat): Man sieht es seinem Liede wohl an, daß er nicht verliebt ist. Er schreibt zu matt von seinem Mädgen um in der That eines zu haben.

Vom dritten Stück des Freunds will ich nichts sagen. Es ist für eine moralische Abhandlung gut genug. Ich will den ehrlichen Oront auch nicht mit seinen türkischen Mährgen plagen, die er im vierten und fünften Stück angebracht hat. Fatime hat mir gefallen: sie hat erst ihren blinden Selim durch ihre Reden klug machen müssen. Da sieht man, was das Frauenzimmer Gutes in der Welt stiftet! In dem sechsten Stück hat mir Mirina gefallen: aber warum muste sie dem Andenken ihres Mineus ungetreu werden, und den König heirathen? Das soll vielleicht eine Satire über die Unbeständigkeit des weiblichen Geschlechts seyn! Denn Cleanth ist ein Hagenstolz, und also sehr geneigt böses von uns zu reden. Im siebenten Stück macht es Oront gar zu arg, daß er in seinem Tagebuch sagt, alle andern Mädgen seyen nur Marionetten gegen seine Chloe. Einem jungen Verliebten hätte ich verzeihen wollen so zu denken, aber einem Greise verzeihe

ich

ich nicht so einen wunderlichen Einfall drucken zu lassen. Ueber das achte Stück darf ich nichts sagen, weil es mein Arist geschrieben hat. Es hat mich gerührt, aber doch im Herzen bin ich böse darüber. Er hat alle seine Freunde im Himmel gesehen. Hätte er nicht auch von mir etwas schreiben können? Stille, hier kommt er, und will lesen, was ich schreibe — —

Nun bin ich wieder gut! Mein Arist hat gelesen, was ich von ihm schrieb, und er hat mich versöhnt. Er küßte mich, und versicherte mir, daß ihm der Gedanke mich zu überleben zu grausam und seinem Herzen so unerträglich gewesen wäre, daß er es unmöglich hätte unternehmen können nur daran zu denken. An statt mit ihm zu schmählen wurde ich gerührt, und hätte lieber geweint. Wie versöhnlich ist nicht das Herz eines Frauenzimmers, wenn es liebt! Nun möchte ich gerne wieder ausstreichen, was ich geschrieben habe. Aber nein! weil es einmal da stehet, mag es stehen bleiben. Ich will weiter schreiben — —

Nun hat mich Arist irre gemacht: ich weiß nicht, wo ich geblieben bin. Ich habe meinen Zorn fast an allen Stücken des Freunds ausgelassen: nun kommt das, das mich am meisten geärgert hat. Alceſt wirft sich im neunten Stücke, ohne daß wir ihn darum gebeten haben, zu unserm Vertheidiger auf, und redet in einigen Stellen so boshaft, daß man darauf schwören sollte, er wäre kein Bräutigam. Er hat mich zwar durch einige Schmeicheleyen gut machen wollen, aber ich kan es ihm nicht vergessen: und

wann er weiter nichts geschrieben hätte als die Frage, zu der ihm Madame Falschsinn Gelegenheit gibt, so wäre er strafenswerth. Das Frauenzimmer soll ihr eigenes Herz fragen: ob es nicht geneigt ist, böses von seinen Freundinnen zu sprechen? Eine schöne Zumuthung!

Ohngeachtet die Mannspersonen die grösten Thorheiten unsertwegen begehen, dichten sie uns doch alle mögliche Fehler und Thorheiten auf. Es giebt einige unter ihnen, die nicht glaubten, einen guten Einfall oder einen witzigen Scherz vorgebracht zu haben, wann es nicht auf Unkosten des schönen Geschlechts geschähe. Wie viele Schriftsteller haben nicht auf uns geschmählt? Weil wir aus Großmuth schweigen, hält man uns für überwiesen, und spottet um desto mehr. Gesetzt auch einige von uns haben kleine Fehler: haben die Männer allein das Recht Fehler zu haben, sie sich zu verzeihen, und ungestraft lächerlich zu seyn? Wir haben unsre Fehler; ich kan es nicht läugnen: aber wer ist daran Schuld als eben die Mannspersonen? Als Väter erziehen sie uns unrecht, und geben darnach dem Geschlecht die Schuld; Als Freyer sind sie zu zärtlich und zu verliebt; Als Eheleute sind sie es zu wenig. Ich muß dazu setzen, daß ich nicht von allen rede. Aber itzt muß ich erst einen Einwurf widerlegen, den mir Damis machte, und der mir im Ernst empfindlich ist, weil ich ihm, so gern ich auch wollte, nicht ganz Unrecht geben kan. Die Mannspersonen, sagte er mir, bestreben sich so sehr dem Frauenzimmer zu gefallen, daß der Geschmack und die

Sitten

Sitten einer ganzen Stadt blos von denen Schönen abhängen. Unſre junge Herren ſo gar würden vernünftig thun, wenn ſie dadurch zu gefallen hoften. Alſo iſt es blos dem ſchönen Geſchlechte zuzuſchreiben, wenn in einigen Orten Teutſchlands die Sitten und der Geſchmack verdorben ſind. So bald die Schönen bey abgeſchmackten Scherzen nicht mehr lachen werden, wird der wahre Witz bekannter werden. So bald ſie nicht mehr Artigkeit an einer Capriole als an einem feinen Gedanken finden werden, ſo bald ſie ſittſame und verſtändige Mannsperſonen lieber um ſich ſehen werden als lächerliche Stutzer: ſo werden ſich die Mannsperſonen gewis Mühe geben artiger und vernünftiger zu werden. So lange das nicht iſt, hat man die Verſchlimmerung des Geſchmacks und der Sitten dem Frauenzimmer hauptſächlich zuzuſchreiben.

Ich wurde böſe, weil ich dem Damis nichts antworten konte. Ich hätte ihn ſchon widerlegen wollen, wenn ich meinen Stolz hätte genug überwinden können, um ihm zu ſagen, daß ſich die Frauenzimmer nach den Mannsperſonen richten, und ſich ihnen zu gefallen, als ihren Hauptendzweck vorſetzen. So hätte ich mich gewiß vertheidigt. Denn da die jungen Mädgen merken, daß ſie den Mannsperſonen mehr durch einen wohlausgeſuchten Putz und durch eine artige Mine gefallen als durch die Gabe des Verſtands: ſo wenden ſie alle Sorge auf ihren Putz und vergeſſen die Seele zu ſchmücken. Und in dieſem Stück hat Aleſt recht.

Die

Die Mannsperſonen allein ſind an unſern Fehlern Schuld. Wie viel Beyſpiele fallen mir nicht ein?'

So lang als Mademoiſelle Zankſtolz unverheirathet blieb, war ſie artig: itzt führt man ſie als ein Muſter von zänkiſchen und unerträglichen Weibern an. Wer iſt daran Schuld? Ihr Herr Gemahl, Herr Geiſtſchwach. Er iſt einer von den nichtsbedeutenden Leuten, von denen die ganze Welt voll iſt, und die nichts darinnen thun als daß ſie einen leeren Platz einnehmen. Alles was geſchehen ſollte, wozu einige Ueberlegung nöthig war, muſte ſeine Frau über ſich nehmen. Sie wurde gezwungen ein groſſes Haushalten zu beſorgen, in dem ihr Mann ihr vornehmſter Bedienter war. Hierdurch wurde ſie ſtolz, verdrüßlich und unerträglich. Iſt es nicht die Schuld ihres einfältigen Mannes?

Frau Schaffromm war ſonſt lebhaft und aufgeweckt; ſie ſchien Witz zu haben: itzt redet ſie von nichts als von dem Wetter und von der Haushaltung; ſie lieſt kein Buch mehr als den Cubach und den Kalender; ſie iſt in Geſellſchaften todt. Sie iſt die Sklavin ihres närriſchen Manns; ſie hat nicht das Herz ein Wort zu reden, wenn er dabey iſt. Er hat ſie ganz umgekehrt; ſo bald ſie eine lächelnde Mine machte, ſchmählte er; ſo bald ſie ein gutes Buch leſen wollte, rief der alte Bär: der Henker hole das Romanenleſen, Frau, ſiehe dafür auf die Haushaltung: was nützen dir alle dieſe Poſſen? Männer ſind erſchaffen den Degen zu führen; Frauen zu der Nähnadel, und Narren

zu

zu der Feder und Bücher zu schreiben. Durch seine feine Denkungsart hat Herr Schaffromm sich und seine Gemahlin überall lächerlich gemacht: sie wird bedauret, er wird verabscheuet. Ohngeachtet seines närrischen und thörichten Wesens liebt sie ihn noch. Wie weit gehet nicht die eheliche Liebe bey einem guten Herzen?

Ich würde nicht fertig werden, wann ich die Thorheiten, die sich bey den meisten Ehen finden, durchgehen sollte, und allezeit sind die Männer an allem Unheile schuld. Wie glücklich wäre der Ehestand nicht, wenn alle Eheleute so glücklich wären als mein Arist und ich! Allein wie wenige sind es?

Herr Hausforge schmählt beständig über seine Frau. Er unterläßt keine Gelegenheit seine Herrschaft zu zeigen. Er keift, er lärmt, er stellt sich wild, aber nur wenn jemand dabey ist. Wenn er aber allein bey ihr ist, unterstehet er sich nicht ein Wort zu reden. Er folgt ihr in allem, nur den Schein der Herrschaft verlangt er. Er ist der beste Mann von der Welt, und doch macht er sich eine Ehre daraus ein böser Mann zu heissen. Wie kan eine Frau bey einem solchen Mann vernünftig seyn!

Herr Altklug wählt einen ganz andern Weg. Er thut seiner Frau in Gesellschaft so schön, daß er lächerlich darüber wird: aber wenn er allein ist, flucht er entsetzlich auf sie, und sagt ihr die grösten Grobheiten. Damit es aber die Nachbarn, die ihm in die Fenster sehen, nicht merken sollen, macht er ihr tiefe Vorbeugung, oder küßt ihr die Hand dazu.

Ich

Ich muß auf unverheurathete Personen kommen. Mademoiselle Nährahm hat niemals etwas anders als ihren Morgensegen und einige Mährgen gelesen. Sie hätte von Natur einigen Verstand, aber sie hat sich so wenig um ihn bekümmert, daß sie die Mannspersonen als ein Muster der Einfalt anführen. Es ist wahr, sie ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte zu sagen: aber wer ist Schuld daran? Sie war in der Jugend so unglücklich sich in einen Stutzer zu verlieben, der noch weniger Verstand als sie hatte. Sie ist von einem wunderlichen Vater auf dem Lande erzogen worden; und diesen beyden sind alle ihre Fehler zuzuschreiben.

Frau Armande wird jedermann zum Gelächter, weil sie von nichts als von Monaden und von der besten Welt redet. Es fehlt ihr nicht am Verstand, aber sie hatte das Unglück einige Mannspersonen zu finden, die sie zu sehr wegen ihres Verstandes lobten. Diese reitzten sie an nach Ruhm zu streben, und eine kleine angebohrne Eitelkeit trug das ihrige dazu bey. Sie wollte mit Gewalt gelehrt heissen, und wendete ihren Fleiß gerade auf Wissenschaften, die einem Frauenzimmer so gut anstehen als das Trommelschlagen. Sie wurde in der Algebra sehr berühmt. Sie schrieb zum Unglück ihrer Leser auch eine Sammlung Gelegenheitsgedichte, und die närrischen Redner in der Gegend verglichen sie ganz unverschämt mit der Sappho. Sie lernte Griechisch, und umarmte alle Schulbelden aus Liebe zum Griechischen. Kurz sie wurde so stolz und lächerlich, daß

sie

ſie noch weit unerträglicher ſcheint als die unwiſſende Mademoiſelle Räbrahm. Wer iſt ſchuld daran als die Mannsperſonen? Ein ganz unwitziges Frauenzimmer iſt unerträglich, weil ſie weiter nichts als eine Bildſäule vorſtellt, aber ein Frauenzimmer, das der ganzen Welt zum Troz eine Gelehrte ſeyn will, iſt zehenmal ärger. Gelehrt ſoll durchaus kein Frauenzimmer ſeyn; nur Geſchmack ſollen ſie haben.

Das häßlichſte aller Mädgen in der ganzen Gegend, Mademoiſelle Eulenputz, glaubt ſchön und liebenswürdig zu ſeyn, und ſtellt ſich ſpröde ſo gut ſie kan. Sie macht ſich dadurch lächerlich; es iſt wahr: aber ſie würde es nicht glauben, wenn nicht einige Mannsperſonen thöricht genug geweſen wären, ihr zu ſagen, daß ſie ſchön ſey. Oront machte neulich die ſeltſamſte Anmerkung. Er ſagte: ich habe es aus der Erfahrung, daß die häßlichſten Mädgen ſich allezeit am meiſten ſträuben, wenn man ſie küſſen will. Er hat nicht völlig Unrecht; bey Mademoiſelle Eulenputz wenigſtens trift ſeine Anmerkung ein. Ein Mädgen, das ohne Urſache ſtolz und ſpröde thut, iſt eines der allerlächerlichſten Geſchöpfe. Aber wer iſt Schuld daran? Die Mannsperſonen.

O wie viel hätte ich zu ſchreiben, wenn ich alles durchgehen wollte! die Urſache der Fehler unſers Geſchlechts iſt hauptſächlich die Auferziehung. Wenn ich einmal einen ernſthaften Tag habe, ſo könnte es wohl ſeyn, daß ich einige Lehren für junge Frauenzimmer in dieſes Wochenblatt

drucken

drucken lieſſe. Aber nun beſinne ich mich, daß ich faſt nichts von der Freundſchaft geſagt habe. O was werden Syſtematiſche Leſer für eine verdrüßliche Mine machen! Da ſieht man es, werden ſie ſagen, daß dieſe Leute ohne Plan arbeiten, und nur in den Tag hinein etwas ſchreiben . . . Sie haben recht, meine Herren, ich bitte um Verzeihung, ohnerachtet ich mich mit dem Beyſpiele aller andern Wochenblätter entſchuldigen könte: aber ich werde mir ausbitten, daß ſie mir an einem Plan arbeiten helfen. Ich möchte gern einen Plan zu einem Wochenblatte ſehen: ich habe noch keinen geſehen, und es muß eine artige Sache ſeyn. Aber itzt will ich die Verfaſſer des Freundes zu entſchuldigen ſuchen. Es ſind ſo wenig Menſchen der Freundſchaft fähig, daß eine groſſe moraliſche Zubereitung dazu gehöret, um ſie den Werth der Freundſchaft empfinden zu lehren, und beſonders . . . Nein ich will nichts mehr ſagen; meine Leſer möchten böſe werden: mögen ſich doch die Mannsperſonen vertheidigen, wenn ſie wollen.

Itzt will ich immer aufhören. Ja! aber der Bogen iſt noch nicht voll. Was fange ich nun an? Die Verfaſſer des Freunds haben einmal die verderbliche Mode angefangen einen ganzen Bogen voll zu ſchmieren . . . Es mag ſeyn . . . Ich werde mich dadurch nicht binden laſſen. Mannsperſonen mögen Bögenweiſe ſchreiben: mir iſt es nicht gegeben, und gleich will ich jemand ſchaffen, der den Bogen voll füllen ſoll . . . Ariſt! Ariſt! . . . Er hört mich nicht, er lieſt in dem Grandiſon, und iſt ſo ſehr in

Gedanken verwickelt, daß er nicht auf mich Acht giebt. Ariſt! . . Nun hört er endlich! . . Komm und hilf mir den Bogen voll ſchreiben! Er will nicht. Ariſt! du mußt im Ernſt. Er läßt ſich bereden. Gut! er mag ſchreiben: ich lege die Feder nieder. Ich empfehle mich der Freundſchaft meiner Leſerinnen. Ich bin — —

Laura.

Nun ſoll ich den Bogen voll füllen: aber meine Frau hat es ſo arg gemacht, daß ich ihr nothwendig widerſprechen müßte, und das ſchickt ſich nicht in dem nemlichen Stück. Ich will lieber gar nichts ſchreiben, und nur ein eingeſchicktes Stück einrücken.

L. Ariſt.

Elegie.

Sehnſucht nach der Ruhe.

Wenn werd ich wiederum, ihr unſchuldsvollen Heyden,
Wenn werd ich wiederum euch blühend lächeln ſehn?
In euch nur wohnen noch des Lebens ſtille Freuden
Die dem betrognem Blick der Sterblichen entgehn.
Die man vergebens ſucht wo ſie zu wohnen ſcheinen,
In lärmenden Gedräng, in unruhvoller Pracht;
Die nur der Weiſe fühlt in unbewohnten Hainen
Der ganzen Welt verſteckt zur Zeit der ruh'gen Nacht.

Wann er in sich versenkt, sich und die Welt betrachtet,
Die prächtgen Schmerzen sieht, die Stolz und Thorheit liebt,
Und mit sich selbst vergnügt des Pöbels Wahn verachtet,
Zufrieden mit dem Glück das Ruh und Tugend giebt.
Man eilt der Freude nach und weiß sie nie zu finden.
Man sucht sie fern von uns, und allzeit sind sie nah.
Wann einst der Eitelkeit Verblendungen verschwinden,
Erstaunt man daß man sonst sein gröstes Glück nicht sah.
Was braucht man mehr zur Lust als eine stille Seele?
Was braucht man mehr zum Glück als ein zufriednes Herz?
Im prächtigstem Pallast, und in der tiefsten Höhle
Kan wahre Freude seyn, so gut als wahrer Schmerz.
Der Seelen heilge Ruh, von wenigen gefunden,
Von vielen nicht gesucht, den meisten unbekannt,
Ist nicht an einen Stand an einen Ort gebunden;
Mein jede Gegend ist des Weisen Vaterland.
Der äussre Schein ist nichts; das Herz muß glücklich machen,
Und jeder bildet sich sein eigenes Geschick.
Das Kind ist schon vergnügt mit den geringsten Sachen.
Den abgelebten Greiß erfreut kein wirklich Glück.
O stöhrt nicht unsre Ruh durch schwermuthsvolle Sätze
Ihr Weisen! überlaßt die Menschen der Natur!
Erlaubt dem Kind sein Spiel, den Greisen todte Schätze
Dem stolzen Manne Ruhm, und mir last Chloen nur.
Mein ruhges Leben soll in ihrem Arm verflieſſen.
In einer sichern Flur, in einem stillen Hain
Will ich mit ihr vergnügt des Lebens Lust genieſſen;

Nicht.

Nicht witzig, nicht berühmt, nein glücklich will ich seyn.
Vergnügt durch die Natur will ich bey heiterm Morgen
Dem Vater der Natur vergnügte Lieder weihn
Der Büsche heilge Nacht in die ich mich verborgen
Wird ihm gefälliger als Marmor Tempel seyn.
Wenn gleich zum Himmel nicht entweihter Weyhrauch steiget,
Er hört der Seelen Wunsch und stille Seufzer an.
Es prangt die Redekunst nur wenn das Herze schweiget,
Und dieses fühlet mehr als es beschreiben kan.
In der Erfüllung nur der angenehmsten Triebe
Wohnt unsre größte Pflicht und unsre Lust zugleich.
Der Freundschaft mächtger Zug, die stille Menschenliebe
Macht uns allein beglückt, macht uns alleine reich.
Wenn denn das Alter kommt mit schnell doch leisen Schritten,
Wenn denn der Tod sich naht, will ich nicht unruhvoll
Den Himmel wiederum um meine Jugend bitten;
Ich habe gnug gelebt. Ich lebte wie man soll.
Es drücke Chloe selbst mit schwach gewordnen Händen
Mir einst die Augen zu die sterbend nach ihr sehn,
Und die sich noch vergnügt zum gütgen Himmel wenden,
Um ihm zu danken nur, nicht um ihn anzuflehn.
Mein Tod bleib unbekannt und ruhig wie mein Leben.
Die Welt soll meinem Ruhm kein prächtges Denkmahl weihn.
Die Nacht wird um mein Grab mit stillen Flügeln schweben,
Die Erde wird mir leicht, mein Schlummer ruhig seyn.
Ihr Freunde hemmt den Lauf der menschlich treuen Zähren.
Es trennet uns der Tod, doch nur auf kurze Zeit.
Mein Geist erwartet euch, versetzt in beßre Sphären.
Dort fühlet man erst ganz das Glück der Zärtlichkeit.

Eilftes Stück.

Quid te tibi reddat amicum.

Horat.

Wenn man die Menschen überhaupt und nach ihrer natürlichen Eigenliebe betrachtet, so sollte man allerdings glauben, daß ein jeder unter ihnen sein bester Freund sey. Doch, lernt man sie etwas genauer kennen, so findet man, daß die meisten Menschen keine grössere Feinde haben, als sich selbst. Sie fliehen sich selbst und ihre eigene Gesellschaft ist ihnen unerträglich.

Herr Leichtsinn hat sich niemals darum bekümmert, seinen Verstand durch nützliche Wissenschaften zu bereichern. Der frühzeitige Tod seiner Eltern machte ihn bald zum Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und eben dadurch glaubte er berechtigt zu seyn, Fleiß und Geschicklichkeit andern zu überlassen, denen das Glück nicht so günstig gewesen war. Seine meiste Sorge gieng allezeit auf den Leib. So geputzt derselbe ist, so wüst und unordentlich siehts in seinem Geist aus. Es ist keine grössere Strafe für ihn, als sich selbst überlassen zu seyn. Er hat sich dahero kaum angezogen und von seinem Perückenmacher einige Stadtneuigkeiten erzehlen lassen, so ist es ihm ohnmöglich länger allein zu seyn. Er hüpft den ganzen Tag von

einem

einem Ort zu dem andern, aus einer Gesellschaft in die andre. Er ist im Stand sich zu dem schlechtesten Zeitvertreib herunter zu lassen und die elendesten Gesellschaften aufzusuchen, damit er nur den Verdruß nicht haben möge, mit sich selbst beästigt zu seyn. Man sagt mir, wenn er das Unglück habe, gar keine Gesellschaft anzutreffen, so spiele er ganz allein Lombre. Sein Hund hat gewiß grosse Verdienste um ihn. Er hilft ihm manche Stunden durch seine Artigkeiten vertreiben, die ihm sonst vor langer Weile unerträglich gewesen wären.

Herr Leichtsinn dauert mich. Ich habe allezeit Mitleiden mit ihm, wenn ich ihn des Vormittags ausgehen sehe und an seinem Gesicht bemerke, daß er sein Gesellschafts-System auf den Nachmittag noch nicht fertig hat. Er hat gute Naturgaben und es würde ihm wenig Mühe gekostet haben, in den Wissenschaften einige Stärke zu erlangen. So würde er sich itzo nicht zur Last seyn und in nützlichen Beschäftigungen einen edlern Zeitvertreib finden. Aber seine Trägheit und sein Reichthum haben ihn verdorben. Sein Kopf ist so leer und so wenig zum Denken angewöhnt, daß es ihm unmöglich ist, eine einzige Stunde mit einsamen und vernünftigen Betrachtungen hinzubringen. Sein Kopf ist wie eine ungebaute Gegend und stehet jedem fremden Eindruck offen. Seine eigene Gesellschaft ist ihm unerträglich. Die Armuth seines Geistes hindert ihn, sich selbst zu unterhalten.

Ich wohne in der Nachbarschaft der Frau Neugier. Ich habe lange nicht begreifen können, warum diese Frau einen so grossen Anhang von den niedrigsten Personen ihres Geschlechts hat. Endlich habe ich erfahren, daß alle diese alten Weiber und Mägde die ich beständig bey ihr aus und eingehen sehe, lauter Kundschafterinnen sind, welche ihr die geheimsten Umstände und die geringsten Kleinigkeiten aus fremden Häusern zutragen und für diese Bemühung reichlich belohnet werden. Diese gute Frau würde vor langer Weile sterben, wenn sie eine Stunde lang allein seyn müste. Sie läst sich bisweilen mit ihren Taglöhnern und Holzbauern in weitläuftige Unterredungen ein, bis die schleichende Anna Kupplerin oder Ursula Klappermühle ihr eine neue Ladung von Stadtzeitungen zutragen.

Bekümmerte sich Frau Neugier mehr um die Besserung ihres eigenen Herzens, um die Erziehung ihrer Kinder und um ihr Hauswesen, so würde ihr die lange Weile nicht so beschwerlich seyn, und sie würde diejenigen Stunden für die kostbarsten und angenehmsten Stunden ihres Lebens halten, da sie in der Einsamkeit und in einer ungestörten Ruhe ihren Pflichten und den besten Einrichtungen nachdenken könnte. Sie würde alsdenn eine weit grössere Freundin ihrer selbst und ihrer Ruhe seyn, um ihre Einsamkeit und Betrachtungen mit dem Gewäsche elender Stadtplauderinnen zu verwechslen.

Herr Wunderlich kan durch die geringste Kleinigkeit und durch einen nichts bedeutenden Vorfall so erbittert und aufgebracht

gebracht werden, daß er ſich ſelbſt auf eine Zeitlang ganz unerträglich wird. Neulich traf ich ihn ganz mürriſch und verdrüßlich an. Ich konte nicht anders muthmaſſen, als daß ihm der widrigſte Zufall begegnet ſeyn müſte. Ich erkundigte mich um die Urſache ſeines mürriſchen Weſens. Endlich erfuhr ich, daß es daher kam, weil er ſein Federmeſſer verlegt hatte. Seine Frau erzehlt mir, daß er zuweilen ganze Stunden lang in einem tiefen Stillſchweigen ſitze, ganz ſtarr auf einen Ort hinſehe, und zu allem, was man ihm ſagt, ein ſaures Geſicht mache. Seine Veranlaſſung zu einer ſo verdrüßlichen Gemüthsbeſchaffenheit iſt ordentlicher Weiſe keine andre, als daß ihm etwan einer von ſeinen guten Freunden geſagt, er habe ein Buch um etliche Groſchen zu theuer gekauft, er habe ſich die Farbe zu einem neuen Kleid nicht recht gewählt, es hätten einige Frauenzimmer über ſeinen Gang gelacht und man habe in einer Geſellſchaft die Anmerkung gemacht, ſein Hut ſey noch gar zu ſehr nach der alten Mode aufgeſchlagen. Wenn ihm nur einmal die Zeitung nicht in dem beſtimmten Augenblick gebracht wird, da er ſie erwartet, ſo ſchmeckt ihm den ganzen Tag kein Eſſen, ſelbſt ſein Leibtrank der Caffee wird ihm zuwider, ſein Knaſter will nicht brennen, ſeine Kleider paſſen ihm nicht recht, mit einem Wort, alles iſt ihm verhaßt, er verflucht die elende und erbärmliche Beſchaffenheit des menſchlichen Lebens und iſt im Stand, vor lauter Verdruß zu Haus zu bleiben, ohngeachtet er den Tag vorher ſeinem beſten Freund das Wort gegeben, zu ihm zu kommen.

Erſt neulich hatte er ſich vorgenommen, in einem neuen Sommerkleid auszugehen, und, da ihn ein unvermutheter Regen daran verhinderte, ſo wurde er ſo verdrieslich, daß er den ganzen Tag allein blieb und er verſchwur, jemals dieſes Kleid wieder anzuziehen. Darauf wollte er ſich die Zeit mit Büchern vertreiben, ſahe die Titel und Vorreden an, warf eines nach dem andern weg und ſchimpfte erſchrecklich über die Verfaſſer.

Kan derjenige Menſch ein Freund von ſich ſelbſt heiſſen, der ſich durch ſolche Kleinigkeiten in ſeiner Ruhe und in dem Genuß ſeines Vergnügens ſtören läßt? Iſt es nicht die tiefſte Erniedrigung, von den geringſchätzigſten Umſtänden abzuhangen? Und iſt es nicht thöricht, ſich das Leben durch Grillen und eingebildete Plagen zu verbittern, welches ohnehin Beſchwerlichkeiten genug hat und deſſen Ruhe nur gar zu oft durch wichtigere Vorfälle unterbrochen wird?

Ein Menſch, der ſeinen Verſtand durch nützliche Erkenntniß angebauet hat und ſich durch eigene Betrachtungen zu unterhalten weiß, ein Menſch, der ſein Leben zum Dienſt des Vaterlands anwendet und von edlern Beſchäftigungen und höhern Sorgen ſo eingenommen iſt, daß er ſich den niedrigen Sorgen entreißt, durch welche nur Sklaven der Eitelkeit gebunden werden, wird in ſeinem Umgang mehr Vergnügen finden, als in lärmenden Geſellſchaften. Er wird niemals weniger allein ſeyn, als wenn er allein iſt. Das ganze Reich der Natur, die moraliſche Welt, die Geſchichte, ſeine eigene Erfahrung

und auserlesene Bücher sind eben so viele Quellen, aus denen er in der Einsamkeit Erkenntniß und Weisheit schöpft. Die edelsten Erfindungen, die erhabensten Gedanken der grösten Geister, die jemals das Reich der Wissenschaften geziert und erweitert haben, sind sein Eigenthum und stehen ihm zu Dienst, wann er will. Das Leben deucht ihm viel zu eingeschränkt und die Zeit viel zu kostbar, als daß er sich in eitlen Zerstreuungen verliehren, und einen Augenblick seines Lebens ungenossen vorbeygehen lassen sollte.

Doch alle Erkenntniß und die gröste und weitläuftigste Gelehrsamkeit, die prächtigsten und mühsamsten Unternehmungen zum Dienst des Vaterlandes sind noch nicht hinreichend, uns unsre Gesellschaft angenehm und uns zu unsern Freunden zu machen. Herr Polyhistor ist bey aller seiner Gelehrsamkeit mürrisch und mißvergnügt. Er mögte gern alle Wahrheiten erfunden haben und in allen Gesellschaften nur sich hören. Man darf nur in seiner Gegenwart eines andern Gelehrten Verdienste bewundern oder gegen seine Sätze einige Einwendungen machen, so ist er nicht mehr Meister von seinen Affekten. Fällt ihm das Jahr nicht gleich ein, in welchem ein Buch, von dem geredet wird, zum erstenmal herausgekommen, oder kan er sich nicht gleich auf den Geburtsort eines berühmten Gelehrten besinnen, so ist es um seine Ruhe geschehen und er ist sich selbst unerbittlich. Er wünschte vor allwissend angesehen zu werden und der geringste Vorfall, der diesem Ruhm schaden könnte, ist ihm eine langwierige Marter.

Herr Geschäftig ist nichts weniger, als träg und müßig. Er hat den ganzen Tag die Feder in der Hand und bietet beständig seine ganze Erfindungskraft auf, immer neue Vorschläge zur Verbesserung des Staats zu ersinnen. Doch an allen seinen Beschäftigungen haben Stolz, Eigennutz und Arglist mehr Antheil, als Menschenliebe, Weisheit und ein patriotischer Eifer. Er hält alle Mittel für erlaubt, wenn sie nur zu Erreichung seines Zwecks etwas beytragen. Einem einzigen Vorschlag, dessen Ausführung ihm einen neuen Ruhm der Wachsamkeit und eines unermüdeten Eifers für das gemeine Beste erwerben könnte, opfert er die Ruhe und Bequemlichkeit vieler Personen auf, ohne würkliche Vortheile zu stiften. Er spottet über diejenigen, die von der Macht des Glücks reden. Alles, was man davon sagt, glaubt er, sey eine Erfindung einfältiger Köpfe, die, um sich selbst zu beruhigen, dem Glück Vorwürfe machen, die ihre Einfalt und Unvorsichtigkeit mit besserem Recht verdient hätte. Herr Geschäftig hat bey allen seinen Arbeiten und überhäuften Geschäften ein unruhiges Herz und keine vergnügte Stunde. Mislingt ihm die Ausführung eines Vorschlags, so ist er sich selbst feind, daß er eines so schlechten Einfalls fähig gewesen oder daß er nicht alle Zufälle vorher gesehen, die ihm zuwider waren. Er lebt in beständiger Furcht, die wahren Triebfedern seiner Arbeitsamkeit mögten bemerkt, seine Arglist entdeckt und sein Fall von noch listigern Köpfen bewürkt werden. Kein Vertrauen zu der Vorsehung unterstützt ihn. Seine eigene Klugheit

war die einzige Gottheit, die er jederzeit verehrte. Die Reitzungen eines vertraulichen Umgangs sind von ihm verbannt. Der erste Grundsatz seiner Klugheit war dieser, gar keinem Menschen zu trauen. Durch den Beyfall seines Gewissens kan er sich nicht aufrichten. Dieser Richter, der in ihm ist, verdammt die Absichten, aus denen er gehandelt hat. Die sanften und beruhigenden Empfindungen, welche Redlichkeit und Menschenliebe in edlen Gemüthern hervorbringen, werden von ihm nicht gefühlt.

Nur das Bewustseyn eines unsträflichen Lebens und edler und wahrhaftig grosser Handlungen, nur der Besitz der wahren Tugend und einer ausgebreiteten Menschenliebe ist es, was unser Herz beruhigen und uns zu unsern Freunden machen kan. Lysander ist von Jugend auf ein Sklav der wildesten Triebe und der unbändigsten Leidenschaften gewesen. Die Natur hatte ihn schön gebildet und mit ausnehmenden Fähigkeiten des Geistes versehen. Er war ausser dem von einer Geburt und von einem Stande, die ihm Ehre machen konten. Die Vorzüge seiner Gestalt misbrauchte er unschuldige Schönheiten unglücklich zu machen, und die Ruhe aller Häuser zu stören, in die ihm der Eingang zugelassen wurde. Verschiedne Familien hat er durch arglistige Erfindungen um ihr Vermögen gebracht, welches liederlicher Weise von ihm verschwendet worden, und zween seiner besten Freunde haben um nichtswürdiger Ursachen willen durch seine Hand ihr Leben endigen müssen. Viele junge Leute vom Stand und Vermögen, die die beste

Hof-

Hofnung gaben, hat er recht mit Vorsatz verderbt und zu den schädlichsten Mitbürgern gemacht. Sein Witz war unerschöpflich an Einfällen und Spöttereyen, die er auf Unkosten der Religion vorbrachte. Wie vergnügte es ihn, wenn er fromme, oder wie er sie nannte, einfältige und abergläubische Leute durch ungezogene Scherze und boshafte Spöttereyen ärgern konnte. Itzo ist er in einem Alter, das mehr die Schwachheiten des Leibes fühlt, als die Hitze der Leidenschaften, so unglücklich, als es nur ein Mensch seyn kan. Eine beständige Unruhe peinigt ihn und bringt ihn fast zur Verzweiflung. Er fürchtet sich vor sich selbst am allermeisten und die Einsamkeit ist ihm eine unausstehliche Marter. Die Bilder der Personen verfolgen ihn, die er zu Opfern unreiner, eigennütziger und grausamer Leidenschaften gemacht hat und sein Gewissen hält ihm ein schwarzes Register der schändlichsten Unternehmungen vor; dann verflucht er sich selbst, daß er den verhaßten Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit noch nicht völlig aus seinem Gemüth hat ausrotten können, daß ihn sein Witz und seine Einfälle zu der Zeit verlassen, da er sie am nöthigsten hätte, sich wider die Anfälle der Religion und des Gewissens und wider die Furcht der Ewigkeit zu bewafnen. Ein natürliches Gefühl des Guten und Bösen, welches er niemals völlig hat ersticken können, nöthigt ihn durch eine unwiderstehliche Macht seine Laster zu verabscheuen und zu seiner grösten Pein der Tugend in geheim diejenige Hochachtung zu erweisen, die er ihr öffentlich ge-

raubt

raubt hatte. Das einzige Mittel, das er noch übrig hat sein Gemüth zu beruhigen oder vielmehr zu betäuben, ist der Wein. Ehe er seine verfluchten Grillen, wie er sie heist, seine verdammte Schwermuth nicht ersäuft, ehe hat er keine Ruhe. So weit hat er es gebracht, daß er nicht ruhig seyn kan, ohne seinen Verstand unterdrückt oder verlohren zu haben.

Lysander empfängt die billige Strafe seiner Missethaten. Sein Leben war nichts als eine Reihe schändlicher Unternehmungen. Wie kan er einen Blick in dasselbe zurück werfen, ohne seine Heßlichkeit zu erkennen und sich selbst zu verabscheuen? Er hat sich in seinem ganzen Leben zu der Klasse unvernünftiger Thiere erniedrigt und von blosen Trieben regieren lassen. Was Wunder, wenn er jetzo zu seiner Beruhigung, wie ein Vieh leben muß, und, wie ein Vieh, zu sterben wünscht?

Es fällt mir hierbey eine Stelle aus dem Horaz ein, wo dieser vortrefliche Kenner des menschlichen Herzens die Unruhe der Lasterhaften auf das lebhafteste abschildert und die so schön ist, daß sie meinen Lesern nicht mißfallen kan. Der Dichter läßt in einer von seinen Satyren einen Sklaven auftretten, der seinem Herrn die Wahrheit sagen muß,

- Non horam tecum esse potes, non otia recte
Ponere, teque ipsum vitas, fugitiuus vt erro,
Iam vino quaerens, iam somno fallere curam,
Frustra, nam comes atra premit sequiturque fugacem.

„Nicht

„Nicht eine Stunde lang kanst du bey dir selbst seyn, „deine müßige Stunden weist du nicht vernünftig anzu„legen, du fliehest vor dir selbst, wie ein flüchtiger „Landstreicher. Bald suchst du durch den Wein, bald „durch den Schlaf deine Sorgen zu vertreiben. Umsonst, dann diese schwarze Gefährten gehen dir auf den „Fuß nach und verfolgen dich überall hin.„

Eine so unruhige und wider sich selbst aufgebrachte Gemüthsbeschaffenheit ist zu allen Zeiten insonderheit als die Strafe der Tyrannen angesehen worden. Nichts rührt mich mehr in einem Trauerspiel, als der Charakter eines Tyrannen, der sich nunmehro selbst unerträglich geworden, der sich selbst die bittersten Vorwürfe macht, der sein eigen Daseyn verflucht. Ich bemerke gleiche Empfindungen bey dem grösten Theil der Zuschauer. Dieses gefällt mir. Ich lerne daraus, daß das Gefühl des Guten und Bösen natürlich und allgemein ist. Ich finde, daß die Menschen nicht so sehr verfallen sind, daß nicht ein lasterhafter Charakter Abscheu bey ihnen erwecken sollte. Wenn Voltaire die Semiramis, die sich durch die Hinrichtung ihres Gemahls den Weg zur unumschränkten Gewalt gebahnt hatte, also reden läst;

M'arrachant à ma cour et m'evitant moi méme,
J'ai cherché le repos dans ces grands monumens
D'une ame, qui se fuit, trompeurs amusemens.

„Ich entriß mich meinem Hof und flohe vor mir selbst. „Ich suchte die Ruhe in diesen grossen Denkmalen, in die„sen

„ſen betrügeriſchen Zeitvertreiben einer Seele, die ſich ſelbſt „fliehet; „ſo drückt er mit wenigen Worten alles aus, was ſelbſt nach der Auſſage der Geſchichte die Tyrannen aller Zeiten empfunden haben. Ich glaube, wenn man die eigentlichen Triebfedern mancher Unternehmungen, die in der Welt ein groſſes Aufſehen gemacht haben, genauer erforſchen oder entdecken könnte, ſo würde man finden, daß die Urſache vieler Kriege, vieler prächtigen Gebäude, und andrer glänzenden Unternehmungen die Unruhe des Herzens geweſen, welche in dieſen Zerſtreuungen Linderung und Troſt geſucht hat. Sollte nicht, die Abſicht, ſeine Schwermuth über ſeiner geliebten Mariamne Hinrichtung zu vertreiben, wo nicht mehr, doch eben ſo viel Antheil an den prächtigen Gebäuden gehabt haben, die Herodes aufführen ließ, als andre Urſachen?

Glücklich iſt derjenige, der keine Urſache hat, ſich vor ſich ſelbſt zu ſcheuen, der ſein Freund und mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Zwar nicht eine jede Zufriedenheit mit ſich ſelbſt iſt ein Zeichen eines edlen und erhabenen Gemüths. Die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt gehört gar oft zu den ſüſſen Rechten der Thorheit. Herr Gernſchön iſt mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn er vor den Spiegel tritt und die Schönheit ſeiner Locken bewundert. Herr Nimmerſatt iſt mit ſich ſelbſt zufrieden, ſo bald er ſeine Schränke eröfnet und in ſeinen Schätzen herumwühlen kan. Herr Witzling iſt mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn er in ſeiner gewöhnlichen Frauenzimmergeſellſchaft das Lob erhalten kan: Ey! Sind ſie

nicht

nicht ein loser Herr? Sie sind ja gar zu schlimm. Man kan gar nicht mit ihnen auskommen. Stolz auf eine solche Bewunderung verläßt er die Gesellschaft mit unendlichem Vergnügen und hält alle wahre Gelehrten für Pedanten. Herr Flaschenkeller ist mit sich selbst zufrieden, wenn er eine ganze Gesellschaft zu Boden getrunken hat und mit einem triumphirenden Ton nach der letzten Weinflasche greift, die er, um seinen Sieg vollkommen zu machen, allein austrinkt. Herr von Menschenschreck ist mit sich selbst zufrieden, wenn junge Herren bey seinem Eintritt in eine Gesellschaft vor seinen grimmigen Blicken verstummen. Sein Triumph wird vollkommen, wenn er sieht, daß auch vernünftige Leute seinem Ungestümm ausweichen.

Die Zufriedenheit eines Weisen mit sich selbst ist von anderer Art. So wie die grösten Künstler, Redner und Dichter mit sich selbst am wenigsten zufrieden waren, obgleich die ganze Welt mit ihnen zufrieden war, denn sie wusten am besten, wie viel zu der Vollkommenheit ihrer Kunst oder Wissenschaft erfordert wird: so sind die edelsten und erhabensten Gemüther am wenigsten mit sich zufrieden; denn sie kennen den ganzen Umfang ihrer Pflichten. Doch selbst diese Unzufriedenheit, daß man nicht alles gethan, was man gethan zu haben wünschte, führt ein geheimes Vergnügen mit sich, sie ist der wahre Charakter erhabner Tugend und ein Antrieb, sich selbst zu übertreffen. Wer frühzeitig anfängt, auf eine solche Art mit sich selbst unzufrieden zu seyn, und sich nur durch edle und großmüthige

Neigungen regieren läſt, der wird am liebſten mit ſich ſelbſt umgehen, und ſich getrauen, ſich aller Handlungen ſeines Lebens dereinſt zu erinnern. Der Beyfall ſeines Gewiſſens erſetzt ihm den Beyfall der ganzen Welt und bewafnet ihn gegen alle Angriffe der Verläumdung. Was für ſanfte Empfindungen beleben ſein Gemüth, wenn er in ſtiller Einſamkeit die Vorſicht preiſt, die ihn allezeit umgiebt und der er nie zu entfliehen wünſchet, wenn er in ungeſtöhrter Ruhe der Beſſerung ſeines Herzens und den Pflichten nachdenkt, die Tugend und Menſchenliebe von ihm fordern? Die Zufriedenheit, die in ihm wohnt, erheitert ſein Geſicht und macht ihm alle Begebenheiten erträglich. Er allein iſt zur wahren Freundſchaft gegen andere aufgelegt. Er ſchätzt die Tugend. Er liebt ſie, wo er ſie findet. Er handelt jederzeit offenherzig, denn ſeine Abſichten ſind edel. Nur kleine Seelen, die ſich ihrer Schwachheiten und Laſter ſo deutlich bewuſt ſind, daß ſie ſelbſt ſich keine Hochachtung verſprechen können, ſind argwöhniſch und miſtrauiſch. Wer durch die Tugend und edle Geſinnungen ſich mit ſich ſelbſt verſöhnt hat und ſein eigner Freund geworden, wird zugleich auch der redlichſte, zärtlichſte und beſtändigſte Freund ſeyn.

A. Cleanth.

Zwölftes Stück.

It comes, et paribus curis vestigia figit.
VIRGIL.

Der Inhalt nachstehender Briefe überhebt mich der Mühe, meinen Lesern die Ursache zu sagen, weswegen ich ihnen dieselben vorlege.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren.

Wenn Sie sich verwundern, von einem Frauenzimmer einen Brief zu bekommen, so kan ich Sie versichern, daß mich nichts geringers, als der ausserordentliche Zustand, in welchem ich mich befinde, bewogen haben würde, an Sie zu schreiben. Ich habe einen Mann, der mich aus Liebe geheurathet hat. Diese Liebe währet noch, oder wenigstens sucht mich mein Mann durch tägliche Versicherungen davon zu überreden. Ich muß aber beynahe anfangen, seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen, oder seine Begriffe von der ehelichen Liebe müssen nicht mehr die vorigen seyn; denn ich habe nur gar zu viele Erfahrungen, daß er sie der Liebe gegen seine Freunde nachsetzt. Wir besitzen ein ziemliches Vermögen, und ich würde mich recht wohl dabey befinden,

wenn

wenn mein Mann ein guter Hauswirth wäre. Aber er verschwendet alles an seine Freunde. Bald ist der eine, und bald der andere unglücklich geworden, und alsdenn ist meinem Mann keine Summe zu groß, daß er sie ihnen nicht freywillig geben sollte. Vor einigen Tagen hat er so gar ein Kapital, welches sehr sicher stund, sich heimzahlen lassen, und es einem von seinen Freunden geschenkt, dessen Haus abgebrennt war. Ich und meine Kinder müssen inzwischen leiden. Es ist nicht genug, daß ich sie schlechter gekleidet sehen muß als andere von ihrem Stande. Diesen Kummer wollte ich noch überwinden, wenn er der einzige wäre. Aber was muß ich nicht befürchten, wenn er so fortfährt, das Seinige zu verschwenden? Meine Kinder in der Armuth, und Fremde in dem Besitze ihrer Güter? Diesen Gedanken kan ich nicht ausstehen. Ich wende mich an Sie, meine Herren, weil Sie von der Freundschaft schreiben. Ich habe aus Ihrem vierten Stück gesehen, daß Sie selbst die übertriebenen Freundschaften verwerfen. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Sache weiter ausführen, und meinen Mann überzeugen wollen, daß er bey den Pflichten gegen Freunde die höhern Pflichten nicht vergessen darf, die er seiner Frau und seinen Kindern schuldig ist. Ich bin selbst dienstfertig, und ich würde mit der Neigung meines Mannes seinen Freunden zu dienen sehr zufrieden seyn, wenn sie Gränzen hätte. Aber daß er ihnen so kostbare Geschenke macht, da er vielmehr sein Vermögen zum Besten seiner Familie vergrössern sollte, dieses ist un-

gerecht und unerträglich. In meiner Eltern Hause habe ich wenigstens ganz andere Grundsätze gehört, und andere Einrichtungen gesehen. Können Sie meinen Mann nur in dieser Sache von seinem Irrthum überführen, so will ich in allen übrigen Stücken keinen andern Willen haben, als den Seinigen. Ich bin

Ihre

ergebene Dienerin

Prudentilla.

Meine Herren.

Ich habe von ohngefähr den Brief gesehen, den meine Frau an Sie geschrieben hat, und ich beschloß so gleich, daß ihn einer von meiner Hand begleiten sollte. Es ist mir angenehm, daß ich dadurch Hofnung bekomme, diesen Streit mit meiner Frau entschieden zu sehen. Denn Sie müssen wissen, daß dieses unser erster Streit ist. Meine Frau sagt die Wahrheit, wenn sie Ihnen schreibt, daß ich sie aus Liebe geheurathet habe. Aber ihr Zweifel an der Dauer meiner Liebe ist höchst ungerecht. Wüßte sie, wie man mehrere Pflichten miteinander vereinigen muß, so würde sie billiger von mir urtheilen.

Ich muß Ihnen sagen, meine Herren, daß ich seit meiner Jugend zween Freunde besitze, die mir die stärksten Proben eines zärtlichen und standhaften Herzens gegeben haben. Zweymal sind sie in Unglücksfällen meine Retter

gewe-

geweſen, und dem einen, meinem theuren Damon habe ich es zu verdanken, daß mich einſtens eine Leidenſchaft nicht beſieget hat, die dem Laſter ſehr nahe kam. Wie entzückend haben ſie mich nicht gerührt, wenn ſie mich durch ſo großmüthige Handlungen überzeugten, daß auch für einen Unglücklichen noch Freunde übrig ſeyn können! Nun iſt die Reihe an mir, und ich halte meine Verpflichtung für gedoppelt ſtark, weil ſie auſſer der eigentlichen Freundſchaft noch die Dankbarkeit zum Bewegungsgrunde hat.

Ich danke der Vorſicht, daß ſie meinen Freunden nicht eher ein Unglück zugeſchickt hat, als bis ſie mir die Mittel gegeben hatte, ihnen dienen zu können. Dieſe Mittel will ich auch zu einem ſo gerechten Zweck anwenden, und ich fürchte dabey nicht die rechtmäſigen Gränzen zu überſchreiten. Ich weiß, was ich meiner eigenen Familie ſchuldig bin. Aber ſelbſt mein Liebſtes in der Welt, und dieſes iſt in der That meine Frau, ſoll mich nicht überreden, daß ich verbunden ſey, für meine Kinder einen Ueberfluß aufzuſparen, ſo lang ich mit dieſem Ueberfluß einen unſchuldig leidenden Freund aufrichten kan. Auch eine kleine Verringerung meines Vermögens muß mir in einem auſſerordentlichen Fall erlaubt ſeyn, da ich gewis verſichert bin, daß Gott die meinigen nicht dafür ſtrafen wird, daß ich einen Theil meiner Güter auf eine Art anwende, die den Vorſchriften der Religion ſelbſt gemäs iſt. Mein Damon hatte neulich mitten in der Nacht das Unglück, ſein Haus von den Flammen verzehrt zu ſehen, und ſein Haus war ſein

ganzes Vermögen. Stellen Sie ſich den bejahrten Mann vor, der mit bebendem Schritt durch die ſprühenden Flammen flieht. Sehen Sie ſeine zwey kaum halb erwachſene Kinder in Nachtkleidern auf der Gaſſe, die zitternd an ihrem Vater hängen, und vor Schröcken keinen Laut von ſich geben können. Er ſieht mit einem ſchmerzlichen Blick auf ſie, und ſein Herz iſt noch mehr mit Schmerzen erfüllt, daß er ſie nun gänzlich verarmt ſehen muß. In dieſem Zuſtande traf ich meinen Freund an. Was konte ich denken? Was konte ich thun? Nicht einmal eine ledige Wohnung war in meinem Hauſe, und ich hatte kein baares Geld vorräthig. Ich geſtehe es, ich nahm ein Kapital zurück, und kaufte meinem Damon ohne ſein Vorwiſſen ein Haus dafür. Habe ich zu viel gethan? Oder war es nicht vielmehr, wie ich in der That fürchte, noch zu wenig? Ein zärtliches Herz muß bey einem ſolchen Anblick brechen, als der Anblick meines Freundes war. Ich weiß es gewis, daß meine Frau auch nicht ungerührt dabey geblieben iſt, ob ſie gleich ihre Empfindung vor mir zu verbergen ſuchte. Ihr Herz iſt gut. Aber eine übertriebene Furcht, daß es ihren Kindern dereinſt an zeitlichen Gütern fehlen könnte — gewis es iſt nur eine ſolche Furcht, kein Eigennutz iſt es — läßt in ihrer Seele die edlen Regungen des Mitleids nicht genug herrſchen. Und dieſe Furcht hat ſie nicht von ſich ſelbſt. Eine unüberlegte Auferziehung iſt Schuld daran.

Wollen Sie, meine Herren, diese Sache untersuchen, und meine Frau überführen, daß die Erfüllung unserer ganzen Pflicht nicht mit Zagheit bestehen kan, sondern daß sie einen gewissen Muth erfordert, der uns über die Schreckensbilder, die wir uns in den Folgen unserer Pflichten vorstellen, erhebt; so werden sie mich ausnehmend verbinden. Wie froh wollte ich seyn, wenn meine Frau alle meine Pflichten auch für die übrigen hielte! Ich wiederhole es; sie hat nur diesen einzigen Fehler. Ich bin,

meine Herren,

Ihr ergebenster
Philetärus.

Dieser Brief hat mich sehr gerührt, und ich erwarte es von meinen Lesern, daß sie ihn auch nicht ohne alle Rührung lesen werden. Ein Mann wie Philetärus verdient es, daß man ihm ohne Aufschub antwortet.

Das Gesetz der Freundschaft einen unglücklichen Freund nicht hülflos zu lassen, ist so alt als die Freundschaft selbst. Vielleicht scheint es einigen Lesern so gar überflüßig, etwas mehr davon zu schreiben, da Cicero und alle andere Lehrbücher von der Freundschaft mit Beschreibungen dieses Gesetzes angefüllt sind. Ich muß es aber als meine wahre Meynung gestehen, daß ich dafür halte, es sey den meisten Herzen noch nicht stark genug eingeprägt. Aus dem Bezeigen sehr vieler Menschen gegen nothleidende Freunde müssen wir bey nahe schliessen, daß ihnen dieses Gesetz völlig unbe-

bekannt ist. Diesen Unwissenden zum Besten sage ich also hier nach tausend andern moralischen Schriftstellern, daß es eine Pflicht gegen unglückliche Freunde giebt. Und nach dieser allgemeinen Erinnerung muß ich noch zur Belehrung anderer Unwissenden hinzu setzen, daß diese Pflicht weder durch bloße Beyleidsversicherungen, noch durch kleinere Dienste, die wir allen unsern Nebenmenschen schuldig sind, erfüllet wird. Man darf nicht glauben, daß diese Unwissenheit allemal eine Folge des Lasters sey. Nein. Es giebt Herzen, die mit einer Anlage zu Tugenden erschaffen, aber zugleich so schläfrig sind, daß sie erst zu ihrer Ausübung erweckt werden müssen. Einigen ist so gar eine wiederholte Erweckung nöthig. Diese Leute sind sich einiger massen selbst fremd. Sie wissen das Gute nicht, das sie verborgen in sich führen. Man muß sie zum Gefühl bringen, und alsdann erst darf man sich etwas von ihnen versprechen.

Wenn meine Leser bedenken, daß die Religion sowohl als die Vernunft ihnen die Verbindlichkeit auferlegt, keinem Nothleidenden den Beystand zu versagen, den sie ihm zu leisten fähig sind; wenn sie bedenken, daß die Gränzen dieses Beystands sich eben so weit erstrecken, als die Gemüths- und Glücksgaben, womit sie der Schöpfer bereichert hat; wenn sie bedenken, daß eine engere Verbindung, dergleichen das Band der Freundschaft ist, auch die Verpflichtung zum Beystande vergrössert, so wird ihnen kein Zweifel gegen die Wahrheit meines Satzes übrig bleiben.

Aber

Aber wie kurzſichtig ſind nicht die meiſten, wenn es darauf ankömmt, den ganzen Umfang dieſer Pflicht richtig zu überſehen! Wie ſorgfältig ſuchen nicht ſelbſt diejenigen, die einen Blick darauf werfen, und ihn gröſſer befinden, als ſie erwartet hatten, wie ſorgfältig ſuchen ſie nicht den Eindruck, den dieſe Entdeckung bey ihnen gemacht hatte, auszulöſchen, und lieber dieſe ganze Pflicht zu vergeſſen, als eine Einſicht zu befeſtigen, die ihnen eine beſchwerliche Erfüllung anbefehlen könnte! Sie könten ihre zaghafte Unruhe erſpahren. Die Geſetze der Freundſchaft ſind ihnen nicht geſchrieben, denn die Freundſchaft iſt kein Gut für niederträchtige Seelen. – Horaz nennt diejenigen, welche dieſe Pflicht angehet

Non poſſidentem multa vocaveris
Recte beatum; rectius occupat
Nomen beati, qui Deorum
Muneribus ſapienter vti
Duramque callet pauperiem pati,
Peiusque letho flagitium timet:
Non ille pro caris amicis,
Aut patria timidus perire.

„Mit Recht nennest du den glücklich, der nicht „viele Reichthümer beſitzet; mit noch gröſſerm Recht „führt derjenige den Nahmen eines Glücklichen, der „die Geſchenke der Götter mit Klugheit zu gebrauchen, „und die harte Armuth zu ertragen weiß, und der un„endlich mehr das Laſter als den Tod ſcheuet: ihm iſt

„es nicht schrecklich, für auserwählte Freunde, oder „für das Vaterland zu sterben. „

Mit einem Wort, der Tugendhafte ist der Held, der mitten durch ein Heer von Unglücksfällen zu seinem Freunde eilt. Das Unglück des Freundes ist ihm kein fremdes Unglück; er betrachtet, er fühlt es als sein eigenes. Alle Mittel, die er zu seiner eigenen Rettung gebrauchen würde, alle Mittel, die mit der Gerechtigkeit übereinstimmen, alle diese gebraucht er, um seinen Freund, um denjenigen, der ihm mit Recht so werth als er sich selbst ist, zu retten.

Aus diesem Grundsatze ist es leicht zu entscheiden, wie weit sich die Hülfe erstrecket, die der Tugendhafte seinem leidenden Freunde leisten soll. Alles was ihm zu seiner eigenen Rettung erlaubt ist, dazu ist er auch in diesem Falle berechtiget. Und er darf sich keine andern Hülfsmittel versagen, als diejenigen, auf welche andere Personen noch einen gerechtern Anspruch haben können, als sein Freund. Sein Leben darf er für ihn wagen, wenn es nicht zu einer besondern Beschützung des Vaterlandes bestimmt, oder zu dem Wohl der Seinigen unentbehrlich ist. Seine Glücksgüter dürfen ihm nicht zu kostbar seyn, wenn er nicht eine Familie hat, die durch ihren Verlust einen wahren Mangel leiden würde. Etwas überflüßiges, oder auch einen Theil seiner Güter in einem Nothfall für einen Freund anzuwenden, dieses ist kein Verlust für die seinigen. Wenn werden doch die Menschen den unseligen Irrthum ablegen, daß keine Familie ohne Ueberfluß glücklich seyn könne?

Wie sehr erhöhen solche Empfindungen der Freundschaft den Werth und die Regungen eines guten Herzens! Ein wahrer Freund unternimmt das aus Zärtlichkeit, was ein stolzer Streiter aus Ruhmsucht wagt. Ich lese niemals den Plutarch — und kan man den Geschichtschreiber des menschlichen Herzens zu oft lesen? — ich lese ihn niemals, ohne eine Art von Entzückung zu fühlen, wenn ich in dem Leben des Brutus auf die wahrhaftige Heldenthat des Lucilius komme. In der letzten Schlacht, die Rom seinen Unterdrückern lieferte, in den unglücklichen Feldern bey Philippi, ward Brutus, der letzte Vertheidiger der Freyheit geschlagen. Sein Heer war schon zerstreut. Die wenigen, die noch um ihn waren, fochten nicht mehr um den Sieg, sondern blos für die Errettung ihres Feldherrn. Ein neuer feindlicher Haufe überfiel sie so schnell, und verfolgte den Brutus so eifrig, daß die Flucht selbst unmöglich schien. Lucilius, sein vertrautester Freund warf sich plötzlich mitten unter die Feinde. Ich bin Brutus, rief er, führt mich zum Anton. Sie nahmen ihn in ihre Glieder, und eilten jauchzend mit ihm fort. Indessen kam Brutus in Sicherheit, weil ihn niemand mehr verfolgte. Lucilius wurde zum Anton gebracht, den schon der Gedanke beunruhigte, wie er einem so grossen Mann als Brutus war begegnen sollte. Auf einmal gab sich Lucilius zu erkennen. Die Götter, sagte er, lassen es nicht geschehen, daß Brutus ein Gefangener werde. So viel Gewalt werden sie dem Glück niemals über

die Tugend einräumen. Ich habe deine Leute betrogen. Ich bin Lucilius. Ich erwarte die Strafe, die du mir auferlegen wirst, geruhig. Antonius fühlte das edle von der That des Lucilius, und sagte zu den Umstehenden; wir haben bey diesem Zufall mehr gewonnen als verlohren. Anstatt eines Feindes haben wir einen Freund bekommen. Dieses ist mir schätzbarer, als wenn ich alle meine Feinde in meiner Gewalt hätte. Nach dem Tode des Brutus war Lucilius gegen den Anton eben so getreu, als er es gegen den Brutus gewesen war.

Welche Grösse herrscht in dieser That! Wenn man die Verbitterung der Theile in einem bürgerlichen Kriege, den äussersten Grad des menschlichen Hasses bedenkt; wenn man erwägt, was für eine Wuth von den Gegnern derjenige erwarten mußte, der ihnen durch seine List ihren Hauptfeind seinen Brutus entreissen würde, so wird man erst den Werth von seiner Entschliessung einsehen, sich selbst Feinden zu überliefern, die kurz zuvor Rom zum Schauplatz der unmenschlichsten Grausamkeit gemacht hatten, und die er noch durch seine Ueberlieferung mehr beleidigte. Gewis, ein Held, der um einen grossen Namen kämpft, ist nicht so erhaben. Ein Tod mit den Waffen in der Hand ist das äusserste, was er befürchten darf. Lucilius sahe den ärgsten Martern entgegen, er mußte sie erwarten, es kam noch erst auf seine Feinde an, ob sie den wahren Bewegungsgrund zu seiner That bekannt machen wollten, oder nicht. Nichts schröckte ihn ab. Der einzige

Ge-

Gedanke, daß der gefangene Brutus noch unglücklicher seyn würde, als der gefangene Lucilius, überwand in seiner Seele alle Triebe der Selbsterhaltung. Von diesem edlen Gedanken erfüllt, suchte er selbst den fürchterlichsten Anblick von allen auf, den Horaz beschreibt;

- vultus instantis tyranni.

Denn eben dieser Anton, der diesmal das Gefühl wahrer Großmuth zeigte, hatte sich bey andern Fällen niederträchtig grausam bewiesen.

Es giebt wenig Lucile in der Welt, wird man sagen. Wenige in der That, wenn die Rede von wirklichen Fällen ist. Die Zahl der Tugendhaften ist niemals groß gewesen, und noch wenigere sind in Umstände versetzt worden, wobey sie sich als Lucile hätten zeigen müssen. Aber auch derjenige ist schon edel und groß, der in seinem Herzen einen Muth fühlt, eben dieses für seinen Freund zu thun, wenn ihn ein solcher Fall treffen sollte. Freundschaften, die sich auf wahre Tugenden gründen, erhöhen auch das Herz zu derjenigen Güte und zu demjenigen Muth, der allemal wahre Tugenden begleitet. Die reinste Beruhigung, das edelste Vertrauen ist ihre Folge. Freunde, deren Herzen einerley Empfindungen haben, von denen jeder die Sorgen des andern zu seinen eigenen, und das Glück desselben zu seiner sorgfältigsten Beschäftigung macht — sind nicht solche Freunde das reinste Ebenbild der Gottheit? Die Offenherzigkeit, die Vertraulichkeit grosser Seelen ist ihnen eigen; denn sie fließt nothwendig aus ihrer Verbindung.

Ein Schriftſteller, den man inkgemein zur Ergötzung lieſt, da man ihn vielmehr zur Einſicht und zur Beſſerung des Herzens leſen ſollte; Lucian erzählt in dem Geſpräche, welches Beyſpiele erhabener Freundſchaft enthält, eine Geſchichte, die ſo rührend iſt, daß ſie nicht zu oft wiederhohlt werden kan. Eudamidas hatte zween Freunde, den Aretäus und den Charixenus. Beyde beſaſſen groſſe Reichthümer, er ſelbſt aber war ſehr arm. Eudamidas ſtarb, nachdem er ſeine zween Freunde zu Erben eingeſetzt hatte. Die Erbſchaft wird wichtig geweſen ſeyn, ſagen vielleicht einige Leſer. Ja, ſie war es in der That. Das Teſtament lautete ſo; dem Aretäus empfehle ich die Verſorgung meiner alten Mutter, und dem Charixenus die Ausſtattung meiner Tochter. Sollte inzwiſchen einer von meinen zween Freunden ſelbſt ſterben, ſo fällt ſein Antheil an meinem letzten Willen dem andern auch anheim. Seine Freunde nahmen es an. Charixenus ſtarb wenige Tage hernach, und Aretäus übernahm die Erfüllung des ganzen Teſtaments. Er hielt die Mutter des Eudamidas wie er ſeine eigene hätte halten können, und die Tochter ſeines Freundes verheurathete er zugleich mit der ſeinigen, und gab beyden ein gleich groſſes Heurathsgut.

Lucian meldet ſchon von ſeinen Zeiten, daß dieſes Vermächtniß der Spott der meiſten Leute geweſen ſey. Ich kan nichts anders erwarten, als daß viele meiner Leſer den Eudamidas einen Unverſchämten, und ſeine Freunde Einfältige

fältige nennen werden. Aber Eudamidas und seine Freunde waren beyderseits und gleich großmüthig. Wie edel, wie zärtlich mußte eine Verbindung gewesen seyn, die ihn von dem Herzen seiner Freunde so gewis machen konte! Hätte er nicht gewußt, daß ihnen alles, was ihn betraf, eben so theuer und schätzbar wäre, als ihre eigenen Angelegenheiten; hätte er nicht in seiner Brust die Ueberzeugung gehabt, daß er in einem ähnlichen Fall eben dasselbe für sie hätte thun wollen; so würde er ihnen gewis sein liebstes in der Welt nicht so zuversichtlich, und mit solchen Bedingungen anvertrauet haben, die von minder großmüthigen Freunden unfehlbar wären ausgeschlagen worden. Ihre großmüthige Erfüllung seines letzten Willens war seinem erhabenen Vertrauen gleich, und die Bewunderung aller Tugendhaften bleibt ihnen zur ewigen Belohnung.

Mögten doch alle, die einen Trieb zur Freundschaft spüren, ihr Herz zu einem solchen Grade der Tugend erhöhen, daß ihnen ihre Pflicht schätzbarer als alle andere Betrachtungen, daß sie ihr Wunsch, ihr Vergnügen würde! Ist derjenige groß und bewundernswerth, der den Schutz seines leidenden Freundes übernimmt; so können diejenigen, die ihre Herzen zur Nachahmung eines solchen Beyspiels durch richtige Grundsätze vorbereiten, die tröstende Versicherung haben, daß auch ihnen kein Unglück jemals zu schwer werden kan, weil sie in demselben allemal Tugend und wahre Freunde zum Beystand haben werden.

F. Cleanth.

Drey-

Dreyzehentes Stück.

Alienas res qui curant studio maximo.

PLAUT.

Brief an die Verfasser des Freundes.

Meine Herren!

Es schreibt Ihnen eine Gesellschaft, die Anfangs von ganzem Herzen böse auf Sie gewesen ist. Wir waren eben willens ein Wochenblatt zu schreiben, und Sie kamen uns zuvor. Wir gaben uns alle Mühe Sie ausfindig zu machen, aber (wir müssen es zur Schande der Gesellschaft gestehen) wir haben nichts ausgerichtet. Wir glauben die meisten hiesigen Einwohner genau zu kennen, genauer als sie sich oft selbst kennen: aber wir gestehen es frey, wir haben noch keinen Arist, keine Laura, keinen Alcest und keinen Orant finden können. Hingegen haben wir deutlich ausgeforscht, was für Leute sie unter den Namen Falschsinn, Nährahm, Lachtaube, Altklug, Belair, Flaschenkeller, Wunderlich, u. s. w. verstehen. Wir sind mit ihrem Wochenblatte zufrieden gewesen, und an statt über Sie zu schmählen, wollen wir ihnen hiedurch unsere Freundschaft bezeugen. Wir nennen unsere Gesellschaft die Kundschafter,

ſchafter, und unſer Wochenblatt hätte auch der Kundſchafter heiſſen ſollen. Wir ſind eine Art von Freymäurern, wir kommen heimlich zuſammen, es ſind Perſonen von allen Ständen unter uns, und wir ſchwören uns eine unverbrüchliche Treue. Unſere Abſicht iſt, auf die kleinſten Handlungen unſerer Nebenmenſchen Acht zu geben um dadurch ihr Herz und ihre Sitten auszuforſchen, und die Quellen aller ihrer Thaten zu finden. Wir ſelbſt ſtehen nicht in Gefahr ausgekundſchaftet zu werden; ſo geheim ſind unſere Zuſammenkünfte. Da wir faſt von allen Ständen ſind, erfahren wir ſo wohl, was unter den Standespersonen vorgehet, als was unter dem Volk ſich ſeltſames ereignet. Viele von uns beſuchen alle Gärten, alle öffentliche Oerter täglich, und niemand kennet uns. Wann wir zuſammen kommen, welches alle vierzehen Tage einmal geſchiehet, werden die Anmerkungen, die ein jeder gemacht hat, der Geſellſchaft mitgetheilt, und auf vierzehen Tage hinaus jedem ſeine Geſchäfte beſtimmt. Der eine ſoll die Kirchen, der andere die Geſellſchaften und der dritte die Spaziergänge beſuchen. Einige müſſen des Tags überall herum laufen, andere geben auch des Nachts durch alle Straſſen, um auf alles auf das genaueſte Acht zu haben. Wann uns eine gewiſſe Perſon ſchwer auszuforſchen ſcheint, ſo bekommen einige von uns den Auftrag nichts anders zu thun, als auf ſie Achtung zu geben, und Bekanntſchaft mit ihr zu machen. Es mag kurz oder lang dauren, endlich forſchen wir ſie doch aus. Wir müſſen noch ſagen, daß

auch viele Frauenzimmer in unserer Gesellschaft sind, und diese sind fast unsere besten Mitglieder. Unsre Gesellschaft ist sehr stark, und mancher glaubt gar niemanden um sich zu haben, für dem er sich in Acht zu nehmen hätte, und hat einen Kundschafter neben sich, der auf alle seine Worte Acht gibt, um sie hernach aufzuschreiben und der Gesellschaft zu überliefern. Unsere Verschwiegenheit ist noch ein Glück für viele Leute: wir halten alles was wir ausfersehen so geheim unter uns, daß niemand etwas erfährt, der nicht von der Gesellschaft ist. Diesmal schreiben wir Ihnen um Ihnen einige von unsern Entdeckungen bekannt zu machen. Da wir alle Namen und Umstände verändern, werden Sie selbst so wenig erfahren können, wer die Personen sind von denen wir etwas schreiben, als wer wir selbst sind. Es ist nicht mehr als billig, daß Sie uns nicht kennen lernen, weil wir Sie ohngeachtet aller Mühe nicht haben erkennen können: Doch werden wir Ihnen bißweilen Beyträge zu ihrem Wochenblatt einschicken. Auf daß Sie besser von der Gesellschaft urtheilen können, schicken wir Ihnen zur Probe einen Auszug von allem dem, was in unserer letzten Versammlung, die den 12ten Junius war, vorgekommen ist. Wir haben allezeit einen Schreiber dabey, der alle Neuigkeiten aufschreibt; Sie werden auch einige darinnen finden, die selbst ihr Wochenblatt angehen. Sie werden sehen, daß wir niemand unter uns aufnehmen, dessen Herz nicht rein ist, und dieses ist unsere beste Vertheidigung. Denn ein Kundschafter, der seinen Nebenmenschen

nur

nur um ihm Schaden zu thun auszuforschen sucht, ist der hassenswürdigste der Menschen. Da wir uns für diesem Fehler in Acht nehmen, hoffen wir Ihrer Freundschaft werth zu werden, und bleiben mit vieler Hochachtung

Ihre Leser und Freunde,

Die Gesellschaft der Kundschafter.

Dieser Brief hat uns viel Nachdenken erweckt. Anfangs waren wir gar nicht willens ihn drucken zu lassen, um unseren Mitbürgern kein Schrecken einzujagen. Es ist in der That etwas fürchterliches, wenn man für Kundschaftern nicht sicher ist, die sich mit dem größten Fleisse bemühen auf alle unsere Handlungen Acht zu geben, und diese Art von Freymäurern ist weit gefährlicher als die ordentliche: (denn diese thun doch der menschlichen Gesellschaft weder Gutes noch Böses) aber die Kundschafter müssen vielen Leuten sehr furchtbar seyn. Es wundert uns nicht, daß sie uns nicht haben erfahren können: allem Schein nach ist die Gesellschaft der Kundschafter ganz in einer andern Stadt als die Gesellschaft der Freunde, und sie sind doch nicht allezeit allzugewiß in ihren Entdeckungen. Denn wir können versichern, daß Alikug, Lachtaube, Wunderlich, u. s. w. Wesen sind, die blos unserer Einbildungskraft ihr Daseyn zu danken haben. Es sind allezeit Gemählde und niemals Abschilderungen besonderer Personen gewesen, die wir vorgebracht haben. Indessen sind wir den Herren Kundschaftern für ihre freundschaftlichen Gedanken verbunden: es

wird uns eine Freude seyn, wenn sie uns bisweilen etwas von ihren Entdeckungen mittheilen wollen, besonders wenn sie von der Freundschaft handeln. Wir bedauren, sie von einem Wochenblatte abgehalten zu haben, welches vielleicht besser gerathen wäre als das unsrige; wenigstens würde der Titel mehr Beyfall finden. Hier theilen wir unsern Lesern die Beschreibung der leztern Zusammenkunft der Kundschafter, wie sie uns eingesendet worden ist, aufrichtig mit.

E. Arist.

Den 12ten Junius 1754.

So bald die Gesellschaft ganz versammlet war, fieng der Vorsteher der Gesellschaft Herr A** also an zu reden:

Ich habe mich lange bemühet den philosophischen Herrn Finsterblick auszuforschen, und ich bin endlich glücklich darinnen gewesen. Er ist beständig ernsthaft, der strengste aller Moralisten, flieht für Wein und Liebe ärger als für der Pest: kurz er ist das Muster eines alten Griechischen Weltweisen. Dieses glaubt man wenigstens von ihm. Warum? weil er finster aussieht, und niemals scherzt. Man betrügt sich sehr; nach langer Mühe habe ich ihn kennen lernen. Herr Finsterblick gibt sich Mühe beständig ernsthaft zu scheinen, wenn er unter den Leuten ist, und um sich wegen dieses Zwanges zu rächen, besteht seine Fröhlichkeit in den gröbsten Ausschweifungen, wenn er sie unbemerkt

merkt begehen kan. Er betrinkt sich fast alle Tage, er übet alle Laster aus, aber so vorsichtig, daß es niemand erfähret. Also wird der Mensch für einen Weltweisen gehalten, der gerade das Gegentheil davon ist. In ordentlichen Gesellschaften redet er von nichts als von Monaden, von der besten Welt und von den Pflichten der Menschen: wenn er bey den vertrauten Gefährten seiner Ausschweifungen ist, führt er die sündlichsten Gespräche. Es ist ein Nutze für die Gesellschaft, daß wir diesen Mann ausgekundschaftet haben: auch die klügsten Leute könten durch seine Verstellung betrogen werden. Ich habe es für nöthig gehalten ihm die Larve abzureissen. Was ist Herr Finsterblick? Die Seele eines Stutzers, die sich in einen Philosophen verkleidet hat.

Herr B** fuhr fort, und erzählte der Gesellschaft seine Entdeckungen. Ich habe mir Mühe gegeben, sagte er, ein tüchtiges Mitglied unserer Gesellschaft ausfindig zu machen. Ich kam von ohngefehr in die Bekanntschaft des Herrn Judas Spürhund, und hörte in einer halben Stunde mehr neue Entdeckungen von ihm, als wenn ich sechs Versammlungen unserer Gesellschaft beygewohnet hätte: ob aber seine Entdeckungen so richtig sind als die unsrigen, weiß ich nicht. Das weiß ich, daß er ohne unter uns aufgenommen zu seyn, sonst nichts als den Kundschafter spielt. Sein ganzes Haus ist bis auf den geringsten Bedienten abgerichtet, auf alle Handlungen seiner Nachbaren und auf alles, was auf der Strasse vorgehet, Acht zu geben. Ich

besuchte ihn einmal, und nahm ihm fast mit Gewalt ein Stück von einem Tagebuche, das er über seine Entdeckungen hält. Die Gesellschaft mag daraus schliessen, ob er werth ist unter uns aufgenommen zu werden.

Tagebuch

des Herrn Judas Spürhunds über die Handlungen seiner Nachbaren.

Den 8ten May. Heute gieng mein Nachbar frühe um fünf Uhr schon aus; er muß ganz gewiß etwas besonderes vorhaben. Dann er hatte sich sehr in der Eile angezogen, und seine linke Schuhschnalle stund schief. Um zehn Uhr gieng Mademoiselle N. vor meinem Fenster vorbey. Sie hatte ein neues Kleid an, das ihr aber, wie meine Tochter sagte, gar nicht gut anstehen soll. Ich werde bald errathen, warum mein Nachbar so frühe ausgegangen ist. Mademoiselle N. hat sich bloß seinetwegen so geputzt: sie trug ein gelbes Band auf dem Kopfe, und mein Nachbar trug eines von der nemlichen Farbe an seinem Degen. Es wird gewiß nächstens ein Paar aus ihnen.

Den 9ten May. Abends kam zu meinem Nachbarn eine Gesellschaft, die bis Mitternacht bey ihm blieb. Ganz gewiß haben diese Leute etwas gefährliches vor: es sind Schatzgräber, oder wenigstens Freymäurer.

Den 10ten gieng ein wohlgekleidetes Frauenzimmer durch die Strasse, und fieng an zu niesen. Das ist nicht von ei-

ei-

ohngefähr geschehen: sie muß jemanden dadurch haben ein Zeichen geben wollen.

Denn 11ten. Meine Tochter sagte mir, daß Mademoiselle X. vor dem Hause vorbey gegangen sey. Man findet sie schön, aber meine Tochter versicherte mich, daß sie häßlich ist, und sehr blaß aussiehet: woher mag das wohl kommen? Sie hatte ein Schminkpflästergen auf der rechten Seite liegen.

Den 12ten sahe ich, daß mein Nachbar Abends eine halbe Stunde später nach Haus kam, als er gewohnt ist: wo muß er gewesen seyn? Ich bleibe dabey, daß er Schatzgraben will, und Böses im Sinne hat, weil er neulich als ich mit dem Fernglas nach ihm sahe, seine Fensterläden zuschloß.

Den 13ten g'eng Jungfer N. vor meinem Fenster vorbey: das Mädgen ist doch in allen Strassen. Wenn ein Frauenzimmer so herum läuft, so zeigt es etwas schlimmes an. Ich habe Jungfer M. lange nicht gesehen, sie bleibt beständig zu Hause. Es läst sich leicht muthmassen, was für eine Krankheit sie zurücke hält . . .

Herr B** hätte vielleicht weiter gelesen: aber die Gesellschaft die schon längst ungeduldig war, unterbrach ihn. Er bekam einen Verweis, daß er jemanden vorgeschlagen hatte, der wegen seiner boshaften Vermuthungen keine gute Absicht bey seinem kundschaften haben könnte, und der sich Mühe gäbe alles auf der schlimmen Seite anzusehen und zu beurtheilen.

Da Herr Judas Spürhund ausgeschlossen worden ist, sagte Herr L** so kan es meinem Clienten eben so gehen Ich kam neulich mit einem jungen Herrn in Bekanntschaft, der auch anfängt einen Kundschafter abzugeben. Ich lasse es mir alles kosten, sagte er, wenn ich nur die Geheimnisse anderer Leute erfahren kan. Man kan die Leute so artig damit aufziehen. Ich habe dem, der mir sagt, wer die Laura ist, die an einem gewissen neuen Wochenblatte, das der Freund heißt, arbeiten soll, zehen Reichsthaler versprochen. Ich habe zwar das Buch nicht gelesen, und bin auch nicht neugierig die Verfasser davon kennen zu lernen: was frage ich nach den Mannspersonen? Aber wer das Mädchen ist, möchte ich doch wissen. Ich zweifle zwar sehr daran, daß sie hübsch ist: denn die Frauenzimmer lassen sich es nicht eher einfallen gelehrt zu seyn, als wenn sie häßlich sind. Ich will es der Gesellschaft überlassen, ob der neugierige junge Herr geschickt genug zum Kundschafter ist? Die ganze Gesellschaft sprach einmüthig, daß der vorgeschlagene junge Herr nicht verdiente aufgenommen zu werden: dann es gehöre mehr als Neugierde und unnöthiger Fürwitz dazu, ein Mitglied der Kundschafter zu werden.

Die Entdeckung, die ich gemacht habe, sagte Herr D** hat viel ähnliches mit der Entdeckung des Herrn A** Er hat die Seele eines Stutzers in dem Körper eines Philosophen gefunden, und ich habe einen Philosophen unter der Kleidung eines Stutzers angetroffen. Clitander scheint beym ersten Anblick nichts als ein Stutzer zu

seyn,

seyn, nur daß er bescheiden ist. Ich hätte ihn für unfähig gehalten, ernsthafte und edle Empfindungen zu haben. Ich sahe ihn endlich mit seinen vertrauten Freunden, und kannte ihn nicht mehr. Ich hörte ihn von den schwersten Gegenständen und von der Sittenlehre auf das gründlichste reden. Er sucht es zu verstecken, daß er Hochachtung verdienet. So betrügt der Schein! Ich halte meine Entdeckung für eben so glücklich als sie selten ist.

Die meinigen sagte Herr E** sind nicht sehr wichtig. Ich war bestellt in den öffentlichen Oerten herum zu laufen: ich fand aber weiter nichts, als was man gewöhnlich dort antrift: Freundinnen die einander auf das zärtlichste umarmen, und einander ihres Putzes wegen loben, um hernach alles böses von einander zu sagen; Gesellschaften, die nicht daran denken, wie sie sich vergnügen wollen, und die sich bloß beschäftigen auf andere Achtung zu geben, um sie hernach lächerlich zu machen; lächerliche Freundschafts-Bezeugungen, und Leute die sich zwingen, um andern Leuten gleichen Zwang und Verdruß aufzulegen. Das ist alles, was ich gesehen habe, und das ist nichts Neues.

Ich, sagte Madame F** habe mich bemühet meine junge Baase auszuforschen. Sie hat drey Liebhaber, und man weiß noch nicht, welchen Sie liebt: ich habe es erfahren. Ich plagte sie mit zweenen von ihren Liebhabern, und sie scherzte: ich fieng an von dem dritten zu reden, und sie wurde böse: Sie liebt ihn gewiß.

Herr G** fieng an zu reden: Meine Gewohnheit ist es, sagte er, alle Nacht durch die Strassen zu laufen. Ich sahe gestern Abends einen finster aussehenden Menschen durch die Strassen gehen. Er murmelte zwischen den Zähnen, und sahe mich nicht, ohngeachtet ich drey oder viermal hart an ihn stieß. Endlich gieng er in ein schlechtscheinendes Hauß, in dem er zu wohnen schien: er verlohr aber im Hineingehen ein Papier aus der Tasche. Ich hob es auf, und fand, daß es ein Gedicht war, welches ich dem Inhalt nach fast für ein Stück halten sollte, das in den Freund gehört. Vermuthlich ist der finstere Mann einer von den Verfassern. Die Gesellschaft entschloß sich der Gesellschaft der Freunde das Gedicht zu schicken. Hier ist es.

Ode.

Den Fesseln trügerischer Triebe
Entreißt sich mein gequältes Herz:
Zwar deine Lust ist groß, o Liebe,
Jedoch noch grösser ist dein Schmerz.

Du giebst für tausend traurge Stunden
Kaum einen freudgen Augenblick;
Dein schönstes Glück ist bald verschwunden,
Und Schmerz und Reue bleibt zurück.

O Freundschaft, Quell erhabner Triebe!
Dir folgen iſt der Menſchheit Pflicht:
Du haſt die Reitzungen der Liebe,
Und ihre Schmerzen haſt du nicht.

Schon ſeh ich dich vom Himmel fliegen,
Komm, Göttin, füll' meine Bruſt.
Sie kommt geſchmükt mit Thloens Zügen,
Aus ihren Blicken lacht die Luſt.

Es fliehen Unmuth und Beſchwerden,
Und die Natur erheitert ſich.
Komm, Kind des Himmels, Luſt der Erden,
O Freundſchaft, ich umarme dich.

Doch welchen Schmerz fühl ich entſtehen?
Und welchen Pfeil ſeh ich bereit? . .
Was ich für Freundſchaft angeſehen,
War Amor in der Freundſchaft Kleid.

Vierzehentes Stück.

Illud amicitiæ ſanctum ac venerabile nomen
Re tibi pro vili ſub pedibusque iacet.
Ouid.

An die Verfaſſer des Freunds.

Meine Herren,

Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen in einer Sache, die mir ſehr am Herzen liegt. Ich habe ſeit langer Zeit an einem teutſchen Realwörterbuch gearbeitet und es nunmehro zu Stand gebracht. Die Veranlaſſung dazu hat mir ein Verſuch eines teutſchen Wörterbuchs gegeben, der in den bekannten Bremiſchen Beyträgen ſtehet, aber nur ein Verſuch geblieben iſt. Es würde eine allzugroſſe Eigenliebe verrathen, wenn ich Ihnen dieſes vortrefliche und gemeinnützige Werk ſelbſt anpreiſen wollte. Damit Sie aber nur einiger maſſen von demſelben urtheilen können, ſo habe ich mir die Freyheit genommen, Ihnen hierbey einen kleinen Auszug daraus zu ſchicken. Er enthält Worte und Redenkarten die die Freundſchaft betreffen, und Sie können ihn in ihre Wochenſchrift einrücken, wenn es Ihnen gefällig iſt. Ich habe die Worte und Redenkarten in der Ordnung hergeſetzt, wie ſie mir bey Durchblätterung meines

nes Manuſcripts in die Augen gefallen ſind. Es iſt zum Abdruck fertig, aber zum Unglück fehlt es noch an einem Verleger. Die beſten und nützlichſten Werke finden am wenigſten Verleger. Ich erſuche Sie dahero, meine Herren, dieſes Werk Ihrem Verleger anzupreiſen. So viel Zutrauen habe ich zu dem Geſchmack unſrer Zeiten, daß ich gewiß überzeugt bin, dieſer Verlag werde ihm keinen Schaden bringen. Sie, meine Herren! werden mich und die gelehrte Welt durch dieſe Gefälligkeit ſehr verbinden. Wird Ihr Verleger ſich billig finden laſſen, ſo werde ich Ihnen dieſes Wörterbuch zuſchreiben. Vielleicht iſt dieſes ein Mittel Sie aus ihrer Dunkelheit herauszulocken und Ihren neugierigen Mitbürgern bekannt zu machen. Ich verharre mit aller Hochachtung

Meine Herren

Ihr ganz ergebenſter

Polygraphus Foliant.

Ehre anthun jemand, heißt alle Mühe anwenden, daß ſich jemand proſtituire. Man trinkt ihm ſo lang zu, bis er zum unendlichen Vergnügen der Zuſchauer allen Verſtand verliehrt, und hernach auf der Straſſe liegen bleibt oder nach Haus getragen werden muß. Hat dieſer Menſch das Glück, ſeinen Verſtand wieder zu bekommen, ſo muß er ſich den andern Tag vor die groſſe Ehre bedanken, die man ihm angethan hat, ſo ſehr ihn auch die unangenehme Erinnerung aller im Rauſch begangenen Thorheiten ängſtiget und ſo

ſehr

ſehr er ſich deswegen vor der ganzen Stadt ſchämen muß. Ordentlicher Weiſe ſind diejenigen Herren, die andern ſo viel Ehre anthun, die erſten, die es mit einer wunderbaren Geſchwindigkeit in allen Geſellſchaften ausbreiten, wie ſehr ſich jemand bey ihnen proſtituirt habe. Doch haben Sie bey ihren Erzehlungen einen Zuſatz, durch den ſie alles wieder gut machen wollen; es iſt Schade vor dieſen Menſchen, er kan gar nichts vertragen.

Beſuche ſind Zuſammenkünfte, da man bey einer Taſſe Caffee und einem Glaſe Wein nichts denkt, ſich untereinander Freundſchaftsverſicherungen macht, vom Wetter und Moden redet, und alle Abweſende durchzieht. Bey dieſen Beſuchen hat man vorhero ſich wohl zu erkundigen, was derjenige, bey dem man den Beſuch ablegt, für eine Verwandtſchaft habe, damit man nicht ungefähr von einem ſeiner Verwandten übel rede. Ueber alle andre Menſchen darf man ungeſcheut losziehen. Was die Dauer eines Beſuchs betrift, ſo wird ſie durch die Minen der Frau beſtimmt. Sieht man es ihr an, daß ihr der Beſuch allzulang dauert; ſo kan man ſeinen Abſchied nicht zu geſchwind nehmen, wenn man auch noch ſo ſehr von dem Mann genöthigt werden ſollte, länger zu bleiben. Der Mann nöthigt öfters aus Eigennutz. Seine Frau erlaubt ihm nicht eher ein Glas Wein zu trinken, als wenn er Beſuch hat und dieſer Erlaubnis ſucht er ſich öfters auf Unkoſten der Fremden zu bedienen, welche alsdenn nach ihrem Weggehen wenigſtens Sitzlinge von der Frau geheiſſen werden. Wird

man

man bey einem Besuch gefragt, ob man bey dem Abendessen bleiben wolle, so ist diese Frage ordentlicher Weise eine höfliche Ankündigung, daß es Zeit zum Weggehen sey. Man hat aber Ursache die Einladung für Ernst zu halten, wenn sie nicht sowohl von dem Mann als vielmehr von der Frau herrührt. Noch eine Regel der Klugheit ist bey Besuchen nöthig. Trift man Gesellschaft an, so muß man ja nicht zu erst weggehen. Gemeiniglich wird derjenige, der zuerst Abschied nimmt, der Inhalt der folgenden Gespräche und Anmerkungen. Und wer ist es gern? Auch dieses habe ich wahrgenommen, daß junge Leute, sobald sie sich versprochen oder gar verheurathet haben, bey den meisten Besuchen nicht mehr so günstig angesehen werden, als zuvor.

Aufrichtig heißt soviel als einfältig. Er ist ein aufrichtiger Mann, bedeutet er kan sich nicht verstellen, und sagt alles so heraus, wie er es meint, er taugt nicht in die itzige politische Welt, er wird sein Glück nicht machen. Bisweilen heißt auch aufrichtig so viel, als grob. Wenn Grobianus Geradaus allen Leuten Grobheiten sagt und über Dinge, die ihn nichts angehen, mit einer unverschämten Freyheit Urtheile fällt, so glaubt er sich dadurch zu entschuldigen, ich bin nicht falsch, ich bin ein aufrichtiger Mann, die Heucheley ist mein Werk nicht, ich sage alles so heraus, wie ich es denke.

Aufwarten jemand, heißt, wenn man von jemand besucht wird, ihm so viel Ehre anthun und sich dabey so

viele

viele Unkosten machen, daß derjenige, von dem man besucht wird, sich ein Bedenken daraus machen muß, in seinem ganzen Leben wieder zu kommen. Manche Leute warten andern nur deswegen auf, damit sie Gelegenheit haben, ihre Schätze und Seltenheiten mit einer guten Art zu zeigen.

Ich will ihnen heute meine Aufwartung machen heißt, versehen Sie sich auf heute Nachmittag mit guten Wein, den ich bey Ihnen austrinken will.

Freunde sind ordentlicher Weise die Verwandten. Vor seine Freunde sorgen, heißt, seinen Verwandten Aemter zuwegebringen, auf welche andere vielleicht einen rechtmäßigern Anspruch hätten. Man kan das Ansehen und das Gewicht eines Mannes nicht besser als daraus erkennen, wenn er schon vielen Freunden geholfen hat.

Gute Freunde sind Leute die oft zusammen kommen, miteinander essen, trinken, spielen, und deren beyderseitiger Nutze es auf eine Zeitlang erfodert, daß sie zusammenhalten.

Viele gute Freunde haben bedeutet guten Wein im Keller und eine gute Küche, bisweilen auch soviel, als eine schöne Frau haben. Siehe eines ungenannten überzeugenden Beweis von der magnetischen Kraft des Weins, die Herzen an sich zu ziehen und Freundschaften zu stiften. Ferner des berühmten Schlaukopfs Rede von der Nothwendigkeit und den Vortheilen guter Köche und Köchinnen.

Wahre,

Wahre, beſtändige, unveränderliche Freunde ſind Geſchöpfe der Dichter und gehören in das Reich der Einbildungen, wo ſie unter demüthigen Schriftſtellern, klugen Verliebten, unüberwindlichen Schönheiten, und d. gl. den oberſten Platz einnehmen.

Er iſt mein recht guter Freund, aber iſt eine Formel, von dem beſten Freund ungeſcheuet das übelſte zu reden. Damon iſt mein recht guter Freund, hörte ich neulich Lyſandern in einer Geſellſchaft ihm ganz unbekannter Leute ſagen, aber, unter uns geſagt, er iſt gar zu ſtolz auf ſeine Gelehrſamkeit. Und wie gelehrt iſt er denn? Es gibt Leute, denen er das Waſſer nicht reicht. Ja! Ja! unter uns geſagt, er iſt ein eingebildeter Narr.

Die Geſundheit aller guten Freunde iſt eine Geſundheit, die eigentlich nichts bedeutet und nur eine Anreitzung iſt, daß jemand ein Glas Wein mehr trinkt.

Gefälliger Freund heißt insgemein derjenige, der wie ein Held mittrinkt und ohne Verzug den dritten Mann abgibt, wenn er zum Spielen eingeladen wird.

Freundſchaft gibt einen vortreflichen Stof zu Chrien vor Schulleute und zu Gedichten vor diejenige Poeten, die von Wein und Liebe auf das feurigſte ſingen können, ohne Wein oder ein Mädgen zu haben.

Gute Freundſchaft, Brüderſchaft, darauf trinken, iſt eine Gewohnheit, durch welche man nachgehends berechtigt wird, allen Wohlſtand aus den Augen zu ſetzen und ſich alle mögliche Freyheiten gegen andre herauszuneh-

men. Manche bilden sich viel darauf ein, wenn sie an einem dritten Ort einen Mann, der am Stand von ihnen unterschieden ist, allzeit über das andere Wort Herr Bruder nennen. Auf den Universitäten hat man insgemein keine gefährlichern Feinde, als die sogenannten Herren Brüder. Gemeiniglich trägt der dem andern Brüderschaft an, der hernach Geld von ihm entlehnen oder oft auf dessen Kosten schmausen will.

Ewige Freundschaft bedeutet eben so wenig, als bey den Unterschriften gehorsamster, ergebenster, dienstwilligster Diener, auf den Leichengedichten schmerzlichstbetrübt, tiefgebeugt und bey den Dichtern göttlich.

Freundschaftsversicherungen geschehen am besten und am meisten mit stammlender Zunge.

Schulfreundschaft ist eine Verbindung, dem gemeinschaftlichen Lehrer allerhand Streiche zu spielen. Die Erinnerung dieser Streiche gibt in der Folgezeit eine angenehme Beschäftigung alter Freunde bey ihren Zusammenkünften ab. Manche Väter machen sich ein Vergnügen daraus, wenn sie wohl aufgeräumt sind und vergessen daß sie Väter sind, ihre witzigen Schulstreiche wohl noch dazu mit einigen Vergrösserungen ihren Söhnen zu erzehlen. Sie ärgern sich aber erschrecklich und betrachten sich als unglückliche Väter, wenn ihre Söhne aus schuldiger Hochachtung gegen sie in ihre Fußstapfen tretten und aus einer löblichen Eifersucht ihnen an Witz und Erfindung nichts nachgeben wollen.

Freundschaft unter Schriftstellern bestehet darinnen, daß einer den andern anführt und lobt.

Sie können auf meine Freundschaft Staat machen, ist eine höfliche und unbestimmte Abweisung eines Supplikanten, ohne die Absicht zu haben ihm wirkliche Dienste zu leisten.

Sie thun oder Sie reden dieses aus Freundschaft heißt, ich bin zwar überzeugt, daß sie so thun und reden müssen, wenn sie nicht im höchsten Grad unwissend oder unbillig seyn wollen; doch aber bin ich viel zu bescheiden es einer andern Ursache zuzuschreiben, als ihrer Freundschaft. Wenn die Schriftsteller sich das Vergnügen machen, anderer Gelehrten vortheilhafte Urtheile von ihren Büchern anzuführen, so machen sie ihnen allezeit das Kompliment, ihre Urtheile wären gar zu freundschaftlich. Sie würden aber gewiß geschimpft und ihnen alle Vernunft, Einsicht und Billigkeit abgesprochen haben, wenn sie nicht so freundschaftlich geurtheilt hätten.

Freundinnen sind, die sich bey Zusammenkünften oder in ordentlichen Spaziergängen umarmen, küssen und einander die Anmerkungen ins Ohr sagen, die sie sonderlich in Kirchen über die Kleidungen gemacht haben.

Unfreundlicher Mann heißt derjenige, der wenig verspricht, weil er nicht mehr versprechen will, als er halten kan.

Ein guter Gesellschafter heißt bey dem Frauenzimmer ein Mensch, der beständig von den Vorzügen des schönen

Geſchlechts redet, alle Mannsperſonen erniedrigt, einen guten Vorrath von Stadtneuigkeiten und beshaften Anmerkungen auszukramen hat, und ſo lang mit ihnen tändelt, bis ſie es müde werden.

Ein guter Mann iſt derjenige, der es nicht übel nimmt, daß man ihn beſucht, wenn er auch gleich nicht zu Hauſe iſt.

Höflichkeiten verurſachen ordentlicher Weiſe Kopfweh. Je ſtärkere Kopfſchmerzen man den folgenden Tag verſpürt, deſto gröſſere Höflichkeiten hat man genoſſen. Die Herren Doktores gewinnen am meiſten durch dieſe Höflichkeiten. Manche Leute werden in der That grob, indem ſie höflich ſeyn wollen. Wenn mir Herr Vielgeſchrey Höflichkeiten erweiſen will, ſo ſchimpft er mit einem brüllenden Ton alle ſeine Bedienten aus, daß ſie mir noch nicht eingeſchenkt haben, er zankt mit ſeiner Frau, daß das Eſſen ſo ſchlecht gekocht iſt, er fragt mich wohl hundertmal, ob mir ſein Eſſen und ſein Wein gar nicht ſchmecke. Will ich Abſchied nehmen, ſo nöthigt er mich ſo nachdrücklich länger da zu bleiben, daß ich etliche Tage die Merkmale ſeiner Hände am Leibe trage und niemals mit einem ganzen Kleide von ihm komme.

Gaſt zu Gaſt werden Leute gebeten, deren Dienſte man entweder braucht, oder denen man wegen geleiſteter Dienſte einigen Dank erzeigen, oder die man gern ausforſchen mögte. Herr Allenthalben ſagte mir neulich, man gewinne wenig dadurch, wenn man öfters zu Gaſte gebeten werde.

Ent-

Entweder man müsse wieder einladen, oder man müsse sich so viel Zwang anthun, so viele Komplimenten machen, alles so unverschämt loben, daß man dadurch das Essen theuer genug bezahle.

Leihen ist ein vortrefliches Mittel, sich Freunde zu erwerben, wenn man die Absicht hat, das Geliehene niemals wieder zu fodern.

Redlich, rechtschaffen hat sonst keine Bedeutung, ausser in diesen Redensarten, er kan rechtschaffen saufen, er hat redlich mitgetrunken.

Erlauben Sie mein Herr! ist die Sprache derer, die den Geist des Widerspruchs haben.

Gutes Herz, dieser Mensch hat ein gutes Herz ist ein feiner Tadel, und bedeutet, dieser Mensch hat nicht viel Witz. Siehe Wahrmunds Klagen über den Vorzug des Witzes vor der Tugend. Die Beyträge hierzu könnten aus den Lebensbeschreibungen der meisten neuern Schriftsteller genommen werden.

* * * * *

Was uns an Herrn Foliant gefällt, ist das aufrichtige Geständniß, daß er sein Wörterbuch dem Versuch zu danken hat, der in den Bremischen Beyträgen stehet. Ausserdem würden ihn gewiß die meisten unsrer Leser eines gelehrten Diebstahls beschuldigt haben. Wir wünschten, daß der satyrische Verfasser des Versuchs eines deutschen Wörterbuchs dem Herrn Foliant die Mühe erspart hätte, das

seinige auszuarbeiten. Wir tragen Bedenken, dasselbe unserm Verleger anzupreisen. Wir würden zuviel dabey wagen. Doch hat sich unser Verleger entschlossen, genau auf die Urtheile acht zu geben, die von den Lesern dieses Stücks werden gefällt werden. Sollte dieser Auszug das Glück haben, unsern Lesern zu gefallen, so wird er sich vielleicht bereit finden lassen, mit Herrn Foliant einen billigen Vergleich zu schliessen. Für die Ehre, welche Herr Foliant uns durch die Zuschrift seines Wörterbuchs unter den vorgeschlagenen Bedingungen erweisen will, danken wir sehr. Seine Zuschrift würde, wie die meisten, mehr aus Eigennutz, als aus einer wahren Verehrung unsrer Verdienste herrühren. Zugleich versichern wir ihn, daß wir durch den Ehrgeitz nicht so sehr geplagt werden, daß wir seiner Versuchung nicht widerstehen könnten, und wenn er uns auch auftragen sollte, die Vorrede zu seinem Wörterbuch zu machen. Wenn sein Werk lehrreich werden soll, so rathen wir ihm in der Vorrede dazu von den sogenannten Erziehungswörtern weitläuftig zu handeln. Es ist in der That ein unersetzlicher Schade für das Reich der Wahrheit und der Tugend, daß die meisten Menschen ihr Gedächtnis mit so vielen Worten angefüllt haben, die in Absicht auf sie gar nichts bedeuten und mit denen sie entweder gar keinen oder doch einen sehr falschen Begriff verbinden. Wie viele sind wohl unter den sogenannten Gelehrten, die von den Kunstwörtern ihrer Wissenschaft deutliche Begriffe haben und andern mittheilen können. Ich wenigstens habe öfters

bemerkt,

bemerkt, daß kein beſſeres Mittel iſt, Leute, die an der gelehrten Zankſucht krank liegen und alle Geſellſchaften durch ihr ewiges diſputiren verderben, zum Stillſchweigen zu bringen und zu demüthigen, als wenn man eine deutliche Beſchreibung derjenigen Sache von ihnen fodert, von welcher ſie ſo vieles in den Tag hinein reden. Woher kommt es, daß gewiſſe Leute auf die Vernunft, die edelſte Gabe des Himmels und den größten Vorzug der Menſchen, ohne welchen ſie eines höhern und übernatürlichen Unterrichts nicht fähig wären, ſo heftig ſchimpfen und von derſelben gar nichts wiſſen wollen? Kommt es nicht daher, weil ſie ſelbſt keine Vernunft oder doch keinen gehörigen Begriff von der Vernunft haben. Es iſt allen Menſchen, die ein wahres Glück ſuchen, unendlich viel daran gelegen, daß ſie von den Tugenden, welche ihnen durch höhere Vorſchriften auferlegt werden, und in deren Ausübung ſie ihr größtes Vergnügen ſuchen ſollen, richtige Begriffe haben. Und wie viele bilden ſich nicht ein, Tugenden auf das genaueſte zu kennen und auf das ſorgfältigſte auszuüben, mit deren Namen ſie ihr Gedächtnis angefüllt haben und bey denen ſie entweder gar nichts oder doch das nicht denken, was ſie dabey denken ſollten. Was hält Herr Scheinfromm für Demuth? Er hat von Jugend auf diejenigen Leute demüthig nennen gehört, welche mit ihrem Kopf gegen die rechte Schulter einen Winkel machen und allen neuen Moden todfeind ſind. Herr Scheinfromm findet es nicht ſonderlich ſchwer, den Ruhm der Demuth zu erlangen und er glaubt,

dieſer Ruhm ſey ihm vortheilhaft. Die meiſten Perſonen laſſen ſich durch den äuſſern Schein blenden. Herr Scheinfromm iſt daher in ſeinen und der meiſten Leute Augen ein unvergleichliches Muſter der Demuth und er iſt doch bey aller ſeiner eingebildeten Demuth ſo ſtolz, als ein junger Schriftſteller, der ſich zum erſtenmal gedruckt und in allen gelehrten Zeitungen gelobt ſieht, als ein Stuzer, der in einer neuen Weſte paradirt, als ein dummer Erbe eines groſſen Vermögens, der zum erſtenmal in ſeiner eigenen Kutſche fährt, und ſich einbildet, er ſey die Bewunderung aller vorbeygehenden. Herr Scheinfromm verachtet alle andre Menſchen als unheilige, er iſt der giftigſte Verläumder, den ich kenne, er glaubt mit ihm werde einſt die Frömmigkeit begraben werden. Heißt das Demuth?

Herr Attila von Menſchenſchreck ſetzt ſich den tapferſten Helden an die Seite. Er kan auch keiner Furchtſamkeit beſchuldigt werden. Was er ſelbſt von ſeinen Kriegsthaten ſo oft erzehlt, iſt keine Pralerey. Man ſieht es noch täglich, daß er ſein Leben nicht achtet. Denn er rächt die geringſten Beleidigungen mit Gefahr ſeines Lebens. Beſtünde die Tapferkeit nur darinnen, daß man unbeſonnener Weiſe ſein Leben wagt, müßte die wahre Tapferkeit nicht mit Ueberlegung Klugheit und Bezwingung der Leidenſchaften verknüpft ſeyn, ſo wäre Attila von Menſchenſchreck der gröſte Held unſrer Zeiten und ſein Bild verdiente in dem Tempel der Ehre einen erhabenen Rang.

Made-

Mademoiſelle Nachteule, die älteſte Jungfer ihrer Zeit, hält ſich für das größte Muſter der Keuſchheit, ſie ſchimpft auf alle Mädgens, die ſchön ſind und Anbeter haben, ſie ſeufzt über die verdorbenen Zeiten, ſie läſtert die Liebe und den Eheſtand. Was iſt denn die Quelle, aus welcher ihre Keuſchheit flieſt? Man weiß doch, daß ſie noch vor kurzer Zeit allen jungen Mannsperſonen zu Gefallen gegangen iſt und alle Künſte zu Hülfe gerufen hat, ihr Alter zu verbergen. Itzo iſt ſie keuſch, weil niemand ihre Keuſchheit auf die Probe ſtellen will. Wer ſie der Keuſchheit wegen loben wollte, der könnte mit eben ſo guten Grund einen Stummen loben, daß er in Geſellſchaften ſtille wäre, oder einen Podagriſten, daß er einen ſittſamen Gang hätte.

So ſchlechte Begriffe haben die meiſten ſelbſt von den Tugenden, in denen ſie alle andre zu übertreffen vermeinen. Geht es nicht eben ſo mit der Freundſchaft? Wie viele reden nicht von der Freundſchaft und kennen ſie nicht oder doch wenigſtens von einer falſchen Seite? Es iſt in der That ſo, wie Herr Foliant anmerkt, viele ſchränken die Freundſchaft nur auf ihre Verwandtſchaft ein. Wir wollen die vorzügliche Liebe gegen die Verwandten und eine beſondre Begierde, ihr Beſtes zu befördern, nicht tadeln. Sie iſt natürlich und gerecht. Diejenigen verrathen ein kleines Herz, die bey Verbeſſerung ihrer Umſtände ihrer niedrigen Verwandten völlig vergeſſen und ſich deſtomehr zu erhöhen glauben, je weiter ſie die Zeugen ihrer vorigen Niedrigkeit von ſich entfernen. Allein entdecken diejenigen nicht auf

der andern Seite ein gar zu eigennütziges Gemüth, welche nur deswegen dem gemeinen Wesen dienen, um ihre Familie auf alle Art zu bereichern und bey denen die bloſſe Verwandtſchaft mehr gilt, als alle Verdienſte, Vorzüge und ſelbſt das gemeine Beſte?

Ich habe öfters in Geſellſchaft Leute angetroffen, die ſo groſſe Lobredner und ſo heftige Vertheidiger der Freundſchaft waren, daß ich durch ihre Reden gerührt wurde und ſie unter die ſeltnen Leute zehlte, welche der Freundſchaft Ehre machen. Doch wenn ich ihren Charakter genauer unterſuchte, ſo bemerkte ich bald, daß ſie ihre Beredſamkeit nur alsdenn zum Lobe der Freundſchaft gebrauchten, wenn ſie ſich zuvor das Eſſen und den Wein ihres Freundes recht wohl hatten ſchmecken laſſen. Herr Schmauſegern iſt einer von dieſer Zahl. Kommt er in eine Geſellſchaft, ſo ſieht er ſich gleich in dem ganzen Zimmer um, was man für Zubereitungen auf ihn gemacht hat. Seine Zufriedenheit ſteigt mit der Zahl der Weinflaſchen, die herein getragen werden. Je beſſer der Wein iſt, der ihm vorgeſetzt wird, deſto lebhafter ſpürt er die Reitzungen der Freundſchaft und deſtomehr erhebt er ſie. Er trinkt ſo lang auf die Geſundheit aller guten Freunde und auf beſtändige Freundſchaft, bis er unter lauter Freundſchaftsverſicherungen unter den Tiſch fällt. Niemals habe ich einen lächerlichern Auftritt geſehen, als da ich neulich mit Herrn Schmauſegern bey Herrn Schlechtweg zuſammen kam. Herr Schmauſegern war mit einer ſolchen Heftigkeit eingeladen worden, daß er ſich einen

vor-

vortreflichen Schmauß prophezeyte und deswegen eine andre Gesellschaft ausschlug. Er kam mit einem sehr aufgeheiterten und viel versprechenden Gesicht. Seine Stirn legte sich nach und nach in verdrüßliche Falten, da kein Wein kommen wollte. Herr Schlechtweg redete vieles von der Freundschaft und was er sagte, gefiel mir. Es war vernünftig. Herr Schmausegern schwieg zu meiner Verwunderung bey einer Materie still, die sonst die einzige ist von der er redet. Er sah sich alle Augenblicke nach der Thür um. Er wischte sich einmal nach dem andern den Schweiß ab. Er rückte immer mit seinem Stuhl. Ich konnte fast nicht glauben, daß dieses der freundschaftliche, der zärtliche, der aufgeweckte Herr Schmausegern seyn sollte. Endlich kam eine Bouteille Wein, nach welcher er so lang geseufzt hatte. Der Wein war aber so schlecht, daß Herr Schmausegern unmöglich zärtlich dabey werden konnte. Er entfernte sich mit einem finstern Gesicht und hielt die Zeit für verlohren, die er bey Herrn Schlechtweg zugebracht hatte. Hier entdeckte ich recht deutlich, was Herr Schmausegern für einen herrlichen Begriff von der Freundschaft hat.

Unter den eigennützigen Freunden sind die Schmarotzer noch die erträglichsten und unschädlichsten. Sie sind ordentlicher Weise so behutsam, daß sie nur reiche Narren aufsuchen, die sich gern loben hören und zu ihrem Glück ist kein Mangel daran. Ein Schlaukopf trift allezeit einen Bramarbas an. Er nimmt sich auch sonst gar nicht aus. Es gibt aber andre Freunde, deren Eigennutz weit versteck-

ter

ter und also auch weit gefährlicher ist. Unsre Freundschaft wird oft von Leuten gesucht, die die zärtlichsten und uneigennützigsten Gesinnungen gegen uns zu haben scheinen. Man verbirgt sich vor uns. Man gewinnt uns. Wir haben öfters zu viel Ehrlichkeit, um sie andern abzusprechen und zu wenig Erfahrung, die Falschheit unter der Larve der Freundschaft zu erkennen. Man gebraucht uns nach und nach zu Erreichung gewisser Absichten und hat man seinen Zweck durch uns erreicht, so erkaltet alle Zärtlichkeit gegen uns und verwandelt sich wohl gar in Verachtung und Haß. Wie oft geschieht es nicht, daß die Freundschaft, diese edle Gabe des Himmels, die uns ein günstiges Geschick zu Versüssung unsres Elendes und zur Beförderung unsres wahren Glücks geschenkt hat, zu eitlen und niederträchtigen Absichten gemißbrauchet wird?

Ohngeachtet der Eigennutz der Grund und die Quelle der Freundschaft nicht seyn darf, so sind doch mit der wahren Freundschaft die größten und unschätzbarsten Vortheile verbunden. Ein wahrer und zärtlicher Freund macht sich das größte Vergnügen daraus, seinen Freund so glücklich zu machen als er nur immer kan. Das Glück seines Freunds rühret ihn mehr als sein eigenes. Er nimmt viele Beschwerlichkeiten auf sich, wenn es der Vortheil seines Freunds erfodert, die er in seiner eigenen Sache würde gescheuet haben. Aber die Dienste, die Gefälligkeiten, die sich rechtschaffene Freunde unter einander erweisen, sind nicht deswegen angenehm, weil sie nützlich sind, sondern weil sie Zeug-

nisse

niſſe der Liebe und Zärtlichkeit ſind, die die Freundſchaft geſtiftet hat. Die geringſten Gefälligkeiten ſind in den Augen eines Freundes den gröſten gleich. Der Freund betrachtet das Herz. Er liebt die wirkſame Zärtlichkeit ſeines Freundes, die durch das geringſte Unglück das ihm begegnet, beunruhiget wird und die ſich durch die wichtigſten Dienſte zeigen würde, wenn es die Umſtände allezeit mit ſich brächten.

Ich will weiter nichts von den falſchen Begriffen reden, die mit dem Namen der Freundſchaft, wie mit dem Namen anderer Tugenden verknüpft werden. Unſre Lehrer ſind öfters ſorgfältiger unſer Gedächtnis anzufüllen, als unſern Verſtand zu ſchärfen und unſer Herz zu beſſern. Und wird nicht ordentlicher Weiſe der Unterricht den wir von der Sittenlehre und von unſern Pflichten empfangen, auf diejenigen Jahre eingeſchränkt, da wir unſern Verſtand noch gar nicht gebrauchen können? Sind nicht die meiſten Menſchen bey zunehmenden Jahren viel zu träg und viel zu ſinnlich, durch vernünftige Betrachtungen ihr Herz zu beſſern und die falſchen Begriffe der Jugend zu reinigen? Oder ſind ſie nicht vielmehr ſo von ſich ſelbſt eingenommen, daß ſie von allen Dingen die beſten Begriffe zu haben glauben? Ich wünſchte daß man jungen Leuten bey Zeiten dieſe Wahrheiten beybrächte, die wahre Freundſchaft könne nicht ohne Tugend beſtehen, ſie entſpringe eigentlich daraus, wenn man bey andern ein groſſes, erhabenes und zärtliches Herz

antrift,

antrift, ſie gründe ſich nicht auf Eigennutz, ſie ſey aber doch die Quelle der unſchätzbarſten und dauerhafteſten Vortheile, ſie habe den größten Einfluß in unſer wahres Glück und ſey nach der Tugend das größte Gut der Sterblichen.

B. Pheron.

Funfzehentes Stück.

Aut — non ſentis, quod clamas, rectius eſſe,
Aut — non firmus rectum defendis, & hæres,
Nequicquam cœno cupiens euellere plantam.

Horat.

Plato hat in den beiden Geſprächen, die den Nahmen Alcibiades zur Aufſchrift führen, einen Abriß der Sokratiſchen Weisheit geliefert, der des tugendhafteſten unſer den Weltweiſen würdig iſt. Jedermann redet von der Liebe des Sokrates gegen den Alcibiades. Sokrates entdeckt uns in dem erſten von dieſen Geſprächen ſelbſt, von welcher Art ſie geweſen ſey. Er ſagt es dem Jüngling, den Schönheit und Glücksgüter ſtolz machten, offenherzig, daß er nicht ſeine Geburt, nicht ſeine Reichthümer, nicht ſeine Geſtalt, ſondern ſeine Seele liebte. Dieſe Liebe nennen wir mit einem beſtimmtern Ausdruck Freundſchaft.

Sokra-

Sokrates muste also in der Seele seines Lieblings die Anlage zu den grösten Tugenden entdeckt haben. Denn nichts geringers als der Anblick der Tugend konte einen Sokrates reitzen, und ein so scharfsichtiger Mann suchte sie gewis nirgends, als wo er ihre Spuren antraf. Alcibiades war auch mit allen Gaben des Geistes versehen, aus denen die Tugend entstehen kan; mit der grösten Fähigkeit zu Einsichten, und mit einem Muth, der ihn alles verachten lehrte, was er für niedrig und unanständig erkannte; und noch dazu hatte er einen Freund, einen Weisen, mit einem Worte, einen Sokrates zum Lehrer. Mit solchen Hülfsmitteln versehen hätte er nach der grösten Wahrscheinlichkeit ein wahrhaftig grosser, ein tugendhafter Mann werden sollen. Aber wie wenig erfüllte die Folge seines Lebens diese reitzenden Hofnungen! Sein erhabener, sein muthiger Geist ward ein Knecht seiner Leidenschaften! diese Tyrannen des Herzens machten ihn unglücklich, und stürzten durch seinen Fall zugleich sein Vaterland.

Wie mistrauisch müssen nicht Lehrer der Weisheit gegen die Hofnungen werden, die sie sich von ihren Bemühungen machen könten, wenn sie sehen, daß Sokrates bey einem Jüngling, der so viel versprach, als Alcibiades, alles was die Freundschaft mit der Weisheit verbunden vermag, fruchtlos angewendet hat!

Wie traurig ist es nicht, solche Geister in den Fesseln des Lasters zu erblicken, deren Besitz der Tugend selbst Ehre gemacht haben würde!

Kein Verdacht, auch nicht von der kleinsten Nachläßigkeit fällt dabey auf den Sokrates. Wenn wir auch dem Zeugnisse des Plato nicht trauen wollten, weil derselbe sein Schüler war; so spricht ihn Plutarch von allem Verdacht frey. „Sokrates hatte viele Nebenbuhler in seiner Freundschaft „gegen den Alcibiades. Bisweilen ward er durch die vortreflichen Fähigkeiten des Jünglings Meister von seinem „Gemüthe; seine Reden überwanden ihn, bewegten sein „Herz, und preßten ihm Thränen aus. Oft aber, wenn „sich Alcibiades für den vielfältigen Fallstricken seiner „Schmeichler nicht hütete, entwischte er dem Weisen, „und in der That verfolgte ihn derselbe als einen Flüchtling. Alcibiades achtete keinen, er fürchte sich für keinem als dem Sokrates, alle andern hielt er verächtlich.„ Wußte so viel Sorgfalt von der Seite des Lehrers, und so viel Ehrfurcht von der Seite des Jünglings wohl zu wenig seyn, ihn zu bessern?

Die Alten haben den Character des Alcibiades nicht deutlicher schildern zu können geglaubt, als wenn sie ihn eine Mischung von den besten und schlimmsten Eigenschaften nennten. Diese Beschreibung scheint etwas widersprechendes zu enthalten. Aber sie ist vollkommen richtig, wenn man nur dabey bemerkt, daß ihm seine guten Eigenschaften mehr wesentlich, und die schlimmen mehr zufällig waren, daß die letztern blos unselige Wirkungen unbeschränkter Leidenschaften waren, und daß die erstern in der Folge durch jene verderbt worden sind. Man mag vom Alcibiades

auch noch so hart urtheilen, so kan man ihm ein gutes Herz nicht absprechen, welches man noch selbst in den letzten Zeiten seines Lebens antrift. Seine Zurückkunft nach Athen, die auf eine langwührige Verbannung folgte, ist eine unwidersprechliche Probe davon. Er kam als ein beleidigter Held zurück, der seine Landesleute wider ihren Willen zu siegen gelehret hatte; sie aber waren in Rükſicht auf ihn nichts anders als ein Volk, das seinen streitbarsten Mitbürger einem ungerechten Verdacht aufgeopfert und ihm eine Strafe auferlegt hatte, die zugleich ungerecht und beschimpfend war. Vermuthlich erwarteten diejenigen, die sein feuriges Temperament, seinen Stolz und seine Neigung zum Zorn kannten, nichts anders von ihm, als daß er seinen Mitbürgern mit aller Härte eines Uebermüthigen begegnen würde, der durch unverdiente Beleidigungen gereizt ist, und eine überwiegende Macht in Händen hat. Alcibiades kam, und der Anblick der Athenienſer, die ihn bewillkommten, preßte ihm Thränen aus. War dieses der übermüthige Alcibiades, oder war es nicht vielmehr ein zärtlicher Bürger, der dem Vaterland alle Beleidigungen gern verzeihet? Eine andere Probe seiner Versöhnlichkeit gab er ihnen bald darauf, als er zum zweytenmal, und eben so unbillig verbannet, sich in das Athenienſiſche Lager wagte, um ihre Feldherren wegen der Gefahr zu warnen, die ihnen Lyſander zubereitete.

Wenn man diese Thaten des Alcibiades — und sein Leben enthält viele von dieſer Art — mit andern vergleichet,

chet, wo er ſich wirklich laſterhaft bewieſen hat, ſo bleibt man ungewis, wie man ſeinen Charakter beſchreiben ſoll. Einen Verſtand zu beſitzen, der Tugend und Laſter richtig unterſcheiden kan; ein Herz zu haben, das die Schönheiten der Tugend fühlt, und den zärtlichſten Empfindungen offen ſteht — und endlich noch einen Lehrer zu bekommen, dem der größte Ruhm der Weisheit eigen iſt; was braucht man mehr, um tugendhaft zu werden? Aber bey allen dieſen Vortheilen doch in die ärgſten Vergehungen zu fallen, ſeinem Vaterlande die ſchädlichſten Feinde zu erwecken, ſeinen Wohlthäter auf das empfindlichſte zu beleidigen; lauter Thaten, die für den laſterhaften Menſchen arg genug wären — welch ein Widerſpruch in einem Charakter!

Aber ſo war Alcibiades. Die wichtigſten Einſichten koſteten ihm nur einen Blick, und die erhabenſten Thaten nur den Willen, ſie zu unternehmen. Allein der Sieg über ſeine Leidenſchaften war ihm zu ſchwer, weil ſeinen Entſchlieſſungen die Beſtändigkeit fehlte. Wie oft hatte ihn nicht Sokrates ſo weit gebracht, daß er ſeine Fehler erkannte, daß er ſie bis zu Thränen bereuete, daß er den Entſchluß faßte, Herr über ſich und ſeine Leidenſchaften zu werden? Aber auf dieſen Entſchluß folgte niemals eine Ausführung. So lang eine Stille in ſeinem Gemüth war, ſo lang blieb er ſeiner Pflicht getreu. Alsdann hatte Sokrates keinen würdigern Schüler, und Athen keinen beſſern Bürger. Aber die erſte Leidenſchaft, die ihm aufſtieg, riß ihn wieder mit ſich fort, und bis er ſich von neuem ſetzen

konte,

konte, war der Fehltritt schon gethan, und sein Herz eben so ungebessert, als wenn er niemals gute Entschliessungen gefaßt hätte. Er wußte es selbst, daß er an seinen Leidenschaften den gefährlichsten Feind hatte. Aber seine natürliche Flüchtigkeit ließ ihn nicht lange genug an der Erfüllung seiner Absichten zur Besserung arbeiten, daß sein Herz eine Fertigkeit bekommen hätte, schädlichen Neigungen bey ihrer ersten Regung zu widerstehen. Eben diese Flüchtigkeit hinderte ihn, seine Sinnen zu einer so richtigen Empfindungsart zu gewöhnen, daß sie von der betrüglichen Süßigkeit, die das Laster bey seinem Anfang mit sich führt, nicht mehr entzündet werden wären.

Die stärkste Neigung, die man in dem Charakter des Alcibiades entdeckt, war der Trieb zur Ehre. Ein Trieb, der die Wirkung der edelsten Handlungen wird, wenn er Herzen beseelt, die den Reitzungen der falschen Ehre widerstehen. Aber bey einem Menschen, der sein Herz nicht sorgfältig genug bewahrte, um es vor den Ueberfällen wilder Neigungen sicher zu setzen, konte dieser Trieb keine bestimmten Folgen haben. Nachdem sich Gelegenheiten zeigten, mußte er bald der wahren Ehre, und bald ihren Scheinbildern folgen. Ein Beyspiel, das aus seinem Leben genommen ist, wird die Sache deutlich machen. Er wußte, daß es eine wahre Ehre sey, ein Heer zur Vertheidigung des Vaterlandes anzuführen, und er fühlte in sich selbst Fähigkeiten genug zur Würde eines Feldherrn. Die feurige Begierde, sich in dieser erhabenen Gestalt der Welt

zu zeigen, ward das Ziel ſeiner Wünſche ſo ſehr, daß er die erſte Gelegenheit ergrief, die einer würklichen Beſchäftigung des Staats ähnlich ſah, und es doch in der That nicht war. Er feuerte die Athenienſer zu einem unnöthigen und verderblichen Feldzuge an, zu der Unternehmung auf Sicilien. Können wir ſagen, daß Alcibiades den wahren Weg zur Ehre deswegen verfehlt habe, weil ſein Verſtand zu dunkel geweſen wäre, das wahre von dem falſchen zu unterſcheiden? Er wußte dieſen Unterſchied, und hätte er ihn auch ſelbſt nicht gewußt, ſo hatte ihn doch Sokrates davon unterrichtet. Aber dieſe Einſicht blieb, wie alle andere, nur in ſeinen erſten Begriffen. Er machte ſich niemals durch öftere Wiederholungen ſo bekannt mit den Vorſchriften der Weisheit, daß ihm ihre Lehren natürlich, und ein wirklicher Theil ſeiner Denkungsart hätten werden können. Ihm mangelte mit einem Wort diejenige Standhaftigkeit, die der Tugend unentbehrlich iſt, wenn ſie etwas mehr, als ein bloſer Vorſatz, wenn ſie eine Fertigkeit werden ſoll. Und dieſer Mangel allein kan noch kräftigere Bemühungen fruchtlos machen, als die Bemühungen des Sokrates waren, ſeinen Schüler zu beſſern; er kan noch gröſſere Hofnungen vereiteln, als diejenigen waren, die Alcibiades von ſich gab.

Nichts iſt in der That ſo betrüglich, als die Hofnungen, die man aus den Fähigkeiten eines Menſchen ſchöpft. Man hat in allen Arten des menſchlichen Lebens mehr als zu viele Proben, daß Charaktere, die alles zu verſprechen ſchienen,

ſchienen, unſere Erwartung ganz ohne Erfüllung gelaſſen haben. In keiner Art haben wir mehr Proben davon, als in dem Leben ſolcher Menſchen, die ſich der Weisheit und der Tugend widmen wollten. Es giebt Sittenlehrer, die ſich überreden, daß zu der Beſſerung eines Menſchen nichts mehr gehöre, als ihn dahin zu bringen, daß er ſeine Fehler für Fehler erkennt. Aber es fehlt viel daran, daß dieſe Meinung richtig ſeyn ſollte. Man braucht nur eine halbe Einſicht dazu, bey gelaſſener Ueberlegung einen Fehler für das zu erkennen, was er wirklich iſt. Daher treffen wir auch ſo viele Leute an, die das Wort Tugend beſtändig im Munde führen, und in deren ganzen Leben man doch die Tugend nicht finden kan. Sie ſehen die beyden Wege, den Weg der Tugend und des Laſters vor ſich liegen, und ſind ſcharfſichtig genug, den einen von dem andern zu unterſcheiden. Sie haben ſo gar eine Empfindung von den Schönheiten der Tugend. Sie werden gerührt, wenn ſie ihre Spuren antreffen. Sie kennen auch das Laſter genug, um es überhaupt zu mißbilligen. In ihren Ueberlegungsſtunden — und welcher Menſch hat ſie nicht bisweilen? — ſehen ſie ihre eigenen Fehler ein, und faſſen den Vorſatz, tugendhaft zu werden. Sie beſchäftigen ſich eine zeitlang mit ihren Anſchlägen zur Beſſerung. Dieſe Gedanken bleiben ihnen, bis eine neue Reitzung zu Vergehungen kömmt, von der ſie ſich überwinden laſſen. Alsdenn nimmt die Reue und ein zweyter Vorſatz zur Beſſerung wieder Platz in ihrem Herzen. Dieſe Abwechſelung

dauret so lang als ihr Leben, wenn nicht gar zu oft wiederholte Laster ihr Herz endlich so verhärten, daß es die moralische Empfindung ganz verliert.

Wenn es einem Menschen ein Ernst ist, tugendhaft zu werden, so muß er es als ein Grundgesetz annehmen, daß ihn so wenig eine bloße Kenntnis der Sittenlehre, als ein einfacher Verfaß zu demjenigen machen kan, der er zu werden wünscht. Ein jeder Mensch braucht eine besondere Sittenlehre für sich selbst. Der nemliche Bewegungsgrund, der bey dem einen hinlänglich ist, um ihm das Laster verhaßt zu machen, wird den andern kaum flüchtig rühren. Die Ursache ist begreiflich. Es kostet wenig Mühe, einen Menschen zum Abscheu gegen ein Laster zu bewegen, das nicht mit seinen besondern Neigungen übereinstimmt. Schmeichelt es aber diesen, so wird die größte Bemühung erfodert, den Menschen dahin zu bringen, daß er demselben ernstlich entsagt. Zwar die allgemeinen Beweise von der Rechtmäßigkeit der Tugend, und von der Unbilligkeit des Lasters kan ein jeder Mensch begreifen. Sie werden ihm aber nicht nüzlich, wenn er nicht die Kunst besizt, sie auf die besondern Eigenschaften seiner Seele anzuwenden. Diese Kunst bestehet aus keinen Geheimnissen, nur ihr Anfang ist unserer Empfindung unangenehm. Sie erfordert nichts mehr, als eine strenge Untersuchung unserer Neigungen, und ein richtiges Verhältnis zwischen ihnen und unserer Pflicht. Bey den meisten Menschen ist die Quelle ihrer Vergehungen und ihres Unglücks keine andere, als

daß

daß ſie ihre Neigungen nicht ſorgfältig genug mit ihrer Pflicht zuſammen gehalten haben, um zu erfahren, wie weit ſie ihnen trauen dürfen. Man begnügt ſich insgemein damit, wenn man nur geſehen hat, daß unſere Neigungen nicht gleich bey dem erſten Schritt dem Laſter nahe kommen. Ich ſpüre es, ſagt Kriton, daß ich einem jeden das ſeinige gönne, alſo darf ich nicht befürchten, ein ungerechter Mann zu werden. Und ich, ſagt Menon, fühle einen Abſcheu gegen Niederträchtigkeiten, alſo müſſen alle meine Triebe erhaben ſeyn, und wenn ich mich ihnen überlaſſe, ſo muß ich ein groſſer Mann werden können. Es iſt wahr, dieſe Charaktere enthalten eine Anlage zur Tugend; aber eine bloſe Anlage iſt für nichts zu halten, wenn ſie nicht mit der äuſſerſten Sorgfalt angebauet wird. Was iſt die Neigung, die Kriton an ſich rühmt, in ihrem Weſen? Sie ſieht der Gutherzigkeit ähnlich. Eigentlich aber iſt ſie nur ein vorzügliches Verlangen nach der Ruhe, das ihn verhindert, ſich mit vielen Wünſchen zu beſchäftigen, und etwas fremdes ſeiner Achtung würdig zu ſchätzen. Wenn es Kriton dabey bewenden läßt, ſo können unzählige Fälle kommen, bey welchen ihn ſeine eigene Neigung ungerecht machen wird. Wenn die Ruhe ſein einziges Augenmerk bleibt, ſo wird ihn kein Unglück eines Freundes, keine Gefahr des Vaterlandes ſtark genug rühren können, um dieſe Ruhe mit den Bemühungen zu vertauſchen, ohne welche er weder dem Freunde noch dem Vaterland nützlich werden kan. Menon hat bey ſeiner vermeinten Ehrliebe nicht weniger zu

befürchten. Unterſucht er nicht den eigentlichen Grund, weswegen er niederträchtige Handlungen verabſcheuet; und iſt er nicht ſorgfältig, zu erforſchen, ob dasjenige was ihm groß ſcheinet, auch in der That groß, und das, was ihm niederträchtig ſcheint, wirklich niederträchtig iſt, ſo ſteht ſeine Ehrliebe in Gefahr aufzuhören, ſobald er ſich einbilden kan, über das Urtheil der Welt erhaben zu ſeyn, oder es kan auch geſchehen, daß er an ſtatt der wahren Ehre nur ihrem Schatten nacheilt.

Dieſes iſt eigentlich die ſchwache Seite des Menſchen, bey der ihn das Laſter angreift. Es iſt auch die Urſache, weswegen ſo oft die beſten Entſchlieſſungen vergeſſen werden. Die Neigungen arten gar zu leicht in Leidenſchaften aus, wenn eine Gelegenheit kömmt, die ſie in Bewegung bringt: alsdenn ſticht die Ueberlegung. Man folgt dem Laſter, nicht weil man es als ein Laſter erkennt, ſondern weil es ſich in den Schein der Unſchuld, und wohl gar in den Schein des Rechts verhüllet hat. Die kleine Spur des Böſen, die noch an ihm offenbar iſt, wird leicht verdeckt. Man entſchuldigt ſie ſelbſt und die Entſchuldigung wird faſt allezeit von einer übelverſtandenen Selbſtliebe entlehnt. In dem Augenblick, da uns eine Handlung gefällt, glauben wir ſie ſey uns nützlich. Sollten wir denn etwas unterlaſſen, welches uns nützlich ſeyn könte? Auf dieſe Art entſchuldiget der Geitzige ſeine Erpreſſungen, der Zornige ſeine Heftigkeiten, und der Wollüſtige ſeine Ausſchweifungen. Und doch wiſſen alle drey, daß der Geitz, der Zorn und die

Wollust Laster sind; ja sie würden sich für beleidigt halten, wenn man sie dieser Laster beschuldigen wollte.

Ich kan dasjenige, was ich gesagt habe, nicht besser als mit den Worten des Horaz beschliessen.

Teipsum

Concute, num qua tibi vitiorum inseuerit olim
Natura, aut etiam consuetudo mala.

„Durchforsche dein innerstes, ob nicht die Natur oder „auch eine böse Gewohnheit seit langer Zeit einen Saamen „von Lastern in dich gestreuet haben.„ Die moralische Klugheit begnügt sich also nicht mit der Erkenntniß allgemeiner Pflichten. Sie durchsuchet die geheimsten Winkel des Herzens. Sie hält alles, wozu wir geneigt sind, mit unserm wahren Glück, mit unserer Pflicht zusammen. Sie zieht aus unsern vorigen Fehlern den Schluß, zu was für Arten von Lastern wir am meisten fähig sind. Sie stellt sich selbst mögliche Fälle vor, und untersucht welche Reitzungen zu Fehltritten unsere Neigung am ersten einnehmen würden. Und aus diesem allen nimmt sie Waffen wider unsere zukünftige Fehler. Eine so anhaltende Sorgfalt wird erfodert, wenn man tugendhaft werden will, und ohne sie sind die besten Eigenschaften ein Schwerdt, welches dereinst unsere eigene Brust durchbohren wird.

Ich kan niemals ohne die empfindlichste Rührung an das Schicksal eines jungen Menschen gedenken, an dessen Erziehung ich einigen Antheil hatte. Es war ein Jüngling,

dem der Schöpfer die vortheilhafteſten Gaben des Gemüths und des Leibes, und dazu ſo viel von Glücksgütern geſchenkt hatte, als ein Menſch wünſchen kan, der der Welt auf allen Seiten nützlich werden will. Niemals habe ich an einem Menſchen eine geſchwindere Erkenntniß, und einen feurigern Antrieb zu erhabnen Handlungen wahrgenommen. Seine Natur haßte alles, was nicht Beſchäftigung war. Oft ſahe ich ihn, wenn er von ſeinen ordentlichen Geſchäften frey war, tiefſinnig herumgehen. Wenn ich ihn um die Urſache ſeines Nachdenkens befragte, ſo waren es Anſchläge zukünftige Geſchäfte einzurichten, von denen er glaubte, daß ſie ihm einmal zu Theil werden könten. Zu Vermehrung meiner Hofnung ſamlete er die Beyſpiele groſſer Männer mit einem ungewöhnlichen Fleiß aus der Geſchichte und beurtheilte ihre Handlungen faſt allemal richtig. Ich konte bey der genaueſten Prüfung nichts tadelhaftes an ihm entdecken, als eine natürliche Hitze, die er auch ſelbſt erkannte. Er entſchuldigte ſie damit, daß ſie ihn nie zu einem Vergehen verleitet hätte, und diejenigen, die nebſt mir für ſeine Erziehung zu ſorgen hatten, glaubten, daß man bey Temperamentseigenſchaften nicht ſo furchtſam ſeyn dürfte. Meine Warnung konte alſo wenig Eindruck bey ihm machen. Seine Bekannten konten kaum die Gelegenheit erwarten, wobey er der Welt die erſte Probe ſeiner guten Aufführung geben würde. Sie kam. Auf der hohen Schule die er beſucht hatte, war eine Wildheit eingeriſſen, die zuletzt einen ordentlichen Aufſtand gegen die Leh-

rer

rer veranlaßte. Der junge Philen war der einzige, der ſich von dem gemeinſchaftlichen Verbrechen ausſchloß. Er widerſetzte ſich ſeinen academiſchen Mitbürgern mit einem Eifer der bis zur Heftigkeit gieng, und das Anſehen, das ihm ſeine perſönlichen Vorzüge unter ihnen gegeben hatten, brachte die meiſten von ihrer Unbeſonnenheit zurück. Dieſes Verfahren erwarb ihm einen allgemeinen Beyfall. Wer hätte einen Jüngling nicht loben ſollen, deſſen Geiſt ſchon ſo frühzeitig erhaben, und ſeiner Pflicht getreu war? Ich lobte ihn auch, wie ich es erfuhr, aber es wurde mir von andern ſehr verdacht, daß ich unter das Lob einige Verweiſe wegen der Hitze, die er bey der Sache bewieſen hatte, einmiſchte. Er begieng nachmals ſelbſt einige Ausſchweifungen. Aber ſie wurden mit ſeiner natürlichen Hitze entſchuldigt, die man als einen ſo geringen Fehler anſahe, daß er bey einem Jüngling, den tauſend Eigenſchaften ſchmückten, nicht angemerkt zu werden verdiente. Bey ſeiner Zurückkunft in ſeine Vaterſtadt brachte er einen Vorrath von Wiſſenſchaften zurück, der oft bey angeſehenen Männern nicht ſo groß iſt, und den eine beliebte Aufführung noch angenehmer machte. Selbſt ſeine Hitze die ihm unverändert geblieben war, wurde für eine Eigenſchaft gehalten, die ihn in einem öffentlichen Amt nur deſto brauchbarer machen würde. Er beſuchte mich oft, und ich konte in der That keine andere Geſellſchaft der ſeinigen vorziehen, da ich ihn in den Wiſſenſchaften und zumal in ihrem moraliſchen Theil ſo erfahren fand. Nach einiger Zeit bekam er Hof-

nung zu einer öffentlichen Ehrenstelle. Sein einziger Nebenbuhler war ein Mensch, der wirklich nicht die Hälfte von seinen Vorzügen besaß. Ich war damals abwesend, und er schrieb mir einen Brief, woraus ich meinen Lesern das vornehmste mittheilen will.

„Man hat mir, ohne daß ich es gesucht hatte, zu „einer ansehnlichen Bedienung Hofnung gemacht. Es bewirbt sich nur noch ein Mensch darum, den Sie kennen, „und dem niemand die Fähigkeit zutraut, eine solche „Stelle würdig zu führen. Glauben Sie nicht, daß ich „verbunden bin, mich meinem Vaterland bey dieser Sache „nicht zu versagen? Sollte es auch nur in der Absicht geschehen, um zu verhüten, daß das Amt nicht in die Hände eines Menschen kommen möge, der es gewiß nicht zum „Vortheil des Vaterlandes verwalten würde. Ich bin „wirklich im Begriff, mich um die Stelle zu melden. Doch „bitte ich mir ihren Rath aus.„

Meine Antwort ist leicht zu errathen. Da seine Absicht an sich selbst nicht zu mißbilligen war, so rieth ich ihm nur, bey dem Versuche alle Hitze zu verbannen, und keine Mittel anzuwenden, die er nicht bey der strengsten Prüfung rechtsmäßig befinden würde. Er hielt um die Stelle an. Sein Gegner ließ auf seiner Seite nichts untersucht; aber Philens vorzügliche Eigenschaften, die selbst den Gönnern der andern Parthey eine Art des Beyfalls abnöthigten, schienen den Ausgang nicht lange mehr zweifelhaft zu lassen. Ein ungefährer Zufall brachte ihn mit seinem Gegner an einem

dritten

dritten Ort zusammen. Die Unterredung wurde, und vielleicht vorsetzlich, auf diese Sache gelenkt. Der Gegner bediente sich empfindlicher Redensarten, und Philon ward endlich so gereizt, daß er alle Mäßigung vergaß, und zugleich seinem Gegner und den Gönnern desselben bittere Wahrheiten vorsagte. Dieses änderte die Gestalt der Sache auf einmal. So viele mächtige Feinde, die er sich durch eine übereilte Rede gemacht hatte, vereinigten sich wider ihn, und die gesuchte Stelle ward wirklich seinem unwürdigen Gegner zu Theil. Ich erfuhr es gleich, und eilte in die Stadt, weil ich gewiß vermuthen konte, daß Philen, um bey einem so unerwarteten Ausgang nicht alle Fassung zu verlieren, mehr Bewegungsgründe zur Gedult nöthig haben würde, als ihm sein eigenes Gemüth geben konte. Ich traf ihn in den heftigsten Ausbrüchen des Unwillens an, und meine freundschaftlichsten Vorstellungen hatten nicht Gewalt genug über ihn, um ihn von einem hitzigen Entschluß abzuhalten. Es war kein anderer als sein Vaterland zu verlassen, und er führte ihn zu meiner Betrübniß in wenig Tagen aus, voll Hofnung, an einem andern Orte die Billigkeit zu finden, die ihm seine Vaterstadt versagt hätte.

Nachdem er die ersten Schwierigkeiten, die ein jeder, der an einem fremden Orte sein Glück sucht, fast unfehlbar erwarten muß, überstiegen hatte, blühten seine Hofnungen von neuem auf. Seine Vorzüge erwarben ihm wichtige Gönner, und ein Mann, der an dem Ort grosses Ansehen

hatte,

hatte, erzeigte ihm so gar eine freundschaftliche Zuneigung. Dieser Mann hatte eine liebenswürdige Tochter; Philon liebte sie, er erhielt ihre Gegenliebe, und zugleich die Einwilligung ihres Vaters. Ich erfreute mich über sein Glück, welches er mir in seinen Briefen in den feurigsten Ausdrücken beschrieb. Aber wie kurz war dieses Glück! Ein junger Mensch der ausserordentlich grosse Reichthümer besaß, und aus einem angesehenen Geschlecht war, hielt unvermuthet um Philons Geliebte an. Philon erfuhr es, und kam ausser sich. Er traf seinen Nebenbuhler bey dem Vater seiner Geliebten an und begegnete ihm mit Heftigkeit. Der Vater verwieß ihm seine ungestümme Hitze mit einer Art, die ihn vermuthen ließ, daß der Mitbuhler nicht gehaßt seyn müßte. Er vergaß sich so weit, daß er auch dem Vater harte Reden gab, dieser war ein Mann, der leichtaufgebracht werden konte. Er ward es so sehr, daß er dem Philon seine Freundschaft aufkündigte, und dem Neuangekommenen seine Tochter versprach. Die Hochzeit ward bald darauf vollzogen, und Philons Hitze ward zu einer Art von Wuth. Er ließ an öffentlichen Orten sowohl gegen den Vater, als gegen den beglückten Liebhaber einen Zorn aus, dessen Ausbrüche der Wohlstand und die Gesetze untersagen. Sie begegneten ihm mit gleicher Heftigkeit, und die Sache kam in kurzer Zeit so weit, daß sich der Beherrscher des Ortes selbst der Untersuchung annehmen mußte. Man kan leicht denken, daß Philon, ein Fremdling, der erst sein Glück suchte, gegen das überlegene Ansehen eines Mannes

vom Stande, wie ſein Gegner war nichts ausrichten konte. Seine Richter legten ihm eine Abbitte auf. Dafür hätte ihn ſeine feurige Denkungsart lieber den Todt erwählen heiſſen. Um dieſer Erniedrigung zu entgehen, verließ er dieſes Land, und mit demſelben alle Früchte ſeiner Hofnungen, unter den heftigſten Drohungen gegen ſeine Feinde. Ich erfuhr die ganze Sache zu ſpät, aber ich reiſte, ſo bald es mir möglich war, nach dem Ort, wohin er ſich nunmehr begeben hatte. Wäre ich doch nur ein paar Tage früher gekommen! Zur gänzlichen Erfüllung ſeines Unglücks hatte es geſchehen müſſen, daß ſein glücklicher Gegner in öffentlichen Verrichtungen an den Ort gekommen war, den Philon zu ſeinem neuen Aufenthalt erwählt hatte: da beyde die öffentlichen Geſellſchaften beſuchten, ſo kamen ſie nur gar zu bald zuſammen. Philon konte ſich nicht ſo weit mäſigen, daß er ſeinen Feind nicht mit empfindlichen Worten angegriffen hätte. Der andere vertheidigte ſich mit ſolchen Ausdrücken, die Philon für Verletzungen ſeines guten Namens hielt. Ohne zu überlegen, daß er ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben hatte, überließ er ſich ſeinem Affekt ſo ſehr, daß er ſeinen Gegner beym Weggehen von dem Geſellſchaftsorte angriff. Derſelbe vertheidigte ſich, und beyde wurden gefährlich verwundet. In dieſem Zuſtand traf ich den unglücklichen Philon an, und man kan von meinem Entſetzen urtheilen, wie ich bey meiner erſten Nachfrage nach ihm hörte, daß er in einem Zweikampf verwundet worden, und daß keine Hofnung zu ſeiner Geneſung ſey.

Mein

Mein Herz kan es nicht ausstehen, dasjenige zu wiederholen, was ich für ihn empfand, und was er zu mir sagte. Er starb wenige Tage hernach, und noch seine letzten Empfindungen waren mehr Schmerzen der leidenden Seele, als des sterbenden Körpers. So mußte ein Mensch von den vortreflichsten Eigenschaften, und der auf die größten Hofnungen einen Anspruch haben konte, verderben, blos weil er eine einzige Leidenschaft nicht sorgfältig genug beherrschet hatte.

T. Cleanth.

Sechzehentes Stück.

— Per varias aditum sibi saepe figuras
Reperit.

Ovid.

Gespräche nach der Art Lucians.

Erstes Gespräche.

Jupiter und Chörilus.

Chörilus.

Was schläfst du Zevs? Warum wirfst du nicht deine Blitze auf die lasterhafte Welt? Es ist keine Freundschaft mehr zu finden; überall herrschen Bosheit und Untreue.

treue. Und du kanst allem so langmüthig zusehen! Und du befiehlst nicht dem Meere aus seinen Schranken zu tretten, um wiederum das undankbare Geschlecht der Sterblichen, wie zu der Zeit Deucalions zu ersäufen! Ich habe überall Freunde gesucht; Ich habe einige gefunden, die ich für Freunde hielte: aber kaum fieng ich an mit ihnen bekannt zu werden, so merkte ich ihre Unwürdigkeit. Jeder sieht nur auf sich, und es ist keine wahre Freundschaft. O Jupiter! Zerschmettere die strafbaren Sterblichen! Zwar du selbst bist an ihren Verbrechen schuld, daß du ihnen kein edlers Herz gegeben hast.

Jup. Was verlangst du? Dein Schreyen macht mich müde; alle Tage hast du neue Klagen anzubringen. Warum sagst du, daß keine Freundschaft in der Welt ist? Habe ich nicht allen Sterblichen eine Neigung zur Gesellschaft und zur Freundschaft eingeprägt? Eben durch diese Geselligkeit, durch die Zärtlichkeit und durch die Tugend unterscheiden sie sich von den Thieren. Es ist der Menschen eigne Schuld, wenn sie zur Freundschaft nicht geschickt sind, und nicht ein Fehler der menschlichen Natur. Aber sage, wie heissen die Freunde, über die du dich beklagest?

Chör. Eudamidas, Euphrenon und Agathon waren die letzten, die mich beleidigt haben.

Jup. Aus was für Ursachen hast du dich mit ihnen entzweyet?

Chör. Eudamidas war eine Wochen lang mein Freund, aber ich sahe, daß er sich nicht für mich schickte. Er gieng

auch mit andern Leuten um, als mit mir; er wollte nicht alle die Gesellschaften besuchen, die ich besuchte; er konte mit Leuten, deren Mine mir nicht gefiel, ganz freundschaftlich umgehen; er liebte die Vergnügungen, die ich nicht liebe; er hatte viel Freunde, und dieses zerstreuete ihn zu sehr. Deswegen habe ich mit ihm gebrochen.

Jup. Also sollen deine Freunde das ganze menschliche Geschlecht hassen um dich zu lieben! Warum hast du mit dem Euphrenon gebrochen?

Chör. Er war bey dem letzten Wettlauf in den Olympischen Spielen, und ich auch. Er hatte das Glück einen Preis davon zu tragen, und ich bekam keinen. Ich brach mit ihm.

Jup. Was kan er dafür, daß du nicht so geschickt und so schnell bist als er? Warum brachst du mit dem Agathon?

Chör. Ich habe einige Feinde, die ich gerne gestürzt hätte, und ich habe den Agathon niemal überreden können, ihnen etwas Böses nachzusagen. Er entschuldigt sich gegen mich, und sucht sie zu entschuldigen. Ist so ein Mensch meiner Freundschaft würdig?

Jup. Nein, wenn du die Menschenliebe und die Billigkeit für einen Fehler hältst. Aber sage mir, haben diese Leute sonsten Freunde?

Chör. Ja, Eudamidas und Euphrenon sind auf das genaueste miteinander verbunden: schon von Kindheit auf haben sie einander geliebt: Agathon aber hat noch verschie-

denc

dene Freunde, mit denen er beſtändig einig iſt, vermuthlich weil ſie ſo wenig taugen als er.

Jup. Und du? Haſt du niemal wahre Freunde gehabt?

Chör. Nein, länger als eine Woche habe ich keinen Freund gehabt. Ich habe jedesmal böſe Eigenſchaften an ihnen entdeckt.

Jup. Erkenne, Unglücklicher, daß du es biſt, der dieſe böſe Eigenſchaften hat. Du muſt ſelbſt geſtehen, daß Freundſchaft in der Welt iſt, nur in deinem eigenen verderbten Herzen iſt ſie nicht. Du willſt ihren Namen im Munde führen und haſt ſie nie gekannt. Du biſt es, deſſen Herz zu niedrig iſt, ihre erhabene Zärtlichkeit zu fühlen. Schweige mit deinen thörichten Klagen! Wenn ich Blitze auf diejenigen ſchicken ſoll, die nicht der Freundſchaft fähig ſind, ſo werde ich dich am erſten treffen.

Chör. Aber wenn andere Leute Freunde haben, warum haſt du mir auch keine gegeben? Biſt du nicht partheyiſch?

Jup. Schweige, ich habe dir Freunde gegeben, aber du haſt ſie nicht erkennt, und itzo willſt du mir die Schuld der Torheit deines Herzens geben. Schweige —

Chör. Ich ſchweige, du langſt nach dem Blitze. Halt ein, ich will nicht mehr klagen.

Jup. Unterſtehe dich mehr zu ſagen, daß keine Freundſchaft in der Welt iſt.

Zweytes Gespräch.

Pallas, Mercur, die Freude.

Pallas. Wohin, Mercur? Du bist ja ganz ausser Athem. Hast du dem Rath der Götter etwas wichtiges zu sagen, oder hat dich Zevs nach einem gefälligen Mädgen geschickt?

Merc. Wenn dieses wäre, würde ich nicht so müde seyn. Die Götter sind beysammen und sitzen am Tische, und bedenken ihre Größe und ihr Glück: da ihnen aber die Freude fehlt, wird ihnen bey aller ihrer Größe die Zeit lang. Ich sollte sie aufsuchen und ich flog erstlich an die prächtigsten Höfe; dort fand ich den Lärmen, den Stolz und die Unruhe, die sich in den Kleidern der Freude ganz unverschämt für die Freude selbst ausgaben. Venus und Bachus versprachen mich zur Freude zu führen, und führten mich zur Narrheit. Ich suchte die Freude so gar bey den niedern Ständen umsonst: bey den Bauren fand ich Ungestümm und eine wilde Fröhlichkeit; bey den Philosophen Ruhmsucht und Einbildung; überall bin ich vergebens gewesen. Sage mir geschwind, wo die Freundschaft wohnt! Apoll hat mir gesagt, ich werde die Freude bey ihr finden.

Pall. Du suchst die Freude! Siehst du sie denn nicht an meiner Seite? wir sind unzertrennlich, und da du sie suchtest, bist du hundertmal bey ihr vorbey gegangen ohne sie zu sehen.

Die

Die Freude. Ja, Mercur, ich gieng dir beſtändig zur Seite, und du ſaheſt mich nicht. Wenn man mich ſucht, kan man mich ſelten ſehen. Ich wohne nirgends, und bin überall zu finden, aber niemand kan mich ſehen, dem die Göttin der Weisheit mich nicht zeiget. Man ſieht bisweilen verkleidete Thorheiten für mich an: aber glaube mir, Mercur, wo die Weisheit nicht iſt, iſt die wahre Freude niemalen.

Merc. Komm mit uns zu der Verſammlung, die uns erwartet.

Drittes Geſpräch.

Hieron, Pindar.

Hier. Treff ich dich hier an! Komm laß dich umarmen.

Pind. Wer biſt du? Ich kenne dich nicht.

Hier. O mein lieber Pindar! ich bin der, deſſen Lob du ſo reitzend beſungen haſt. Ich bin der König Hieron, deſſen gute Eigenſchaften du erkennt und gerühmt haſt.

Pind. So, du biſt der König Hieron. Lebe wohl.

Hier. Warum fliehſt du vor mir, da ich mich ſo weit herunter gelaſſen habe dir Freundſchaftsbezeugungen zu machen.

Pind. O itzo ſind mir alle gleich, ich will mit keinen Tyrannen deines gleichen umgehen.

Hier. Verräther! haſt du meine Tugenden, die du ſonſt rühmteſt, vergeſſen?

Pind. Alſo haſt du geglaubt, daß du die guten Eigenſchaften, die ich an dir rühmte, wirklich hätteſt? Du biſt ein groſſer Thor geweſen. Weißt du nicht, daß ich der Belohnung wegen auch Mauleſel beſungen habe?

Viertes Geſpräch.

Charon, der ältere Dionyſius, der Philoſoph Polyxrates, Ariſtophanes, Harpax, Lydus, Damokles der Schüler des Philoſophen, Melitus, Kreon, Philiant.

Charon. Nun heute kommen viele Seelen an. Sagt mir iſt Krieg in der Oberwelt, oder hat ſich eine Seuche eingeriſſen?

Ariſt. O nein, unſere Aerzte haben nur eine neue Methode erfunden, die alle Krankheiten heilen ſoll. Das Volk glaubt ihnen, und lauft ihnen nach. Ihre Wiſſenſchaft iſt die allereinträglichſte, und deswegen vermehrt ſich ihre Anzahl täglich.

Charon. Nun wundert es mich nicht, warum ihr ſo häufig kommt. Steigt alle in den Nachen: gebt den Lohn her.

Harpax. Ich habe keinen Heller.

Char. Du lügeſt. Laß ſehen, da haſt du ja das Geld im Munde. Zu was wollteſt du es aufheben, du Narre? Glaubſt du, daß man in der Unterwelt Geld nöthig hat? zu was würde es dir nutzen?

Ariſt. Zu dem, was ihm ſein ganzer Reichthum gehol-fen hat. Er hat ihn, ohne ihn zu brauchen für ſeine Erben aufgeſpart, die ihn itzo von ganzem Herzen auslachen. Sieh einmal, Charon, was er für ein verdrüßlich Geſicht macht, und ſiehe dann dieſen philoſophiſchen Thoren an, der mit ſeinen Wiſſenſchaften der Welt ſo wenig genutzt hat als Harpax mit ſeinem Schatze: dann ſeine ganze Wiſſenſchaft beſtund im Geplauder.

Polycr. Ich ſchätze dich zu gering um dir zu antworten.

Char. Ho, man ſieht es an deinem Stolze, daß du ein groſſer Philoſoph muſt geweſen ſeyn. Wer biſt dann du, der ſo gelaſſen und ſo ruhig ausſieht?

Lydus. Ich heiſſe Lydus, ich habe ruhig gelebt, ich bin ruhig geſtorben. Mein Leben und mein Tod ſind der Welt unbekannt geweſen.

Char. Du dorten ſchweigeſt alleine. Wer biſt du? Iſt es Stolz oder Verſtockung?

Dionyſ. Ich bin der König der Syracuſaner Dionyſius.

Char. So! nun glaube ich es, daß du traurig biſt. Nicht wahr, es kommt dir ſeltſam für, daß du itzo nicht mehr als ein anderer geachtet wirſt? Es wird dir ſchon noch ſeltſamer fürkommen, wenn wir gar angelangt ſind. Wir ſind ſchon nahe: ſiehſt du dort die vielen Schatten, die an jenem Strand ſtehen, und uns erwarten?

Dionyſ. Mich dünkt ich ſehe unter ihnen meinen treuen Damokles. Es iſt noch mein größter Troſt, daß ich ihn hier finde. Er war mein beſter Freund.

Char. Du haſt einen Freund gehabt! Das iſt ſchwer zu glauben. Was hat er dir für Proben von ſeiner Freundſchaft gegeben?

Dionyſ. Er lobte mich, wenn ich recht handelte, und handelte ich unrecht, ſo ſagte er mir meine Fehler offenherzig.

Char. Er hat dir deine Fehler geſagt! Nun wann er das gethan hat, ſo war er in der That dein Freund. Doch wir wollen ſehen. Und ihr andern habt ihr auch Freunde, die euch erwarten?

Polyer. Ich ſehe dort meinen größten Verehrer, meinen beſten Schüler, das war mein wahrer Freund. Er ſchrieb ganze Bücher zu meinem Lob und zu der Vertheidigung meiner Lehrſätze.

Ariſt. Dort ſteht auch Melitus, der meinen Witz ſehr bewundert hat. Er war mein Freund, und hat mich bewegt ein Luſtſpiel auf den Sokrates zu machen.

Char. Ich wollte wetten daß Harpax keinen Freund hatte.

Harp. Dort ſtehet Creon, mein beſter Freund.

Char. Woher ſchlieſſeſt du, daß er es war?

Harp. Weil er mir beſtändig Geſchenke ſchickte, und mich ſehr hoch ſchätzte.

Char. Du ſchweigeſt! Lydus.

Lyd.

Lyd. Ich war, weil ich lebte, aller Menſchen Freund; ich habe in der Stille geſucht die Pflichten der Freundſchaft zu erfüllen, und ich hoffe wenigſtens keinen Feind zu haben. Dorten ſteht einer von meinen Bekannten, deſſen Tod mich ſehr geſchmerzt hat. Es reuet mich, daß ich ihm bey ſeinem Leben nicht mehr Dienſte erzeigen können. Er verdiente es.

Char. Nun länden wir an! Steigt aus, und ihr andre, macht den Neuangekommenen Platz. Du, Domokles, bleibe! Da, der Tyrann ſagt du wäreſt ſein Freund geweſen: Sage aufrichtig, iſt es wahr?

Dam. Ich? ich war der ärgſte Feind, den er in der Welt hatte. Ich ſchmeichelte ihm, um ihn zu hintergehen, und verſteckte die gröſte Verachtung unter der Larve einer ehrerbietigen Freundſchaft. Ich tadelte bisweilen diejenigen Fehler an ihm, die er gern an ſich gehabt hätte, und mit denen er ſich auch rühmte. Daß er grauſam war, durfte ich ihm ſagen, denn er hielt Grauſamkeit für Muth: aber ich hätte es nicht wagen wollen ihm zu ſagen, daß er ſchlechte Verſe mache: wenigſtens hätte er mich für meine Aufrichtigkeit in die Steingruben geſchickt. Da ich aber freundſchaftlich mit ihm umgieng, betrog ich ihn auf das künſtlichſte.

Char. Was ſagſt du zu dieſer Freundſchaft? Du weineſt!

Dion. Ich hätte nicht gedacht, daß ich ſo leicht zu betrügen geweſen wäre.

Char. Du bist der Schüler dieses Philosophen. Warst du sein Freund?

Der Schüler. Ich habe ihn allezeit für eines der lächerlichsten Geschöpfe gehalten. Seine ganze Weisheit war Stolz und Prahlerey, aber zum Unglück war es Mode ein Philosoph von seiner Sekte zu seyn. Ich dachte durch ihn groß zu werden, und deswegen schrieb ich so viel Bücher zu seiner Vertheidigung. Ich sahe alle seine Thorheiten wohl, aber was konte ich thun? die Mode zwang mich dazu.

Polyer. Welcher Undank! ich will dem Minos beweisen, daß du mehr Strafe verdienest als Ixion und Tantalus.

Char. Minos wird euch schon Recht widerfahren lassen. Geht unterdessen das Mittagmahl mit dem Tantalus zu halten. Und du tritt näher, Melit! du wirst nicht viel ehrlicher seyn. Bist du ein Freund des Aristophanes gewesen?

Melit. So lang ich ihn brauchte: aber wenn ich ihn nicht sehr nöthig hatte, so mochte ich nichts mit ihm zu thun haben. Ich kante seinen Witz und seine Bosheit: ich fand seinen Witz zu gefährlich und zu bitter. Sein Herz war so verächtlich als sein Verstand groß war. Es wäre besser solche Leute wären unwitzig, als daß sie zum Schaden der Unschuld ihre Weisheit sehen lassen.

Arist. Seit wann ist Melit ein Sittenlehrer geworden? Mein Lustspiel hätte dem Sokrates wenig geschadet,

denn

denn deine Anklage war an allem Schuld: ich suchte bloß meinen Witz zu üben.

Mel. Du willst vergebens die Fehler deines Herzens mit der Lebhaftigkeit deines Witzes vertheidigen. Du wärest nicht strafbar gewesen, wenn du auch keine gute Comödie geschrieben hättest: aber das war strafbar, du wusstest den Athenienser zu verleumden und lächerlich zu machen. Ich werde den Minos bitten, daß er dich mir zugibt: ich muß dem Sisyphus helfen seinen Stein rollen, zur Strafe, daß ich den Sokrates verklagt hatte.

Arist. Eine schöne Arbeit für einen Dichter! O wenn ich noch lebte, was wollte ich für ein Lustspiel von den falschen Freunden machen!

Char. Auch witzige Leute haben keine Freunde! Creon, komm her, warst du der Freund des Harpax?

Creon. Wie hätte ich es seyn können? Er selbst war sein eigner Freund nicht. Ich schmeichelte ihm und schickte ihm Geschenke, in der Hofnung er sollte mich zum Erben einsetzen: zum Unglück aber starb ich ehender als er.

Harp. So! es ist mir lieb, daß ich dich überlebet habe, so habe ich doch deine Geschenke umsonst genossen. Du wareſt ein grosser Thor, daß du glaubtest, ich würde dich zum Erben einsetzen. Ich wollte, ich hätte gar keinen Erben nöthig. Ich ärgere mich, wenn ich nur daran denke, daß andre die Frucht meiner Sorgen genieſen.

Char. Nun wenn es mit eurer Freundschaft in der Oberwelt so aussieht — Doch was willst du?

Phil.

Phil. Meinen liebſten Lydus umarmen. Komm liebſter Freund, in den Elyſäiſchen Feldern warten noch viele Freunde auf dich. Könige ſind zu groß und zu mächtig um Freunde zu haben; Harpax war zu reich; Ariſtophanes zu witzig, und der Philoſoph zu tiefſinnig zu der Freundſchaft. Nur für die Tugendhaften iſt ſie gemacht. Komm, laß dich zu den andern führen, die auf dich warten.

Char. Wie ich ſehe, ſo iſt dieſer einzige geringe Mann der einzige unter dieſen, der wahre Freunde hat. Ich wundere mich nicht darüber, dann er iſt auch der Tugendhafteſte unter ihnen.

Fünftes Geſpräch.

Phryne, Menippus.

Phr. Komm, mein lieber Menippus, erzähle mir geſchwind, was meine Liebhaber in der Oberwelt anfangen. Sie werden untröſtbar ſeyn; ſie werden ſich über meinen Tod zu tode gegrämt haben.

Men. Ja, glaubſt du das? Nun, ich will dir alles erzählen. Dein liebſter Clinias, dem du dein Vermögen vermachteſt, hat es an eine Tänzerin verſchenkt, in die er verliebt iſt. Der Dichter, der in dich verliebt war, hat dir eine ſatyriſche Grabſchrift gemacht. Eubulus hat ſich verheirathet, und die übrigen alle denken nicht mehr an dich.

Phr. O Ungetreue! o Falſchheit des männlichen Geſchlechts! Und ſtraft ſie Jupiter nicht?

Men.

Men. Nun, wenn du ein kostbares Gefäße zerbrochen hättest, so wäre dieser Verlust in wenig Tagen verschmerzt.

Phr. Nun was soll dieses bedeuten?

Men. Daß deine Liebhaber es eben so machen. Wenn eine Bildsäule fällt, so werden die Trümmer hinweg getragen. Man setzet eine neue hin, und denkt nicht mehr daran. Du hast in der Welt die Rolle einer sehr schönen Bildsäule gespielt. Keiner von deinen Liebhabern hat daran gedacht, ob du eine Seele hättest oder nicht, und du selbst hast dich wenig darum bekümmert. Nichts als gute Handlungen können uns nach dem Tode verewigen und wo sind die guten Thaten, die du gethan hast?

Sechstes Gespräch.

Bavius, Mävius, Persius.

Mäv. Ich behaupte, daß meine Gedichte bey der Nachwelt mehr Beyfall haben finden müssen als die Deinigen. Sie waren viel ungezwungener und fliessender.

Bav. Aber meine waren erhabener. Erinnerst du dich nicht an die vortrefliche Stelle meines letzten Werks! Ich will dir sie hersagen.

Mäv. Ich will dir zuvor eine beissende Satyre vorlesen, die ich auf ein paar schlechte Schriftsteller den Virgil und den Horaz gemacht habe. Sie waren freylich bey dem August besser angesehen als wir, aber daran war der schlimme Geschmack der damaligen Zeiten schuld. Die Nachwelt wird uns schon haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Bav.

Bav. Sie werden längſt vergeſſen ſeyn: es waren ſchlechte, ſchwülſtige und unnatürliche Dichter. Hier kommt ein neuangekommener Schatten, er iſt mit Lorbeern bekrönt, es wird ein Dichter ſeyn. Komm, wir wollen ihn fragen.

Mäv. Glück zu, neuangekommener Schatten, du ſcheinest ein Dichter zu ſeyn. Sieh uns recht an! kennest du uns nicht?

Perſ. Wie iſt es möglich, daß ich euch kennen ſoll? Ich habe euch niemalen geſehen.

Mäv. Du ſollteſt uns doch aus der Bildſäule und aus den Gemählden erkennen, die uns vorſtellen.

Bav. Ich heiſſe Bav, und mein Freund hier heiſſet Mävius; wir waren zu der Zeit Auguſts berühmte Dichter. Wie nennest du dich?

Perſ. Ich nenne mich Perſius, aber ich weiß noch nicht —

Mäv. Perſius! Ich habe von dir reden gehört: es iſt mir lieb dich zu ſehen. Ich habe ſchon viele Schatten nach dem itzigen Zuſtand der Dichtkunſt gefragt: keiner hat mir etwas kluges geſagt. Du wirſt mir beſſere Nachricht geben können.

Perſ. Bav — und Mävius — was habt ihr denn eigentlich geſchrieben?

Mäv. Was ich geſchrieben habe? Eine ſeltſame Frage für einen Gelehrten! Eine kritiſche Dichtkunſt für die Römer, Epiſche Gedichte, Tragödien, Comödien, Oden und

Satyren

Satyren habe ich geſchrieben: und Bav eben auch. Wir waren die beſten Freunde, und lobten einander unaufhörlich.

Perſ. Es iſt mir lieb zu hören: in der Oberwelt wüſte man nichts davon. Ja ſo gar die Namen Bav und Mäv würden unbekannt ſeyn, wenn nicht Horaz und Virgil bisweilen dieſe Namen auf ewig lächerlich gemacht hätten.

Bav. Was ſagſt du? O verdorbener Geſchmack! o ſchlimme Zeit! Wie? man ſollte uns vergeſſen haben? Wir ſind kaum funfzig Jahre tod: wenigſtens wie ich glaube, denn die Zeitrechnung iſt hier eine wenig geübte Wiſſenſchaft.

Mäv. Siehſt du nicht, daß er ſcherzt? So ſchlechte Dichter als Virgil und Horaz werden ja nicht auf die Nachwelt gekommen ſeyn, und die Gedichte die ſie aus Neid wider uns ſchrieben, müſſen ſchon lang vergeſſen im Staube liegen.

Perſ. Verzeihe mir, man lieſt ſie noch mit Vergnügen. Wenn ſie nicht wären, würden die Namen Bav und Mäv unbekannt ſeyn: aber itzo iſt es ſchon eine Art eines Schimpfworts einem Dichter eure Namen beyzulegen.

Mäv. Nun, ſo undankbar hätte ich die Nachwelt nicht geglaubt — Der Neid iſt an allem ſchuld. Ich bin vergeſſen, und man lieſt Horazen! o Zeiten! o Sitten!

Bav. Ich tröſte mich, ich ſehe doch daß mein Name auf die Nachwelt kommt, ob es gleich nicht auf die beſte Art iſt. Ich will nicht böſe werden: ich ſehe zum voraus,

daß

daß es in der Zukunft vielen Dichtern die sich selbst groß glauben nicht besser als mir gehen wird.

Siebendes Gespräch.

Thersites, Stentor, Menippus.

Menipp. Thersites, Stentor, wohin so geschwinde? Ihr sehd ja recht erhitzt aus für Schatten.

Thersit. Den Homer bey dem Minos zu verklagen. Er hat uns beyde lächerlich gemacht, und alle Tage kommen neue Schatten, die uns ins Gesichte lachen. Das ist nicht mehr auszustehen.

Stentor. Wie ich höre, so giebt man in der Oberwelt meinen Namen unwissenden Schriftstellern, und närrischen Rednern; und ich habe doch in meinem Leben eine so schöne Stimme gehabt.

Menipp. Was hat denn Homer von euch beyden gesagt?

Therſ. Er hat mich als den häßlichsten und unverschämtesten der Griechen vorgestellt. Es ist doch ein unerträgliches Geschlecht um die Dichter und um die Schriftsteller. Alle Leute machen sie lächerlich.

Stent. Ja wohl. Es ist ein Unglück für die Welt, daß man dergleichen Leute nicht daraus jagen kan. Ihre Wissenschaften taugen nichts, davon man doch so viel Wesens macht, und auf die man so grosse Sachen bauet. Homer war ein blinder Schwätzer. Er hat von mir gesagt, ich wäre ein Dummkopf und ein schröcklicher Schreyer gewesen.

Men.

Men. Homer hat es, so viel ich mich erinnern kan, nicht eben so gar arg gemacht, aber er hat doch Unrecht. Sage mir Thersites, ist die kleine Abentheuer, die du mit dem Ulyß hattest, nicht wahr, so wie sie Homer beschreibt? Du bist vermuthlich auch in deinem Leben ein hübscher Mensch gewesen?

Thers. Ich war bucklicht, lahm und einäugig, aber bey dem allen hatte ich einen guten Anstand, und eine ganz angenehme Mine. Was Homer von mir und von dem Ulyß sagt, ist wahr. Ich habe alles gesagt, wie es in seinem Buch steht; aber warum mußte er es gerade in sein Buch bringen?

Men. Und du Stentor bist vermuthlich ein stiller sittsamer Mensch gewesen, und hattest eine sehr leise Stimme. Ich weiß wie schmähsüchtig die Dichter sind.

Stent. Nun leise war meine Stimme eben nicht. Wann ich am leisesten redete, so hörte man mich eine halbe Stunde weit. Aber halte uns nicht auf. Wir müssen zum Minos.

Men. Bleibet noch ein wenig. Ich fürchte, ihr werdet wenig bey ihm gewinnen.

Thers. Und warum?

Men. Weil nach eurem eignen Geständnisse Homer nichts als die Wahrheit geschrieben hat. Ich weiß Thersites, er hätte von deiner Häßlichkeit geschwiegen, wenn du nicht so unverschämt gewesen wärest; und du Stentor sey zufrieden, und schreye nicht so sehr, wenn du beweisen

willſt, daß Homer Unrecht hatte, als er dich einen Schreyer nennte.

Stent. Komm Therſites, wir wollen gehen. Ich habe gleich gedächt, daß mit dieſem Spötter, der ein Verächter der Götter und der Menſchen iſt, nichts anzufangen wäre.

Men. Du ſchimpfeſt. Ich muß die Wahrheit geſagt haben.

Therſ. Komm Stenter, laß uns ſeinem Spotte entlaufen.

Men. Nein. Ich will mit euch gehen, und euch noch eine tröſtende Lehre vorſingen. Ihr Thoren, was erzürnt ihr euch, wenn man euch bey eurem Namen nennt? Anſtatt auf die Dichter und Schriftſteller böſe zu werden, wenn ihr euch getroffen findet, ſo beſſert eure Herzen und eure Sitten; legt die Fehler ab, über die ſie ſpotten, und werdet vernünftig, an ſtatt ſie bey dem Minos zu verklagen.

L. Pheron.

Siebenzehentes Stück.

Genus inuiſum.

VIRGIL.

Es gehört ſo viel dazu, den Namen eines unerträglichen Menſchen zu verdienen, daß man mit dieſer Benennung nicht ſo freygebig ſeyn ſollte, als man es insgemein iſt. Scheint es nicht überhaupt ein wunderlicher Stolz zu ſeyn, daß ſolche Geſchöpfe, wie die Menſchen, unter denen der beſte und vollkommenſte nicht demüthig genug ſeyn kan, es wagen, ſich untereinander unerträglich zu nennen? Mich deucht, das Mitleiden und die Nachſicht, die ein jeder Menſch mit des andern Fehler und Schwachheiten haben ſollte, und auf welche auch der Weiſeſte Anſpruch zu machen nur gar zu oft genöthiget iſt, ſollte das ſtärkſte Band der menſchlichen Geſellſchaft, wenigſtens eine groſſe Stütze derſelben ſeyn. Woher kommt es denn, daß wir ſo oft mit einer ſo wunderbaren Geſchwindigkeit das Urtheil fällen, dieſer oder jener ſey ein unerträglicher Menſch? Und welches ſind die Grundſätze, aus denen wir ordentlicher Weiſe das Unerträgliche an einem Menſchen beurtheilen?

Damon iſt ein unerträglicher Menſch, ſagte jüngſthin Sylvia und ihre Freundinnen ſtimmten dieſem Urtheil bey. Was der Menſch für ein häßliches Anſehen hat! Ich habe

niemand gesehen, der elender gewachsen wäre. Und was macht er für Komplimente! Er mußte das Tanzen gar nicht gelernt haben. Ich könte ohnmöglich mit ihm in Gesellschaft seyn. So ist also Damon unerträglich, sagte ich, weil ihm Gestalt und Schönheit mangelt. Ist es denn seine Schuld, daß er nicht schöner ist? Sie haben ihn ja noch niemals gesprochen. So finster und verdrüßlich er aussieht, so munter und aufgeräumt ist er in seinen Reden. Er hat grosse Geschicklichkeit, ein fühlendes und freundschaftliches Herze. Wer ihn kennt hat Liebe und Hochachtung für ihn. Meine Vorstellungen waren bey der ecklen Sylvia und ihren Freundinnen vergeblich. Damon blieb ein unerträglicher Mensch, ich mogte sagen, was ich wollte. Ich hörte endlich auf ein Vorurtheil zu bestreiten, das so unüberwindlich war und wußte mich nicht besser zu rächen, als daß ich diesem Frauenzimmer die Erklärung that, Damon wäre so unglücklich nicht, daß alle Schönen auf gleiche Weise von ihm urtheilten. Wer wollte gut dafür seyn, setzte ich hinzu, ob nicht Damon nicht nur erträglich, sondern wohl gar der artigste und schönste Mensch seyn würde, wenn er sich gewissen Schönen unter der Gestalt eines Freyers darstellte?

Nun verdenke ich es unsern jungen Herren nicht mehr, wenn sie sich so viel auf ihre Schönheit und Artigkeiten einbilden und mehr ihren Kopf als ihren Verstand putzen. Was sollen sie sich den Kopf mit Wissenschaften zerbrechen? Ihre Mühe würde vermuthlich undankbar seyn und über

das schadet die Gelehrsamkeit oft mehr, als sie nutzt. Ein angesehener Mann zu werden, braucht man eben nicht gelehrt zu seyn. Ist nicht mancher eben deswegen andern unerträglich, weil er mehr weiß als sie? Kan man, durch Schönheit und Artigkeiten dem Frauenzimmer gefallen, so wird man seine Absichten leicht erreichen. Hierinnen bestehet die ganze Kunst zu leben, und das größte Geheimniß der jungen Herren. Denn wer weiß nicht, was für einen grossen Einfluß das schöne Geschlecht in die wichtigsten Begebenheiten unsres Lebens, in unser Glück und Unglück hat? Einige eigensinnige Gelehrte gibt es noch, die die wunderliche Grille haben, daß sie ihr Glück blos ihren Verdiensten schuldig seyn wollen. Doch diesen vielwissenden Leuten fehlt es an dem Besten. Sie kennen die Welt nicht, und wie sollen sie dieselbe in ihren Studierstuben kennen lernen? Sie werden dahero auch ordentlich für ihre Unwissenheit und für ihren Eigensinn gezüchtigt. Sie bekümmern sich nichts um die Welt — und wer ist der wichtigste und geehrteste Theil der Welt? — Die Welt bekümmert sich im Gegentheil auch nicht um sie. Sie bleiben in der Dunkelheit und haben gar oft den Verdruß, die Belohnungen ihres Fleisses in den Händen anderer zu sehen, die in allen Wissenschaften bey ihnen in die Schule gehen könten, aber die Kunst zu gefallen besser verstunden.

Eine vortheilhafte Gestalt und die Schönheit des Leibs ist allezeit ein grosses und schätzbares Geschenk der Natur. Unsre hypochondrische Sittenlehrer geben bisweilen in Ver-

kleinerung derſelben zu weit. Und doch glaube ich ärgern ſie ſich heimlich, wenn ſie vor den Spiegel tretten, und ſich nicht ſo ſchön finden, als ſie es wünſchen. Wenigſtens habe ich oft bemerkt, daß auch die ſtrengſten und ernſthafteſten Sittenlehrer nicht leichter in die Hitze gebracht werden können, als wenn man über ihre Geſtalt und Aeuſſerliches lacht. Man darf es eher wagen, ihnen wirkliche Laſter vorzuwerfen, als über ihre Leibesmängel Anmerkungen zu machen. Man ſage was man will, ein jeder bildet ſich ein oder wünſcht doch wenigſtens ſchön zu ſeyn, und das äuſſerliche Anſehen bleibt allezeit die empfindlichſte Seite eines jeden Menſchen. Der tiefſinnigſte Philoſoph der in die abgezogenſte Begriffe ſo verliebt iſt, daß er über die Körperwelt weit hinaus zu ſeyn vermeinet, hat doch noch allezeit ſo viel Empfindung, daß er bey der wichtigſten Wahl, die die Menſchen unternehmen, die Schönheit nicht aus den Augen läßt. Die Schönheit vergnügt unſer Auge und reißt uns dahin, wo wir ſie erblicken. Wir ſind geneigt, da auch eine ſchöne Seele zu ſuchen, wo wir äuſſerliche Reitzungen der Schönheit finden. Keine Entdeckung iſt mir verdrüßlicher, als wenn ein Geſicht, auf dem die Unſchuld zu lächeln ſcheint, wenn Züge, die Abdrücke des edelſten Geiſtes zu ſeyn ſcheinen, die Makle eines häßlichen und niederträchtigen Geiſtes ſind. So groß iſt die Macht der Schönheit über unſre Herzen, daß wir nur gar zu oft von ihr auf das Daſeyn aller übrigen Vollkommenheiten ſchlüſſen. Einem Frauenzimmer iſt es dahero nicht zu ver-

argen, wenn ſie die Schönheit, die ihr von der Natur gegeben iſt, zu erhalten und durch eine geſchickte Wahl in Kleidern und äuſſerliche Artigkeiten, kurz durch Geſchmack und Lebensart zu erhöhen ſucht, wenn ſie nur nicht ihre einzige und gröſte Vollkommenheit daraus macht. Auch dem männlichen Geſchlecht iſt es nicht unanſtändig, ſo viel die Regeln der Klugheit und höhere Beſchäftigungen erlauben, vor die Schönheiten des Leibes und das äuſſerliche Anſehen zu ſorgen. Manche Gelehrte halten ſich dadurch, weil ſie gelehrt ſind, für berechtigt alle Annehmlichkeiten, die in die Augen fallen und ihrer Gelehrſamkeit einen leichtern Eingang in fremde Gemüther verſchaffen könnten, zu verabſäumen. Es iſt in der That ein Fehler an dem Philon, daß er den Kopf beſtändig verwärts trägt, ob ich gleich gewiß weiß, daß er es nicht deswegen thut, um für gelehrt angeſehen zu werden.

Doch bey nahe hätte ich meine Hauptabſicht ganz aus den Augen gelaſſen. Meine Leſer werden mir als einem Bräutigam dieſe Ausſchweifung verzeihen. Denn welche Materie kan einem Bräutigam, der ſo glücklich in ſeiner Wahl iſt, wie ich, angenehmer ſeyn, als die Schönheit? Ohngeachtet alles deſſen, was ich zum Lobe der Schönheit geſagt habe, halte ich es vor höchſt unbillig, einen Menſchen blos deswegen für unerträglich zu halten, weil ihm Geſtalt, Schönheit und gewiſſe Artigkeiten fehlen, denen unſre Einbildungskraft oft einen allzugroſſen Werth beylegt, es müſte denn ſeyn, daß dieſer Menſch, ſo wenig auch ſeine Perſon ein-

einnehmendes hat, durchaus schön und artig seyn und die Rolle eines Stutzers spielen wollte. Dorimond hat an Häßlichkeit wenig seines gleichen. Er selbst glaubt es nicht. Er mischt sich unter die Leute, welche von der Natur einen Beruf empfangen zu haben scheinen, Stutzer zu seyn. Er ahmt alle ihre Künste, alle ihre Artigkeiten nach. Doch man siehet allen seinen Bewegungen den Zwang und allen seinen Scherzen die Mühe an, die sie ihm kosten. Seine Fehler werden dadurch nur sichtbarer und lächerlicher. Wenn er das ernsthafte, so die Natur in sein Gesicht gelegt hat nicht verliesse, so würde seine ganze Aufführung natürlicher seyn. Er würde wenigstens nicht lächerlich werden. Hieraus läßt sich erklären, warum die ganze Natur nichts lächerlichers aufzuweisen hat als einen verliebten Alten. Er zwingt sich zu einer Aufführung und zu Artigkeiten, die weit über sein Alter hinaus sind. Diejenigen Rollen, welche uns die Natur selbst auflegt, sind die besten.

Mentor ist ein unerträglicher Mensch, sagte neulich Frau Altfromm. Ich verwundre mich nur, wie einige Leute, auf die ich wirklich etwas halte, mit ihm umgehen können. Ich könte ihn keinen Augenblick ausstehen. Und warum sind sie dann so böse auf Mentorn, sagte ich? Ey, warum solte ich es nicht seyn? Ich traf ihn einmal in einer Gesellschaft an. Ich begegnete ihm höflicher, als es ein solcher Mensch verlangen kan. Ich erzählte einige Gespensterhistorien. Alles hörte mit Aufmerksamkeit zu: der einzige Mentor, der eingebildete Thor, lächelte ganz höhnisch.

nisch. Alle Augenblicke kam er mit der wunderlichen Frage, haben sie das selbst gesehen Madame? Als wenn ich das, was ich erzählte nicht auch von glaubwürdigen Leuten, von Leuten aus meiner Familie gehört hätte. Wenn er nicht weiter kommen konte, so mußte er doch wenigstens zu allem, was ich sagte, die Anmerkung machen, Madame, das gieng ganz natürlich zu. Der Thor! wäre es natürlich zugegangen, so hätten ja die Gespenster nichts dabey zu thun gehabt. Ich wolte den ruchlosen Menschen bekehren und erzählte die vielen Anzeigen, die vor meines seeligen Mannes Tod vorhergegangen waren. Was meinen Sie? Er fieng an darüber zu lachen. Der Tod ihres Mannes, sagte er, war eine viel zu natürliche Begebenheit, als daß die unterirrdischen Geister sich deswegen hätten bemühen müssen. Der gottlose Mensch! Glaubt er keine Gespenster, so glaubt er auch keinen Teufel; glaubt er keinen Teufel, so glaubt er auch kein Christenthum und wo das nicht ist, da ist auch kein Seegen. Also ist Mentor, der in der That viel zu vernünftig und viel zu gelehrt ist, ein Freygeist zu seyn, der Frau Altfromm und durch ihre freundschaftliche Empfehlung vielen Leuten unerträglich geworden und in den schimpflichen Verdacht gekommen, ein Verächter der Religion zu seyn, weil er die Thorheit begangen hat, den Aberglauben einer alten Frau zu widerlegen, deren ganze Religion in Gespenstererzählungen und in Beobachtung und Erklärung der Anzeigen besteht. So wenig Mühe kostet es, ein unerträglicher Mensch zu werden!

Solte man überhaupt eine Beſchreibung von einem unerträglichen Menſchen geben, ſo müßte es dieſe ſeyn, wenigſtens wird ſie durch den Sprachgebrauch beſtättigt. Ein unerträglicher Menſch iſt der, der ſich nicht vollkommen nach unſern Meinungen, Geſchmack und Grundſätzen richtet. Wer dem Herrn Polybiſtor Einwürfe macht, die er nicht beantworten kan und bey ſeinen witzigen Einfällen nicht lacht, ohnerachtet Herr Polybiſtor einen Scherz, den er vorbringen will, durch ſein vorhergehendes Lachen der Geſellſchaft ankündiget, der iſt ihm ein unerträglicher Menſch. Wer in eine Geſellſchaft Stutzer kommt, der wird unerträglich, wenn er von vernünftigen Sachen redet. Wer in eine Geſellſchaft philoſophiſcher Grillenfanger geräth und nicht ganze Stunden lang einem gelehrten Unſinn zuhören kan, der wird zu einem unerträglichen Menſchen bewieſen. Wer den Harpax von der Gutherzigkeit, Lyſanders von der Keuſchheit, die Frau Spielteufel von den ſchädlichen Folgen der Spielſucht unterhalten wolte, der müßte nicht die geringſte Abſicht auf dieſer Leute Gunſt und Freundſchaft haben.

Unſre Temperamente haben, wie in alle unſre Urtheile, alſo auch inſonderheit in die Urtheile von andern einen groſſen Einfluß. Dem finſtern und ſchwermüthigen Menedemus iſt ein Menſch unerträglich, der es nicht für ſeine Pflicht hält, das ganze Leben zu durchſeufzen und der den Glauben hat, daß der Schöpfer durch ein freudiges und vergnügtes Leben der Sterblichen geehrt werde. Er preyhe-

zeiht

zelbt dem Vaterland lauter Unglück von Jünglingen, die einen luſtigen Muth haben und deren Frölichkeit nicht allezeit die genaueſten Schranken beobachtet. Dem ausgelaſſenen und vollblütigen Dorant iſt ein jeder unerträglich, der nicht gleichen Geſchmack an ſeinen Ergötzlichkeiten hat, und in ſeine Reden ernſthafte Betrachtungen miſchet. Einem ehrgeizigen Caſar war ein jeder unerträglich, der die Oberherrſchaft mit ihm theilen wolte.

Manche Menſchen ſind uns unerträglich, weil ſie allzugroſſe Vorzüge vor uns haben. Unſer Stolz wird gar zu ſehr erniedrigt und wir ſcheinen uns ſelbſt gar zu klein, wenn wir uns mit ihnen vergleichen, als daß wir ihre Vorzüge mit kaltem Blut bemerken könten. Lucinde iſt ein junges Frauenzimmer von ſeltner Schönheit. Wo ſie ſich ſehen läßt, verdunkelt ſie alle übrige Schönen und zieht alle Aufmerkſamkeit und alle Blicke auf ſich. Muß nicht Lucinde den meiſten Perſonen ihres Geſchlechts unerträglich ſeyn? Damon iſt unerträglich, weil er mehr Gelehrſamkeit beſitzt, als man ſonſt bey Perſonen ſeines Standes antrift. Man wundert ſich oft, warum die gelehrteſten und berühmteſten Männer an denen Orten, wo ſie ſich aufhalten, am wenigſten geachtet werden. Sind nicht meiſtentheils ſelbſt ihre Vorzüge Schuld daran, die gar zu deutlich in die Augen fallen, als daß ſie nicht Neid und Eiferſucht erwecken ſolten? Daher mag es auch kommen, daß man die gelehrteſten Leute ſo gern Pedanten nennt. Man weiß ſich wegen ihrer Vorzüge nicht beſſer ſchadlos zu halten, als

wenn man ihnen auf der Seite der Aufführung und des Geſchmacks ſo viel entzieht, als man ihnen auf der Seite der Gelehrſamkeit einräumen muß. Hieraus läßt ſich auch erklären, warum die größten Männer in ihrem Leben niemals einen ſo allgemeinen Ruhm erlangen, als nach ihrem Tod. Alle diejenigen, die zu einer Zeit leben, halten es gleichſam für eine Beleidigung, die ihnen widerfährt, wenn andre weiter gehen, als ſie und die ordentlichen Grenzen der Erkentniß zu überſchreiten, die Verwegenheit haben. Es gehet aber dieſes nicht allein auf die Vorzüge des Verſtands, ſondern auch auf die Vorzüge des Herzens. Ariſtides iſt unerträglich, weil er gerechter iſt, als andre. Woher kommt es, daß die unſträflichſten und tugendhafteſten Männer zu allen Zeiten die meiſten Hinderniſſe gefunden und die größten Verfolgungen ausgeſtanden haben? Die meiſten Menſchen ſind nicht tugendhaft, und können es auch nicht leiden, wenn es andre ſind.

Oft macht der erſte Eindruck, den wir bey andern gemacht haben, daß wir ihnen unerträglich ſind. Diejenigen die uns die Kunſt zu gefallen und in der Welt unſer Glück zu machen lehren, geben uns dieſe Regel; wir ſollen uns mit möglichſtem Fleiſſe bemühen, uns denen, deren Gunſt wir ſuchen, das erſtemal, da ſie uns ſehen, von einer guten Seite zu zeigen und alles von uns zu entfernen, was ihnen anſtößig ſeyn könte. Der erſte Eindruck bleibt lang und es koſtet oft viele Mühe, ja bisweilen iſt es ganz unmöglich, denen eine beſſere Meinung von uns beyzubringen,

vor die unsre Person gleich das erstemal etwas beleidigendes hatte. Es ist zwar ein verwegenes und meistentheils betrügendes Urtheil, wenn man andre gleich aus dem ersten Anblick beurtheilen will. Doch was ist gewöhnlicher, als solche Urtheile? Wir dörfen uns daher nicht wundern, wenn bey denen öfters eine ewige Abneigung gegen uns bleibt, denen wir in einer ihnen verdrüßlichen Sache, oder zu einer Zeit, da sie aus allerhand Ursachen nicht recht aufgeräumt waren, oder an einem Ort, der nicht der vortheilhafteste war, bekannt geworden sind. Sie vergessen oft den ersten Grund, der ihre Abneigung gegen uns veranlaßt hat, und die Abneigung selbst bleibt.

Den meisten Menschen werden wir nur aus den Abschildrungen bekannt, die andre von uns machen, und deren Richtigkeit sie selbst nicht untersuchen. Was Wunder, wenn wir manchen Leuten unerträglich sind, bey denen uns ein Verläumder angeschwärzt hat? Man kan hieraus zum Theil die Abscheulichkeit der Verläumdung abnehmen. Ein Verläumder macht ein Gemählde von uns, welches unsren Charakter verstellt und beschimpft. Uns sind die Wege zu unsrer Rechtfertigung abgeschnitten. Wir werden und wir bleiben also unerträglich ohne unser Wissen und ohne unsre Schuld. Dieser Widerwille, der durch die Bosheit des Verläumders gestiftet worden, hat gar oft die verdrüßlichsten Folgen für uns. Wir erstaunen, daß ein Mann feindlich gegen uns gesinnt ist, den wir uns nie beleidigt zu

haben

haben erinnern und auf deſſen Gunſt wir noch wohl Staat machten.

Manche Leute ſind uns unerträglich, weil uns ihr Anblick an Begebenheiten erinnert, die uns verdrüßlich ſind oder weil ſie Zeugen gewiſſer Dinge ſind, die wir gern verbergen und aus der Reihe der geſchehenen Dinge auslöſchen mögten. Argant iſt aus dem niedrigſten Stand zu einer hohen Ehrenſtelle erhoben worden. Er ſelbſt hat es vergeſſen, daß er ehemals in mitleidenswürdigen Umſtänden war und er wünſcht, daß es jedermann vergeſſen mögte. Er haſſet daher alle ſeine vorigen Freunde. Selbſt die Wohlthäter ſind ihm unerträglich, die ihn in ſeiner vorigen Niedrigkeit unterſtützt haben. Er ſchämt ſich itzo, ihnen Verbindlichkeit zu haben. Der unglückliche Ovid wurde dem Auguſt unerträglich, weil er von ungefähr etwas geſehen hatte, daß er nicht hätte ſehen ſollen.

Mancher Menſch iſt uns unerträglich, und wir wiſſen ſelbſt nicht warum. Wir haben gleichſam einen natürlichen Widerwillen gegen ihn, der ſogleich entſtehet, als wir ihn nur ſehen. Seine Aufführung ſey noch ſo gut, ſein Anſehen noch ſo einnehmend, er gefällt uns nicht und alles, was er thut, iſt uns zuwider. Ich kan mich unmöglich überreden, daß uns ſelbſt von der Natur ein gewiſſer Widerwille oder ein feindſchaftlicher Trieb gegen gewiſſe Perſonen eingepflanzt wäre. Wie wir niemand lieben, auſſer wir entdecken gewiſſe Vollkommenheiten an ihm, ſie mögen auch noch ſo gering ſeyn, als ſie wollen, ſo haſſen

wir

wir auch niemand auſſer gewiſſer Unvollkommenheiten wegen, ſie mögen nun an und für ſich oder nur in unſern Augen Unvollkommenheiten ſeyn. Dieſer Widerwille alſo, der uns öfters natürlich zu ſeyn ſcheint und den wir nicht allezeit erklären können, muß nothwendig einen Grund haben, ob er uns gleich ſo verborgen iſt, daß wir uns denſelben nicht mit der größten Deutlichkeit vorſtellen.

Der Grund einer ſo wunderlichen Abneigung kan bisweilen dieſer ſeyn. Wir ſehen einen gewiſſen Menſchen. Er hat eine groſſe Aehnlichkeit mit einem andern, der uns ſonſt beleidigt hatte und deſſen Perſon uns verhaßt war. Dieſe Aehnlichkeit iſt der wahre Grund unſers Widerwillens, ohngeachtet wir uns derſelben gleich beym Anfang nicht deutlich genug bewußt ſind. Dieſe Aehnlichkeit gibt unſrer Einbildungskraft Gelegenheit, uns die unangenehmen Empfindungen zu wiederholen, die uns ſonſt der Anblick deſſen verurſachte, der uns beleidigt hatte. Man wird dieſes beſſer begreifen, wenn man auf der andern Seite bemerkt, wie wir öfters gegen einen Menſchen eine beſondre Zuneigung ſpüren, ſobald wir ihn nur ſehen. Wir verwundern uns ſelbſt darüber. Wir können von dieſer beſondern Zuneigung keinen Grund angeben. Der Grund ſelbſt iſt oft kein andrer, als dieſer. Dieſer Menſch, dem wir nach unſrer Gewohnheit uns in dieſem Falle auszudrücken ſo gut ſind, hat die Minen eines Freundes, die Züge einer Geliebten, auf die wir uns nicht ſo gleich beſinnen. Er erneuert das Bild eines Freundes, einer Geliebten in uns, das

ſchon

ſchon veraltet war und erweckt in uns angenehme Empfindungen, deren Grund wir nicht ſo gleich entdecken konten.

Meiſtentheils aber iſt der Grund einer ſolchen natürlichen Abneigung, wie man ſie nennt, in dem Verhältniße zu ſuchen, in welchem die Geſichtsbildung und Stellung eines Menſchen gegen unſer Temperament iſt. Wer ein ſchwarzes Blut und eine natürliche Neigung zur Traurigkeit hat, dem misfallen Minen, die ein luſtiges und aufgeräumtes Weſen anzeigen. Ihm iſt ein jeder, der nicht ſo finſter und traurig ausſieht, wie er, ein flüchtiger Menſch, ein Menſch der gar nicht auszuſtehen iſt. Wer von Natur luſtig und aufgeräumt iſt, der hat eine Abneigung vor einem jeden ernſthaften Geſichte. Einem Ehrgeizigen iſt es unerträglich einen Menſchen zu erblicken, deſſen trotzige Minen etwas beleidigendes vor ihn haben.

Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß ein hochmüthiger Anſtand und ſtolze Geberden durchgehends am unerträglichſten ſind. Phlegon hat einen allgemeinen Haß. Sein Gang, ſein Ton, ſeine Geberden ſcheinen den hochmüthigſten Menſchen anzuzeigen. Und doch ſagen einige Leute, die ihn genauer kennen, er ſey nichtsweniger als hochmüthig. So ſehr beleidigen Geberden, die ein ſtolzes und aufgeblaſenes Herz zu entdecken ſcheinen.

Als ich in unſrer lezten Verſammlung unſrer Geſellſchaft die Eröfnung machte, daß ich unſern Leſern einige Gedanken von unerträglichen Menſchen mittheilen wollte, ſo gab dieſes Gelegenheit zu einer Unterredung und ein jeder von

meinen

meinen Freunden erklärte ſich, welche Art Menſchen ihm insbeſondere die unerträglichſte wäre. Ich will ihre Gedanken, als einen Beytrag zu dem, was ich bishero geſchrieben habe, herſetzen.

Oro" machte den Anfang. Mir, ſagte er, iſt ein Alter unerträglich, der noch allen Thorheiten und Ausſchweifungen der Jugend ergeben iſt. Ich bin zwar einem jeden Alten feind, der mürriſch und verdrüßlich iſt, der nichts lobt, als was in den Zeiten ſeiner Jugend für ſchön und anſtändig gehalten wurde, der ſich einbildet, das bloſe Alter ſey ſchon ein Beruf zum Sittenlehrer; aber ein wollüſtiger und ausgelaſſener Alter iſt mir unerträglich. Er iſt aller Ausflüchte beraubt, die der Jugend zu ihrer Entſchuldigung offen ſtehen. Was die Jugend aus Hitze und Uebereilung thut, das thut er mit Vorbedacht und aus Grundſätzen. Er iſt eine lebendige Satyre auf die Erfahrung, auf die Moral, auf den Wohlſtand und auf alles, was die Menſchen klug und geſetzt machen kan, ein Schandflecken der Natur, eine Peſt der Jugend.

Mir, ſagte Pheron, iſt nichts unerträglichers, als ein ſtrafender Heuchler. Er iſt allezeit empfindlich getadelt zu werden. Die Entdeckung fremder Unvollkommenheiten hat etwas ſchmeichlendes vor uns. Die Entdeckung eigener Unvollkommenheiten kränket allezeit. Doch verſchmerzt man dieſen Verdruß eher, wenn man von einem Mann getadelt wird, der ſelbſt vom Tadel frey und durch die genaue Ausübung gewiſſer Pflichten berechtigt iſt, ſie andern anzu-

preisen. Am allerliebsten läßt man sich von einem Freund strafen, der uns eben dadurch eine gewisse und entscheidende Probe eines wahren Freundes gibt, daß er uns so viel ihm nur möglich ist, besser und liebenswürdiger zu machen sucht. Aber ein Heuchler, der Pflichten anpreist, wider die er selbst täglich sündigt, der Fehler an andern tadelt, die er selbst in grösserer Mase an sich hat, der andere nur in der Absicht strafet, um seine eigene Vergehungen unter der Maske des Sittenrichters zu verbergen und um sich auf Unkosten anderer das Ansehen eines unsträflichen Mannes zu erwerben, dieser strafende Heuchler ist mir unerträglich. Es ist doch gar keine Ehrlichkeit mehr in der Welt, sagt Pseudolus, und begleitet diese Anrufung mit einigen tief heraus geholten Seufzern. Und doch ist niemand erfahrner und geübter in der Kunst zu betrügen als er. Viele Wittwen seufzen über ihn, daß er sie unter dem Schein der Freundschaft um ihr Vermögen gebracht habe und viele Väter hätten ihre Kinder nicht ärger strafen können, als da sie ihnen den heuchlerischen Pseudolus zum Vormund bestellt haben. Ich ärgere mich so oft ich den hitzigen, liebloſen und eigennützigen Cyrillus wider die Liebloſigkeit, Hitze und Eigennutz reden höre. Selbst seine Ausdrücke, mit denen er diese Laster bestraft, sind so ungestümm und lieblos, daß sie seinen Charakter und die Bewegungsgründe verrathen aus denen er redet. In seinen Augen sind alle Leute eigennützig, die seine Absichten nicht unterstützen. Ist es nicht ein klarer Beweis von dem äussersten Verfall der

Sitten und dem erſchrecklichen Verderben der Zeiten, daß es Leute gibt, die ſich ſeinen eigennützigen Unternehmungen widerſetzen?

Mir, ſagte Cleanth, iſt ein Gelehrter unerträglich, der bey einer groſſen Erkenntniß und weitläuftigen Einſichten einen ungebeſſerten Willen und ein niederträchtiges Herz hat. Faſt iſt mir die gelehrte Geſchichte ganz unerträglich geworden, die doch ſonſt meine liebſte Beſchäftigung war. Die gelehrte Geſchichte, dachte ich anfänglich, muß die Geſchichte der Tugenden ſeyn. Wo wird man mehr Exempel der reinesten Tugend, der freundſchaftlichſten Neigungen, der groſsmüthigſten Handlungen antreffen, als in den Lebensgeſchichten derjenigen Perſonen, die ihren Verſtand ſo ſorgfältig angebauet und das Reich der Wiſſenſchaften ſo glücklich erweitert haben. Ich ſchäme mich faſt es zu ſagen, wie ſehr ich mich in meiner Meinung betrogen habe. Doch bleibe ich noch immer bey meinem Ausſpruch, daß ein laſterhafter Gelehrter das unerträglichſte Geſchöpf ſey. Ein Buch habe auch alle Eigenſchaften, die es nützlich und beliebt machen können. Es enthalte die gründlichſten und vortreflichſten Gedanken, die mit dem feinſten Witz und in der angenehmſten Schreibart vorgetragen ſind. Es wird mich nur halb rühren, wenn ich weiß, daß der Verfaſſer etwas geſchrieben, welches ſein Herz nicht empfindet und alle ſeine ſchöne Gedanken durch ein häßliches Leben widerlegt. Die Gelehrſamkeit gilt nur in der Maſe bey mir, in der ſie in die Beſſerung des Herzens einen Einfluß hat. Ich

kan mich an den Gedichten des Charienus niemals müde lesen. Jedermann gestehet ihnen grosse Schönheiten zu. Mir gefallen sie deswegen so wohl, weil ich weiß, daß der Verfasser aus keiner andern Ursache die Tugend und Freundschaft so glücklich besungen hat, als weil er selbst das tugendhafteste und zärtlichste Herz hat.

Mir, sagte Arist, ist ein Mensch unerträglich, der in allem, was er thut, nur auf sich sieht und sich gleichsam als den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung betrachtet. Ihn rühret keine fremde Noth, ihn erfreuet kein fremdes Glück. Er betrachtet alles blos nach dem Verhältnisse, welches es gegen ihn hat. Nur diejenigen sind in seinen Augen gerecht, die seine Absichten unterstützen. Der Staat ist verdorben, weil seine Verdienste nicht durch die höchsten Ehrenstellen belohnt werden. Er beschwert sich darüber, daß es so viel unverschämte Leute gibt, weil ihn einige Personen um Gefälligkeiten und Dienste angesprochen haben. Er fliehet alle Gesellschaften, weil er unmöglich sich selbst so lang vergessen kan, um andrer Erzählungen von ihren Angelegenheiten anzuhören.

Mir, sagte Damis, sind diejenigen Leute die unerträglichsten, die man Lustigmacher nennt. Wenn sie in eine Gesellschaft kommen, so nehmen sie sich vor, alles aufgeräumt zu machen. Sie glauben, eine Gesellschaft sey nicht vergnügt, wenn sie nicht durch ein überlautes Gelächter die ganze Nachbarschaft aufmerksam mache. Sie bemühen sich alle Leute lächerlich zu machen von denen geredet wird.

Man

Man solte glauben, sie hielten über alle Leute Register, so genau wissen sie eines jeden schwächste Seite anzugeben. Sie scherzen selbst über die allerheiligsten Dinge, um nur ein Gelächter zu erregen. Sie schonen nicht einmal ihrer Freunde. Es kostet ihnen mehr Ueberwindung einen witzigen Einfall zurück zu halten, als einen Freund zu verliehren.

Mir, sagte ich endlich, ist niemand unerträglicher, als ein Stolzer. Alles, was er redet oder thut, geschieht mit einer Verachtung andrer. Er wird niemals an eines andern Unglück Antheil nehmen, ohne seiner eigenen Fürsichtigkeit und Klugheit eine Lobrede zu halten: Mir, wird er sagen, wäre ein solches Unglück niemals begegnet, ich würde mich besser in Acht genommen haben. Wünscht er jemand Glück zu einer vortheilhaften Begebenheit, so wird er alles dem Glück und einem ungefähren Zufall zuschreiben. Er wird sich wohl fürsehen, diese glückliche Begebenheit des andern Verstand und Klugheit anzurechnen. Mir sind anderer Leute Beleidigungen erträglicher, als seine Wohlthaten. Er erweist niemand eine Gefälligkeit, ohne ihm dabey zu erzehlen, wie vielen Menschen er bereits geholfen habe, und wie undankbar sich die meisten gegen ihn aufgeführet haben. Gehet er in eine Gesellschaft, so stellt er sich für, die ganze Gesellschaft müste ihm für die Ehre seiner Gegenwart verbunden seyn. Er tadelt alle Bemühungen, sie mögen noch so klug und patriotisch seyn, wenn er nicht den größten Antheil daran hat. Lobt er ja etwas,

ſo wird es niemals ohne einen Zuſatz dieſer Art geſchehen: ich lobe ſelten, eine Sache muß ausnehmend gut ſeyn, wenn ſie mir gefallen ſoll. Ich bin ſehr eckel, ich muß es geſtehen. Nichts macht meiner Meinung nach auch den gröſten Verdienſt mehr Ehre, als Beſcheidenheit, und nichts macht Leute von den gröſten Verdienſten unerträglicher als der Stolz.

A. Alceſt.

Achtzehentes Stück.

Dediſcit animus ſero, quae didicit diu.

Senec. Trag.

Den Verfaſſern des Freundes entbietet ſeinen Gruß

Caſpar Squenz, Enkel des berühmten Peter Squenzen, Schulmeiſter zu Rumpelskirchen.

Sie werden ſich wundern, meine Herren, wie ihr Ruhm ſo gar bis nach Rumpelskirchen gekommen iſt, und ſie haben Urſache darauf ſtolz zu ſeyn. Denn ich glaube, Sie müſſen ſehr weit von hier wohnen, und das iſt die Urſache warum ich ihnen ſchreibe. Sie ſollen die Ehre haben einige vortrefliche Neuigkeiten, an denen der ganzen Welt viel gelegen iſt, und die ich mit eigener Hand aufgeſetzt habe, in ihrem Wochenblat zu entdecken. Ich habe ſie zwar ſchon an verſchiedene Vierteljahr-Monat-und

Wochen-

Wochenschriftsteller geschickt um sie einzurücken: aber, meine Herren, sie wissen, was es für eine Sache um den Handwerkneid unter uns Gelehrten ist; keiner hat meine Aufsätze wollen drucken lassen: deswegen will ich sie ihnen schicken. Sie sind, wie ich glaube, neuangehende Schriftsteller, und also werden sie so stolz nicht seyn, als die, die sich schon in der gelehrten Welt durchgebiss n und durchgeschimpft haben. Nun will ich ihnen erzählen, wer ich bin, und wie ich zu ihrem Blat gekommen bin. Ich heisse Caspar Equenz und bin Schulmeister in Rumpelskirchen. Mein Geschlecht führe ich von dem bekannten Peter Equenzber, den sie nothwendig kennen müssen, wenn sie anderst Gelehrte seyn wollen. Ich gieng neulich in die Schenke, und traf dorten von ohngefähr einen reisenden Schneidergesellen an. Wie ich nun gegen Fremde sehr höflich bin, setzte ich mich zu ihm und redete mit ihm von Staatssachen. Wir beschlossen mit einander, daß der Grosstürk gar nichts von der Politick verstebt, und daß er mit dem Schach von Persien Frieden machen solte, als von ohngefähr dem Schneidergesellen seine Pfeife ausgieng; um sie wieder anzuzünden suchte er in der Tasche nach Papier, und da, meine Herren brachte er ihr Wochenblat hersür. Wie ich nun ein Liebhaber von gelehrten Sachen bin, bat ich ihn andres Papier zu nehmen, und nahm ihr Wochenblat und las es, und da entschloß ich mich gleich, ihnen meinen Aufsatz zu schicken. Er handelt von einer sehr wichtigen Sache. In der Jugend erkennt man die Gemüther der Menschen am

besten, und ich als ein Schulmeister muß sie am besten kennen. Nun habe ich unter meinen Jungen sehr viele gefunden, die einen vortreflichen Ansatz haben grosse Leute und vortrefliche Schriftsteller zu werden. Deswegen will ich sie der Welt zum Besten bekannt machen, und man wird aus folgender Liste sehen, was ich für tüchtige Leute in Rumpelskirchen auferzogen habe. Hier ist das Verzeichnis meiner itzigen Untergebenen!

Martin Hartstirn ist gar ein muntrer Junge: er steigt über alle Hecken um seinen Nachbarn Obst zu stehlen; er kan mit der geschicktesten Art seinen Gesellen alles aus der Tasche herausholen. Neulich hatte er mir selbst etwas gestohlen; ich wußte es gewiß und peitschte ihn schrecklich: aber bey alle dem wolte er es nicht gestehen, und läugnete es denen, die es gesehen hatten, mit der größten Herzhaftigkeit. Er wird nicht roth, man mag sagen was man will. Er hat seine größte Freude, wenn er seine Mitgesellen hintereinander hetzen kan. Er lacht sich aus dem Athem, wenn sie sich schlagen, und einer davon gefährlich beschädiget wird. Der Junge wird sich einmal zu einem Advokaten ganz vortreflich schicken.

Crispin Langweil ist einer von meinen geschicktesten Untergebenen. Wenn ich ihm ein Thema aufgebe, so macht er es allzeit sechsmal länger als es seyn solte. Ich schlief neulich dreymal über eines davon ein. Er wird einmal gewiß sehr geschickt in heroischen Gedichten werden.

Peter

Peter Stacheischwein ist ein hübscher Purſche, schade, daß er nur einängig ist und an einem Fusse hinket. Er ist überaus spasshaft; wenn er die Bücher der andern Jungen bekommen kan so gießt er Dinte hinein, oder zerreißt sie. Bald hängt er ihnen Zettel auf den Rucken; bald spielt er ihnen andere tolle Streiche. Er macht sich auch nichts daraus, wenn sie ihn seiner guten Einfälle wegen bisweilen derbe ablepfen. Kurz, er ist ein recht witziger Junge, und wird ein vortreflicher Satyricus werden.

Hans Dumbaupt ist erst zwölf Jahr alt und raucht schon Toback. Er flucht als wenn er es von unsern Junkern gelernt hätte, und trinkt schon fast so gut als der Herr Amtmann. Meine Muthmassung müßte mich sehr betrügen, wenn er nicht einmal ein grosser Kriegsheld wird.

Thomas Lärmgeist ist noch munterer als er; er bekommt fast alle Tage Schläge; er lauft schon allen Mädgen nach; so gar meine Töchter sind vor ihm nicht sicher. Er trinkt Brandwein, und wenn ihm der in Kopf steigt, gibt er auf keinen Menschen etwas. Ich wolte ihn neulich aus der Schule jagen; seiner guten Eigenschaften halber aber habe ich ihm verziehen. Es ist ein recht anakreontischer Mensch, wie mein Herr Pfarrer sagt; er wird ein Poete werden.

Claus Blaustrumpf sieht dumm aus, ist aber der schlaueste Vogel, den man sehen kan. Neulich stellte er sich recht vertraulich gegen mich, und sagte mir, der

Pfarrer hätte mich einen Ignoranten geſcholten: ich wurde böſe und ſchimpfte. Dem Pfarrer hatte der Junge geſagt, ich hätte den Bauren erzählt, der Pfarrer ſchrieb alle ſeine Predigten aus einem groſen Buche. Wir wurden darüber ſo uneins daß wir einander faſt bey den Haaren genommen hätten. Endlich wurde die Sache entdeckt, und Claus Blauſtrumpf ſolte Schläge bekommen. Er fiel auf die Knie, weinete, und bat um Vergebung. Wir verzieben ihm, und thaten ihm nichts. Er gieng hinweg um ſeiner Mutter zu erzählen, ich hätte ihn halb tod geſchlagen. Niemals ſagt der Junge eine Wahrheit, wenn es nicht aus böſer Abſicht geſchieht. Wenn er einem andern ſchmeichelt, ſo thut er es gewiß um ihn zu beſtehlen oder um ihm ſonſt Böſes zu thun. Er wird einen Politikum abgeben, der nicht ſeines gleichen hat.

Polykarpus Schreylaut iſt zwölf Jahr alt geweſen, ohne das A B C zu kennen. Er iſt der dumſte meiner Schüler, bildet ſich aber am meiſten ein, und ſchimpft auf alle andere. Er hat eine vortrefliche Stimme, man hört ihn eine halbe Meile weit, ſo kan er ſchreyen. Wenn unſer Pfarrer einmal einen Subſtituten nöthig hat, ſo wird er ſich vortreflich brauchen laſſen.'

Adam Viereck iſt der ſtärkſte aller meiner Untergebenen. Er hat eine gute Stimme, und ein paar Fäuſte wie Bärentatzen, kan entſetzlich ſchimpfen, und iſt der eigen-

ſin-

ſinnigſte Menſch in der ganzen Gegend, der wird ein gu-
ter Kritikus werden.

Hanns Holzbeck iſt ein hübſcher junger Menſch. — Er lernt zwar nichts, und kommt faſt nicht in die Schule: er iſt aber doch zu allem geſchickt. Ich eſſe alle Sontag bey ſeinen Eltern zu Gaſte, und er giebt mir noch ſo viel zum neuen Jahre als die andern. Es wird einmal ein groſſer Mann aus ihm.

Aus dieſem kurzen Aufſatze können ſie ſehen, was es für geſchickte Köpfe unter uns giebt: durch dieſe hoffe ich ſoll noch Rumpelskirchen recht berühmt werden. Indeſſen empfehle ich mich ihnen

Caſpar Squenz.

* * * * *

Herr Squenz hat recht, da er ſagt, daß ſich die Gemüther der Menſchen auch in der zarteſten Kindheit ſchon zu erkennen geben. Nichts iſt gewiſſer, und man kan aus den Handlungen eines Kindes, wenn man ſorgfältig acht darauf giebt, ſo gut auf die Handlungen des Jünglings ſchlieſſen, als man von den Thaten eines Jünglings auf die Thaten des Greiſen ſchlieſſen kan. Aber es iſt ein Unglück, daß die meiſten Eltern ohngefähr wie Herr Squenz denken, und ihre Kinder zu einem Stande fähig halten, wenn ſie die Fehler haben, die man dieſem Stande zuſchreibt. Verſchiedene Eltern glauben ſehr klüglich zu handeln, wenn ſie den Neigungen ihrer Kinder ganz zuwider handeln, andere folgen ihnen vielleicht allzuſehr. Ich halte die Kinderzucht

für

für so eine wichtige Sache, daß ich ohnmöglich aufhören kan davon zu reden, da ich einmal angefangen habe. Man hat schon viel davon geschrieben; es ist wahr: aber kan man etwas genug anpreisen, auf dem die Wohlfarth und das künftige Glück eines ganzen Landes beruht! Und was haben diese Schriften gefruchtet? man denket nicht daran, der menschlichen Gesellschaft nützliche Mitglieder zu erziehen. Die meisten Eltern sorgen mehr dafür, ihren Kindern einen äusserlichen artigen Anstand anzugewöhnen, als ihr Herz und ihre Denkungsart zu bessern. Die meisten Eltern denken erst daran, daß sie ihre Kinder erziehen müssen, wenn sie sieben bis acht Jahr alt sind. Solte eine vernünftige Kinderzucht nicht von dem Augenblicke angehen, (wenn es möglich wäre ihn zu finden) in welchem die Kinder anfangen die ersten Begriffe zu bekommen. Alles kommt auf die ersten Blicke an, die sie in die Welt werfen. Da ist es die Zeit ihnen gute Empfindungen einzuprägen: aber wo geschichet es? Den kleinen Mädgen sagt man von Kleidern und von dem Ehestande für so bald sie nur allein stehen können, und den Söhnen sagt man von nichts als von Pferden, Degen, Lärmen und Schlagen. Wenn man hört, daß eine ansteckende Krankheit regiert, so schliessen alle Mütter ihre Kinder ein: sollten sie sie nicht vielmehr einschliessen, auf daß sie nicht in Gesellschaft der Narren kämen, die ihnen den grösten Schaden verursachen. Die Thorheiten sind die schwersten Krankheiten, denn sie greifen die Seele an. Die meisten Personen überhäufen die Kinder

der mit närrischen Liebkosungen. Es ist allerdings billig freundlich mit ihnen umzugehen: aber die Art mit der es geschieht, ist fast allezeit fähig die Kinder zu verderben. Was mich am meisten betrübt, ist, wenn ich Leute sehe, die sich alle Mühe geben, den Geiz, die Eitelkeit und den Stolz den unerfahrnen Seelen der Kinder einzuprägen. Es geschieht bisweilen unschuldig: aber es ist allezeit ein unersetzlicher Schade. Wenn die Kinder erwachsen, und man ihre Neigungen zeitig zu entwickeln Gelegenheit gehabt hat, erkennt man erst bisweilen den Schaden, den die ersten Begriffe, die man ihnen eingeflösset hat verursachen: aber dann ist es zu spate. Laura, die itzo mit ihrem Arist auf dem Lande bey einem von seinen Anverwandten ist, hat der Chloe einen Brief geschrieben, in welchem von der Auferziehung einiger jungen Frauenzimmer gesprochen wird. Wir wollen ihn bey dieser Gelegenheit den Lesern mittheilen.

Pheron.

Laurens Brief an Chloen.

Liebste Freundin!

Sie wollen wissen, was ich auf dem Lande anfange: Sie glauben, daß ich mich wieder nach der Stadt sehnen muß. Ja freylich sehne ich mich nach der Stadt, weil Sie und meine übrige Freundinnen darinnen sind: aber sonst würde ich eben kein grosses Verlangen tragen das Land zu verlassen; mein Arist denkt eben so. Herr von Ormon, sein

Vet-

Vetter bey dem wir sind, ist der beste Mann von der Welt. Er hat Verstand, er hat Lebensart und was noch mehr ist, er hat ein gutes Herz. Er wendet alle Mühe an uns die Zeit zu vertreiben, und zweymal angenommen, da ich gezwungen war das steiff Wortgepränge einiger Landjunker anzuhören, war ich recht vergnügt. Gestern hatten wir einen seltsamen Besuch: ich muß ihn Ihnen doch beschreiben, weil ich ohnedem nichts zu schreiben weiß. Den Tag vorher sagte uns Herr von Ormon, wir würden Besuche von zween Landjunkern dem Herrn von Pferdehuf und Herrn von Altzart und von ihren ganzen Familien bekommen. Sie werden, sagte er mir, drey sehr unterschiedene Personen kennen lernen. Herr von Altzart hat eine einzige Tochter, die Herr über ihn und über das ganze Haus ist. Sie darf thun, was sie will; wenn sie sich nur nicht in die Luft wagt; denn diese mögte ihr die Haut verderben. Sie muß alle Nächte, wenn sie sich zu Bette legt, eine Maske für das Gesicht nehmen, und ein paar weise Handschuhe anziehen. Sie bekommt nichts als lauter Näschereyen zu essen; sie kan fast nicht lesen, aber sie kan doch schon die meisten Spiele. Nichts wird ihr untersagt, und alles was sie will geschieht, so ungezogen ihre Einfälle bisweilen sind. Bey einer solchen Auferziehung ist kein Wunder wenn sie unerträglich wird. Ein einzigmal in ihrem Leben hat ihre Mutter mit ihr geschmählt, und das geschahe weil sie von ohngefähr einige Worte mit einem sehr artigen bürgerlichen Mädgen geredet hatte; und dies hielte ihre Fr. Mama ihrem

rem Stande für nachtheilig. Herr Altzart iſt ein Mann der ſonſt in der Stadt für artig gehalten wurde zu der Zeit, da die Galanterien nach dem Geſchmack der Liebesgeſchichte der Europäiſchen Höfe eingerichtet waren. Er hält ſich noch immer dafür, und hat nicht gemerket, daß er aus der Mode gekommen iſt.

Ich lachte über die Beſchreibung dieſer Auferziehung, und Herr von Ormon verſicherte mich, daß die Auferziehung der zwo Töchter des Herrn von Pferdehuf eben ſo lächerlich wäre. Die Aelteſte ſagte er, iſt von ihrer Mutter auferzogen worden, und iſt eine der beſten Köchinnen in der Gegend. Sie verſteht die Haushaltung vortreflich, kan zu ganzen Tägen mit den Mägden ſchmählen, und weiß einige vortrefliche Arzneymittel für krankes Rindvieh. Im übrigen hat ſie nicht einmal den geſunden Verſtand; ſie iſt aberglaubiſch, plauderhaft, boshaft, und dies nennt ihre Mutter die Haushaltung verſtehn.

Die jüngere Tochter hat der Vater lieber. Sie kan nicht leſen, aber ſie kan ein Glas Wein ſo gut vertragen als ihr Vater. Ihr Hauptvergnügen iſt die Parforcejagd; ſie ſoll auch darinnen den geſchickteſten Jägern nichts nachgeben. Sie geht beſtändig in Mannskleidern, redet von nichts als Hunden und Pferden, und giebt ſich die Mühe die Bedienten in ihres Vaters Hauſe zu prügeln, wenn er nicht Zeit dazu hat.

Ich geſtehe, daß ich des Herrn von Ormon Beſchreibung für übertrieben hielte. Des andern Morgens als ich

vom Spatzierengehen zurück kam, sahe ich einige Fremde im Hofe, und schloß, daß es diese Gäste seyn müsten. Ich sah ein Frauenzimmer in Mannskleidern mit zerstreuten Haaren, eine Flinte auf der Achsel, überall im Gesichte zerkratzt, welches mit ganz unanständigen Flüchen auf einen grossen Hund unbarmherzig mit der Peitsche losschlug. Ein ander Frauenzimmer, das auch in einem sehr wunderlichen Kleide steckte, stand dabey und lachte. Ja sagte sie, schlage nur brav zu; er hat mir neulich auch einen Braten aus der Küche gestohlen. Ich möchte doch wissen, sagte die dritte Person, (die ich ihrer Kleidung nach für eine Komödiantin aus einer herumziehenden Bande in ihrer Theaterkleidung gehalten hätte) ich möchte wissen was sie für eine Freude an diesem grossen garstigen Thier haben können! Ich habe mein Mopsgen in meinem Leben noch nicht geschlagen. Hier fieng sie an einen Hund, den sie auf den Arm hatte, zu küssen, und mit ihm so freundlich zu reden, als wenn er ihr hätte antworten können. Ich sah gleich, daß dieses die drey Fräulein waren, von denen uns Herr von Ormen gesagt hatte. Ich erfuhr, daß der Hund Schläge bekommen hatte, weil er ein Wachtelhund war, und einen Hasen gejagt hatte. Die jüngste Fräulein von Pferdehuf verließ uns um in den Stall zu gehen, um wie sie sagte, des Herrn von Ormon Cavallerie zu besehen. Ihre Fräulein Schwester gieng in die Küche zu ihrer Herzensfreundin und Gespielin der Köchin des Herrn von Ormon um ihr einige Neuigkeiten zu erzählen, die sich in dem Dorfe zugetragen

hat-

hatten. Fräulein von Altzart gieng um ſich zu Bette zu legen um noch einige Stunden vor Tiſche zu ſchlafen. Sie war um acht Uhr des Morgens aufgeſtanden, und eine ganze Stunde weit gefahren. Dieſes hatte ihr ein ſo beſtiges Kopfweh zugezogen, daß ſie keinen Schritt zu gehen im Stande war. Ich gieng in das Zimmer, wo ich die Väter dieſer drey Perſonen antraf; ich fand alles wie es Herr von Ormen beſchrieben hatte; den Herrn von Altzart in einem Staate aus dem vorigen Jahrhundert; den Herrn von Pferdehuf mit einem Glas Wein in der Hand, und mit dem völligen Anſtand eines Landjunkers aus den Comödien. Ich hatte die närriſche Auferziehung ihrer Töchter ſo ſehr im Sinn, daß ich mich nicht ganz zwingen konte, ihnen nicht etwas von meinen Meinungen zu verſtehen zu geben. Ich erzählte dem Herrn von Pferdehuf etwas von einer jungen Mannsperſon, die ſich ſchminkte, und allen Gebärden des Frauenzimmers nachahmte. Hierüber fieng Herr von Pferdehuf ganz ungeſtümm zu lachen an, als ich fortfuhr: da ihnen eine Mannsperſon ſo lächerlich vorkommt, die weibliche Sitten oder Unarten an ſich nimmt; was würden ſie denken, wenn ein Frauenzimmer die Unarten der Mannsperſonen an ſich hätte? Er wurde faſt verdrüßlich antwortete mir nicht, und langte nach der Flaſche um ſich einzuſchenken. Seine Frau fieng an von ihrer älteſten Tochter eine Lobrede zu halten. Ich gab ihr recht, und hielt zu gleicher Zeit meiner Köchin eine Lobrede mit den nemlichen Ausdrücken, ſo daß Frau von Pferdehuf

auch anfing finstere Mienen zu machen. Herr von Altzart freuete sich schon, und bat mich ihm meine Meinung von seiner Tochter zu sagen. Ich machte eine geheimnißvolle Mine, und sagte ihm heimlich, ich verstünde mich etwas auf die Wahrsagerkunst, und ich hätte seiner Tochter in die Hand gesehen: es wäre mir leid, daß ich ihm sagen müßte, seine Tochter würde vermuthlich künftig eine schlimme Ehe haben. Und das ist auch ganz natürlich, fuhr ich fort, sie wird nicht immer ihren Willen haben können, wie itzo. Die Zärtlichkeit, mit der man sie auferzogen hat, findet sie bey niemanden als bey ihren Eltern. Sie wird eigensinnig und stolz werden, und sich und ihren Gemahl unglücklich machen, wenn sie noch ferner so gehalten wird, wie bisher. Herr von Altzart wurde tiefsinnig und dachte meiner Rede nach. Ich wünsche, daß meine Aufrichtigkeit oder Bosheit, (ich weiß nicht wie ich es nennen soll) verursachen möge, daß die Auferziehung dieser drey Frauenzimmer vernünftiger wird. Ich ärgere mich allezeit, wenn ich ein junges Frauenzimmer schlecht erziehen sehe; hernach geben die Mannspersonen dem ganzen Geschlecht die Schuld. Sie sind erfahrner als ich Liebste Freundin: schreiben sie doch einmal etwas von der Auferziehung junger Frauenzimmer und lassen sie es in den Freund rucken. Leben sie wohl, ich bin.

Ihre ergebenste

E. Laura.

Neun-

Neunzehentes Stück.

Je suis très eloigné du ceremoniel,
Mais je veux, qu'un ami, quand il me voit, s'epanche,
Et me marque une joye aussi vive que franche.

De Boissi.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren!

Ich bin ein Frauenzimmer und lebe erst seit einigen Jahren in der Ehe. Mein Mann ist sehr eigensinnig und will sich gar nichts einreden lassen; auch nicht einmal in Dingen, deren Verwaltung mir eher zukommt, als ihm. Die gerингste und sanftmüthigste Einrede beantwortet er mit den heftigsten Verweisen und mit der größten Bitterkeit. Beklage ich mich darüber, so ist dieß seine ordentliche Entschuldigung, Mann und Frau sind zur Freundschaft verbunden, gute Freunde aber dürfen einander nichts übel nehmen. Machen Sie dieses Schreiben bekannt, meine Herren! und zugleich ihre Meinung darüber. Vielleicht kommt ihr Wochenblat meinem Manne in die Hände, und so, hoffe ich, wird er eine bessere Meinung von der Freundschaft bekommen. Ich bin ꝛc.

Camilla.

Unsere Leser werden es billigen, wenn wir diesen Brief sogleich beantworten, und gewissen Leuten, wenn es möglich ist, einen bessern Begrif von der Freundschaft beybringen. Die Regel, daß gute Freunde sich unter einander nichts übel nehmen sollen, verdient allerdings eine Prüfung in einer Schrift, die der Freundschaft gewidmet ist.

Es sind zwey Abwege, auf welche Freunde in ihrem äusserlichen Verhalten gegen einander gerathen können. Einige belästigen ihre Freunde mit allzu vielen Höflichkeiten. Andre aber scheinen sich durch die Freundschaft für berechtigt zu halten, alle Zeichen der Achtung gegen ihre Freunde ausser Augen zu setzen. Ich würde gewiß den Herrn Philidor öfter besuchen, wenn er es sich nur abgewöhnen könte, mir allezeit mit der genauesten Sorgfalt diejenigen Höflichkeitsbezeugungen zu machen, die man Fremden schuldig ist. Wir sind schon lang bekannt und es fehlt uns nichts zur völligen Freundschaft, als das ungezwungene und freye Wesen, welches den Umgang eines Freundes unendlich schätzbarer macht, als alle andre Besuche und Zusammenkünfte. Ohngeachtet unserer langen Bekanntschaft kan ich es nicht dahin bringen, daß Herr Philidor, wenn ich ihn besuche, mir nichts von der grossen Ehre meines Besuches vorsagte und mir so viele Freundschaftsversicherungen machte, daß sie mir ein Mistrauen gegen ihn beybringen würden, wenn ich ihn nicht besser kennte. Ich habe ihn so oft gebeten, daß er sich meinetwegen keine Kosten machen solle, und er ist doch der reichste nicht — ich habe ihm so oft die Vorstel-

lung

lung gemacht, daß er durch die Höflichkeiten, die er mir erweiset, anzuzeigen scheine, als sey die Begierde auf fremde Kosten zu schmausen der Bewegungsgrund meiner Besuche, daß ich diese Bitte und Vorstellungen nicht mehr wiederhohlen kan, ohne grob zu werden. Er bleibt dessen ohngeachtet bey seiner Gewohnheit, so oft ich zu ihm komme, einen Verschwender abzugeben. Bitte ich ihn, zu mir zu kommen, so antwortet er allezeit, ich werde die Ehre haben Ihnen aufzuwarten. Kommt er zu mir, und auch dieses geschieht nicht, ohne daß er sich allezeit mit vieler Demuth anmelden läßt, so macht er so viel Umstände, daß ich mir einbilde einen Fremden vor mir zu sehen, der nur deswegen höflich ist, damit ich noch höflicher seyn soll. Ich muß es gestehen, daß mich die Betrachtung dieser übertriebenen Höflichkeit schon oft zurück gehalten hat, da ich auf dem Wege war, zu ihm zu gehen und seines Umgangs zu geniessen, der ausserdem viel reitzendes hat. Ist es denn nicht Marter genug, daß man sich in den ordentlichen Besuchen und Zusammenkünften, welche die Gewonheit unvermeidlich macht, so viel Zwang anthun und das Vergnügen, welches sonst mit einem gesellschaftlichen Umgang verknüpft seyn könte, einem eingebildeten Wohlstande aufopfern muß? Ich habe die Gewonheit, wenn ich einen sogenannten Staatsbesuch abgelegt habe, in die Arme eines vertrauten Freundes zu eilen, um mich wegen der übel zugebrachten Stunden schadlos zu halten und wenigstens einen Theil des Tages, so gering er auch ist, mit wahrem Vergnügen in ei-

nem Umgang des Herzens zuzubringen. Wie? wenn ich nun bey meinem Freund mich eben dem Zwang unterwerfen solte, der mir andre Gesellschaften verdrüßlich macht, wie elend würde mein Leben seyn? Würde mir nicht die Freyheit im gesellschaftlichen Umgange ein ungenossenes Gut bleiben?

Herr Philidor hat in der That noch einen gewissen unrichtigen Begrif von der Lebensart, der ihn zu so übertriebenen Höflichkeiten verleitet. Er hat sich lang in einem Hause aufgehalten, in welchem dem allgemeinen Geständnisse nach eine feine Lebensart herrscht. Und worinnen bestehet sie? In Freundschaftsversicherungen, die man auswendig gelernet hat und in denen mehr die Kunst als das Herz redet, in freundschaftlichen Geberden, die nichts als Verstellung zum Grunde haben oder durch die man höchstens den Ruhm einer gewissen Artigkeit sucht; in sogenannten Höflichkeiten, die gar oft von einer eitlen und rasenden Verschwendung nicht unterschieden sind. Philidors Herz ist zu gut, als daß er Falschheit unter der Larve ehrerbietiger Geberden verstecken solte; er hat sich aber einmal überredet — und ist nicht eine gewisse Eitelkeit der Grund dieser Überredung? — diese äusserliche Artigkeiten, von denen ich geredet habe, stünden ihm sehr wohl an, und unterschieden ihn von Leuten, die keine Welt haben. Man kan es nicht sagen, wie viel die allzugrosse Aufmerksamkeit auf das, was man Lebensart nennt, dazu beyträgt, daß das Herz ungebessert und ungerührt bleibt. Man gibt sich so viel Mühe,

den

den Schein gewisser Tugenden an sich zu nehmen und seine Minen und Geberden darnach auszubilden, daß man die Besserung des Herzens selbst darüber vergißt. Wenn ich eine Ausschweifung machen wolte, so könte ich leicht zeigen, was dieses Vorurtheil von der Lebensart der Kinderzucht vor grossen Schaden bringe. Ist man nicht insgemein damit zu frieden, wenn die Kinder nur den Schein der Tugenden an sich haben, die man ihnen selbst in das Herz pflanzen sollte? Philidor würde sich selbst eine schwere Strafe auflegen, wenn er sich erinnerte, seinen Freund nicht recht complimentirt oder in einem Stück wider das, was er seine Lebensart nennt, gesündigt zu haben. Dieser Zwang aber, den ihm seine allzugenaue Aufmerksamkeit auf seine äusserliche Bezeugungen verursacht, hindert und erstickt in ihm viele der angenehmsten Empfindungen, die der Umgang eines vertrauten Freundes in ihm hervorbringen könte, wenn er sich dem natürlichen und ungekünstelten Ausbruch einer zärtlichen Freundschaft mehr überliesse.

Herr Orgon macht es ganz anders mit seinen Freunden. Er glaubt, sie zu beleidigen, wenn er seine Achtung gegen sie durch äusserliche Zeichen an den Tag legte. Seinen Freunden setzt er keinen andern als sauren Wein vor und wenn sie bey ihm über Nacht bleiben, räumt er ihnen das elendeste Zimmer ein, das er hat. Er macht nicht den geringsten Unterschied, ob seine Freunde allein oder in fremder Gesellschaft bey ihm sind. Neulich besuchte ihn ein Fremder, da eben einer seiner Freunde bey ihm war. Dem

Fremden setzte er Wein vor und seinen Freund ließ er bey dem Wasserglase sitzen, ohne ihm nur seinen Wein anzubieten, mit dem Ausdrucke; dieser Herr ist mein Freund, er nimmt mir es nicht übel.

Es muß allezeit bey der Freundschaft eine Hochachtung zum Grunde liegen, wenn sie beständig seyn soll. Wer jemand zu seinem Freund erwählen kan, gegen den er im Herzen Verachtung hat, der muß es aus den niederträchtigsten Absichten thun. Diese Hochachtung aber, auf welche die wahre Freundschaft sich stützet, wird sich von selbst durch äusserliche Zeichen zu erkennen geben, durch Zeichen, die der Freyheit des Umgangs nichts schaden, und die mehr ein zärtliches Herz als die Bemühung zu gefallen und Kunst entdecken. Man hat die Anmerkung gemacht, daß sobald vertraute Freunde höflicher gegen einander werden, und sich mit mehr Umständen begegnen, als sie sonst gewohnt waren, dieses ein gewisses Zeichen einer einreissenden Kaltsinnigkeit ist, die sich öfters bis zur völligen Vertilgung der Freundschaft vergrössert. Man kan aber auch gewiß glauben, daß Freundschaften unter Personen nicht lang dauren können, die die Grobheit und eine völlige Versäumung des Wohlstandes zum unterscheidenden Merkmal der wahren Freundschaft machen.

Freyheiten, die sogar Annehmlichkeiten haben, so lang Freunde allein sind, werden beleidigend, so bald Fremde zugegen sind. Ein Scherz, der sonst nicht beleidigt haben würde, wird empfindlich, wenn er in Gesellschaft vorgebracht

bracht wird. Der Trieb zur Ehre iſt uns allen angebohren und derjenige muß in der That recht niederträchtig ſeyn, der ſich gar nichts darum bekümmert, was andre vor Meinungen von ihm haben. Begegnet uns nun unſer Freund in Gegenwart anderer mit einer Freyheit, die der Verachtung nahe kommt, hat er uns gleichſam nur deswegen zu ſich gebeten, um den Anweſenden auf unſre Koſten ein Vergnügen zu machen, ſo muß uns nothwendig dieſe Entdeckung kaltſinnig machen. Man weiß ja, daß öfters ein zur Unzeit vorgebrachter Scherz aus vertrauteſten Freunden die tödtlichſten Feinde gemacht hat.

Dasjenige, was man andern ſo gern übel nimmt, und was ſich gute Freunde nicht übel nehmen ſollen, iſt die bey derſelbige Beurtheilung ihrer Fehler. Darinnen beſtehet der gröſte Vorzug der Freundſchaft und ihr wahrer Nutze, daß ſie unſer Herz beſſern ſoll. Wahre Freundſchaft ſetzt Tugend zum voraus und wahre Freunde ſollen ſich untereinander, ſo viel es nur möglich iſt, tugendhafter machen.

Dieſes kan nicht geſchehen, wo nicht einer dem andern ſeine Fehler vorhält und auf ſeine wahre Ehre bedacht iſt. Es verſtehet ſich von ſelbſten daß dieſes mit Liebe, Sanftmuth und Klugheit geſchehen und hierbey alles ſorgfältig vermieden werden müſſe, was mehr den Hofmeiſter und Sittenrichter, als den Freund anzeigt. Ein jeder Freund muß die Gemüthsart des andern kennen und nach dieſer Kenntnis wird er ſeine Erinnerungen einrichten. Er wird ſeinen Freund auf der ſchwächſten Seite angreifen, wo das

Herz den wenigsten Widerstand thut und die beste Zeit und den vortheilhaftesten Ort zu seinen Erinnerungen wählen. Er wird allen Schein vermeiden, der eine Begierde zu tadeln oder sich einen Vorzug über ihn heraus zu nehmen verrathen könte.

Wie viele Eheleute würden vergnügter leben, wenn sie mehr Freundschaft gegen einander hätten und die Erinnerungen der Männer nicht in dem Ton des Herrn, sondern in Ausdrücken des Freundes geschähen!

B. Arist.

Wir theilen itzo unsern Lesern einige Briefe mit, die seit einiger Zeit bey uns eingelaufen sind und bitten einige unserer Correspondenten um Vergebung daß wir ihre Briefe nicht eher bekannt gemacht haben.

Meine Herren,

Ich muß in der That glauben, daß der Herr Fellant, dessen Auszug Sie Ihrem vierzehenten Stück einverleibt haben, mit seiner wunderlichen Erklärung des Ausdruckes, Jemand Ehre anthun, auf mich gezielet habe. Wenigstens kenne ich hier niemand, der geneigter ist, den Leuten Ehre anzuthun, als ich. Ich sehe nicht, wie man jemand eine grössere Probe seiner Hochachtung und Liebe geben könne, als wenn man ihm zu Gefallen etlichen Weinbouteillen den Hals bricht. Die meisten unter denen, welchen ich bishero Ehre angethan habe, erkennen es auch mit Dankbarkeit.

barkeit. Wenige ſind darunter, die nicht oft wiedergekommen wären und gleiche Ehre erwartet hätten. Endlich begreife ich gar nicht, wie man der Meinung ſeyn kan, daß ein Rauſch jemand zur Schande gereichen ſoll. Muß man alle Tage nüchternen Leuten ſo viele Narrheiten zu gut halten, warum ſollte man nicht an einem Betrunkenen wenigſtens ſeine Aufrichtigkeit und unverſtelltes Weſen lieben? Wenn ich den Herrn Foliant und S[illegible] zu kennen die Ehre hätte, ſo würde ich mir es angelegen ſeyn laſſen, Ihnen eine Ehre anzuthun. Ich bin künftigen Sonntag in dem Gaſthofe zum • • • anzutreffen. Ich dächte Sie kämen auch dahin. Ich bin

Meine Herren!

Ihr ꝛc.

Flaſchenkeller.

Meine Herren,

Der wunderliche Foliant hat mich neulich mit ſeiner Erklärung von einem guten Manne ganz unruhig gemacht. Meine guten Freunde haben mich bisher immer den guten Mann geheiſſen. Auch meine Frau ſelbſt hat mir oft dieſes Kompliment gemacht. Aber der wunderliche Foliant hat mir eine Erklärung davon gemacht, die mir ziemlich im Kopfe herum gehet. Hat er im Ernſte geſchrieben oder hat er geſcherzt? Es fehlt wenig, ſo werde ich meinen Freunden verbieten, mich zu beſuchen, wenn ich nicht zu Hauſe bin. Vielleicht hat Herr Foliant mich wohl gar gemeint!

meint! Ach! daß mich meine Ahndungen betrögen. Ich bin ꝛc.

M. H.

Simplicius.

M. H.

Um des Himmels willen! Wenn sie noch ferner wollen gelesen werden, so lassen sie kein Stück mehr drucken, wie das funfzehente war. Ich war eben an dem Tag, da es ausgegeben worden, in meiner gewöhnlichen Frauenzimmergesellschaft, wo ihre Stücke allezeit die Ehre haben abgelesen und von unsern Muthmassungen begleitet zu werden. Gleich der Anfang hat uns verdrüßlich gemacht. Plato hat in den beyden Gesprächen, so fieng Dorinde an zu lesen und so gleich fragte die ganze Gesellschaft, wer ist denn dieser Plato? Wie kommt denn der in die Wochenschrift? Zum Unglück hatten wir keinen Gelehrten bey uns, der uns mit diesem Manne hätte bekannt machen können. Da siehet man es! Diese Leute sind doch bisweilen zu etwas nutz. Dorinde fuhr fort zu lesen, aber die ganze Gesellschaft wäre bey nahe eingeschlafen. Das Stück war ja eine ordentliche Predigt. Schreiben Sie hübsch lustig, meine Herren, und lassen sie die moralischen Betrachtungen weg. Sonsten werde ich aufhören zu seyn

Meine Herren,

Ihr Freund und Leser.

Flattergeist.

Meine

Meine Herren,

Itzo gefällt mir ihre Wochenschrift erst, seit dem ich das funfzehente Stück gelesen habe. Ich mache Ihnen keine Schmeicheley, wenn ich Ihnen sage, daß ich eine tiefe Einsicht in die Sittenlehre und eine grosse Kenntnis des menschlichen Herzens darinnen angetroffen habe. Wie wäre es, wenn Sie sich dieses Stück zu einem Muster Ihrer übrigen Ausarbeitungen nähmen, und überhaupt etwas ernsthafter schrieben! Ich weiß wohl, Sie würden alsdenn von Stutzern und vielen Schönen nicht mehr gelesen werden. Dieß würde Ihnen aber eine grosse Ehre seyn. Ich bin in diesem Falle

Meine Herren,

Ihr Freund und Leser

Hagestolz.

Wir müssen diesen beyden Briefen eine Anmerkung beyfügen. Weder des Herrn Flattergeists noch des Herrn Hagestolzens Vorschlag kan unsern Ausarbeitungen zur Vorschrift dienen. Wir wollen unsre Leser bessern und belustigen. Dahero werden wir alle Gestalten annehmen, die uns nach der verschiedenen Gemüthsart unserer Leser bequem scheinen werden, unsre Absicht zu erreichen. Ist es nicht eine Unbilligkeit, daß Herr Flattergeist nur Stücke verlangt die ihm gefallen, und ist es nicht eben so unbillig, daß Herr Hagestolz haben will, alle unsre Leser sollen keinen andern Geschmack haben, als den seinigen?

Meine

Meine Herren.

Ich habe zwar Ihre Wochenschrift nicht gelesen, aber man hat mir gesagt, Sie sollen moralische Lehren geben, und es ist schon eine hübsche Sache um die Moral, besonders wenn sie recht systematisch vorgetragen wird. Ich schreibe Ihnen um Sie zu bitten, meinem jungen Vettern den Text einmal rechtschaffen zu lesen. Er ist der eigensinnigste junge Mensch, den ich kenne; ich thue alles zu seinem Besten, ich ermahne ihn, ich schmähle: aber es hilft alles nichts. Er hat sich einmal in eine Art von Wissenschaften vergaft, die er die schönen Wissenschaften nennet, gerade, als wenn die andern häßlich wären! Ich sage ihm des Tages tausendmal vor, daß der ganze Plunder nichts hilft; ich stelle ihm so viel ehrliche Leute vor die sich redlich nähren und doch kein Wort davon wissen, und die alle diese schöne Wissenschaften für Neuerungen, Ketzerey und Thorheit halten. Anstatt gerühret zu werden lacht er noch dazu. Neulich fand ich ihn, daß er ein Comödienbuch las; ich nahm es ihm und wolte es in das Feuer werfen: da holte er ein anders neues Buch und wieß mir in dem Register, daß die Leute, die selbst Comödien spielen, am heftigsten darüber eifern. Ich weiß gar nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Neulich erzürnte er mich auf das äusserste: er sagte, daß in den mittern Jahrhunderten der Stolz, die Dummheit und die Macht der Mönche ganz Teutschland so wohl in seiner politischen Verfassung, als hauptsächlich in

Anse-

Ansehung der Wissenschaften in die kläglichsten Umstände gesetzt hätte und dennoch hätten dazumal eifrige Gottesgelehrte gelebt, die sich unter einander die Namen Seraphischer und Englischer Doctors gegeben hätten, spitzfindige Rechtsgelehrte, methodische Aerzte und sehr systematische Philosophen; und dennoch denke man noch mit Abscheu an die damalige Zeiten und nenne sie Zeiten der Barbarey und Unwissenheit. Die Schuld von allem diesen soll, wie mein Vetter sagt, der Mangel der schönen Wissenschaften gewesen seyn. Ich verwieß ihn die Unverschämtheit, die er hatte zu sagen, daß ansehnliche Männer, die heut zu Tag auf die schönen Wissenschaften schmählen, die Barbarey der mittlern Zeiten wieder einführen würden, wenn sie könten. So viele brave Leute Barbaren zu heissen! Verweisen Sie es ihm meine Herren, denn auf mich gibt er nichts. Ich bin

Ihr Diener

E. Sancho Starrkopf.

Zwanzigſtes Stück.

Ille velut fidis arcana ſodalibus olim
Credebat libris, neque ſi male ceſſerat, usqam
Decurrens alio, neque ſi bene, quo ſit, ut omnis
Votiva pateat veluti deſcripta tabella
Vita ſenis.

HORAT.

Fortſetzung von Oronts Tagebuche.

Liebſte Chloe!

Mein Tagebuch hat Ihnen gefallen, wie Sie mir geſagt haben, und ich habe nichts geſucht als ihren Beyfall. Hier ſchicke ich Ihnen noch ein Stück davon, das ich nur kürzlich gefunden habe.

1710.

Den 20. Junius, war ich in einer ſehr groſſen und vermiſchten Geſellſchaft. Diejenigen, die in einer dergleichen Verſammlung eine mittelmäſſige Rolle ſpielen, werden gar nicht bemerkt: man muß entweder beſonders vernünftig oder beſonders närriſch ſeyn, um ſich darinnen hervor zu thun. Zwo Perſonen zogen meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Dem jungen Herrn von Flittergold bezeugte jedermann, beſon-

beſonders das Frauenzimmer, die größte Hochachtung und Liebe: Herr von Stillwerth hingegen wurde von wenigen geſchätzt; man ſetzte ihn unten an die Tafel, niemand dachte daran ihn zu unterhalten; einige witzige junge Herren hatten gute Einfälle über ihn, das Frauenzimmer hielt ſich über ſeine Stellung auf, und Herr von Flittergold begegnete ihm mit einem Stolz, welcher der Grobheit ſehr nahe kam. Ich verwunderte mich darüber; dann Stillwerth ſchien mir Verdienſte zu haben: aber man verſicherte mich, er hätte wenig Vermögen, keine Verdienſte und eine lächerliche Art zu denken. Ich bedaure ihn, denn im Grunde gefallt er mir beſſer als Flittergold, und es ärgerte mich zu ſehen, daß dieſer ihm verächtlich begegnete.

Es iſt doch kein beſſerer Lehrmeiſter als die Zeit. Die Scene hat ſich ſehr verändert. Herr von Flittergold iſt mit ſeinen Verdienſten zu verſchwenderiſch umgegangen; er hat ſein Vermögen durchgebracht, und ſahe ſich nach funfzehn Jahren durch die größte Armuth genöthigt um eine Stelle anzuhalten, von der er ſich wiewohl mit Mühe ernähren konte. Die Perſon, die ihm dazu helfen konte, war eben der Stillwerth, den er ſonſt ſo verachtete, und der ſich durch ſeine Verdienſte zu einem hohen Range empor geſchwungen hatte. Ich fand den armen Flittergold einmal übel gekleidet, und mit einer Miene, die die Strafe aller ſeiner Ausſchweifungen und ſeine Erniedrigung zeigte, in dem Vorzimmer des Stillwerths. Dieſer kam aus ſeinem Zimmer, empfieng ihn

freundlich, und mit einer so gefälligen Art als wenn sich ihre Glücksumstände nicht geändert hätten. Flittergold hingegen hatte statt der freyen und ungezwungenen Stellung, die man sonst an ihm rühmte, eine furchtsame und traurige Art sich auszudrucken. Er zitterte, halb aus Verdruß und Stolz, halb aus Schmerz stiegen ihm die Thränen in die Augen. Stillwerth sagte ihm, so bald er sein Anbringen gehört hatte: Ich sehe aus ihren Umständen, daß sie ihr Amt redlich zu verwalten denken: sie sollen es haben, aber weil es zu wenig einträgt sie zu ernähren, will ich es jährlich mit einer kleinen Summe vermehren, die ich ihnen von dem Meinigen auszahlen lassen will — Flittergold ließ ihm nicht Zeit auszureden, beschämt, voll Bewunderung und Dankbarkeit warf er sich zu Stillwerths Füssen. Was soll ich thun rief er aus, so eine Wohlthat zu vergelten? Nichts, antwortete Stillwerth, als glauben daß man unrecht thut, wenn man jemand ohne Ursache beleidigt oder gering schätzt. Alle Menschen in der Welt können einander dienen; sie sind deswegen in der Welt um es zu thun. Warum wird jemand verachtet, von dem wir nicht wissen, ob er uns in der Zukunft dienen könne? Wir haben alle einander nöthig, und der von dem wir glauben, er würde uns niemals nöthig werden, kan uns bisweilen die größten Dienste erzeigen.

Den 21. Junius. Ich war heute sehr schwermüthig: verschiedene verdrüßliche Zufälle haben mich traurig und

unzufrieden gemacht. Ich erfuhr den Tod eines Bekannten, mit dem ich zwar nie die geringſte Verbindung gehabt hatte und deſſen Tod mich zu einer andern Zeit nicht gerühret hätte. Da er mich aber in dieſem traurigen Zuſtande antraf, vermehrte er meine Melancholey. Ich ſah ihn begraben: als das Leichengepränge vorüber war, blieb ich zwo Stunden in den ernſthafteſten Betrachtungen und in der tiefſten Schwermuth verſenkt bey ſeinem Grabe ſitzen. Die Melancholey, der ich mich völlig überlaſſen hatte, brachte eine beſondere Wirkung hervor. Ich gieng ganz ruhig und mit einem gewiſſen ſtillen Vergnügen hinweg; ich kam noch in Geſellſchaft einiger Freunde, und fühlte die Freude lebhafter als gewöhnlich.

Ich habe erfahren, daß ich allezeit nach den Tagen, in denen ich am fröhlichſten geweſen war, eine heimliche Schwermuth gefühlet habe, die entweder noch Abends oder an den folgenden Morgen niemals ausblieb. Hingegen auf einen Tag, der mit Schwermuth zugebracht wurde, folgte allezeit ein ruhiger Abend. Man empfindet das Vergnügen nie ſo lebhaft, als wenn man vorher traurig war. Es iſt ein beſonderer Zuſtand des menſchlichen Lebens, daß faſt alle Freuden eine Art der Traurigkeit zurücke laſſen, oder gar mit ihr vermiſcht ſind. Jedermann, der ſich ſelbſt prüfen will, muß wie ich glaube, eben das empfinden, was ich empfinde. Ich geſtehe es, daß nicht jede Traurigkeit die Empfindung der Freude zurücke läſſet: ich rede nur von einer ſtillen und

edlen Schwermuth, die unser Herz erhebt und zu grossen Gedanken geschickt macht. Auch nicht jede Freude läßt Traurigkeit zurück, wenn sie gemäßigt und eines Weisen würdig ist. Es giebt auch ernsthafte Freuden, und diese sind die dauerhaftesten.

Ein gesetzter Geist
Mischt zur Freude den Ernst, und fühlt die Freude mehr
Er verkennet das Lächeln
In dem Antlitz der Tugend nicht.

Sammlung vermischter Schriften.

Den 22. Junius. Ich habe diesen Tag eine heftige Gemüthsbewegung ausgestanden. Damon, ein Jüngling, der mit mir von gleichen Jahren und von gleicher Gemüthsart war, wurde durch Unglücksfälle, die er sich selbst zugezogen hatte, gezwungen sein Vatterland, seine Freunde und ein Mädgen welches er auf das zärtlichste liebte, zu verlassen. Alle seine Hofnungen sind dahin; er wird sein ganzes Leben traurig und unglücklich zubringen. Ich sah ihn zum letztenmal Abschied nehmen, ich weinte, alle die ihn gekannt hatten, weinten mit, und wer hätte nicht geweint! Wehe dem Menschen dessen unmenschlich und hartes Herz, das nur zum Haß und zur Bosheit gemacht ist, nicht von den Thränen der leidenden Tugend gerührt wird! Damon selbst weinte nicht, sein Herz war zu beklemmt dazu. Er nahm von seinen Freunden und von seiner Geliebten mit einer Standhaftigkeit Abschied, die mich noch mehr rührte als mich sein Klagen gerührt hatte. Er verlohr sein Vermögen

mögen und alles was er in der Welt ſchätzte auf einmal, und ergab ſich der Vorſicht ohne zu klagen. Ich umarmte ihn, keiner von uns konte ſprechen. Er fieng am erſten an zu reden und ſprach mir Troſt zu. Er warf noch einen Blick auf ſein Mädgen: hier giengen ihm die Augen über, und er mußte ſich auf einen von uns lehnen. Er hob eine Zeitlang die Augen gegen den Himmel, ermunterte ſich wieder, umarmte uns noch einmal, und küßte die Hand ſeines Mädgens. Er ſtieg in den Reiſewagen, der gleich ſo geſchwinde fortgieng, daß er nur noch den letzten Blick auf uns werfen konte. Bald verlohren wir ihn aus dem Geſichte. Ich tadle die Vorſicht nicht: ſie hat die tugendhaften nicht beſtimmt in dieſer Welt glücklich zu ſeyn; ihr Lohn erwartet ſie in einer beſſern. Aber iſt es nicht zu viel ihnen alle Luſt in dieſer wegzunehmen, die ihnen das Leben erträglich machen könte? Iſt Damon nicht allzu unglücklich? und ſolte die Tugend nicht auch in dieſer Welt eine Belohnung haben?

Wie ungerecht waren meine Klagen! wie blind ſind die Menſchen, wenn ſie die Wege der Vorſehung tadeln! Ich habe ſo alt ich bin, noch niemal die Tugend ganz unglücklich und die Laſterhaften ganz ohngeſtraft geſehen. Was ich für Damons Unglück hielt, war ſein wirklich Glück. Der Verluſt ſeiner Glücksgüter hat ſein Herz noch erhöhet; der Verluſt ſeiner Geliebten wurde ſein gröſtes Glück. Ihr Herz war des Seinigen nicht würdig; ſie wurde ihm noch untreu, und vermählte ſich an

einen andern, den sie durch ihre böse Eigenschaften zu Tode gequälet hat, ohngeachtet sie gute Eigenschaften zu haben schien. Damon wurde durch eine Liebste glücklich die seiner besser werth ist. Das Glück gab ihm mehr Güter, als die es ihm entrissen hatte, und wenn er länger an dem Orte seines vormaligen Aufenthalts geblieben wäre, würde er in der That unglücklich geworden seyn. O wenn doch die Menschen einmal sich der Vorsehung ergeben wollten! Alles was geschieht, muß geschehen. Alles was geschieht, muß zum Glück der Menschen dienen. Durch Klagen beleidigt man die Vorsicht, und wenn man in reifen Jahren die Wege der Schickung kennen lernt, wird sie erst in unserm Herzen gerechtfertiget.

Den 23. Junius. Ich suchte mich zu zerstreuen, und besuchte einen Bekannten, bey dem ich aber Gesellschaft antraf, die mich noch verdrüßlicher machte als ich war. Es war Herr Magister Hängekopf, ein Mann der in der Stadt für einen halben Heiligen gehalten wurde, weil er die Hände faltete und betete, wenn er auf der Strasse gieng, und weil er alle andre Leute für gottlos hielte. Die zweyte Person war Herr Schlechtherz, ein Mann der ohne besondern Verstand zu haben, doch vor einen witzigen Mann gehalten wurde, weil er nach der Mode war: aber es war allen Leuten bekannt, daß er zu edlen Empfindungen ganz ungeschickt, und daß sein Herz niedrig und hart war. Herr Hängekopf seufzte über die böse Zeit: Herr Schlechtherz scherzte, aber sehr frostig. Endlich wurde Wein gebracht

und

und die Gäſte wurden munter. Herr Magiſter Hängekopf hatte ſchon bey der dritten Flaſche ſechs neue Ketzer gemacht, und Herr Schlechtherz hatte ſeine gute Einfälle faſt ganz erſchöpft. Aber als die vierte Flaſche auf die Reige gieng, fiengen ſie an ſich ganz zu verändern. Herr Magiſter Hängekopf ſang Lieder, nicht etwa geiſtliche, wie gewöhnlich, ſondern Trink- und Liebeslieder aus dem vorigen Jahrhundert. Er wurde zuletzt ſo weltlich, daß er die unverſchämteſten Reden anfieng. Herr Schlechtherz hingegen wurde auf einmal zu einem groſſen Mann. Er redete von nichts als von der Zärtlichkeit und der Tugend, er umarmte mich, ſagte mir tauſend Freundſchaftsverſicherungen vor, und weinte herzlich dabey; wenn ich den Herrn Schlechtherz allezeit betrunken geſehen hätte, hätte ich ihn für ein Muſter eines zärtlichen und edlen Herzens gehalten. Die Geſellſchaft zertrennte ſich darüber, daß Herr Magiſter Hängekopf ſich mit den andern von der Geſellſchaft ohne Urſache entzweyte: Er kam in einen ſo heftigen Zorn, daß er den Tiſch umſtieß, und auf den andern unbarmherzig loszuſchlagen anfieng. Ich gieng nach Hauſe und machte Betrachtungen darüber, aber doch konte ich auf keine gewiſſe Meinung kommen, ob der Wein die natürliche Geſtalt der Menſchen und ihres Herzens entdecke, oder ob er ſie vielmehr verſtelle und verändere?

Dieſes iſt eine Frage, die ich noch itzo nicht entſcheiden kan. Wenn der Wein die Menſchen in ihrer natürlichen Geſtalt darſtellet, ſo muß Schlechtherz ein ſchätzbarer

Mann und Hängekopf ein Böſewicht ſeyn. Iſt das Gegentheil wahr, ſo muß Hängekopf ein vortreflicher Mann und Schlechtherz ein niederträchtiger Menſch bleiben. Nun bin ich überzeugt, daß alle beede nichts taugen: alſo muß doch wohl ein Mittelweg ſeyn, und der Wein muß theils Perſonen in ihrer natürlichen Geſtalt, theils aber verändert vorſtellen.

Den 24. Junius. Heute vormittag wurde ich von einem Pedanten gequält, der mich von den Sitten der Lacedämonier drey Stunden lang unterhielte, und mich zwang deswegen eine Stunde ſpäter zu Mittage zu eſſen. Nach Tiſche hatte ich das Unglück zu einem Stuzer zu kommen, der von nichts als neuen Moden, Hunden und Pferden mit mir redete. Ich kan nicht entſcheiden, welches das unerträglichſte Geſchöpfe von beyden iſt, ein Stuzer oder ein Pedant.

Dies will ich auch eben itzo nicht entſcheiden: das iſt gewiß, daß ein Stuzer einer von den unerträglichſten Pedanten iſt. Dann wenn alle diejenigen Pedanten ſind, die in ihre Wiſſenſchaften auf eine lächerliche Art verliebt ſind, ſo ſind die Stuzer in ihrer Art die gröſten. Ich habe eine groſſe Menge Spiel- Jagd- Zeitungs- Mode- und ſo gar Kuchenpedanten geſehen, die von nichts zu reden wußten als von Speiſen und ihrer Zurichtung. Ich habe einmal ein paar von dieſen geſehen, die ſich mit einander ſehr entzweyten, weil ſie darüber

ſtritten,

ſtritten, ob in der Brühe eines gewiſſen Gerichtes Mandeln oder Roſinen ſeyn müßten.

Den 25. Junius ſahe ich den Herrn Magiſter Hängekopf, mit dem ich vorgeſtern in Geſellſchaft geweſen war, auf der Straſſe gehen. Ein kleiner Junge bettelte ihn an, er gab ihm Allmoſen und hielt ihm dazu mit lauter Stimme eine ſchöne Rede, in der er ihn zu der Frömmigkeit ermahnte. Ich gieng hernach auf das Feld; auch da ſah ich den Herrn Hängekopf: weil ich ihm aber nachgieng, konte er mich nicht ſehen. Ein von Hunger und Alter entkräfteter Greis ſprach ihn um etwas an, und der heilige Mann wies ihn mit dem größten Ungeſtümm ab, und drohte ihm mit dem Zuchthauſe. Es iſt ein Unglück für den armen Mann, daß er ihn nicht auf freyen Markt um Allmoſen angeſprochen hat, denn da wäre Herr Hängekopf gewiß mildthätig geweſen.

O wie viele Leute handeln wie Herr Hängekopf! Eine gute Handlung unbemerkt zu thun hat vor die meiſten keine Anmuth: wenigſtens erzählen ſie ſie ſelbſt mit einem ſtolzen Vergnügen, das ihnen ſtatt der Belohnung iſt. Je ſtiller eine gute That iſt, deſto gröſſer iſt ſie, und deſtomehr Belohnung hat ſie in der Zukunft zu erwarten. Die tugendhafteſte Handlungen, deren Quelle Stolz und Eitelkeit iſt, verdienen nicht den Namen tugendhafter Handlungen: die Abſicht allein beſtimmt den Werth aller Thaten.

Den 26. Junius. Ich war heute in ziemlich starker Gesellschaft von Frauenzimmer; es wurde von einer abwesenden Person gesprochen. Es ist nichts kluges an ihr, sagte Mademoiselle Lachtaube mit einem grossen Gelächter, sie lacht beständig, und man kan keine drey vernünftige Worte mit ihr reden. Sie hat gar keinen Verstand, sagte Mademoiselle Mannschen. Sie ist unerträglich im Spielen; sie will es verstehen, und verstehet es doch gar nicht, und zankt beständig mit denen, die mit ihr spielen; setzte Mademoiselle Matador dazu. Sie ist gar nicht gut gewachsen, sagte noch ein Frauenzimmer, welches eine Achsel hatte die zwey Schuhe höher stand als die andere. Ich hätte fast das Lachen nicht länger verbeissen können. Wie ist es möglich daß die Menschen so blind zu ihren eignen Fehlern seyn können?

Es gieng mir selbst in der Jugend bisweilen so: ich hielte es an andern für einen Fehler, wenn sie auf alles lächerliche, was sie in Gesellschaft sahen, Acht gaben um sich damit zu belustigen und satyrische Nutzanwendungen daraus zu machen; und darneben merkte ich nicht, daß ich selbst bisweilen in diesen Fehler fiel, den ich an andern tadelte. Es geht den meisten Leuten so. Ein häßliches Frauenzimmer wird leichter eine andre häßlich finden als eine die nicht selbst häßlich ist. Ein Frauenzimmer von einem bösen Herzen und einer schlimmen Aufführung wird allezeit die Keuschheit am meisten im Munde führen, und auf unschuldige Mädgen, die

ſich vielleicht durch eine freye Aufführung verdächtig gemacht haben, am meiſten ſchimpfen. Ein Tugendhafter gibt nicht ſo leicht auf die Fehler ſeiner Nebenmenſchen Acht als jemand der andere Leute ſehr ungern tugendhaft glaubt, weil er es ſelbſt nicht iſt, andere nach ſich beurtheilt und die unſchuldigſten Handlungen von der böſen Seite auslegt. Daß die Leute die am wenigſten Verſtand haben, ſich am liebſten über andere aufhalten, und gern höhniſch ſeyn möchten, iſt eine Wahrheit, die die Erfahrung alle Tage beſtättiget.

Den 27. war ich in Geſellſchaft eines Mannes, den man vor verſtändig hielt Ich hörte daß er auf die ſchönen Wiſſenſchaften ſchmähte, und ſie für unnütz ja gar der Religion für nachtheilig hielt. Ich machte den Schluß daraus . . .

Hier war ein Stück von meinem Tagebuch abgeriſſen, und ich habe davon nichts weiter finden können. Leben Sie wohl liebſte Chloe. Ich bin

Ihr Oront.

Meine Herren!

Sie haben ſich bisher, ich weiß nicht, aus was für einer Urſache verborgen gehalten. Sie haben keinem von denen, die Sie lobten gedankt: Sie haben auf keinen geſchimpft, der ſie tadelte. Kurz wenig Schriftſteller haben ſich noch ſo ſeltſam aufgeführt als Sie. Wenn Sie aber

wirk-

wirklich Menschenfreunde sind, so müssen sie itzo die falsche Schamhaftigkeit, die sie vielleicht zurückhält überwinden, und sich der Welt öffentlich zu erkennen geben. Ich stehe in Gefahr unglücklich zu werden, und das durch ihr Wochenblat. Ich will Sie mit keiner langen Vorrede aufhalten: ich bin der Vetter des Herrn Sancho Starrkopf, von dem sie einen Brief in ihr Neunzehntes Stück gerücket haben. Ich habe von Kindheit an die schönen Wissenschaften geliebt; ich glaubte, ich würde keinen Menschen dadurch beleidigen; ich glaubte, ich würde nicht strafbar handeln, wenn ich diejenigen Stunden, die andre dem Spielen und andern unnützen Zeitvertreib aufopferndem Musen widmete. Dann jeder Mensch muß doch seine Art von Zeitvertreib und von Vergnügen haben, und von ernsthaften Geschäften haben mich die Musen nie abgehalten. Aber ich betrog mich, ich zog mir dadurch Feinde zu. Ich suchte gar keine Ehre durch die schönen Wissenschaften zu erlangen, ich verachtete die nicht, die sie nicht verstanden: aber dennoch wurde mir aus dem unschuldigsten der Vergnügen ein Verbrechen gemacht, und hauptsächlich mein Vetter Herr Starrkopf hielt es für eine unwidersprechliche Wahrheit, daß ein Freund der schönen Wissenschaften zu sonst nichts in der Welt geschickt wäre. Er hat ihnen geschrieben, sie haben seinen Brief drucken lassen, und dieses ermunterte ihn ihr Wochenblat zu lesen. Als er aber aus diesem sahe, daß sie sich einer in unsern Gegenden nicht ganz gewöhnlichen Schreibart bedienten, und Verse in ihr Wochenblat setzten,

wurde

wurde er entſetzlich böſe, und ſchimpfte auf das heftigſte auf ſie. Zu gleicher Zeit fiel es einigen wunderlichen Leuten ein, ich müßte der Verfaſſer des Freundes ſeyn, gleich wurden andere überzeugt, es wäre unwiderſprechlich. So bald ich in eine Geſellſchaft von Frauenzimmer komme, ſo fragen mich einige mit einer ſpöttiſchen Mine: was ſteht gutes Neues im Wochenblate? Andere halten mich für einen unerträglichen Menſchen weil der Begriff, den ſie ſich von einem jungen Schriftſteller machen, der ſchlimmſte iſt, den man nur haben kan. Ich war ſchon mit einem jungen und artigen Frauenzimmer verſprochen: nun will ſie mir ihr Vater nicht mehr geben, weil er auf ihr Wochenblat böſe iſt, und mich für den Verfaſſer hält. Mein Vetter iſt für Zorn auſſer ſich gekommen; er will mich enterben, weil ich meine Zeit mit dergleichen Narrenpoſſen zubringe. Nehmen Sie mir es nicht übel, meine Herren, wenn ich ſeine eigene Ausdrücke verſetze. Nennen Sie ſich, meine Herren, und erretten Sie mich alſo von ſo viel Plagen. Meine vertrauteſten Freunde fliehen mich, und nur ihre Entdeckung kan mich entſchuldigen, denn es will ſich kein Menſch ſeinen Irrthum ausreden laſſen. Sie ſind in ihrem Gewiſſen verbunden es zu thun. Ich werde die ſchönen Wiſſenſchaften verlaſſen müſſen, wenn ſie ſo viele Unruhe machen. Wenn ich ſie perſönlich kennen werde, ſo werde ich mehr ſagen, und Sie verſichern, daß ich mit der größten Hochachtung bin Meine Herren

Ihr fleißiger Leſer.

Philint.

Wie

Wir bedauren den armen Philint! Er wird noch mehr auszuſtehen haben, wenn er in ſeinem Entſchluß ſich den ſchönen Wiſſenſchaften zu weyhen fortfährt: Es gehört eine groſſe Standhaftigkeit dazu. Er wird uns verzeihen, wenn wir ihm ſagen, daß es uns unmöglich iſt uns zu erkennen zu geben. Wir haben uns einmal untereinander in dieſem Punkte zu einer unverbrüchlichen Verſchwiegenheit verbunden. Ein Egyptier wurde einmal von einem von ſeinen Bekannten gefragt: Was iſt es das du unter dem Mantel trägſt? Eben deswegen trage ich es unter dem Mantel, antwortete dieſer, auf daß du nicht wiſſen ſolſt, was es iſt. Dem Herrn Sancho Starrkopf aber müſſen wir ſagen, daß ſein Vetter nicht unter unſerer Geſellſchaft iſt. Philint iſt dem Anſehen nach ein ſehr junger Menſch, und unter uns iſt niemand, der nicht ſchon ziemlich bey Jahren ſeyn ſolte.

E.

Ein und zwanzigſtes Stück.

Oft gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Gellert.

Es iſt ein groſſer Vortheil für uns, daß wir bisher verborgen geblieben ſind. Man würde uns den Eingang in viele Geſellſchaften verſperren oder wir würden doch

wenig-

wenigſtens hundert beſchwerliche Fragen von der forſchenden Neugier müßiger Kundſchafter auszuſtehen haben, wenn wir bekannt wären. Itzo haben wir das Vergnügen in denen Geſellſchaften, wo unſere Blätter geleſen werden, die Beurtheilungen unſerer Aufſätze unbemerkt anzuhören und in unſern Nutzen zu verwandeln. Um die Urtheile derer, die unſre Blätter tadeln, weil ſie überhaupt wider alle Wochenſchriften eingenommen ſind, bekümmern wir uns nichts. Schriften, die nicht gewiſſen Perſonen, ſondern Vorurtheilen und Laſtern den Krieg ankündigen und die unſchuldige Abſicht haben, das Herz der Leſer zu beſſern und zu edlen Empfindungen geſchickt zu machen, können zu keiner Zeit für unnöthig und unnützlich erkläret werden. Die Zahl derjenigen welche dadurch gerührt und gebeſſert werden, ſey noch ſo gering; ſo haben ſie doch etwas zum gemeinen Beſten beygetragen, wenn ſie ihren Zweck nur bey einigen erreichen. Es gibt viele Leute, welche mit ihrer Zeit nicht ſo wirthſchaftlich umgehen, daß ſie nicht einen groſſen Theil derſelben zu eitlen Vergnügungen anwenden ſolten; dieſe Leute ſcheuen alles, was Nachdenken und eine Anſpannung der Kräfte erfodert. Sie geben ſich die Mühe nicht, weitläuftige und ſyſtematiſche Bücher durchzuleſen. Die bloſe Wahrheit gefällt ihnen nicht. Sie muß in verſchiedene Geſtalten eingekleidet und durch allerhand Erfindungen ausgeſchmückt werden, wenn ſie Eingang in ihre Gemüther finden ſoll. Dieſen Leuten kan eine Wochenſchrift inſonderheit nützlich ſeyn. Es iſt wahr, ſie leſen

dieſelbe

dieſelbe nur um ihre Neugier zu befriedigen, um einen Theil ihrer müßigen Zeit ohne beſchwerliches Nachdenken zuzubringen, um eine Materie zur Unterredung zu haben. Doch, indem ſie dieſelbe leſen, ſo werden ſie unvermerkt auf Betrachtungen gebracht, die von wichtigen Folgen ſeyn können. Und was iſt es denn endlich für ein Schade, wenn ſie einige Augenblicke andern Vergnügungen entziehen, die zur Beſſerung des Herzens nichts beytragen? Doch ich will itzo keinen Vertheidiger der Wochenſchriften abgeben, — ihr Werth iſt bereits entſchieden; — ich will nur über die Art zu urtheilen unſren Leſern einige Anmerkungen machen.

Viele unſrer Leſer vergeſſen die Abſicht die unſre Aufſätze haben. Sie glauben darinnen verſteckte Erzählungen der Neuigkeiten, die ſich in der Stadt zutragen, oder doch wenigſtens Anſpielungen auf dieſelben zu entdecken. Hört man ihre Auslegungen über unſre Stücke ſo ſolte man glauben unſer ganzes Herz wäre ihnen bekannt. Sie wiſſen alle die geheimen Triebfedern, die uns bewegen, dieſen oder jenen Aufſatz auszuarbeiten. Sie kennen alle die Perſonen genau, die von uns unter erdichteten Namen abgeſchildert werden. Ich kenne den Damon, ſagte neulich Herr Liebnen zu mir, der ſelbſt das vortheilhafteſte Anſehen nicht hat. Ich kenne die Sylvia und ihre Freundinnen, die ſich über den Damon aufgehalten haben. Ich will mein Leben zum Pfande ſetzen, wenn hier nicht auf eine gewiſſe Geſchichte gezielt wird, die mir erzählt worden iſt. Es

wäre

wäre mir ein leichtes geweſen ihn völlig zu widerlegen, wenn ich mich hätte blos geben wollen. Ich hielte aber nicht für rathſam, ihm eine andre Antwort zu geben als dieſe: es kan ſeyn, daß die Verfaſſer des Freundes auf dieſe Geſchichte gezielt haben, von welcher ſie reden. Allein was haben Sie für einen Grund dieſes ſo zuverſichtlich zu behaupten? Sie müſſen nothwendig in ihrem Leben viele Leute geſehen haben, deren Aeuſſerliches nicht viel verſpricht und Sie müßten ſehr unerfahren ſeyn, wenn Sie nicht viele Frauenzimmer kennten, die ſo denken, wie die Sylvia, und die Schönheit allen andern Verdienſten vorziehen. Herr Liebneu fuhr fort ſeine Muthmaſſung mit allerhand Gründen zu unterſtützen. Wann fehlt es einem Neugierigen, der den Schein ſucht, mehr zu wiſſen, als er weiß, an Gründen, ſeine Muthmaſſungen zu beweiſen? Man wird ihn leichter erzürnen, als von ſeinen Einbildungen abbringen. Das Frauenzimmer inſonderheit beſitzt eine groſſe Stärke in Muthmaſſungen. Sie wiſſen alle Perſonen ihres Geſchlechtes genau, auf welche die Verfaſſer des Freundes ihrer Meinung nach zielen, Sie erkennen ihre beſten Freundinnen in unſern Wochenblättern und freuen ſich heimlich über ihre Entdeckungen. Dieß iſt das ordentliche Schickſal moraliſcher Schilderungen. Ein jeder Leſer weiß ihre wahren Originale ausfindig zu machen. Sich ſelbſt erkennt er niemals in denſelben. Daher kommt es, daß moraliſche Abhandlungen ſo wenig Nutzen ſtiften. Sie werden insgemein durch liebloſe Anwendungen in eine Nahrung der Tadelſucht

verwandelt und selten mit derjenigen Selbstprüfung gelesen, welche der Moral einen vollkommenen Sieg gewähren könte. Wir verabscheuen alle persönliche Satiren und haben niemals die Absicht gehabt, besondre Personen durch unsre Abschilderungen zu beleidigen. Charaktere, die wahr seyn sollen, müssen zwar aus dem gemeinen Leben genommen und so stark, als es möglich ist, gezeichnet werden; doch sollen sie allezeit Charaktere der Laster und nicht der Personen seyn.

Andre unsrer Leser urtheilen von unsren Blättern, um zu urtheilen und in Gesellschaften den Kunstrichter zu spielen. Dieses Stück, sagen sie, ist ganz artig, jenes ist nicht sonderlich, dieses ist mittelmäsig, jenes ist matt und gar zu ernsthaft. Werden sie von einigen Leuten die ihr kunstrichterliches Ansehen nicht als einen zureichenden Grund ansehen, ihre Aussprüche ohne weitere Untersuchung für wahr anzunehmen, befragt, worinnen denn eigentlich das artige, das mittelmäsige, das matte und das allzuernsthafte bestehe, welches sie in einigen Stücken wahrnehmen, so wiederholen sie statt aller Antwort mit grossem Nachdrucke und mit einer viel bedeutenden Mine ihren vorigen Ausdruck, es ist eben artig, mittelmäsig, matt oder zu ernsthaft. Da sie nur Leute sind einen Ausspruch zu thun, und sich um Gründe nicht bekümmern, so sind ihre Urtheile für uns von keinem Nutzen.

Die Urtheile derjenigen Leser machen uns das gröste Vergnügen, welche Billigkeit genug haben, uns nach unsrer

Absicht

Absicht zu beurtheilen und Einsicht genug besitzen, von unsren Stücken vernünftige und gründliche Urtheile zu fällen. Wir haben so viel Achtung für unsre Leser, daß uns ihr Beyfall keinesweges gleichgültig ist, und wir haben ihnen die größte Verbindlichkeit, wenn sie durch vernünftige und gründliche Beurtheilungen etwas dazu beytragen, daß unsre Aufsätze besser und nützlicher werden. Wir empfinden ein wahres Vergnügen, wenn wir ihre Beurtheilungen unbemerkt mit anhören und unsre Ausarbeitungen darnach verbessern können. Oront, den sein Stand und Alter gegen allen Verdacht sicher stellen, daß er an diesen Blättern Theil habe, erzählte mir vor einigen Tagen, er sey in einer Gesellschaft vernünftiger und tugendhafter Männer gewesen, wo un ser siebenzehntes Stück abgelesen worden. Dieses Stück habe der Gesellschaft nicht übel gefallen; nur hätten einige Glieder derselben gewünscht, daß, da der Verfasser gezeigt habe, wie sehr man mit der Benennung eines Unerträglichen im gemeinen Leben spiele, er den Gebrauch dieser Benennung einiger massen festgesetzet und denen, die so freygebig mit derselben umgehen, die Wahrheit besser gesagt hätte. Ich halte diese Erinnerung für gegründet, und will itzo einen Versuch machen, derselben nachzukommen.

Diejenigen, welche so verschwenderisch mit der Benennung eines Unerträglichen umgehen, müssen die Bedeutung dieses Wortes niemals untersucht haben. Es sind Leute von einer leichtsinnigen Gemüthsart, Leute, die überhaupt

gar nichts unterſuchen. Timant nennt diejenigen unerträglich, die er nicht zu Freunden haben mögte. Wenn alle diejenigen unerträglich wären, mit denen wir das Bündnis einer vertrauten Freundſchaft nicht aufrichten mögten, wie groß würde nicht die Zahl der Unerträglichen werden? Es gibt viele Leute, die wir bewundern, die wir lieben, und die wir dem ohngeachtet niemals zu unſren Freunden erwählen werden. Zur Freundſchaft gehört ein vertrauter Umgang und dieſer hängt von einer gewiſſen Aehnlichkeit der Neigungen und von andern Umſtänden ab, die ſich nicht ſo leicht beſtimmen laſſen. Es iſt ohnmöglich, daß wir mit allen Leuten in einem vertrauten Umgange ſtehen können, die unſre Hochachtung verdienen. Man ſiehet alſo leicht, daß diejenigen nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen, die alle Leute unerträglich nennen; welche ſie nicht zu Freunden haben mögten. Oft heiſſen diejenigen unerträglich, die nicht ſo viele Verdienſte beſitzen, daß ſie auf unſre Hochachtung Anſpruch machen können. Kreon heiſt ein unerträglicher Mann, weil er die Gabe der Beredſamkeit und die Kunſt nicht beſitzet, die Gemüther ſeiner Zuhörer durch einen angenehmen Vortrag zu gewinnen. Geront heißt ein unerträglicher Mann, weil es ihm in Verwaltung ſeiner Geſchäfte an einer natürlichen Hitze und Geſchwindigkeit fehlt. Die ſo urtheilen, übereilen ſich ſehr. Wenn alle Leute von mittelmäſſigem Geiſte unerträglich wären, ſo gehörten gewiß diejenigen, die ſo urtheilen, am erſten in dieſe Klaſſe. Leute, die eben keine vorzügliche Gaben und

glänzende Verdienſte haben, können dem ohngeachtet nach dem geringen Maaſe ihrer Kräften brauchbare Glieder der menſchlichen Geſellſchaft und nützliche Bürger eines Staats ſeyn. Wie oft müſſen nicht mittelmäſige Köpfe dasjenige wieder gut machen, was Leute von dem größten und feurigſten Geiſte verwirrt und verdorben haben? Der Unterſchied der Fähigkeiten und Gemüthsgaben hat in den Wohlſtand der Welt einen unläugbaren Einfluß. Würde denn eine Welt von Alcibiaden und Cäſarn die beſte Welt ſeyn? Unerträglich, wenn anders dieſes Wort eine Bedeutung hat, iſt derjenige, der aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden ſolte, der gar keine Nachſicht verdient und eines allgemeinen Haſſes würdig iſt.

Nicht Fehler des Verſtandes, Einfalt, Irrthümer, Mangel am Witze und noch weniger Mangel an Glücksgütern und äuſſerlichen Annehmlichkeiten, ſondern Fehler des Herzens, Bosheiten und Laſter machen einen Menſchen unerträglich. Nur derjenige iſt im ſtrengſten Verſtande unerträglich, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die allerheiligſten Geſetze zu übertretten, der alles Gefühl der Sittlichkeit verlohren hat und gar keiner Beſſerung mehr fähig iſt. Es iſt die äuſerſte Stufe der Unvernunft, andre deswegen zu haſſen und für unerträglich auszugeben, weil ſie andre Meinungen haben, als wir, und unſrer Einbildung nach mit Irrthümern behaftet ſind. Viele Gelehrte haben ſich dadurch eine unvergeßliche Schande zugezogen, daß ſie in ihren Streitigkeiten die Geſetze der Menſchenliebe und

des Wohlstandes übertretten und diejenigen auf die empfindlichste Art angegriffen haben, die nicht so dachten, wie sie. Nichts macht dem menschlichen Geschlechte mehr Schande, als die Geschichte der Religionsverfolgungen. Mein ganzes Herz empört sich, wenn ich die Grausamkeiten betrachte, durch die sich der blinde Religionseifer vielen Zeiten fürchterlich und der vernünftigen Nachwelt abscheulich gemacht hat. Man darf nur die Henriade und die Geschichte des fürchterlichsten Gerichtes, welches jemals gewesen ist, gelesen haben, um gleiche Empfindungen zu fühlen. Warum soll ich denn diejenigen hassen, verfolgen und ausrotten, denen ich weiter nichts fürwerfen kan, als daß sie nicht gleiche Einsichten und gleiche Meinungen mit mir haben? Sind denn Gewaltthätigkeiten, Verfolgungen und Grausamkeiten die Mittel, den Verstand zu überzeugen und die Wahrheit auszubreiten? Elende Wahrheiten, die sich durch ihre eigene Stärke und Klarheit der menschlichen Gemüther nicht bemächtigen können und die Kraft zu überzeugen von der Grausamkeit erborgen müssen! Ein Atheist, der ruhig lebt, der niemand beleidigt, der seine Meinungen nicht ausbreitet, ist mir lange nicht so unerträglich, als ein Weltweiser, der bey der größten Einsicht einen ungebesserten Willen behält, als ein Christ, der seine Erkenntnis durch sein Leben widerleget und entehret. Ich kan niemals an die Christliche Sittenlehre gedenken, ohne ihre Vortreflichkeit und genaue Verbindung mit der Glückseligkeit der ganzen Welt zu bewundern. Sie verbietet uns die

irren-

irrenden zu haſſen und zu verfolgen. Sie ſchreibt uns eine allgemeine und uneingeſchränkte Gütigkeit für, eine Gütigkeit, die uns der Gottheit ähnlich macht. Nach ihren Verordnungen haben alle Menſchen einen gegründeten Anſpruch auf unſre Liebe und Nachſicht, ſie mögen auch durch ihren Glauben und durch ihre Meinungen noch ſo ſehr von uns getrennt ſeyn. Eine göttliche Religion kan unmöglich die Verfolgung predigen. Die Wahrheit bleibt allezeit Wahrheit, ſie mag von vielen oder von wenigen erkannt werden. Die Wahrheit ſelbſt gewinnt und verliehrt nichts durch die Zahl ihrer Verehrer. Die Menſchen müßten nicht mehr die Menſchen ſeyn, die ſie ſind, wenn die Wahrheit alle Irrthümer beſiegen und eine unumſchränkte Herrſchaft über das Geſchlecht der Sterblichen behaupten ſolte. Diejenigen thun der Wahrheit einen ſchlechten Dienſt, welche ihre Rechte auf die Art vertheidigen wollen, wie ein Tyrann ſeine Macht beveſtigt. Der Unterſchied der Meinungen, Irrthümer, Fehler des Verſtandes können alſo an und für ſich niemand unerträglich machen.

Eben dieſes muß man von dem Mangel des Witzes, der Glücksgüter und der äuſſerlichen Annehmlichkeiten ſagen, ohngeachtet es mit zur Mode gehört den Werth eines Menſchen nach dem Witze, nach den Glücksgütern und nach ſeinem Anſehen zu beſtimmen. Die Güte und Rechtſchaffenheit des Herzens kommen nach der herrſchenden Art die Verdienſte der Menſchen zu berechnen, gar nicht in Anſchlag. Ein Menſch, der das beſte Herz hat und nach den edelſten

Grundsätzen handelt, wird nicht so leicht Anhang, Freunde und Bewunderer finden, als ein anderer der mit dem boshaftesten Herzen Witz und die Kunst zu gefallen verbindet. Lysander ist ein Sklave der niederträchtigsten Leidenschaften. Die Tugend ist ihm ein leerer Name und die Sättigung seiner unordentlichen Triebe sein höchstes Gesetz. Er hat noch bisher alle diejenigen betrogen, die ihn mit ihrem Vertrauen beehrten. Dem ohngeachtet ist er in allen Gesellschaften willkommen. Er ist wohlgewachsen, seine Person hat etwas einnehmendes, er weiß den Neigungen der Menschen zu schmeichlen und eine Gesellschaft durch witzige Einfälle zu unterhalten. Man gestehet es, daß er ein Bösewicht ist, doch sagt man, er ist ein liebenswürdiger Bösewicht. Die Anmerkung, die ein römischer Geschichtschreiber in der Lebensbeschreibung des tugendhaftesten und uneigennützigsten Feldherrn der Athenienser gemacht hat, wird durch unzählige Wahrnehmungen bestättiget. Er meldet, daß Aristides einen beständigen Nebenbuhler an dem Themistokles gehabt und daß man aus dem Streit dieser zween berühmten Männer erfahren habe, daß Witz und Beredsamkeit gar oft über die Unschuld und Rechtschaffenheit den Sieg davon tragen. Denn Themistokles, der ein böses Herz, aber mehr Witz, Beredsamkeit und einnehmendes Wesen hatte, als Aristides, glückte es, diesen Mann seinen Mitbürgern verhaßt zu machen, dessen Charakter im Cornelius und Plutarch nicht ohne die größte Bewunderung gelesen werden kan. Lucinde ist vielen unerträglich

und

und heißt eine bäurische Schönheit. Warum? Sie wird noch roth, wenn man ihr ungezogene Sachen vorsagt; sie versteht die Kunst noch nicht, alles lächerlich zu machen und von allen Leuten böses zu reden. Sie ist die Unschuld selbst, sagte neulich Herr Flattergeist mit einer spöttischen Mine. Es ist nach dem itzigen Sprachgebrauche fast eine Schande, die Namen gewisser Tugenden zu führen, unschuldig, aufrichtig, ehrlich zu heissen. Alle diese Worte haben einen gewissen Nebenbegrif bey sich, der unsrem Verstande und unsrer Scharfsinnigkeit wenig Ehre macht. Man sage von jemand, er sey diesem oder jenem Laster ergeben, er habe ein falsches und treuloses Herz, er sey unempfindlich bey dem Unglück seiner Freunde. Er wird lang nicht so unerträglich werden, als wenn man ihm Witz und Annehmlichkeit abspricht.

Verdammte Spötterey, du Weißheit schlauer Thoren!
Die die Unwissenheit von Uebermuth gebohren,
Du hast zu erst bey uns der Dinge Werth verwirrt,
Daß Tugend lächerlich und Laster artig wird.
Seitdem dich in Paris ein Schwarm verwöhnter Jugend
Erwählt zum Gegensatz von Gründlichkeit und Tugend,
Mißkennt sich die Natur in unsern Urtheln oft,
Sie findet Scherz und Spott wo sie Verwunderung hofft,
Da manche That, die doch der Hölle Farben führet,
Zur Schau sich kühnlich trägt und minder schimpft als zieret.

von Haller.

Unser Witz ist abscheulich, so bald er der Unschuld Schaden thut und dem Laster Annehmlichkeiten mittheilet. Der Witz macht uns nur alsdenn eine wahre Ehre, wenn er sich auf Wahrheit gründet und die Tugend erhöhet. Ist nicht unser Herz ein Sitz erhabener Neigungen und Triebe, so ist aller unser Witz Aberwitz, Blendwerk und Arglist. Der gröste Witz bey einem bösen Herzen bildet die grösten Betrüger und die gefährlichsten Bürger. Endlich kan auch der Mangel an Glücksgütern und an einem einnehmenden Ansehen niemand wahrhaftig unerträglich machen. Niedrige Geister! die ihre Vorzüge einem blosen Zufalle schuldig seyn wollen. Die wahre Grösse der Menschen muß etwas eigenthümliches und verdienstliches seyn. Die Schönheiten des Geistes sind die größten Schönheiten. Sie unterscheiden den Menschen von einer schönen Bildsäule und machen ihn des Ranges würdig, welcher ihm unter den Geschöpfen angewiesen worden.

Diejenigen die so geneigt sind, andre unerträglich zu nennen, verrathen ein böses Herz, eine ausschweifende Eigenliebe und einen grossen Mangel an Selbsterkenntnis. Die größten und tugendhaftesten Männer werden ordentlicher Weise in ihren Urtheilen von andern die gelindesten seyn. Ein lebhaftes Gefühl ihrer eigenen Schwachheiten und Unvollkommenheiten macht sie sanftmüthig und bescheiden. Sie fühlen, daß sie Menschen sind und lassen daher auch andern die Rechte der Menschheit wiederfahren. Das sind kleine Geister, die ihren Ruhm auf den Tadel anderer

bauen

denen und sich groß dünken, wenn sie andre herunterſetzen können. Das sind kleine Geister, denen etwas blos deswegen nicht gefällt, weil es mit ihren Meinungen und Neigungen nicht genau übereinstimmt. Das sind kleine Geister, die sich von dem Temperament des Körpers beherrſchen lassen und nicht frey genug denken, ihre Urtheile nach der wahren Beſchaffenheit der Sachen einzurichten.

Man betrügt sich meiſtentheils und ſetzt sich oft verdrüßlichen Folgen aus, wenn man andre aus dem erſten Anblick beurtheilet. Es gehöret oft lange Zeit und eine genaue Erkenntniß dazu den Charakter eines Menſchen mit Gewißheit zu beſtimmen. Der äuſſerliche Schein betrügt gar oft und die Verſtellung iſt im Stande, auch die Klügſten zu verführen. Die Fürſchrift des größten Lehrers, richtet nicht nach dem Anſehen, ſondern richtet ein recht Gericht, iſt ſeiner würdig. Die Erfahrung beweiſet es durch unzählige Beyſpiele, wie gefährlich es ſey, wenn man ſich durch den erſten Anblick und durch das einnehmende Weſen gewiſſer Leute bewegen läßt, ein Vertrauen auf ſie zu ſetzen. Wir halten im Gegentheil oft einen Menſchen für unerträglich, den wir hernach mit Vergnügen unter unſre Freunde aufnehmen würden, da wir ihn genauer kennen. Dorant ſahe die Lucia. Sie ſchien ihm unerträglich und er hielt ſich in allen Geſellſchaften über ſie auf. Er wurde hernach genauer mit ihr bekant und ſie bemächtigte ſich ſeines ganzen Herzens. Er hätte viel darum gegeben, wenn er ſeine vorige Urtheile hätte zurück nehmen können.

Ein

Ein Mensch, der ohne Prahlerey seine Ehre in wahren Verdiensten sucht und in allen seinen Handlungen Menschenliebe zeigt, wird allezeit den Beyfall der vernünftigen und tugendhaften Welt erhalten und damit kan er zufrieden seyn. Er wird den Klugen destomehr gefallen, je weniger er sich selbst gefällt. Kleinen und niederträchtigen Geistern unerträglich zu seyn ist der gröſte Ruhm.

A. Alceſt.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Entweicht, ihr unberufnen Dichter,
Singt auf den Bänken Bauren vor!
Ist für euch Lärmer denn kein Richter?
Sorgt niemand für ein kennend Ohr?

v. Haller.

Alceſt ist endlich mit seiner liebſten Chloe vermählt worden, und vor einigen Tagen wurde sein Hochzeittag recht feyerlich begangen. Alceſt wolte ihn anfangs auf dem Lande halten, niemand als unsere Gesellschaft dabey sehen, und ohne Gepränge sein Glück in seiner ganzen Vollkommenheit empfinden: aber seine Anverwandten und verschiedene Ursachen nöthigten ihn die Plagen eines ordentlichen Hochzeitfeſtes auszustehen; Er muſte den schönſten Tag

seines

seines Lebens meistens unter Narren und verdrüßlichen Leuten zubringen. Ich will unsern Lesern das ganze Hochzeitfest beschreiben; wir waren alle dabey, und da niemand uns für die Verfasser der Wochenschrift des Freunds hielte, konten wir auf alle Gäste sorgfältig Achtung geben. Viele von denjenigen Leuten, die bey der Hochzeit waren, sind unsern Lesern schon bekannt, Herr Johannes Trophonius, Herr Flaschenkeller, Herr Sackspiegel, Frau Falschsinn, Mademoiselle Räbrahm ihre vertraute Freundin Mademoiselle Kochbuch und einige andere. Herr Adam Reimefrüh, der uns auch schon mit einem Brief beehret hat, wurde durch einen von seinen Anverwandten ungebetten mitgebracht, und half die Gesellschaft zieren. Alceſt hatte schon die ersten Verdrüßlichkeiten des Eheſtandes, die närrischen Glückwünschungen überstanden, die ihm von den meisten Gästen gemacht wurden. Einige Fremde die vom Lande waren, quälten ihn am ärgsten mit schönen aus dem Talander auswendig gelernten Reden, die fast eine halbe Stunde dauerten, und in denen sie sich bey jedem Worte bis auf den Boden neigten.

Die Ceremonien der Trauung waren vorbey, und durch nichts gestöhret worden, als durch das Lärmen einiger Stutzer. Wir sassen schon eine Stunde lang bey Tische. Herr Flaschenkeller und Trophonius hatten einander schon ziemlich zugetrunken. Herr Sackspiegel und Jungfer Rährahm waren schon, ohngeachtet sie einander niemal vorher gesehen hatten, so vertraulich miteinander geworden, als

wenn

wenn sie einander von Kindheit auf gekennt hätten. Kurz die Gäste hatten schon meistens Proben von ihrem Charakter gegeben, als Alcesten ein Pack gebracht wurde, den er aufmachte, Papiere darinnen fand, den Titel davon las und sie ohne weiter davon zu reden weggeben wolte, da Herr Adam Reimefrüh ihn mit der größten Hitze bat, der Gesellschaft dieses Gedicht nicht zu mißgönnen: denn man sahe es dem Pack schon an, daß es Hochzeitgedichte waren. Alcest wurde zu seinem grossen Verdruß gezwungen diese Medegedichte herum zu geben. Herr Treybenius fieng an sein Exemplar laut abzulesen, und las folgendes:

Amor im Felde
Oder
Die bombardierte Herzen
Bey der
Hohen Vermählung
Herrn Alcest * * *
Und der * *
Fräulein Chloris *
Um hierüber seine Freude zu bezeigen
Mit poetischer Feder entworfen
Von einem Freund und Diener
Der allzeit bleiben wird
Aufrichtig Redlich

Damit

Damis wollte schon bey dem Titel von dem Tisch aufstehen: ich hielt ihn aber und bat ihn weiter anzuhören was Herr Treyhorns vorlas. Dieser machte einige Anmerkungen über den Titel, und las hernach weiter.

So will dein Herz Chamade schlagen,
Es will ein Krieger, holde Braut!
Das Bollwerk nun zu schleifen wagen,
Das deine Sprödigkeit erbaut.
Doch Amors süsse Nektar-See,
Die überzuckert alles Weh:
Versuch nur zu capituliren
Diana schmückt ihr Sternen Haus
Mit tausend neuen Fackeln aus
Um diesen schönen Tag zu zieren.

Ha, ha, ach das Bollwerk, rief Herr Sackspiegel mit einem lauten Gelächter aus, und schielte nach Madmeiselle Nähradm. Das ist ein recht artig Carmen, versetzte sie, es ist nicht so hochtrabend, man kan es flugs verstehen. Ja man kan es flugs verstehen: also verstehen sie es? antwortete ihr Herr Sackspiegel der noch ärger lachte. Es scheinet einiges Genie und Lebhaftigkeit darinnen zu seyn, sagte Herr Adam Reimefrüh. Genie . . . sagte Treyhorns, welch Elend, man kan nichts abscheulichers lesen. Mich dünket noch über dies, daß das ganze Gedichte aus andern zusammen getragen ist, und ich habe die meisten Ausdrücke in einigen von unsern noch itzt lebenden

den Dichtern geleſen. Herr Reimefrüh wurde blaß und wolte, wie es ſchien, etwas hitzig antworten; aber Herr Mitklug unterbrach ihn: leſen ſie fort. Herr Treyhonius, ich leſe bisweilen ſo luſtige Sachen ganz gerne, ob ich gleich kein Freund der Poeſie bin. Dergleichen Narrenpoſſen nehmen zu viel Zeit weg, und itzo will man ohnedem gar eine wunderliche Art zu ſchreiben einführen. Ach Hanke und Logau, das waren Leute! So gute Dichter bekommt Deutſchland nicht mehr. Ich habe in meiner Jugend mit ihnen manche Kanne Wein ausgetrunken. Geben ſie Acht, ſagte Damis mir ins Ohr, der närriſche Reimefrüh iſt gewiß der Verfaſſer des Gedichts. Man ſieht es gleich an der abgeſchmackten und abgenutzten Art, mit der er ſich am Titel durch zwey groß gedruckte Buchſtaben zu erkennen geben will. Ich gab dem Damis Beyfall; Treyhonius nahm das Gedichte wieder.

Wenn doch, ſagte er, junge Leute ihre Gedichte allezeit von alten erfahrnen Leuten durchſehen und beſſern lieſſen! Ich habe einige Schriften herausgegeben, die der Verfaſſer des Gedichts gewiß nicht geleſen hat. Er würde vernünftiger ſchreiben. Nach dieſen Worten fieng er an weiter zu leſen mit einer richteriſchen Mine, die ein Schriftſteller annimmt, der ſich ſeines Werths bewußt iſt, weil er gedruckt iſt, und folglich alle neuangehende Schriftſteller von Herzen verachtet.

Ja Amor muß beſtändig ſiegen,
Dies macht dir nun dein Schatz bekannt.
Die Freyheit war ſonſt dein Vergnügen,
Nun hat das Blätlein ſich gewandt.
Dein junges Herz, das in der That
Schon manchen Sturm erlitten hat,
Muß nun ein Kriegesmann bezwingen.
Es machte gern mein ſüßger Mund
Eur Lob der ſpaten Nachwelt kund,
Könnt ich wie Anakreon ſingen.

So weit las Herr Treybenius: hier wurde er auf einmal blaß, zerriß das Gedichte mit den Zähnen und warf es mit dem gröſten Ungeſtüm unter den Tiſch. Er konte lang vor Zorn nicht reden, endlich rief er aus: Was! ſolche Leute unterſtehen ſich von Anakreon zu reden oder gar ihm nachzuſingen, die ſeinen Namen nicht einmal recht ausſprechen können. Wann werden die Raupen und das Ungeziefer des Parnaſſus einmal aufhören zu reimen ohne zu denken, und nichts mit vielen Worten zu ſagen. O Zeiten, o Sitten! Wir lachten alle über den wunderlichen Eifer des Herrn Treybenius, der ernſthaft über ein elendes Stück böſe wurde, das zuviel Verachtung verdiente um eine Kritick zu verdienen, als wir im Lachen geſtöhrt wurden. Herr Adam Reimefrüh fiel ohnmächtig von ſeinem Stuhl hinab, und mußte ſo weggetragen werden. Man erkannte gleich aus dieſem Zufall den Verfaſſer des unglücklichen Gedichts. Ich merkte zwar doch, daß es von

einigen geleſen wurde, und daß es der Mademoiſelle Rährahm, dem Herrn Sackſpiegel und dem Herrn Flaſchenkeller ſehr wohl gefiel. Ich konte mich nicht enthalten über den närriſchen Reimefrüh zu lachen: Damis aber ſagte mir mit einer ernſthaften Mine, ich hätte unrecht zu lachen, und dergleichen elende Leute verdienten nur Mitleiden. Wer kan ohne Aergernis ſo viele faſt alle Tage herauskommende Hochzeit- und Leichengedichte anſehen, in denen meiſtens die deutſche Sprache, die geſunde Vernunft ja ſehr oft die guten Sitten ſchrecklich geniſshandelt werden? Ungezogene Zweydeutigkeiten zu ſagen oder zu ſchreiben iſt die leichteſte Art von Witz; deswegen iſt ſie ſo gemein. Eine närriſche Lobeserhebung iſt auch eine leichte Sache. Darum ſind die Hochzeitgedichte mit der erſten Art von Witz, die Leichengedichte aber mit der zweyten verſehen. Ich tadele die meiſten Leute, die dergleichen Schriften verfertigen, gar nicht; ſie thun es des lieben Brods wegen, und es wäre unchriſtlich ihnen dieſes zu mißgönnen: aber diejenigen Leute, die dergleichen Unſinn mit Vergnügen leſen, dieſe verdienen verhöhnt zu werden. Damis hätte vielleicht ſeinen Eifer weiter getrieben: wir wurden aber durch einen Lärmen geſtört: Herr Trophonius und Herr Flaſchenkeller hatten bey einem Glas Wein Freundſchaft miteinander gemacht: über dem Hochzeitgedichte aber wurden ſie uneins. Herr Flaſchenkeller behauptete, es wäre gut, nur wäre es an einigen Stellen zu ſchwer zu verſtehen und zu pedantiſch. Herr Trophonius ſchimpfte über das ganze Gedichte,

und diese beyde neue Freunde wurden zuletzt so kritisch, daß sie einander die grösten Grobheiten sagten. Man stund vom Tisch auf und man fieng an zu tanzen. Jeder von den Anwesenden folgte seiner Neigung und die Gesellschaft wurde freyer. Theils spielten, theils tranken und theils tanzten. Weil ich das Tanzen allezeit für einen angenehmen Zeitvertreib gehalten habe, war ich anfangs von der letztern Parthey, und dieses half mir wirklich von vielen verdrüßlichen Sachen, die meine Freunde auszustehen hatten. Mademoiselle Spielteller wolte Lauren zum Spielen; Herr Flaschenkeller wolte den ehrlichen Oront zum Trinken; einige Stutzerinnen wolten den Damis zu lächerlichen Scherzen und Possen zwingen, da indessen einige Stutzer den Alceſt und seine Braut mit groben Zweydeutigkeiten wobey sie aus vollem Halse lachten, fast zu tode quälten. Alceſt bekleit ein gewisses geistes Wesen, welches allezeit Narren Ehrfurcht einflösen muß, und befreyte sich endlich von ihren thörichten Scherzen. Ich beschäftigte mich, auf alles was vorgieng auf das genaueste Achtung zu geben. Dergleichen Gesellschaften in denen die Freude, die Einigkeit und eine gewisse freundschaftliche Wollust herrschen solten, thun meistens die gegenseitige Wirkung. Man entzweyt sich nicht leichter, beständig herrscht statt der Freude und der Freundschaft entweder Ungestümm oder Unruhe und Haß. Vielleicht ist dieses Schuld daran, daß jederman zu sehr zu gefallen sucht und die beste Rolle in der Gesellschaft spielen mögte. Daraus entsteht ein gewisser Ei-

ser, der nicht allezeit in seinen Schranken bleibt. Ich habe wenigstens nie dergleichen Versammlungen gesehen, in denen nicht einige Personen miteinander unzufrieden geworden wären. Es wurden viele Freundschaften an diesem Tage gestiftet, die wenn die Dünste des Weins das Haupt nicht mehr beschweren, so schnell vergehen werden, als sie errichtet worden. Viele Freundschaften wurden zerrissen und es schien, als wenn viele ihre Zänkereyen auf diesen Tag der Freude verspart hätten. „Ich muß um Vergebung bitten, daß ich des Namens der Freundschaft so mißbrauche: in der That ist hier nur eine Modefreundschaft zu finden. Mademoiselle Kochbuch und Mademoiselle Nährahm, von denen im neunten Stück geredet worden und die so gute Freundinnen waren entzweyten sich auf einmal. Herr von Sackspiegel war gegen Mademoiselle Nährahm gefälliger als gegen ihre Freundin. Dieses war schon eine Ursache zum Risse, und die zwey Frauenzimmer fiengen an, jede an der Kleidung der andern etwas auszusetzen zu haben; einige Minuten darauf fand jede, daß die andere sehr schlecht tanzte, und endlich zeigte sich ihre Feindschaft öffentlich. Mademoiselle Nährahm wolte einen gewissen englischen Tanz anfangen, und Mademoiselle Kochbuch verlangte einen andern. Hierüber zerfielen sie gänzlich, sie gaben einander höhnische Reden und zürnten zuletzt öffentlich. Jede nahm Frau Falschsinn zur Vertrauten an, und jede entdeckte dieser alle Geheimnisse, die sie von ihrer Freundin wußte. Frau Falschsinn gab jeder recht, und eilte weiter

zu

zu erzählen, was beyde ihr vertrauet hatten, und die Anmerkungen, die sie dazu setzte, waren ihrem Charakter vollkommen gemäß. Herr Sackspiegel entzweyte sich mit dem Herrn Westenstolz, weil dieser prächtiger gekleidet war als er, und dieser letztere kam bey Mademoiselle Nährahm mit der er sonst sehr vertraulich gewesen war, in Ungnade, weil er einige Worte mit Mademoiselle Kochbuch nach ihrem Entzweyen geredet hatte, und weil Herr Sackspiegel einen gewissen Pas in einem englischen Tanze besser gemacht hatte als er, hauptsächlich aber weil Herr Sackspiegel ein neuer Liebhaber war, und sie den Herrn Westenstolz schon einige Zeit gekennt und geliebt hatte. Herr Klingklang entzweyte sich mit dem Herren Hausberge. Dieses Paar war Anfangs in eine Nebenstube gegangen; sie hielten das Tanzen für eine Eitelkeit, ja fast für eine Sünde: um darüber zu moralisiren sonderten sie sich von der Gesellschaft ab. Sie seufzten über die Fehler der Jugend und die Wollust der jetzigen Zeiten, und seufzend tranken sie einige Flaschen aus. Sie erinnerten einander an ihre Jugendsünden, erzählten einander lustige Historgen, die sich bey ihrem Freyen und in ihrem Brautstande zugetragen hatten, und scherzten nach ihrer Art miteinander. Hierauf wurden sie recht politisch, und hatten vortrefliche Einfälle zur Verbesserung des gemeinen Wesens. Zuletzt zankten sie sich, weil da sie miteinander von Staatsangelegenheiten redeten, der eine die Parthey des Parlaments, der andre aber der Geistlichkeit in Frankreich nahm. Anfangs belustigten mich diese ver-

schiedene Auftritte: zuletzt aber wurde ich ihrer überdrüßig. Ich gieng mit dem Damis in ein Nebenzimmer; Laura, Ariſt und Cleanth gesellten sich zu uns, um von dem Lärmen, der sie umgeben hatte, auszuruhen. Endlich kam auch Oront, und warf sich ganz ermüdet in einen Lehnstuhl, und sagte uns einen Sittenspruch aus einem alten orientalischen Buch vor; In Gesellschaft der Narren schmeckt der Wein sauer und bey häßlichen Mädgen klingt das Saitenspiel unangenehm. Er war so müde als ich geworden alle Thorheiten, die in der Gesellschaft vorgiengen anzusehen. Zu unsrer grossen Freude gieng sie endlich auseinander, und weil wir dadurch abgehalten worden ein besondres Stück zu schreiben, entschlossen wir uns unsern Lesern diese Beschreibung mitzutheilen, und mir wurde aufgetragen sie aufzusetzen. Weil sie aber den bestimmten Raum unsrer Blätter nicht ausfüllt, haben wir gegenwärtiges Gedicht, so uns von einer unbekannten Hand eingeschickt worden, hier her setzen wollen.

Phe:on

Ode

An Herrn * * *

Schweigt nicht mehr ihr sanften Töne,
Sonst der lächelnden Climene
Und der Fröhlichkeit geweyht!
Fast hätt ich euch ganz vergessen
Unter traurigen Cypressen
In betrübter Einsamkeit.

Aber

Aber wolt ihr einen Weisen,
Wolt ihr einen Helden preisen?
Nein, hierzu seyd ihr zu schwach.
Eilt mit glücklich kühnen Flügeln
Nach des Pindus steilen Hügeln,
Dichter! eilt dem Pindar nach.

Ich will hier im Thale sitzen,
Und euch auf den gähen Spitzen
Ohne Neid von ferne sehn,
Und die Einfalt stiller Heyden
Und der Liebe sanfte Freuden
Mit gedämpftem Ton erhöhn.

Von der Liebe süssen Schmerzen,
Von dem Glück verbundner Herzen,
Goldner Zeiten Ebenbild,
Sing ich: junge Nymphen lauschen,
Leichter Blätter sanftes Rauschen
Zeigt den Busch, der sie verhüllt.

Bei des Erdballs erster Jugend
Nannte man die Freude Tugend
Und die Wollust Zärtlichkeit.
Ohne Kummer — ohne Klage,
Flohn des Lebens ruhge Tage
Und nicht einer ward bereut.

Amor ließ zur Welt sich nieder
Er nur hat vergnügte Lieder
Frohe Sterbliche gelehrt,
Eh des Pindus steile Höhen
Junger Lorbern Grün gesehen,
Junger Musen Lied gehört.

Kommt zurück, vergnügte Sitten!
Wohnt ihr in der Schäfer Hütten?
Nein, auch dort seyd ihr nicht mehr.
Wohin soll mein Blick sich wenden?
Ach es herrscht in allen Ständen
Schwarzer Sorgen stürmisch Heer.

Nur den Weisen fliehn die Sorgen,
Heiter findet ihn der Morgen,
Heiter findet ihn die Nacht.
Ihm nur ist vom Glück gegeben
Froh zu sterben, froh zu leben,
Alles steht in seiner Macht.

Pressen auch der Weisheit Triebe,
Preßt der Zug erhabner Liebe
Seufzer aus der edlen Brust:
Damon! wirklich große Herzen
Sind noch glücklicher in Schmerzen
Als der Thor bey seiner Lust.

Ohne

Ohne Stolz sein Glück ertragen,
In dem Unglück nicht verzagen
Ist sein Ruhm, und seine Pflicht.
Wenn bey rächenden Gewittern
Erde, Meer und Himmel zittern,
Zittert nur der Weise nicht.

Wenn sich auch die Wellen thürmen,
Und der Nord mit zorngen Stürmen
Zu der Schiffer Furcht regiert,
Die voll Angst dem Tage fluchen
Der sie fremdes Gold zu suchen
Von dem sichern Strand geführt.

L.

Drey und zwanzigstes Stück.

Ηνδανε θυμω

HOMER.

Der Mensch hat viele gute Eigenschaften, aber er ist gar zu eigensinnig; sagte neulich ein gewisser Mann, bey dem ich mich befand, von seinem Freunde, der gleich zuvor weggegangen war. Die ganze Gesellschaft gab ihm Recht, und erzählte viele Proben von dem

Eigenſinn ſeines Freundes, unter welchen mir die letzte am merkwürdigſten ſchien. Er iſt ſo eigenſinnig, hieß es, daß er nicht einmal heirathen will. Hier konnte ich mich nicht enthalten, zu lachen. Aber derjenige, der dieſe wichtige Probe von dem Eigenſinn des Abweſenden erzählt hatte, ſagte mit einem ſehr ernſthaften Blick, glauben Sie mir, kein Fehler iſt ſo arg, als der Eigenſinn. Ich hielt es für gefährlich, einem ſo hitzigen Streiter zu widerſprechen, und da er durchaus eine Antwort von mir foderte, ſo antwortete ich blos, daß kein Menſch völlig ohne Eigenſinn ſey. Nun entſtund ein allgemeiner Streit. Weil ich aber kein Freund von Streitreden bin, die in groſſen Geſellſchaften geführt werden, nahm ich meinen Abſchied, und beſchloß, lieber meine Leſer auf eine friedliche Art von dieſer Materie zu unterhalten.

Man iſt ſehr freygebig mit dem Wort Eigenſinn. Herr Glanzreich hatte neulich eine artige Geſellſchaft bey ſich, aber es fehlte noch eine Perſon. Er ſchlug vor den jungen Mentor einladen zu laſſen. O laſſen Sie den Menſchen weg, riefen die Frauenzimmer, er iſt gar zu eigenſinnig. Worinn beſteht denn Mentors Eigenſinn? Er ſpielt nicht.

Ich fragte neulich Herrn Bibulus, warum er mit ſeinem guten Freunde Kleon nicht mehr umgienge? Was ſollte ich mit dem eigenſinnigen Kopf anfangen? ſagte er. Er iſt ein Waſſerſchlucker. Ich brauche

Freunde,

Freunde, die mir, wenn ich einen Schmaus gebe, Hausehre retten helfen.

Nikon hat einen unleidlichen Eigensinn, sagt der witzige Strephon, und überredet viele Leute davon. Ich weiß die Ursache. Nikon bewundert seine witzigen Einfälle nicht, und war neulich gar so wunderlich, daß er in einem besondern Gespräche fortfuhr, wie Strephon der übrigen Gesellschaft ein Sonnet von seiner Arbeit vorzulesen anfieng.

Kratippus heißt eigensinnig, weil ihm seine Bücher lieber sind, als der lärmende Umgang seiner Nachbarn; und Simon, weil er seine Geschäfte nicht versäumen will, um eine Spatzierfarth vorzunehmen.

Rusticus flieht alle Gelehrte, weil er gelehrt und eigensinnig für gleichbedeutende Wörter hält. Er hätte neulich unter vortheilhaften Bedingungen zu einem Mann von Stande kommen können, und seine eigene Umstände sind nicht die besten. Er schlug es aus, so bald er erfahren hatte, daß der Gönner ein Mann von Wissenschaften sey. Ich mag mich mit keinem eigensinnigen Kopf einlassen, sagte er. Mit diesen Leuten kan sich kein Mensch vertragen.

Sehr oft müssen diejenigen eigensinnig heissen, die ihre Grundsätze nicht unsern vorgefaßten Meinungen aufopfern wollen. Charinus ist ein junger Mensch, der sehr gute Eigenschaften besitzt. Pseudolus, der sein Gönner war, suchte ihm neulich zu einer anständigen Bedienung zu helfen.

Er

Er schlug ihm aber solche Mittel dazu für, die Charinus nothwendig verwerfen mußte, weil sie mit seiner Redlichkeit stritten. Seitdem will Pseudolus nichts mehr von ihm hören. Ein Eigensinniger, sagt er, der sein Glück vorsetzlich von sich stößt, um eingebildeten Tugenden zu folgen, verdient meine Gewogenheit nicht.

Lysias hat seine Glücksumstände und zugleich seine Freunde verlohren. Der einzige Phädon ist sein Freund geblieben. Die Feinde des Lysias hassen nun seinen Freund so sehr als ihn selbst. Wird ihn die Welt nicht bedauren? Nein. Phädon verdient unglücklich zu werden. Warum ist er so eigensinnig, es noch mit einem Mann zu halten, der mächtige Feinde hat, und der keinem Menschen helfen kan? So urtheilt die Welt von Phädons Aufführung. Er selbst und vielleicht einige wenige mit ihm nennen sie eine rechtmäßige Standhaftigkeit in der Freundschaft.

Frau von Wassiewill, ist eine junge und reiche Wittwe, und hat also viele Anbeter. Timant war ihr der angenehmste unter allen, und alle vernünftige Leute billigten ihre Wahl. Zum Unglück mußte es geschehen, daß ihre Freundin Pulcheria, die doch von geringern Geschlecht und kaum so reich ist als Frau von Wassiewill, an einen sehr vornehmen Mann verheirathet wurde. Frau von Wassiewill konte eine so ungleiche Austheilung des Glückes nicht leiden. Sie beschloß, ihre gewesene Freundin vor aller Welt lächerlich zu machen, und Timant sollte ihren Anschlag

ſchlag ausführen. Er weigerte ſich es zu thun, weil er glaubte, Pulcheria hätte ihr Glück verdient. Nun iſt ihm Frau von Wakſtewill eben ſo feind, als der Pulcheria. Sollte ſie einen ſo eigenſinnigen Menſchen nehmen? Einen Menſchen, der ſchon als Liebhaber ihr widerſpricht? Was würde er ſich nicht als Ehemann unterſtehen?

Meine Leſer könten ſich mit Recht für beleidigt halten, wenn ich ihnen nicht ſo viel zutrauen wolte, daß ſie an dieſen Beſchuldigungen die Ungerechtigkeit für ſich ſelbſt wahrnehmen könnten. Es iſt auch nicht ſchwer, den Grund von dieſen unbilligen Geſinnungen zu entdecken. Die meiſten Menſchen ſind von ihren eigenen Verdienſten weit mehr eingenommen, als ſie es ſeyn ſollten. keine aber ſind es mehr, als diejenigen, die wirklich die wenigſten Verdienſte beſitzen. Dieſes ſind ſchwache Köpfe, wird man ſagen. Es iſt wahr, aber eben deswegen, weil ſie es ſind, ſo verlieben ſie ſich deſto leichter in ſich ſelbſt, und ſind geneigt, ihr eigenes Verfahren zu einer allgemeinen Richtſchnur für das menſchliche Geſchlecht zu machen. Werden ſie nun gewahr, daß andere und zumal Leute von unwiderſprechlichen Vorzügen, anders handeln als ſie ſelbſt; ſo kan es nicht fehlen, ſie werden dieſe Leute tadeln. Und wann ihnen ihre Einbildungskraft keinen Schein verſchaffen kan, die Handlungen dieſer Leute für beſtimmte Fehler auszugeben, ſo behelfen ſie ſich wenigſtens damit, daß ſie ſagen, derjenige, der nicht nach unſerer Denkungsart verfährt,

will seinem eigenen Kopf zum Troz der gesunden Vernunft folgen; er ist eigensinnig.

Einige andere, die ihren eigenen Vorzügen nicht so viel zutrauen, können es doch nicht unterlassen, die Handlungen eines andern zu mißbilligen, an denen sie etwas ausserordentliches wahrnehmen. Diese Leute, die niemals selbst denken, und ihre Entschliessungen blos nach der Denkungsart des größten Haufens einrichten, halten Gewohnheit und Recht allemal für einerley. Wie kan es fehlen, daß sie denjenigen tadeln, der sich von der gemeinen Aufführung unterscheidet? Sie nennen ihn eigensinnig, weil dieses das bequemste Wort ist, wenn man jemand tadeln will, dem man nicht eigentlich einen Fehler beweisen kan.

Wie freudig werden diejenigen seyn, die man eigensinnig nennt, daß sie einmal einen Vertheidiger gefunden haben! Aber ihre Freude darf nicht zu groß seyn. Ich habe nur diejenigen vertheidigt, die man mit Unrecht so nennet. Die wirklichen Eigensinnigen verdienten eher eine Bestrafung, als einen Schuz, und es wird leicht seyn, zu zeigen, daß ein ähnliches Vorurtheil, nemlich die Meinung, daß ihre eigenen Gedanken allemal die besten seyen, die Quelle ihres Eigensinns ist. Sobald dieses Vorurtheil einen Menschen antrift, der noch von andern Vorurtheilen beherrscht wird, sobald macht es einen wahren Eigensinnigen.

Herr Starrkopf hat sich und die seinigen unglücklich gemacht, weil er sich wider den Rath aller seiner Freunde in Geschäfte einließ, die er nicht verstund, und bey deren Aus-

führung

führung er niemals einer andern Meinung als der ſeinigen folgte. Wenn man ihm vorſtellte, daß er zu einer ruhigen Lebensart erſchaffen ſey, und daß er ſich nimmermehr in die Unruhen und Verwirrungen würde ſchicken können, die bey einer weitläuftigen Handlung unvermeidlich ſind, ſo war ſeine Antwort allemal dieſe: ich muß ſelbſt am beſten wiſſen, was mir nützlich iſt. Nun iſt ſein Vermögen verlohren, die Jahre, die er zur Verſorgung ſeiner Familie hätte anwenden können, ſind vorbey, und ſie ſieht nichts als die empfindlichſte Dürftigkeit vor ſich. Herr Starrkopf tröſtet ſich damit; Ich habe doch meinen Willen gehabt, und es iſt allemal beſſer, bey ſeinen eigenen Anſchlägen unglücklich werden, als wenn man fremden gefolget hätte.

Perpetuus Selbſt beſitzt Wiſſenſchaften, und die Geſchicklichkeit, ſie in einem Amte anzuwenden. Aber er kan ſich nicht überwinden, diejenigen Vorſchriften anzunehmen, die bey öffentlichen Aemtern eingeführt ſind. Er wagt lauter Aenderungen, und Aenderungen in Kleinigkeiten, die aber durch einen verjährten Gebrauch ſo feſtgeſtellt ſind, daß ſie nicht ohne die gröſte Verwirrung unterlaſſen werden können. Widerſetzt man ſich ihm, ſo beſchuldigt er den ganzen Staat in den bitterſten Ausdrücken einer hartnäckigen Verblendung. Man kan leicht urtheilen, wie viel Feinde er haben muß. Fragt man ihn um die Urſache, ſo iſt es keine andere, als die Blindheit der Welt, oder

wohl gar ihre Bosheit. In der That aber ist es sein Eigensinn.

Herr Alleinklug nennt sich den unglücklichsten Mann von der Welt, weil ihm seine Frau und Kinder das Leben bitter machen. Seine Frau, verlangt er, soll mit niemand anders, als mit den Nachbaren Gesellschaft halten, denn er glaubt, daß man an Nachbaren unfehlbar die besten Freunde finden müsse. Sie widersetzt sich ihm, weil der eine Theil ihrer Nachbaren aus verläumderischen, und der andere Theil aus unwissenden und schlechtgesitteten Leuten bestehe. Sein ältester Sohn soll durchaus ein Stallmeister werden, ohngeachtet er eine sehr schwache Brust hat. Den andern hat er zum Kriegswesen bestimmt, ohngeachtet es ein Mensch ist, der ein stilles Leben sucht, und darin glücklich seyn könte. Seine Tochter soll einen Landmann heirathen, und sie hat doch weder Neigung noch Einsicht zu einer weitläuftigen Haushaltung. Weil alle drey gegen seine Anschläge Vorstellungen machen, so müssen sie widerspenstig und ungehorsam seyn. Herr Alleinklug lebt deswegen in täglichem Zorn, und die Seinigen müssen die härteste Begegnung von ihm ausstehen.

Herr Weiberfeind hält das weibliche Geschlecht für den Ursprung alles Unglücks, das den Sterblichen begegnen kan. Er hat es deswegen zu seinem Grundgesetze gemacht, in kein Haus zu gehen, worin eine Frau, oder eine erwachsene Tochter ist. Im vorigen Winter hat er auf einer Reise den Postwagen zween Tage lang nicht verlassen, und

ſich ſo gar das Eſſen auf den Wagen bringen laſſen, weil er zum Unglück vor jedem Wirthshauſe die Frau oder die Tochter ſtehen ſah. Dieſe Erkältung verurſachte ihm eine Krankheit; ein gewiſſer Beweis, wie er glaubt, daß die Weiber an allem Unglück ſchuld ſind.

Der Eigenſinn iſt allen Ständen gemein. Herr Olim predigt alle Zuhörer aus der Kirche, weil er ſeinen Vortrag in der Denkungsart und den Ausdrücken gänzlich nach dem Muſter ſeines Großvaters einkleidet. Er hat ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß ſein Großvater ein berühmter Mann zu ſeiner Zeit die damalige Lehrart gewis nicht würde angenommen haben, wenn er nicht eingeſehen hätte, daß ſie die beſte von allen ſey. Sein Enkel hält es alſo für eine Gewiſſenſache, die Fußſtapfen ſeines Anherrn zu verlaſſen.

Herr Rechtslinks iſt ein abgeſagter Feind von allen Verbeſſerungen des Staats und der Rechtslehre! Wer ihm eine Klageſchrift bringt, die nicht wenigſtens halb lateiniſch iſt und in der nicht ein halbhundert Rechtsgelehrten angeführt wird, der hat gewiß ſeinen Proceß verlohren. Er würde lieber ſein Amt verliehren, als eine Veränderung der Proceßordnung billigen.

Herr Doktor Puls iſt ein groſſer Arzt, aber der eigenſinnigſt: Mann der geſunden werden kan. Das beſte Mittel, eine Krankheit zu heilen verwirft er, wenn es von einem andern vorgeſchlagen wird. Wenn jemand durch Eigenſinn könnte curirt werden, ſo ſtürbe keiner von ſeinen Patienten.

Herr Helfchefatz, der berühmte Philoſoph, kan nirgends Dienſte bekommen, weil er verlangt, daß alle Leute ſo denken ſollen, wie er, und weil er alle diejenigen unwiſſende Leute und nicht denkende Köpfe nennt, die nicht alle ſeine Sätze annehmen. Eine barbariſche und trockne Schreibart iſt in ſeinen Augen eine ſo weſentliche Eigenſchaft eines Philoſophen, daß er alle diejenigen Schriftſteller für ſeichte Köpfe und Feinde der Philoſophie ausgibt, die rein und lebhaft ſchreiben.

Es iſt nichts gemeiner, als die Anmerkung, daß die größten Künſtler die eigenſinnigſten Köpfe ſind. Man weiß ja, daß die Stümper den Eigenſinn öfters als eine Staatsliſt gebrauchen, ſich den Ruhm groſſer Künſtler zuweg zu bringen.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle verſchiedene Arten des Eigenſinns erzählen wollte. Iſt doch ſelbſt mein Schuſter ſo eigenſinnig, daß er keinen Schuh beſſern will, wenn man ihm klagt, daß derſelbe zu eng ſey. Ich muß es beſſer verſtehen, was zu einem Schuh gehört, ſagt er, und iſt mit der Erreichung ſeines Willens ſo wohl zufrieden, daß er es nicht achtet, wenn ihn gleich alle ſeine Kunden verlaſſen.

Ein wahrer Eigenſinniger macht ſich unfehlbar der ganzen Welt in den Stücken unbrauchbar, die in dem Umfang ſeines Eigenſinns ſind. Es iſt noch ein Glück, wenn derſelbe nur Kleinigkeiten betrift. Denn in dieſem Fall kan doch ein Menſch noch in wichtigen Geſchäften nützlich werden.

den. Man kan es z. E. wohl leiden, daß Herr Seufzer beständig ein schwarzes Kleid, und eine Perucke von eben der Farbe trägt, weil er diese Farbe für das Trauerzeichen hält, welches von Rechtswegen alle Menschen wegen ihrer Sünden tragen sollten. Herr Seufzer schadet doch niemanden mit seinem Eigensinn, und er macht alle Hochzeitgäste lustig, wenn er bey diesen lustigen Gelegenheiten in dem Aufzug eines Ritters von der traurigen Gestalt erscheinet. Aber die meisten Eigensinnigen sind schädliche Geschöpfe, weil sie ihre hartnäckigen Vorurtheile in Sachen hegen, die zum Besten ihres Nächsten erfordert werden. Auch in der Freundschaft sind sie beschwerliche Leute, oder eigentlicher zu reden, die meisten von ihnen sind zur wahren Freundschaft unfähig. Wie kan ein Mensch das

dulcis amicis,

das Horaz suchte, an sich haben, der lieber das Leben, als eine vorgefaßte Meinung verlieren will? Alle Pflichten der Freundschaft haben keine Gewalt über ihn, wenn sein Eigensinn ihnen zuwider ist. Und wer einen Eigensinnigen auf der Seite beleidiget, da sein wunderlicher Kopf herrschet, der bekömmt fast unfehlbar einen unversöhnlichen Feind. Wie leicht ist es aber nicht geschehen, daß man einen Menschen auf der Seite seiner Thorheit beleidiget?

Vielleicht erwarten meine Leser einige Vorschriften wider den Eigensinn. Ich muß es gestehen, daß ich ihre Erwartung nicht sonderlich erfüllen kan. Einen Eigensinnigen, der seine Fehler schon zur Gewohnheit hat werden

lassen, zu bessern, ist vielleicht eine unmögliche Sache. Man kan überhaupt sagen, daß ein jeder Mensch in gewissen Stücken eigensinnig ist. Denn alle diejenigen sind es, die in einer Sache ihr Vorurtheil zum Grundsatze annehmen, und den Rath der allgemeinen gesunden Vernunft dabey verwerfen. Man untersuche sich selbst, so wird man finden, daß man in einigen Stücken ein begünstigtes Vorurtheil hegt, welches man selbst nicht anders vertheidigen kan, als dadurch, daß es uns besser gefällt, als alles, was andere vernünftige Leute dagegen sagen können. Weil aber wirklich der Eigensinn sehr oft die Quelle unsers eigenen Unglücks wird, und weil er uns eben so oft verhindert, unsere Bestimmung zum Glück des Nächsten zu erfüllen; so sollte ein jeder es nicht nur für ein Gesetz der Klugheit, sondern auch für eine heilige Pflicht des Lebens halten, daß wir alle Vorurtheile abzulegen verbunden sind, und daß wir in der That dasjenige für ein Vorurtheil zu halten haben, was nicht aus unwidersprechlichen Wahrheiten erwiesen werden kan, und was uns hindern kan, eine einzige Pflicht, von der wir aus andern Gründen überzeugt sind, in besondern Fällen zu beobachten.

F. Arist.

Daß Doris immer spröde bleibt,
Und sich bey meinen Küssen sträubt
Vermindert alle meine Freuden;
Daß Sylvia, die häßlich ist,
Sich schrecklich sträubt, wenn man sie küßt,
Das kan ich leiden.

Mops glaubt, weil seine Frau nicht schmählt,
Daß sonst ihr keine Tugend fehlt,
Stets bleibt sie gegen ihn bescheiden;
Doch daß sie manchen Stuzer küßt? —
Wenn er nur nicht zugegen ist,
Das kan er leiden.

Thrax glaubt ein grosser Mann zu seyn,
Der Thor sagt ja, der Kluge nein,
Ich will ihn eben nicht beneiden;
Daß kleine Narren ihn erhöhn
Weil sie an ihm den Grössern sehn,
Das kan ich leiden.

Wenn man Philine küssen will,
So schreyt sie, niemals hält sie still
Und schwört, sie will die Küsse meiden;
Doch wenn man ihrem Schwur nicht glaubt
Und unerbettne Küsse raubt,
Das kan sie leiden.

Wann nur dem klugen Theil der Welt
Mein Leben und mein Lied gefällt,
Man kan nicht allen Tadel meiden;
Daß Orgon finstre Minen macht
Tartuffe seufzt und Midas lacht,
Das kan ich leiden.

Weil Doris mich gewählet hat,
So redet schon die ganze Stadt
Mit Spotte von uns beyden;
Wir küssen uns und schweigen still
Die Stadt mag denken, was sie will,
Ich kan es leiden.

E.

Vier und zwanzigstes Stück.

Aux depens du bon sens gardés de plaisanter.

Boileau.

Es ist zu bewundern, daß so selten vernünftige Scherze in den meisten Gesellschaften gehöret werden, da doch vielleicht kein Mensch in der Welt lebt, der nicht gerne scherzte und der nicht gerne gute Einfälle hätte. So gar die, die vom Scherzen geschworne Feinde seyn wollen, die ernst-

ernsthafte Sittenrichter, deren Mine niemals heiter wird, scherzen auf ihre Art, und glauben etwas Witziges gesagt zu haben, so gar wenn sie über den Witz und über die Scherze schmählen. Ein systematischer Philosoph glaubt einen sehr guten Scherz vorgebracht zu haben, wann er einen Schluß seines Gegners herum gedrehet hat. Wann ein Kunstrichter schimpft, so glaubt er oft recht fein zu scherzen. Ein teutscher Stutzer glaubt zu scherzen, wenn er Ungezogenheiten sagt, und sich sehr in Acht nimmt ja nicht die geringste Spur des gesunden Verstandes in sein Gespräch zu bringen. Ein Verläumder glaubt bisweilen nur zu scherzen, wenn er seinem Nächsten die Ehre abschneidet. Ueberall dringen sich die frostigen Scherze ein, auf die Kanzeln, in die Gerichtsstuben, vor die Krankenbette, und in die Hörsäle, und es ist ein Unglück, daß gerade diejenige Leute, die am wenigsten zum wahren Scherzen aufgelegt sind, am meisten und am liebsten scherzen. Es last wäre erträglich, wenn er nicht scherzte, aber nein, er hat sich vorgesetzt in der Comödie des menschlichen Lebens den Pickelhäring zu spielen, und er schickt sich gar nicht zu dieser Rolle. Die Lobeserhebungen und das laute Gelächter dererjenigen, die noch weniger Witz haben als er, haben ihn verführt. Nun wird er einmal für einen scherzhaften Mann gehalten; er braucht nichts auf seine Haushaltung zu wenden, denn er ißt beständig zu Gaste, und bezahlt seine Zeche mit Possen, die er gute Einfälle nennet. Es würde ihm leid seyn, wenn es möglich wäre etwas zu sa-

gen, worüber er nicht scherzen könnte: wenigstens kan er allezeit aus der Aehnlichkeit der Wörter, oder wenn er eine Sache verkehrt ausspricht, einen Scherz erzwingen. Dieſes macht ihn überall beliebt; der Herr und die Frau im Hauſe ſehen ihn gern; die Kinder hüpfen vor Freuden, wenn ſie hören daß Gelaſt kommt; die Bedienten lachen hinter den Stühlen und ſagen zu einander: das iſt ein luſtiger Herr! Wer allezeit ſcherzen will, kan ſelten gut ſcherzen. Stutzer und lächerliche Leute glauben oft man lache über ihre Einfälle und man lacht über ſie ſelbſt. Der wahre Scherz iſt allezeit leicht, natürlich und edel; niemals iſt er auf Zweydeutigkeiten, niemals auf Grobheit gegründet. Ein falſcher Scherz iſt meiſtens mühſam, oder wenn er es nicht iſt, ſo iſt er doch allezeit pöbelhaft, unreinlich und ungereimt. Die emblematiſchen Predigten der vorigen Zeiten ſind oft Beyſpiele der närriſchen und unverſchämten Art zu ſcherzen, die von den Kanzeln ganz verbannt ſeyn ſollte. Zu was für unanſtändigen und pedantiſchen Scherzen haben diejenigen Geſetze, die von der Ehe und dergleichen handeln nicht einigen Rechtsgelehrten Gelegenheit gegeben? Wie mancher Kranke iſt über die witzigen Einfälle ſeines Arztes geſtorben? Ich ſchätze einen wahren Scherz ſehr hoch, aber ſo fein er auch iſt, iſt er allezeit bey einer ernſthaften Gelegenheit übel angebracht Ein ſcherzender Moraliſt iſt allezeit gewiß, mehr Beyfall zu erhalten und mehr Nutzen zu ſtiften, als wenn er ernſthaft bleiben und beſtändig Lehren geben wolte: aber ein Moraliſt kan eben auch zur Un-

zeit

zeit ſcherzen, und wirkliche Laſter ſind auſſer dem Scherz. Ich kenne kein gewiſſers Mittel ſich verhaßt und unerträglich zu machen als zu moraliſiren, wenn andere Leute ſcherzen, und zu ſcherzen, wenn andere moraliſiren. Ein feiner Scherz zeigt einen lebhaften Geiſt an; ein ungezogener Scherz aber, ein Scherz der auf Unkoſten der Sitten geht, eine Zweydeutigkeit, iſt das ſicherſte Kennzeichen einer ſchrecklichen Armuth des Witzes und des Verſtandes. Nichts iſt leichter als auf Unkoſten der Religion und der Sitten witzig zu ſeyn, und eben weil es die leichteſte Art des Witzes iſt, iſt ſie ſo gewöhnlich. Es gehört nichts dazu als eine groſſe Unbeſonnenheit, eine unverſchämte Mine, und wenn es hoch kommt ein wenig falſcher Witz. Scherze, welche die, mit denen wir umgehen beleidigen, ſind nicht viel beſſer. Die Scherze ſind nie angenehmer als unter Freunden, aber es gehört zu einem freundſchaftlichen Scherz Vorſichtigkeit und wahrer Witz. Herr Sackſpiegel und Herr Weſtenſtolz zween Stutzer treffen einander auf der Straſſe an. Zum Teufel! ſagt der eine, und ſchlägt den andern mit dem Stock, du biſt ja heute angezogen, als wenn du ein Bräutigam wäreſt. Du Narr, ſagte der andere, biſt du heute wieder betrunken wie geſtern? Schämſt du dich nicht von vier Kannen Wein einen Rauſch zu bekommen? Eine hübſche Art eines freundſchaftlichen Scherzes! Dem Melant iſt ein Unglück begegnet, welches ihm ſchmerzhaft ſeyn muß. Er trift den Cleon in Geſellſchafft an, dieſer fängt an ihn damit aufzuziehen und darüber auf das leichtſinnigſte

zu ſcherzen. Man verweiſet es ihm: O ſagt er, gute Freunde dörfen miteinander ſcherzen! Cleon kennt weder den Scherz noch die Freundſchaft. Jeder vernünftiger Mann muß für dieſen Arten zu ſcherzen einen Abſcheu haben. Leute die von einem gewiſſen Stande und von einer gewiſſen Art zu denken ſind, die ſie von dem niederſten Pöbel unterſcheidet, ſind verbunden einander vernünftig und ſittſam zu begegnen. Sie ſind einander eine gewiſſe Ehrerbiethung ſchuldig, die ſie von einer niedrigen Art zu ſcherzen abhalten ſollte, welche nur den Bootsknechten zu verzeihen iſt. Die Freundſchaft statt ein Recht zu geben ungezogen mit einander zu ſcherzen, ſollte im Gegentheil alle Scherze, die das geringſte Anzügliche haben, verbannen. Nicht allein Ungezogenheiten beleidigen die Freundſchaft; auch ein unzeitiger Scherz beleidiget ſie bisweilen. Damon geht zu dem Sarkaſt ihn um eine Gefälligkeit zu bitten: Sarkaſt ſchlägt ſie ihm ab und fängt an zu ſcherzen. Damon wird betrübt, und verläßt ihn: Sarkaſt eilt dasjenige zu thun um welches ihn Damon gebetten hatte. Er hatte es ihm nur aus Scherz abgeſchlagen: aber er hat ſeinen Freund durch ſeinen unzeitigen Scherz heftiger gekränkt als er ihn durch ſeinen Dienſt verbunden hat. Sarkaſts Einfälle ſind glücklich, aber er iſt in der That zu witzig um zu einer wahren Freundſchaft geſchickt zu ſeyn. Wenn einer von ſeinen Freunden in der größten Betrübniß weint, wird er zwar gerührt werden,

und

und ihn bedauren. Wenn er ihm aber in seinem Schmerz etwas sagen wird, das er lächerlich glaubt, so wird Sar. kast aufhören zu weinen um einige unzeitige Scherze vorzubringen. Er hat auch keinen Freund und es ist seine eigne Schuld. Es ist wahr, daß kein wahrer Freund bey einem Scherz von einem Freunde zornig wird, sollte er auch unbesonnen seyn; aber wenn er zu weit getrieben, und zu lange fortgesetzt wird, kan er wirklich der Freundschaft schaden.

Alceſt.

Es ist ein Brief bey uns eingelaufen, der sich zu diesen Gedanken schickt.

Meine Herren,

Wir schicken uns vollkommen zusammen. Sie sind, wie ich aus einigen von ihren Stücken sehe, scherzhafte und satirische Leute und ich bin auch allezeit ein grosser Freund von dieser Art des Witzes gewesen. Nehmen Sie mich in ihre Gesellschaft auf und ich will Sie mit Satiren auf die ganze Stadt versorgen. Ich habe ein grosses Pack Comödien, Fabeln, Sinngedichte und Lieder fertig liegen, die alle sehr scherzhaft sind. Das schlimmste ist, daß man hier keinen Scherz verstehen will. Ich habe ein witziges Lied auf meinen eignen Vater gemacht, er verstund aber keinen Scherz und enterbte mich. Auf alle Frauenzimmer in der ganzen Stadt habe ich Lieder gemacht, weil sie aber die Wahrheit zu deutlich sagten, mußte ich auf sechs Monate

nate in das Gefängniß. Ich machte neulich ein langes Gedicht auf einen Menschen, von dem ich zwar nichts Böses wußte: aber ich wußte ihm allerhand artige und scherzhafte Erfindungen aufzudichten. Dafür wurden mir, als ich Abends auf der Strasse gieng, fast alle Zähne eingeschlagen. Ich bin itzo noch nicht vollkommen von einem unglücklichen Zufalle, der mir jüngst begegnete, wider hergestellt. Ein junger unbesonnener Mensch, auf den ich eine Satire gemacht hatte, schlug mich so lange mit dem spanischen Rohr, bis er so müde vom schlagen wurde, als ich es selbst war Schläge zu bekommen. Ich klagte einigen Leuten mein Unglück. Diese lachten mich aber aus und sagten mir, dies wären die ordentlichen Einkünfte eines satirischen Dichters. Lehren Sie doch in ihrem Wochenblat die Leute besser Scherz verstehen und geben Sie mir Nachricht, wer Sie sind, auf daß ich Ihnen mit meinen Ausarbeitungen dienen kan. Ich bin

M. H.

Ihr Diener

Hans Unverschämt,

Stadtsatirikus allhier.

Wenn Herr Unverschämt fortfährt, Pasquille für artige Scherze zu halten, so wird er die kleinen Abentheuer, die er sich zuzieht, auch für scherzhafte Einfälle derjenigen, die ihn geschlagen haben und künftig noch schlagen werden, zu halten gebeten. Wer selbst werden uns ihm nicht zu erkennen

geben,

geben, aus Furcht, es mögte ihm auch über uns zu ſcherzen belieben.

Ode
Dronks an ſeine Leyer.

Ihr ſchweiget nun, geliebte Saiten,
Es weckt euch weder Luſt noch May,
Die Zeit vergnügter Zärtlichkeiten,
Die Zeit der Wolluſt iſt vorbey.
Ein ſtiller Ernſt ſchwächt alle Triebe,
Die Muſen fliehen mit der Liebe,
Des Lenzes Reitz iſt allzuſchwach.
Die Kränze die mein Haupt bekrönen,
Die Gaben günſtiger Camönen,
Verwelken endlich nach und nach.

O Leyer, vormals mein Vergnügen,
Wie fröhlich war nicht ſonſt dein Klang,
Du kontteſt Zeit und Gram betrügen,
Die Sorgen floben beym Geſang.
Bald ſang ich Chloens Grauſamkeiten,
Dann ſeufzten ihr getreue Saiten
Und Thränen linderten den Schmerz.
Bald ſang ich von der Liebe Freuden,
Mein Lied ertönte durch die Heyden
Und rührte junger Schönen Herz.

So

So seyd ihr hin, beglückte Stunden!
Ach ich empfand euch öfters kaum.
Ihr seyd so schnell so leicht verschwunden,
Als in der Sommernacht ein Traum.
Getäuscht von Jugend und Vergnügen
Wußt ich mich selbsten zu betrügen,
Und glücklich seyn dieß meine Pflicht.
Nun seh ich, daß es Träume waren,
Mein Wahn entflohe mit den Jahren:
Doch ach wie glücklich war ich nicht!

Sonst wenn die Musen mich entzückten
Vergaß ich oft des Lebens Pein;
Ein Busch den Lenz und Morgen schmückten,
Schien mir ein Helikon zu seyn.
Ich glaubte dort ein Hirt zu werden,
Es flohn die wirkliche Beschwerden
Von sanfter Träumerey besiegt;
Ich sang, mit fröhlichem Erstaunen
Belauschten mich die leichte Faunen;
Ihr Chor umtanzte mich vergnügt.

Bald sah ich in dem Hayn von weiten,
Im Hayn den Dichtern nur bekannt
Selinden mit Sylvandern streiten
Weil er des Busens Schmuck entwandt.
Sie zürnet, doch nicht ihre Blicke,
Sie fallen schmachtend sanft zurücke
Auf den der ihre Glut erzeugt.

Sie

Sie zürnet, ſie erblickt ihn wieder,
Sie ſchlägt die Augen ſchamhaft nieder,
Er klagt, ſie ſeufzt, er küßt, ſie ſchweigt.

Bald ſah ich leichter Schäfer Reyhen,
Es lehrt ſie ſtatt der Kunſt die Luſt.
Das Tönen freudiger Schallmeyen
Dringt zitternd in die junge Bruſt.
Es ſieht mit ſchlauerem Entzücken
Mit feuriger gewordnen Blicken
Der Jüngling nach der Schäferin.
Mit ſchnellem Fuß mit leichtem Kleide
Rauſcht ſie beſeelt von muthger Freude
Mit frohem Ungeſtüm dahin.

Doch ihr verfliegt, geträumte Freuden
Es bleibt ein traurger Ernſt zurück:
Von dir, o Muſe, ſoll ich ſcheiden,
O Leyer! o mein vorges Glück!
Hier ziere die belaubten Aeſte,
Wo nur berührt vom Hauch der Weſte
Die Saite zitternd ſich bewegt,
Hier in den dichteriſchen Gründen,
Wo jeder Baum in treuen Rinden
Den ewgen Namen Chloens trägt.

E.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Amicitia a natura data eſt, vt, quoniam ſolitaria non poſſet virtus ad ea, quae ſumma ſunt, peruenire, coniuncta et ſociata cum altera perueniret; quae ſi quos inter ſocietas aut eſt, aut fuit, aut futura eſt, eorum eſt habendus ad ſummum naturae bonum optimus beatiſſimusque comitatus.

Cic.

Eine bloſe Uebereinſtimmung in den Neigungen und Abſichten iſt noch lange nicht das unterſcheidende Merkmal der wahren Freundſchaft. Dieſe Uebereinſtimmung der Neigungen und der Abſichten ſey noch ſo groß, ſie ſtifftet keine wahre Freundſchaft, ſo lange die Neigungen und Abſichten, in denen man übereinſtimmt, nicht edel und tugendhaft ſind. Man würde den Namen der Freundſchaft ſehr entheiligen, wenn man ihn einer Bande Räuber oder einer Rotte Rebellen beylegen wollte und doch zeigt ſich bey beyden eine genaue Uebereinſtimmung der Neigungen und Abſichten. Eine Uebereinſtimmung in edlen Neigungen und tugendhaften Abſichten allein verdient mit dem Namen der Freundſchaft beehrt zu werden. Dieſe beſtimmt den Werth der Freundſchaft und verewigt ihre Dauer.

Die

Die Freundſchaft iſt nichts anders, als eine gegenſeitige Zuneigung tugendhafter Gemüther, die aus der Aehnlichkeit edler Neigungen und Abſichten entſpringt und eine Begierde wirkt, das Glück unſrer Freunde mit mehr als gemeiner Sorgfalt zu befördern. Die Freundſchaft hat überhaupt ihren Grund in dem Triebe zur Geſellſchaft, der allen Menſchen angebohren iſt. Doch unter der gröſſern Anzahl von Menſchen, mit denen uns unſer Schickſal vereinigt hat, und denen wir allen die Pflichten der Gerechtigkeit und Gütigkeit ſchuldig ſind, gibt es einige, deren Geſellſchaft und Umgang wir insbeſondre ſuchen und gegen die wir eine mehr als gemeine Zuneigung ſpüren. Dieſe Zuneigung entſpringt aus der Aehnlichkeit der Neigungen und Abſichten und wenn dieſe edel und groſsmüthig ſind, ſo ſtiftet dieſe Aehnlichkeit eine wahre und dauerhafte Freundſchaft.

Es iſt uns natürlich, daſs wir diejenigen lieben, die ſo denken und ſo handeln, wie wir. Man mag nun dieſes Eigenliebe heiſſen oder was man will; genug, einen jeden überzeuget ſeine Empfindung hiervon. Sind wir nun ſelbſt Verehrer der Tugend und gewohnt, aus edlen Grundſätzen zu handeln, ſo werden wir diejenigen lieben, an denen wir Tugend und edle Neigungen wahrnehmen.

Die Liebe ſucht allezeit mit dem Gegenſtand, auf den ſie gerichtet iſt, vereinigt zu ſeyn. Es iſt uns nichts empfindlicher, als von dem getrennt zu werden, was wir lieben. Wir erfreuen uns über die Vollkommenheiten deſſen,

den wir lieben und suchen, dieselben so viel es uns möglich ist, zu befördern. Daher kommt die genaue Vereinigung wahrer Freunde, ihr vertrauter Umgang, ihre zärtliche Begierde, sich untereinander nach besten Kräften nützlich zu seyn, ihr fester Entschluß, das Unglück, welches einem Freund begegnet, für ein gemeinschaftliches Unglück anzusehen.

Die Rechte der Freundschaft sind stärker als die Rechte der gemeinen Liebe, die wir allen Menschen schuldig sind. Mein Freund kan erstlich alle diejenigen Ansprüche auf meine Liebe und Gütigkeit machen, zu denen ihn die Menschheit berechtigt. Aber als meinem Freund, der mit vorzüglichem Eifer an meiner Glückseligkeit arbeitet, und alle Beschwerlichkeiten meines Lebens mit mir theilet, habe ich ihm noch gröſsere Verbindlichkeiten, und er erlangt dadurch einen mehr als gemeinen Anspruch auf meine Liebe und Gütigkeit.

Man mögte denken, auf diese Art wäre die Freundschaft dem gemeinen Besten schädlich; durch die Freundschaft würde die Liebe und Gütigkeit, welche nach den Aufsprüchen der Vernunft allgemein seyn sollte, gar zu sehr eingeschränkt; die Rechte der Freundschaft wären gleichsam Eingriffe in die Ansprüche welche alle Mitbürger auf unsre Liebe machen können. Allein die Freundschaft verlangt ja nicht, daß wir ausser unsern Freunden jedermann hassen sollen. Die Freundschaft ist nur eine höhere Stufe derjenigen Liebe die wir allen Menschen schuldig sind. Man kan ein Men-

schen

ſchenfreund und zu gleicher Zeit ein eigentlich ſo genannter Freund gewiſſer Perſonen ſeyn. Ja diejenigen ſind zur beſondern Freundſchaft am geſchickteſten die gegen alle Menſchen ein gütiges und zärtliches Herz haben. Wahre Freundſchaften ſchaden dem gemeinen Beſten nicht; ſie ſind vielmehr die ſicherſten Stützen deſſelben. Wahre Freunde ſind zu gleicher Zeit Freunde der Tugend und ſind nicht dieſe die würdigſten Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft? Glücklicher Staat! der viele wahre Freunde in ſich ſchließt.

Die wahre Freundſchaft wird uns niemals verführen, unſerer Freunde wegen etwas zu thun, das einer Partheylichkeit oder Ungerechtigkeit gegen andre nahe käme. Sie wird uns niemal anreitzen, zum Beſten unſers Freundes ein ungerechtes Urtheil zu ſprechen, oder unſerm Freund ein Amt zu weg zu bringen, dem ein anderer mit gröſſerm Nutzen des Vaterlandes vorſtehen könte. Ein Freund, der ſich verleiten lieſſe, aus Liebe gegen ſeinen Freund Niederträchtigkeiten zu begehen, die allgemeinen Regeln der Billigkeit zu überſchreiten oder höhere Verbindlichkeiten unerfüllt zu laſſen, würde eben dadurch die Hochachtung ſeines Freundes verliehren und ſich der Freundſchaft unwürdig machen. Niemals wird ein wahrer Freund Gefälligkeiten erwarten, die ſeinem Freund die Gemüthsruhe koſten und nicht ohne Verluſt der wahren Ehre und Beleidigung der Tugend erwieſen werden können. Wir reden jetzo von tugendhaften Menſchen, denn nur dieſe allein können wahre und beſtändige Freunde ſeyn.

Die Freundſchaft iſt ein vortreffliches Mittel unſre Glückſeligkeit zu befördern. Ich will jetzo davon nichts ſagen, daß es ein unbeſchreibliches Vergnügen iſt, einen Freund zu haben, mit dem man eben ſo vertraut reden darf als mit ſich ſelbſt, dem man ſeine Geheimniſſe mit Sicherheit anvertrauen kan — denn Geheimniſſe ſind doch allezeit eine Laſt, wenn wir ſie gar niemanden eröfnen können — der unſer Glück durch ſeine Beyfreude verdoppelt und uns die Helfte von unſerm Unglück abnimmt, deſſen reitzender und vertraulicher Umgang uns die müßigen Stunden unſers Lebens nicht zur Laſt werden läßt, und der unſer ſichtbarer Schutzengel iſt, den uns die Vorſicht beſtimmet hat; ich will von allen dieſen Vortheilen der Freundſchaft nichts ſagen, obgleich ihre Wichtigkeit und ihr Einfluß in unſre Glückſeligkeit unläugbar iſt: ich will jetzo nur dieſes berühren, daß die Freundſchaft ein vortreffliches Mittel iſt, unſer Herz zu beſſern und uns zum Dienſt des Vaterlandes geſchickter zu machen.

Die Vorſicht hat mir bereits mehr Jahre geſchenkt als ich wünſchen konnte und wie viele traurige Beyſpiele könnte ich nicht aus langer Erfahrung anführen, daß Jünglinge von den gröſten Gaben und der gröſten Anlage zur Tugend nur dadurch auf die ſchädlichſten Irrwege des Laſters gerathen ſind und ihr Vaterland des Nutzens beraubt haben, den ihre Gaben verſprachen, weil ſie in der Wahl der Freunde unvorſichtig und unglücklich waren; weil ſie keinen Freund hatten, der ſie auf dem Weg der Tugend begleitete und

und ſie durch ſein Beyſpiel zu rühmlichen Entſchlieſſungen ermunterte! Unſer Freund ſon unſre Fehler am beſten entdecken und keine Einwendungen wider unſre Art zu handeln ſind uns erträglicher als die Einwendungen eines Freundes. Denn wir ſind einmal überzeugt, daß alles was unſer Freund thut aus keinen andern Abſichten herrühre, als aus einer wahren Liebe gegen uns und aus den zärtlichſten Begierden uns immer liebenswürdiger und vollkommener zu machen. Bey unſern Freunden laſſen wir allen Leidenſchaften unſers Herzens freyen Lauf, und ſie ſind am geſchickteſten unſer ganzes Herz kennen zu lernen, weil wir ohne Verſtellung mit ihnen reden und handeln. Ihr Beyfall iſt uns eine ſüſſe Belohnung rechtmäßiger Handlungen und ein kräftiger Antrieb zu noch edleren Entſchlieſſungen. Xenophon erzählt uns, Ageſilaus habe öfters geſagt, er laſſe ſich von denen am liebſten loben, die auch das Herz hätten ihn zu tadeln. Die Lobſprüche wahrer Freunde müſſen uns die angenehmſten ſeyn, weil ſie ihren Grund nicht im Eigennutz oder andern niederträchtigen Abſichten, ſondern in einer vernünftigen Beurtheilung unſerer Handlungen haben und uns zu gleicher Zeit unterrichten, wie wir ferner beſchaffen ſeyn müſſen, wenn wir des Lobes unſerer Freunde würdig ſeyn wollen. Das Beyſpiel, der Umgang, die Unterredungen wahrer Freunde können alſo unſern Charakter immer mehr verbeſſern und die edlen Neigungen unſerer Seele in Fertigkeiten verwandeln.

Mit einem unbeſchreiblichen Vergnügen denke ich noch an die Jahre zurück, die ich in dem Umgang mit dem Philetärus zugebracht habe deſſen Andenken mir noch ſo ſchätzbar iſt. Ich will itzo ſeinen Charakter nicht ſchildern; man mögte meine Lobſprüche für parteyiſch halten. Genug, er war ein wahrer Freund der Tugend und ſein Herz war recht zur Menſchenliebe und Freundſchaft gemacht. Ich that nichts ohne ſein Vorwiſſen; er war mein Rathgeber bey allen meinen Geſchäften, und ich hielte den Tag für verlohren, an dem ich ihn nicht wenigſtens einige Augenblicke ſehen und ſprechen konnte. Ich geſtehe es, die Hitze meiner Jugend verleitete mich damals zu einigen Ausſchweifungen. Aber wie ſehr ängſtigte mich der Gedanke, die Hochachtung und die Freundſchaft eines Menſchen verlohren zu haben, der ſich meines ganzen Herzens bemächtiget hatte und der mich nur deswegen liebte, weil er mich für einen Freund der Tugend hielt! Kaum wagte ich es, ihm unter die Augen zu gehen, ſo groß war meine Scham. Ich bat ihn wehmüthigſt um Verzeihung, da doch meine Ausſchweifungen ihn nicht eigentlich beleidigt hatten. Er hielt meine Reue für aufrichtig, er liebte mich um ſo vielmehr, weil er ſahe, daß meine Fehler nicht Fehler des Herzens, ſondern der Hitze und Unbedachtſamkeit waren; er war ſo zärtlich, daß er mich die Vorzüge nicht fühlen ließ, die ihm meine Fehler gaben. Ich hatte damals faſt keinen ſtärkeren Bewegungsgrund, mich vor Ausſchweifungen zu hüten, als die Vorſtellung, einem Menſchen zu mißfallen, deſſen

Hoch-

Hochachtung ich so sehr suchte. Niemals war ich vergnügter, als wenn ich glaubte etwas gethan zu haben, welches mich des Philetärus Freundschaft einiger massen würdig machen könnte.

Einer von den Apocryphischen Schriftstellern, dessen Buch dem größten der alten Weltweisen Ehre machen würde, hat einen Ausdruck, der mich allezeit gerührt hat. Ein treuer Freund, sagt er, ist eine Arzney des Lebens. Eine Vergleichung der es weder am Witz noch an der Richtigkeit fehlt.

Die größten Männer, deren Andenken die Geschichte verewigt, sind allezeit auch die zärtlichsten Freunde gewesen. Dem Rath und Beystand ihrer Freunde haben sie den größten Theil ihres Ruhms zu danken und der Verlust eines Freundes schmerzte sie mehr, als der Verlust ganzer Reiche. Alexander beneidete den Achilles aus zwo Ursachen, erstlich, daß er den Patroklus zum Freund und den Homer zum Beschreiber seiner Thaten gehabt hätte. Doch auch Alexander hatte seinen Patroklus an dem Hephästion, von dem er selbst sagte, daß da die übrigen von seinen Generalen den König liebten, dieser den Alexander liebe. Als einst Sisygambis, Darii Codomanni Mutter dem Hephästion diejenigen Ehrenbezeugungen machte, die sie dem Alexander zugedacht hatte, und hernach den Alexander um Vergebung bat, daß sie sich in seiner Person verirrt hätte; so antwortete ihr der König, du hast nicht gefehlt, denn auch Hephästion ist Alexander. Man sagt uns, sei-

ner unter des Alexanders Gefährten habe so viel Freyheit gehabt, dem König Erinnerungen zu geben, als Hephästion; und niemand habe sich dieser Freyheit klüger und fürsichtiger bedient als eben derselbe. Der unglückliche Callisthenes habe dem König allzeit, als ein strenger und menschenfeindlicher Sittenlehrer, Hephästion aber niemals anders als ein Freund Erinnerungen gegeben. Die Geschichtschreiber können uns die Heftigkeit der Schmerzen nicht genug beschreiben, die Hephästions unvermutheter Tod dem Alexander verursachte. Er ließ ihn auf das kostbarste begraben und schonte keiner Kosten, das Andenken seines Freundes zu verewigen.

Wie sehr ist es nicht zu bedauren, daß ein König von so großmüthigen Neigungen nicht allezeit Fürsichtigkeit genug anwandte, den Reitzungen der Wollüste und den Nachstellungen der Schmeichler zu widerstehen! Von dem freundschaftlichen Charakter des Sokrates, Agesilaus, Epaminondas und andrer mehr finden wir in der Geschichte die vortreflichsten Nachrichten.

Die größten Männer haben sich am liebsten der Beurtheilung ihrer Freunde unterworfen, so, wie die größten Schriftsteller die Einwendungen freundschaftlicher Kenner geduldiger ertragen, als mittelmäßige Geister, die durchaus bewundert seyn wollen.

Cicero sagt uns in seinem vortreflichen Buch von der Freundschaft, Scipio einer der größten Helden und tugendhaftesten Römer habe öfters die Klage im Mund geführt, daß

die

die Menschen fast in allen Dingen vorsichtiger wären, als in der Freundschaft, ein jeder könne sagen, wie viele Schätze und wie grosse Reichthümer er besitze; wenige aber könnten sagen, wie viele eigentlich sogenannte Freunde sie besässen; in Erwerbung der Reichthümer seyen die meisten aufmerksam und vorsichtig, aber in der Wahl der Freunde sorglos und unbedachtsam; sie bekümmerten sich um nichts weniger, als um gewisse und unbetrügliche Kennzeichen, woran sie diejenigen erkennen könnten, die zur Freundschaft aufgelegt sind. Wer sollte glauben, daß der Zerstörer von Carthago und Numantia ein so fühlendes und freundschaftliches Herz gehabt und die Freundschaft für einen anständigen und würdigen Gegenstand seiner Betrachtungen gehalten hätte?

Wir wissen aber, daß Scipio eines der größten Muster wahrer Freunde in der Römischen Geschichte sey und daß er als Freund des C. Lälius des Weisen eben so bekannt gewesen, als Ueberwinder der zwey mächtigsten und gefährlichsten Städte, die die Römer jemals zu fürchten hatten.

Wer in seinen Entschliessungen überhaupt flüchtig und unbeständig ist, wer sich überwinden kan, aus niederträchtigen Absichten wider seine Pflichten zu handeln, wer ein hartes und liebloses Herz hat, wer sich bloß durch Triebe regieren läßt und nicht nach den Grundsätzen der Religion und Tugend handelt, der ist zur Freundschaft ungeschickt.

Ein beyderſeitiges Vertrauen iſt die Seele der Freundſchaft, und wie kan ich auf einen Menſchen ein Vertrauen ſetzen, der auf ſein eigenes Herz und auf ſeine Standhaftigkeit in der Ausübung der Tugend nicht das geringſte Vertrauen ſetzen kan? Man erkennt hieraus, daß eine wahre und dauerhafte Freundſchaft nicht das Werk eines glücklichen Zufalls, ſondern die Folge einer genauen Unterſuchung und eines öftern Umgangs iſt. Man erkennt aber auch aus dem, was ich bishero geſagt habe, warum wahre und dauerhafte Freundſchaften ſo ſelten ſind und von einigen, die gar zu niedrige Begriffe von dem menſchlichen Geſchlechte haben, überhaupt für ſuſſe Träume gehalten werden.

Zum Beſchluß will ich meinen Leſern ein Beyſpiel wahrer Freundſchaft mittheilen, welches ich erſt vor einigen Tagen in einem alten und glaubwürdigen orientaliſchen Geſchichtbuch nicht ohne die größte Rührung geleſen habe. In dem Gebiete Ardſchir eines mächtigen Königs wohnete Joab, ein junger Schafer, der ſchönſte in der ganzen Gegend und die Freude unſchuldiger Schäferinnen. Sein Herz war zärtlich und er war ein Meiſter im Liedern und Saitenſpiel. Seine erſten Tage verfloßen in unſchuldiger Ruhe. Er hütete die Schafe ſeines Vaters und entzückte die herumliegende Gegend durch ſeine Töne und Lieder. Man hat noch dermalen in den orientaliſchen Sprachen nichts edlers und prächtigers, als ſeine Geſänge. Sein Muth war ſo tapfer als ſein Herz zärtlich war. Einen Löwen, der den verſcheuchten Heerden den Untergang

drohete

bedrohte und die zitternde Schäferinnen zerstreuete erlegte er durch seine Geschicklichkeit, und seinen vertrauten Freund entriß er mit augenscheinlicher Gefahr seines Lebens der Gewalt eines Bären. Ein schreckliches Ungeheuer, welches den tödlichsten Gift ausspie, verwüstete das Land. Niemand getrauete sich mit demselben zu streiten. Viele hatten es gewagt, aber der bloße Anblick dieses Ungeheuers hatte sie entseelt. Zoab, unser junger Schäfer, grif es an und erlegte es mit seinen Pfeilen. Er wurde hierauf mit dem feyerlichsten Triumphgepränge in die Residenz des Königs geführet, er wurde der Gegenstand der Dichter und die Bewunderung des Landes. Selbst die Königliche Prinzeßin konnte seinem Reitze nicht widerstehen. Der König beehrte ihn mit einem wichtigen Amt und er machte sich desselben würdig. Nazeck, so hieß der Erbe des Throns, ein Prinz, den Tapferkeit und Menschenliebe mehr zierten, als seine Geburt, liebte den Zoab, er machte ihn zu seinem vertrautesten Freund und sie schwuren sich eine ewige Treue. Die allgemeine Hochachtung, die Zoabs Verdienste begleitete, erweckte den Neid der andern Hofleute und endlich selbst die Eifersucht des Königs. Man berichtete dem König, daß eine alte Prophezeyung vorhanden wäre, die dem Zoab seinen Thron bestimmte. Der König, der ein böses Herz hatte, suchte ihn aus dem Weg zu räumen. Zoab hatte keinen Freund und Vorsprecher, als den Königlichen Prinzen. Dieser vertheidigte ihn bey seinem Vater und fiel dadurch selbst in seine Ungnade. Vergebens stellte

man dem Nazeck die Gefahr für, die ihm des Joabs Verdienste drohten. Er veränderte seine Freundschaft nicht. Er errettete ihn aus vielen Gefährlichkeiten. Endlich vermahnte er ihn zur Flucht, nachdem er auf die beweglichste Art Abschied von ihm genommen hatte. Die Worte dieses Abschiedes sind noch vorhanden; ich weiß, sagte er o Joab! daß dir der Thron meines Vaters bestimmet ist. Die Prophezeyung unsers Landes, deine Verdienste und die Liebe des ganzen Volks berufen dich darauf. Ich opfre dir alle Ansprüche auf den Thron auf. Deine Liebe und deine Freundschaft sind mir lieber als der Scepter. Wenn dich dereinst das Schicksal auf den Thron setzt, so will ich dir am ersten Gehorsam schwören und der Nächste nach dir seyn. Jtzo rette deine Seele. Die Vorsehung bewahre deine Schritte. Nur schone das Leben meines Vaters. Joab wurde durch diese Großmuth so gerühret, daß er nicht reden konnte. Thränen waren seine Sprache. Sie küßten sich und nahmen Abschied. Joab erwartete in der Einsamkeit sein Schicksal. Endlich starb der König in einem Treffen und Joab wurde von dem ganzen Volk zum König ausgerufen. Man bolte ihn ab den Thron zu besteigen. Er nahm den Scepter nur in der Absicht an, ihn dem Nazeck vor die Füsse zu legen. Aber das Schwerd der Feinde hatte ihm bereits das rühmliche Leben entrissen. Joab verbote alle Freudensbezeugungen bey dem Antritt seiner Regierung, das ganze Land

mußte trauren und er beklagte seinen Freund durch die zärtlichsten Gesänge. Viel lieber hätte er sein voriges unschuldiges Schäferleben mit seinem Freund wieder angefangen, als ohne ihn den Thron bestiegen.

B. Dront.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Propheten unsrer Zeit,
Zigeuner, alte Weiber,
Und wer ihr alle seyd,
Der Neugier Zeitvertreiber;
Nun ists um euch gethan,
Wer wird euch künftig fragen?

U 4

Itzo da wir diesen Band zu schliessen willens sind, bekommen wir so viel Briefe, daß es uns unmöglich ist sie alle einzurücken. Einer von unsern Correspondenten, der sich Laconicus unterschreibt, beschwert sich darüber, daß wir allezeit einen Bogen voll schreiben, und will uns rathen künftig nur ein Quartblat oder auf das höchste einen halben Bogen voll zu schreiben. Ein andrer, der sich Gerneleser unterschreibt, beschwert sich darüber, daß unsre Stücke zu kurz sind, und nicht den Bogen ganz ausfüllen.

Ich

Ich weiß wohl, daß unſre Leſer glauben werden, daß wir dieſe Briefe nur erdichten, weil es ſo in den Wochenblättern Mode iſt. Nein! wir können bey unſrer Autorspa-role verſichern, daß wir dieſe Briefe wirklich bekommen haben, und daß ſie unſer Verleger, wenn er will aufweiſen kan. Einige Perſonen haben uns aufgemuntert fortzufahren, und den zweyten Band nach dem Geſchmack des erſten zu ſchreiben; andere rathen uns aufzuhören. Neulich bekamen wir gar dieſen Brief:

Meine Herren.

Es iſt allen Menſchen erlaubt Thorheiten zu begehen; Irren iſt menſchlich. Es iſt ihnen zu verzeihen, daß ſie ein halbes Jahr an ihrem Wochenblate geſchrieben haben. Aber in ſeinen Fehlern fortzufahren, das iſt nicht erlaubt. Ich ſage es ihnen dieſesmal noch im Guten, hören ſie auf zu ſchreiben. Glauben Sie ich hätte es nicht gemerkt, daß Sie in ihrem Wochenblate auf viele ehrliche Leute ſticheln, und abſonderlich mich ein paarmal abgeſchildert und lächerlich gemacht haben? Bilden Sie ſich nicht ein, daß ich ſo dumm bin! wenn Sie aufhören zu ſchreiben ſo will ich Ihnen aus Chriſtlicher Liebe verzeihen, und alles für Jugendfehler halten. Schreiben Sie aber fort, ſo nehmen Sie ſich in acht. Wenn ſie nur ein Wort ſchreiben, welches ich auf mich deuten kan, ſo werde ich Sie gerichtlich belangen,

und mir schon Recht zu schaffen wissen. Merken Sie sich das! Ich bin

******

Unser ungenannter Correspondent hat uns ganz bange gemacht; es ist uns leid, daß er sich in einigen Abschilderungen erkennt hat: aber wir können ihn versichern, daß es unsre Absicht nicht war ihn zu beleidigen. So oft wir auch darüber geschmählt haben, giebt es doch noch immer eine Menge närrischer Leute, die Auslegungen über alles machen, was in unserm Wochenblate vorkommt; wir sagen es noch einmal, wir sind geschworne Feinde aller persönlichen Satiren, und diejenigen unter unsern Lesern die sich bemühen, einen besondern Schlüssel zu den von uns abgeschilderten Karaktern zu finden, wären die einige Leute, über die es uns einmal einfallen könte persönliche Satiren zu schreiben. Wir wollen statt länger davon zu reden, unsern Lesern einen Brief vorlegen, den wir von einem neuen Propheten bekommen haben, dessen Anmerkungen uns seltsam schienen. Ich hoffe Sie werden uns verzeyhen wenn wir diesen Band wie einen Kalender mit Prophezeyungen schliessen.

Meine Herren,

Ehe ich ihnen sage, was mich veranlasset Ihnen zu schreiben, muß ich Ihnen einen Begrif von meiner Person und von meinen Verrichtungen geben. Ich bin ein Enkel des berühmten

ten englischen Wahrsagers und Kalendermachers Isaak Bickerstaff und nenne mich Gamaliel Bickerstaff. Ich habe die Wissenschaft meines Grosvaters gelernt und habe sie ohne mich zu rühmen noch höher getrieben als er. Ich kan das Schicksal eines Menschen voraus sehen, wenn ich ihn nur einmal sehe, und einige Kenntnis von seinen Sitten habe, und dies ohne Weitläuftigkeit, und ohne deswegen die Sterne zu befragen.

Ich habe mich in meiner Jugend in Dublin der Hauptstadt von Irrland aufgehalten, und alldorten meine Kunst mit Beyfall getrieben, aber eine einzige Prophezeyung, die mir übel gerieth, machte mich lächerlich, und ich wurde gezwungen mein Brod weiter zu suchen. Weil ich mir doch einmal vorgesetzt habe, Ihnen meinen ganzen Lebenslauf zu schreiben, will ich ihnen die Umstände dieser unglücklichen Prophezeyung entdecken. Einem jungen Mädgen hatte ich gesagt, sie würde tugendhaft und ohne böse Nachrede bleiben. Es schien so wohl dem Gestirn als ihrer Auferziehung und Sittsamkeit nach als würde meine Prophezeyung gewiß eintreffen. Zum Unglück aber fügte es sich, daß sie einen Mann bekam, der die Eifersucht auf das höchste trieb. Er schloß seine Frau ein, und ließ sie niemals in die Kirche gehen, aus Furcht sie mögte junge Mannspersonen sehen. Sie wurde krank, er ließ keinen Arzt zu ihr kommen, weil sie alle Mannspersonen wären. Endlich solte sie zur Ader lassen, er brachte deswegen einen alten Chirurgus zu ihr; dieser aber solte nun sich die Augen dabey verbinden lassen.

Der

Der Chirurgus lachte darüber und sagte ihm, daß es unmöglich wäre. Da verlangte der alte eifersüchtige Mann, er solte ihr wenigstens durch den Strumpf die Ader schlagen; wie auch dieses nicht angehen wolte, entzweyte er sich mit ihm, und warf ihn die Treppen hinab. Dergleichen närrische Streiche machten ihn in der ganzen Stadt lächerlich, und quälten sein Weib auf das äusserste. Um sich zu trösten fand sie ein Mittel ihn zu betrügen, und eine junge Mannsperson in Weibskleidern zu sich zu lassen. Dieses wurde endlich ruchtbar, und man lachte mich aus, weil ich prophezeyt hatte, sie würde tugendhaft bleiben. Ich mogte einwenden, so oft ich wolte, daß die narrische Aufführung eines Mannes die vernünftigste Frau zur Thorheit verleiten kan; man hatte keinen Glauben mehr an mir, und ich mußte mein Vaterland verlassen. Ich gieng nach Frankreich; dorten hatte ich in jeder Stadt die ersten vierzehn Tage über den größten Zulauf; nach deren Verfluß aber kam ich aus der Mode und niemand fragte mehr nach mir. Ich gieng von dar nach Italien: dorten wolte mich die Inquisition wegen einiger kleinen Prophezeyungen bey dem Kopf nehmen. Ich entwischte glücklich und kam nach Teutschland; da halte ich mich nun unter versteckten Namen auf; denn ich getraue mir es nicht, mich öffentlich für einen Wahrsager auszugeben: ich habe zu viel Angst in Italien ausgestanden. Itzo halte ich mich hier auf, aber unbekannter Weise. Machen sie mich in ihrem Wochenblate bekannt: wer mich zu sprechen verlangt und sein künftiges

Schickſal wiſſen will, der darf nur an die Verfaſſer des Freunds ſchreiben, ſeine Behauſung melden, und die Stunde beſtimmen, in der ich zu ihm kommen ſoll; da werde ich mich einfinden und mit meiner Kunſt aufwarten. Damit ſie mich aber nicht für einen gemeinen Wahrſager halten, will ich ihnen hier einige von meinen neueſten Prophezeyungen ſchicken, und weil ſie die Perſonen nicht alle kennen auf die ich ſie gemacht habe, will ich ſie allezeit vorher beſchreiben. Ich habe auch ihrem Wochenblat die Nativität geſtellt. Verachten Sie deswegen meine Prophezeyungen nicht, weil ſie nicht allmanachiſch, zweydeutig und voll Salimatias ſind: es iſt einmal meine Art die Sachen deutlich zu ſagen. Dunkel und undeutlich zu ſeyn iſt eine ſchlechte Kunſt, ſo hoch ſie auch einige Schriftſteller ſchätzen. Gefallen ihnen aber meine Prophezeyungen nicht auf dieſe Art, ſo können Sie ſie ſelbſt ſo dunkel und verwirrt machen, als Sie nur wollen. Zum Beyſpiel, Sie können meine erſte Prophezeyung ſo geben: Wann der junge Löw, der itzo auf Raub ausgehet, wird ausgeraubt haben, alsdenn werden ſich die andern wilden Thiere verſammlen, und ſein Eigenthum anfallen. Dann wird der Löw brüllen, und ſeine Klauen zeigen, aber umſonſt: er wird geſtraft werden, und der Mond wird einſt ſeiner Scheitel die Helfte ſeiner Vollkommenheit reichen. Sehen Sie, meine Herren, verſtehen Sie, was ich damit haben will? Ich wette, nein. Wenn Ihnen dieſes gefällt ſo kleiden Sie

meine

meine übrige Prophezeyungen ſo ein, ſo werden ſie wichtig ſcheinen. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr Diener

Gamaliel Bickerſtaff.

Prophezeyungen Gamaliel Bickerſtaffs.

Erſte Prophezeyung.

Herr Sackſpiegel, ein junger Herr, der Liebling aller Schönen und der Schrecken aller Ehemänner, von dem Sie in ihrem Wochenblat geredet haben, dieſer junge Herr kam zu mir, Er der ſo viele Männer oft mit Recht lächerlich und eiferſüchtig gemacht hatte, fragte mich um ſein Glück in der Ehe; ich antwortete ihm ſo:

Wenn du wirſt aufgehört haben, andere lächerlich und eiferſüchtig zu machen, wirſt du ſelbſt lächerlich und eiferſüchtig werden, und was das ſchlimmſte iſt, du wirſt recht haben eiferſüchtig zu ſeyn.

Herr Sackſpiegel wurde böſe und gieng fort.

Zweyte Prophezeyung.

Pſeudelus und Phormio haben Freundſchaft miteinander gemacht. Sie ſind beſtändig beyſammen, und ſind auf das genaueſte miteinander verbunden. Man hat nicht leicht eine ſo beſondere Aehnlichkeit der Gemüther geſehen als bey

diesen beyden Personen. Beede sind geitzig, listig und boshaft, jeder sieht nur auf seinen eigenen Nutzen und achtet seine Nebenmenschen nicht. Herr Pseudolus ist fähig Weib und Kind um eines Gewinns willen zu verkaufen; Herr Phormio auch. Beyde haben sich nun vereint einen andern zu quälen. Ich wurde gefragt, wie lang diese Freundschaft dauren werde, und ich antwortete also:

Zween Wölfe laufen nach Beute, sie werden über ihren Raub zerfallen. Aehnlichkeit gehört zur Freundschaft, aber sie darf nicht allzugroß seyn. Diese zween sind sich zu ähnlich um lange Freunde zu bleiben.

Dritte Prophezeyung.

Pseudaretes übt alle Laster aus, aber ist dabey ein sehr strenger Moralisie, und erziehet seinen jungen Sohn auf das beste. Er gibt ihm täglich die besten Lehren, und seine Freunde hoffen viel von dem Jünglinge. Ich wurde von ihnen seines künftigen Lebens wegen befragt und ich antwortete:

Er wird die Lehren merken, um sie dereinst seinen Kindern wiederum vorzusagen und im übrigen leben, wie sein Vater lebt.

Vierte Prophezeyung.

Herr Flaschenkeller brachte mir neulich einen von seinen Bekannten, mit dem er einen Streit hatte, der Mentor hieß.

hieß. Dieser war kränklich, und lebte sehr mäßig. Sie stritten darüber, wer den andern überleben würde? Herr Flaschenkeller war aufferordentlich lustig, der andere aber schien ganz niedergeschlagen. Ich fieng gleich an zu prophezeyen,

daß der ernsthafte Mentor ein sehr vergnügter und munterer Greiß seyn werde: Herr Flaschenkeller hingegen werde verdrüßlich, kränklich und mürrisch werden.

Er schmählte auf meine Prophezeyung; ich aber antwortete ihm: die Dauer des menschlichen Lebens zu bestimmen ist nicht in der Macht eines Sterblichen, denn der Himmel spielt mit unsern Hofnungen: aber Unmäßigkeit kan das Leben verkürzen. Ein unmäßiger Jüngling ist, wenn er noch die Jahre eines Greises erreichet, ein trauriger und unglücklicher Greiß. Sage mir wie du lebst, so will ich dir sagen, wie du sterben wirst!

Fünfte Prophezeyung.

Der proceßsüchtige Alte, der die schöne Telmis als Ehemann quält, fragte mich was er thun sollte um einen seiner Proceße zu gewinnen. Ich sagte ihm:

Die Beredsamkeit einer Schönen überwindet alle Herzen, und stößt alle Gesetze um.

Er verstand mich, schickte seine Frau zu den Richtern um vor ihn zu bitten und gewann seinen Proceß.

Sechste Prophezeyung.

Hier kommt was ich von ihrem Wochenblat denke.

Unglücklicher Freund! Du wilst dem Volk die Freundschaft predigen, das keine Freundschaft kennet. Du wirst statt Freundschaft aufzurichten zu Haß, Zwietracht und Hader Ursach geben. Es rüstet sich ein Heer wider dich, Spürhunde und Spürhündinnen, Lachtauber und Lachtäubinnen werden dich verfolgen. Ziehe deine Seegel ein und traue dem aufsteigenden Sturm nicht.

Diese lezte Prophezeyung solte uns schüchtern machen, aber wir haben uns doch entschlossen trotz den gedrohten Gefahren fortzuschreiben, und wirklich unsern zweyten Band anzufangen. Wir wollen den Bogen mit einem Liede beschliessen, welches sich zu des Herrn Bickerstaffs Prophezeyungen schickt.

Prophezeyungen.

Ein Lied.

Es floh Belisens erste Jugend,
Geweiht dem Ernst und spröder Tugend;
Es war umsonst nach ihr zu freyn.
Sie wird, wenn Lenz und Reiz verschwinden,
Selbst Freyer suchen und nicht finden:
Dis kan ich prophezeyn.

Mops macht verzweifelnde Geberden;
Der Mann will eiferſüchtig werden,
Und ſchließt ſein junges Weibgen ein.
Sonſt war ſie keuſch, nun wird ſie lachen,
Und was er fürchtet wirklich machen;
Das kan ich prophezeyn.

Sylvander will Philinen küſſen;
„Nun ruhn ſie, bald wird michs verdrüßen,
„Die Leute ſehns, ich werde ſchrein.
Daß ihre Sprödigkeit verſchwindet,
Wenn er im Buſch allein ſie findet,
Das kan ich prophezeyn.

Thrax ſingt anakreontſche Lieder;
Es gellen uns die Ohren wieder
Von Wein und Lieb, von Lieb und Wein.
Er wird, ſo ſchlecht ſein Lied geweſen,
Noch Gecken finden die ihn leſen,
Das kan ich prophezeyn.

Werd ich mein Mädgen morgen sehen?
Das weiß ich nicht, es kan geschehen:
Doch scheint es ungewiß zu seyn.
Nur das kan ich zum voraus wissen,
Wann ich sie seh, will ich sie küssen:
Das kan ich prophezeyn.

* * * * * *

Daß die, die sich getroffen finden,
Sich gegen unsern Freund verbinden:
Das könte, glaub ich, möglich seyn.
Allein daß wir noch weiter schreiben,
So lang uns Keiner günstig bleiben,
Das kan ich prophezeyn.

L. Pheron.

Der Freund.

Zweyter Band.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Exoleuit priſcum mortalium bonum amicitia,
Cuius in locum migrauerunt aſſentationes, blanditiae et peior odio amoris ſimulatio.

PLIN.

Die Moraliſten haben Recht, wenn ſie ſich über die Unzufriedenheit der Menſchen beklagen. Allezeit loben wir die vergangene Zeiten. Niemals ſind wir mit der gegenwärtigen zufrieden. Ich dächte, unſre Eigenliebe erfoderte es, daß wir allezeit diejenige Zeit, in der wir leben, und die durch unſre Perſonen merkwürdig gemacht wird, bewunderten und für die glücklichſte hielten. Und doch tadeln wir immer aus einer übel angebrachten Beſcheidenheit die gegenwärtige Zeiten. Die Schriftſteller allein haben die Billigkeit, das Glück ihrer Zeiten zu erkennen, wenn ſie von ihren Schriften reden; doch, ſo bald ſie fremde Schriften beurtheilen, verfallen ſie in das allgemeine Vorurtheil. Wie erhebt man nicht die Treue, die Ehrlichkeit, die Freundſchaft der vorigen Zeiten! Wie klagt man nicht über den Mangel der Freundſchaft in unſern Zeiten! Ich unterſtehe mich, die Ehre unſerer Zeiten zu retten. Ich will allen Bewunderern des Alterthums zum Trotze beweiſen,

daß

daß die Freundſchaft wohl niemals ſchöner geblühet habe, als in unſern Zeiten. Ein gerechter Unwille hat mich aufgebracht und der patriotiſche Eifer, der meine Bruſt erfüllet, wird meinen Aufſatz beleben.

Man hielt es ſonſt vor etwas ſehr ſchweres einen wahren Freund zu bekommen. Sokrates, dieſer berühmte Weltweiſe, bauete ein kleines Haus. Man verwunderte ſich darüber, daß ein ſo groſſer Mann ſich ſo ein kleines Haus wählte. Ach! ſagte er, könnte ich nur dieſes mit wahren Freunden anfüllen. Der gute Sokrates! Er wußte die Mittel nicht, in kurzer Zeit und ohne Mühe das weitläuftigſte Haus mit Freunden anzufüllen. Unſre Zeiten ſind hierin glücklicher. Etliche Gläſer Wein können uns ſchon zu einer groſſen Anzahl Freunde helfen.

Wer nun einmal ſo menſchenfeindlich geſinnet iſt, daß er unſern Zeiten ihre groſſe Glückſeeligkeit nicht gönnt, und am Tadeln ſein Vergnügen hat, der könnte noch eher ſagen, der Ueberfluß an Freunden drücke uns mehr, als der Mangel derſelben. Sonſt ſagte man, dieſer oder jener ſey unglücklich geworden, weil er keinen Freund hatte. In unſern Zeiten kan man ſagen, daß viele um ihr Vermögen kommen, und unglücklich werden, weil ſie zu viele Freunde haben.

Nichts iſt gewöhnlicher unter uns, als die Verſicherungen einer wahren und beſtändigen Freundſchaft. Mein Herz iſt ſelbſt zur Freundſchaft gemacht und deswegen gehe ich ſo gerne in Geſellſchaften, weil ich lauter Freundſchaft in

dem

denſelben herrſchen ſehe. Wo ich hingehe, werde ich mit Freundſchaft empfangen, man ſagt mir, daß man ſich ein unbeſchreibliches Vergnügen daraus mache, einen ſo werthen Freund bey ſich zu ſehen, man bietet mir alle Dienſte an und man läßt mich nicht ohne die aufrichtigſten Freundſchaftsverſicherungen weggehen. In den Kirchen macht man ſich an ſtatt der Predigt zuzuhören Freundſchaftsverſicherungen. Bey den Hochzeiten, bey den Gaſtmahlen, bey den Leichenbegängniſſen, kurz bey allen Verſammlungen erſchallen die Freundſchaftsverſicherungen. Groſſer Beweis, daß die alte Barbarey durch Geſchmack und feine Lebensart verdrungen worden iſt! Dies iſt zum Theil eine Frucht unſerer Reiſen, die wir zu ſo groſſen Nutzen des Vaterlandes in fremde Länder anſtellen.

Man erneuert öfters mit einer recht enthuſiaſtiſchen Beredſamkeit das Andenken getreuer Freunde, die in der alten Welt ihr Vermögen der Freundſchaft aufgeopfert haben. Dergleichen Beyſpiele könnten wir täglich ſehen, wenn uns die Bewunderung des Alterthums nicht verblendete. Wie viele berauben ſich nicht ihres Vermögens, ihren Freunden Ehre anzuthun! Der Freundſchaft zu Ehren werden wir Verſchwender. Der Freundſchaft zu Ehren machen wir Schulden. Der Freundſchaft zu Ehren bringen wir uns und andere an den Bettelſtab. Groſsmüthige Selbſtverläugnung!

Wie rührend iſt nicht das Beyſpiel des Philanders und ſeiner Frau der Lätitia! Sie waren beyde Erben eines

groſſen

groſſen Vermögens, und welches ihnen mehr Ehre macht, beyde zum freundſchaftlichen Umgang aufgelegt. Ihr Vermögen gab ihnen Verſtand, Amt und Anſehen. Sie ſuchten Freunde und ſie wußten und hatten die Mittel, ſich eine groſſe Zahl derſelben zu erwerben. Man muſte ja das Vermögen mit den Freunden theilen, das erforderte die Freundſchaft. Man machte ihnen anſehnliche Geſchenke. Kein Tag vergieng da man nicht Beſuch angenommen oder gegeben hätte. Man ſtrengte alle Erfindungskraft an, den Freunden alle mögliche Ergötzlichkeiten zu machen. Man ſetzte ihnen täglich die koſtbarſten Leckerbiſſen vor. Je beſſer ſich ein Freund ihren Wein ſchmecken ließ, deſto angenehmer war er. Das Vermögen nahm bey dieſer freundſchaftlichen Lebensart nach und nach ab. Doch wäre es nicht liebloß geweſen, die Freunde dieſe Abnahme des Vermögens fühlen zu laſſen? Philanders Kinder wuchſen nach und nach heran, deren ſtandesmäſige Auferziehung und Unterricht nicht geringe Koſten erfoderte. Ehe Philander und Lätitia ſich entſchlieſſen konnten, den Aufwand auf die Geſellſchaften zu beſchneiden, ſetzten ſie das Beſte ihrer Kinder aus den Augen. Der fleißige Handwerksmann, der mit ſeiner täglichen Arbeit ſich und ſeine hungerige Familie ernähren mußte, wurde täglich mit einer geringen Foderung abgewieſen, der leicht hätte bezahlt werden können, wenn man den Freunden nur ein Gerichte oder eine Art von Wein hätte abbrechen wollen. Da ihre ordentliche Einkünfte nicht mehr zulangen wollten, die Ausgaben der

Freund-

Freundschaft zu bestreiten, so nahmen sie Gelder auf. Einige Wittwen wußten ihre Capitalien, ihr ganzes Vermögen, niemanden besser anzuvertrauen, als dem ehrlichen und reichen Philander. Auch diese wurden bald der Freundschaft aufgeopfert. Endlich fiel der Credit gänzlich, die Glaubiger bemächtigten sich der wenigen Ueberbleibsel eines ansehnlichen Vermögens, und Philander wurde mit seiner Lätitia in den elendesten Zustand versetzt. Sie selbst leben in der äussersten Armuth, ihre Kinder sind erwachsen und unversorgt, die Flüche betrogner Glaubiger und das Wehklagen verarmter Wittwen begleiten sie überall. Philander hatte alles dieses vorausgesehen. Aber die Pflichten der Freundschaft mußten erfüllet werden. Er wurde ein Märtyrer der Freundschaft. Können nicht Philander und Lätitia den berühmtesten Freunden der alten Welt an die Seite gesetzt werden? Die freundschaftlichsten Handlungen derjenigen, deren Freundschaft man heroisch nennt, sind öfters nur eine Würkung der ersten Hitze oder doch einer eitlen Ehrbegierde gewesen. Sie wollten durch die Freundschaft unsterblich werden. Sie wollten also bey der Freundschaft gewinnen.

Gerathen wir in einige Verlegenheiten, so entstehet eine solche Eifersucht unter unsern Freunden, daß uns keiner Hülfe leistet, um dem andern die Ehre nicht zu nehmen, unser Erretter gewesen zu seyn. Schlagen sie uns auch unsere Bitte ab, so beklagen sie allezeit ihr Unvermögen uns diesmal zu dienen, auf das wehmüthigste, und sie ver-

verſprechen uns, alle andre Gelegenheiten mit Freude zu ergreifen, uns von ihrer ſchuldigſten Ergebenheit auf das werkthätigſte zu überführen. Kommen wir um unſer Vermögen, welches ſie auf das freundſchaftlichſte mit uns genoſſen haben, ſo verlaſſen ſie uns. Sie können uns vor Wehmuth nicht mehr anſehen; unſer Elend geht ihnen zu ſehr zu Herzen.

In den alten Zeiten ſorgte auch der zärtlichſte Freund nur für das zeitliche Glück ſeines Freundes. In unſern Tagen wird die Freundſchaft höher getrieben. Unſre Freunde ſorgen für die wahre Glückſeeligkeit unſrer Seele. Sie helfen uns von unſrem Ueberfluſſe, denn ſie wiſſen daß er unſer Herz nur eitel macht und zu Ausſchweifungen verleitet. Sie ſtürzen uns in die Armuth, damit wir zur Selbſterkenntniß kommen und unſre Lüſte bezwingen lernen. So weit hat kein Pylades, kein Oreſt die Freundſchaft getrieben.

Wie viele verborgne und unbekannte Freunde haben wir nicht in dieſen ſo glücklichen Zeiten? Ich muß meinen Leſern ein Geheimniß entdecken, auf daß ſie das Glück unſerer Zeiten deſto mehr bewundern. Alle unſere Verläumder, Feinde und Verfolger ſind nur verſtellte Feinde, ſie ſind unſre wahre Freunde. Sie wollen nur unſre Gedult auf die Probe ſetzen und uns von der Unvollkommenheit des zeitlichen Lebens überführen.

Pfandelus betrügt den Kreon um ein ansehnliches Capital. Er hat ihm dadurch den gröſten Dienſt gethan. Nun ſtirbt Kreon weit lieber.

Rufinus hat den Philon in einem vornehmen Hauſe durch die bitterſten Verläumdungen angeſchwärzt. Kein offenbarer Freund hätte dem Philon eine gröſſere Freundſchaft beweiſen können. Ohne die Dienſtgefliſſenheit des Rufinus hätte man den Philon zu einem Amte erwählt, deſſen Verwaltung ihm in kurzer Zeit die Schwindſucht zugezogen hätte.

Euclio verfolgt den Philokalus. Er glaubt er könne ihm als einem Liebhaber der Weltweisheit keinen gröſſern Gefallen thun, als wenn er ihm Gelegenheit gibt, die Lehren auszuüben, von denen er ſo ſchön und gründlich reden kan.

Phalaris drückte den armen Dichter, den Amyntor. Und doch wäre er nicht ſo glücklich, wenn er nicht an dem Phalaris einen vermeinten Feind hätte. So oft ihm Phalaris eine Ungerechtigkeit erweiſt, ſo gehet Amyntor in gröſtem Eifer nach Hauſe, macht eine Satyre auf den Phalaris, und legt ſich weit vergnügter über ſeine wohlgerathene Satyre zu Bette, als wenn ihm Phalaris die gröſte Freundſchaft bewieſen hätte.

Ich will nur noch einen Beweis von der vorzüglichen Liebe und Hochachtung anführen, die unſre Zeit für die Freundſchaft hat. Wir ſchätzen die Freundſchaft ſo hoch, daß wir den Schein derſelben auch gegen diejenigen annehmen,

men, gegen die wir wirklich Haß und Abneigung haben. Wie oft empfangen wir nicht den mit heiterm Geſicht und mit den freundſchaftlichſten Blicken, dem wir unſer Haus auf ewig verbieten würden, wenn uns unſer freundſchaftlicher Charakter erlaubte ohne Verſtellung zu handeln? Wie oft wünſchen wir nicht dem Geſundheit und langes Leben, den wir mit größtem Vergnügen zu ſeiner Ruheſtätte begleiten würden? Wie oft laſſen wir nicht denjenigen unter den gröſten Freundſchaftsverſicherungen von uns, dem wir, ſobald er uns nur den Rücken gekehret hat, alles böſe nachwünſchen?

Wie oft bedienen wir uns nicht der Freundſchaft, andern Schaden zu thun? Herr Bibulus weiß ſich an Leuten, denen er feind iſt, nicht beſſer zu rächen, als wenn er ihnen unter den lebhafteſten Freundſchaftsverſicherungen einen Rauſch zutrinkt. Seine Freude iſt vollkommen, wenn ſie ſich in dieſem Stande der Unvernunft bis zu den größten Thorheiten erniedrigen, dazu er ihnen ſelbſt die Anleitung giebt. Kein offenbarer Feind hätte gegen ihre Ehre, Anſehen und Glück einen grauſamern Angrif wagen und ſeine Abſichten glücklicher erreichen können. Rufinus nimmt den größten Schein der Vertraulichkeit gegen die an, deren Unglück er wünſcht, er ſucht ihre Geſellſchaft, er bittet ſie öfters zum Eſſen. Er will entweder Geheimniſſe von ihnen herauslocken oder ſie zu Ausdrücken verleiten, die er zu ihren Schaden nachſagen kan.

Eigensinnige Köpfe werden diese Aufführung Falschheit nennen. Ich aber behaupte, daß sie die entscheidende Probe unsrer Neigung zur Freundschaft ist. Ist es nicht etwas grosses, seinem Herzen Gewalt anzuthun, und auch gegen diejenigen, die wir am meisten hassen, den Schein der Freundschaft anzunehmen. Das sind barbarische Völker, die immerzu ohne Verstellung handeln, und unter denen ein jeder dem, den er haßt, sogleich durch alle Minen und Handlungen seinen Haß ankündigt. Gesittete Völker unterscheiden sich eben dadurch von den wilden, daß sie den Haß unter der Maske der Freundschaft verbergen.

Ich müßte auf die Einsicht und Billigkeit meiner Leser ein grosses Mißtrauen setzen, wenn ich glaubte, sie wären von der Vertraulichkeit der heutigen Freundschaft noch nicht genug überzeugt. Ich schmeichle mir, sie werden mir den Ruhm eines aufrichtigen Patriotens gönnen und das Glück unsrer Zeiten mit mir preisen.

Pheron.

* * * * *

Meine Herren,

So viel ich aus ihren Stücken habe schliessen können, so sind einige unter ihnen noch unverheirathet. Ich hoffe nicht, daß es Hagestolzen sind. Da Sie so schön von der Freundschaft schreiben können, so müssen Sie dazu gemacht seyn, eine Frau durch Liebe und Freundschaft glücklich zu machen. Vielleicht sind sie zu blöde selbst auf die Freyerey

aus-

auszugeben oder vielleicht haben Sie keine rechte Kenntnis von unſern Schönen, die ihren Beruf zum Eheſtand fühlen. Sie dörfen ſich nur an mich wenden. Ich habe ſchon vielen dergleichen Liebesdienſte erwieſen und es iſt mir nichts lieber, als Eheverbindungen zu ſtiften. Es iſt wahr, bey einigen bin ich unglücklich geweſen, und ich habe ſchon viele Flüche mißvergnügter Eheleute auf mir. Doch was kan ich dafür, daß meine Dienſtfertigkeit ſo ſchlecht belohnt wird? Meine Abſichten waren zum wenigſten allemal gut. Ich habe ein genaues Verzeichnis von allen Schönen unſrer Stadt und unſres Landes, die zum Eheſtand geneigt ſind, nebſt ihrem Alter, Stande und Vermögen. Wenn Sie mich mit ihrem Vertrauen beehren wollen, will ich Sorge tragen, daß Sie in eine angeſehene Freundſchaft kommen. Die Eheverbindungen ſind ja das beſte Mittel Freunde zu bekommen. Für den Herrn Damis wüßte ich eine fürtrefliche Partie. Er iſt etwas ſchwermüthig und Mademoiſelle Frölichin würde für ihn die beſte Arzney ſeyn. Ich habe noch kein ſo luſtiges und aufgeräumtes Mädgen angetroffen. Sie hüpft und tanzt den ganzen Tag. Sie liebt die öffentlichen Luſtbarkeiten und ihr Herz iſt zur Freude erſchaffen. Glauben Sie es mir, Meine Herren, Mademoiſelle Frölichin wird den Herrn Damis bald aufmuntern. Alle ſeine Gedichte wird ſie mit Vergnügen auswendig lernen und ihm in ſeinen ſchwermüthigen Stunden verſingen. Ihr werden Sie es zu danken haben, daß Ihr Damis öfters bey Ihnen in der Stadt

seyn wird: denn auf dem Lande kan Sie nicht aushalten. Für Herrn Pheren schickte sich niemand besser, als Mademoiselle Notenmacherin. Sie wird Ihm an Häßlichkeit nichts nachgeben, aber sie ist auch eben so satirisch als Er. Sie weiß über alle Leute, die vor ihrem Hause vorüber gehen, die feinsten Anmerkungen zu machen und sie nimmt es mit einer ganzen Gesellschafft witziger Köpfe auf. Ueberdies hat sie viel Geld und bringt den Herrn Pheron in eine angesehene Freundschaft. Satirische Köpfe brauchen häßliche Weiber und eine mächtige Freundschaft. Der Herr Cleanth ist, wie ich glaube, in einem Alter, daß er sich mehr aus einem schönen Buche, als aus einem schönen Frauenzimmer macht. Ich habe ihm eine verständige Wittwe zugedacht, die ihn auf das beste pflegen wird. Sie wird gar nicht murren, wenn Er viel Geld auf Bücher wendet und sie wird niemal verlangen, daß er mehr Zeit bey ihr, als bey seinen Freunden zubringt. Wenn Herr Damis und Herr Pheron noch keine Aemter haben, so können sie durch das vorgeschlagene Frauenzimmer auf das allerleichteste befördert werden. Ueberdies bin ich auch noch andrer Ursachen wegen ein Mann, dessen Freundschaft ihnen nicht gleichgültig seyn kan. Ich bin in allen Häusern willkommen. Viele Mütter, denen ich Männer verschaft habe, empfehlen mir bereits ihre Töchter wieder. Das junge Frauenzimmer verehrt mich, als ihren besten Versorger. Die meisten Junggesellen machen sich aus meiner Freundschaft die größte Ehre. Ich habe schon manchem

zu

zu Kraus, Amt und Verstand geholfen. Die Bedienten welche ordentlicher Weise von Verheirathungen Nutzen ziehen, bezeigen mir die gröste Aufmerksamkeit. Es ist mir also ein leichtes, die gröstten Geheimnisse auszukundschaften und Ihnen mitzutheilen. Ich stelle mir bereits für, was ich für eine freundschaftliche Antwort bekommen werde und bin

Meine Herren,

Ihr

Philogamus Kuppler.

Wir haben grosse Ursache zu vermuthen, daß Herr Philogamus Kuppler niemand anders ist, als der Herr Judas Spürhund, den die Gesellschaft der Kundschafter bereits verworfen hat. Pheron, Damis und Cleanth hatten den Ehestand für eine viel zu wichtige Sache, als daß Sie dem Herrn Kuppler eine Wahl überlassen sollten, von der ihre zeitliche Glückseeligkeit abhängt. Ueberdies sind wir geschworne Feinde von Plauderern, Zeitungsträgern, Spionen und Spürhunden und bitten den Herrn Kuppler sich mit seinen Geheimnissen und Neuigkeiten an Leute zu wenden, die Zeit und Bosheit genug haben, sich an Plaudereyen und Verläumdungen zu ergötzen.

A.

Acht und zwanzigstes Stück.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Horat.

Es gibt Leute, welche sich dadurch den Ruhm eines freundschaftlichen Charakters zu erwerben suchen, wenn sie sehr freygebig im Versprechen sind. Noch niemand hat von dem Herrn Liebwind etwas verlangt, dem er nicht sogleich seine Hülfe versprochen hätte. Ich habe bemerkt daß ihn alle diejenigen, die ihn zum erstenmal sprechen, bewundern und für einen Menschenfreund halten. Sie freuen sich einmal einen Mann angetroffen zu haben, der an Dienstfertigkeit seines gleichen nicht hat. Es währet aber nicht lange, so schimpfen sie heftiger auf ihn, als sie ihn vorhero gelobt hatten. Er verspricht zu viel, als daß er es halten könnte.

Es gibt einige Leute von dieser Art, die nur deswegen so freygebig im Versprechen sind, damit sie niemand traurig von sich lassen. Sie sind so weichherzig, daß sie niemanden können klagen hören, ohne selbst gerühret zu werden und ihn durch freundschaftliche Verheissungen aufzurichten. Diese verdienen am ersten entschuldigt zu werden. Der Trieb, aus dem sie handeln, ist menschlich und

ohne

ohne Tadel. Sie würden aber beſſer thun, wenn ſie vorhero ihre Kräfte wohl prüften und lieber nichts verſprächen, als daß ſie andern mit ungegründeten Verſicherungen ſchmeichlen und ihnen dadurch öfters wider ihre Abſicht wirkliche Schaden zufügen. Doch dieſe Art Leute iſt zu ſelten, als daß wir uns lange bey derſelben aufhalten ſollten. Man hält insgemein Zärtlichkeit für Schwachheit, man ſchämt ſich der natürlichſten und edelſten Empfindung, man ſucht das Herz zu verhärten, welches ohne die ſanften Triebe der Menſchenliebe nie groß und glücklich iſt.

Andre verſprechen leicht, um ſich nur von dem Anlauf und Klagen derer zu befreyen, die etwas bey ihnen ſuchen. Sie haben gewiſſe allgemeine und unbeſtimmte Ausdrücke, durch die ſie uns ihrer Hülfe verſichern, ohne etwas dabey zu denken. Sie würden uns in der That eine gröſſere Probe von ihrer Gewogenheit geben, wenn ſie ſich gegen uns ein für allemal erklärten, daß unſre Bitten nicht erfüllet werden können, anſtatt daß ſie uns ſo oft mit leeren Verſprechungen und mit Winde abſpeiſen.

Es giebt andre, welche bey ihren Verheiſſungen wirklich die Abſicht haben, uns zu ſchaden. Sie gebrauchen die Verſicherungen von ihrer Dienſtfertigkeit als ein Kunſtſtück uns einzuſchläfern, daß wir nicht weiter gehen und ihnen Zeit laſſen, eben dasjenige andern zuweg zu bringen, was ſie uns verſprochen haben. So klug ſich dieſe Leute dünken, ſo einfältig und niederträchtig handeln ſie. Ihre Kunſtgriffe werden bald entdeckt und eine allgemeine Ver-

abſcheuung beſtraft ſie. Iſt es nicht die gröſte Stufe der Bosheit, das Vertrauen unglücklicher Perſonen, die Hülfe bey uns ſuchen, zu ihrem Schaden und Untergang zu misbrauchen?

Die meiſten ſind freygebig im Verſprechen, um nur Leuten, denen ſie noch unbekannt ſind, einen groſſen Begriff von ihrer Macht und von ihrem Anſehen beyzubringen. In dieſe Klaſſe gehört Herr Liebwind. Er macht ſich das gröſte Vergnügen daraus, wenn er andere überreden kan, er ſey eine Perſon von groſſer Bedeutung. Es koſtet ihm wenig Mühe, bald dieſen bald jenen vornehmen Herrn zu nennen, mit dem er ſehr vertraut umgeht und viele Beyſpiele von Leuten anzuführen, die durch ihn ein anſehnliches Glück gemacht haben. Er bemerkt mit dem gröſten Vergnügen, wie die Verwunderung derer, die er von ſeiner Gröſſe unterhält, bey ſeinen Erzählungen beſtändig ſteigt und wie ſie ſich immer tiefer vor ihn bücken, je mehr Leute er ihnen anführt, die ihm ihre Beförderung zu danken haben. Nichts kützelt ſeine Ohren mehr, als wenn man ſich ſeinem mächtigen Schuz und ſeiner viel bedeutenden Gewogenheit empfiehlt. Er iſt alsdenn mit ſich ſelbſt zufrieden, daß er ſeinen Zweck erreicht hat und wendet alle Beredſamkeit an, uns die wichtigſten Dienſte zu verſprechen.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß ſo viele Menſchen den Schein haben wollen, mehr ausgerichtet zu haben oder ausrichten zu können, als ihnen doch in der That möglich

iſt.

iſt. Sie ſuchen ihre Ehre nicht in Verdienſten, die ſie wirklich beſitzen, ſondern in wunderbaren und abentheuerlichen Vorſtellungen, die ſie andern von ſich und von ihren Handlungen beyzubringen trachten. Wenn Herr Flatterwitz in eine Geſellſchaft junger Frauenzimmer kommt, ſo bringt er ſo viele Zweydeutigkeiten für und nimmt ſich ſo groſſe Freyheiten heraus, daß ihn die Anweſenden für einen unzüchtigen Menſchen halten. Er iſt es in der That nicht, er ſucht nur den Ruhm, daß er das Frauenzimmer wohl zu unterhalten wiſſe. Er will nur den Müttern und Ehemännern fürchterlich ſcheinen, ohne es in der That zu ſeyn. Herr Gerneſchön ſucht jedermann zu überreden, daß er mit den meiſten Frauenzimmern einen verliebten Briefwechſel führe und daß kein Abend vorbeygehe, an dem er nicht zu einer geheimen Zuſammenkunft eingeladen ſey. Er will nur den Leuten die Meynung beybringen, der gröſte Theil des Frauenzimmers bewundre und bete ihn an. Es würde ihm eine unendliche Angſt verurſachen, wenn er einen Liebesbrief beantworten oder ſich den Gefährlichkeiten einer geheimen Zuſammenkunft mit Frauenzimmer ausſetzen ſollte. Herr Groſsmaul erzählt jedermann, mit wie vielen Speiſen ſein Tiſch täglich beſetzt ſey und er verwundert ſich, wie ſo viele Leute von Vermögen ſo ſchlecht leben können. Er will für einen Verſchwender angeſehen ſeyn und niemand lebt ſparſamer, als er. Herr von Menſchenſchröck gehet alle öffentliche Häuſer durch, bis er eine Geſellſchafft antrift, die er von ſeinen Heldenthaten unterhalten kan.

Je mehr Verwunderung seine Zuhörer beweisen, desto grimmiger werden seine Erzählungen. Und doch ist niemand mit gröſſerer Fürsichtigkeit bedacht, sein Leben zum Dienste des gemeinen Wesens zu sparen, als Herr von Menschenschröck. Herr Liebwind hat einige gute Eigenschaften durch deren Gebrauch er sich eine wahre Ehre erwerben könnte. Er will aber einmal für einen Menschen gehalten werden, der an den wichtigsten Geschäften Antheil hat und er verspricht viel, um das Ansehen zu bekommen, daß er viel ausrichten könne.

Ein eitler Stolz und eine grosse Leichtsinnigkeit sind die vornehmsten Züge in dem Charakter derer, die wie Herr Liebwind so gern und so viel versprechen. Sie wollen lieber durch falsche und abentheuerliche Begriffe, die sie andern von sich beybringen, als durch wirkliche Verdienste Hochachtung erlangen. Sie sehen alles von der leichtesten Seite an und versprechen, ohne die Sache welche sie versprechen, zu untersuchen und mit ihren Kräften zu vergleichen.

Es ist ein grosses Glück für sie, daß sie zu gleicher Zeit ein schlechtes Gedächtnis und eine starke Portion von Unverschämtheit haben. Einem ehrlichen Mann ist ein jedes Versprechen, das er gethan hat, eine Last, davon er sich zu entledigen sucht. So oft er jemand sieht, dem er eine versprochene Gefälligkeit schuldig ist, macht er sich selbst kränkende Vorwürfe, daß er sein Wort noch nicht gehalten hat, und er fühlet eine neue Begierde, seine Zusage zu erfüllen.

füllen. Herr Liebwind geht selten aus einer Gesellschaft ohne daß er fast allen Anwesenden einige Dienste und Gefälligkeiten versprochen hat. Kaum hat er die Gesellschaft verlassen, so hat er alle seine Zusagen vergessen. Er gehet dem ohngeachtet wieder in eben diese Gesellschaft. Ein gresses Vertrauen auf die Bescheidenheit derer, denen er etwas versprochen hat und Unverschämtheit begleiten ihn.

Es ist eine gegründete Anmerkung, daß es keinem Menschen am Witze fehlt, wenn es darauf ankömmt, seine herrschende Leidenschaft zu vergnügen. Wie oft hat nicht die Liebe dem dummsten Kopf die witzigsten Erfindungen eingegeben? Harpax der kaum Menschenverstand hat, hat schon manchen Dichter, Philosophen und Staatsmann betrogen, wenn es auf einen Gewinn ankam. Herr Liebwind hat unzählige Erfindungen zu seinen Diensten, wenn man ihm fürwirft, er habe sein Versprechen nicht gehalten. Er macht sich kein Gewissen daraus, die Schuld auf andere zu schieben, die ganz unschuldig sind und uns wider Personen aufzubringen, die sich unserm Glück niemals widersetzt haben. Bisweilen verweiset er uns mit einer ernsthaften Mine zur Geduld und scheint sich heimlich zu verwundern, daß wir ihn an die Erfüllung einer Zusage erinnern, die er niemals zu erfüllen gedacht hat. Bisweilen erzählt er uns die vielen Bemühungen, die er bereits angewandt hat, seine Zusage zu erfüllen und die vielen unvermutheten Schwierigkeiten, welche ihn daran verhindert haben, so beredt, daß wir ihn noch wegen der vielen

Mühe,

Mühe, die mir ihm verursachen, um Vergebung zu bitten haben.

Er hat noch gewisse andere Kunstgriffe, durch die er, den Leuten von seiner Begierde und Fähigkeit zu dienen eine gewisse Meynung beyzubringen sucht. Es gibt bisweilen unverschämte Leute, denen er etwas versprochen, aber nicht gehalten hat, die ihn für einen Lügner und Betrüger ausschreyen. Er muß also von Zeit zu Zeit auf neue Eroberungen von Anhängern ausgehen und das sinkende Gebäude seines Ansehens durch allerhand Mittel unterstützen. Dem Philon ist eine Beförderung zugedacht. Herr Liebwind bekommt sichere Nachricht davon. Sogleich geht er zu dem Philon, gibt ihm im größten Vertrauen Nachricht von seinem bevorstehenden Glücke und überredet ihn, er habe das meiste dabey gethan. Philon rühmt ihn auf Dankbarkeit bey allen Gelegenheiten, als seinen Freund und Wohlthäter. Ich war neulich mit dem Herrn Liebwind in einer Gesellschaft, da uns von des Cajus Tode Nachricht gegeben wurde. Das thut mir leid, sagte Herr Liebwind sogleich, daß der ehrliche Cajus gestorben ist. Wenn er nur noch vierzehen Tage länger gelebt hätte, so würde ich ihm wichtige Dienste geleistet haben. Diese Worte machten einigen der Anwesenden einen guten Begriff von Herrn Liebwinds Charakter, ohngeachtet Cajus noch eben so viele Jahre hätte leben dürfen, ohne seine Umstände durch ihn im geringsten verbessert zu sehen. Man erzählte in eben dieser Gesellschaft, daß Mentor nach vieler

Mühe endlich einen gewissen Vortheil erlangt hätte. Daß doch die Leute, rief Herr Liebwind aus, kein Vertrauen zu mir haben! Ich würde dem Menter eben diesen Vortheil verschaft haben, ohne daß es ihm die geringste Mühe gekostet hätte.

Es ist mir weit angenehmer, wenn mir jemand eine Bitte auch mit Unhöflichkeit abschlägt, als daß er mir Zusagen thut die er nicht zu erfüllen gedenkt. Eine jede freundschaftliche Zusage macht mir natürlicher Weise ein Vergnügen. Ich überlasse gleichsam auf eine Zeitlang dem die Sorge für meine Glückseeligkeit der mich von seiner Dienstfertigkeit versichert und mir eine gewisse Gefälligkeit versprochen hat. Wie groß muß nicht am Ende mein Verdruß seyn, wenn ich bemerke, daß ich durch süsse Hofnungen eingeschläfert und durch praleriſche Verheissungen betrogen worden! Die beste Zeit den gesuchten Vortheil zu erlangen, ist verschwunden, und ich erfahre durch einen empfindlichen Verlust, daß mein Vertrauen übel ist belohnt worden. Das, was mich hierbey am meisten kränkt, ist dieses, daß ich mir einbilde, derjenige der sein mir gegebenes Wort nicht in Erfüllung bringt, müsse mich im Herzen verachten. Er scheint mir dadurch zu beweisen, daß er mich keiner so grossen Aufmerksamkeit würdige, um an seine mir gegebene Zusage zu gedenken, oder daß er mich für einen Einfältigen halte, der sich mit leeren Worten abspeisen läßt, oder daß er sich aus meiner Liebe und Hochachtung

achtung gegen ihn gar nichts mache, weil er kein Bedenken trägt, mich vorsetzlicher Weise zu betrügen.

Ich weiß fast kein kräftigers Mittel, sich in der Gesellschaft, in der man lebt, einen guten Namen und ein grosses Vertrauen zu erwerben, als wenn man wenig verspricht, aber das, was man verspricht, auf das genaueste erfüllet.

Kreon wird von vielen für einen Menschenfeind und verdrüßlichen Mann ausgeschrien, weil er sehr hart daran kommt, etwas zu versprechen; doch habe ich noch niemanden klagen gehört, daß Kreon sein Versprechen nicht gehalten hätte. So behutsam er ist, etwas zu versprechen, so eifrig ist er auch dasjenige in Erfüllung zu bringen, was er einmal versprochen hat. Kreon wird von wenigen gerühmt, aber sein Ruhm ist dauerhaft und steigt immer. Herr Liebwind wird von vielen gelobt, aber sein Lob ist so unbeständig, wie er, und in steten Fallen. Er wird noch eben dadurch der verächtlichste Mensch werden, wodurch er sich Ehre und Ansehen erwerben will. Der Weg zur Ehre ist eben und gerade. Wir verlassen ihn gar oft und suchen Umwege, auf denen wir uns in beständigem Zwange und unter tausend ermüdenden Beschwerlichkeiten von dem Ziele, das wir ängstlich suchen, immer weiter entfernen und uns endlich, wenn wir dem Sitze der Ehren am nächsten zu seyn glauben, zu unserer größten Beschämung in dem Labyrinth der Schande erblicken.

Der Geist, der alles weislich überdacht,
Hat unsre Geister recht und unverfälscht gemacht:
Wir haben nur durch thorheits volle Dünste
Zu klüglich ausgedachter Künste
Uns von dem ebnen Pfade
Auf krumme Wege hingewandt.
Die Wahrheit schien zu schlecht, die Weisheit zu gerade:
Der Thorheit Krümme ward von uns für schön erkannt.

Michaelis.

Die zwo ersten und vornehmsten Fürschriften des natürlichen Rechts, welche alle Pflichten gegen andre in sich schliessen und auf deren Beobachtung sich die Ruhe und Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens stützen, sind diese: Beleidige niemanden und halte deine Zusage. Wenn man nur bedenkt, daß auf der Erfüllung der letztern Pflicht die redliche Verwaltung aller Aemter, das Glück des Ehestandes, der öffentliche Credit, ohne den ein Staat gleichsam todt ist, und so viele andere unentbehrliche Vortheile des gemeinschaftlichen Lebens beruhen, wird man leicht eingestehen, daß diejenigen Feinde der Gesellschaft sind und dem gemeinen Wesen einen unersetzlichen Schaden zufügen, welche die niederträchtige Gewohnheit mit Zusagen zu scherzen durch ihr Ansehen bestättigen oder doch zu einem Vorrecht gewisser Stände machen.

Es ist doch auch nicht allezeit möglich, mögte man sagen, das was man versprochen hat, zu halten. Ich antworte: eben deßwegen sollte man sich in acht nehmen, nicht

so

so freygebig im Versprechen zu seyn, weil so viele unerwartete Zufälle die Erfüllung einer Zusage verhindern können. Ein ehrlicher Mann prüft seine Kräfte, er vergleicht die Sache, die man von ihm verlangt, mit denselben, er verspricht nichts, als was er glaubt halten zu können; in zweifelhaften Fällen stellet er denen, die ihn um etwas bitten, alle Bedenklichkeiten vor, die ihn hindern, eine unbedingte Zusage zu thun. Bitten, deren Erfüllung mit seiner Pflicht und Gewissen streiten würde, siehet er als boßhafte Versuchungen seiner Feinde oder als Beleidigungen an, die man seinem Charakter anthut. Ich weiß von keinem gröſſern Ansehen, als wenn es ein Mann so weit gebracht hat, daß sich niemand unterstehet, ihn in einer ungerechten und unbilligen Sache um Hülfe anzusprechen.

So allgemein und uneingeschränkt auch die Pflicht ist, seine Zusage zu erfüllen, scheint sie doch fast nur Freunden vorgeschrieben zu seyn, denn von ihnen wird sie am sorgfältigsten beobachtet. Die zärtliche Begierde, welche ein jeder Freund verspürt, seines Freundes Glückseligkeit und Vergnügen auf alle Art zu befördern, erlaubt ihm nicht, auch nur das geringste Versprechen, so er seinem Freund gegeben, aus den Augen zu lassen. Die geringste Gefälligkeit, die ich einem Freund versprochen habe, ist mir keine Kleinigkeit mehr. Wer ein geringes Versprechen, dessen Erfüllung seinem Freund einiges Vergnügen machen würde, aus der Acht läßt, der beweist, daß er auf das Vergnü-

gnügen seines Freunds nicht so aufmerksam ist, wie es ein zärtlicher Freund seyn sollte.

Arist.

* * * * *

Nachrichten.

Frau Neugier bietet dem eine Wohnung in ihrem Hause umsonst an, der ihr die meisten Stadtneuigkeiten zuzutragen verspricht.

Frau Frommstolzin will den Herrn Bickerstaff sprechen, um von ihm zu erfahren, wann der jüngste Tag kommen wird. Sie glaubt, er müsse nun sehr nahe seyn, weil die Gottlosigkeit in der Welt so hoch gestiegen ist, daß junge Frauenzimmer Hagedorns Lieder singen.

Herr Schmausegern, dem einige von seinen alten Bekanntschaften ausgegangen sind, hat einen neuen Vorrath von lustigen Histörchen, Sprüchwörtern, Schwänken u. d. g. gesammlet. Er stehet denen zu Dienste, die ihn zu Gaste bitten wollen.

Herr Adam Reimefrüh hat ein Papier verlohren, worauf er die Namen und Geburtstage aller seiner Gönner und Mecenaten geschrieben hatte. Weil ihm nun dieser Verlust sehr empfindlich fällt, und er dadurch in seiner Nahrung merklichen Abbruch leidet, bittet er den, der es gefunden, es unserm Verleger zu bringen, und will dafür mit einem Leichen- oder Hochzeitgedichte nach Belieben oder Gelegenheit aufwarten.

Herr Hagestolz verlangt eine Frau, die schön, reich, tugenthaft, von gutem Geschlechte, wirthschaftlich, witzig und vor allem demüthig und gehorsam seyn soll. Er selbst ist häßlich, von schlechter Geburt und Erziehung, geizig, dumm und eigensinnig; aber dennoch glaubt er der besten Frau werth zu seyn. Ein Frauenzimmer, das Lust zu ihm hat, darf sich nur bey unserm Verleger melden.

Herr Westenstolz hat sich entschlossen zur Ehe zu schreiten. Weil er aber sein Vermögen durch eine allzugalante Aufführung meistens durchgebracht hat und gesonnen ist, seine kostbare Person so hoch, als es ihm möglich ist, hinaus zu bringen, will er hiemit öffentlich kund machen lassen, daß er sich der Meistbietenden überlassen werde. Die etwas auf ihn bieten wollen, können sich bey unserm Verleger melden.

Herr Jungfisch, ein junger Mensch von 25. Jahren, soll eine reiche Wittwe von 50. Jahren heirathen. Er will aber vorher ihre Nativität stellen lassen und erfahren, wie lange sie etwa noch leben mögte. Deswegen bittet er den Herrn Bickerstaff, sich künftigen Sonntag Nachmittag um drey Uhr bey ihm einzufinden.

Herr Flaschenkeller sucht ein Capital von tausend Gulden und verspricht, den, der sie ihm leihen will, mit Champagner zu bewirthen.

Herr Harpax sucht neue Freunde, weil seine vorigen, Mendax und Euthymus, flüchtig geworden sind.

B.

Neun und zwanzigſtes Stück.

Du wünſcheſt dir mit Angſt ein Glück,
Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günſtger Augenblick;
Allein bitt um Verſtand dich ſeiner zu bedienen;
Denn dieſes iſt das größte Glück.

Gellert.

Ich befand mich vor einigen Tagen in einer zahlreichen Geſellſchaft. Die Unterredung war anfänglich ſehr lebhaft. Unvermerkt gerieth ſie auf ernſthafte Materien, und die Damen wurden ſchläfrig. Man ſcherzte darüber. Sie vertheidigten ſich aber dadurch, daß ſie es den Mannsperſonen zum Fehler anrechneten, in ihrer Gegenwart ernſthafte Geſpräche zu führen, und zur Strafe legten ſie uns auf, daß ein jeder ein Hiſtörchen erzählen ſollte. Es geſchahe, und ich habe eines davon im Gedächtnis behalten, um es meinen Leſern bekannt zu machen, ob es gleich nichts mehr als ein Feenmährchen iſt.

Geſchichte
des Mirza und der Fee Alzenire.

In der Gegend von Balſora lebte ein armer Landmann, der nur ein einziges Feld, eine Frau und einen Sohn hatte.

Der Sohn hieß Mirza, und war von einer feurigen Gemüthsart, die ihn nicht einen Augenblick mit seinem damaligen Zustande zufrieden seyn ließ. Er war einmal im Walde einem raren Vogel auf einen hohen Baum nachgestiegen, und kaum hatte er den Gipfel erreicht, als er in der Ferne eine Menge von prächtig gekleideten Personen zu Pferde herankommen sah. Mirza blieb auf dem Baume, um sie unbemerkt vorbey reiten zu sehen. Er sahe, daß sie Frauenzimmer waren, die von einigen bewafneten Sklaven begleitet wurden. Eine von den Frauenspersonen zeigte so viele Schönheiten in ihrer Person, daß Mirza davon entzücket wurde. Er stieg vom Baume, sobald sie vorüber waren, und folgte dem Zuge von weitem nach, um zu erfahren, wer diese Schöne sey. Einige Landleute, denen er begegnete, sagten ihm, sie sey die Princeßin Nireis, die einzige Tochter des Königes von Balsora. Wie bestürzt wurde Mirza, als er hörte, daß die Person, die er anbetete, so weit über seinen Stand erhaben sey! Denn er war wirklich so von ihr entzückt, daß er nicht anders, als durch ihren Besitz glücklich zu werden glaubte, und diesen mußte er selbst als eine unmögliche Sache betrachten. Er gieng tiefsinnig und seufzend nach Hause. Die folgenden Tage unterließ er nicht, täglich den Baum zu besuchen, von welchem er die Prinzessin gesehen hatte. An einem Tage, da er wieder unter dem Baum seufzte, kam ein fremder Kaufmann mit zween Sklaven und einer Sklavin vorbey. Sie waren kaum an den Baum gekommen, als der Kaufmann vom Pferde abstieg.

stieg, und seinen Sklaven befahl, die Sklavin zu binden. Es geschahe, und gleich entblößte der Kaufmann seinen Säbel, um sie nieder zu hauen. Mirza hatte Mitleiden mit der Sklavin; er näherte sich dem Kaufmann, und fragte ihn, warum er so grausam mit seiner Sklavin verfahren wollte. Sie ist eine Nichtswürdige, rief der Kaufmann, die nicht länger zu leben verdient. Mirza bat ihn, der Sklavin das Leben zu schenken. Der Kaufmann sahe ihn verächtlich an, und hieß ihn fliehen, wenn er nicht selbst wegen seines unzeitigen Mitleids gestraft werden wollte. Mirza hatte bey seinem niedrigen Stande ein Herz, das nichts weniger als Beleidigungen vertragen konnte. Er antwortete dem Kaufmann hitzig, und als ihn derselbe mit seinem Säbel überfiel, wehrte sich Mirza, der nur einen Stab in der Hand hatte, so geschickt, daß er seinem Gegner den Säbel aus der Hand riß, und ihm das Haupt damit spaltete. Die beiden Sklaven hatten sich der Gelegenheit bedient, zu entfliehen. Mirza gieng zu der Sklavin, und band sie los. So bald sie frey war, verwandelte sich ihre Gestalt, und Mirza erblickte nunmehr eine auserordentliche Schönheit in der kostbarsten Kleidung. Sie redete ihn an; „fürchte nichts. Ich bin die Fee Alzenire, eine von den mächtigsten unter den Feen. So groß aber unsere Gewalt ist, so sind wir doch gewißen Gesetzen unterworfen. Ich hatte wider eines von denselben gefehlt, und es ist mir zur Strafe auferlegt worden, daß ich in die Unterwelt gehen, und daselbst so lange als eine Sklavin leben

ſollte, bis ich von einem Unbekannten befreyet würde. Dieſes iſt geſchehen. Du haſt meinen grauſamen Herrn erlegt, und meine vorige Glückſeligkeit fängt wieder an. Was forderſt du von meiner Dankbarkeit? Ich kann dir alles geben, was du begehreſt.„ Mirza antwortete: „ich bitte um Ehrenſtellen, und um die Prinzeßin Nireis.„ „Verlangſt du nichts mehr?„ ſagte die Fee. „Du kannſt itzt dein ganzes Glück durch deine Bitte beſtimmen.„ „Nein,„ antwortete Mirza. „Wenn ich vernehm werde, und die reitzende Nireis beſitze, ſo ſind meine Wünſche erfüllt. Alles übrige kann ich mir alsdenn ſelbſt geben.„ „Gut,„ ſagte die Fee, „du ſollſt meine Dankbarkeit erfahren. Begieb dich unter das Heer des Königs von Balſora. Dieſes wird der Weg zu der Erfüllung deiner Wünſche ſeyn.„ Die Fee verſchwand, nachdem ſie dieſes geſagt hatte. Mirza gieng nach Hauſe. Um von ſeinem Vater Abſchied zu nehmen. Der alte Mann wollte ihn nicht von ſich laſſen, aber Mirza blieb unbeweglich. Er nahm Kriegsdienſte. Bald hernach gerieth der König mit ſeinen Nachbarn in Streit, und zog ſelbſt gegen ſie zu Felde. Es kam zu einer Schlacht, und Mirza hatte das Glück, dem König das Leben zu retten. Der völlige Sieg ward darauf erfochten. Nach der Schlacht ließ der König das Heer zuſammen kommen, und den Mirza vortretten. Er nennte ihn öffentlich ſeinen Erretter, und erklärte ihn auf der Stelle zum Unterfeldherrn. Der Krieg währte noch eine zeitlang, und der Vezier des Königs blieb in einem Gefechte. Mirza bekam ſeine Würde,

und unter seiner Anführung erhielt das Heer einen neuen Sieg, der die Feinde zur Unterwerfung zwang. Der König war begierig, seine grossen Dienste vollkommen zu belohnen, und gab ihm seine Prinzeßin zur Gemahlin.

Nun hatte Mirza alles, was er gewünscht hatte. Nächst dem Könige der Vornehmste in dem ganzen Reiche zu seyn, und die liebenswürdige Mireis zu besitzen, dieses war ein Glück, das er selbst in dem Besitze kaum glauben konnte; denn er fand das Herz der Prinzeßin noch reitzender, als die Schönheiten ihres Leibes. Alle Grossen des Hofes suchten seine Gunst, und unter den Gelehrten schätzten sich diejenigen glücklich, denen er freyen Zutritt erlaubte. Sein Herz war offen und redlich, aber er trauete dem Schein, und hielt alle die für seine Freunde, die Freunde seines Glücks waren. Dieses Glück selbst machte ihn eitel, und seine Vertrauten so wohl als alle andere mußten von seinem Stolze viel ausstehen. Mireis, die ihn wirklich liebte, sahe die Verschlimmerung seines Gemüths, und ward unruhig. Sie suchte ihn zu bessern, aber sie fand, daß er ihre Vorstellungen nicht genug achtete. Sie warf die Augen auf alle Personen, die seine Vertraulichkeit besaſſen, und sie entdeckte, daß der junge Ziyad der redlichste unter ihnen war. Mireis schrieb an Ziyad, und bat ihn, seinem Freunde Vorstellungen zu machen. Ziyad that es. Mirza nahm sie sehr übel auf, und gieng endlich so weit, daß er dem Ziyad sein Haus verboth. Mireis setzte inzwischen ihre eigenen Ermahnungen fort. Mirza ward ungeduldig, und machte

ſich ſeltſame Gedanken von der Urſache, die ſeine Gemahlin bewegen mögten, ſeine Aufführung, die er für vollkommen regelmäſig hielt, zu tadeln. Er erfuhr endlich, daß ſie an Ziyad geſchrieben hatte. Sogleich vergiftete die Eiferſucht ſeine Seele. Er machte ſeiner Gemahlin bittere Vorwürfe, und hielt alle ihre Verſicherungen vom Gegentheil für Verſtellung. Sie konnte endlich das traurige Leben, das ſie bey ihm führen mußte, nicht länger aushalten, und flohe in ein Kloſter, welches von heiligen Jungfrauen bewohnt ward, und für alle, die daſelbſt Schutz ſuchten, ein unverletzlicher Freyort war. Der König gerieth in den größten Zorn gegen Mirza, deſſen eitles Bezeigen ihm ſchon zu misfallen angefangen hatte. Er ließ ihn holen, und redete ihn mit ergrimmten Blicken an; „Unglücklicher! mußte ich dich deswegen ſo erhöhen, und dir ſelbſt mein Kind ſchenken, daß du daſſelbe verfolgen ſollteſt? Du haſt den Tod verdient. Aber ich will dem das Leben nicht nehmen, der mir einſt das meinige erhalten hat. Fliehe, und laß dich niemals wieder vor mir ſehen.„ Mirza mußte gleich aus dem Schloſſe gehen. Er beſuchte alle ſeine vorigen Freunde, um durch ihre Vorbitten den Zorn des Königs zu beſänftigen. Sie entſchuldigten ſich alle, und auf wiederholten Befehl des Königs mußte er die Stadt verlaſſen. Er gieng nach ſeines Vaters Hauſe zurück, und brachte von ſeiner Glückſeligkeit nichts mit, als ihr quälendes Angedenken. Um ſein Unglück vollkommen zu machen, ward

er

er izt von allen Bekannten seines Vaters eben so sehr verachtet, als sie ihn zuvor beneidet hatten.

Mirza gieng, um sich den unerträglichen Blicken seiner Landsleute zu entziehen, erst in den Wald, wo sein vorigs Glück angefangen hatte. Hier beseufzete er sein Elend. Unter seinen Seufzern waren wenige, die nicht die Prinzeßin Mireis zum Gegenstande hatten. Endlich ward sein Kummer Verzweiflung, und er beschloß sein Leben unter dem Baum zu endigen, von dem er sie zuerst gesehen hatte. Er hatte schon den Dolch gezückt, als ihm die Fee Alzenire erschien. "Armer Mirza, fieng sie an, was für einen traurigen Gebrauch hast du von dem Glücke gemacht, welches du von mir erbetten hattest? „ Mirza erzählte ihr mit tausend Seufzern sein ganzes Unglück. Er klagte die Prinzeßin an, die er für untreu hielt; er klagte seine Freunde an, die ihm ihren Beystand versagt hätten; am meisten aber klagte er den Ziyad an, dem er die Untreue seiner Prinzeßin Schuld gab. "Höre auf, sprach die Fee, Unschuldige durch deine ungerechten Klagen zu beleidigen! Mireis ist dir so wenig untreu worden, daß sie dich noch bedauret, und bey dem Könige für dich gebeten hat. Es ist wahr, sie hat dich verlassen. Aber was konnte sie geringers thun, als einen Eifersüchtigen verlassen, der sie so ungerecht verfolgte? Eben so wenig hast du Ursache, die Hofleute anzuklagen. Sie sind niemals deine Freunde gewesen, denn du hast niemals wahre Freunde gesucht. Du suchtest nur Lobredner für deine Eitelkeit, und höchstens

stens Gehülfen zu deinen Geschäften. Beydes waren sie. was konntest du mehr von ihnen fordern? Einen einzigen Freund hast du gehabt, und Zinad war es, der Zinad, den du hassest. Noch izt, da du ihn verabscheuest, bemühet er sich das Herz des Königs zur Verzeihung zu bewegen. Dein ganzes Unglück kömmt von dir selbst. Deine Eitelkeit, deine Vorurtheile, und die Gewalt, die du deinen Leidenschaften über dein Herz verstattet hast, sind seine Quellen. Warum verlangtest du nicht jenesmal, da ich dein Glück deinen eigenen Wünschen überließ, warum verlangtest du nicht Weisheit! Sie hätte dir zugleich nebst den Glücksgütern gegeben werden können. Aber wer wird dir izt helfen können? „Mirza antwortete traurig, der Verlust der Mireis hätte ihn schon angewöhnet, sein Leben für eine Last zu halten; nun aber schämte er sich desselben noch, nachdem er sähe, wie thöricht er es eingerichtet hätte. "Ich muß dir noch eines sagen, fuhr die Fee fort, die sein Herz ausforschen wollte. Der König ist in Lebensgefahr. Einige von seinen Kriegsbedienten haben sich verschworen, ihn übermorgen auf der Jagd umzubringen. Was würdest du thun, wenn du dabey gegenwärtig wärest?„ "Dem Könige helfen, antwortete Mirza. Er hat mich zwar hart gestraft, aber ich hatte es verdient.„ "Gut, sagte die Fee. Du bist nicht rachgierig. Deinem Herzen kan also noch geholfen werden. Gehe in den Wald, der vor Balsora liegt, und verbirg dich darin auf der Abendseite. Dahin wird der König kommen, und daselbst werden

ihn

ihn die Verräther angreifen. Die Folge von der Sache will ich dir nicht zum voraus sagen. Sie wird aber glücklich seyn, wenn du deiner Pflicht folgest. Inzwischen nimm dieses Glas, es wird dir helfen, dein künftiges Glück besser zu gebrauchen, als du das vorige gebraucht hast. Halte es vor die Augen, so oft du etwas unternehmen willst. Es wird dir sowohl das vergangene, als das, was du noch ausführen willst, in einem Bilde vorstellen, und aus der Gestalt des Bildes wirst du sehen, ob die Sache gut oder böse ist. In dem ersten Falle wird das Bild glänzend weis, und in dem andern schwarz seyn. Die eigentlichen Bewegungsgründe deiner Handlungen wirst du dabey in deutlichen Sinnbildern erblicken. So lange du diesem Glase folgest, wirst du glücklich seyn. Denn derjenige ist es, der das Gute thut. Wenn du einmal dem Glase nicht folgest, wird es einen Flecken bekommen. Zum zweytenmal wird es dunkel werden, und zum drittenmal in Stücken auseinander fallen. Hüte dich dafür. Ich habe dir geholfen, so weit es das Schicksal erlaubte. In Zukunft mußt du dein eigner Anführer seyn.„ Hier verschwand die Fee. Mirza eilte nach dem Walde vor Balsora. Unterweges überlegte er alle Handlungen seines Lebens, und fand, als er sie durch sein Glas untersuchte, fast bey allen Eitelkeit und Vorurtheile zum Grunde. Er setzte seine Betrachtungen in dem Walde fort, bis er in der Ferne einige Reuter hörte. Er hielt sich in einem Gebüsche verborgen, bis die Reuter heran kamen. Es war

der König allein vom Ziyad begleitet. Plötzlich sprangen einige Bewafnete aus einem andern Gebüsche hervor, und fielen den König nebst seinem Begleiter an. Mirza lief herzu, und mengte sich mit dem Säbel in der Hand unter die Streitenden. Seine Tapferkeit überwand die Menge, und die Verräther wurden alle erlegt. So bald sich der König ausser Gefahr sahe, warf er die Augen auf seinen Erretter. Er ward bestürzt, als er ihn erkannte. "Wie, sagte er, bist du es Mirza? Ich habe dich verbannet, und du wirst zum zweytenmal mein Erretter?„ "Herr, antwortete Mirza, und warf sich zu des Königs Füssen, verzeyhe mir nur, daß ich mich vor dein Angesicht gewaget habe. Nichts geringers, als deine Gefahr, hätte mich bewegen können, deinen Befehl zu übertretten.„ Der König hob ihn auf, und wollte ihn umarmen, aber Mirza sahe indem, daß Ziyad, der gefährlich verwundet war, ohnmächtig vom Pferde sank. Er lief zu ihm, verband seine Wunde, und brachte ihn wieder zu sich selbst. Darauf umarmte er ihn, und bat ihm die Beleidigung seiner Freundschaft ab. Er begleitete darauf den König an den Ort, wo die übrige Jagdgesellschaft geblieben war, und wollte hernach zurückgehen, aber der König nahm ihn mit sich nach Balsora, und versprach, ihn mit seiner Tochter auszusöhnen. In dem Schloßhofe kamen ihnen Mireis und Alzenire entgegen. Die Fee hatte der Prinzeßin die Gemüthsänderung des Mirza erzählt, und beyde waren in das Schloß zurück gekehrt, um seine Ankunft zu erwarten. Mirza war

im Begriff, vor Freuden zu den Füſſen der Mireis niederzuſinken. Ihre Ausſöhnung war die zärtlichſte von der Welt. Alzemire blieb noch einige Tage bey ihnen, und verſprach ihnen bey dem Abſchiede ihren beſtändigen Schutz.

Mirza hatte nun ſein Glück vollkommen wieder; er gebrauchte es aber beſſer als zuvor. Er war gegen jedermann leutſelig, zu ſeinen Vertrauten aber erwählte er niemand, als würdige Perſonen. *Denn er betrachtete diejenigen, die* er zu Freunden erwählen wollte, allemal durch ſein Glas, und dieſes zeigte ihm ihr Herz und ihren Geiſt richtig. Ziyad aber war ſein Vertrauteſter. Mireis machte ihn durch ihre Zärtlichkeit vollkommen glücklich, und ſie ward eben ſo glücklich durch ihn. Nach dem Tode des Königs, der ohne männliche Erben ſtarb, ward Mirza durch die Wahl des ganzen Volkes auf den Thron geſetzt. Als König bediente er ſich ſeines Glaſes noch fleißiger, und herrſchte zum Vergnügen ſeines Volkes. Sein Angedenken iſt noch in den Jahrbüchern von Balſora heilig. Sie nennen ihn den König der Weißheit und des Segens.

Alceſt.

* * * * *

Wir müſſen noch zween Briefe bekannt machen, deren Verfaſſer uns ſchon etliche mal deswegen erinnert haben.

An

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren,

Sie müssen mir helfen. Ich bin durch ihre Wochenschrift in grosse Verlegenheit gesetzt worden. Sie haben die Freundschaft so eifrig angepriesen, daß ich mich habe bewegen lassen, mir auch einen Freund zu erwählen. Ich fand unter allen meinen Bekannten keinen bessern Gegenstand, als den Kutscher meines Vaters. Ich bin diesem Menschen schon lange gut gewesen, und er verdient es. Von meiner ersten Jugend an hat er mir grosse Dienste geleistet. Er hat mich oft mit in das Wirtshaus und zu Hochzeiten in unserm Dorfe genommen, von ihm habe ich allezeit die neuesten Lieder bekommen, und er hat mich schon in meinem zwölften Jahre Tobackrauchen gelehret. Genug, ich erwählte ihn zu meinen Freund, und wir lebten etliche Wochen lang in der angenehmsten Vertraulichkeit. Endlich erfuhr mein Vater, daß wir uns einmal zu Nacht in dem Wirtshause betrunken hatten. Er machte mir heftige Verweise, daß ich mit einem so niedrigen Kerl, wie er ihn nennte, Umgang hielte. Ich glaubte, mich am besten zu entschuldigen, wenn ich ihm eröfnete, daß dieser Mensch mein Freund sey. Aber dadurch machte ich meine Sache nur schlimmer, und der arme Kutscher ist gar aus dem Hause gejagt worden. Ich muß noch täglich Strafreden von meinem Vater ausstehen, und wenn ich auch den Verlust

luſt meines lieben Freundes vergeſſen wollte, ſo iſt doch dieſes mein Unglück, daß es allen unſern Bedienten durchaus verboten worden iſt, die geringſte Vertraulichkeit mit mir zu unterhalten. Alſo bin ich von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Reden Sie, M. H. doch meinem Vater zu, daß er mich in meinen freundſchaftlichen Neigungen nicht länger verhindere. Denn ich habe es erfahren, daß die Freundſchaft ein edles Gut iſt.

Michael von Kriechboden.

Der Herr von Kriechboden muß es uns verzeihen, daß wir ſeinen Vater nicht tadeln. Der junge Herr würde glücklich ſeyn, wenn mit ſeinem ſogenannten Freunde die Niederträchtigkeit ſeines Herzens zugleich hätte weggejagt werden können. Aber ein groſſer Theil der Menſchen iſt ſo begierig, ſeine niederträchtigen Neigungen zu vergnügen, daß ihm die verächtlichſten Werkzeuge dazu gut genug ſind, und die edelſte Verbindung muß oft ihren Namen hergeben, um ſolche Gemeinſchaften zu bedecken, die den Menſchen unter die Würde ſeines Standes, und der Menſchheit ſelbſt herabſetzen. Uebertriebene Bedenklichkeit in Anſehung einer völligen Gleichheit des Standes kan der Freundſchaft oft nachtheilig ſeyn; aber ſchmutziger Umgang und wahre Freundſchaft können niemals vereiniget werden.

Meine Herren,

Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, der Ihnen sehr angenehm seyn muß. Ich will Ihre Blätter in meiner Schule einführen, und sie von meinen Knaben ins Lateinische übersetzen lassen. Für diese Ehre können Sie wohl zur Dankbarkeit dafür sorgen, daß ich Ihre Schrift umsonst bekomme. Denn sie wird mir endlich zu theuer.

Donatus Backel.

N. S.

Ich habe verschiedene moralische Exercitien, die ich meinen Schülern vormals dictirt habe. Könnten Sie nicht einige davon in Ihre Blätter einrücken lassen? Ich mögte mich doch auch gern gedruckt sehen. Sie sollen dieselben für einen billigen Preiß bekommen.

F.

Dreißigstes Stück.

Chi salirá per me - - - in cielo
Ariportarne il mio perduto ingegno?

ARIOST.

Schon einen ganzen Band haben wir voll geschrieben, und wir haben noch keinen Traum, noch keine Allegorie hinein gebracht: das ist nicht recht, und wider die Mode. Ohngeachtet einige unserer Leser darüber schimpfen, wenn sie in unserm Wochenblate etwas antreffen, das schon in andern vorgekommen ist: gibt es doch andere, die es uns sehr übel nehmen würden, wenn wir nicht der Mode folgten. Wir wollen dieseßmal ihnen zu gefallen träumen; das ist die geringste Gefälligkeit, die ein Schriftsteller seinen Lesern schuldig ist, und wir könnten Beyspiele genug davon anführen. Aber es läßt zu pedantisch für ein Wochenblat, wenn man viele Schriftsteller darinn anführen wollte. Ich komme auf meinen Traum. Ich wuste lange nicht, wovon ich mir träumen lassen wollte. Bald war ich willens allegorisch zu träumen, und die Tugenden und die Laster zu Provinzen oder zu Prinzen und Prinzessinnen zu machen: bald wollte ich gar einen kritischen Traum

haben, und meine Meinung von einigen andern witzigen Schriften recht herzhaft und kriegerisch heraus sagen. Ich bedachte aber, daß die erste Mode zu abgetragen ist, und daß die Allegorien meistens ein Spielwerk des falschen Witzes sind, und sehr oft in das kindische verfallen. Mich in kritische Sachen einzulassen, habe ich nicht wagen wollen; denn (im Vertrauen geredet) es kleidet einen Wochenschriftsteller nicht zum besten, wenn er sich in das kritische Handgemenge der Kunstrichter einmischen will. Man schimpft gleich auf uns, heißt uns kritische Parteygänger, oder giebt uns sonst schlimme Namen. Manches Buch wäre beständig für mittelmäßig gehalten worden, aber da sich die Verfasser in kritische Kriege mengten, entdeckte man erst, daß sie ganz schlecht waren. Und wie viele von unsern Lesern werden kritische Stücke gern lesen? Ich entschloß mich ganz friedfertig zu träumen.

Ich las, ehe ich mich zu Bette legte, eine Zeitlang in dem Heldengedicht des Arioste, das er den rasenden Roland nennt. Ich kam auf eine Stelle, die mir besonders gefiel. Einer von seinen Helden Astolf kömmt durch ein seltsames Abentheuer in den Mond hinauf. Dieser wird beschrieben. Was wir in der Welt entweder durch unsere Schuld, oder durch Schuld der Zeit und des Glückes verlieren, das kömmt alles in den Mond. Da ist der Ruhm vieler Helden und Schriftsteller, viele Wünsche, viele Gebeter. Da sind

Le lagrime ei i ſoſpiri de gli amanti,
L' inutil tempo che ſi perde à gioco,
E l'ozio lungo d'uomini ignoranti,
Vani diſſegni, che non han mai loco,
J vani deſideri ſono tanti
Che la più parte ingombran di quel loco,
Ciò, che in ſomma qua giù perdeſti mai
Là ſu ſalendo ritravar potrai.

Die Thränen und die Seufzer der Verliebten,
Die leere Zeit, die man mit Spiel verderbet,
Der lange Müßiggang unweiſer Menſchen,
Eitle Anſchläge, welche nie zu Stand zu bringen,
Ein Schwarm von thörichten Verlangen, der ſo groß iſt,
Daß er den meiſten Theil des Orts einnimmt,
Kurz alles was hienunten ſich verlieret,
Das findet man, wenn man hinauf ſich ſchwinget.

So gar von dem Verſtand eines jeden Menſchen iſt etwas im Monde aufgehoben, und als ein flüchtiger und geiſtiger Saft in kleinen Fläſchgen verwahret. Die Stellen in denen dieſes beſchrieben wird, ſind in dem Heldengedichte ſo ſchön, daß man ſie durch Ueberſetzen nur ſchwächen würde. Als ich in der folgenden Nacht einſchlief, dachte ich beſtändig an das, was ich geleſen hatte. Ich hatte kaum eine halbe Stunde geſchlafen, ſo deuchte mich, den ehrlichen Arioſt in Lebensgröſſe mit einer ehrwürdigen

Mine, so wie er in dem Holzschnitte vor seinen Werken abgemahlt stund, vor mir stehen zu sehen. Komm mit mir, sagte er, ich habe Befehl erhalten, dich in den Mond zu führen. Er zog mich aus dem Bette, und setzte mich und sich zugleich auf ein geflügeltes Pferd, das dem Pegasus ziemlich ähnlich sahe. Das Pferd erhob sich, und fieng an so stark zu fliegen, das mir Hören und Sehen vergieng. Es wundert mich nun nicht mehr, wenn manche Dichter so abentheurlich schreiben, wann sie gar zu hoch fliegen. Ich wurde schwindlich und wäre herab gefallen, wenn mich Ariost nicht gehalten hätte. Endlich kamen wir in dem Mond an.

Das erste was mir in die Augen fiel, war ein prächtiger Tempel. Wenn ich nun ein Dichter wäre, würde ich ihn beschreiben, und alle Säulenordnungen sehr künstlich dabey anbringen, auf daß meine Leser sähen, daß ich auch die Baukunst verstehe: aber diesesmal will ich ihnen diese Beschreibung schenken. Du siehest, sagte Ariost zu mir, den Tempel der Freundschaft! Seit dem ihr in eurer Welt aufgehört habt, den Tugenden Altäre zu bauen, haben sie hier ihre Tempel. Du weißt, daß alles was bey euch verlohren geht, hier aufbehalten werden muß. Wie? antwortete ich, drunten in unserer Welt soll keine Freundschaft mehr zu finden seyn? Herr Ariost, sie irren sich in der That, oder sie reden ein wenig poetisch! (das ist, übertrieben!) Ich helfe ja selbst an einem Buch schreiben, das von der Freundschaft handelt, und von dem schon ein Band

in groß Octav, für unsere Gegenden recht sauber gedruckt, herausgekommen ist. Hier wollte ich dem Arioſt etwas aus unserm Wochenblate erzehlen, aber er unterbrach mich lächelnd: davon ist izt die Rede nicht; bisweilen kömmt die Freundschaft zwar noch auf die Welt hinab, aber sie hält sich nicht lange dorten auf: ihr meister Aufenthalt ist im Mond. Unter diesen Worten führte mich mein Begleiter in den Tempel. Dort sahe ich die Göttin der Freundschaft: schön, wie die Göttin der Liebe, nur ernsthafter und majestätischer, saß sie auf einem Throne, um den ein Chor von Tugenden stand, die sie begleiteten. Neben ihr lächelte die stille Menschenliebe, die Gütigkeit, das Mitleiden, die Beständigkeit; die sanfte Fröhlichkeit, und ein Chor von leichten Scherzen hüpfte um sie herum. Die Göttin winkte mir, näher zu tretten. Ich habe dich sehen wollen, sagte sie mit einer sanften Stimme, du schreibest von mir: ich war es, die dich mit deinen Freunden verbunden hat. Du suchest mich zu erheben; ich lobe deinen Vorsatz, ob du ihn gleich nie erreichen wirst. Ich werde schwerlich mehr meine Wohnung unter euch Sterblichen aufschlagen. Gehe, sieh dich in diesem Aufenthalt um, und sage deinen Mitbürgern wieder, was du hier gesehen hast. So sprach sie: ich wollte mit einer furchtsamen Verbeugung weiter gehen, als mich ein Frauenzimmer aufhielt, dessen seltsame und altvätterische Kleidung mich fast zum lachen bewogen hätte. Wie lebt man denn izo in Deutschland? fragte sie mich. Das Geschicke hat mir befohlen, beständig

hier oben zu bleiben und die Welt nimmermehr zu besuchen. Ich bin eine von den Begleiterinnen der Freundschaft: ich bin zu ihr gekommen, als ihr mich verlohren habt. Ich bin die Redlichkeit, die den Deutschen so bekannt war. So bald sie mir dieses sagte, wunderte ich mich nicht mehr, daß sie so seltsam aussahe: Redlichkeit ist schon ein uraltes Wort. Denket man noch an mich? fuhr sie fort: ich weiß nicht, warum mir verboten ist, zu euch zurück zu kehren. Ist die Aufrichtigkeit noch so gewöhnlich? Werden ehrliche Leute noch so hoch geachtet, als sonst? Ich antwortete ihr, und konnte mit Mühe das Lachen verbeissen, so seltsam kam mir ihre Tracht vor: verzeihe mir, o Göttin, oder wer du bist! Aufrichtige Leute gibt es noch: aber wie sich die Sprache eine Zeit her sehr verändert hat, so heißt man das itzo grob oder dumm, was man sonst aufrichtig nennte. Ehrliche Leute aber giebt es recht viele unter uns, denn jeder gilt für ehrlich, dem nicht der Galgen auf die Stirne gebrennt ist. Ich bin schon von so vielen ehrlichen Leuten bestohlen und betrogen worden, daß ich sie nicht alle zählen kan, und, wie ich es ihnen vorhielte, gaben sie mir zur Antwort, sie wären ehrliche Leute; damit mußte ich zufrieden seyn. Was sagst du von der Ehre? unterbrach mich eine von den Begleiterinnen der Freundschaft, die unter allen am ansehnlichsten sahen, und die sich mir näherte; ich bin die Ehre: in deiner Welt sieht man Thorheiten oder die Ruhmsucht für mich an, die sich in meine Kleider versteckt. Es ist nicht genug, um ein ehrlicher

cher Mann zu seyn, daß man lebt, ohne die bürgerlichen Rechte und Gesetze augenscheinlich zu beleidigen, und ohne vor Gerichten gestraft zu werden. Man ist nicht gleich ein ehrlicher Mann, wenn man kein Strassenräuber, kein Mörder und kein öffentlich verruchter Mensch ist. Unter allen Namen, die man in der Welt mißbraucht, mißbraucht man den meinen am meisten. Ein stolzer Junker sucht mich in der Uebertrettung der Gesetze, als wenn die Ehre seyn könnte, wo die Tugend nicht ist. Ein eitler Schriftsteller sucht mich in Bänden, als wenn ich durch den Witz oder durch den Fleiß zu finden wäre. Die wahre Ehre und die wahre Grösse wohnt im Herzen. Ein Mädgen, das hundert Liebhaber verspottet, allen Hofnung gemacht, und alle aus Eitelkeit oder andern Absichten betrogen hat, führet meinen Namen noch im Munde und sagt: sie habe ihre Ehre unbefleckt erhalten, weil sie ihren Körper nicht befleckt hat; da doch die Verstellung einer solchen Buhlerin ein weit niedrigers Herz anzeigt, als der Fehler eines andern Mädgens, das sich vielleicht durch eine unzeitige Zärtlichkeit hatte überwinden lassen. O Menschen, wenn werdet ihr die wahre Ehre kennen lernen, und sie nicht mehr in Kleinigkeiten und Thorheit suchen! Die Weltweisen unter euch sagen, sie wollen mich nicht; es ist auch wahr, sie suchen mich selten, aber sie suchen eine verkleidete Thorheit, die sie für mich halten. Der Stolz, und nicht die Begierde wahrer Ehre, heißt sie schreiben. Arioſt führte mich hierauf wieder aus dem Tempel, und brachte mich in ein Feld,

in dem ich ganze Berge von kleinen Fläschgen liegen sah. In diesen Fläschgen, sagte mein Begleiter, ist etwas von dem Verstand eines jeden Menschen aufbehalten, wie du in meinem Buche gelesen hast. Die Menschen wären alle zu klug und zu vollkommen, wenn sie ihren Verstand völlig hätten; auch den Allerklügsten fehlt etwas daran. Du wirst einige wenige Fläschgen sehen, die nur halb voll sind; die meisten aber sind voll bis an den Hals. Ich hob ein Fläschgen auf, und fieng an zu lesen, was darauf geschrieben stund. Dieses war gerade das Fläschgen, in dem der Verstand der Mademoiselle Eulenputz aufbehalten war. Es war bis an den Hals voll. Dieses Fläschgen, sagte mir mein Begleiter, ist nicht allezeit so voll gewesen. Sie hatte Anfangs sich begnügen lassen, sich verständig zu glauben: wie sie nun hierinnen sehr irrete, war das Fläschgen weit über halb voll. Von ohngefehr aber machte ihr ein Stutzer eine Liebeserklärung, blos um sich in einer Rede zu üben, die er auswendig gelernet hatte, um sie einem hübschen Mädgen vorzusagen: Mademoiselle Eulenputz aber nahm es für Ernst auf. Jedes Frauenzimmer ist in ihrem Herzen geneigt, eine Liebeserklärung für aufrichtig zu halten. Mademoiselle Eulenputz fieng endlich gar an zu glauben, sie sey hübsch und artig. Ihr bischen Verstand stieg völlig in den Mond: du siehst, daß kein Tropfen mehr in das Fläschgen geht.

Dieses, sagte er weiter, und hob ein anderes Fläschgen auf, ist der Verstand des jungen Herrn Frauenknecht. Er

war ein artiger Jüngling, ſeine Freunde liebten ihn, er liebte die Wiſſenſchaften, ſcherzte lebhaft, und war fähig, eine ganze Geſellſchaft aufzumuntern. Er verheirathete ſich mit einem jungen Frauenzimmer, und glaubte ſich glücklich. Anfangs beſuchte er noch ſeine Freunde, und war noch lebhaft, wiewohl ſeltener als ſonſt: Itzo aber hat ſeine Frau ihn in Familiengeſellſchaften zu ziehen gewuſt, in denen man von weiter nichts als vom Wetter und von der Haushaltung redet. Er beſucht ſeine alten Freunde nicht, er ſcherzt ſchläfrig, er liebt die Wiſſenſchaften nicht mehr, und bleibt den ganzen Tag zu Hauſe, ohne etwas ſonſt zu thun, als mit ſeiner Frau und mit ſeinen Kindern zu ſpielen. Seine Freunde bedauren ihn, er glaubt noch, ſeinen Verſtand ganz zu haben, aber wie du ſieheſt, iſt der gröſte Theil davon itzo im Monde.

Dieſes bis oben an gefüllte Fläſchgen, das du hier ſieheſt, fuhr Arioſt fort, enthält den Verſtand des Herrn Stentors: Was? unterbrach ich ihn, des groſſen Autors, der ſchon ſo viele Bücher geſchrieben hat und noch ſchreibt! ſein Verſtand ſollte im Monde ſeyn? Was würde man in der untern Welt ſagen, wenn man das wißt? Einmal ich glaube es nicht, es kan unmöglich ſeyn. Herr Stentor keinen Verſtand? mit was ſchreibt er denn Bücher? Mit den Händen, antwortete Arioſt. Man darf nur ſeine Schriften leſen, um zu ſehen, daß ſein Verſtand im Mond ſeyn muß, und daß er blos ſchreibt, weil ſeine Hand mechaniſch dazu abgerichtet iſt. Es war Anfangs noch ein

gut Theil weniger in dem Fläschgen; aber zu seinem Unglück wurde er von einigen Stümpern so sehr gelobt, daß er darüber vergaß, daß er selbst ein Stümper ist. Er wurde stolz und sein Verstand flog hinauf.

Ich hob ein Fläschgen auf, und fand auf der Aufschrift den Namen meines guten Freundes des Herrn Adam Reimefrüh stehen. O, rief ich aus, ist der liebe Mann auch um seinen Verstand gekommen? Das Fläschgen ist ja ganz voll. Sollte er ihn etwa aus Aergerniß verlohren haben, weil ich das Unglück, das ihm bey der Hochzeit Alcests begegnet, in meinem Wochenblat beschrieben habe? O nein, antwortete Arioſt, so viel Bescheidenheit mußt du keinem schlechten Dichter zutrauen, daß er zu schreiben aufhört, wenn man ihn lächerlich macht. Im Gegentheil, er schreibt desto fleißiger, um seine Tadler, wie er denkt, zu beschämen. Wie sein Verstand heraufgekommen ist, kan ich dir nicht sagen: so viel ich weiß, ist das Fläschgen allezeit so voll gewesen, als itzo: er muß in diesem Punkte nie gar viel zu verlieren gehabt haben.

O, wenigstens bey diesem Fläschgen, das ich itzo erst aufgehoben habe, muß die Aufschrift falsch seyn! unterbrach ich meinen Begleiter. Dieses Fläschgen ist fast ganz voll, und darinn soll der Verstand des Pseudolus seyn, der doch alle Welt zu betrügen weiß, der schlimmste Mann, den ich kenne, der beständig auf Ränke sinnt, und sie mit aller möglichen List ausführet! Der Mann sollte keinen Verstand haben? der die Aufschrift geschrieben hat, muß sich

gewiß

gewiß verſchrieben haben. Nein, gar nicht, ſagte Arioſt, die Bosheit dienet ihm ſtatt des Verſtands. Ränke und niederträchtige Streiche zeigen ein ſchlechtes Herz und wenig Verſtand an. Einen guten und nützlichen Anſchlag zu erſinnen und glücklich hinaus zu führen, dazu gehört in der That Verſtand; eine Freveltat aber, wenn ſie auch mit aller Liſt begleitet iſt, zeigt weiter nichts an, als eine ſtarke Bosheit. Pſeudolus hatte Verſtand, aber ſo bald als er anfieng, ein Böſewicht zu werden, iſt ſein Verſtand hieher geflogen.

Du wirſt, fuhr Arioſt fort, noch mehr Fläſchgen finden, in denen der Verſtand vieler deiner Bekannten iſt. In dieſem kleinen, das ſo nach Ungariſchen Waſſer riecht, iſt der Verſtand des Herrn Sackſpiegels. Wie er ihn verlohren hat, kan ich nicht ſagen: das Fläſchgen war bey ſeiner Geburt ſo voll als itzt. Da ſehe ich ja ein Fläſchgen, unterbrach ich ihn, das über halb leer iſt, und auf der Aufſchrift ſtehet der Name eines ganz unbekannten Mannes, der weder ein Held noch ein Philoſoph, noch ein Schriftſteller, noch ein Mann nach der Mode oder ein Hofmann iſt. Er lebt auf dem Lande mit einem ſehr mittelmäſigen Glück, kein Menſch hält ihn für verſtändig. Man kennt ihn aber hier in der Oberwelt, antwortete Arioſt, und man kennet viele nicht, die ihr für groſſe Helden, Philoſophen, Schriftſteller, Leute nach der Mode, und für ſehr kluge Hofleute haltet.

Du wirst bald besser urtheilen lernen: siehst du hier diese grosse Flasche? liess einmal die Aufschrift. Ich sahe ganz mit Verwunderung und mit grossen Buchstaben darauf geschrieben stehen: Der Verstand der Verfasser des Freundes. O, sie belieben zu scherzen, Herr Arioſt, so eine grosse Flasche, die fast bis oben an voll ist! Ja, unterbrach mich Arioſt, dieses ist dein und deiner Freunde verlohrner Verstand. Man hat ihn in eine Flasche zusammen gegossen: es soll dir erlaubt seyn deinen Antheil davon so, wie man Ungarisch Wasser hinauf schnupft, wieder zu dir zu nehmen. Ich eilte die Flasche aufzumachen, und war so freudig, daß ich in die Höhe sprang. Hierüber wachte ich plötzlich auf, ohne zu wissen, ob ich ihn wirklich hinaufgeschnupft habe oder nicht. Ich bin zu bescheiden, meine Leser zu fragen, was sie davon halten. Weil ich ihnen zu Gefallen geträumet habe, so sollten sie wohl auch so höflich seyn, meinem Traum einen glücklichen Ausgang hinzu zu träumen.

E. Pheron.

Ein

Ein und dreißigſtes Stück.

Sollicitae iucunda obliuia vitae.

HORAT.

Alle Weltweiſen ſetzen das Glück des menſchlichen Lebens in der Gemüthsruhe. Wenn der Unglückliche ihre Lehrſätze, den letzten Troſt ſeines Elendes zum Schutze auffodert, ſo verweiſen ſie ihn zu der Gemüthsruhe, als dem einzigen Mittel, ſein Unglück nicht zu fühlen, und mitten in demſelben andern Menſchen noch beneidenswerth zu ſeyn. Wenn der Reiche und der Mächtige wiſſen will, wie er ſein Glück recht genieſſen, und von der Furcht, es zu verlieren, befreyet werden ſoll, ſo preiſen ſie auch ihm die Gemüthsruhe als das einzige Mittel an, ſeinen Wunſch zu erreichen, und ſeine vortheilhaften Umſtände zum wahren Glück zu machen.

Sie haben Recht. Derjenige, dem Schmerz und Schlafloſigkeit die Nächte zu traurigen Jahren macht, empfindet nicht die Hälfte von der Qual, die ein Herz durchnaget, welches fern von der Ruhe, und ein unglücklicher Sammelplatz wilder Bewegungen iſt. Die Menſchen wiſſen es auch, daß ihr Glück auf die Ruhe ihres Gemüths ankömmt, und alle wünſchen ruhig zu werden, um glücklich

lich zu seyn. Bey einer so allgemeinen Erkenntnis von dem Werth der Gemüthsruhe, bey dem Triebe aller Gemüther, sich dieselbe zu erwerben, scheinet es glaubwürdig, daß wenigstens ein grosser Theil der Menschen dieses Gut erlangt haben müsse, welches allen unentbehrlich ist. Aber der kleinste Blick auf die Menschen überzeugt uns schon, daß unter allen Gütern, die sie besitzen, dieses das seltenste ist.

Ist es denn so schwer, ein ruhiges Gemüth zu bekommen? Kan der Schöpfer das Werkzeug zu dem wahren Gebrauche unserer Glückseligkeit so weit von uns entfernet haben, daß es unter Millionen kaum einige wenige erreichen könnten? Man müßte die Welt und ihren Schöpfer ganz verkennen, wenn man dieses glauben wollte. Alles spricht ihn frey, und wenn die Menschen die Gemüthsruhe nicht erlangen, so ist die Schuld in ihnen selbst zu suchen. Man darf, um dieses einzusehen, nur untersuchen, worinn sie dieselbe setzen.

Die meisten Menschen erwarten die Gemüthsruhe von der Erlangung ihres Glückes, und sie glauben alsdenn glücklich zu werden, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen können. Wären ihre Wünsche allezeit gerecht, so würde es wahrscheinlich seyn, daß wenigstens der größte Theil von ihnen ein ruhiges Gemüth bekommen könnte. So lange sie aber die Befriedigung ihrer Leidenschaften zum einzigen Gegenstand ihrer Wünsche machen, und so lange sie ihren

Leiden-

Leidenſchaften keine Schranken ſetzen, ſo lange iſt es unmöglich, daß ſie ein wahres Glück genieſſen.

Einige Menſchen ſuchen ein Glück, dazu für ſie nur Wege des Laſters offen ſtehen. Silla ſuchte ſein Glück in der Unterdrückung ſeines Vaterlandes. Sein Wunſch war laſterhaft, und die Mittel, wodurch derſelbe erlangt werden konnte, mußten gleichfalls laſterhaft ſeyn. Silla ſchmeichelte ſich, ein ruhiges Gemüth zu bekommen, wenn er dieſes vermeinte Glück erhalten könnte. Er erhielt es. In dem Genuſſe fühlte er bald die unerträgliche Bürde. Er mußte ſie von ſich werfen, und von ſeinem Scheinglück blieb ihm nur das quälende Angedenken zurück. Silla konnte kein beſſeres Schickſal erwarten. Er hatte ſein Gemüth durch Laſter zu beruhigen geſucht. Er hatte nicht bedacht, daß es die weſentliche Wirkung aller Laſter iſt, die Ruhe der Seele zu verbannen.

Ganze Jahrhunderte haben kaum einen Menſchen aufzuweiſen, der ein ſo auſſerordentliches Scheinglück erlangt hätte, als Silla, aber alle Tage zeigen uns Menſchen, deren Wünſche aus eben ſo laſterhaften Herzen entſtehen, als die Wünſche eines Silla. Mit welchem Rechte können alle dieſe die Gemüthsruhe begehren, oder ſich einbilden, ſie zu verdienen?

So unmöglich die Gemüthsruhe denjenigen wird, die ſie in dem Beſitze eines Gutes ſuchen, das ſie durch Laſter erkauffen müſſen; eben ſo unmöglich wird ſie denen, die in ihren Wünſchen thöricht ſind. Es ſind zwo Hauptarten

von Thorheit, die man bey den Wünſchen der Menſchen entdecket. Die erſte trift man bey Menſchen an, die alle ihre Wünſche nur auf ein einziges Ziel richten, welches ſie durchaus erreichen, und gar von keinem andern wiſſen wollen. Die andere findet ſich bey Leuten, die ihren Wünſchen gar kein Ziel und keine Schranken ſetzen.

Warum iſt Celſus ſo unruhig und mißvergnügt? Er hat ein einträgliches Amt, welches ihm wenig Sorgen und wenig Mühe verurſachet. Gleichwohl denkt er niemals ohne Verdruß an daſſelbe, und alle ſeine Geſchäfte unternimmt er mit Murren. Er wird an dem Orte ſeines Aufenthaltes geehrt. Aber er haſſet die Ehrenbezeugungen ſeiner Mitbürger, und flichet ihre Blicke. Er hat redliche und angenehme Freunde. Sie verſuchen es nur umſonſt, ihn aufzumuntern. Ihre Gefälligkeit, ihre freundſchaftlichen Dienſte ſelbſt ſind ihm unerträglich. Seine Gattin iſt liebenswürdig, und alle ihre Sorgen beziehen ſich auf das, was ihm angenehm ſeyn könnte. Sie empfängt ihn mit offenen Armen, wenn er nach Hauſe kömmt, und ſeine Kinder lächeln ihm mit reizender Zärtlichkeit entgegen. Celſus wickelt ſich mit einem ſtummen Seufzer aus den Armen der Gattin, und wirft nur einen finſtern Blick auf die kleinen Unſchuldigen. Sie erſchröcken und weinen, aus Furcht ihren Vater beleidiget zu haben. Er geht fort, und verſchließt ſich in ſein Zimmer, um in der Einſamkeit ſein Unglück zu beſeufzen. Und was iſt denn ſein Unglück? Blos dieſes. Der Ort, welchen ihm die Vorſehung zum

Auf-

Aufenthalt beſtimmt hat, iſt ihm zu klein. Er glaubt für die groſſe Welt gemacht zu ſeyn, und er will von keinem andern Glück wiſſen, als von einem ſolchen, wobey er die Groſſen der Welt zu Zeugen haben kan. Da ihm dieſes fehlt, ſtößt er das wahre Glück, daß ihm die Vorſehung beſchieden hatte, mit Murren von ſich. Sein Unglück und ſeine Gemüthsunruhe ſind Folgen ſeiner Thorheit.

Auf gleiche Art vergällen viele Menſchen die Freuden ihres ganzen Lebens, wenn ſie ihr Glück in der Erlangung eines beſtimmten Wunſches ſuchen, ohne zuvor ſorgfältig unterſucht zu haben, ob ſie auch zu demſelben berechtiget ſind. Ja alle diejenigen untergraben ihr eigenes Glück, die ſich für unglücklich halten, wenn ihnen nicht dieſes oder jenes zufällige Gut, und in demjenigen Maſe zu Theil wird, das ſie begehren. Die Tugend iſt das einzige Gut, welches man durchaus und ohne Einſchränkung wünſchen ſollte, weil man weder ohne ſie glücklich werden, noch jemals zu viel Tugend beſitzen kan. In Anſehung der zufälligen Güter aber verletzt man ſeine Pflicht, ſo bald man ſich dieſelben auf eine andere Weiſe wünſcht, als ſo, daß man die Vorſehung bittet, uns einige davon nach ihrer eigenen Weisheit mitzutheilen, und uns in den Stand zu ſetzen, daß wir die zugetheilten rechtmäſig gebrauchen. Wer anders wünſcht, hat nicht ſein wahres Glück vor Augen, ſondern beſchäftiget ſich mit Träumen, aber mit ſolchen Träumen, die ſein Leben unruhig machen, wenn ſie ihm nicht eintreffen. So kan weder derjenige ruhig werden,

der sein ganzes Glück in dem Besitz einer Person setzt, auf die er keinen gegründeten Anspruch machen kan; noch derjenige, der Millionen zu besitzen verlangt, da einige Tausende zu allen Bedürnissen seines Lebens hinreichend und mehr sind, als er wirklich verdienet; noch auch derjenige, der durch Wege groß werden will, welche die Vorsicht nicht für ihn gemacht hat.

Gleich thöricht handeln diejenigen, die in ihren Wünschen und in ihren Begierden ohne Einschränkung herumirren. Diese Menschen haben von dem Glück keine andere Empfindung, als blos in der Vorstellung, die sie sich davon machen, so lang es noch entfernt ist. So bald sie es erreichen, verliert es in ihren Begriffen sein Wesen, und wird für ihr Herz zum Nichts. Diese Thoren sind also unaufhörlich gezwungen, sich ein neues Glück zu erdenken und zu suchen. Ihr Leben ist der Zustand eines Menschen, der einen Raub verfolgt, welcher beständig vor ihm herflieht, und allemal von ihm verfehlt wird, weil er immer nur den Schatten davon ergreifet. Sie werden nicht ruhig, so lange sie glauben, daß ihnen ihr Glück noch fehlt, und sie können nicht glücklich werden, weil sie eine jede Sache nur so lange hoch schätzen, als sie ihnen fehlt.

Herr Wanderstab beklagt gegen jedermann sein Unglück, daß er in N. leben muß. Wenn ich nur aus der verwünschten Stadt wäre, so würde ich ruhig leben können. Diese Sprache hat er schon an vier andern Orten geführt, wo er sich zuvor aufhielt, und wenn er noch

in zwölf andere kommen ſollte, ſo wird er eben ſo reden. Er kan ſelbſt nicht ſagen, warum er dieſe Orte haſſet. Aber genug, es gefällt ihm niemals da, wo er wirklich iſt.

Herr Immerneu legte ſich anfangs auf die Gottesgelahrheit. Er fieng bald an, ſich in dieſem Stande für unglücklich zu halten, weil er in demſelben zu gezwungen leben müßte, und er legte ſich auf die Rechtsgelahrheit. Neue Urſache zu klagen. Er konnte es nicht ausſtehen, daran zu gedenken, wie verdrüßlich es ſeyn müßte, ſein Leben mit lauter Streithändeln zuzubringen. Er wurde endlich ein Arzt, und iſt es noch. Wie klagt er nicht über ſeinen Stand? Die Patienten ſind ihm unerträglich. Wie gern wollte er dafür in den Krieg gehen! Herr Immerneu weiß ſelbſt nicht, was er klagt. Er könnte alle Stände durchlaufen, und doch nicht ruhig werden. Denn er hält nichts für Glück, als das Abweſende.

Eine andere Art von dieſen Thoren vermißt die Gemüthsruhe durch die Unerſättlichkeit ihrer Begierden. Man gebe ihnen noch ſo viel, ſie werden ſich ſtets mehr wünſchen. Wie jämmerlich klagt der alte Euklio über ſein mühſeliges Leben! Schon eilf gefährliche Seereiſen hat er ausgeſtanden, und nun ſiehet er ſich gezwungen, in ſeinem hohen Alter die zwölfte zu unternehmen. Der arme Mann! Iſt denn ſein Vermögen ſo gar gering, daß er ſein Leben ſo oft in Gefahr ſetzen muß, um etwas zu erwerben? Nichts weniger. Er iſt einer von den reichſten Kaufleuten, und er war es ſchon von ſeiner dritten Reiſe her. Was

zwingt ihn denn, noch den kleinen Ueberrest seiner Tage neuen Beschwerlichkeiten auszusetzen? die thörichte Begierde nach neuen Schätzen; denn die alten erfreuen ihn nicht mehr. Seine Freude ist wirklich nicht der Genuß des Reichthums. Er will nichts, als ihn erwerben. Dieser ausschweifende Trieb wirft ihn noch viel heftiger herum, als die Wellen des Meers. Kein Wunder, daß Euklio niemals ein ruhiges Gemüth bekömmt. Nach einem siebzigjährigen Leben wird ihm der Tod noch zu früh kommen, und seine Seele wird alsdenn eben so unruhig und unbereitet seyn, als wenn er erst heute angefangen hätte, sein Glück zu suchen.

An diesem und andern dergleichen unglücklichen Trieben ist sehr oft die Erziehung schuld. Man ist unvorsichtig genug, jugendlichen Herzen anstatt der Regeln der Klugheit und der Grundsätze der wahren Ehre solche Lehren einzuprägen, die wirklich nichts als Reitzungen der Leidenschaften sind. Anstatt daß man sie anfeuren sollte, Tugend und wahre Verdienste ihrer eigenen Schönheit wegen zu lieben, stellt man ihnen nur die Belohnungen reitzend vor, die von Menschen auf Tugend und Verdienste gesetzt sind. Man gewöhnt sie dadurch, nur diese Belohnungen zu suchen, und damit zufrieden zu seyn, wenn sie dieselben besitzen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Besitz durch Tugend und Verdienste selbst, oder durch Nebenwege erlangt worden ist. Dieses ist das rechte Mittel, ehrgeitzige und unersättliche Menschen zu bilden. Alonso hat

durch

durch ſeine unerſättliche Ehrſucht den Haß aller ſeiner Mitbürger auf ſich geladen. Iſt es zu bewundern, daß Alonſo ſo ehrgeizig iſt? Sein Vater hat ihn niemals auf eine andere Art zum Fleiſſe angewöhnt, als daß er ihm vorſtellte, er müßte etwas Groſſes in der Welt werden, und er dürfte nicht glauben, es weit in ſeinem Stande gebracht zu haben, ſo lange er noch andere in höhern Würden ſehen würde, als ſich ſelbſt. Die Triebfeder ſeiner Handlungen wurde alſo die Gröſſe des Standes, und er weiß von keinem andern Glück. Wenn er nunmehr immer nach höhern Ehrenſtellen ſeufzt; wenn ihn der Anblick eines jeden Mannes, der neben ihm in Anſehen ſteht, beunruhiget; wenn er diejenigen verfolgt, die ſeinen ehrſüchtigen Begierden hinderlich ſeyn könnten: ſo folgt er blos dem Grundſatze, der ſeiner Jugend eingeprägt worden iſt. Wie kan Alonſo ein ruhiges Gemüth bekommen?

Durch gleiche Unvorſichtigkeit werden oft von den Vätern und Lehrern die Vorſchriften der Klugheit mit den niederträchtigen Kunſtgriffen des Geitzes und der Habſucht verwechſelt. Man will vor Verſchwendung warnen, und man macht von den zukünftigen möglichen Bedürfniſſen des Lebens eine ſo fürchterliche Beſchreibung, daß der Jüngling, der kein Verſchwender werden ſollte, in die völlige Denkungsart eines Harpax geſetzt wird. Man will ihn in Geſchäften fleißig machen, und man macht ihn blos gegen die Süßigkeiten des Reichthums empfindlich. Er lernt kein ander Glück erkennen, als den Reichthum,

und durch eine natürliche Folge scheinen ihm alle Mittel reich zu werden gut, wenn er sie nur dem Blick der menschlichen Gerechtigkeit entziehen kann. Unmöglich können solche Gemüther der Ruhe theilhaftig werden. Weder die ängstliche Sorge ihre Güter zu bewahren, noch der wilde Trieb die Hand nach neuen und fremden Schätzen auszustrecken, läßt sie ruhen. Ihnen gereicht selbst die Güte des Schöpfers, der die Natur mit so reichen Geschenken begabet hat, zur Qual. Denn sie begehren alles zu besitzen, was sie sehen. Es muß ihnen eine Marter seyn, täglich neue Schätze in dem Ganzen zu sehen, die ihr Eigenthum nicht sind.

Alle diese Menschen verwehren sich selbst die Gemüthsruhe. Es sind aber noch andere, denen sie fehlt, und die sich gleichwohl nicht selbst unglücklich gemacht haben. Krankheiten, die man nicht selbst veranlasset hat, das Unglück geliebter Personen, und hundert andere Zufälle, von denen einige erst durch eigene Erfahrung bekannt werden, können auch einen Freund der Tugend treffen. Und wer kann ihn strafen, wenn er unter solchen Lasten seufzet? Gott wollte es selbst nicht, daß er unempfindlich seyn sollte. Er muß also seine Schmerzen fühlen, und sein Gemüth muß dabey leiden.

Sind die Thränen des zärtlichen Damons ungerecht? Er hatte in der reitzenden Semire die liebenswürdigste, die großmüthigste Freundin gefunden. Sein Glück und alle Freuden seines Herzens hatte er ihr zu danken. Nachdem

er

er alle Schwierigkeiten überwunden hat, die ſeiner völligen Verbindung mit ihr im Wege ſtunden; da er ſich mit den angenehmſten Vorſtellungen beſchäftiget, ihre grosmüthige Zärtlichkeit dadurch zu vergelten, daß er mit ihr als ſeiner Gattin ſein ganzes Glück theilen will: nun muß er ſehen, daß ſie von den grauſamſten Schmerzen einer Krankheit überfallen, und ihre Geneſung unmöglich iſt. Itzt ſteht er vor ihrem Krankenbette; er ſiehet es, daß ſie ſich Gewalt anthut, ihre Schmerzen ſeinem mitleidigen Auge zu verbergen; er muß ſelbſt dasjenige, was für ſeine Liebe das grauſamſte iſt, er muß ihren Tod wünſchen, weil er ſiehet, daß ihre Schmerzen nicht auf andere Art geendiget werden können. Wer kan die Schmerzen beſchreiben, die ſein Herz durchnagen? Wer kan ſeine Empfindung tadeln?

Eben ſo gerecht ſind die Thränen vieler anderer Unglücklichen. Die Religion ſelbſt redet von der leidenden Tugend. Der Tugendhafte leidet oft in ſeiner eigenen Perſon; noch öfter und viel empfindlicher in denen Perſonen, die er liebet. Einem guten Herzen iſt das Unglück des Freundes oder der Gattin allemal ſchmerzlicher, als ſein eigenes.

Gleichwohl verdient der Tugendhafte die Gemüthsruhe. Die Vorſehung kan nicht geneigt ſeyn, ſein Unglück ſo ſehr zu häufen, daß ſie ihm ein ruhiges Herz verſagen ſollte. Sie will es auch nicht. Sie hat ihm vielmehr den Weg eröfnet, die Gemüthsruhe mitten im Unglück zu finden. Er findet ſie, ſo bald er die Abſichten erforſchet, die der Schöpfer bey ſeinem Unglück hat. Er entdeckt bald in ihnen

nen die Spuren einer unendlichen Güte, die durch dasjenige, was er in dem Gefühle der Schmerzen Unglück nennte, sein Herz ausbessern, seine Klugheit wachsam machen, und seine Tugend erhöhen will. Wie schwach wird alsdenn die Kraft der Schmerzen! Wie unvermögend werden sie alsdenn, die Seele auf beständig aus ihrer Ruhe zu setzen! Der Tugendhafte verabscheuet sich nicht mehr; er segnet sie, als heilsame Mittel zu seinem künftigen Glück.

Selbst die Schmerzen, die er über das Leiden geliebter Personen empfindet, verlieren durch diese Betrachtung ihre Schärfe. Man kan denjenigen nicht für unglücklich halten, der eine bittere Arzney gebrauchen muß, wenn man weiß daß sie ein gewisses Mittel zu seiner Genesung ist; und der Tugendhafte kan eine gehörige Fassung des Gemüthes behalten, so bald er einsieht, daß die Leiden seiner Freunde Werkzeuge einer bevorstehenden Glückseligkeit sind, die ihnen noch in den spätsten Ewigkeiten bleiben wird.

Der Tugendhafte kan also die Gemüthsruhe erlangen, und ihm ist sie von der Vorsehung bestimmt. Aber die Güte der Vorsehung hat hier noch keine Schranken. Sie läßt auch denen, die ihr Unglück selbst gemachet haben, einen Weg zur Ruhe der Seele offen; sie können ruhig werden, wenn sie der Tugend folgen wollen. So bald ihr Gewissen befriediget ist, so bald sie mit dem Schöpfer ausgesöhnet sind, fängt eine angenehme Stille in ihrem Herzen an. Sie haben alsdenn gleiche Rechte mit denen, die schon vor ihnen tugendhaft waren. Ihre Schmerzen hö-

ren auf, Strafen zu ſeyn. Sie werden zu heilſamen Prüfungen, zu Mitteln, ihr Glück zu machen. Selbſt die Erinnerung ihrer vorigen Fehltritte wird ihnen nützlich, weil ſie ihnen die Wachſamkeit anbefiehlt; eine Eigenſchaft, die der Tugend unentbehrlich iſt.

Dieſe Betrachtung, daß Gott aus dem Unglück des Tugendhaften ſein künftiges Glück bauen will, iſt nur das einzige Mittel, die Gemüthsruhe bey Unglücksfällen zu erhalten; ſie wird noch dadurch ſchätzbar, daß ſie der menſchlichen Natur keinen Zwang auflegt, wie die Lehrſätze einiger ſtolzen Philoſophen. Sie erlaubt unſerm Herzen alles, was in ſeinen Empfindungen weſentlich iſt. Sie verbietet uns das Gefühl nicht; ſie erlaubt uns eine jede Sache für das, was ſie würklich iſt, und Schmerzen für Schmerzen zu halten. Sie läßt uns alle unſre Zärtlichkeit, und ſelbſt das Recht der Thränen. Aber ſie verhindert uns, in der Traurigkeit zu verſinken; ſie erhebt unſre Augen, die zuvor blos auf das gegenwärtige Unglück gerichtet waren, und lenkt ihre Blicke auf das folgende Glück, das wirklich nur noch in einer kleinen Entfernung von uns abſtehet. So führt ſie uns als ein getreuer Gefährte durch unſer Unglück hindurch, und unterſtützt uns, wenn wir ermüden wollen. Ein Gemüth, das dieſen Beyſtand hat, kan ſich leicht beruhigen. Derjenige, der auf einem mühſamen Wege nach einem Orte gehet, wo er ſein Glück unfehlbar zu finden weiß, fühlet zwar die Beſchwerlichkeiten des Weges; aber die Vorſtellung des Glücks, dem er zueilet, erfüllet ſeine

Bruſt mit ſo angenehmen Regungen, daß er die gegenwärtigen Mühſeligkeiten wenig empfindet, und oft gar vergißt.

Dieſes iſt die glücklichſte Vergeſſenheit der Sorgen, die der Tugend ſo nahe iſt, und ohne dieſelbe nicht erlangt werden kan. Sie macht den Menſchen unendlich glücklicher, als er in dem Stande einer völligen Sorgloſigkeit ſeyn würde, wenn derſelbe möglich wäre. Einem Tugendhaften gibt Gott nicht nur die Stärke, ſeine Seele mitten unter den Anfällen des Unglücks zu beruhigen; er läßt ihm noch dabey tauſend Arten des Vergnügens genieſſen, die keinem andern bewußt ſind. Ein jeder Stand muß ihm Stoff zum Vergnügen darreichen, und die dickeſten Mauren des Kerkers können es nicht zurückhalten. Ein Blick, eine Kleinigkeit kan einem Herzen Freuden verſchaffen, welches ſich durch die Beruhigung ſeines Gewiſſens zu unſchuldigen Freuden vorbereitet hat.

Und du an Unſchuld reich, und ſicher im Gewiſſen,
Triffſt da viel Freuden an, wo tauſend ſie vermiſſen.

Gellert.

Die Geſchichte erzählt von einem franzöſiſchen Staatsmann, daß es in der Baſtille ſein Zeitvertreib geweſen ſey, einige Nadeln auf dem Boden herumzuſtreuen, und ſie ſorgfältig wieder aufzuſuchen. Ich weiß, daß dieſe Art des Zeitvertreibes von vielen Beurtheilern für unanſtändig und kindiſch gehalten wird. Ich mögte ſie auch keinem andern anpreiſen. Aber ich ſehe nicht ein, warum ein unſchul-

ſchuldiger Zeitvertreib durch Kleinigkeiten einen Menſchen alsdenn beſchimpfen ſoll, wenn er ihm der einzige mögliche Zeitvertreib von allen iſt.

Aber der Weiſe und der Tugendhafte — zween unzertrennliche Charactere — findet auch in den traurigſten Umſtänden erhabene Freuden. Die Schönheiten der Natur können ihm niemals ganz verſchloſſen werden, und ſie reitzen ihn, ſo oft er ſie erblickt. Die Betrachtung der Welt vergnüget ſeine Seele, die überall Züge der unendlichen Weisheit entdecket, wo der Thor und der Laſterhafte nur die ſchwarzen Wolken des Unglücks und der Ungewisheit ſehen kan. Aber alsdenn ſteigt ſeine Freude am höchſten, wenn er ſieht, daß ihn alles Unglück nicht abhalten kan, ſeine Pflichten zu erfüllen. Ein guter Rath, den er ſeinem Nächſten giebt, ein nützlicher Dienſt, den er ihm leiſtet, erfüllet ſeine Bruſt mit den Freuden der Unſchuld und des guten Gewiſſens; und dieſe Freuden werden gedoppelt groß, wenn er durch die Beobachtung ſeiner Pflicht an dem Glücke ſeiner Freunde arbeiten kan.

Ich kan mich nicht überreden, den weiſen Sokrates für unglücklich zu halten, wenn ich ihn in ſeinem Gefängniſſe betrachte. Er ſiehet ſeinen Tod vor Augen; einen Tod, den er nicht verdienet hatte; einen Tod, der ihm wegen eines Lebens zuerkannt wurde, welches der größten Belohnungen würdig war. Sokrates ſieht ihn kommen, und bleibt ruhig. Er danket dem Weſen, welches nie ein anderer Heide ſo richtig erkannt hatte, er danket der

Vor-

Vorsehung, daß sie ihn für der wahren Bitterkeit des Todes, für dem Bewußt seyn, ihn verschuldet zu haben, behütet hat. Und wie wendet er seine letzten Stunden an? Er versammlet seine Freunde; er preiset ihnen die Vortreflichkeit der Tugend an; und die letzten Worte, die sein Mund aussprechen kan, redet er noch zu ihrer Besserung, zu ihrem wahren Glück. Wie heiter mußte ein Geist seyn, der mit solchen Gedanken erfüllt die letzten Schritte zur Ewigkeit thun konnte! Wer sieht noch in ihm den unglücklichen, den verfolgten Sterblichen? Seine letzten Beschäftigungen sind, wie die Werke eines wohlthätigen Engels, und die letzten Freuden seiner Seele, ehe sie den Leib verläßt; gleichen den Freuden reiner Geister, wenn sie schwächern Theilen der Schöpfung ihren Beystand widmen dürfen.

Diese Gemüthsruhe und diese Freuden müssen noch viel heiterer seyn, wenn sie in dem Herzen eines Christen wohnen, der dasjenige mit vollkommener Gewisheit weiß, was Sokrates nur hoffen konnte. Ihm blühen selbst in der Erfüllung seiner Pflichten noch mehr Freuden auf, weil er zu seinen Pflichten viel höhere und nützlichere Vorschriften hat, als die bloßen Vorschriften der Vernunft. Er lächelt, wenn er seine Feinde sich bemühen sieht, ihm zu schaden; er weiß, daß sie auch wider ihren Willen Werkzeuge seines Glücks sind. Er danket seinem Gott für die Prüfungen, die er ihm zusendet; er betrachtet in ihnen das nützliche, und bessert seine Seele dadurch; die vorübergehenden Schmerzen, welche sie ihm anfänglich verursachen konnten, sind gering, und er kan sie bald vergessen.

Zwey und dreißigſtes Stück.

Farrago libelli.

Juv.

Unſere Leſer werden dieſesmal nicht mit uns zufrieden ſeyn ich ſehe es zum voraus. Ich bitte ſie um Verzeihung. Ich kan in der That nichts dafür, und zu meinem Troſte wird dieſes nicht das erſtemal ſeyn, daß unſere Blätter misfallen haben. Ich hatte meinen Freunden vor drey Wochen verſprochen, das zwey und dreißigſte Stück des Freundes zu ſchreiben. Das Alter iſt vergeßlich, und ich dachte gar nicht an meine Zuſage. Auf einmal will unſer Verleger das Manuſcript von mir haben: mir wird Angſt, ich ſchicke zu allen meinen Freunden, keiner hatte etwas im Voraus gearbeitet. Alle ſchoben die Schuld auf mich, und wann ich auf ihre Nachläſſigkeit ſchmälen wollte, warfen ſie mir die meinige vor. Endlich bekam ich einen unverſehenen Einfall. Ich habe die Gewohnheit, alle Gedanken, die mir von ohngefähr einfallen, in eine Schreibtafel zu ſchreiben. Itzt da ich an einem Wochenblate ſchreiben helfe, merke ich noch fleiſſiger als ſonſt alles an, was hinein kommen könnte. Bald ſchreibe ich einige Zeilen in Verſen, bald ſchreibe ich wieder proſaiſch; und hernach, wenn ich ein

Blat

Blat schreiben soll, suche ich mir denjenigen Stof aus, der sich am besten in das Wochenblat schickt, und führe ihn aus. Jzt hatte ich nicht Zeit dazu; ich schickte meine Schreibtafel in die Druckerey, ich ließ alles in der Ordnung drucken, wie es in der Tafel stund, und also werden meine Leser diesesmal nichts als Fragmente zu lesen bekommen. Ich will nicht alles vertheidigen, was sie finden werden; denn es sind nichts als ohngefähre Gedanken, die ich aufschreibe. Ich erwarte das Urtheil meiner Leser: wenigstens muß ihnen das angenehm seyn, daß sie aufhören können zu lesen, wenn sie wollen, und daß in diesem Stück nicht die geringste Verbindung ist. Hier ist alles getreulich nachgedruckt worden, was man in meiner Schreibtafel fand.

Es ist kein besser Mittel sich in dem Orte seines Aufenthalts verhaßt zu machen, als eine gewisse Tugend oder Eigenschaft an sich haben, die daselbst nicht Mode ist; man wird gewiß wenigstens dadurch lächerlich. Als ich in Portugall war, wurde ich anfangs überall gut aufgenommen, weil ich viele Empfehlungsschreiben hatte. Ich sah einige andre Fremde; sie lebten in allen Lastern, kein Mensch redete wider sie. Endlich ließ ich es mir einmal einfallen, einigen Leuten die Härtigkeit, die sie gegen ihre Sklaven brauchten, zu verweisen. Ich stellte ihnen vor, daß sie wenigstens Menschen wären, und daß es unverantwortlich sey, ihnen grausam oder allzu herrisch zu begegnen. Ich

hatte

hatte ſelbſt einige Sklaven, die ich aber nicht ſklaviſch hielt. Ich dachte daran, daß ich ihnen Pflichten ſchuldig war, die weder die Ungleichheit der Religion, noch die Macht, die mir das Glück über ſie gegeben hatte, tilgen konnte. Dieſes zog mir aber Feinde zu, man hielt mich für einen Ketzer, einige Geiſtliche ſchmälten ſogar auf der Kanzel über meine Neuerungen, und wenn ich nicht mit veränderten Namen entflohen wäre, ſo hätte mich die Inquiſition ergriffen. So gefährlich iſt es, eine aus der Mode gekommene Tugend zu predigen.

Und warum predigen ſie die Freundſchaft? ſagte Chloe, als ſie von ohngefähr dieſes zu leſen bekam.

Wenn Dummheit, Geiz und Stolz die ſtille Tugend drückt,
Wird oft das gröſte Herz, der feinſte Geiſt erſtickt.
Es würde bald geſchreckt von Kummer und Beſchwerden
Selbſt ein Horaz zu nichts als einem Günther werden:
Auch der ſteigt oft empor, doch oft fällt er zurück,
Und meiſtens wird ſein Lied ſo niedrig als ſein Glück.
O Dichter! preißt nicht mehr der Groſſen ſtolze Sünden;
Sagt, wo lebt ein Auguſt, ich will Horazen finden.
Nicht Frankreich iſt allein der Dichter Vaterland;
Auch deutſche Herzen ſind vom edlen Feur entbrannt:
Doch unterdrückt vom Joch der mühſamen Geſchäfte
Ver-

Verlieren ſie mit Schmerz der Seelen beſte Kräfte.
O Miltons Vaterland, o freyes Albion,
In dir fand lebend noch ein Dichter ſeinen Lohn.
In andern Gegenden muß er vergeſſen ſchweigen,
Sein Ruhm muß nach dem Tod erſt aus der Aſche ſteigen.

Jeder Menſch in der Welt iſt ſeines Glückes werth. Was? werden die Moraliſten ſagen, Pſeudolus iſt ſeines Glückes werth? Er, der keines Menſchen Freund iſt, der Laſterhafteſte der Sterblichen, ſoll werth ſeyn in dem Ueberfluſſe und in der Gewalt zu leben, die er itzt beſitzt. Ja, Thoren, Pſeudolus iſt werth, dieſe Güter zu beſitzen. Ihr haltet ſie für ſein Glück, und ſie ſind ſeine Pein: Durch ſie hat ihn der Himmel geſtraft. Bald quälen ihn Krankheiten, bald Sorgen, die noch ſchlimmer als Krankheiten ſind. Dieſes haben ihm ſeine Güter zugezogen. Pſeudolus iſt ſeines Glückes werth.

Ich habe in den Morgenländern eine beſondere Geſchichte von einem Dervis gehört, der für einen groſſen Weiſen gehalten wurde, und in einer Höle lebte, die nicht weit von Bagdad gelegen war. Er fand in ſeiner Höle einen Schatz, und ließ überall bekannt machen, er wollte ihn demjenigen geben, der ihn am meiſten verdiente. Bald wurde ſeine Höle von dem ganzen Volk umgeben. Der eine glaubte für den Würdigſten gehalten zu werden, weil

er

er Lobgeſänge auf den Dervis gemacht hatte. Der andre verlangte den Schatz aus dem Grunde, weil er von dem alten Califen von Bagdad ſein Geſchlecht herführen konnte. Der dritte hielt ſich für den würdigſten, weil er auf alle andere ſchimpfte, und vorgab, er verlangte den Schatz blos um ihn unter die Armen auszutheilen, denen er gewiß nichts würde gegeben haben, wenn er ihn von dem Dervis bekommen hätte. Die Allerthörichtſten von ihnen brachten dem Dervis Geſchenke, und glaubten alſo die würdigſten zu ſeyn, weil ſie ſchon Reichthum genug beſaßen, um den ſtreitigen Schatz zu entbehren. Der Dervis wies ſie alle ab: ſie blieben aber meiſtens halsſtarrig vor der Thüre ſeiner Höle ſtehen. Von ohngefähr erhob ſich ein Gewitter, das ſo ſtark war, daß das Volk entfloh. Ein Reiſender wurde dadurch gezwungen, ſeine Zuflucht vor dem Regen in der Höle des Dervis zu ſuchen. Dieſer ſprach mit ihm, und erfuhr, daß er gar nichts von dem Schatze wußte, und daß ihn blos der Regen genöthiget hatte, in die Höle zu treten. Da holte der Dervis ſeinen Schatz, und übergab ihn dem Fremden. Das Volk murrete dawider. Niemand, ſagte aber der Dervis, niemand iſt zeitlicher Güter werth, als der ſie nicht ſuchet, der ſich keine Mühe gibt, ſie zu erlangen.

Ein Vorurtheil, das das Herz oder die Handlungen eines Menſchen beſſert, iſt beſſer, als die Erkenntniß einer Wahrheit, die fähig iſt, ſie zu verſchlimmern.

Derjenige Theil des Lebens eines Helden oder groſſen Mannes, den die Nachwelt nicht erfährt, ja den kein Schriftſteller beſchreiben kann, iſt allemal der, der ſeine wahre Gröſſe oder ſeine Niedrigkeit ausmacht. Die ſtillſten Handlungen des menſchlichen Lebens ſind die wichtigſten. Wenn wir auch die Lebensbeſchreibungen der Helden leſen, wie können wir von dem Werth einer That urtheilen, deren Quelle wir nicht kennen? Nicht der äuſſerliche Schein der Handlungen, die Abſicht macht ſie edel oder tadelhaft.

Diejenigen, die zu ſehr auf ſatyriſche Schriften ſchmälen, geben zu erkennen, daß ſie die Satyre fürchten, und daß ſie vielleicht Urſache dazu haben.

Die gute Einbildung, die jeder Menſch von ſich ſelbſt hat, iſt faſt das ſtärkſte Band der menſchlichen Geſellſchaft. Und die Begierde, Fehler an unſern Nebenmenſchen zu finden, trägt, ſo tadelhaft ſie iſt, ſo viel zu unſerer Ruhe bey, daß ich ſie unmöglich ganz verwerfen kann. Lucinde iſt vielleicht etwas ſchöner als ich, denkt Mademoiſelle Eulenputz. Sie tröſtet ſich, und denkt wieder: aber ich bin artiger als Lucinde, und habe mehr Verſtand. Sie irret ſich, aber man muß ſie in ihrem Irrthum laſſen: ſie würde ſonſt Lucinden feind werden. Des Charinus Gedichte ſind, wie die Leute ſagen, beſſer als die meinigen: ich glaube es

nicht,

nicht, aber ſonſt glaubt es faſt jedermann. Es iſt mein Troſt, daß meine beſſer gedruckt und mit ſchönen Kupfern verſehen ſind: ſie werden deſto eher auf die Nachwelt kommen. Man würde unbarmherzig handeln, wenn man über den armen Bav böſe werden wollte, weil er dieſen Vorzug vor dem Charinus zu haben glaubt. Amint hat mehr Liebe bey dem gemeinen Volk als ich, denkt Herr Rechtlinks. Er ſoll ehrlicher und tugendhafter ſeyn als ich; und es iſt vielleicht wahr, daß er einige gute Eigenſchaften hat, die ich nicht habe: allein ich habe viel mehr Verſtand und Geſchicklichkeit als er. Damis mag Verſtand haben, denkt Herr Sackſpiegel, ſeine Haare ſind aber nicht ſo ſchön aufgerollt, als die meinigen. Die Verfaſſer des Freunds mögen manchmal artige Sachen ſchreiben, aber ich biete ihnen Trotz, eine Weſte ſo gut zuzuſchneiden als ich: ſagte neulich Meiſter Krebsſcheere, als er ein Stück von unſerm Wochenblat zu ſehen bekam.

Ein jedes Alter folgt der Macht gewiſſer Triebe:
Der Jüngling reizt die Liebe;
Die Ruhmbegier erhitzt des Mannes Herz;
Das Alter treibt aus dem betrübten Buſen
Die Freude mit den Muſen,
Und ſtrenger Ernſt beſiegt den heitern Scherz.
Die leichten Jahre fliehn, und wir entfliehn mit ihnen:
Weil wir der Thorheit dienen,

Ereilet uns das Alter zu geschwind.
Wir lernen, durch den Lauf von durchgeträumten Jahren
Oft, daß wir thöricht waren;
Und nie, daß wir es sind.

Herr Vielgeschrey kan nicht aus dem Hause kommen, er kan keinen guten Freund besuchen, er kan kein neues Buch lesen: er hat nicht Zeit dazu, seine Geschäfte halten ihn von allem ab. Herr Munterſinn hat eben diese Geschäfte, und man sollte glauben, er hätte gar nichts zu thun. Er ist in allen Gesellschaften, er liest alle neue Schriften, er hat zu allem Zeit. Woher kommt es? Der eine genießet alle Augenblicke seines Lebens; der andere keinen einzigen. Ein Mann, der mit Ordnung und Geschmack arbeitet, kan zu allem Zeit finden.

Im menschlichen Leben ist es ein Zeichen der Klugheit, über Narren zu spotten; aber Narren ertragen zu können, ist eines der allergrößesten.

Ich lese allezeit in den Verwandlungen Ovids diejenigen Stellen mit Vergnügen, in denen die verschiedenen Gestalten erzählet werden, die Jupiter annahm, um zu seinen Mädchen zu kommen. Ich halte diese Erfindung für sehr nachdenklich; das ist gewiß, daß die Liebe alle Menschen verwandelt. Cimon ist einfältig: er wird verliebt, und die Liebe macht ihn witzig: er wird zum Dichter und seine

Ver-

Verwandlung ist so seltsam, als die Verwandlung Jupiters in einen Schwan. Ein verliebter Pachter kan sich in nichts verwandeln, aber der goldne Regen macht seine Schönen zu Danaen. Ein verständiger Mann muß in diesem Stücke dem fabelhaften Jupiter nachahmen, daß er, wenn ihn gleich die Liebe bisweilen verwandelt, bald wieder zu sich selbst kömmt, so wie Jupiter, wann er aufgehört hatte ein Stier zu seyn, wieder ernsthaft hinauf stieg, um in den Rath der Götter zu gehen, das Schicksal der Sterblichen anzuordnen, und mit strenger Mine ihren eitlen Sorgen und Bemühungen zuzusehen.

Als ich vor einigen Monaten zum Fenster hinaussahe, fiel mir meine Schlafmütze vom Kopfe; den andern Tag wußte es die ganze Stadt, und lachte mich darüber aus, daß mir meine Schlafmütze vom Kopf gefallen war. Anfangs gefiel es mir; ich dachte: wenn man so sehr auf meine kleinsten Handlungen Acht giebt, daß man sie überall erfähret, wie wird man nicht erst von mir reden, wenn ich etwas merkwürdiges thue. Ein paar Tage darauf begieng ich eine Handlung, auf die ich vielleicht in der That stolz seyn könnte, wenn ich sie nicht in der Absicht gethan hätte, daß sie bekannt werden sollte. Nun, dachte ich, hast du durch eine gute Handlung Ruhm erworben. Ich wünsche, daß es allen denen wie mir gehen möge, die aus stolzen Absichten handeln. Kein Mensch sagte etwas davon,

und zu meinem gröſten Verdruß übergieng man es ganz mit Stillſchweigen, daß ich etwas Gutes gethan hatte: aber daß mir meine Schlafmütze vom Kopfe gefallen war, daran erinnerte man ſich fleißig. Das iſt der Lauf der Welt! das Volk ſiehet allezeit auf Kleinigkeiten, und vergißt das wichtigſte. Philemon iſt ein ehrlicher Mann, ein guter Hausvater, ein Menſchenfreund; davon weiß man nichts, oder man bekümmert ſich wenigſtens nichts darum: aber das weiß man, Philemon hat einen natürlichen Abſcheu für den Mäuſen; ſeine übrigen Eigenſchaften ſind unbekannt. Emire iſt ein liebenswürdiges Mädchen, ſie hat Verſtand und Sitten; davon ſchweigt man. Emire goß ſich neulich bey Tiſche von ohngefähr eine Schüſſel mit Suppe auf das Kleid; davon redet die ganze Stadt.

Aus der vorigen Anmerkung könnte man den Schluß machen, ich wollte lehren, man ſollte ſich gar nichts darum bekümmern, was unſere Nebenmenſchen von uns reden. Das ſage ich nicht: es ſoll uns nicht gleichgültig ſeyn, was unſere Nebenmenſchen von uns reden: was aber unſere Nebenthiere thun, was boshafte oder närriſche Leute von uns ſagen, muß uns würklich gleichgültig ſeyn, wenn wir vernünftig denken und handeln wollen.

Dieſes war alles, was ich in meiner Schreibtafel fand. Gegenwärtiges eingeſchickte Lied mag den übrigen Raum ausfüllen.

Oront.

Die

Die Thoren zu verlachen,
Ist meine Pflicht:
Allein sie klüger machen,
Das kan ich nicht.

Ihr Mädchen, euch zu sträuben,
Ist eure Pflicht:
Doch lange grausam bleiben,
Das könnt ihr nicht.

Schreyn, wenn wir küssen wollen,
Ist eure Pflicht:
Doch daß wir weichen sollen,
Das wollt ihr nicht.

Die Mütter anzuhören,
Ist eure Pflicht:
Thun was die Mütter lehren,
Das sollt ihr nicht.

Der Freude mich ergeben,
Ist meine Pflicht:
Nach meinem Tod zu leben,
Verlang ich nicht.

O, Chloe, dich beſingen,
Iſt meine Pflicht:
Mich Hallern nachzuſchwingen,
Das wag ich nicht.

Der Jugend Luſt genüſſen,
Iſt meine Pflicht:
Dich ſehn und doch nicht küſſen,
Das kan ich nicht.

Briefe der Verfaſſer des Freunds an den Verleger.

Ich habe von einem Liede gehöret, das uns eingeſchickt worden iſt, und das Orent will eindrucken laſſen. Ich weiß gar nicht, was er will: Er iſt bey allen ſeinen Jahren ſo leichtſinnig, als ein junger Menſch von achtzehn Jahren ſeyn könnte. Wir haben uns einmal vorgeſetzt, eine moraliſche Wochenſchrift zu ſchreiben, und er läßt Verſe hinein ſetzen, die, beſonders in der vierten Strophe, wider alle Sittenlehre laufen. Laſſen ſie mit dem Druck innen halten, bis ich ihn ſpreche.

Damis.

Ich habe den Brief des Damis geleſen; er nimmt alles zu ernſthaft auf. Das Lied iſt nur getändelt, und verdienet keine ernſthafte Kritick. Man findet ja dergleichen Scherze in allen Wochenblättern. Es mag gedruckt

werden

werden oder nicht, es wird weder Nutzen noch Schaden ſtiften.

Ariſt.

Ich denke wie Ariſt. Sittenlehre in einem Gaſſenliede zu ſuchen, iſt eben ſo ſeltſam, als wenn man in einem Lehrgedichte Scherze und Tändeleyen ſuchen wollte. Laſſen ſie es immerhin drucken.

Alceſt.

Ich glaube, der ungenannte Verfaſſer des Lieds wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir die Strophe, die Damis anſtößig findet, weglaſſen: aber unſere Leſer möchten es uns übel nehmen, wenn wir ſie ſtehen lieſſen. Ich habe ohnedem ſchon gehöret, daß einige Leute ſich über die Lieder in unſerm Wochenblat aufhalten. Unſer Endzweck iſt, zu beſſern, und dieſen werden wir nicht erreichen, wenn wir ſoviel von der Liebe ſchreiben.

Cleanth.

Wir wollen auch unſere Leſer bisweilen beluſtigen. Meines Erachtens könnte das Lied ſtehen bleiben: für das Aergerniß, das es geben könnte, will ich ſtehen. Man braucht es den Mädchen nicht erſt zu ſagen, daß ſie den Lehren ihrer Mütter in einigen Puncten nicht folgen ſollen: das thun ſie ohnehin, ohne es erſt aus Liedern zu lernen. Damis ſcheint mir ſchwermüthig geweſen zu ſeyn, wie er ſeine Kritick ſchrieb. Das Lied mag bleiben.

Pheron.

Ich habe mich über dieſen Streit aus dem Athem gelacht. Die Verfaſſer des Freunds fangen an unter ſich uneins zu werden, und das über ein eingeſchicktes Lied. Thun ſie mir den Gefallen, und laſſen ſie das Lied mit allen den Briefen der Verfaſſer des Freunds drucken: die Leſer werden genug darüber lachen, und dieſer Streit wird dem Wochenblat noch einigermaſſen zur Vertheidigung dienen. Ich habe ſchon gehört, daß die Frau Altkling und die Frau Hausſorge ihren Töchtern verbotten haben, den Freund zu leſen, weil einige Lieder darinnen ſtehen. Wenn die Verfaſſer des Freunds böſe werden ſollten, daß ſie ihren geheimen Briefwechſel haben drucken laſſen: ſo will ich es ſchon verantworten.

L. Laura.

Drey und dreißigſtes Stück.

Omnibus in terris, quae ſunt a Gadibus vsque
Auroram et Gangem, pauci dignoſcere poſſunt
Vera bona atque illis multum diverſa, remota
Erroris nebula. Quid enim ratione timemus
Aut cupimus?

Juvenal.

Der Anblick eines Unglücklichen verurſachet mir allemal die empfindlichſte Rührung. Vor kurzen aber hat mich ein trauriger Zufall, der in meiner Nachbarſchaft geſchahe,

ſchahe, weit mehr als gewöhnlich gerühret, weil ich wußte, daß das Leben des unglücklichen Mannes, dem er begegnete, faſt ohne Abwechſelung eine Reihe betrübter Begebenheiten geweſen war. Dieſe Betrachtung verſenkte mich in ein ſchwermüthiges Nachſinnen, und ich kam nur aus demſelben zurück, um den Gedanken zu behalten, daß die Vorſehung wirklich einigen Menſchen lauter herrſchende Freuden, und andern einen beſtändigen Kummer, zu ihrem Theil beſtimmt haben müſſe. Ich war von dieſem Gedanken ſo erfüllt, daß ich ihn nicht auf einen Augenblick verbannen konnte. Vergebens ſtellte ich mir vor, daß eine ſo ungleiche Austheilung der Schickſale zugleich wider die Gerechtigkeit und wider die Menſchenliebe des Schöpfers ſtreiten würde. Mein Gedanke erhielt ſich dennoch, und die Erfahrung kam ihm noch zu Hülfe, da ſie mich an verſchiedene Menſchen erinnerte, denen beynahe kein einziger Wunſch unerfüllt geblieben war, und an noch mehr andere, die immer mit ihrem Unglücke zu kämpfen gehabt hatten. Endlich fieng ich an, das Weſentliche dieſer Freuden und dieſes Kummers zu unterſuchen, und in dieſer Unterſuchung fand ich genug, um meinen Gedanken zu widerlegen. Ich überlegte, wie wenige unter den menſchlichen Freuden die Probe halten, wenn ſie nach der Vernunft und nach den Pflichten beurtheilet werden; und daß auf der andern Seite die meiſten Klagen der Menſchen ungerecht und thöricht ſind. Ich fand, daß ſich viele Menſchen über nichtswürdige Kleinigkeiten, oder wohl gar über Dinge erfreuen, die

ſie

ſie viel eher beſeufzen ſollten; und daß andere alsdenn ſich für unglücklich halten, wenn die Vorſicht am meiſten gütig gegen ſie geweſen iſt. Zugleich erinnerte ich mich an eine Geſchichte, die ich einmal geleſen hatte, durch welche meine Unterſuchung verſtärkt wurde. Weil dieſe Geſchichte blos diejenigen Wahrheiten zum Grunde hat, durch welche meine Schwermuth geheilet wurde, ſo will ich ſie itzt meinen Leſern mittheilen.

Amintas Reiſen.

Amintas Jugend war unter vielen Unglücksfällen verfloſſen. Sein Schickſal änderte ſich, und ſobald er ſich in beſſern Umſtänden befand, gieng er auf Reiſen, um ſeine Neigung zu befriedigen, die ihn antrieb, die Verſchiedenheit der menſchlichen Charaktere kennen zu lernen. Sein gröſtes Augenmerk beſchloß er auf das Glück und Unglück der Menſchen zu richten.

In der erſten Stadt, die er beſuchte, hörte er gleich bey ſeiner Ankunft eine Muſik in einem Hauſe, das mit demjenigen benachbart ward, in welches er ſich begeben hatte, ꝛc. Er fragte nach dem Beſitzer dieſes Hauſes, und hörte, daß derſelbe ein ſehr glücklicher Mann war, der in ſtetem Vergnügen lebte. Amintas ſuchte ſeine Bekanntſchaft und erhielt ſie. Er fand ſeine Lebensart würklich ſo, wie ſie ihm war beſchrieben worden. Alle Tage neue Luſtbarkeiten und neue Freuden. Was dieſen Vergnügungen den

gröſ-

gröſten Geſchmack gab, war die beſtändige Lebhaftigkeit, womit der Herr des Hauſes ſeine Gäſte unterhielt. Er rühmte ſich ſelbſt ſehr oft, daß keine Sorgen die Freuden ſeines Lebens ſtörten. Amintas befand ſich in der That in Verwunderung, einen ſo ungewöhnlich frölichen Menſchen angetroffen zu haben. Er gieng ihm genauer nach, und erforſchte in geheim ſeine beſondern Umſtände. Er erfuhr endlich, daß dieſer Mann von ſeinen Eltern ein groſſes Vermögen geerbt hatte, daß aber ſeine Ausgaben alles, was er einzunehmen hatte, weit überſtiegen, und daß er nichts als ein ſorgloſer Verſchwender war, der durch ſeine Ausſchweifungen ſeine zahlreiche Familie in kurzer Zeit unglücklich machen mußte.

Nun ſahe Amintas, daß dieſer fröliche und beneidete Mann nichts als ein unbeſonnener war, und daß ſeine Freuden Schattenbilder waren, die ſehr traurige Folgen verdeckten. Er verließ ihn darauf, weil er die Neigung eines Thoren, ſich und die ſeinigen unglücklich zu machen, nicht durch ſeine Gegenwart unterhalten wollte.

Bey dieſem Mann hatte Amintas oft einen andern angetroffen, deſſen Geſicht beſtändig mit Zügen der Traurigkeit bedeckt war. Amintas beſuchte ihn, und fand ihn zu Hauſe ſo niedergeſchlagen als in Geſellſchaften. Er bezeugte ihm ſeine Verwunderung darüber, daß ein Mann von ernſthafter und ſchwermüthiger Denkungsart an den ausſchweifenden Luſtbarkeiten jenes Frölichen Antheil nehmen könnte. Der Traurige antwortete, daß Amintas

Verwunderung nicht unbillig ſey, aber daß er jenen blos in der Abſicht beſuche, um ihm als einem alten Freunde wegen ſeiner Ausſchweifungen Verweiſe zu geben. In der Folge des Geſpräches erwarb ſich Amintas das Vertrauen dieſes Mannes ſo ſehr, daß derſelbe ſein Bitten, ihm die Urſache ſeiner Traurigkeit zu erzählen, erfüllte.

"Ich darf wohl traurig ſeyn, fieng er an, und aller Kummer, der auf meinem Geſichte erſcheinet, iſt zu wenig, die Schmerzen meiner Seele recht kenntbar zu machen. Mein Unglück hat ſeinen Urſprung in den Vorurtheilen meines Vaters gehabt. Ich ſuchte Kriegsdienſte. Er aber glaubte, daß die Schwäche meiner Geſundheit und meine Gemüthsbeſchaffenheit, die ſehr zärtlich und empfindlich iſt, mit dieſer Lebensart nicht glücklich vereiniget werden könnten. Darauf wollte ich mich um eine Hofbedienung bemühen. Mein Vater war auch damit unzufrieden, und ſagte, ich würde bey allen Aemtern unglücklich ſeyn, bey denen die Gemüthsbewegungen geheim gehalten werden müſſen. Genug, er zwang mich, eine ſtillere Lebensart, wie er ſagte, zu wählen. Ich that es mit Widerwillen, wie ſie leicht denken können; aber ich konnte es nicht ändern. Kaum hatte ich meiner neuen Lebensart zu Folge ein kleines Amt bekommen, ſo erfuhr ich, daß einer von meinen alten Schulfreunden bey dem Heere in Dienſte gekommen war. Dieſer Menſch hatte kaum halb ſo viele Fähigkeiten, als ich; gleichwohl mußte ich es anſehen, daß er anfieng unter den Officieren eine ganz artige Figur

zu

zu machen, und ich mußte in dem Staube eines bürgerlichen Amts kriechen. Ich suchte mich durch eine Heirath mit einer Person von Stande in die Höhe zu schwingen, welche zwar kein Vermögen, aber mächtige Anverwandte hatte. Abermals vernichtete mein Vater meine Hofnung. Er machte hundert Einwendungen wider die Gemüthsart dieser Person, und behauptete, ich würde mir, wenn ich sie heirathete, für mein Geld ein beständiges Unglück kaufen. Es ist wahr, sie war herrschsüchtig und zänkisch, aber ich hätte schon mit ihr zu Rechte kommen wollen. Inzwischen, da mein Vater seine Einwilligung zu geben verzog, kam mir ein anderer zuvor, und heirathete sie.„ "Konnten sie denn, fiel ihm Amintas in die Rede, eine Person von diesem Charakter wirklich lieben?" „Nein, antwortete er, ich wollte nur durch ihre Heirath den Beystand ihrer Familie erlangen.„ "Und wie hat sie denn mit ihrem Manne gelebt?„ fragte Amintas. "Sie hat nun den dritten, erwiederte der Traurige, nachdem sie von den zween ersten ist geschieden worden.„ Er fuhr fort: „Mein Vater starb endlich, und hinterließ mir ein ansehnliches Vermögen, welches mir gute Hofnung gab, daß ich meine Wünsche würde erreichen können. Aber man nahm meine Geschenke an, und legte mir dabey von allen Seiten Hinderniße in den Weg, und ich hatte fast alle Jahre den Verdruß, einen von meinen Bekannten nach dem andern weit höher steigen zu sehen, als ich kommen konnte. Endlich erhielt ich die Bekanntschaft eines Mannes, der bey

Hofe

Hofe ein groſſes Anſehen hatte. Er ſchien mir gewogen zu ſeyn, und um ihn noch mehr zu gewinnen, vertraute ich ihm bey einem dringenden Zufalle den gröſten Theil meines Vermögens an. Aber nicht lange hernach ſtarb er, und hinterließ ſo wenig Vermögen, daß ich für meine Forderung faſt nichts bekam. Nun waren alle meine Hofnungen unwiderbringlich verlohren. Denn mit meinem Reichthum hatte ich das einzige Mittel verlohren, mich bey einer ſo gewinnſüchtigen Welt, als die heutige iſt, empor zu ſchwingen. Ich mußte mich mit den Einkünften meines Amtes begnügen. Sie ſind zwar hinreichend, mich und meine Familie bey unſerm itzigen Stande zu erhalten; aber was helfen mir Einkünfte ohne Rang? Ich bin nunmehr alt, und kan keine wichtige Ehrenſtelle mehr für mich hoffen. Mein Sohn, von dem ich mir viel verſprochen hatte, hat ſich zu meinem Verdruſſe ſo weit erniedriget, ein Landgeiſtlicher zu werden, ohngeachtet ich ausdrücklich verlanget hatte, daß er Kriegsdienſte ſuchen ſollte. Meine Tochter hat die Thorheit begangen, den Liebesanträgen eines jungen Kaufmanns Gehör zu geben, und ich bin von meinen Anverwandten faſt mit Gewalt ſo weit gebracht worden, daß ich in die Heirath habe einwilligen müſſen. Ich geſtehe es, ich erſtaune über die Niederträchtigkeit ihres Herzens, daß ſie dieſen Mann, der ſo weit unter ihrem Stande iſt, wirklich lieben, und behaupten kan, durch ihn glücklich geworden zu ſeyn. So unglücklich iſt mein Schickſal, daß ich alle meine Hofnungen habe vereitelt ſehen müſſen,

müſſen, und daß meine Kinder in ihren Neigungen mir ſo ähnlich ſind!„

Amintas ward beſtürzt, bey einem Mann, deſſen Anblick viel Vernunft verſprechen hatte, eine ſolche Raſerey von Ehrſucht anzutreffen. Er konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß in ſeiner ganzen Geſchichte kein wahres Unglück gefunden werden könnte, wenn man nicht ſeine unbeſchränkte Begierde nach Hoheit dafür halten wollte; und daß er vielmehr Urſache hätte, der Vorſehung zu danken, daß ſie ihn nicht durch die Erfüllung ſeiner übereilten Wünſche in ein wahres Unglück geſtürzt hätte. Der Traurige antwortete mit einem höchſtempfindlichen Blicke, daß Amintas noch viel zu wenig Erfahrung hätte, um Glück und Unglück richtig zu beurtheilen; und Amintas verließ ihn.

Er reiſte weiter. Ein Zufall nöthigte ihn, an einem Abend in einem kleinen Dorfe zu übernachten. In dem Wirthshauſe traf er ein wohlgekleidetes und noch beſſer gebildetes Frauenzimmer an, die ohne alle Geſellſchaft war. Amintas ſtutzte, eine Perſon von ſolchem Anſehen ohne Begleitung in einem elenden Dorfwirthshauſe zu ſehen. Er bemerkte eine groſſe Unruhe in ihren Blicken; endlich überwältigte ſie ihr geheimer Schmerz, und ſie fieng an zu weinen. Amintas gieng zu ihr, und nachdem er ſeine Verwunderung bezeugt hatte, eine ſo liebenswürdige Perſon in ſo verlaſſenen Umſtänden, wie es ſchiene, zu finden, bot er ihr ſeine Dienſte an. Die ſchöne Unbekannte be-

gnügte ſich ziemlich lange blos in allgemeinen Ausdrücken ihr Unglück zu beklagen. Endlich aber ward ſie durch Amintas redliche Mine und durch ſein anhaltendes Bitten, ſich ihm zu vertrauen, gewonnen. Sie ſagte, daß ſie die Tochter eines vornehmen Mannes in der Nachbarſchaft ſey. Ein junger Menſch von ihrem Stande hätte ſie geliebt, und ſey von ihr gleichfalls geliebt worden. Ihr Vater aber hätte ſie ihm verſagt, weil ihm die Aufführung des Jünglings tadelhaft geſchienen hätte. Es ſey ein anderer Liebhaber gekommen, ein Menſch, dem ſie in der That viele perſönliche Vorzüge nicht abſprechen könnte; es ſey ihr aber ſchlechterdings unmöglich geweſen, denſelben zu lieben, weil ſie ihr Herz ſchon an den vorigen verſchenkt gehabt. Zum Unglück hätte der neue Liebhaber die Gunſt ihres Vaters erhalten, und ſie ſey oft gedrängt worden, ſich ihm zu ergeben. Ihr Unglück vollkommen zu machen, ſey ihr Geliebter in fremde Kriegsdienſte gegangen, und hätte ſie, ohne einmal Abſchied zu nehmen, verlaſſen. Sie ſelbſt ſey aus ihres Vaters Hauſe heimlich entwichen, um ſich von den Verfolgungen des verhaßten Anbeters zu befreyen. Amintas erſtaunte, als die Schöne bey dem Beſchluſſe ihrer Erzählung ihren Namen nannte; er kannte ihren Vater, und wußte, daß er ein hochachtungswürdiger Mann war. Er fragte ſie, wohin ſie itzt gedächte? "zu meinem Treuloſen will ich, antwortete ſie hitzig, um entweder ſein Herz zu rühren, oder ihn mit verdienten Vorwürfen zu überhäuffen, und alsdenn das traurige Ende meines Schickſals

zu erwarten. Amintas verſuchte es, die erſte Gewalt ihres Affekts durch Tröſtungen zu beſänftigen. Nachdem ihm dieſes gelungen war, machte er ihr wegen ihres übereilten Schrittes Vorſtellungen, und endlich redete er ihr zu, wieder zu ihrem Vater zurück zu kehren. Er ſtellte ihr vor, daß ein Ungetreuer, der ſeine Geliebte auf eine ſo niederträchtige Art hätte verlaſſen können, es nicht verdiente, daß ſich ein liebenswürdiges Frauenzimmer ſeinetwegen den Gefahren einer ſo einſamen Reiſe ausſetzte. Er übernahm zuletzt, bey ihrem Vater, deſſen Herz er kannte, ihre Sache gut zu begleiten. Die Schöne ergab ſich endlich, nachdem er ihr verſprochen hatte, ihren Vater zu bewegen, daß ſie nicht mehr durch die Gegenwart des verhaßten Liebhabers gequält werden ſollte. Sie reiſten am folgenden Morgen zu dem Vater der Schönen zurück. Der gute Mann war über den Verluſt ſeiner Tochter halb verzweifelt. Er ſchloß ſie unter zärtlichen Verweiſen in ſeine Arme, und umarmte den Amintas als ſeinen Schutzengel. Amintas erzählte ihm, ſo bald ſie allein waren, auf welche Art er ſie gefunden, und was er ihr zugeſagt hatte. Der alte Mann antwortete, ſeine Gedanken wären allemal von Zwangsmitteln weit entfernt geweſen. Er hätte es aber unmöglich zugeben können, daß ſie einen Menſchen heirathete, deſſen Charakter laſterhaft und heuchleriſch ſey. Was den zweiten Liebhaber beträfe, ſey er überzeugt, daß ſein Kind durch denſelben glücklich werden könnte, wenn ſie nur das Vorurtheil ablegen würde, aus welchem ihre Abneigung

zung entstanden sey; und in dieser Absicht hätte er denselben oft zu ihr gebracht, damit sie Gelegenheit haben möchte, seine guten Eigenschaften einzusehen. Der gute Mann besuchte denselben am folgenden Tage, und Amintas begleitete ihn. Er fand den Liebhaber in der That als einen verdienstvollen Menschen. Weil er viele Gewalt über das Gemüth der Schönen hatte, so überredete er sie endlich, demselben noch einen Besuch zu erlauben; und Amintas selbst war dabey gegenwärtig. Er gab dem Gespräche eine solche Wendung, daß die Schöne Ursache bekam, von ihrem vermeinten Verfolger bessere Gedanken zu fassen. Die Untreue des vorigen Liebhabers wirkte endlich in ihrem Herzen eine Verachtung gegen denselben, und unvermerkt veränderte sich ihre Achtung gegen den itzigen in Zuneigung. Amintas war kaum vierzehen Tage an dem Orte gewesen, als sie sich entschloß, diesem Manne ihre Hand zu geben, und Amintas hatte das Vergnügen, von ihr selbst zu hören, daß ihr voriges Unglück eine bloße Wirkung ihrer Einbildungskraft gewesen sey, und daß sie ihm dankte, daß er sie aus ihrem Irrthum gebracht hatte. Nach der Zeit hat er dieses Paar oft besucht, und bey jedem Besuche glücklicher gefunden.

In einer andern Stadt wurde Amintas mit einem Staatsmann bekannt, der die völlige Gunst seines Fürsten besaß, und einen grossen Staat führte. Amintas ward bis zu der Vertraulichkeit mit ihm bekannt, und wagte es einmal, da er allein mit ihm redete, ihn wegen seines auf-

sers

ſererdentlich mühſamen Amtes zu beklagen. "Sie irren ſich, ſagt der Staatsmann zur Antwort. Ich halte mich für glücklich, und alle die Mühe, wovon Sie reden, trägt zu meinem Vergnügen bey. Was kan einen Mann der erhaben denket, mehr reitzen, als wenn er ſieht, daß die Laſt eines ganzen Landes auf ihm ruhet? Es iſt wahr, dieſe Würde erfordert alle Sorgen, alle Kräfte meines Lebens. Aber kennte ich ein ſolches Glück wohlfeiler erkaufen? „ "Aber gnädiger Herr, fragte Amintas, haben ſie keine Neider, keine Feinde, die ihre Ruhe ſtören?„ "Ich halte den für einen ſchlechten Mann, antwortete der Groſſe, der keine Neider hat, und in meinen Augen verdient niemand den Namen eines groſſen Mannes, dem nicht wenigſtens die Hälfte eines Staats feind iſt. Mir gereicht alſo ſelbſt die Menge meiner Feinde zum Vergnügen, weil ſie ein Beweis von meinem Glücke iſt. Und was fehlt mir ſonſt zum Vergnügen? Iſt nicht mein Staat der prächtigſte am ganzen Hofe? Halte ich nicht die beſte Tafel?„ "Ja, ſagte Amintas, aber ſie ſelbſt genieſſen nichts davon. Wenn ihre Tafel gleich noch ſo ausgeſucht iſt, ſo verſchlieſſen ſie ſich in ihr geheimes Zimmer, und überlaſſen andern Leuten, die ſie dazu beſtellen, die angenehme Sorge, ihre Gäſte zu bewirthen. Die Fremden bewundern den guten Geſchmack und die Pracht ihrer Tafel, und bedauren heimlich den Mann, der ſie ſo koſtbar bewirthet hat. Noch mehr. Sie entziehen ſich ſo gar das Vergnügen, welches das ſchönſte unter allen iſt; das Vergnügen, oft bey ihrer Gemahlin und ihren Kindern zu ſeyn. „ "Es iſt wahr, ſagte der Staats-

mann, ich kan nur ſelten an meiner Tafel erſcheinen und mit meinen Freunden umgehen, weil mir meine Geſchäfte zu wenig Zeit übrig laſſen. Inzwiſchen rühmen doch die Fremden in ihren Ländern die gute Aufnahme, die ihnen bey mir geſchehen iſt, und in dieſem Ruhm ſuche ich mein Vergnügen. Mir ſchmeckt indeſſen eine ſchlechte Speiſe gut genug, die mich nicht an meinen Arbeiten verhindert. Und wenn ich die Lobeserhebungen durchleſe, die mir alle Tage zugeſchickt werden, ſo befinde ich mich in meiner Einſamkeit beſſer, als in allen Geſellſchaften. Meine Familie mag ſich damit begnügen, daß mein Name unſern ſpäteſten Nachkommen noch Ehre machen wird.„ "Kan aber ihre Geſundheit ſo viele Geſchäfte aushalten?„ fragte Amintas noch einmal. "Ich kan es ihnen nicht verbergen, antwortete der Staatsmann, ſie iſt ſchon ſehr entkräftet, und ich werde ſie ſchwerlich wieder herſtellen können, weil ich unmöglich in meinen Geſchäften nachlaſſen kan. Ich ziehe ein Jahr, da man in Anſehen und Würden lebt, einem ganzen Jahrhunderte vor, welches im Staube durchlebt werden muß. Mit einem Worte, ich bin ein glücklicher Mann, und ein wenig mehr Erfahrung wird auch ſie überzeugen, daß das wahre Glück nur auf dem Wege der Ehre gefunden wird.„ Amintas konnte die Philoſophie ſeines Gönners nicht gut finden. Eitelkeit ſchien ihm der Grund davon zu ſeyn, und ſeinen Gönner hielte er für unglücklich, ſo glücklich auch derſelbe ſeinen eigenen Zuſtand preiſen mogte.

An einem andern Ort kam er in die Bekanntſchaft eines Mannes von Stande, der aber von jedermann wegen ſeiner Nachläßigkeit in Geſchäften verachtet wurde. Amintas bemerkte, daß dieſer Mann beſtändig vergnügt war, und ſuchte ſeine Vertraulichkeit zu gewinnen. Er erhielt ſie leicht. An einem Tage, da ſie beyde allein waren, ſagte ihm Amintas offenherzig, was die Stadt von ihm redete. Der Staatsmann gab ihm lächelnd zur Antwort; „ich weiß es alles; aber ich bin völlig gleichgültig dabey. Ich betrachte mein Leben, als einen Zeitraum, der mir zum Vergnügen gegeben iſt. Mein Vergnügen beſtehet in der Befreyung von allen Geſchäften, und in angenehmen Geſellſchaften. Daß ich ein öffentliches Amt angenommen habe, iſt nur deswegen geſchehen, weil man doch einen gewiſſen Rang braucht, um zu den Vergnügungen der groſſen Welt zugelaſſen zu werden. Arbeiten aber ſind meine Sache nicht.“ Aber die Pflicht erfordert doch etwas von uns, „ſagte Amintas. “Die Pflicht? „antwortete jener. Die Pflicht fordert, alles was wir uns einbilden. Von mir fordert ſie nichts, als mich zu vergnügen; denn ich bin von allen andern Vorſtellungen frey. “Aber das Beſte ihres Hauſes? „ſagte Amintas. “Auch dieſes iſt eine Grille, „erwiederte der Staatsmann. Es ſteht meinen Kindern frey zu arbeiten, wenn ſie ihr Glück darinnen ſuchen wollen. Mein Glück beſtehet darinn, nichts zu arbeiten, und der Welt kein anderes Andenken von mir zu hinterlaſſen, als daß ich ruhig und vergnügt gelebt habe. Wollten meine

Kinder oder das gemeine Wesen Arbeiten von mir verlangen, so würde es ein ungerechtes Verlangen seyn. Ich würde gewiß unglücklich seyn, wenn ich nur an Geschäfte denken müßte. So aber lebe ich vergnügt, weil ich mich mit dem Gegenwärtigen nicht beschäftige, und in Ansehung der Zukunft unbesorgt lebe.„ Amintas fand die Grundsätze dieses Mannes noch verwerflicher, als die Grundsätze des Ehrgeitzigen. Er hielt sie für nichts geringers, als für eine gänzliche Entsagung aller Pflichten.

Er reiste weiter, und besuchte in einer nahgelegenen Stadt einen von seinen alten Bekannten. Er fand denselben sehr mißvergnügt. Er befragte ihn um die Ursache seines Kummers. "Ich bin durch meine Frau unglücklich, antwortete sein Freund. Ich habe sie aus Liebe geheirathet, sie weiß es. Wie groß bildete sich damals mein Glück in meiner Vorstellung ab! Alles hat sich verändert, und aus demjenigen, was ich für mein Glück hielte, ist mein Unglück entstanden. Meine Frau hat den Charakter nicht, den ich bey ihr vermuthete, und den ich in ihr liebte. Sie ist mürrisch, sie hasset all mein Vergnügen; und wie sehr muß ich befürchten, daß sie mich selbst hasset. Ich erfuhr es bald nach unserer Verbindung, daß sie mit ihrem Schicksal unzufrieden sey, ohngeachtet ich nichts zu ihrer Aufmunterung unterließ. Gesellschaften, Spiele und alle Reitzungen des Vergnügens, die eine grosse Stadt verschaffen kan, sind versucht worden. Sie ist bey allem unempfindlich geblieben, und, wie ich fürchte, blos deswegen, weil ich dabey

bey gegenwärtig war. Wie elend iſt mein Leben, da ich mein ganzes Glück in ihrem Herzen geſucht habe, und itzt in demſelben nichts als Widerwillen gegen mich finde!„

Amintas bedaurete ſeinen Freund, und bat ſich von ihm die Erlaubnis aus, die Geſinnungen ſeiner Frau zu erforſchen. Sein einnehmender Charakter gewann das Zutrauen der Dame in kurzer Zeit. Sie geſtund ihm aufrichtig, was ihr an ihrem Gatten mißfiel. Sie ſagte, daß ſie in ihrer Ehe eine Reihe von ſtillen Freuden, und eine glückliche Einſamkeit geſucht hätte. Ihr Mann ſey aber bis zur Ausſchweifung in groſſe Geſellſchaften und in alle Eitelkeiten der groſſen Welt verliebt worden, und ſie hätte gar bald eingeſehen, daß ſie höchſtens nur den zweiten Platz in ſeinem Herzen beſäſſe. Sie geſtand endlich, daß es ihr unmöglich geweſen ſey, ihr Mißvergnügen gegen denjenigen genug zu verbergen, der allein daſſelbe verurſachet hätte.

Amintas erkannte bald, was der Einigkeit dieſes Paares zuwider war. Er ſagte dem Mann, daß er ſich in den Charakter ſeiner Gattin völlig irre; daß ſie alle diejenigen Ergötzlichkeiten verabſcheuete, die mit Geräuſche verbunden ſind und viele Mitgenoſſen erfordern; und daß ihr Herz vielmehr die ſanften Vergnügungen der Einſamkeit ſuchte. Sein Freund erkannte die Richtigkeit ſeiner Entdeckung, und ſchämte ſich, die Neigungen der Perſon, die er liebte, und mit welcher er leben wollte, ſo wenig erkannt zu haben. Amintas ſagte ihm, daß dieſe Schamhaftigkeit zwar gerecht ſey, aber daß ſein Fehler Verzeihung verdiene, da

schon oft vernünftige Personen bey ihren Handlungen etwas wesentliches unbemerkt gelassen hätten; er rieth ihm, nur in Zukunft die Neigung seiner Frau sorgfältiger zu Rath zu ziehen. Der Dame machte er eine gleiche Eröfnung. Seine Bemühungen waren glücklich genug, zwey Herzen wieder zu vereinigen, die durch einen blosen Irrthum im Begriff gewesen waren, eine ewige Abneigung gegen einander zu fassen. Sie gestunden nachmals, daß sie sich nur deßwegen für unglücklich gehalten hätten, weil sie einander nicht recht gekannt hatten, und ihr folgendes Leben ward durch Eintracht reitzend und glücklich.

In einer andern Stadt besuchte Amintas einen alten Mann, der ein Freund seines Vaters gewesen war. Er erblickte in demselben einen Greis, dem die Last der Jahre nur den Körper gebeuget hatte; der Geist war erhaben und munter geblieben. Amintas bezeugte seine Freude über eine so glückliche Gemüthsart. Ich bin in der That glücklich, antwortete der Alte, aber ich bin es noch nicht lange. In dem meisten Theil meines Lebens bin ich unglücklich gewesen, oder vielmehr, ich habe mich selbst unglücklich gemacht, weil ich mich dafür hielt. Mein Glück ist endlich bloß mit der Erkänntniß meiner Vorurtheile entstanden. In der Jugend hielt ich mich für den Unglücklichsten unter allen Menschen. Ich hatte grosse Hofnung, zu einer ansehnlichen Bedienung zu kommen. Meine Hofnung wurde durch die Argliſt eines heimlichen Feindes vernichtet. Dieſes war nicht genug. Ich liebte ein sehr artiges Frauenzim-

mer; ich liebte sie bis zur Anbetung. Sie schien meinen Wünschen geneigt. Aber wie ich die gehoffte Bedienung nicht bekam, verließ sie mich, und wählte unter meinen Nebenbuhlern denjenigen, der mir am meisten verhaßt war. Mein Schmerz über diesen gedoppelten Verlust war unbeschreiblich. Ich suchte nachmals mein Glück noch auf verschiedene Wege, und fand allemal unübersteigliche Hindernisse. Endlich nahm ich die mittelmäßige Stelle an, die ich noch besitze, und ich habe gefunden, daß sie für mich genug war. Das Geheimniß meines Schicksals entwickelte sich nach und nach. Der Prinz, bey welchem ich jenesmal die Bedienung bekommen solte, die mir durch die Bosheit eines andern geraubet wurde, starb noch in seiner Jugend, und alle seine Leute wurden abgedankt, weil das Land in die Hände eines fremden Besitzers kam. Die Schöne, die ich verlohren hatte, und über deren Verlust ich fast von Sinnen gekommen war, zeigte in ihrem Ehestand ein so böses Herz, daß ich ohngeachtet alles Hasses, den ich gegen ihren Mann gehegt hatte, ihn bedauren, und mich zugleich wegen meiner Freyheit glücklich schätzen mußte. In vielen andern Fällen, wo ich mir ein vermeintes Glück vergeblich gewünscht hatte, bin ich durch die Zeit überführet worden, daß es mein Unglück gewesen seyn würde, wenn mir die Vorsehung meine Wünsche allemal hätte erfüllen wollen. Ich habe noch zuletzt eine Gattin bekommen, die mir alles, was ich jemals verlohren hatte, durch ihr vortreffliches Herz reichlich ersetzt. Ich bin glücklich,

weil

weil ich mich über nichts erfreue, als was ich für freywillige Geschenke der Vorsehung erkenne. Ich bin überzeugt, daß andere Menschen eine gleiche Erfahrung mit mir haben, und daß sich fast niemand lange Zeit über den Verlust eines so genannten Glücks beklagen wird, wenn er auf die Folgen aufmerksam ist, die dasselbe bey andern hat. Amintas billigte die Gedanken dieses Mannes vollkommen.

Er reiste noch einige Zeit, und sahe nur in veränderten Personen fast alle vorige Aufzüge wiederholt. Er sahe Thoren, die in der Ausübung ihrer Laster ihre Freude suchten, und andere, die sich unglücklich nennten, weil sie die ihrigen nicht unumschränkt ausüben konnten. Er sahe andere, die ihr Unglück beseufzeten, weil ihnen Glücksgüter versagt waren, von denen sie nach ihren Fähigkeiten keinen rechten Gebrauch hätten machen können. Er sahe andere, die nicht gesättiget zu seyn glaubten, weil ihre Nachbarn so viel zu essen hatten, als sie selbst. Er sahe bejahrte Kinder, die ihr Glück in nichtswürdigen Kleinigkeiten suchten, und dabey alles vergassen, was ihnen in der That nöthig war. Er reiste endlich zurück, nachdem er sich völlig überzeugt hatte, daß sowol die Freuden, als der Kummer der Menschen meistens Einbildung und Vorurtheile zum Grund haben.

A. Damis.

Vier und dreißigſtes Stück.

Der Thor, der allen Leuten glaubet,
Der Thor, der keinem Menſchen traut.

Hagedorn.

Meine Herren,

Ich kan mich unmöglich länger enthalten, an Sie zu ſchreiben, um Ihnen meine Verwunderung zu erkennen zu geben. Wie! Sie können es über das Herz bringen, ſchon ſo lange von der Freundſchaft, von einem Unding zu ſchreiben, und ihre Leſer mit Träumen zu unterhalten? Zur Strafe ihrer Thorheit wünſchte ich ihnen mein Schickſal. Gewiß, ſie würden lieber von der Feindſchaft, als von der Freundſchaft ſchreiben und mit mir geſtehen, daß es unmöglich ſey, einen wahren Freund anzutreffen. Ich wenigſtens würde einen wahren Freund für eine wichtigere Entdeckung halten, als alle diejenigen, durch welche die Weltweiſen aller Zeiten ihre Namen verewigt zu haben glauben. Erlauben Sie mir nur, daß ich Ihnen etwas von der Geſchichte meines Lebens melde. Sie werden bald finden, daß meine Gedanken nicht ſo ſeltſam ſind, als ſie wohl ſcheinen mögten. Ich will ſie itzt nicht in die erſten Tage meines Lebens zurück führen, wiewohl ich auch hier

nüzliche

nützliche Anmerkungen über die Schulfreundschaft machen, und daraus beweisen könnte, wie natürlich und allgemein der Hang des menschlichen Herzens zum Betrug und zur Falschheit sey. Ich wurde von meinen Eltern auf dem Lande erzogen, und habe die erste Stadt gesehen, da ich sehr frühzeitig auf eine hohe Schule geschickt wurde. Hier wurde ich sogleich von einem Schwarm alter Bekannten umgeben, die mich auf das freundschaftlichste empfiengen und in ihre Gesellschaften einführten. Mein Glück schien mir vollkommen zu seyn, da ich so viele Freunde antraf, die mehr als brüderliche Zärtlichkeit für mich zu haben schienen. Aber endlich entdeckte ich, zu meiner größten Bestürzung und durch den empfindlichsten Verlust, in allen diesen guten Freunden wilde Thiere, die auf Raub ausgegangen waren. Sie borgten mir das Geld ab, womit mich meine Eltern reichlich versorgten, und da ich es wieder haben wollte, stund mir kein Weg dazu offen, als durch Gewaltthätigkeiten, deren Namen mich schon schreckte. Ich mußte mir noch dazu eine Ehre daraus machen, ausgeplündert zu werden. Hatten sie närrische Streiche vor, so wurde ich mit hineingezogen, und sie wußten ihre Rolle dabey so meisterlich zu spielen, daß ich allezeit fremde Bosheiten büssen mußte. Endlich kam es so weit mit mir, daß ich meinen ehrlichen Namen nicht in mein Vatterland zurück bringen konnte, ohne meine Eltern fast an den Bettelstab zu bringen. Sie starben darüber für Verdruß, und ich war genöthigt, mich um eine Bedienung zu bewerben. Es währte nicht lange, daß

ich durch die Vorſorge eines vornehmen Mannes, der ein beſonderer Freund meines Vaters geweſen war, die gewiſſe Hofnung zu einer anſehnlichen Bedienung erhielt. Man verlangte nichts von mir, als daß ich die ganze Sache für ein Geheimniß anſehen und gegen jedermann verſchweigen ſollte. Ich kam noch denſelben Tag in eine Geſellſchaft guter Freunde. Hier, dachte ich, hat das Gebot, das man mir auferlegt hat, eine Ausnahme. Ich erzählte meinen Freunden mein Glück; und wie groß war nicht meine Freude über die Glückwünſche, mit denen ſie mich überhäuften! Ich bat um Verſchwiegenheit, und ſie wurde mir auf das feyerlichſte verſprochen. Doch ſchon den folgenden Tag hörte ich zu meiner größten Beſtürzung, daß einige aus dieſer Geſellſchaft ſich alle Mühe gaben, die mir verſprochene Bedienung an ſich zu reiſſen, und daß mein Gönner durch meine Unvorſichtigkeit mein Feind geworden war. Meine Hoffnung und mein Gönner waren verlohren. Unter der Hand ließ mich ein vornehmer Mann um ein Capital anſprechen, und mir ſeine Gewogenheit anbieten. Ich nahm ſelbſt Geld auf, um mir ſeine Gunſt zu erkaufen, und gewann dadurch weiter nichts, als daß mir nunmehro der Zutritt zu ihm gänzlich verſchloſſen wurde. Wäre mir nicht ein gewiſſer Zufall günſtig geweſen, ſo wäre ich noch immer ohne Bedienung. Diejenigen, deren Gewogenheit mich am meiſten gekoſtet hatte, und die im Verſprechen die feyerlichſten gegen mich geweſen waren, giengen verrätheriſch mit mir um, und widerſetzten ſich mei-

nem Glück am heftigsten. Der Eigensinn eines mächtigen Mannes, der eine gewisse Bedienung einem Menschen nicht gönnte, dessen Fehler darinnen bestund, daß er keine Fehler hatte, war endlich der Grund meiner Beförderung. Da ich nun durch diesen Zufall ein ganz einträgliches Amt bekommen hatte, und mit Freyersgedanken umgieng, traf ich von ohngefähr in einer Gesellschaft ein Frauenzimmer an, deren Schönheit und Manieren mich gleich das erstemal bezauberten. Sie war nichts weniger als eine Spröde. Sie begegnete der ganzen Gesellschaft mit einer Vertraulichkeit, die mir von der Güte ihres Herzens einen grossen Begriff beybrachte. Sie wand sich hierauf insbesonders an mich, sagte mir die artigsten Sachen vor, und nahm mich so ein, daß ich gleich den andern Tag um sie anhielt und das Jawort ohne die geringste Schwierigkeit bekam. Das Herz blutet mir noch, wenn ich daran denke, wie schändlich mich eine Person betrogen hat, die mein ganzes Herz besaß. Ich erfuhr allzuspät, daß meine Geliebte das freyeste Leben von der Welt geführt und mich blos deswegen geheyrathet hatte, um ihre Lebensart mit grösserer Sicherheit und Bequemlichkeit fortzusetzen. Zum Glück starb sie bald. Itzt lebe ich in trauriger Einsamkeit; ich fliehe, so viel es mir möglich ist, alle Gesellschaften, und habe den festen Fürsatz, inskünftige keinem Menschen mehr zu trauen. Sie sind alle Betrüger. Sie haben allzuviel Eigenliebe, um jemanden ausser sich wahrhaftig zu lieben. Sie hintergehen uns, entweder ihrem Witze Ehre zu machen, oder durch

frem-

fremdes Vermögen ſich zu bereichern. Izt kann ich unmöglich mehr von wahrer Freundſchaft reden hören, ohne in ein Hohngelächter auszubrechen. Ihnen verzeihe ich noch, meine Herren! Wie ich glaube, haben Sie noch wenig Erfahrung. Doch habe ich es für eine Pflicht gehalten, Sie bey Zeiten aus einem Irrthum herauszureiſſen, deſſen traurige Folgen Ihnen und Ihren Leſern ſchädlich ſeyn können, wenn ſie noch länger von der Freundſchaft ſchreiben. Ich bin, meine Herren ꝛc.

Ihr ꝛc.

Timarek.

Leichtgläubigkeit und Mißtrauen ſind zween Abwege, denen wir mit gleich ſtarker Vorſichtigkeit ausweichen müſſen, wenn wir die Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, die erhabenen Vergnügungen zärtlicher Freundſchaft empfinden wollen. Der erſte Fehler iſt insgemein auch die Quelle des andern; beyde aber entſpringen eigentlich aus einem unrichtigen Begrif von der moraliſchen Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechtes.

Der Leichtgläubige bildet ſich die Menſchen beſſer und vollkommener, der Mißtrauiſche boshafter und unartiger, als ſie überhaupt ſind. Der Leichtgläubige iſt in ſteter Gefahr, und der Mißtrauiſche lebt in beſtändiger Furcht, betrogen zu werden. Beyde ſind unglücklich. Jenen beraubt Unbedachtſamkeit, und dieſen eine übel verſtandne Vorſichtigkeit der wichtigſten Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens.

Die Leichtgläubigkeit ist eine ordentliche Folge einer unvorsichtigen Erziehung. Alles Unglück der Leichtgläubigen entstehet daher, daß man bey ihrer Erziehung nicht daran gedacht hat, ihnen eine Kenntniß der Welt beyzubringen. Es sind gemeiniglich Leute, die unter der Aufsicht einfältiger und unerfahrner Lehrer in der Stille und ohne Umgang aufgewachsen, und nie mit Schriften bekannt geworden sind, welche dem Laster die Larve abnehmen und das menschliche Herz aufdecken. Werden sie nachgehends sich selbst überlassen, so ist ihnen die Welt ein ganz fremdes und unbekanntes Land. Die Schwüre der Kaufleute, die Freundschaftsversicherungen verstellter Freunde, die abgeschmacktesten Lobeserhebungen hungriger Schmeichler, alle Verheissungen der Mächtigen, jeder Seufzer, jede verliebte Klage listiger Buhlerinnen, enthalten ihrer Meinung nach Wahrheiten, die über allen Zweifel erhaben sind. Sie glauben, alle Betrüger seyen in Gefängnisse eingesperret, und deßwegen halten sie alle Leute, die noch frey herum gehen, für ehrlich. Wer nur den geringsten Schein der Vertraulichkeit gegen sie annimmt, dem entdecken sie alle ihre Geheimnisse, und geben ihm eben dadurch alle erwünschte Blössen, deren er sich zu ihrem Schaden bedienen kan.

5 Die Leichtgläubigkeit ist ordentlicher Weise eine Mutter des Mißtrauens. Wenn ein Leichtgläubiger seine Unvorsichtigkeit oft und theuer genug bezahlet hat, so schiebt er endlich die Schuld seiner Thorheit auf die Bosheit des

ganzen

ganzen menſchlichen Geſchlechtes, und macht den unrichtigen Schluß, es ſey gar keinem Menſchen mehr zu trauen. Er macht es, wie Herr Timaret, der an uns geſchrieben hat; er haſſet alle Geſellſchaften, er verbirgt ſich in einem finſtern Winkel, ſchimpft auf alle Menſchen und ſchildert die Welt als eine ungeheure Wüſte, die nur von grimmigen Thieren und unmenſchlichen Räubern bewohnet wird.

Wahrhaftig wir ſind recht unbillig gegen die Welt und unſer Geſchlecht. Glauben wir etwas gutes, etwas rühmliches gethan zu haben, gehet uns alles wohl und glücklich von ſtatten, ſo hat die Einrichtung der Welt und der Beyſtand anderer Menſchen nichts dabey gethan. Wir betrachten uns alsdann als Weſen, die mit der Welt und andern Menſchen in keiner andern Verbindung ſtehen, als daß ſie unſern Verſtand bewundern und unſern Verdienſten Gerechtigkeit ſollen widerfahren laſſen. Handeln wir thöricht und empfinden wir die natürlichen Strafen unſerer Thorheiten, ſo muß allezeit die Welt und das ganze menſchliche Geſchlecht die Schuld unſerer Thorheit tragen. Wir vergeſſen unſrer ſelbſt, und verliehren uns in Ausrufungen, die die Welt und das ganze menſchliche Geſchlecht verunehren. Weil Herr Timaret den erſten Schritt in die Welt ohne die geringſte Kenntniß derſelben gethan, jeden Schein der Vertraulichkeit, jede ehrliche Mine für ein unbetrügliches Zeichen eines wahrhaftig freundſchaftlichen Herzens angeſehen, in der Wahl ſeiner Freunde nicht die geringſte Vorſichtigkeit bewieſen, jedem eitlen Verſprechen getrauet und

ſich ohne Bedacht den verführenden Reitzungen einer Buhlerin überlaſſen hat, ſo wird er itzt, ſtatt ſein eigener Ankläger zu ſeyn, ein Ankläger der Welt und des ganzen menſchlichen Geſchlechtes. Er hält die Freundſchaft für ein Unding, und alle Menſchen für Betrüger. Wäre er ein Dichter, ſo hätte er uns gewiß den ganzen Zug der Tugenden beſchrieben, wie ſie von dem verderbten Geſchlechte der Sterblichen Abſchied nehmen, und ſchon weit über unſern Planeten erhaben, nur noch einige verächtliche Blicke auf die Menſchen zurück werfen.

Das Mißtrauen iſt nicht von einer Art und entſpringt nicht aus einer einzigen Quelle. Diejenigen, deren Mißtrauen aus den Folgen einer unvorſichtigen Aufführung entſtehet, ſind noch am erſten zu entſchuldigen. Ihr Mißtrauen iſt nichts anders, als eine übel verſtandene und zu weit ausgedehnte Vorſichtigkeit. Der Menſch ſcheint dazu beſtimmt zu ſeyn, daß er zu erſt alle mögliche Irrwege betrette, um hernach den rechten Weg bloß deßwegen zu finden, weil er noch der einzige iſt, den er wählen kan. Wir würden entweder für ſolche Geſchöpfe, als wir dermalen ſind, zu vollkommen, oder unſer Leben würde zu einförmig und mechaniſch ſeyn, wenn wir allezeit die Geſchicklichkeit beſäſſen, uns auf der Mittelſtraße zu erhalten. Wir verbeſſern ſo lange Fehler durch Fehler, Vorurtheile durch Vorurtheile, bis wir endlich mit Verwunderung gewahr werden, daß wir bisher nur kleinere Irrthümer mit gröſſern vertauſcht, und des ebenen Pfades der Wahrheit und

der Pflicht verfehlt haben. Der Leichtgläubige beurtheilet anfangs alle Menſchen nach ſeinem Herzen. Er hat weder Geſchicklichkeit noch Neigung ſich zu verſtellen und boshafte und argliſtige Streiche zu unternehmen. Er denkt, alle Menſchen ſeyen ihm ähnlich, und die Welt iſt in ſeinen Augen ein Wohnplatz der Treue und Ehrlichkeit. Argliſtige Betrüger, verſtellte Freunde, falſche Gönner mißbrauchen ſeine Unvorſichtigkeit. Er ſchließt nunmehr, das ganze Geſchlecht der Sterblichen beſtehe aus Betrügern und kein Menſch ſey ſeines Zutrauens würdig. Er verwechſelt die Leichtgläubigkeit mit dem Mißtrauen, und wird noch unglücklicher. Bey der Leichtgläubigkeit empfand doch ſein Herz die Süßigkeiten geſellſchaftlicher Empfindungen. Er hatte wenigſtens das eingebildete Vergnügen viele Freunde zu haben, und er handelte ohne Zwang. Das Mißtrauen erſtickt in ſeinem durch eine ſtete Furcht beunruhigten Herzen die menſchlichſten Neigungen, und gibt ſeiner Perſon und allen ſeinen Handlungen ein wunderliches und gezwungenes Anſehen. Doch dieſe Art des Mißtrauens kan leicht geheilet werden. Diejenigen, ſo daran krank liegen, haben ein natürlich gutes Herz, und es dörfen ihnen nur einige lebende Beyſpiele wahrer Freundſchaft und unläugbarer Ehrlichkeit bekannt werden, ſo können ſie ihre Natur nicht mehr ſo weit verläugnen, daß ſie nicht ihren Irrthum widerrufen und ihr Herz den ſüſſeſten Empfindungen der Freundſchaft wieder öffnen ſollten. Der erſte Schein wird ſie ſo leicht nicht mehr verführen. Ihre Vorſichtigkeit wird

gröſſer seyn. Nur die Kenntnis der Welt fehlte ihnen. Sie finden itzt, daß die Sprache und die Handlungen des Freundes so ungekünstelt schön, so uneigennützig, so großmüthig sind, daß sie sich schämen, den Schmeichler und den Betrüger nicht gleich an den ersten Blicken erkannt zu haben.

Es gibt eine andere Art des Mißtrauens, die aus dem Bewuſtseyn wirklicher oder eingebildeter Schwachheiten entstehet. Herr Gerneschön, der bey seiner Armuth doch gerne den Stutzer spielen mögte, hält alle Leute, die besser gekleidet sind, als er, für geschworne Feinde. So bald er in eine Gesellschaft kommt, so vergleicht er sogleich die Kleidung aller Anwesenden mit der seinigen, und nichts demüthiget ihn mehr, als die Entdeckung, daß seine Kleidung die schlechteste ist. Er bewacht darauf alle Blicke der Anwesenden und jedes Lächeln beunruhigt ihn. Seine ganze Person wird auf einmal steif, allen seinen Reden merkt man die Mühe an, die sie ihm kosten, und er wird wirklich seiner wunderlichen Aufführung wegen lächerlich, da er es seiner Kleidung wegen zu werden befürchtet. Ich saß neulich bey einer Gastung neben ihm, da er die eine Hand auf eine so gezwungene und ängstliche Art versteckte, weil in der Manschette ein kleines Loch ware, daß er beynahe gar nichts aß, und sich auf eine so verwirrte Art entschuldigte, daß er endlich der ganzen Gesellschaft eine Komödie gab. Der alte Chremes sieht nicht sobald ein Paar munterer Jünglinge scherzen und lachen, als er

sich

ſich einbildet, er ſey der Gegenſtand ihrer Spöttereyen, und ſich ihren Blicken mit lächerlicher Eilfertigkeit entziehet. Herr Simplicius ſchwört darauf, alle Leute, die in ſeiner Gegenwart franzöſiſch reden, halten ſich über ihn auf. Er gieng neulich über die Straſſe in einem neuen Kleide, welches er ſelbſt für ſeinen Stand zu prächtig hielt. Von ungefähr begegneten ihm zween Leute, die mit einander in Franzöſiſcher Sprache aus den Zeitungen redeten. Herr Simplicius fuhr ſie an und fragte ſie, was ſie über ſein neues Kleid zu ſagen hätten. Er könnte es durch den Kaufmann und Schneider beweiſen, daß es bezahlt ſey. Donatus Backel bildet ſich einmal ein, daß alle ſeine Schüler eine unüberwindliche Neigung haben, ihn auszulachen. Daher beſtraft er die unſchuldigſten Gebärden ſeiner Schulknaben als Zeichen der Verachtung gegen ihn, und durch ſeine ausſchweifende Hitze in der Beſtrafung eingebildeter Verbrechen berechtigt er ſie, ihn für das, was er iſt, für einen Thoren zu halten. Viele Leute ſind in der That ſo ſehr überzeugt, daß ſie ausgelacht zu werden verdienen, daß ſie durch eine ängſtliche Bemühung, dieſem Unglücke vorzukommen, iedermann in Verſuchung führen, ſie wirklich auszulachen.

Die ſchlimmſte und unglücklichſte Art des Mistrauens iſt diejenige, welche aus einem böſen Herzen entſpringt. Es gibt Leute von einem harten und unempfindlichen Gemüth, welche alle Menſchen für ihre Feinde halten, weil ſie aller Menſchen Feinde ſind. Sie gönnen niemanden auſſer

ſich ſelbſt etwas gutes, und nach ihrem eigenen Herzen beurtheilen ſie alle Menſchen. Dieſe Elenden beleidigen durch ihre argwöhniſche Bosheit das ganze menſchliche Geſchlecht und ihr Herz iſt in dem unnatürlichſten Zuſtande, der nur gedacht werden kann. Das menſchliche Herz iſt zur Liebe und Freundſchaft gemacht. Es kann nicht elender ſeyn, als wenn es von ſeiner Beſtimmung abweicht und von den ſüſſeſten Empfindungen freundſchaftlicher Triebe völlig leer iſt.

Man würde dem ganzen menſchlichen Geſchlecht eine thörichte Schmeicheley machen, wenn man die Vorſichtigkeit für unnöthig erklärte. Viele Menſchen ſcheinen das zu ſeyn, was ſie doch nicht ſind, und andere ſind, was ſie nicht zu ſeyn ſcheinen. Wir müſſen es dahero im gemeinen Leben und inſonderheit in der Wahl unſerer Freunde machen, wie vernünftige Weltweiſe bey Unterſuchung der Wahrheit. Sie laſſen ſich eben ſo wenig durch ieden Irrthum dahin reiſſen, der den Schein der Wahrheit hat, als ſie läugnen, daß es überhaupt Wahrheit und gewiſſe Erkenntnis gebe. Ihr Beyfall gründet ſich auf ſorgfältige Unterſuchungen und ſie halten nichts für Wahrheit, als was Gründe der Ueberzeugung bey ſich führet. Die Menſchen ſind nicht ſo beſchaffen, daß wir jedem unter ihnen ohne Unterſchied trauen könnten. Derjenige aber muß ſelbſt ein böſes Herz haben und des Glückes unwürdig ſeyn, wahre Freunde zu beſitzen, der im Ernſt behaupten wollte, man könne gar keinen Menſchen trauen. Das Mistrauen iſt allezeit ein Zeichen eines kleinen Geiſtes.

Die wahre Freundſchaft iſt nur ein Vorrecht der Tugend. Unſer Herz muß ſelbſt zur wahren Freundſchaft geſchickt ſeyn, ehe wir wahre Freunde entdecken können. Wer die wahre Freundſchaft nicht aus eigener Empfindung kennet, der wird ſie nur in Mienen und Worten, nie in dem Herzen anderer ſuchen und nie ſeines Wunſches theilhaftig werden. Der Tugendhafte wird allezeit einen andern antreffen, der ſeine Freundſchaft eben ſo begierig ſucht oder deſſen Herz doch wenigſtens eine Anlage zur Freundſchaft hat und nur einen Freund erwartet, durch deſſen Beyſpiel es zur Freundſchaft immer geſchickter wird. Es kann für einen Tugendhaften kein gründlicheres Vergnügen ſeyn, als das Bewußtſeyn, Leute zu Freunden der Tugend und Freundſchaft gemacht zu haben, die es vielleicht bey der beſten Anlage ihres Herzens ohne ihn nie geworden wären, und alſo in gewiſſem Verſtande ein Schöpfer ſeiner Freunde zu ſeyn.

A. Cleanth.

Fünf und dreißigſtes Stück.

Fines,
Quos vltra citraque neſcit conſiſtere rectum.
HORAT.

Es gibt Menſchen, die ſehr ſorgfältig ſind, alles dasjenige von ihren Pflichten abzuſondern, was ihnen eine

beſchwehrliche Ausführung auflegen könnte. Sie reden deswegen oft von dem Uebertriebenen in der Tugend, als einem Fehler, der aus Tugenden Laſter zu machen vermögend ſey. So oft man eine Handlung von ihnen fordert, zu welcher etwas mehr als eine gemeine Tugendliebe, mehr als ein gewöhnlicher Muth erfordert wird, ſind ſie mit der Entſchuldigung fertig: es würde ungerecht ſeyn, etwas von uns zu fordern, das über die Gränzen unſerer Pflichten hinaus gehet. In der Freundſchaft ſind dieſe Leute eben ſo behutſam, als in andern Pflichten. Wenn ſie einem Freunde einen Theil von ihrem Ueberfluſſe aufopfern, wenn ſie ihm in einem Unglück beyſtehen ſollen, worinn ſie allein ihm helfen können, ſo fehlt es ihnen zwar nicht an Neigung, ihm nützlich zu werden, aber ſie beſorgen, die Pflichten der Freundſchaft zu übertreiben, und ehe ſie ſich dieſes Verbrechens ſchuldig machen wollten, laſſen ſie lieber ihren Freund hülflos. Durch die Regeln dieſer Klugheit hat Herr Hartſinn das Mittel erfunden, alle ſeine Freunde ihrem Unglück zu überlaſſen, ohne ſich die geringſten Vorwürfe deswegen zu machen, daß er ihnen ſeine Hülfe verſagt hat. Er bedauret ſie, er wünſcht herzlich, ſie in beſſern Umſtänden zu ſehen; nur helfen will er ihnen nicht. Der kleinſte Beyſtand, den er ihnen leiſten ſoll, iſt in ſeinen Augen ſchon ein Schritt, der über die Grenzen der Freundſchaft gehet, und Herr Hartſinn iſt viel zu gewiſſenhaft, einen Schritt von dieſer Art zu thun. Fragt man ihn, was er denn für die wahren Grenzen dieſer

Pflicht

Pflicht hält, ſo wird er nichts anders ſagen können, als daß alles, was ihm unbequem iſt, übertrieben ſey. Und unbequem iſt ihm alles, was nicht für ihn ſelbſt einen gegenwärtigen Nutzen mit ſich führt. Noch neulich lag ſein getreueſter Freund auf dem Krankenbette. Ein unglücklicher Zufall hatte ihm ſein ganzes Vermögen geraubt, und der arme Mann konnte nicht einmal ſo viel Geld aufbringen, ſich eine ordentliche Wärterin zu verſchaffen. Herr Hartſinn erfuhr die Krankheit ſeines Freundes. Er lief eilig zu ihm, er beweinte ſein Unglück, er ſuchte die kräftigſten Troſtgründe der Religion und der Vernunft hervor, den Kranken aufzurichten. Die Hausleute ſagten ihm endlich in geheim, daß es ſeinem Freunde an Geld fehlte; Herr Hartſinn zog die Achſeln, und ſagte; dem armen Mann iſt nicht zu helfen. Denn daß ich für ihn bezahlen ſollte, kann er nicht verlangen. Er dauert mich herzlich. Darauf wünſchte er ſeinem Freunde gute Beſſerung, und gieng weg. Der Kranke ſtarb wenig Tage nachher, weil der Mangel an allen Hülfsmitteln ſeine Krankheit tödlich gemacht hatte.

Kallias hat ſeit verſchiedenen Jahren eine vertraute Freundſchaft mit Nikandern unterhalten. Neulich war Nikander auf dem Wege, eine vortheilhafte Bedienung zu erhalten. Es kam dabey nur noch auf einige Unterhandlungen an, die Nikander nicht ſelbſt führen konnte. Er trug es ſeinem Freunde, dem Kallias auf, ſie zu beſorgen. Kallias übernahm die Beſorgung, aber ſo, daß er das Amt,

welches er seinem Freunde verschaffen sollte, für sich selbst nahm. Beschuldiget man ihn deswegen einer Falschheit, so rechtfertiget er sich gleich. Er behauptet, Mikandern von Herzen gut zu seyn; aber so weit gehen die Grenzen der Freundschaft nicht, sagt er, daß ich dabey mein eigenes Bestes versäumen sollte. Mein Freund wird sein Glück noch wohl zu einer andern Zeit finden können. Ich mußte zuerst für mich selbst sorgen.

Herr Schlaukopf hat niemals einen bessern Freund gehabt, als den gutthätigen Timant. Itzt befindet sich Timant in bedrängten Umständen, weil ihn boshafte und mächtige Feinde verfolgen. Kein Mensch könnte ihm besser helfen, als Herr Schlaukopf, und er ist schon etliche mal an seine Schuldigkeit erinnert worden. Seine Antwort war allezeit diese: Ich kann ihm nicht helfen. Wollte ich es thun, so müßte ich mich offenbar wider seine Gegner erklären, und wer wird sich ohne Noth Feinde machen? So weit erstrecken sich die Rechte der Freundschaft nicht. Schlaukopf siehet seinen Freund zu Grunde gehen, und bleibt ein gelassener Zuschauer, um die Grenzen der Freundschaft nicht zu überschreiten.

Man sieht leicht ein, wie nichtswürdig diese Entschuldigungen sind. Unter dem Vorwande, die Grenzen der Freundschaft nicht überschreiten zu wollen, verbirgt Hartsinn einen schändlichen Geiz, Kallias einen niederträchtigen Eigennutz, und Schlaukopf eine verächtliche Menschenfurcht. Wie viele Menschen sind ihnen ähnlich! Alle diejenigen sind ehr-

die bey den Schickſalen ihrer Nebenmenſchen unempfindlich bleiben, die ſich durch Argliſt und auf Koſten ihres Nächſten in die Höhe ſchwingen, und die mit ſclaviſcher Furcht einen laſterhaften verehren, wenn er nur mächtig iſt. Der Grund von dieſer verwerflichen Aufführung liegt in einem Herzen, welches ſein ganzes Glück und alle ſeine Freuden in dem gegenwärtigen Augenblick ſucht, und nichts für Pflicht hält, was ihm nicht ſelbſt unmittelbar vortheilhaft iſt. Dieſes Herz wirkt in ihnen durch alle beſondere Auftritte des Lebens fort. Der Geitzhals, der Betrüger, und der niederträchtige Schmeichler im gemeinen Leben ändert ſich nicht, wenn er Freunde bekommt. Er betrachtet nur ſich in dem Umkreiß ſeiner Begierden. Alle edlen Empfindungen der Freude, die ein erhabener Geiſt ſucht, ſeinen Nebenmenſchen glücklich zu machen, ſind ihm völlig unbekannt. In ſeinen Freunden ſiehet er nur Werkzeuge zu ſeinem Vortheil, und er iſt gleich bereit, ſie zu verlaſſen, wenn ihre Erhaltung ihm ſelbſt etwas koſten müßte.

Nicht alle Menſchen ſetzen der Freundſchaft ſo enge Grenzen. Die meiſten dehnen ſie ins unendliche aus, aber nur die Freundſchaft, die ſie von ihren Freunden erwarten. Herr Hartſinn ſelbſt ſiehet es ſehr gern, wenn ſeine Freunde ihm ihr Glück und ihren guten Namen aufopfern. Er iſt beherzt genug, die unverſchämteſten Forderungen an ſie zu wagen, und dieſelben Freundſchaftsrechte zu nennen. Er klagt noch in den bitterſten Ausdrücken über die Treuloſigkeit eines falſchen Freundes, der ihn in einer wichtigen Sa-

che verlassen hat. Man weiß ungefähr, worin diese Treulosigkeit bestehet. Herr Hartsinn verlangte von ihm, einen Wechsel als Zeuge zu unterschreiben, und sein Freund schlug es ab. Der Wechsel war freilich falsch, aber Herr Hartsinn hätte dadurch etliche tausend Thaler gewinnen können. Er glaubt, sich mit Recht über einen Menschen zu beschweren, der die Freundschaft in die Grenzen der Ehrlichkeit einschränken wollte.

Herr Westenstolz hat fast eine gleiche Gesinnung. Er glaubt, daß ihm die Rechte der Freundschaft einen unumschränkten Anspruch auf das Vermögen seiner Freunde geben, und er bedient sich seines Rechts, so oft er einen wichtigen Verlust im Spiele leidet. Dieser Fall trägt sich zum Unglück seiner Freunde sehr oft zu. Herr Westenstolz hat sich schon zu einer so edlen Freyheit gewöhnet, daß er bey Gelegenheit seine Freunde zu Bürgen einsetzt, ohne sie erst deswegen zu befragen. Er ist zum Voraus versichert, daß sie ihre Pflicht erfüllen werden. Ein paar mal hat er zwar ungetreue Freunde gefunden, die es ihm abschlugen, seine Spielschulden zu bezahlen. Er hat sich aber nachdrücklich an ihnen gerächet. Denn er lästert in der ganzen Stadt auf sie. Seine standhaften Freunde aber erfahren auch in andern Fällen oft neue Proben von seinem großmüthigen Zutrauen. Der Weinhändler und der Kaufmann bringen ihnen davon bisweilen, wenn Herr Westenstolz nicht selbst bezahlen kann, sehr überzeugende Beweise ins Haus.

Herr Gleichzu iſt eben von dem weiten Umfang überzeugt, den die Rechte der Freundſchaft haben. Er behauptet aus dieſem Grunde, daß ein Freund gar keine Bedenklichkeit gegen den andern brauchen darf. Er ſagt ſeinen Freunden hundert Grobheiten; er ſagt ihnen die empfindlichſten Dinge, ohne ihre Zärtlichkeit, oder die Umſtände, in denen ſie ſich befinden können, im mindeſten zu bedenken. Selbſt ihrer guten Namen ſchont er in Geſellſchaften nicht; denn ſie ſind ſeine Freunde, und alſo darf er wohl von ihnen die Wahrheit reden.

Alle meine Leſer ſind bereit, die Aufführung dieſer Perſonen zu verwerfen; ich weiß es gewiß. Ich wünſche aber, daß nicht viele unter ihnen ſeyn mögten, denen man das

mutato nomine de te Fabula narratur

zurufen könnte. Kriso wird ſich nicht lange bedenken, Herrn Hartſinn für einen ungerechten und eigennützigen Mann zu erklären. Kriso urtheilet richtig. Er würde aber noch viel richtiger urtheilen, wenn er ſagte, daß er ſelbſt nicht viel beſſer geſinnet ſey, als Hartſinn. Alles was er bey ſeinen Freunden ſieht, will er haben. Er plagt ſie mit unverſchämten Bitten, ſo oft er ein gutes Buch, ein ſeltenes Gemählde, eine rare Muſchel bey ihnen findet. Er verlangt bisweilen von ihnen, daß ſie ihren Namen zum Deckmantel ſeiner Ausſchweifungen hergeben ſollen. Wie viel fehlt dem guten Kriso noch, um ein anderer Hartſinn zu werden? Sehr wenig. Es kommt nicht allein auf die Sachen ſelbſt an, die man von ſeinen Freunden fordert; es iſt

schon unverschämt und eigennützig, unbillige Bitten auch in Kleinigkeiten oft zu wiederholen. Strephon macht es in seiner Art eben so. Er ist gleich bereit, Herrn Westen stolz einen lüderlichen Menschen zu nennen, der keine Freundschaft verdient. Als wenn sie Strephon selbst besser verdiente? Er, der die Wohnungen seiner Freunde zu öffentlichen Häusern macht, wohin er seine lüderlichen Gesellschaften führt, ohne sich zuvor um die Einwilligung seiner Freunde zu bekümmern; er, der seinen Freunden oft gar zumuthet, seine Gelegenheitsmacher zu werden, wenn er die Tugend einer unschuldigen Schöne angreiffen will; er, der seinen Freunden zwar kein Geld abborgt, aber ihnen alles im Spiel abgewinnt. Auch Harpax siehet es ein, daß Herr Gleichzu unter dem Schein freundschaftlicher Rechte seine Freunde beleidiget. Er bedenkt aber nicht, daß seine Aufführung eben so verwerflich ist, wenn er seinen Witz auf Kosten seiner Freunde übet. Ich könnte noch Doranten anführen, der gewohnt ist, von seinen Freunden als eine Pflicht zu verlangen, daß sie sich ihm zu Gefallen betrinken, und hundert Thorheiten mit ihm begehen sollen; und den finstern Timon, der von den seinigen fordert, daß sie mit allen ihren übrigen Bekannten brechen sollen, weil er dieselben nicht leiden kann. Aber ich will diese Herren noch verschonen. Vielleicht dienen sie mir ein andermal, ein Blat auszufüllen.

Ueberhaupts findet man, daß die Menschen ihre Freunde gerne gebrauchen, wenn sie Anschläge ausgeführt haben wollen, die mit ihrer Pflicht streiten, und doch selbst zu

furcht-

furchtſam ſind. Herr Schmähgern trägt es allemal ſeinen guten Freunden auf, Böſes von andern Leuten auszubreiten. Die Verläumdung iſt ſeine herrſchende Neigung. Er getraut ſich aber nicht, ſie ſelbſt auszubreiten, weil er ſchon etlichemal dafür gezüchtiget worden iſt. Er erfindet alſo nur die Läſterung, und ſeine Freunde müſſen es über ſich nehmen, ſie in der Stadt herum zu tragen. Der liebe Mann kann ſich recht von Herzen erzürnen, wenn einer ſeiner Freunde nicht bereitwillig genug iſt, auf ſein Anſtiften andere Leute um ihren guten Namen zu bringen. Er glaubt, daß dieſe Bereitwilligkeit nichts mehr als ein Freundſchaftsdienſt ſey; und dazu ſind ja ſeine Freunde verbunden. Er ſieht ſie für ſeine Zeitungsträger an, ſo wie Herr Hartſinn die ſeinigen für ſeine Unterhändler, Herr Weſtenſtolz die ſeinigen für ſeine Caßierer, und Strephon die ſeinigen für Weinſchenken und Spielwirthe hält.

Mit dem völligen Bewußtſeyn ſeiner eigenen Vollkommenheit wird Herr Unbedacht, wenn er dieſes lieſt, ausrufen: mein guter Herr Moraliſt, mir wenigſtens werden ſie nichts vorzuwerfen haben! Ich verlange nichts von meinen Freunden, das ich nicht bereit wäre auch für ſie zu thun. Und gewiß, ich habe ihnen niemals etwas abgeſchlagen. Fragen ſie nur Valeren und Aleon. Ich weiß, was Herr Unbedacht damit meint, und die ganze Stadt weiß es. Er hat ſich für Valeren wegen eines Liebeshandels in einen Zweykampf gewagt, und iſt gefährlich verwundet worden. Für den verſchwen-

derischen Kleen ist er oft Bürge worden, und dieses hat ihm die Helfte seines Vermögens gekostet. Man kann es nicht läugnen, daß sein Herz wirklich freundschaftliche Empfindungen hegt. Wenn sie nur von der Klugheit gelenket würden! Ich muß doch, ihm zum Trost, eine kleine Geschichte erzählen, die seinen Begebenheiten ziemlich ähnlich ist.

Lucius, ein Jüngling von muntern Gemüth und von feurigen Leidenschaften, hatte sich einige Freunde erwählt, bey deren Wahl er nur auf die Aehnlichkeit sahe, die sie mit seiner Gemüthsart hatten. Er hielt Dienstfertigkeit und Gefälligkeit für die einzigen Eigenschaften, die von einem Freunde gefodert werden könnten, und er übte sie auf seine eigne Art getreulich aus. Seine Freunde durften sich zwar in Geschäften nichts von ihm versprechen, aber sein Vermögen, und auch sein Fleiß, Partien zum Vergnügen anzuordnen, stund ihnen allemal zu Dienste. Er machte sich zwar kein Bedenken, ihnen die verdrüßlichsten Dinge ohne alle Zurückhaltung vorzusagen, und seinem Gemüth, welches unbeständig und oftmals murrisch war, in ihrer Gegenwart ohne allen Zwang seinen Lauf zu lassen; aber dieses hätte er für einen grossen Mangel der schuldigen Gefälligkeit gehalten, wenn er ihnen ein Glas Wein hätte abschlagen, oder sie nicht zu einer jeden nächtlichen Schwärmerey begleiten sollen. Er war einmal von einem vornehmen Mann eingeladen worden, der ihn zu einem ansehnlichen Amte befördern wollte. Lucius machte sich zu dem

dem Beſuche fertig. Unvermuthet kamen ſeine Freunde, ihn in ein Weinhaus abzuholen. Er gieng mit ihnen, weil er es für unfreundſchaftlich gehalten hätte, ihnen eine ſolche Kleinigkeit abzuſchlagen. Darüber verſäumte er die beſte Zeit zum Beſuche, und legte ihn erſt gegen Abend und völlig betrunken ab. Sein Gönner ärgerte ſich über dieſe Aufführung. Lucius bekam das Amt nicht, und verlohr zugleich die Gewogenheit dieſes Mannes. Ein wichtiger Proceß erforderte nicht lange hernach ſeine Gegenwart in der Stadt. Aber ſeine Freunde hatten eine Luſtreiſe verabredet, und er konnte es nicht abſchlagen, dabey zu ſeyn. Darüber verlohr er den Proceß, der ihn beynahe völlig arm machte. Endlich bekam einer von ſeinen luſtigen Freunden Verdruß mit zween andern jungen Leuten von ähnlicher Lebensart. Der Freund des Lucius ward im Duell gleich von dem erſten Gegner verwundet. Lucius glaubte, die Freundſchaft erforderte es, ſeinen Freund zu rächen. Er forderte den andern Gegner heraus, und ward erſtochen.

Marcell iſt auch ein ſolcher Märtyrer der Freundſchaft geworden. Er liebte ein reitzendes und liebenswürdiges Frauenzimmer, und hatte die größte Hofnung, ſeine Schöne bald zu beſitzen. Ein ausſchweifender Freund überredete ihn, einen Abend in einem übelberüchtigten Hauſe zuzubringen. Marcell gieng blos aus Gefälligkeit für ſeinen Freund dahin; denn er ſelbſt hatte keine Neigung zu dieſer Lebensart. Zum Unglück entſtund an demſelben Abend ein Streit in demſelben Hauſe. Der Vater ſeiner Schönen,

ein ernſthafter Mann, erfuhr, daß Marcell da geweſen war, und verſagte ihm ſeine Tochter.

Herr Blödſinn übertritt die Rechte der Freundſchaft auf eine andere Art. Er weiß, daß man Freunde nicht beleidigen darf. Er glaubt, alles unangenehme, was man ihnen ſagen könnte, ſey überhaupt beleidigend, und er hütet ſich ſo ſorgfältig dafür, daß er ihnen die wichtigſten Sachen verſchweigt, aus Furcht, ihnen mißfällig zu werden. Menon, ſein liebſter Freund, war neulich an einem vornehmen Orte empfindlich verläumdet worden. Er hätte ſich leicht vertheidigen können, wenn er nur die Verläumdung zu rechter Zeit erfahren hätte. Aber Herr Blödſinn, der ſie wußte, trug zu viel Bedenken, ſeinen Freund durch verdrüßliche Nachrichten zu beunruhigen. Dieſe unzeitige Bedenklichkeit machte, daß Menon mächtige Feinde bekam, die ſeine Glücksumſtände völlig zu Grunde gerichtet haben.

Ich habe bisher ſo viel von der ungerechten Einſchränkung, und auch von der ausſchweifenden Ausdehnung der Freundſchaft geredet, daß ich es meinen Leſern nicht verdenken kann, wenn ſie mich endlich fragen, was ich denn ſelbſt für die wahren Grenzen der Freundſchaft halte. Ich will es ſagen. So offenbar es iſt, daß keine Freundſchaft ohne Tugend ſeyn kan; eben ſo gewiß iſt es, daß alles Nützliche und Schöne der Freundſchaft verlohren geht, wenn ſie nicht mit der Klugheit verbunden wird. Ich verachte einen Laſterhaften überhaupt; aber gedoppelt verächtlich iſt er mir, wenn er ſich mit dem Nahmen eines Freundes

ſchmückt

ſchmücken will. Ich muß es zugleich geſtehen, daß ich kein vortheilhaftes Urtheil von Leuten fällen kan, die mit einem laſterhaften Freundſchaft unterhalten. Es zeigt unfehlbar entweder eine Neigung zum Laſter, oder wenigſtens einen Mangel der Klugheit an, wenn man einen Menſchen ſeiner Freundſchaft würdiget, von dem man einmal überzeuget ſeyn kan, daß ſein Herz böſe iſt. Wenn man allen denen gleich ihren Abſchied gäbe, die ſich wirklich laſterhaft bewieſen haben, ſo würde man nicht ſo oft über treuloſe Freunde klagen dürfen, und nicht ſo oft durch unverſchämte Forderungen unwürdiger Freunde geplagt werden. Ageſilaus hatte Recht, einem ſeiner Freunde, der etwas unbilliges von ihm verlangte, ſeine Bitte abzuſchlagen. Mir gefällt ſeine Antwort, als ihn der andere mit Unwillen fragte; Was hilft mir deine Freundſchaft, wenn du meine Bitte nicht erfüllen willſt? Ageſilaus antwortete; und was hilft mir deine Freundſchaft, wenn du verlangſt, daß ich dir zu Gefallen die allgemeinen Pflichten der Gerechtigkeit verletzen ſoll?

Man kan es zur Regel ſetzen, daß alles die Rechte der Freundſchaft überſchreitet, was den allgemeinen und unveränderlichen Pflichten zuwider iſt. Dieſe Pflichten ſind uns in der Vernunft und in der Offenbahrung ſo deutlich vorgeſchrieben, daß ich ſie nicht erſt beſchreiben darf.

Ich halte es ſogar für eine Probe von dem Herzen unſerer Freunde, die uns ſelten betrügen wird, wenn wir ihre Bitten unterſuchen. Ein Freund, der uns durch ſeine

Bitten verleiten will, wider unsere Pflicht zu handeln, muß in der Ausübung der Tugend schlecht erfahren seyn; oder er ist wohl gar ihr Feind. In dem ersten Fall erfordert unsere Schuldigkeit einen Versuch, ihn zu bessern. In dem zweyten Fall befiehlt uns die moralische Klugheit, ihn als einen Verführer zu fliehen.

Es ist offenbar, daß diese Grundsätze auch die Bitten bestimmen müssen, die wir gegen unsere Freunde wagen dürfen.

Eben so richtig kan unser übriges Verhalten gegen Freunde dadurch ausgemacht werden. Zwo Pflichten sind wir unsern Freunden schuldig: ihr wahres Glück zu befördern, und ihr Vergnügen auf alle erlaubte Arten zu unterhalten. Sie haben gleiche Pflichten gegen uns. Aus dieser Betrachtung ist es klar, was die Gefälligkeit gegen Freunde erfordert. Man hat Ursache, ihnen etwas unangenehmes zu verschweigen, wenn ihnen nicht wirklich etwas daran gelegen ist, es zu wissen. Man würde unfreundschaftlich handeln, wenn man ihnen Vergnügen abschlagen wollte, die für beide Theile unschädlich sind. Aber so bald ein Umstand kommt, der für einen von beiden wesentliche Folgen haben kan, so würde in dem ersten Falle die Bedenklichkeit, und in dem andern die Gefälligkeit zur Ungerechtigkeit werden. Noch ungerechter würde es seyn, wenn man Freunden ihre Fehler nicht offenbahren, sondern lieber zusehen wollte, daß ihre Fehler durch die Gewohnheit sich immer vergrösserten. Die gemeinschaftliche Besserung der Herzen

ist

ist eine wesentliche Pflicht der Freundschaft; und derjenige der seinem Freund das Fehlerhafte seiner Aufführung liebreich entdeckt, verdient ein grösseres Lob, als derjenige, der demselben die größten Geschenke macht.

Ein Freund zeigt sich in dem erhabensten Licht, wenn er dem andern im Unglück beystehet. In diesem Falle weiß ich keine andern Grenzen, als die Triebe eines guten Herzens von der Klugheit geleitet. Ich verabscheue alle eigennützige Zagheit, alle niederträchtige Furcht. Meine Glücksgüter, mein Leben selbst würde mir nicht zu kostbar seyn, wenn die Umstände eines würdigen Freundes dieses Opfer nothwendig von mir forderten. Mit welchen Augen könnte ich meine Güter ansehen, wenn ich wissen sollte, daß ich mir dieselben erspart, und dadurch einen Freund dem Verderben überlassen hätte? Was könnte mir mein Leben für Vergnügen geben, wenn ich mich erinnern müßte, daß ich zur Erhaltung meiner Tage ein müßiger Zuschauer bey dem Untergang eines Freundes gewesen wäre? Aber ich setze es zum voraus, daß mein Freund tugendhaft, daß seine Sache gerecht seyn muß. Alles, was wir eigenthümlich besitzen, alles was wir nicht schon durch ältere Rechte andern Personen schuldig sind, darf in einem solchen Falle nicht geschont werden. Die Grenzen der Freundschaft erstrecken sich so weit, als die Prüfungen einer leidenden Tugend gehen können, mit welcher wir durch Freundschaft verbunden sind.

T. Alceſt.

Sechs und dreißigstes Stück.

Thus God and Nature link'd the gen'ral frame
And bade Self-love and social be the same.

POPE.

Wenn wir auf den ersten Grund der Freundschaft zurückgehen, so liegt derselbe allein in der Selbstliebe, welche allen Menschen angebohren, und die einzige Triebfeder aller ihrer Begierden, Wünsche und Unternehmungen ist. Wir lieben andre blos deswegen, weil wir eben dadurch glücklicher zu werden glauben, daß wir sie lieben. Vielleicht sind einige meiner Leser mit diesem Urtheil nicht zufrieden. Vielleicht glauben sie, ich hätte die Quelle der Freundschaft zu eigennützig bestimmt. Ich will mich vertheidigen; und da die Betrachtung der Freundschaft einer der wichtigsten Theile der Sittenlehre ist, werden es meine Leser für keine Ausschweifung halten, wenn ich bey dieser Gelegenheit von dem Einfluß der Selbstliebe in die ganze Sittenlehre reden werde.

Was fühlen wir, so bald wir unser Daseyn fühlen? Was anders? als eine unüberwindliche Begierde glücklich zu seyn. In den ersten Tagen unsers Lebens, da unsre Glückseligkeit blos in der Entfernung schmerzhafter Empfin-

dun-

dungen beſteht, äuſſert ſich dieſe Begierde bey uns auf eben die Art, wie bey allen lebendigen Geſchöpfen. Sie äuſſert ſich durch Empfindungen des Schmerzens, durch ein heftiges Verlangen, diejenigen Triebe zu ſtillen, die zur Erhaltung unſers Daſeyns unentbehrlich ſind. Je reifer unſer Verſtand mit den Jahren und je weitläuftiger der Plan wird, den wir zu unſrer Glückſeligkeit entwerfen, deſto ſtärker wird auch unſre Selbſtliebe, unſre Begierde glücklich zu ſeyn. Sie entdeckte ſich bisher nur in Trieben, itzt zeigt ſie ſich auch durch Schlüſſe.

Wir ſehen gar bald ein, daß wir uns ohne Beyhülfe anderer Menſchen nicht erhalten und glücklich machen können. Daher entſpringt unſere natürliche Liebe zur Geſellſchaft. Kaum empfinden wir unſer Daſeyn, ſo empfinden wir ſchon die Wohlthaten unſrer Eltern. Sie ſtillen unſre natürlichſten Triebe, ſie ſind auf unſre Wünſche aufmerkſam, und wir empfangen alles aus ihren Händen, was uns angenehm iſt. Wir machen uns am erſten mit ihren Geſichtern bekannt, und wir können ſie unmöglich anſehen, ohne uns der angenehmen Empfindungen zu erinnern, die wir ihrer gütigen Aufmerkſamkeit zu danken haben. Daher kommt die ſo natürliche, die ſo unüberwindliche Liebe gegen unſre Eltern. Wir ſehen ſie gar bald als Perſonen an, die zu unſrer Glückſeligkeit unentbehrlich ſind, und kein Gedanke iſt richtiger, als dieſer, daß Eltern nicht durch die Zeugung, ſondern durch die Erziehung und Wohlthaten Eltern werden. Unſre Selbſtliebe flößt uns Liebe und

Dankbarkeit gegen ſie ein. Dies iſt die wahre Quelle der kindlichen Liebe, gleichwie die Liebe der Eltern gegen die Kinder, die allezeit zum Beyſpiel der zärtlichſten Liebe iſt gemacht worden, ebenfalls die Selbſtliebe zum Grunde hat. Denn warum lieben Eltern ihre Kinder? Weil ſie dieſelben gleichſam als ihre Geſchöpfe betrachten, deren Glückſeligkeit ſie gröſtentheils ihrer Vorſicht und Gütigkeit zuſchreiben können.

Wir können die Liebe zum Vaterland ohne Mühe aus eben dieſen Gründen erklären. Die Begebenheiten, die den tiefſten Eindruck in unſre Seele machen, ereignen ſich an dem Orte unſrer Geburt und Erziehung. Wir können daher niemals an denſelben denken, ohne uns der angenehmſten Zeit unſres Lebens zu erinnern, die wir ohne Sorgen zubrachten, und da wir durch fremde Vorſorge glücklich waren. Dieſe angenehme Erinnerung wirkt in uns gar leicht den Schluß oder das Vorurtheil, es könne uns nirgends beſſer gehen, als an dem Ort unſrer Geburt oder Erziehung. Da gehet die Sonne mit gröſſerm Pracht auf, da iſt der Frühling mehr Frühling, da ſind die Gegenden angenehmer und die ganze Natur ſchöner.

Wir können die Schönheiten der Natur und die Einrichtung der Welt, ſo klein auch der Theil derſelben iſt, den wir überſehen, nicht lange betrachten, ohne uns um die erſte Urſache, um den Urheber dieſer reizenden Gegenſtände zu bekümmern. Eine unſträfliche Neugier ſpornt uns an, das Weſen kennen zu lernen, dem wir ſo viele Vergnügungen

zu

zu danken haben, und von dem wir auf das gewiſſeſte vermuthen können, daß es allein unſre Begierde werde erfüllen können, lange, unaufhörlich lange ſo glücklich zu ſeyn, als es nur möglich iſt. Die erſten Gegenſtände, die wir erblicken, ſind ſchon Vortheile für uns, und Spuren von der Güte eines wohlthätigen Weſens, und der erſte, der natürlichſte, der angenehmſte Begrif, den wir uns von ihm machen, iſt, daß es das gütigſte Weſen, der oberſte Wohlthäter und derjenige ſey, der uns am glücklichſten machen könne. Unſre Selbſtliebe feuert uns an, ein Weſen zu erkennen, zu lieben und zu verehren, welches uns blos deswegen muß erſchaffen haben, um uns glücklich zu machen. Auch der Gottloſe dienet ihm aus Selbſtliebe. Er fürchtet Gott, daß ihn ſein Donner nicht zerſchmettere.

Ein frühzeitiger Gebrauch unſrer Vernunft und eine mittelmäßige Aufmerkſamkeit auf die Folgen unſrer und fremder Handlungen kan uns gar bald überführen, daß gewiſſe Handlungen unſern Zuſtand unvollkommener machen, andre aber verbeſſern und erhöhen. Unſre Selbſtliebe heißt uns die erſten fliehen und die letzten wählen. Es gehören keine ſpitzfindige Betrachtungen dazu, uns zu überzeugen, daß jene dem Willen und den Abſichten des Weſens, dem wir um unſrer Glückſeligkeit willen gehorchen müſſen, zuwider, dieſe aber gemäs ſind. Dies iſt die Quelle unſrer Tugend. Denn was iſt ſie anders, als eine Begierde, uns durch die Erfüllung unſrer Pflichten glücklich zu machen?

Da wir uns ſelbſt lieben, ſo freuen wir uns, wenn wir auch von andern geliebt werden, und uns die Ehre zuſchreiben können, Miturſachen ihres Glücks und ihrer Vergnügungen zu ſeyn. Wir fühlen ein geheimes Vergnügen, wenn wir bey andern eben die Art zu denken, eben die beſondern Neigungen antreffen, die wir haben, und wenn wir bemerken, daß ſie uns wohl gar zu ihren Muſtern gewählt haben. Alles dieſes ſchmeichelt unſrer Selbſtliebe. Daher entſpringt unſre Dankbarkeit gegen unſre Wohlthäter, die Menſchenliebe und inſonderheit die Zärtlichkeit gegen unſre Freunde. Ich mag meine Seele durchforſchen, wie ich will, ſo finde ich keine beſondre Quelle, keinen beſondren Entſtehungsgrund der Liebe gegen andre Menſchen, welcher ſeinen Urſprung nicht aus der Selbſtliebe herleitete und neben derſelben meiner Seele eingepflanzet ſeyn ſollte. Wenn ich mitten in dem reitzenden Genuſſe freundſchaftlicher Vergnügungen alle Kräfte des Nachdenkens anſpanne und mich ſelbſt befrage, warum liebe ich meine Freunde ſo ſehr? woher entſpringt dieſe Zärtlichkeit gegen ſie, die ſich meines ganzen Herzens bemächtiget? ſo endigt ſich meine Unterſuchung damit: ich liebe meine Freunde, weil ich ohne ſie nicht glücklich zu ſeyn glaube. Dieſe Zärtlichkeit gegen meine Freunde iſt ein weſentlicher Theil meiner Glückſeligkeit. Sie hat Reitzungen für mich, die ſich nur fühlen laſſen und in meinem Herzen ein unbeſchreibliches Vergnügen zurücklaſſen. Ich bin ſo geſchaffen, daß ich außer der menſchlichen Geſellſchaft und ohne wahre Freunde nicht

glück-

glücklich ſeyn kan. Ohne ſie würde in meinem Herzen ein leerer Raum übrig bleiben, der ſonſt durch nichts könnte ausgefüllt werden. Hieher gehöret der Ausdruck, den die alten ſchon gebraucht haben, ein wahrer Freund iſt ein anderes Ich. Wir lieben uns ſelbſt in unſern Freunden, denn wir ſehen, daß ſie uns ſo ſehr lieben, als wir uns nur ſelbſt lieben können. Die Uebereinſtimmung in unſern Neigungen, der vertraute Umgang, der uns ſo viele Stunden des Lebens verſüßt, die unaufhörliche Bemühung, uns untereinander auf alle Art unſre beiderſeitige Hochachtung und Liebe zu bezeugen, macht uns endlich einer dem andern, ſo nothwendig und angenehm, daß ein jeder das Glück ſeines Freundes für ſein eignes Glück hält, und keiner den andern leiden ſieht, ohne ſich ſelbſt unglücklich zu ſchätzen.

Ja! ſagt man, wenn die Selbſtliebe die einzige Quelle unſrer Liebe, Freundſchaft und Zärtlichkeit iſt, warum ſtürzen wir uns oft in Gefahr, wenn es die Glückſeligkeit unſerer Freunde erfordert? Warum ſorgen wir oft mehr für ihr Wohl, als für das unſrige? Hier vergeſſen ſich doch die Menſchen ſelbſt? Hier kan man ſich doch nicht auf die Selbſtliebe berufen? Ich antworte: allerdings. Alle dieſe Handlungen der Zärtlichkeit, die unſre Bewunderung ſo ſehr reizen, entſpringen daher, weil wahre Freunde es für eine unwiderſprechliche Pflicht halten, an der Noth ihrer Freunde Theil zu nehmen, und ihre Glückſeligkeit, nach Möglichkeit zu befördern, für eine Pflicht, deren Verſäumung ihnen eine wahre Schande, ein unruhiges Gemüth, und alſo ein

unglück-

unglückliches Leben zuziehen würde. Sie würden sich selbst feind werden, wenn sie sich so tief erniedrigen könnten, die Rechte der Freundschaft zu beleidigen, und ihren Freunden nicht alles aufzuopfern, was sie ihnen ohne Verletzung der vernünftigen Selbstliebe aufopfern können. Die Selbstverläugnung selbst ist eine Folge der Selbstliebe. Worinnen bestehet die ganze Selbstverläugnung, die man von uns fordert? Darinnen, daß wir Dinge, die entweder unserer wahren Glückseligkeit schädlich sind, oder doch weniger zu derselben beytragen, als andre, fahren lassen und ihnen Dinge vorziehen, die mit unserm wahren Wohl in genauerer Verbindung stehen. Die Selbstliebe muß die Grenzen der Freundschaft bestimmen. Alles, was unsrer wahren Glückseligkeit schadet, übersteigt die Schranken der Verbindlichkeit gegen Freunde.

Wir hören von Jugend auf ordentlicher Weise so von der Selbstliebe reden, daß man uns dieselbe blos als eine unreine und vergiftete Quelle unordentlicher Begierden und gottloser Handlungen beschreibt. Hierdurch gewöhnen wir uns nach und nach zu einem solchen Haß gegen diesen Trieb, daß wir nicht ohne Abscheu daran denken können. Und wie unschuldig ist er gleichwohl! Wie unzertrennlich von der menschlichen Natur! Kein lebendes, und noch weniger ein denkendes Wesen kan gedacht werden, ohne daß es einen Trieb haben sollte sich zu erhalten und diejenige Stufe der Glückseligkeit zu erreichen, welche seiner Bestimmung gemäß ist. Der Trieb zur Selbsterhaltung oder die

Selbs-

Selbstliebe ist die Triebfeder, welche die ganze lebendige und vernünftige Schöpfung in beständiger Wirksamkeit erhält, und ohne welche wir weder des Vergnügens, noch des Schmerzens, weder der Furcht noch der Hofnung fähig, sondern fühllos und unbeweglich seyn würden. Das, was man insgemein die unordentliche, die verkehrte Selbstliebe nennt, sollte man vielmehr Feindschaft gegen sich selbst nennen. Denn nach der ordentlichen Beschreibung, die man von der verkehrten Selbstliebe giebt, besteht sie darinnen, daß die Menschen ihre Glückseligkeit in der Uebertretung der göttlichen Gesetze, und in dem Unglücke anderer suchen. Es ist wahr, die Selbstliebe ist eben auch die Quelle aller bösen Handlungen. Auch der Selbstmörder handelt aus Selbstliebe. Dieser Thor hält den Tod für ein größers Glück als sein Leben, und deswegen legt er selbst Hand an sich. Aber die Selbstliebe ist an und für sich ganz unschuldig. Sie bestehet in einer Begierde nach der Glückseligkeit. Die Wahl der Glückseligkeit selbst aber hängt von unsrer Vernunft ab. Nachdem diese aufgeklärt und richtig angewendet, oder versäumt wird, und den sinnlichen Vorstellungen weichen muß, nachdem wird die Selbstliebe, dieser an und für sich unschuldige Trieb, zu einer Quelle guter oder böser Handlungen. Die Selbstliebe muß zu ihrer ursprünglichen Bedeutung zurückgeführet werden, und so ist sie untadelhaft, und die erste Ursache der Bewegungen in der moralischen Welt. Man muß hernach die Stufen der Selbstliebe nach dem richtigen Gebrauch

Vernunft und nach der Ausbesserung des Herzens bestimmen. Wer seine Vernunft am richtigsten anwendet und in der Wahl wahrer Güter am vorsichtigsten ist, der hat die größte Selbstliebe. Jemehr sich jemand durch sinnliche Vorstellungen und durch Vorurtheile dahin reissen läßt, und je weiter er sich von dem Wege der Tugend entfernt, desto weniger liebt er sich selbst. Nach dieser Erklärung wollen wir niemanden tadeln, daß er zuviel Selbstliebe habe, In der Selbstliebe können wir nicht zu weit gehen, so lange wir den göttlichen Absichten und der Vernunft gemäß handeln. Diejenigen, denen man in der gewöhnlichen Sprache am meisten Selbstliebe zuschreibt, lieben sich am wenigsten. Sie sind Störer ihrer wahren Glückseligkeit und Feinde ihrer Ruhe.

Die Christliche Religion macht, daß uns unser Daseyn weit angenehmer seyn muß, als sonst. Sie macht uns so reitzende Abschilderungen von der unermeßlichen Liebe und Gütigkeit unsers Schöpfers, sie vertreibt die Dunkelheit unsrer künftigen Bestimmung durch so klare Aussprüche, sie entdeckt uns so vortrefliche und annehmungswürdige Mittel der Versöhnung, sie überzeugt uns von der ewigen Dauer und von dem unendlichen Wachsthum unsrer Glückseligkeit, die wir mit allen Tugendhaften theilen werden, so göttlich stark, daß wir gar keine Selbstliebe besitzen müßten, wenn wir nicht ihren Vorstellungen unsre Herzen öffnen und ihre Vorschriften zur Bestimmung unsrer Selbstliebe machen würden.

Es kränkt mich allezeit, wenn diese vortrefliche Religion durch unbestimmte Ausdrücke verstellt wird, und ihre Gebote durch menschliche Erklärungen von ihrer ursprünglichen Richtigkeit und Schönheit etwas verliehren. Es ist ein gewöhnlicher Ausdruck unsrer Sittenlehrer, daß ein Mensch verbunden sey, Gott mehr zu lieben als sich selbst. Man macht dieses Gebot zu einem Gebot der Christlichen Religion. Es ist in der That unbestimmt. Erklärt man es so, daß ein ieder Mensch verbunden sey, seine Neigungen nach dem göttlichen Willen einzuschränken und auszubessern, und so gar sein Leben der Ehre Gottes aufzuopfern, so ist es ein richtiges Gebot der Vernunft und der Offenbarung, ein Gebot, durch dessen Beobachtung wir unsre Selbstliebe auf das deutlichste beweisen. Wird aber dieses Gebot so verstanden, daß die Menschen verbunden seyn, an Gott blos seine Vollkommenheiten und also nach dem schärfsten Wortverstande ihn mehr, als sich selbst und ohne Rücksicht auf ihre Glückseligkeit zu lieben, so enthält es etwas, dessen Erfüllung unmöglich ist, und mit der Offenbahrung selbst streitet, welche verlangt, daß wir Gott lieben sollen, weil er uns zuerst geliebet hat.

B.

Cleanth.

Ode.

Lob der Gottheit.

Darf eine sterbliche, noch ungeweyhte Leyer
Sich in die Harmonie zu mischen unterstehn,
Womit die Sphären dich erhöhn:
So gieb ihr ungewohntes Feuer!

Dir, Schöpfer! singt mein Lied, dich preisen meine Zähren
Erpreßt von Lust, erpreßt von Dankbarkeit;
Mein Lied trotzt der Vergessenheit:
Dann es ertönt zu Gottes Ehren.

Geist! den man überall in seinen Werken findet
Und nie begreift, erblicket oder kennt,
Den jede Gegend anders nennt,
Und den kein Sterblicher ergründet.

Wie groß bist du, selbst da wir dich nicht kennen!
Der ist kein Gott, den Staub begreifen kan;
Der Menschen allzustolzer Wahn
Kan dich nicht denken, will dich nennen.

Du rufst dem Frühling zu; er kommt, und junge Freuden
Umtanzen ihn vergnügt, es lächelt die Natur.
Der West streicht schmeichlend durch die Flur,
Und kühlet die erhitzten Weiden.

Es neigen ſich vor dir der Blumen bunte Heere:
Das ſtille Veilgen preißt des Schöpfers gütge Macht.
Vergnügte Stille füllt die Nacht
Und herrſcht auf dem entſchlafnen Meere.

Du willſt: und ſchon, ſchon zürnt der Sturm von ferne,
Und miſchet mit Geräuſch der Wellen trübes Grün.
Der Tag entweicht, die Weſte fliehn,
Und Blitze leuchten ſtatt der Sterne.

Ein ſtürmſcher Nord durchbraußt die traurigen Gefilde;
Der Wanderer ſchauervoll, erſchrocken und allein
Sucht Hölen im betrübten Hayn,
Dem Aufenthalt vom ſcheuen Wilde.

Langſam entwurzelt ſinkt mit drohend ſchwerem Falle
Der Eichbaum furchtbar hin, der ſeit der Sündfluth ſtand,
Er ſinkt, ſein Fall erſchreckt das Land,
Es donnern ferne Wiederhalle.

Ich ſeh bey ſtiller Nacht viel tauſend Welten ſchimmern,
Vielleicht ſind ſie bewohnt vom menſchlichen Geſchlecht,
Das deiner Vorſicht Hand gerecht
Beſtimmt zu beſſern oder ſchlimmern.

Wie viele rollen noch! Wie viele ſind vergangen,
Durch deinen mächtgen Wink im Augenblick zerſtört!

O Herr! wie lebt der Menſch bethört,
Getäuſcht vom Kummer und Verlangen!

Auch dieſer Ball wird einſt durch deinen Wink vergehen;
Dann kommt im Siegsgepräng der Richter unſrer Welt.

Ihr! die das Grab umſchloſſen hält,
Ihr Todten! eilet aufzuſtehen.

Es kommt der ewge Tag, der Zweck von allen Tagen,
Der Tag, um den die Welt erſchaffen worden iſt;
Dann ſchweigt der Frevler Stolz und Liſt,
Dann ſchweigt der Frommen heilges Klagen.

Dann, Schöpfer! will ich dich mit beſſern Liedern ſingen,
Dann dien ich dir verklärt in deinem neuen Reich.
Ihr Stunden! o beflügelt euch
Und eilt, mich bald dahin zu bringen.

Ihr, Engel! lieſt euch ſonſt zum Erdball freundlich nieder,
Erhebet meinen Geiſt und reiſſet ihn von hier.
O! ſingt der Gottheit Lob mit mir,
Lehrt meine Lippen eure Lieder.

L.

Sieben und dreißigstes Stück.

Laßt ab von mir, ich will mich selbst verdammen,
Gespenster, ach! die ihr mit Klauen dräut,
Um Gräber spückt, und Kindern oder Ammen
Am liebsten sichtbar seyd.

U 3.

Ich war gestern in einer zahlreichen Gesellschaft, in welcher Herr Altklug, Frau Hausorge und Frau Frommstolzin die größte Rolle spielten. Man hatte eine Zeitlang vom Wetter und von Zeitungsangelegenheiten gesprochen, als Herr Altklug mit großem Wehklagen prophezeihte, daß es nächstens einen blutigen Krieg mit den Türken geben werde, weil er in den Zeitungen gelesen hätte, daß an den Englischen Küsten ein Luftzeichen gesehen worden, das einer Schlacht sehr ähnlich gesehen hätte. Ich hatte die Unvorsichtigkeit, darüber zu lachen, und dieß zog mir eine Strafpredigt von allen Anwesenden zu. Sie redeten lange von Ahndungen, und endlich erzählten sie mir um die Wette Gespensterhistorien; keiner wollte sich darinnen von dem andern übertreffen lassen, und sie waren so beredt, daß sie endlich alle anfiengen furchtsam, zu werden. Einige Kinder, die dabey waren, saßen in einer Ecke, und sahen sich immer furchtsam nach ihrem Schatten um, den sie zu fürchten anfiengen. Ich nahm daher Gelegenheit, einigen von

der Gesellschaft vorzustellen, wie viel Schaden dergleichen Eindruck bey Kindern hervorbringen könne. Ich stellte ihnen vor, wie unverantwortlich man handelte, wenn man ihnen eine Furcht einprägte, die üble Folgen haben kan, die sie hernachschwer wieder ablegen, und so leicht nicht wieder beherzt oder gesetzt werden können. Die Gesellschaft nahm aber dieses so übel auf, daß ich öffentlich für einen Freygeist oder für einen Religionsspötter erklärt wurde. Dieses verdroß mich, und ich gieng, den Kopf ganz mit Gespensterhistorien angefüllt, hinweg. Als ich nach Hause kam, setzte ich mich an meinen Schreibtisch, und wollte meiner Gewohnheit nach an einem Aufsatz schreiben, der hier sollte eingedruckt werden: ich war aber von den Gespenstergesprächen so eingenommen, daß ich an nichts als an Erscheinungen dachte. Ich holte aus meinem Bücherschranke ein unsinniges Buch heraus, das man den höllischen Proteus nennet, und das man, wie alle Bücher von dieser Art, verbrennen sollte, anstatt es jungen Leuten in die Hände zu geben. Ich las darinnen, bis ohngefähr eine Viertelstunde nach Mitternacht: da wurde ich durch ein großes Geräusche gestört, das ich an dem Ende eines langen Ganges hörte, der vor meiner Stube ist. Ich hörte endlich ganz deutlich ein schröckliches Getöse von Ketten: ich fieng an furchtsam zu werden, mein Hund fieng an zu bellen, die Flamme des Lichtes, das auf dem Tische stund, wurde blauer; das Gerassel kam immer näher, auf einmal gieng meine Thür auf, und ich sah ein schreckliches Gespenst hereintreten, das

mit

mit einer großen Kette und ein paar Schellen, die es auf dem Kopf hatte, klapperte. Anfangs erſchrack ich auf das äußerſte: als ich aber ſahe, daß mir das Geſpenſt nichts zu leide that, ſondern bloß vor mir ſtehen blieb und mich ſtarr anſah, fieng ich an, es genauer zu betrachten. Es war ein magerer langer Mann, der ſeine Perücke ſchief aufhatte, und ganz ausgehungert ausſah. Er hatte ein Kleid an, das ſo voll Flecken, und ſo zerriſſen war, daß man ſeine eigentliche Farbe nicht wohl erkennen konnte. Aus ſeiner Taſche ſahe eine große Rolle Papier heraus, und in den Händen trug er zwey große Ketten, die er beſtändig ſchüttelte. Dieſes Geſpenſte unterbrach mich in meinen Betrachtungen, und ſagte mit einem recht ſteifen Amtsgeſicht: Nun ſieheſt du, daß es Geſpenſter giebt! Fürchte dich aber nicht, ich bin nicht ſo böſe, als ich ausſehe, ich will dir nichts thun, ob du ſchon verdient hätteſt, daß ich dir den Kopf ein wenig zurecht ſetzte, weil du ſo oft über mich und meines gleichen gelacht haſt. Ich bitte ſie von Herzen um Verzeihung, antwortete ich ſtammlend, ich will nun ganz gewiß nichts mehr von den Herren Geſpenſtern ſagen: ich kann ſie verſichern, daß ich es blos gethan habe, um meinen Witz zu zeigen, und gar nicht aus Ueberzeugung. Weil du es deswegen gethan haſt, ſagte das Geſpenſt, ſo will ich dir es auch verzeihen, dann ich bin auch, weil ich lebte, ein witziger Kopf geweſen. Du ſieheſt hier den Schatten eines Mannes, der ſich mit der Verfertigung von Leichen- und Hochzeitgedichten bey ſeinem Leben genähret hat; ich

hatte mich in dieſer Art von Gedichten ſehr berühmt gemacht: ich wollte aber, ich wäre es nicht geweſen, ſo dürfte ich itzo nicht die Nächte herumlauffen, und mit meinen Ketten ſpielen. Man nennte mich, weil ich lebte, Pancrazius Leberreim; und du muſt noch von mir in deiner Jugend gehört haben. Alſo iſt es würklich wahr, fragte ich, daß die Todten wiederum erſcheinen, und in unſrer Welt herum gehen können? Ich hätte es nimmermehr geglaubt. Es ſind auch nicht alle Todten ſo wunderlich herum zu lauffen verbunden, als wir Geſpenſter, ſprach Herr Pancrazius Leberreim. Die tugendhaften und die laſterhaften Seelen haben, ſo bald ſie den Körper verlaſſen, ihre von der Gerechtigkeit beſtimmte Wohnung, aber diejenigen Seelen, die bey ihrem Leben nicht Verſtand genug hatten, um im Ernſt tugendhaft oder laſterhaft zu ſeyn, diejenigen Seelen, die ihr ganzes Leben mit kindiſchen und lächerlichen Sachen zugebracht haben, werden noch für unreiffe Seelen gehalten, und dieſe müſſen zu Geſpenſtern werden, und eine zeitlang herum lauffen, bis ſie völlig reif werden. Um es kurz zu ſagen, die Narren werden nach ihrem Tode zu Geſpenſtern und müſſen dieſe Rolle ſpielen, biß ſie klüger werden, und für ordentlich reife Seelen gehalten werden können. Ich werde nun ſchwerlich lange mehr ein Geſpenſt ſeyn, weil ich nun zu ſehen anfange, daß ich in meinem Leben ein Narr war, und die Kette, die ich itzo ſchleppe, wird wohl einmal meinem guten Bekannten, dem Herrn Reimefrüh, zu Theil werden. Daß ich die Wahrheit ſage, kanſt du aus dem

meiſten Geſpenſterhiſtorien ſchlieſſen. Wir Geſpenſter fangen meiſtens ſo tolle Sachen an, daß es mich wundert, daß die Welt noch nicht eingeſehen hat, daß die Seelen kluger abgeſchiedener Menſchen nimmermehr ſo ſeltſam thun könnten, ſondern daß es nothwendig die Seelen der Narren ſeyn müſſen, die einen ſolchen Lermen machen. O Herr Pancrazius Leberreim, unterbrach ich ihn, erlauben ſie mir das, was ſie da ſagen, aufzuſchreiben, alsdann kan ich mich mit Entdeckung einer neuen Wahrheit aus der Geiſterlehre in meinem Wochenblate groß machen. Aber es giebt ſo vielerley Arten von Geſpenſtern: ſind ſie denn alle Narren? Verzeihen ſie mir, wenn ich ſo unhöflich frage.

Ich bin hier, dich zu unterrichten, ſagte das Geſpenſte, alſo will ich dir alles erklären. Es giebt ſo viel Arten von Geſpenſtern als von Narren. Wir Dichter, die wir bey unſerm Leben uns bloß um den Reim bekümmert haben, ohne nach den Gedanken zu fragen, müſſen uns nach unſerm Tode mit groſſen Ketten ſchleppen, und wie wir bey unſerm Leben mit Reimen klapperten, klappern wir itzt mit Ketten und Schellen und machen ein groſſes Geräuſche, aber weiter thun wir nichts. Je ſchwerer unſre Werke oder Gedichte waren, deſto ſchwerere Ketten müſſen wir tragen. Diejenigen Kobolde oder Geſpenſter, die lauter Affenſtreiche vornehmen, den Mägden in den Küchen die Teller oder Schüſſeln nachwerffen, die Leute laut auslachen, ſie zupfen, ihnen etwas verſtecken, oder ihnen ſonſt närriſche Streiche ſpielen, das ſind die Seelen abgeſchiedener Stutzer. Nie-

mals thun ſie etwas kluges, alle ihre Scherze ſind lahm, grob und ohne vernünftige Abſicht. Du wirſt niemalen gehört haben, daß ein ſolcher Kobold jemand etwas gethan hat, wenn man bey einem Mädgen war oder am Spieltiſche ſaß: nur diejenigen Leute, die fleiſig leſen, oder ſonſt bey Nacht ernſthaft arbeiten, dieſe plagen ſie. Aus allem dieſen kanſt du ſchlüſſen, daß dieſe Kobolde nothwendig die Seelen der jungen Herren oder der Affen ſeyn müſſen: die Aehnlichkeit iſt augenſcheinlich.

Diejenigen Kobolde aber, die ſich nicht viel ſehen laſſen, und den Leuten allen Verdruß anthun, beſtändig brummen, und im Finſtern bisweilen ſchröckliche Ohrfeigen austheilen, das ſind die Seelen fürchterlicher Kunſtrichter, die ſich bey ihrem Leben in die Ewigkeit geſchimpft haben.

Diejenige glänzende Figuren, die ihr Irrlichter nennt, die bey Nacht ſchimmern, ſchön leuchten, und die Reiſenden in Sümpfe führen, oder ſonſt irre machen, das ſind die Seelen der Stuzerinnen, die ſich bey ihrem Leben mit nichts beſchäftigten, als ſich zu putzen, um den Mannsperſonen ohne Unterſchied zu gefallen. Du wirſt bemerkt haben, daß dieſe Irrlichter, wenn ſie einander nahe kommen, auf einander ſtoſſen, als wenn ſie ſich miteinander ſchlügen: ſieheſt du nicht im gemeinen Leben, daß die buhleriſchen Mädchen auf gleiche Art niemal einander recht gut werden können? Beſtändig werden ſie aufeinander ſchimpfen, und einander verläumden. Ihre Geiſter haben den alten Haß noch behalten.

Alte ernſthafte Thoren und Thörinnen, die beſtändig darüber ſeufzen, daß man anfängt zu denken und zu unterſuchen, dieſe werden nach ihrem Tode zu dem, was ihr Klagemütter heiſſet. Sie ſeufzen und heulen ohne Urſach, wie bey ihrem Leben; bisweilen klopfen ſie auch, oder lärmen, auf daß es die Leute für Anzeigen und Ahndungen eines zukünftigen Unglücks halten ſollen. Wenn dieſes geſchieht, freuen ſie ſich ſehr darüber, und glauben etwas ſehr kluges gethan zu haben, wenn ſie Jemand ein Unglück prophezeihet. Denn es mag über kurz oder lange ſeyn, es begegnen den Menſchen ſehr oft verdrüßliche und unglückliche Sachen, und hernach ſagt man: ja es hat mir geahndet, ich habe Anzeigen von dieſem Unglück gehabt.

Das ſogenannte wütende Heer beſteht aus den Seelen der närriſchen Landjunker, die bey ihrem Leben nichts thaten, als jagen und ſich betrinken. Sie lärmen noch, als wenn ſie betrunken wären, und weil ſie ſich in ihrem Leben dumm, alt und närriſch gejagt hatten, müſſen ſie nach ihrem Tode ſo lange jagen, bis ſie wieder klug werden.

Diejenigen Kobolde, die beſtändig in den Ställen ſind, bisweilen die Pferde ſtriegeln, und ſie bisweilen ſchrecklich abreiten und ermüden, ſind auch Landjunker, die bey ihrem Leben ihr Vieh höher als ihre Anverwandten gehalten, und ſorgfältiger als ihre Kinder gewartet haben. Ihr Vieh war ihre liebſte Geſellſchaft: deswegen müſſen ſie itzo auch noch ihnen im Stall Geſellſchaft leiſten.

Diejenigen Geſpenſter, die ſich wie die Nachteulen in alten verfallenen Gebäuden aufhalten, ſind die Seelen einiger ernſthaften Pedanten, die bey ihrem Leben beſtändig finſter und verdrüßlich waren, und die gern alle Leute ſo finſter und verdrüßlich hätten machen mögen, als ſie waren.

Denen Narren, die bey ihrem Leben die Karten ſelten aus den Händen legen, wie deine Bekannte, die Frau Spielteller, wird nach ihrem Tode der Zeitvertreib beſtimmt, daß ſie in den Fenſterrahmen, oder ſonſt an einem Orte, bisweilen klopfen und hämmern. Theils unter euch ſagen, daß es die Mäuſe und Würmer thun, andere aber geben es Geſpenſtern ſchuld; und dieſe haben recht: keine Vorbedeutungen ſind es nicht, wie einige glauben. Dieſe armen Geſpenſter haben nach ihrem Tode nicht mehr Verſtand, als ſie bey ihrem Leben hatten: ſie klopfen bloß, um ſich zu beluſtigen, weil ſie ſonſt nichts zu thun wiſſen; und ich finde dieſen Zeitvertreib eben nicht viel unvernünftiger, als den ſie in ihrem Leben hatten, aus dem ſie ſich doch ihr wichtigſtes Geſchäfte machten.

Diejenigen ſchwarzen Hunde, die an den Orten liegen, wo ein Schatz iſt, ſind die Seelen der Geitzigen, aber nicht derjenigen Geitzigen, die dabey boshaft und betrügeriſch ſind; dieſe ſind laſterhafte, und gehören nicht hieher. Es giebt in der That Leute, die aus Thorheit geitzig ſind, ob ſie gleich in andern Stücken ſich als ehrliche Leute aufführen. Dieſe werden nach dem Tod Hüter ihrer Schätze und genießen ſo wenig davon, als ſie bey ihrem Leben genoſſen.

noſſen. Sie haben nur die Mühe, ſie zu bewachen, und die Freude, ſie anzuſehen.

Diejenigen Schwätzer und Zeitungsträger, die manchmal ihre Nebenmenſchen, ohne böſe Abſichten zu haben, bloß aus Dummheit oder Thorheit verläumden, werden auch zu einer Art von Geſpenſtern. Dann ohngeachtet die meiſten davon laſterhaft ſind, ſo ſind ſie es doch nicht alle. Theils davon wiſſen ſonſt nichts zu reden, und ſchämen ſich doch zu ſchweigen. Deswegen erzählen ſie Neuigkeiten von allen Leuten, die ihnen einfallen: dieſes wird bey ihnen endlich zur Gewohnheit. Von ihren beſten Freunden reden ſie Böſes. Sie glauben, man werde ſie vor fromm halten, weil ſie alle andere Leute für gottlos ausſchreyen. Sie glauben klug zu ſeyn, weil ſie die ganze Welt für thöricht gegen ſich achten. In dieſer Art der Verläumder iſt wirklich mehr Narrheit als Bosheit. Dergleichen Leute werden nach ihrem Tode zu Währwölfen, machen ein ſchröckliches Geheule, fallen bisweilen die Leute an, und ſind beſonders Unbewehrten gefährlich. Wenn man ſich ihnen aber herzhaft widerſetzt, laufen ſie meiſtens davon, und gleichen alſo in dieſem Stücke noch denjenigen Verläumdern, die, wenn man wieder Böſes von ihnen redet, oder ihnen ſonſt drohet, weit ehender ſchweigen, als wenn man ihren Angrif aus Verachtung oder aus Gedult ſtillſchweigend übergeben wollte.

Diejenige Art der Gelehrten, die beſtändig arbeiten, und in ihrem ganzen Leben mit vieler Mühe und Fleiß

nichts

nichts vernünftiges und nichts nützliches herausbringen, doch aber dadurch bisweilen ihre Nachkommen, die einen größern Geist haben, auf Spuren leiten, dadurch etwas wichtiges entdeckt wird, werden nach ihrem Tode zu Bergmännchen, (wie man sie nennt.) Diese hämmern und arbeiten auch beständig ohne Nutzen: bisweilen aber zeigen sie doch den Bergleuten an, wo das Metall versteckt liegt.

Endlich werden auch alle diejenigen Leute zu Gespenstern, die bey ihrem Leben in ihre Art von Beschäftigungen so verliebt gewesen, daß sie alle andere Arten von Wissenschaften verachtet und für lächerlich hielten. Dergleichen Gespenster giebt es eine unzählige Menge. Die Geister einiger stolzen Kriegsleute führen in der Luft Krieg miteinander, und das Volk hält für Vorbedeutungen das, was bloß der Zeitvertreib dieser müßigen Seelen ist. Die Gespenster eingebildeter Pedanten poltern in den Büchersälen; die Geister verwirrter und pedantischer Rechtsgelehrten lärmen bey Nacht in den Gerichtsstuben, die Geister der Aerzte schleichen in den Kirchhöfen auf den Gräbern derer herum, die sie in ihrem Leben erwürgt haben, und sind, was sie bey ihrem Leben waren, Vorboten des Todes . . .

Und die Schriftsteller, die Wochenblätter schreiben, unterbrach ich mein Gespenste, dem ich bisher sehr andächtig zugehöret und nachgeschrieben hatte, was werden aus diesen für Gespenster? Herr Pancrazius Leberreim, oder vielmehr sein Gespenste, fieng über meine Frage so ungestümm zu lachen an, daß ich fast böse geworden wäre. Sie haben

eben

eben nicht Urſache ſo ſehr zu lachen, ſagte ich; Wochenſchriftſteller ſind allemal meiſt ſo gut, als Gelegenheitsdichter, und wenn es nur auf die Reimen ankommt, ſo getrauen wir uns eben auch, ſolche Reimer abzugeben, als . . .

Ueber dieſes unglückliche Wort: Reimer, wurde mein Geſpenſt, wie es ſchien, böſe, klapperte mir mit ſeiner Kette um die Ohren herum und verſchwand auf einmal. Ich bedaure, daß ich ſo unvorſichtig geweſen; denn wenn das Geſpenſte länger geblieben wäre, ſo hätte ich ein ganz neues Syſtem in der Geiſterlehre erlernen und hernach ſchreiben können. Alsdann wäre ich etwas wichtigers geworden, als ein Wochenſchriftſteller. Weil es mir aber noch zu bald verſchwunden iſt, kan ich meinen Leſern nichts, als gegenwärtige neue Nachrichten geben. Ich dächte ſie wären wichtig genug für ein Wochenblat.

E. Pheron.

Die Mode, Wünſche herzuſagen,
Iſt zwar ein wenig abgetragen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch wag ichs, ſingt mit mir ihr Brüder,
O, woher nehm ich neue Lieder
Zum Neuenjahr!

Wann Thoren reich im Golde ſtarren,
Dann hält ſie kein Menſch mehr vor Narren,
Das iſt ſchon wahr.

Wünſcht

Wünscht allen Weisen gute Schneider,
Und armen Dichtern beſſre Kleider,
Zum Neuenjahr.

Daß wir bey Mopſens ſteifem Brüſten
Ihn reich und vornehm glauben müſten
Das iſt ſchon wahr:
Doch Gläubiger ſind beſſre Kenner;
Wünſcht ihm Credit, dem hohen Gönner,
Zum Neuenjahr.

Dwar reimt, ſtreicht aus, verbeſſert nieder,
Und ſchreibt ſehr mühſam ſchlechte Lieder;
Das iſt ſchon wahr.
Sein Geiſt hat gar zu enge Schranken,
Und wer ihn liebt, wünſcht ihm Gedanken
Zum Neuenjahr.

Es freyet Pelider Meliſſen,
Er wird ein reizend Mädgen küſſen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch ſie hat gar zu viele Freunde:
Ich gönn ſie meinem ärgſten Feinde
Zum Neuenjahr.

Herr Muſel kann uns viel erzählen,
Und ſchrecklich auf die Sünde ſchmälen,
Das iſt ſchon wahr:

Wir wünſchen, um uns zu bekehren,
Nur mehr Exempel, weniger Lehren
Zum Neuenjahr.

Jeſmin kan artig ſcherzen, lachen,
Und Staat mit ſeiner Weiſe machen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch Mädgen, laßt euch nicht erbitten:
Wünſcht ihm Verſtand und gute Sitten
Zum Neuenjahr.

Philint hat wirklich viel geleſen,
Gelehrt iſt er ſchon längſt geweſen,
Das iſt ſchon wahr:
Vernünftig wird die Zeit ihn machen;
Wünſcht ihm Geſchmack an Statt zu lachen
Zum Neuenjahr.

Cornelen muß um ſeine Freuden,
Wer nur ſein Weibgen ſieht, beneiden,
Das iſt ſchon wahr:
Wer ſie recht kennt, wird ihn beklagen,
Wünſcht ihm Geduld, ſein Joch zu tragen,
Zum Neuenjahr.

Daß Reimer, ſtolz auf Träumereyen,
Oft nach den griechiſchen Muſen ſchreyen,
Das iſt ſchon wahr.
Uns Dichtern wünſch ich junge Musen
Von braunem Haar, von ſchönen Nasen
Zum Neuenjahr.

Acht und dreißigſtes Stück.

Virtutem videant, intabeſcantque relictâ.

Persius.

Fortſetzung des neun und zwanzigſten Stücks.

Geſchichte der Nachfolger des Mirza.

Die erſten Nachfolger des Mirza waren gute Regenten. Sie bedienten ſich fleißig des Glaſes, welches Mirza von der Fee Alzemire bekommen hatte. Ihre Regierung war friedlich und glücklich. Das Glas bekam zwar unter der Herrſchaft der zween erſten einen Flecken, aber durch die Fürſorge der Fee wurde es allemal wieder gereiniget, wenn ein neuer König den Thron beſtieg. Der dritte von dieſen Königen war ein ſehr ſtiller Herr. Die Menſchenliebe galt ihm mehr, als der Heldenruhm. Das Glas blieb, ſo lang er es führte, hell; ſeine Unterthanen aber lobten ihn nicht ſehr. Sie hielten ihn für ſchläfrig.

Sein Nachfolger war ein Herr von großem Geiſt, und jedermann machte ſich die größte Hofnung von ihm. Er fieng ſeine Regierung mit einigen Kriegen an, worin er von ſeinen Nachbarn geringet wurde. Er ſagte, ſeine Unterthanen würden ſich glücklich, einen König zu haben, der

den

den Ruhm der Balſora durch ganz Aſien ausbreitete. Dieſes Lob ſchmeichelte dem Könige. Er beſchloß ſeinen Namen durch fernere Siege noch ruhmwürdiger zu machen. Weil ihm die Benachbarten keine Gelegenheit dazu gaben, ſo kündigte er dem [illegible]ge von Ormus den Krieg an. Die Urſache dazu war von [illegible]ner Wichtigkeit, und das Glas des Königes bekam einen Flecken, wie er dieſen Entſchluß faßte. Er wurde beſtürzt darüber. Sein Vezier aber ein bejahrter Mann wegen ſeiner Staatsklugheit, ſagte, der Flecken könnte wohl von dem Alter des Glaſes herrühren. Der Krieg ging alſo vor ſich, und Ormus wurde erobert.

Nach dieſer wichtigen Eroberung beſchloß Calet, ſo hieß der König, eine Zeitlang die Früchte ſeiner Siege in Ruhe zu genüſſen. Er überließ ſich nun mehr allen Vergnügungen, die ein prächtiger Hof verſchaffen kann. Sie wurden ihm bald unſchmackhaft. Er begab ſich endlich auf ein Luſtſchloß, das weit von Balſora abgelegen war, um daſelbſt die ſtillen Vergnügungen des Landlebens zu verſuchen. An einem Tage war er allein zur Luſt ausgeritten. Er verirrte ſich in einem Walde, und die Nacht überfiel ihn. Nachdem er lange herumgeirret war, fand er endlich eine Schäferhütte. In derſelben war blos ein alter Schäfer und ſeine Tochter. Sie nahmen den König, den ſie nicht kannten, gutwillig auf. Die junge Schäferin war die vollkommenſte Schönheit, die Calet jemals erblickt hatte. Er wurde von ihrem Anblick ſo gerührt, daß er beſchloß, noch den folgenden Tag in der Hütte zu bleiben, um ihren Geiſt

und ihr Herz zu erforschen. Sie war leicht auszuforschen. Eine unschuldvolle Munterkeit, ein ungekünstelter Witz und das beste Herz von der Welt war ihr Charakter. Sie gefiel dem Könige sowohl, daß er noch zween Tage da blieb. In dieser Zeit begleitete er sie täglich zu ihrer Heerde; ihre Gesänge, die an Anmuth mit der Stimme der Nachtigall stritten, waren sein Ergetzen. In der dritten Nacht, wie der König schlief, weckte ihn die Schäferin auf. „Herr, sagte sie, einem Zufall habe ich es zu danken, daß ich es weiß, wer du bist. Du bist der König. Mein Vater hat es mir in dieser Nacht gesagt; er selbst hat es erst gestern Abends erfahren. Ein benachbarter Fürst, den du aus seinem Lande vertrieben hast, hält sich mit seinem Gefolge in der Nähe auf. Er hat erfahren, daß du hier bist. Noch in dieser Nacht will er hieher kommen, und dich umringen. Mein Vater ist weder mächtig noch beherzt genug, dich zu schützen. Aber ich will dir helfen. Stehe auf, und folge mir. Ich will dich durch unbekannte Wege führen, bis du in Sicherheit kömmst. Ich verlange dafür keinen andern Lohn, als daß du meinen Vater für der Rache deines Feinds sicher stellest, ehe derselbe erfährt, daß ich dir geholfen habe.„ Talco sprang von seinem Lager auf, theils über seine Gefahr bestürzt, theils von der Anmuth der jungen Schäferin entzückt. Sie giengen beide die ganze Nacht durch, bis sie einen sichern Ort erreichten. Die Schäferin wollte nunmehr zurück. Talco hielt sie auf, und ließ ihren Vater holen. Der alte Mann kam.

kam, und Caled nahm beide mit sich nach Balsora. Die Reizungen der Schäferin hatten ihn so sehr gerührt, daß er sie nicht von sich lassen konnte. Er fand ihre Tugend eben so groß, als ihre Schönheit; er nahm sie endlich zu seiner Gemahlin. Caled genoß mit seiner Gemahlin einige Jahr lang das reinste Vergnügen. Palmire — dieses war ihr Name — besserte durch die Gesellschaft des Hofes ihre Manieren aus, ohne ihr Herz zu verändern. Sie liebte den König sowohl aus Neigung, als aus Dankbarkeit. Sie wurde von allen Unterthanen angebetet; denn sie war eine sichere Zuflucht der Unglücklichen, und hundertmal besänftigte sie den Zorn ihres Gemahls, wenn er wider seine Bedienten ergrimmt war.

Endlich reisete Caled zu einem benachbarten König, mit welchem er im Bündnis stund. Derselbe hatte eine Tochter, die ihrer Schönheit wegen berühmt war. Sie hies Cadiga. Ihre Schönheit war in der That groß, doch war sie mit Palmirens Reizungen nicht zu vergleichen. Aber sie hatte etwas schmeichlendes in ihrem Bezeigen, und Caled ward dadurch gerührt. Er hielt bey seinem Bundsgenossen um sie an. Sie wurde ihm versagt, weil er schon eine andere Person zur Königin erklärt hätte. Diese abschlägige Antwort entzündete seine neue Liebe gedoppelt. Ohngeachtet sein Glas diesen Trieb verwarf, versprach doch Caled, der in seinen Leidenschaften niemals mäßig war, Palmiren von der Würde einer Königin herabzusetzen, und die Prinzeßin Cadiga darauf zu erhöhen. Auf diese Bedingung bekam er sie.

Sie reiſten zuſammen nach Balſora zurück. Die unſchuldige Palmire wußte nichts davon. Sie eilte, wie ſie die Annäherung ihres Gemahls erfuhr, ihn zu empfangen. Der erſte Gegenſtand, den ſie erblickte, war eine Nebenbuhlerin, und noch dazu eine mächtige und begünſtigte Nebenbuhlerin. Sie fühlte ſogleich die Größe ihres Unglücks. Gleichwohl hatte ſie Gewalt genug über ſich, ihre Schmerzen zu verbergen, bis ſie den König allein ſprechen könnte. Er ſahe ihre Unterredung. Endlich konnte er ſie doch nicht länger vermeiden, weil der Tag herannahete, an welchem Cabiga gekrönt werden ſollte. Verwirrung und Scham ſtund auf ſeiner Stirne, als er in Palmirens Zimmer trat. Sie empfieng ihn mit offenen Armen. " Warum ſcheuet ſich mein Gemahl für mir? fieng ſie an. Ich weiß mein Schickſal ſchon. Mit Freuden will ich der glücklichern Schöne, die dein Herz mit mir theilet, einen Rang überlaſſen, der mir niemals ein Vergnügen, und oft Verdruß gemacht hat. Wenn mir nur in deinem Herzen, o König, ein Platz übrig bleibt, wenn die glückliche Cabiga damit zufrieden iſt, meine Krone zu beſitzen, wenn ſie mir einen Theil, nur die Hälfte deiner Liebe überläßt, ſo kann Palmire nicht ganz unglücklich ſeyn. „ Calid wußte nicht, was er antworten ſollte. Er hatte ſich auf heftige Vorwürfe gefaßt gemacht. Aber dieſe zärtliche Geduld entwaffnete ſeine Beredſamkeit, und rührte ſeine Seele. Er umarmte Palmiren. Er ſchwur ihr aufs neue eine ewige Liebe, wenn ſie der Cabiga den Rang ſeiner erſten Gemahlinn abtreten wollte. Pal-

mire

mire bewilligte alles, und Cadiga wurde gekrönt. Die Einwohner von Baſſora feierten der Gewohnheit nach Freudenfeſte, und verabſcheueten im Herzen die Beleidigung, die der König der zärtlichen Palmire erwies.

So ſehr auch Caled von den Reizungen der Cadiga eingenommen war, ſo konnte er doch Palmiren nicht verlaſſen. Ihre Zärtlichkeit rührte ihn, ohngeachtet aller Schmeicheleien der Cadiga, noch immer ſo ſehr, daß er ſeine Zeit ordentlich zwiſchen ihr und jener theilte. Aber damit war Cadiga nicht zufrieden. Sie wollte das Herz des Königs allein beſitzen, und deswegen haßte ſie Palmiren. Sie bediente ſich aller Mittel, die die ärgſte Eiferſucht erdenken kann, um Palmiren zu ſtürzen. Endlich nahm ſie zu der boshafteſten Argliſt ihre Zuflucht. Sie ließ in einer Nacht in dem Schloſſe nahe an Palmirens Zimmern Feuer anlegen. Das Feuer erweckte den König nebſt dem ganzen Hofe. So bald es gelöſcht war, trat Cadiga aus ihrem Gemache, und ſagte dem Könige mit verſtellter Beſtürzung, daß Palmire ſelbſt das Feuer hätte anlegen laſſen, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, zu einem Liebhaber, den ſie in Baſſora hätte, zu entfliehen. Voll von Wuth lief Caled in Palmirens Zimmer, ſie zu ermorden. Schon hatte er den Dolch gezückt, als ein zärtlicher Blick von Palmiren ſeinen wütenden Blicken begegnete. Er wurde gerührt; Er ließ den Dolch fallen, und eilte verwirrt aus dem Zimmer zurück. Die Nacht brachte er in der entſetzlichſten Unruhe zu. Am Morgen ernannte Cadiga ihre

Verläumdung; Caled wurde überwältiget, und ſchickte Paladen einen Gifttrank zu. Sie begehrte ihn noch einmal zu ſprechen, aber Caligu verhinderte es. Sie trank endlich das Gift, welches in wenig Stunden ihr unſchuldiges Leben endigte. Wie ſie ſchon die Annäherung des Todes ſpürte, ſchrieb ſie noch dieſe Zeilen an den König.

„Ich ſterbe, grauſamer und doch ewig geliebter Caled, ich ſterbe, und du haſt es verlangt. In der That, mein Leben war das einzige Opfer, das du noch von mir fodern konnteſt. Alles andere hab ich dir ſchon lange aufgeopfert — meine Ruhe, meine Freuden, mein Herz. Wie bereit war dieſes Herz, ſich dir zu ergeben; wie ſchnell war ich, zu glauben, daß du mir das Deinige geſchenkt hätteſt! Ich würde noch in dieſem glücklichen Irrthum ſeyn, und kein Glück würde dem meinigen gleich ſcheinen, wenn die glückliche Caligu damit zufrieden geweſen wäre — Aber nein. Dieſer Name müſſe nicht von mir genennt werden, den ich ohne Empfindung nicht nennen kann, und der doch nicht anders, als mit Ehrfurcht ausgeſprochen werden ſollte. Denn iſt ſie nicht meine Königin und deine Gemahlin? Sey glücklich, König; ſey glücklich mit ihr! Meinem Angedenken ſchenke nur das Zeugnis meiner Unſchuld, und eine zärtliche Thräne. Dieſes wird meinem Geiſte liebkoſender ſeyn, als der Thau des Morgens trocknen und ſchmachtenden Blumen iſt, und Königinnen wird noch mein Tod beneidens werth ſeyn, wenn ihr Caled benennt.“

Es iſt unmöglich, die Gemüthsbewegungen zu beſchreiben, die Caleds Bruſt erfüllten, wie er dieſen Brief las. Palmirens Reizungen, und ihre Unſchuld, an welcher er kaum mehr zweifeln konnte, alles war ihm gegenwärtig, und quälte ſein Herz. Cadige durfte ſich einige Tage lang nicht vor ihm ſehen laſſen. Endlich aber wurde ſeine Empfindung durch ihre erneuerten Schmeicheleien, und durch die Vorſtellungen niederträchtiger Rathgeber betäubet, die ihn überredeten, daß eine Schäferin des Angedenkens eines Monarchen zu wenig würdig ſey. Palmire wurde vergeſſen, und Caled beruhigte ſich. Inzwiſchen war ſein Glas verdunkelt worden, ohne daß er darauf achtete.

Nahe bey Balſora liegt das Land Suſiſtan, ein Theil von Perſien. Dieſes Land hatte damals noch ſeine eigene Könige. Der damalige König Taber war Caleds vertrauteſter Freund. Sie waren in ihrer Jugend mit einander auferzogen worden, und nachdem ſie beyde zur Regierung gekommen waren, hatte Taber ſeinem Freunde in allen ſeinen Kriegen Beyſtand geleiſtet. Ein Jahr nach Palmirens Tode wurde Taber von dem Caliſen von Bagdad, deſſen Macht damals anfieng furchtbar zu werden, bekrieget. Er verlangte von ſeinem Freunde Caled Beyſtand. Caled war geneigt dazu; aber ſein Vezier ſtellte ihm vor, daß er vielleicht ſelbſt in Gefahr gerathen könnte, wenn er ſeinem Bundesgenoſſen wider einen ſo mächtigen Feind beyſtehen wollte. Dieſer Einwurf machte ihn wankend. Endlich kam Erlauben von dem Caliſen, die ihm die Hälfte von Suſiſtan anboten, wenn er ſich mit dem Caliſen vereinigen

würde. Dieſes Anerbieten ſchien ihm zu groß, als daß er es ausſchlagen durfte. Sein Glas zeigte ihm zwar, daß er den Taher nicht verlaſſen könnte, ohne treulos zu werden. Aber die Begierde ſein Reich zu vergrößern riß ihn fort, und das Bündnis mit dem Califen wurde geſchloſſen. Sein Glas zerbrach gleich darauf. Caled ließ ſich dadurch nicht beunruhigen. Die Schmeicheleien falſcher Rathgeber, und noch mehr die Gewohnheit zu fehlen hatte ihn ſchon gegen ſeine Fehler unempfindlich gemacht.

Der Krieg mit dem Könige von Suſiſtan wurde bald geendiget. Taher war zu ſchwach, um lange zu widerſtehen. Er verlor ſein Leben in der Vertheidigung ſeines Landes. Caled nahm Beſitz von der Helfte des Landes, die ihm verſprochen war; er wünſchte ſich ſelbſt Glück zu der erwünſchten Folge ſeiner Staatsklugheit. Seine Freude verſchwand bald. Der Calif fand Gelegenheit wegen der Gränzen mit ihm zu ſtreiten, und kündigte ihm den Krieg an. Caled hatte ſeinen alten Bundesgenoſſen ſelbſt unterdrücket, ſein Schwiegervater war geſtorben, niemand wollte ſich mehr in ein Bündnis mit ihm einlaſſen. Er wurde überwunden, und verlor ſein ganzes Land, welches ſeiner Herrſchaft ſchon lange müde war, und ſich mit Freuden dem Sieger unterwarf. Er entfloh mit Tadigen und einigen wenigen ſeiner Vertrauten, dem einzigen Ueberreſt ſeiner vorigen Macht. Auf der Flucht hörte man nichts von ihm als bittere Klagen über die Ungerechtigkeit der Menſchen, und über die Härte des Schickſals.

Caled

Caled war auf der Flucht ſchon mitten in Arabien gekommen. An einem Abend ſchlug er ſein Zelt bey einem Fluſſe auf. Nahe an dem Fluſſe war ein kleiner Wald; Caled gieng dahin, um ſeinem Kummer in der Einſamkeit nachzuhängen. Hier erſchien ihm die Fee Alzenire. „Du weiſt, ſagte iſie zu ihm, daß ich ſeit langer Zeit die Beſchützerin deines Hauſes bin. Ich gab deinen Vorfahren, um ſie glücklich zu machen, das Glas, welches du haſt zerbrechen laſſen. Sie folgten dem, was ihnen das Glas rieth, und waren glücklich. Erkenne, o Caled, daß dein Unglück allein daher kömmt, weil du die Warnungen des Glaſes verachtet haſt, und ein Knecht deiner Leidenſchaften geweſen biſt.“ Caled hörte der Fee mit Ungeduld zu. Endlich antwortete er hitzig: „Ich ſollte ſelbſt mein Unglück verſchuldet haben? Von allem, was ich gethan habe, gereuet mich nichts, als daß ich dem Caliſen nicht zuvor gekommen bin. Das Schickſal kann mich unglücklich machen; aber niemals wird es mich ſo ſehr erniedrigen, daß ich mich ſelbſt ſchuldig bekennen ſollte. Und auch meinem Unglück kann ich Trotz bieten, da mir bey meinem Verluſte noch mein Muth und Tapferkeit geblieben iſt.“ „Tadige, ſagte die Fee. Hüte dich, daß nicht durch ſie dein Unglück vollkommen wird. Glücklich wirſt du gewiß nie durch ſie werden; denn du haſt ihren Beſitz durch ein Laſter erkauft. Reiſe mir. Noch iſt es Zeit, dir zu helfen. Dein Reich iſt verloren; aber auch an der Stelle kann dir ein Glück aufblühen, wenn du der Tugend und der Weisheit folgeſt.“ “Kein Glück iſt für mich, als auf dem Throne, erwiderte Caled mit Heftigkeit.

Ich will ihn wieder erobern, oder nicht länger leben.“ “ Nun muß ich dich verlaſſen, ſagte die Fee. Es iſt mir nicht erlaubt, einem Menſchen beyzuſtehen, der meines Beyſtandes unwürdig iſt, und ſich durch ſeine Laſter ſelbſt in das Verderben ſtürzet.„ Sie verſchwand.

Caled gieng voll Verdruß über die Fee, von der er ſich für beleidigt hielt, in ſein Zelt zurück. Er überlegte eine halbe Nacht hindurch, wie er ſich an ſeinen Feinden rächen, und Balſora wieder einnehmen könnte. Er ſchlief erſt nach Mitternacht in den Armen der Cadiga ein. Eine Stunde hernach wurde er durch einen Haufen Soldaten erweckt, die ihn von ſeinem Lager riſſen, und feſſelten. Seine Beſtürzung ließ ihn nicht reden; nur mit ſeinen Blicken ſuchte er Cadigen; ſie war nicht mehr in dem Zelte. Die Feinde, die er nicht einmal kannte, führten ihn auf einem Kamele fort, und brachten ihn nach einigen Stunden in ein Schloß, welches von einem arabiſchen Fürſten bewohnt wurde. Caled wurde vor ihn geführet. Der Fürſt ſaß auf einem Sofa, und Cadiga ſaß an ſeiner Seite. Aller Muth, worauf Caled bisher ſtolz geweſen, verließ ihn bey dieſem Anblick. Mit zitternder Stimme fragte er Cadigen, wie ſie an dieſen Ort gekommen ſey. Sie antwortete mit einem Hohngelächter: “ Ich habe dieſen Ort erwählt, um nicht länger bey einem Mann zu ſeyn, der mich mit ſich zugleich in das Verderben ſtürzen wollte. Um ſeinen Schmerzen auf das äußerſte zu treiben, entdeckte ihm der arabiſche Fürſt das ganze Geheimniß. Er hatte Cadigen geſehen, und war von

ihr

ihr entzückt worden; er hatte ihr seine Liebe entdeckt, und sie selbst hatte ihm den Anschlag gegeben, sie zu entführen, und ihren Gemahl gefangen zu nehmen. Zuletzt bot doch der Fürst dem unglücklichen Caled sein Leben an, wenn er ihm seine Ansprüche auf Cadigen gutwillig überlassen wollte. Caled verwarf dieses Anerbieten in den heftigsten Ausdrücken der Wuth und der Verzweiflung. Der Fürst ward ergrimmt, und ließ ihn umbringen. Dieses war Caleds Ende, nach der Beschreibung der morgenländischen Schriftsteller. Von den fernern Schicksalen der Cadiga melden sie nichts. Sie haben es, sagen sie, für unanständig gehalten, das Leben dieser unwürdigen Person besonders zu beschreiben.

An dem Tage, da ich diese Geschichte aufgeschrieben hatte, besuchte mich mein Freund Cleanth. Ich las ihm vor, was ich geschrieben hatte, und wir unterredeten uns von den Charakteren der Personen, die darinn beschrieben sind. „Ich bin versichert, sagte endlich Cleanth, ihre meisten Leser werden glauben, daß ein Mensch wie Caled ein natürlich böses Herz gehabt haben müsse. Ich glaube es nicht. Der Uebergang von guten Neigungen zu lasterhaften ist so leicht, und das menschliche Leben giebt dazu so viele Gelegenheiten, daß auch ein gutes Herz den Neigungen des Lasters mit Mühe, und oft gar nicht widerstehen kann. Ein mäßig gutes Herz und eine halbe Klugheit macht den größten Theil der Menschen zu dem, was sie wirklich sind, zu Sklaven der Leidenschaften, und wie selten geschieht es, daß die

Leidenschaften zu einem wahren Gute geneigt sind! Wer ihnen ohne Ueberlegung folgt, steht stets in Gefahr, jeden Laster für eine Tugend auszuüben. „ Glauben sie aber nicht, fragte ich, daß einige Menschen wirklich von Natur tugendhaft, und andere aus einer gleichen Ursache lasterhaft sind? „ Ja, antwortete er. Es giebt in der That Menschen, die mit lauter Trieben der Tugend gebohren werden, und bey denen Fehler Seltenheiten sind. Diese sind wahre Helden der Tugend, die auch unter allen Reizungen des Lasters, bey einer schlechten Erziehung, und mitten unter dem Schwarm der Verführungen ihre natürliche Vollkommenheit unbefleckt erhalten, oder sie doch so wenig beflecken lassen, daß man es fast nicht merken kann. Bey ihnen ist allemal ein edles Herz und ein durchdringender Verstand verbunden. Die Geschichte zeigt uns Beyspiele von solchen Menschen; aber nur wenige. Eben so klein, glaube ich, ist die Zahl solcher Lasterhaften, die gar kein Gefühl der Tugend haben, und für alle Besserung verloren sind. Ich glaube nicht einmal, daß ein Lasterhafter so sehr verdorben seyn kann, daß er von seinen Pflichten gar kein Gefühl haben, und nicht noch bisweilen eine gute Handlung deswegen unternehmen sollte, weil er sie für rechtmäßig erkennt. Aber die meisten unter den Sterblichen sind beynahe mit gleicher Fähigkeit zur Tugend und zum Laster gebohren; und ihr sittlicher Charakter wird ordentlich erst durch die Umstände gebildet, unter denen sie sich befinden. „ Und wenn dieß ist, erwiderte ich, warum sind denn die Vorschriften der

Ge-

Sittenlehre bey den meiſten ſo fruchtlos? “ Die Urſache iſt begreiflich, antwortete Cleanth, wenn man bedenkt, auf welche Art den meiſten die erſten Grundſätze der Moral beygebracht werden. In den Jahren der Jugend ſoll ihr Grund gelegt werden. Wie ſelten wird er bey den meiſten gelegt! Man hält es für unnöthig, ihnen deutliche und zuſammenhängende Begriffe von ihren Pflichten zu geben; man verläßt ſich darauf, daß ſie dieſe Begriffe von ſich ſelbſt bekommen werden, wenn man ſie nur für einem jeden beſondern Fehler beſtraft. Zum Unglück ſind diejenigen, die ihre Fehler beſtrafen ſollten, meiſtens ſelbſt unzulängliche Beurtheiler, und Richter ohne Einſicht. Wie kann ein Menſch einen ſo ſtarken Trieb zur Tugend bekommen, daß er ſich durch keine Verſuchungen von ihr wegreiſſen laſſen ſollte, wenn ihm nicht die ganze Abſicht ſeines Lebens vor Augen gelegt, wenn ihm nicht gezeigt wird, daß Tugend und Pflicht, und wahres Glück im Grunde eines ſind? Noch mehr. Die Geſtalten der Dinge ſind für unſere Augen ſo betrüglich, daß eben ſo oft eine ſehr ſcharfſinnige Beurtheilung dazu erfodert wird, um Tugend und Laſter, Glück und Unglück von einander zu unterſcheiden, als bey einem Weltweiſen nöthig iſt, der das Wahre von dem Falſchen unterſcheiden will. Sie kennen den Strephon, fuhr Cleanth fort. Er hat ſich ſchon ſtrafwürdiger Fehler ſchuldig gemacht, und man kann nicht anders vermuthen, als daß er noch ſtrafwürdigere begehen wird. Es iſt nicht zu verwundern. Sein Vater und ſeine Lehrer ſind Schuld daran.

Niemals haben ſie ihn für andern Laſtern gewarnet, als für denjenigen Verbrechen, die durch die bürgerlichen Geſetze beſtraft werden. Seinen Freunden getreu zu bleiben, die natürliche Billigkeit aus keiner Neigung, aus keiner Furcht zu verletzen, die Nothleidenden zu ſchützen, alle dieſe Tugenden ſind ihm nur als fremde Namen bekannt. Seine erſte Jugend, die Zeit, da noch ſein eignes Herz mehr wirkte als fremde Lehren und Beyſpiele, zeigte zwar einige Proben guter Neigungen. Aber unmöglich konnten ſie bey ihm dauerhaft und die Richtſchnur ſeines Lebens werden, da man ihn niemals ſorgfältig von ihrer Nothwendigkeit und ihrem wahren Nutzen unterrichtet hatte. Es konnte nicht fehlen, da er ſo unbereitet in die Welt trat, ſo mußten ihn die unzähligen Beyſpiele des Laſters verderben.„ Aber was haben ſie, fragte ich noch einmal, von dem geitzigen Philargyr? Kann auch dieſer von Natur ein gutes Herz gehabt haben? “ Philargyr iſt geitzig, ſagte mein Freund, aber er iſt es aus Unverſtand. Ich weiß ſelbſt Proben von ihm, da er durch die Noth eines Unglücklichen gerühret wurde, und weit mehr für denſelben that, als man von ihm erwartete. Daß er ſich aber in den meiſten Handlungen ſeines Lebens geitzig bezeigt, entſtehet aus ſeiner übelverſtandenen und zur Thorheit gewordenen Vorſichtigkeit, und zum Theil auch daher, daß er den edlen Regungen des Mitleidens und der Menſchenliebe zu ſelten gefolget iſt, um die ſüßen Empfindungen deutlich zu ſpüren, die ein Tugendhafter alsdenn genießt, wenn er ſeine wohlthätigen Neigungen auf

Die

übet. Die meiſten Menſchen fehlen im Anfang aus Mangel der moraliſchen Einſicht und aus Unvorſichtigkeit in Anſehung der Affekten. Sie fahren ſo lange fort zu fehlen, bis ſie durch die Gewohnheit ihr Herz verderben. Alsdenn werden ihre Fehler zu wirklichen Laſtern. Das ſchwache Licht, das ſie noch von ihren Pflichten hatten, wird völlig dunkel; ſie verlieren das Gefühl der Tugend und des Laſters; und Laſter und Unglück ſind unzertrennliche Gefährten.

Die Unterredung mit meinem Freunde gerieth hernach auf andere Gegenſtände. Ich will ſie nicht weiter aufzeichnen. Ich befürchte ſchon, daß dieſes kleine ernſthafte Geſpräche die meiſten Leſer verdrüßlich machen wird.

F. Alceſt.

Neun und dreißigſtes Stück.

Il y a cela de commode qu'on peut ſuppoſer que les Morts ſont gens de grande reflexion.

Fontenelle.

Geſpräche nach der Art Lucians.

Erſtes Geſpräch.

Jupiter, Momus.

Jup. Nun bin ich lange genug langweilig geweſen! Nun will ich endlich meine Blitze auf die laſterhaften Sterblichen hinab ſchleudern! Alle Tage werden ſie

ärger! Treue, Redlichkeit und Wahrheit ſind von ihrer Geſellſchaft verbannt! Ich habe ihnen lange genug zugeſehn: itzo iſt es Zeit ſie zu ſtraffen.

Mom. Warum ſo zornig? Was haben denn die armen Sterblichen wieder Böſes gethan? Sie dauren mich, und ſie dauren mich blos deswegen, weil ſie meiſtens Narren ſind. Was können ſie dafür, daß du ihnen nicht mehr Verſtand gegeben haſt?

Jup. Ich habe erſt ganz kurz die Göttin der Wahrheit hinab zu ihnen geſandt um ſie vernünftig zu machen: allein an ſtatt ſie zu empfangen, haben ſie ſie überall verjagt. Kein Menſch will ſie leiden. Sie werden böſe, wenn ſie ſich nur von ferne zeigt. Iſt dieſe Verſtockung nicht ſtraffenswerth?

Mom. Allerdings: aber erlaube mir, dir, ohne dich zu unterbrechen, einige wichtige Sachen zu erzählen!

Jup. Sage, was du zu ſagen haſt.

Mom. Ich wollte dir nur erzählen, daß du den Sterblichen vortrefliche Beyſpiele gegeben haſt. Um die Danae zu gewinnen, wurdeſt du zu einem goldenen Regen; der Europa zu gefallen nahmſt du die Geſtalt eines Stiers an. Dadurch haben die Menſchen gelernt, daß man um den Schönen zu gefallen entweder ſehr reich oder ſehr dumm, wo nicht alles beydes ſeyn muß. Erinnerſt du dich noch, wie artig du damals wirſt ausgeſehen haben! Du glaubteſt alles recht geheim anzuſtellen; niemand ſollte etwas davon erfahren: und doch mußte es der ganze

Hof

Rath der Götter, und lachte über dich. Auch das war ein artiges Stückgen, wenn dich ſo gar deine eiferſüchtige Frau die Juno einzunehmen wußte, daß du darüber auf dem Berg Ida einſchlieferſt, da du dem Krieg der Griechen und der Trojanen zuſehen wolteſt. Weil du ſchlummerteſt, richtete jene unterdeſſen alles nach ihrem Kopfe hin. Manche Ehemeiber in der Unterwelt folgen dieſem Beyſpiel. Die Bockfüſſe und Hörner müſſen dir auch artig gelaſſen haben, als du bey Antiope einen Satyr vorſtelleteſt: und . . .

Jup. Wirſt du einmal ſchweigen? unſinniger Schwätzer! Du verdienteſt, daß ich dich mit meinem Blitz zerſchlöge.

Mom. Habe ich denn nicht die Wahrheit geſagt? Allein, was ich geſagt habe, wiſſen ſo gar die Sterblichen.

Jup. Schweige! Juno nahet ſich mit andern Göttern; ich will dich künftig meinen Zorn fürchten lehren.

Mom. Du wirſt böſe über die Wahrheit! Ja ich will ſchweigen: verſprich mir aber aus Großmuth den Sterblichen zu verzeihen, wenn ſie die Wahrheit ſo wenig als du leiden können.

Jup. Ich will ihnen diesmal ihre Thorheit vergeben! aber ſchweige, oder mein Blitz . .

Mom. Dein Blitz iſt gar ein ſtarker Beweis! Deine Prieſter unter den Sterblichen machen es auch ſo, und wollen mit Donnerkeilen um ſich werfen, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Zweites Geſpräch.

Merkur, ein Soldat, ein Philoſoph, Clinias ein junger Athenienſer.

Merk. Ich habe meinen Vatter in dieſe Welt herab begleitet. Er iſt itzo bey einen von ſeinen Mädgen und ich will unterdeſſen ſpatzieren gehen, und mich mit den Thorheiten der Sterblichen beluſtigen. Es ſind in der That wunderliche Geſchöpfe. Niemals ſind ſie mit dem was ſie beſitzen zufrieden. Beſtändig ſuchen ſie etwas Neues. Hier kommen drey von ihnen, die mit einander zu ſtreiten ſcheinen. Sagt mir, Freunde, was euch ſo erhitzt, und weswegen ihr miteinander in einen Wortwechſel gerathen ſeyd! Vielleicht kan ich einen Schiedsmann abgeben.

Der Philoſ. Ein jeder will behaupten, das, wornach er ſtrebe, wäre edler als das, was der andre verlangt. Jes doch die Sache iſt ſo deutlich, daß ſie keine Entſcheidung braucht. Ich ſuche die Wahrheit und die Weisheit.

Der Sold. Ich ſuche die Ehre.

Clin. Und ich ſuche die Wolluſt und das Vergnügen.

Merk. Die Wahrheit und die Weisheit! die Ehre! die Wolluſt und das Vergnügen! Dies ſind lauter gute Sachen, wenn ihr ſie in der That ſucht. Aber ſage mir, worinnen ſuchſt du Ehre?

Der Sold. Ich ſuche ſie nicht, ich glaube ſie ſchon gefunden zu haben. Ueber hundert Menſchen habe ich ſchon erlegt theils im Kriege und theils im Zweikampf.

Merk.

Merk. Wenn du für das Vaterland und die Tugend gefochten hätteſt, ſo hätteſt du allerdings Ehre verdient. Wie iſt denn ſonſt dein Leben beſchaffen?

Der Sold. Ich lebe frey, und verachte alle Geſetze und Rechte. Ich nehme kein Geſetz an als von meinem Degen. Ich thue was ich will.

Der Philoſ. Ja er ſucht die Ehre in der Uebertretung der Geſetze; er macht ſich aus nichts kein Gewiſſen.

Der Sold. Geſetze ſind auch nur für gemeine Leute gemacht und nicht für mich, genug, daß ich bey dem Plündern einiger Städte Ehre und Reichthum erworben habe, und daß mir manche gefangene Schöne als Sklavinn dient.

Merk. Alſo ſuchſt du deine Ehre darinnen, daß du kein ehrlicher Mann biſt, und kein Geſetz beobachteſt. Du Narr! ſiehſt du nicht, daß du die Laſter ſucheſt und nicht die Ehre? Und du, was ſuchſt du?

Der Philoſ. Die Wahrheit und die Weisheit ſuche ich durch unglaubliche Mühe. Ich erforſche die ganze Natur; nichts iſt meinen Augen verborgen und ich dringe in alle ihre Geheimniſſe ein. Ich weiß alle göttliche und menſchliche Dinge.

Merk. Soll ich dir die Wahrheit ſagen? Du weißt gar nichts und glaubſt doch alles zu wiſſen. Elende Sterbliche! Ihr ſeyd auf eure Weisheit ſtolz und kaum könnt ihr nur lernen, daß ihr ſterblich ſeyd. Der höchſte

Gipfel der Weisheit iſt ſeine Thorheit zu erkennen. Du glaubſt die Weisheit zu ſuchen und ſuchſt nur ihr Geſpenſt.

Der Philoſ. Du redeſt wie ein Raſender, du magſt auch ſeyn, wer du willſt.

Merk. Du ſuchſt die Wahrheit und willſt ſie doch nicht hören. Du, Clinias, ſuchſt das Vergnügen; wie ſuchſt du es dann?

Clin. Darinn daß ich alle meine Begierden erfülle: beſtändig bin ich in Geſellſchaft. Die ſchönſten Sklavinnen, die beſten Weine, die prächtigſten Kleidungen, alles muß mich glücklich machen. Ich ſuche alle Augenblicke mich zu vergnügen. Mein Pracht macht, daß mich alle Leute beneiden. Bißweilen bin ich niedergeſchlagen; ich bin es oft, aber ich zwinge mich und ſuche mich zu zerſtreuen. Ich ergebe mich allen Freuden und genüſſe jede bis ſie ermüdet.

Merk. Du glaubſt das Vergnügen und die Wolluſt zu ſuchen! Du ſuchſt das Misvergnügen, die Krankheit und den Schmerzen. Glaube mir, Clinias, das Vergnügen der Menſchen beſtehet nicht allein in der Stillung aller ihrer Begierden. Der Himmel hat ſie ihnen gegeben, um ſie zu beſchäftigen und um ihnen das Leben erträglich zu machen. Der, der alle ſeine Begierden will, und der das Glück der Sterblichen darinnen ſucht, gar keinen Wunſch mehr übrig zu haben, findet am Ende an allen einen Ueberdruß. Eine übertriebene Wolluſt iſt niemals eine wahre Wolluſt. Die Pracht, das Lärmen, die Zer-

ſtreuung

freuung sind Zeichen der Unruhe und nicht des Vergnügens. Nur diejenige Vergnügungen die mittelmäßig sind, erfreuen in der That. Wenn du einst durch deine Thorheit verarmet, kränklich und verächtlich wirst geworden seyn . .

Clin. O was ist das vor ein neuer Sittenlehrer! Kommt, Freunde, wir wollen ihn stehen lassen.

Merk. O ihr Thoren, die ihr, was ihr sucht, selbst nicht wisset! Gehet hin und suchet die gesunde Vernunft, ehe ihr die Warheit, die Ehre und das Vergnügen aufsuchen wollet.

Drittes Gespräch.

Epaphroditus, Epictetus.

Epaphr. O wie lieb ist es mir dich zu sehen, gleich da ich hier ankomme! Laß dich umarmen, mein lieber Epictet! ich bin itzo übel daran, ich soll vor den Richterstuhl des Minos. Verzeihe mir, wenn ich dich beleidiget habe, und wann ich dir, da du mein Knecht wärest, hart begegnet bin. Ich sehe itzo freylich, daß wir einander alle gleich sind, und daß in der That kein Sterblicher mehr ist als der andere.

Epict. Es ist mir leid, daß du diese Wahrheit nicht ehender gewußt hast. O hier werden alle Leute philosophen: so bald sie nur ankommen, legen sie ihre Vorurtheile ab. Noch viele grosse Leute werden die Wahrheit lernen müssen, die du itzo gelernet hast. Sie ist an sich selbst sehr

natürlich, und doch will sie kein Mensch in der Oberwelt glauben.

Epaphr. Ach! itzo sind mir die Augen aufgegangen. Was werde ich dem Mines antworten? Ich bedaure mein Vergehen recht sehr. Ich sehe daß die Vorsicht ungerecht war. Du hättest verdienet mein Herr zu seyn, und du hattest mein Knecht werden sollen.

Epict. Du betrügst dich sehr: die Vorsicht war gerecht. Du hattest zu wenig Gelassenheit und Vernunft, um ein guter Sklav zu seyn; zum Herrn wärest du verständig genug. Was hättest du gethan, wenn ich dein Herr gewesen wäre, und hätte dich so grausam und so oft ohne Ursache ausgeschändet, so wie du mir gethan hast? Was hättest du gesagt, wie du mir die Beine abschlugest, wenn du an meiner Stelle gewesen wärest.

Epaphr. Ich gestehe es, ich hätte es nicht aushalten können: ich würde mich ersäuft oder erhängt haben.

Epict. Da siehst du, daß du dich nicht zum Knecht geschickt hättest. Du warst ohnedem mehr ein Knecht als ich. Ein weiser Mann ist nicht zu bedauren, wenn ihn ein Unglück trift; er ist allezeit zu beneiden: aber ein Narr ist im Unglück zu bedauren, dann der weiß sich nicht zu fassen. Du wärest noch über das bey aller deiner Herrschaft unglücklicher als ich. Ich war beständig fröhlich, denn kein Zufall verdroß mich: dich verdroß alles und du wurdest darüber schwermüthig. Du hast dich mehr geärgert und gegrämet, wie dir einmal ein Knecht ein kostba-

res

res Gefäß zerbrach, als ich mich grämete, wie du mir die Beine abſchlugeſt.

Epaphr. Ich weiß nicht, was ich von deinen Reden glauben ſoll, und ich werde immer furchtſamer.

Epict. Gehe du nur zu dem Richterſtuhl des Minos, und ſollte er dir etwann hart begegnen, ſo verantworte dich damit, daß du ſagſt: Theils Sachen ſind unter unſerer Gewalt, theils ſind es nicht. In deiner Gewalt war es nicht, vernünftig zu ſeyn, dann der Himmel hatte dir zu wenig Verſtand dazu gegeben.

Viertes Geſpräch.

Timon, Alcibiades.

Alc. Treffe ich dich hier in der Unterwelt wieder an, alter Menſchenfeind? Haſt du deinen Haß gegen das menſchliche Geſchlecht noch beybehalten?

Tim. Du magſt ſelbſt ein Menſchenfeind ſeyn! die Athenienſer waren rechte Narren: mich hieſſen ſie einen Menſchenfeind, und ich war in der That ihr Freund. Dich, der du die Peſt deines Vatterlandes wareſt, hieſen ſie den höflichen, artigen, menſchenfreundlichen Alcibiades.

Alc. Du biſt noch immer ſo wunderlich als bey deinem Leben. Du läugneſt es noch, daß du ein Menſchenfeind wareſt, und doch nennt dich die ganze Welt ſo.

Tim. Was kan ich davor, daß die Welt thöricht iſt, und Unheil anrichtet. Was habe ich denn dadurch der menſchlichen Geſellſchaft geſchadet, daß ich in eine Wüſte gieng, in der ich von Wurzeln und Kräutern lebte? Es gibt ſo viele unnützliche Leute in der Welt, daß man es gar nicht merket, wenn ſich einer oder der andere davon abſondert. Aber du haſt als ein Menſchenfeind gehandelt, da du die Weichlichkeit der Sitten und die Schwelgerey bey der Athenienſiſchen Jugend einführteſt. Was habe ich menſchenfeindliches gethan? Ich bot meinen Mitbürgern einen Feigenbaum an, um ſich daran zu henken; keiner darunter that es: Du aber ſtifteteſt Kriege an, worinn viele tauſend derſelben umkamen; und das blos um deine ausſchweifende Leidenſchaften zu vergnügen. Zehen Timons ſind der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſo ſchädlich, als ein einiger Alcibiades, und wenn die Nachwelt klug iſt, ſo wird ſie dich den menſchenfeindlichen Alcibiades, und mich Timon den Menſchenfreund nennen.

Fünftes Geſpräch.

Menippus, Lycambas.

Men. Ich habe, ſo viel Narren auch täglich zu uns herabkommen, keinen geſehen, der, ich weiß nicht ſoll ich ſagen, ſo gewiſſenhaft oder ſo närriſch geweſen iſt als du. Alſo iſt es wirklich wahr, daß du dich erhenkt haſt, weil Archilochus deine Thorheiten und böſen Streiche in ſatyriſchen Verſen durchzog?

Lyc.

Lyc. Was wollte ich machen? Er entdeckte meine Fehler ſo beiſſend und ſo frey, daß ich mich meiner ſelbſt ſchämte. Ich fühlte es, daß ich Unrecht hatte; ich wurde das Geſpötte des Volks: was blieb mir übrig, als der Strang? Aber Archilochus hat unrecht gehandelt, und ich kan nicht begreifen, warum ihn Minos nicht geſtraft hat.

Men. Wie kanſt du ihm das verdenken? Jedes Geſchöpf wehrt ſich ſo gut als es kan; und jedem Geſchöpf hat die Natur ſeine beſondern Waffen verliehen. Der Stier ſtößt mit den Hörnern; das Pferd ſchlägt mit dem Huf; die Löwen haben fürchtbare Zähne und Klauen; ſo gar eine Mücke ſticht, wenn man ſie drückt: die Waffen der Buhlerinnen ſind Thränen und verſtellte Liebkoſungen; der Himmel bewafnete die Dichter mit Verſen. Womit wollten ſie ſich ſonſten wehren? Archilochus hatte nicht Unrecht, aber du warſt ein Thor, dir alles ſo zu Herzen zu nehmen.

Lyc. Aber bin ich denn der Einige, der ſich die Stachelſchriften eines Dichters ſo ſehr zu Gemüthe gezogen hat?

Men. Ja, ganz gewiß biſt du der Einige. Ich habe es erſt von einem neuankommenden Schatten gehört, daß die Macht der Dichtkunſt itzo ſo ſtark nicht mehr iſt, als zu deiner Zeit. Die ſatyriſchen Schriften ſind meiſtens ſo freſtig, daß, die ſich getroffen finden, gar nicht die Verſuchung haben können, dich nachzuahmen: und wären auch

die Satyren beissend, so würden sich die nicht henken, die sich abgeschildert finden. Nein, sie würden die Dichter henken lassen, die es gewagt hätten, sie abzumahlen. Eine Römische Matrone, die man Lukretia heißt, und du, ihr werdet das einige Beyspiel von eurer Art bleiben. Die eine erstach sich, weil sie ihre Keuschheit verlohren hatte, und du erhiengst dich, weil dich ein Dichter in einer Satyre durchgezogen hatte. O! wenn sich alle Narren darüber erhängen wollten, wenn man ihnen beweiset, daß sie Narren sind, wie theuer würden in der Oberwelt die Stricke nicht werden?

Sechstes Gespräch.

Menippus, Hippokrates.

Men. Woher so erhitzt, arzneiverständiger Hippokrates?

Hipp. Ich habe einen Streit mit dem Achill gehabt, der sich einbildet, ob er gleich ein Schatten ist, so gut als ich, doch viel vornehmer zu seyn.

Men. Wie! sind auch so gar die Todten so närrisch, Rangstreitigkeiten anzufangen?

Hipp. Er trotzt darauf, daß er im Trojanischen Kriege viel tausend Menschen umgebracht: gerade als wenn das ein Verdienst wäre!

Men. Er hat Unrecht: er mag noch so tapfer gewesen seyn, so hast du doch oder wenigstens deine Schüler mehr

Men-

Menschen hieher geliefert als zehen Achillen hätten thun können.

Siebendes Gespräch.

Perillus, Aristäus, Minos.

Per. Es scheint, als wenn du meine Gesellschaft verachtetest und wir sollten doch Freundschaft machen. Ein jeder von uns hat sich durch eine besondere neue Erfindung berühmt gemacht.

Arist. Das ist wahr, aber meine Erfindung ist dem ganzen menschlichen Geschlecht nützlich. Ich erfand die Bienenzucht, ich wies die Art mit diesen kleinen geflügelten Republicken umzugehen, in denen mehr Ordnung herrschet, als in denen, die die Sterblichen aufrichten. Deine Erfindung ist so beschaffen gewesen, daß jedermann dein Angedenken verabscheuet, und dem Phalaris Recht geben muß, weil er dich in den glühenden Ochsen stecken ließ, den du erfunden hattest; deine Nebenmenschen zu quälen.

Per. Ich muß über deine Ernsthaftigkeit lachen. Es gehört eben so viel wo nicht mehr Verstand dazu, den Menschen Böses zu thun als ihnen Gutes zu erzeigen. Wann ich itzo wieder in die Welt kommen sollte, so würde ich gewiß eine gröſsre Rolle spielen als du. Ich habe es von vielen neuangekommenen Schatten gehört, daß die meisten Sterblichen mit dem gröſsten Fleiß nachsinnen, wie sie ihre Nebenmenschen plagen können. Dies ist ein wichtiges Verdienst, und du würdest mit deiner gewissenhaften

Hu-

Frömmigkeit ausgelacht werden. Wenigstens wird die Nachwelt ſagen, daß ich ein erfindungsreicher Mann war, und Verſtand hatte.

Min. Was ſtreitet ihr miteinander? Peril. Die Furien ſuchen dich ſchon lange: wie kommt es, daß du ihnen entgangen biſt?

Ariſt. Er iſt auf ſeine ſchöne Erfindung ſtolz und will ſie mit der meinigen vergleichen.

Per. Wir ſind beyde Erfinder. Es iſt einerley, ob die meinige glücklich ausgeſchlagen iſt oder nicht. Genug ich habe eben ſo viel Verſtand und Erfindungskraft gezeigt.

Min. Trozeſt du ſo? Hier iſt er, ihr Furien! nehmt ihn hinweg und martert ihn. Du biſt auf deinen Verſtand und auf deine Erfindung beſtändig noch ſtolz. O wünſche, Raſender! lieber gar keinen Verſtand gehabt zu haben. Ein unverſtändiger Menſch iſt lobenswerth, wenn er ſeinen kleinen Antheil von Vernunft zum Nutzen ſeiner Nebenmenſchen gebraucht. Aber wehe dem, der Verſtand und Erfindungskraft hat, und ſie zum Böſen anwendet.

Achtes Geſpräch.

Alexander, Diogenes.

Diog. Treffe ich den Sohn Hammons wieder an? O Weltbezwinger! was für eine traurige Geſtalt ſtellſt du nicht itzo vor!

Alex. Ich habe ſie manchmal vorgeſtellt, und deine Spöttereyen hatten mich lächerlich gemacht: aber itzo ſeit dem ich dich habe kennen lernen, fürchte ich mich nicht mehr vor dir. Es iſt einmal der eingeführte Gebrauch unter euch Philoſophen, daß ihr auf die Weltbezwinger ſchimpfet, und uns unſern Stolz vorwerfet: aber ſehet in euer eigen Herz zurück. Eben die Begierde groß zu werden, eben der Stolz der uns zu Helden macht, hat euch zu Philoſophen gemacht. Ich läugne es nicht, daß ich bey meinem Leben thöricht war: aber wareſt du es weniger als ich? Wie ich dir meine Gnade anbot und du mich von der Sonnen hinweg gehen hieſſeſt, warſt du gewiß ſo ſtolz und ſo zufrieden mit dir ſelber, als ich, wenn mich meine Soldaten den Sohn des Jupiters nennten.

Diog. Haſt du etwan dieſe Reden von deinem vorigen Lehrmeiſter dem Ariſtoteles gehört?

Alex. O Diogenes! Diogenes! In der Oberwelt haben viele Menſchen nicht Zeit genug dazu, um vernünftig zu werden, beſonders die, die von hohem Stande und beſtändig mit Schmeichlern umgeben ſind: aber hier lernt man denken. Ich ſehe aber an dir, daß der Stolz eines Philoſophen noch gröſſer und ſtärker eingewurzelt iſt, als der Stolz eines Weltbezwingers, wie du mich zum Spott nennteſt. Du wollteſt dafür angeſehen ſeyn, daß du den Stolz, den Reichthum und die gemeine Meinungen verſchmähteſt, du ſteckteſt dich in ein Faß, du lebteſt wie ein Hund, und lieſſeſt dich auch ſo nennen, weil du dir einbildeteſt, etwas

mehr als ein Menſch zu ſeyn. Erinnerſt du dich der Antwort, die dir Plato gab, wie du ſeinen Rock mit Füſſen trateſt und dazu ſagteſt: Ich trette den Stolz Platons mit Füſſen. Ja, antwortete er dir, aber mit noch gröſſerm Stolze. Er hatte Recht: ein Menſch der ſich von allen gemeinen Meinungen und Vorurtheilen entfernen, oder gar zu ſehr demüthig ſeyn will, handelt oft mehr aus Stolz als aus Tugend. Das gröſte aller Vorurtheile iſt, wenn man ſich einbildet gar keines zu haben.

Diog. Das iſt artig! ich habe mich ſonſt über dich aufgehalten, und habe dir Sittenlehren vorgeſagt: nun wendeſt du es um. Du wirſt dir bald einbilden, daß ich ein Narr bin und du ein Philoſoph.

Alex. Ich bin ſo billig, daß ich glaube, daß wir alle beede thöricht waren. Der Unterſchied zwiſchen einem Philoſophen und einem eingebildeten Weltbezwinger iſt ſo groß nicht, als man glauben ſollte. Das iſt das ſchlimmſte Laſter, daß ſich unter dem Kleid einer Tugend verhüllet, und kein Stolz, kein Hochmuth iſt gröſſer als der, der vor Demuth und vor Verachtung des Ruhms gehalten werden will.

L. Pheren.

Vierzigſtes Stück.

— — Multorum prouidus vrbes
Et mores hominum inſpexit.

HORAT.

Meine Herren.

Sie haben uns die Erlaubnis gegeben, ihnen bisweilen mit unſern Beyträgen aufzuwarten. Es wird uns dieſes gar nicht ſchwer fallen, da wir unſere Unterſuchungen mit unermüdetem Fleiſſe fortſetzen. Seit einiger Zeit haben wir unſre vornehmſte Beſchäftigung daraus gemacht, auf das genaueſte zu erforſchen, wie die meiſten unſrer Mitbürger ihre Zeit in den itzigen Winterabenden zubringen. Am Tage lernt man die Menſchen nicht ſo genau kennen, als des Abends. Geſchäfte, Wohlſtand und die Furcht, leicht bemerkt zu werden, hindern die meiſten, den geheimſten Neigungen ihres Herzens freyen Lauf zu laſſen. Sobald der Abend kommt, legen die meiſten mit den Kleidern auch die Verſtellung ab, glauben allein zu ſeyn und thun alles, was ihren herrſchenden Leidenſchaften ſchmeichelt. Wir haben oft Mühe gehabt, Leute, die uns vom Geſichte noch ſo gut bekannt waren, des Abends wieder zu erkennen; ſo ſehr waren ſie von den Perſonen unterſchieden, die ſie am Tage geſpielt hatten. Keine Mühe, keine Beſchwerlichkeit war uns bey dieſen nächtlichen Unterſuchungen zu groß. Alle

Mittel waren uns leicht, wenn ſie nur zu unſerm Endzweck dienten. Einige von uns haben ſich in die Häuſer geſchlichen und an den Thüren gehorcht. Andre haben die Straſſen bewacht und die vorbeygehenden unbemerkt überall hin begleitet. Wieder andre haben ſich in Geſellſchaften und öffentliche Häuſer begeben. Kurz wir haben alles gethan, was geſchickten Kundſchaftern zukommt, die nächtlichen Handlungen unſrer Mitbürger zu erforſchen. Hier haben ſie eine Abſchrift einiger von unſern Entdeckungen, wie ſie in unſerer erſten Zuſammenkunft in dieſem Jahre ſind abgeleſen worden. Wegen der Reinigkeit unſrer Abſichten, die wir bey dieſen nächtlichen Unterſuchungen gehabt haben, berufen wir uns auf unſer erſtes Schreiben, darinnen wir ihnen die ganze Einrichtung unſerer Geſellſchaft beſchrieben und welches ſie in ihre Wochenſchrift einzurücken die Gütigkeit gehabt haben. Wir ſind

M. H.

Ihre Leſer und Freunde,
Die Geſellſchaft der Kundſchafter.

Da die Perſonen, welche dieſe Entdeckungen eigentlich angeben, uns und unſern Leſern völlig unbekannt ſind, ſo haben wir keinen Anſtand genommen, dieſelben hier bekannt zu machen. Sie können einige von unſern Leſern beluſtigen, und andre zur Selbſterkenntnis führen.

A. Pheron.

Den 14. Jenner 1755.

Sobald die Geſellſchaft ganz verſammlet war, fieng der Vorſteher der Geſellſchaft Herr A** alſo an zu reden:

Ich habe mir etliche Wochen hintereinander Mühe gegeben, zu erforſchen, wie der Herr Finſterblick des Abends ſeine Zeit zubringt, und itzt bin ich im Stande, eine ſichre Nachricht davon zu geben. Sobald die Glocke ſieben geſchlagen hat, ſtehet Herr Finſterblick von ſeinen Geſchäften auf und ſetzt ſich in Geſellſchaft ſeiner Frau und Kinder zu Tiſch. Dieſe hat er gewöhnt, keinen Wein zu trinken; er ſelbſt aber trinkt deſto mehr. Sobald er ungefähr zwo Flaſchen ausgeleeret hat, erwacht er von ſeinem Stillſchweigen und fängt an, ſeiner Frau und Kindern vortrefliche moraliſche Predigten zu halten. Der ordentliche Innhalt ſeiner Reden iſt, daß er eine Lobrede auf ſeine tiefe Einſicht hält, alle Menſchen auſſer ſich für nichtsdenkende Geſchöpfe erklärt und die vernünftigſten Reden und unſchuldigſten Handlungen ſeiner Frau zu Thorheiten und Eitelkeiten macht. Die Mäſſigkeit, meine lieben Kinder! habe ich ihn etliche mal mit ſtammlender Zunge ſagen hören, die Mäßigkeit iſt eine vortrefliche Tugend. Seine Kinder hören ihm ſehr aufmerkſam und ernſthaft zu, ſo lang er ihnen das Geſicht zuwendet. Sobald er ſich umdreht, ſo lachen ſie über ſeine wunderlichen Geberden. Er fährt ſo lang fort, zu trinken und zu moraliſi-

ſten, bis er in ſeinem Lehnſtuhl einſchläft, und von ſeinen Bedienten ausgezogen und zu Bett gebracht werden muß.

In den erſten Wochen dieſes Jahrs, fuhr Herr B** fort, habe ich faſt in allen Häuſern nichts als Geſellſchaften angetroffen, die ſich Glück zum neuen Jahr wünſchten. Leute, die die ärgſten Feinde ſind, machten ſich die längſten und feyerlichſten Neujahrs-Complimente. Den alten Harpax ſahe ich von ſeinen Verwandten umgeben, die ſchon lange nichts ſehnlicher wünſchen, als ſeinen Tod, um ſich in ſeine Schätze zu theilen. Doch baten ſie den Himmel mit den ausgeſuchteſten Worten, dieſen ihren theuren Gönner noch viele Jahre zu erhalten. Ach! ſagte der alte Geizhals ſeufzend, die itzigen Zeiten ſind viel zu elend, als daß ſich ein ehrlicher Mann ein längeres Leben wünſchen ſollte. Die Zeiten ſind vergangen, da man noch etwas vor ſich bringen konnte. Wenn ich nur die wenige Zeit, die ich noch zu leben habe, keinen Mangel leiden darf, ſo bin ich ſchon zufrieden. Er fragte hierauf ſeine Verwandten, ob ſie nicht auf ein glückliches Jahr ein Glas Wein mit ihm trinken wollten, und war ſehr erfreut, da ſie ihn baten, er mögte ſich keine Unkoſten machen. Herr Flaſchenkeller iſt vierzehn Tage hintereinander nicht nüchtern geworden. Das neue Jahr hat ihm Gelegenheit gegeben, allerhand neue Geſundheiten auszubringen, die ſeine Freunde unmöglich ausſchlagen konnten. Herr Weſtenſtolz wurde alle Abende von einigen ſeiner Gläubiger verfolgt. Wie ſie ihn am Tage nicht antreffen

treffen konnten, ſo hielten ſie es für ihre Schuldigkeit, ihm Abends mit ihren Glückwünſchen und Schuldenzetteln aufzuwarten. Herr Weſtenſtolz dankte ihnen auf das höflichſte, ſagte ihnen, er habe itzt eine reiche Partie unter Händen und verſprach auf das eheſte zu bezahlen. In einem gewiſſen vornehmen Hauſe traf ich einige Leute vom Lande an. Sie waren geſtiefelt und geſport, hatten reiche Weſten an, hielten ihre Hüte, in denen neue weiſſe Handſchuhe lagen, in der Hand und ſagten ihrem Gönner unter beſtändigen Verbeugungen Neujahrswünſche vor, die ſie mit groſſer Mühe aus einem Complimentirbuch auswendig gelernt hatten und die entſetzlich lang währten. Das junge Frauenzimmer hat bey dieſer Gelegenheit von den Stutzern viel ausſtehen müſſen. Ihre Wünſche waren mehrentheils ſo beſchaffen, daß das Frauenzimmer die Hände vor das Geſicht hielt, um nur einigen Schein der Schamhaftigkeit zu zeigen. Der Herr Alklug hat mich mit ſeinem geheimnisvollen Weſen und Bedenklichkeiten ſehr ergötzt. Er wünſchte allen Leuten ein glückliches Jahr ins Ohr und allezeit ſagte er mit zitternder Stimme dazu: Ach! es ſind böſe Aſpekten. Das 1755ſte Jahr wird ein böſes, ein böſes Jahr ſeyn. Ich traf ihn einsmals in Geſellſchaft der Frau Fremmſtolzin an und ich wollte wünſchen, daß ich ihre Prophezeyungen, die ſie auf dieſes Jahr machten, hätte aufſchreiben können. So viel erinnere ich mich noch, daß Frau Fremmſtolzin ſagte, ſie würde dieſes Jahr gewiß überleben, weil ſie etlichemal am neuen Jahrstag ge-

nießt hätte, und daß Herr Altking ſchreckliche Prophezeyungen über einen Fall machte, den er zwiſchen zwölf und ein Uhr in der Neujahrsnacht in ſeinem Hauſe gehört hätte.

Hierauf ſagte Herr G**, ich habe mich ſeit einiger Zeit alle Abende in des Herrn Judas Spürhunds Haus geſchlichen und einen bequemen Platz ausfindig gemacht, wo ich alles, was er in ſeinem Wohnzimmer that, genau bemerken konnte. Etliche mal hatte er den Freund in der Hand und nannte ſeiner Frau und ſeinen Kindern die Perſonen, auf die die Verfaſſer des Freunds ſeiner Meinung nach gezielt hatten. Zu einer andern Zeit mußten ihm ſeine Kinder alle Kleinigkeiten erzählen, die ſie den Tag über in der Schule, in den Kirchen, in Geſellſchaften und inſonderheit in der Nachbarſchaft bemerkt hatten, und er machte Anmerkungen darüber. Bisweilen war er von einigen alten Weibern umgeben, die ihm Stadtneuigkeiten zutrugen. Je bosbafter die,e Neuigkeiten waren, deſto freundlicher ſahe er aus.

Auſſerdem, fuhr Herr G** fort, habe ich faſt alle Abende den Herrn Polygamus Kuppler auf der Straſſe angetroffen. Dies muß er itzt für die bequemſte Zeit halten, ſein Gewerbe zu treiben. Er gieng nie in ein Haus, ohne erſt durch die Fenſter zu ſehen oder die Bedienten heimlich auszuforſchen. Ohngeachtet ich ihm oft nachgegangen bin, ſo habe ich doch nichts von ſeinen Unterredungen hören können. Er führte ordentlicher Weiſe die Frauen in den Häuſern, in die er hinein gieng, in die geheimſten

Zim-

Zimmer oder redete ſo leis, daß es mir unmöglich war, ihn zu verſtehen. Dieſes habe ich noch bemerkt, daß die Töchter ſehr unruhig waren, ſo lang Herr Kuppler mit den Müttern allein redete, und ſein Weggehen kaum erwarten konnten, um ſich nach der Urſache ſeiner Ankunft zu erkundigen.

Ich, ſagte hierauf Herr D**, habe eine Anzahl Bürger entdeckt, die alle Abende in einem gewiſſen Wirthshauſe eine politiſche Geſellſchaft halten. Sie kommen ordentlich um ſieben Uhr zuſammen. Ein jeder nimmt aus einem kleinen Schrank eine Tobackspfeife heraus, die mit ſeinem Namen bezeichnet iſt, und ein jeder hat eine groſſe Kanne Bier vor ſich ſtehen. Die wichtigſten Angelegenheiten der Welt, alle Staatsgebrechen, der Unterſchied der Religionen, die Geſchicklichkeit der Prediger, die Verdienſte angeſehener Männer von allen Ständen, kurz alles wird hier beurtheilt und entſchieden. Das letzte mal da ich ihnen zuhörte, hatten ſie einen groſſen Streit über die Maasregeln, die das Parlament in Frankreich hätte ergreifen ſollen. Ich, ſagte Meiſter Krebsſcheer mit ſolcher Hitze, daß er darüber ſeine Pfeife zerbrach, ich habe drey Nächte, drey Nächte hintereinander nicht ſchlafen können, da ich in den Zeitungen geleſen habe, daß das Parlament keinen gröſſern Lärmen angefangen hat. Wenn ich Burgermeiſter im Parlament geweſen wäre, ich hätte mich nicht eher zufrieden gegeben, als bis ich alle Pfaffen aus dem Lande gejagt hätte.

Meine Beschäftigung war, sagte Herr W**, etliche Abende dem Herrn Donatus Backel zuzusehen. Er saß an einem grossen Tisch, der ganz mit Büchern bedeckt war. Er nahm eines nach dem andern vor sich und schrieb aus einem jeden etwas auf, um daraus ein weitläuftiges Buch zu machen, das er nächstens wird drucken lassen. Die Rolle, die Herr Reimefrüh des Abends spielte, hat mir noch besser gefallen. Er lief wie unsinnig zu halben Stunden in seiner Stube herum und sprach immer ein gewisses Wort aus, auf welches er keinen Reim finden konnte. Wenn er ihn endlich gefunden hatte, so fieng er an zu tanzen, bewunderte seinen Einfall mit lauter Stimme und lief an sein Pult, um weiter zu schreiben.

Ich, sagte Herr F**, habe zween Menschen von sehr entgegen gesetztem Charakter beobachtet, den Herrn Sancho Starrkopf und den Herrn Flattergeist. Herr Starrkopf ist so ordentlich, daß man ihn eher für eine Maschine, als für einen Menschen ansieht. Alle seine Verrichtungen sind bis auf einen Augenblick abgemessen. Er hat seine gewisse Zeit, in der er zu Abends ißt, seine gewisse auf das genaueste abgemessene Geschäfte, die er einen Abend eben so wie den andern besorgt, seine gewisse Zeit, da er sich zu Bette legt. Die wichtigste Vorfallenheit kan ihn nicht zwingen, seine Ordnung nur im geringsten zu ändern. Wenn seine Gäste, die er zum Abendessen geladen hat, nicht in dem Augenblick kommen, in dem er sie erwartet, so setzt er sich allein zu Tisch. Jüngsthin ließ ihn einer von seinen ver-

trauteſten Freunden, der in den letzten Zügen lag, und der ihm noch einen wichtigen Auftrag thun wollte, Abends um zehn Uhr zu ſich bitten. Man ſagte ihm, ſein Freund würde keine Stunde mehr leben. Allein alles war umſonſt. Dies war die Zeit, da er ſchlafen gehet. Eher ließ er ſeinen Freund ſterben, ohne ihm den letzten Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, als daß er ſich eine Stunde ſpäter niedergelegt hätte. Herr Klattergeiſt hat gar keine Ordnung. Einmal iſt er ganz in Bücher vergraben und lieſt faſt die ganze Nacht. Zu einer andern Zeit lauft er die ganze Nacht herum und ſucht überall Geſellſchaften auf.

Ich, ſagte hierauf Herr C**, habe verſchiedene Entdeckungen gemacht. Herr Matador lauft alle Abende mit allem Gelde, das er im Hauſe hat, dem Spielen nach. Seine Familie muß unterdeſſen Noth leiden. Hat er gewonnen, ſo kommt er mit einem heitern und freundlichen Geſichte nach Haus. Iſt er aber unglücklich geweſen, ſo legt er ſich nie nieder, ohne vorher ſeiner Frau und Kindern auf das härteſte zu begegnen. In ſeinem Hauſe iſt er ein Tyrann und auſſer demſelben der feigſte Kerl, den man nur finden kan. Mademoiſelle Eulenputz fragt alle Abende ihre Mägde aus, ob ſie den Tag über keinen jungen Herrn wahrgenommen haben, der vor ihrem Hauſe vorüber gegangen iſt und ſich nach ihr umgeſehen hat, und macht ihren Putz auf den folgenden Tag zurecht. Frau Beata unterhält alle Abende ihre Kinder und Mägde mit Geſpenſtererzählungen, lieſt im Cubach und ſchreit einige Lieder aus

vollem Halſe ab. Sie läßt ſich in ihrer Andacht nicht eher ſtören, als biß ſie mit ihrem Manne ſchmählt oder biß man ihr einige boshafte Nachrichten von ihren Nachbarinnen zu erzählen hat. Herr Frauenknecht wiegt ſeine Kinder ein. Hernach hilft er ſeiner Frau das Eſſen auf den folgenden Tag bereiten und erzählt ihr zugleich alles, was in ſeinem Amte den Tag über vorgefallen. Ich wollte es ihm nicht rathen, Abends einen von ſeinen guten Freunden zu beſuchen.

Ich, fuhr Herr H** fort, habe einen Mann entdeckt, deſſen nächtliches Vergnügen darinnen beſteht. Seine Kinder müſſen alle Abende ſo viel Kinder, als ſie nur in der Nachbarſchaft auftreiben können, zu ihm führen. Sie ſpielen Pfänder, blinde Kuh, bauen Judenſchule und machen den ſchrecklichſten Lärmen von der Welt. Er ſelbſt ſitzt in ſeinem Lehnſtuhl, ſchmaucht Toback und giebt die närriſchſten Streiche an. Er will ſich todt lachen, wenn der Tiſch mit allem was darauf ſteht, umgeworfen wird, oder wenn ſeine Jungen den fremden Kindern die Köpfe blutig ſchlagen.

In den Charakter eines gewiſſen andern Menſchen, fuhr Herr H** fort, habe ich mich lange nicht finden können. Ich ſahe ihn einige Abende hinter einander etliche Stunden in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen und die Wand ſtarr anſehen, ohne weiter etwas zu thun. Ich bildete mir ein, er müßte die tiefſinnigſten Betrachtungen haben. Ich erforſchte, ob er Bücher um ſich liegen hätte oder ob er ſeine

Betrachtungen zu Papier brächte. Ich fand keines von beyden. Dies bemerkte ich, daß er bisweilen nach der Uhr ſah, um die Zeit nicht zu verſäumen, darinn er ſchlafen gehe. Ich wette darauf, dieſer Menſch bringet ſeine Zeit damit hin, daß er gar nichts denkt.

Herr Judenzinns, ſagte hierauf Herr J * *, betet und ſingt ſo lang, bis er glaubt, daß alles in ſeiner Nachbarſchaft ſchläft. Hernach ſchleicht er in ſeinem Hauſe herum und ſieht zu, ob alle ſeine Thüren ſorgfältig genug verriegelt ſind. Alsdenn ſperrt er ſich in ſeine Kammer, öfnet ſeine Schränke, zählt ſeine Capitalien und ſtudieret in ſeinen Wechſelbriefen. Ich habe mir etlichemal das Vergnügen gemacht, ihn zu beunruhigen. Ich klopfte ganz leis an ſein Fenſter. Den Augenblick warf er mit zitternden Händen alles Geld in den Schrank, ſahe ſich immer dabey um, und verbarg ſeine Schlüſſel in ein gewiſſes Loch, das er ſelbſt dazu gemacht hat, und wo ſie niemand ſuchen ſollte. Hernach begab er ſich ganz leis an die Fenſter, durchſchlich noch einmal alle Winkel ſeines Hauſes und da er ſeine Furcht vergeblich fand, gieng er wieder an ſeine vorige Beſchäftigung.

Herr Hornbeck, ſagte hierauf Herr K * *, rühmt in der ganzen Stadt ſein Glück, daß ihm der Himmel eine ſo gute Frau beſchert hat. Sie zankt nicht, ſagt er, wenn ich zum Wein gehe, ſie muntert mich ſelbſt auf, in Geſellſchaften zu gehen und gibt mir das Geld dazu. Er iſt auch alle Abende im Weinhaus. Seine Frau vertreibt ſich

unters

unterdessen die Zeit mit dem Sohn ihres Nachbarn und beyde lachen über die Einfalt des Mannes. Die ganze Stadt weiß, daß Herr Hornbeck eine ungetreue Frau hat. Er selbst glaubt es nicht und scherzt in allen Gesellschaften über die guten Männer.

Ich gieng etlichemal vor einem Hause vorbey, sagte Herr L**, und hörte jemand aus vollem Halse lachen. Wie ich genauer zusahe, war es Herr Witzling, der in seiner Stube allein herumspazierte. Er hatte einen Calender in der Hand und lernte lustige Historien und Rätzel auswendig, die er allezeit den folgenden Tag in allen Gesellschaften anbringt. Er lachte schon zum voraus über die Lobeserhebungen, die das Frauenzimmer seinen witzigen Einfällen geben würde.

Ich sagte Herr Q***, habe allerhand Entdeckungen gemacht. Handwerksleute, die, anstatt ihre Arbeiten zu besorgen, die Gespräche im Reich der Todten lesen. Gelehrte, die sobald ihre ordentlichen Amtsgeschäfte ein Ende haben, kein Buch mehr in die Hand nehmen. Mädgens, die den ganzen Tag über sehr spröde thaten, und des Abends desto gefälliger waren. Frauen, die in allen Gesellschaften von ihren häuslichen Geschäften redeten, und ganze Mächte spielten. Andere, die gar nichts von der Haushaltung redeten und den ganzen Abend mit Besorgung derselben zubrachten. Leute, die am Tage in größter Einigkeit miteinander arbeiten und einander des Abends die größten Thorheiten nachsagen. Leute, die man für Stutzer

ansieht,

ansieht, weil sie täglich in Gesellschaften gehen, und die des Abends fleißig studiren. Andre, die beständig von ihren Geschäften reden, die Gesellschaften unter dem Vorwand ihrer Geschäfte am ersten verlassen, und des Abends nichts thun. Leute, die man für Freygeister hält, weil sie nicht alle Vorurtheile annehmen, und die des Abends geistliche Bücher lasen. Heilige und andächtige Männer, die des Abends Wechsler wurden. Leute, die in Gesellschaften die lustigsten und zu Hause die ernsthaftesten waren. Andere, die in Gesellschaften die verdrüßlichsten waren, und zu Haus alle Ausschweifungen begiengen.

Hiemit beschlossen sich die Entdeckungen, die vor diesesmal abgelesen wurden, und als die sämtlichen Glieder sich in ihre künftigen Rollen wieder getheilet hatten, so gieng die Gesellschaft auseinander.

A • • •

Ein und vierzigstes Stück.

Il tourne au moindre vent, il tombe au moindre choc:
Aujourd'hui dans un casque, et demain dans un froc.

BOILEAU.

Der Charakter eines Menschen ist die richtigste Bestimmung von dem Werth seiner Handlungen. Eine einzelne Handlung, aus der Reihe des ganzen Lebens herausgerissen, giebt niemals einen sichern Beweis von der Güte des Herzens ab. Manche Handlung hat alle äusserliche Kennzeichen des Erhabenen. Wüßte man, in welcher Gemüthsstellung sie unternommen worden ist, so würde sie kaum vor mittelmäßig gut gelten können. Die Reihe der vorhergegangenen Begebenheiten ist oft der einzige Bewegungsgrund eines Menschen, so zu handeln, wie er handelt. Gegen die innerliche Sittlichkeit der Handlung bleibt er dabey gleichgültig. Daß die Handlung seiner Pflicht gemäß ist, kömmt — wenigstens in Rücksicht auf seinen Endzweck — von einem bloßen Ohngefähr. Er begehet gute Handlungen, weil es die Gelegenheit so mit sich bringt. Er würde mit gleicher Bereitwilligkeit böse begehen, wenn ihn äusserliche Umstände dazu reitzten. Ein Moralist, der die Aufführung eines Menschen beurtheilen will, lauft alles

zeit

zeit Gefahr, ſich zu betrügen, wenn ihm die Grundſätze unbekannt ſind, nach welchen ſich die ganze Denkungsart des andern richtet. Dieſe Grundſätze, die theils aus den natürlichen Empfindungen des Menſchen entſtehen, theils die Frucht ſeiner Ueberlegung ſind, machen ſeinen Charakter aus.

Es iſt ſo leicht nicht, den Charakter eines Menſchen auszuforſchen. Nur wenige haben einen offenen Charakter. Bey den meiſten liegt er unter einer Decke verborgen, die das Auge des Forſchenden leicht betrügen kan. Bald wird es durch die Verſtellung der Menſchen betrogen; bald durch eine Verwirrung der Umſtände, die ihren Handlungen einen falſchen Schein geben, und den Tugendhaften ſtrafbar, den Laſterhaften unſchuldig bilden kan. Bey einigen Menſchen iſt dieſe Unterſuchung völlig vergeblich. Denn es giebt Menſchen ohne Charakter.

Iris glaubt ein ſehr artiges Frauenzimmer zu ſeyn. Sie würde gewiß böſe werden, wenn ſie wiſſen ſollte, daß man ſie für eine Perſon ohne Charakter hält. Gleichwohl muß ich es auf die Gefahr ihres Zorns wagen, öffentlich zu bekennen, daß ich nach der ſtrengſten Unterſuchung keinen Charakter bey ihr habe finden können. Meine Leſer mögen ſelbſt davon urtheilen. Iris iſt nunmehr drey Jahre hier, und ſo lange kenne ich ſie. In dem erſten Jahre wohnte ſie bey einer Betſchweſter. Iris betete mit. Die Betſchweſter ſtarb, und Iris zog zu einer andern Anverwandtin, einer Frau, die nach den Geſetzen der groſſen

Welt lebte. Iris richtete sich ohne Verzug nach diesen Gebräuchen. Sie wurde in kurzer Zeit eine Hauptperson in allen Gesellschaften. Sie wurde mit Spielerinnen bekannt, und wurde selbst eine Spielerin. Sie sahe Tubleserinnen, und ahmte auch diesen nach. Mit einem Worte; sie nahm alle Gestalten der Personen an, mit denen sie umgieng. Bald war sie geheimnisvoll, und bald schwatzhaft; beides ohne andere Ursache, als daß sie bald mit geheimnißvollen, und bald mit geschwätzigen Personen umgieng. Unter so vielen Personen konnte es nicht fehlen, Iris mußte auch einige Tugendhafte und Kluge antreffen. Sie ahmte auch diesen nach. Aber unter allen ihren Nachahmungen war diese am wenigsten glücklich. In dem Zirkel ihrer Gesellschaften entstunden stets neue Auftritte, die ihre Aufmerksamkeit von den Vorbildern der Tugend und der Klugheit abzogen. Iris besitzt nunmehr eine mannigfaltige Kenntniß von den Sitten anderer Menschen. Sie selbst hat ein völliges Gemische von Sitten angenommen. Sie weiß die Bewegungsgründe von der Aufführung anderer Menschen nicht. Noch weniger weiß sie, nach welchen Grundsatz sie ihre eigene Aufführung einrichten soll. Sie hat keinen andern Grundsatz als die Beyspiele ihrer Bekannten. Dieser Grundsatz kann sie unmöglich zu einem bestimmten und dauerhaften Charakter gelangen lassen. Mit einem Worte, sie hat gar keinen Charakter.

Orgon ist unter den Mannspersonen, was Iris unter dem Frauenzimmer ist. Er ist nicht ungeschickt; er hat

bisweilen Proben eines guten Herzens gegeben; aber der Mangel eines bestimmten Charakters hat seine guten Eigenschaften unbrauchbar, und ihn selbst unglücklich gemacht. In seiner Kindheit war er die Freude und die Hofnung seiner Eltern, er war die Gefälligkeit, die Folgsamkeit selbst. Alle gute Beyspiele, die er sahe, wurden von ihm nachgeahmt; daß er auch die bösen nachahmte, wurde entweder unbemerkt gelassen, oder als Jugendfehler entschuldiget. Der Beyfall seiner Bekannten stieg mit der Zahl seiner Jahre. Alte Leute liebten seine Gesellschaft; denn Orgon konnte, ohne müde zu werden, stundenlange Gespräche von den ernsthaftesten Materien mit ihnen führen. Seine Mitschüler liebten ihn gleichfalls; denn bey der geringsten Aufmunterung war Orgon zu allen Ausschweifungen bereit. Er war weil seiswise ein Spieler, ein Buhler, ein Müßiggänger, und ein fleißiger und stiller Mensch. Alles ohne eigene Wahl. Er nahm blos die Gestalten der Personen an, mit denen er jedesmal umgieng. Er theilte auch ihre Neigungen mit ihnen; aber keine Neigung blieb ihm länger, als bis er an einen andern Bekannten gerieth, der entgegengesezte Neigungen hatte. Manchesmal hat er das Strafwürdige einer Ausschweifung bis zu Thränen gefühlt, wenn es ihm lebhaft vorgestellt wurde; und gleich am andern Tage begieng er die nemliche Ausschweifung, wenn ihn jemand dazu anreizte. Endlich verschaften ihm die Bemühungen seines Vaters eine Bedienung. Orgon hatte in seinem Amte zween Collegen. Timaret, so hieß der erste,

war ein Mann, der die schlimmsten Eigenschaften, aber dabey auch die Kunst besaß, sie unter der Maske der Menschenliebe und der Klugheit zu verbergen. Geront, der zweyte seiner Collegen, war ein unwissender Mann, dem aber eine vortheilhafte Gestalt und eine gewisse natürliche Hitze den Schein eines Mannes von Wichtigkeit gab. Orgon war wechselsweise das Spiel seiner beiden Collegen. Timaret zog ihn am meisten an sich, und nachdem er einmal sein Zutrauen gewonnen hatte — eine Sache die bey Orgon leicht zu erhalten war, — gebrauchte er ihn zu allen seinen Anschlägen. Orgon hatte wirklich bey dem Antritt seiner Bedienung die Absicht gehabt, ein redlicher Mann zu seyn; denn sein Vater hatte ihm die Redlichkeit empfohlen. Aber Timaret wußte ihm frühzeitig die Vortheile einer gewissen Klugheit vorzubilden, die in der Welt nöthig sey; und Orgon kannte das Wesentliche der Redlichkeit viel zu wenig, um zu merken, daß sie bey dieser sogenannten Klugheit verlohren gehen müßte. Er begieng seinem Collegen zu gefallen wirkliche Ungerechtigkeiten; und Timaret war arglistig genug, die Vortheile davon allein an sich zu ziehen, und dem betrogenen Orgon die Verantwortung zuzuschieben. Geront, sein anderer Collège, half auf eine andre Art sein Unglück beschleunigen. Geront war ein heftiger Mann, am meisten aber in seinem eigenen Hause, welches er mit einer tyrannischen Strenge beherrschte. Orgon ließ sich von ihm überreden, daß dieses Bezeigen das vortheilhafteste für einen Hausvater sey. Er fieng an seine

Gattin,

Gattin, eine vortrefliche Frau, und seine Kinder zu tyranniſiren. Seine Gattin wurde krank, er war ſo unvorſichtig, ihr in ihrer Krankheit einige Heftigkeiten zu ſagen, die ihre Krankheit tödlich machten. Nach ihrem Tode gieng ſein Hauswesen zu Grunde, und ihre Anverwandten, die in groſſem Anſehen ſtunden, und bisher ſein Schutz geweſen waren, wurden ſeine Feinde. Seine ſchlechte Aufführung hatte ihn verhaßt gemacht; die Ungerechtigkeiten, wozu ihn Timaret verleitet hatte, wurden offenbar; es wurde eine Unterſuchung angeſtellt. Timaret war der erſte, der ihn verfolgte, um ſich ſelbſt in Sicherheit zu ſetzen; Orgon verlohr ſeine Bedienung, und die Armuth zwang ihn, ſein Vaterland zu verlaſſen. Nunmehr lebt er in einem entfernten Orte, dürftig und von jedermann verachtet; und auch dieſe Verachtung iſt eine Folge ſeiner Aufführung. Denn da ihm ſeine Dürftigkeit den Umgang mit Perſonen von Stande beſchwerlich macht, ſo hat er Leute von niedrigem Rang und noch niedrigern Sitten zu ſeiner Geſellſchaft erwählt, und auch ihre Sitten angenommen. Dadurch hat er alle rechtſchaffene Leute, die ſeine Armuth nicht fliehen würden, in die Nothwendigkeit geſetzt, ſeinen Umgang zu fliehen, weil ſie ſeine Sitten verabſcheuen müſſen.

Alle Menſchen, die nicht nach gewiſſen und beſtimmten Grundſätzen handeln, ſind Leute ohne Character. Ich weiß, daß man oft den Charakter und das Herz eines Menſchen für gleichgeltende Worte hält. Aber das Herz eines Menſchen, wenn es allein betrachtet wird, iſt die ungewiſſeſte Sache von der Welt.

Die bloſen Neigungen, in ſo fern ſie eine Wirkung der Natur ſind, haben zu wenig Kräfte, um das ganze Leben des Menſchen zu beherrſchen. Sie werden zu oft durch zufällige Begebenheiten in ihrer Wirkung gehindert, und beynahe eben ſo oft dadurch verändert. Kinder, die die gröſte Hofnung gaben, ſind zu Böſewichtern erwachſen; und andere die in den erſten Zeiten ihres Lebens ihrer Fehler wegen gehaſſet wurden, ſind Beyſpiele erhabener Tugenden geworden. Der Geiſt des Menſchen muß ſein Herz ausbilden; und nach den Grundſätzen, denen er folget, muß ſein Charakter beurtheilet werden. Daß Thrax ein unbarmherziger und grauſamer Richter geworden iſt, und manchen Unſchuldigen zum Tode verurtheilet hat, kan der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Herzens nicht zugeſchrieben werden. In der Kindheit war er ſo weichlich, daß er nicht einmal Blut ſehen konnte. Die Grundſätze, die er in der Folge angenommen hat, haben ſeinen Neigungen eine ganz andere Wendung gegeben; und ſogar ſeine Empfindungen verändert. Sein grauſamer Charakter iſt eine Folge ſeiner angenommenen Denkungsart, und nicht ſeines natürlichen Triebs. Ich mache einen Unterſchied unter Leuten ohne Charakter und unter Unbeſtändigen. Ein Unbeſtändiger iſt ſich niemals lange gleich. Aber er hat eigentlich nur einige Geſtalten, die ihm eigenthümlich ſind, und in dieſen wechſelt er von Zeit zu Zeit ab. Ein Menſch ohne Charakter kan lange Zeit eine Geſtalt behalten. Er iſt der Schatten anderer Menſchen. Sein Herz behält einen jeden

Ein-

Eindruck so lange, bis ihm ein anderer Gegenstand nahet, von dem es einen neuen Eindruck bekommt. Der Tigellius, den Horaz beschreibt, der bald von seiner Bekanntschaft mit Monarchen pralte, und bald die ärmste Einsamkeit lobte, bald zweyhundert und bald nur zehn Knechte hielt, war ein Unbeständiger. Denn alle seine Veränderungen entstunden aus seinen eigenen Trieben. Strephon aber, der itzt aus einer lustigen Gesellschaft kömmt, und noch auf der Strasse über die Scherze lacht, die in der Gesellschaft vorgefallen waren; gleich darauf dem finsterseehenden Herrn Seufzer begegnet, und mit ihm die Ausschweifungen der Weltkinder mit tausend Thränen beseufzet; am Abend einen andern Bekannten in die Maskerade, und des Morgens wieder einem andern in die Betstunde folgt, und dort im höchsten Grade ausschweifend, hier voll von den traurigsten Bußgedanken ist; dieser Strephon ist wirklich ein Mensch ohne Charakter. Zu dieser Art von Menschen gehöret auch Myeill, der einmal über Kleinigkeiten den heftigsten Streit anfängt, und ein andermal die ärgsten Beleidigungen stillschweigend erträgt, blos weil er das erstemal einen hitzigen, und zum zweytenmal einen schläfrigen Rathgeber bekommen hatte.

Es ist gewiß genug, daß bey einem Menschen ohne Charakter allemal ein Mangel der Einsicht und des Verstandes selbst seyn muß. Wer die Welt und das menschliche Herz nur mittelmäsig kennet, macht sich gewiß einige Grundsätze, und beobachtet dieselben als die Richtschnur

seines Lebens. Es ist wahr, die Grundsätze, die ein Mensch erwählet, können so leicht böse als gut seyn. Aber bey einem Menschen, der bösen Grundsätzen folget, ist doch noch die Hofnung übrig, daß seine Irrthümer können überwunden werden. Bey einem Menschen ohne Charakter aber ist diese Hofnung um so viel geringer, als es schwerer ist, einem wirklichen Mangel des Verstandes abzuhelfen, als einen blosen Fehler der Einsicht zu verbessern. Es ist ein seltener Glücksfall, wenn ein Mensch ohne Charakter der Welt brauchbar wird; noch seltener ist es, wenn er sich nicht selbst unglücklich macht.

Man findet Menschen ohne Charakter in Ansehung der weltlichen Klugheit; man findet noch mehrere in Ansehung der Tugend. Alle diejenigen, die bey oftmaligen guten Entschliessungen niemals so weit kommen, daß sie ihr Herz würklich bessern, sind Menschen, die keinen moralischen Charakter haben. Ihnen gefällt die Tugend, wenn sie ihnen lebhaft vorgebildet wird; ihnen gefällt das Laster, wenn seine Reitzungen vorgestellt werden. Den ganzen Umfang ihrer Pflichten haben sie niemals übersehen; die wesentliche Verbindung derselben mit dem wahren Glück ist ihnen unbekannt. Diese Unwissenheit hindert sie, standhafte Grundsätze zu fassen, und einen bestimmten moralischen Charakter zu bekommen. Ueberhaupt hat keine Wissenschaft weniger Wirkung auf die Ueberzeugung der Menschen, als die moralische, wenn sie nur stückweise erkannt wird. Der Mensch darf aus der Reihe der sittlichen Wahrheiten

beiten nur eine einzige vermiſſen, ſo wird die Beſſerung ſeines Herzens unfehlbar ſehr mangelhaft bleiben.

Zwo Urſachen machen es ſchwer, einen Menſchen, der noch keinen Charakter beſitzt, auszubilden. Diejenigen, die keinen Charakter haben, ſind insgemein auf ihr gutes Herz ſtolz, und halten ihren Hang, alle Vorbilder anderer Menſchen ohne Unterſchied nachzuahmen, für eine ruhmwürdige Folgſamkeit.

Die Redensart, ein gutes Herz haben, gehört unter diejenigen, mit denen die Menſchen am meiſten ſpielen. Ich kenne ſehr viele Leute, denen die Welt das Compliment macht, daß ſie ein gutes Herz beſitzen. Ich kan den Ausdruck in Anſehung dieſer Leute für nichts anders als ein Compliment halten; denn ſie ſelbſt geben von der Güte ihres Herzens keinen Beweis. Ein gutes Herz beſitzet nur derjenige, der bey dem Glück und Unglück ſeiner Nebenmenſchen gleiche Empfindungen hat als bey ſeinem eigenen. Dieſes iſt das Weſentliche eines guten Herzens. Die Kunſt muß in der Folge demſelben ſeine Vollkommenheit geben. Und dieſe Kunſt iſt die Kenntniß des wahren Glücks und der Pflichten, eine Kenntniß, die aus Erfahrungen geſammlet, und in richtige Grundſätze gebracht worden iſt. Unter dieſer Einſchränkung wird erſt ein gutes Herz das, was es ſeyn ſoll; alsdenn macht es wahre Helden, großmüthige Freunde und rechtſchaffene Bürger des Staats. Die bloſe Anlage zu guten Eigenſchaften, die dem Herzen eigenthümlich und gleichſam ſein Geburtsrecht iſt, bleibt bey

den meisten ein unbrauchbarer Schatz. Es ist nicht genug zur Tugend, daß unsre Neigungen nicht freywillig das Böse dem Guten vorziehen. Wenige Menschen sind so verderbt, daß sie das Laster anstatt der Tugend erwählen sollten, wenn sie bey beyden gleiche Vortheile voraus sehen. Aber aus bloßen natürlichen Trieben die Tugend allemal für reitzend schön zu halten, und ein gleiches Vergnügen zu empfinden, wenn man an dem Glücke seines Nächsten, als wenn man an seinem eigenen arbeiten kan; diese Naturgabe findet sich in wenig Herzen. Wäre sie allgemein, so würde GOtt selbst dem menschlichen Geschlechte die Grundsätze der Sittenlehre nicht so ausnehmend sorgfältig beschrieben haben. Es würde alsdenn genug gewesen seyn, sie nur ihren eigenen Trieben zu überlassen.

Die Folgsamkeit ist einem Menschen unentbehrlich, der sein Herz und seinen Geist ausbessern will. Aber die moralische Klugheit muß ihre Richtschnur seyn. Wer die Beyspiele anderer Menschen nicht in einem richtigen Verhältniß mit den Pflichten zu beurtheilen weiß, kan eben so leicht gereitzt werden, dem Beyspiele eines Petrons zu folgen, als dem Beyspiele eines Sokrates.

Eine vorsichtige Erziehung ist das sicherste Mittel, den Charakter der Menschen zu bilden. Man mache den Jüngling zeitlich mit seinen Pflichten bekannt, man kläre ihm die Dunkelheiten auf, die er erblicket, wenn er zuerst seine Neigungen und seine Pflichten gegen einander hält; — sein Charakter wird sich gewiß bilden, er wird ein Freund

der

der Tugend, ein brauchbarer Bürger des Staats werden.

T. Cleanth.

Wir ſind erſucht worden, folgende Briefe unſern Leſern bekannt zu machen.

Meine Herren.

Ihre Abſicht iſt, die Sitten der Menſchen im geſelligen Leben zu beſſern, und ich will Sie deswegen in einer Sache zu Rath ziehen, die mir und meinen Freunden ſehr ungeſellig vorkommt. Wir haben einen Menſchen in unſerer Geſellſchaft, der ein groſſer Liebhaber vom Schnupftoback iſt. Er glaubt uns die gröſte Höflichkeit zu erweiſen, wenn er uns beſtändig mit ſeinem Toback quält, der noch dazu von der ſchlechteſten Art iſt. Mitten in den freundſchaftlichſten Unterredungen oder andern Beſchäftigungen, in denen wir gern ungehindert wären, ſtöret er uns durch ſeine fürchterliche Doſe, und wenn ſich von ungefähr einer wegert, von ſeinem Toback zu nehmen, durch einen weitläuftigen Beweis, daß ſein Toback der vortreflichſte ſey, den man weit und breit finden kan. Ich bitte Sie, meine Herren! dieſer Sache abzuhelfen und dieſen Menſchen zur Erkenntniß ſ nes ungeſelligen Verfahrens zu bringen. Unſere ganze Geſellſchaft wird Ihnen deswegen verbunden ſeyn. Ich bin

Meine Herren,

Ihr fleiſſiger Leſer
Theophilus St. Omer.

Meine Herren.

Weil ich Sie nicht habe ausfindig machen können, so muß ich meinen Brief Ihrem Verleger geben. Sonst würde ich mir die Freyheit genommen haben, Sie zu besuchen, um Ihnen den Innhalt meines Briefes mündlich zu eröfnen. Ich muß Ihnen doch eine kleine Beschreibung von mir machen. Ich bin von Natur zu lustigen Streichen und Einfällen gemacht. Meine Eltern aber und Lehrmeister hielten mich gar zu hart, so daß ich meine Jugend zu Hause nicht auslassen konnte. Wie ich auf die Universität kam, so lebte ich desto freyer und lustiger. Ich habe niemals Lust gehabt, ein Pedant zu werden und mich daher wenig um die Wissenschaften bekümmert. Da ich mein Vermögen auf der Universität gänzlich verzehret hatte, war ich genöthigt, in mein Vatterland zurück zu kehren. Ich that es mit freudigem Herzen. Ich hatte so viele gute Freunde auf der Universität gehabt, die schon alle wieder nach Haus gereißt waren, daß ich durch ihren Beystand ganz gewiß hofte, mein Glück zu machen. Ich besuchte sie bey meiner Wiederkunft; Aber o Himmel! wie sehr haben sie sich verändert! Sie besonnen sich gewaltig, bis sie mich erkennen wollten. Ich verlangte ihren Beystand und erinnerte sie an unsre alte Freundschaft. Ihre Antwort bestund darinnen, daß sie mich mit höhnischer Kaltsinnigkeit

und

und einem kleinen Geſchenke von ſich lieſſen und mich baten, ſie nicht mehr zu beſuchen. Machen Sie dieſes Schreiben zur billigen Beſchimpfung meiner treuloſen Freunde bekannt. Ich bin

Meine Herren,

Ihr Diener.

J. F. X. - - -

Zwey und vierzigſtes Stück.

Maxima de nihilo naſcitur hiſtoria.

Es iſt doch ein gequältes Geſchöpf um einen Wochenſchriftſteller! Er mag nun dazu aufgelegt ſeyn oder nicht, er muß ſeinen Bogen liefern, und die Leſer mit etwas Neues unterhalten. Iſt er gerade munter, ſo ſchreibt er ſatyriſche Stücke, und ſeine Leſer machen Auslegungen dazu, und halten ihn, wenn ſie ſich getroffen finden, in ihren Herzen für eine Art von Pasquillanten. Iſt er ernſthaft geſinnet, ſo ſchreibt er Sittenlehren und ſeine Leſer gähnen. Kommt er gerade aus einer ſcherzhaften Geſellſchaft, ſo ſchreibt er vielleicht auch ſcherzhafte Stücke, und dann ſchmählen die Herren Moraliſten auf ihn. Es iſt doch ein gequältes Geſchöpf um einen Wochenſchriftſteller!

Nun

Nun zu was soll diese lange Anmerkung? (werden einige Leser sagen) die Leute reden doch beständig von sich selbst, gerade als wenn man sich noch so sehr um sie bekümmerte. Niemand fragt nach ihren Personen: sie sollen nur gut schreiben, das ist alles, was man von ihnen verlanget; sonst mögen sie Mühe haben ein Stück zu schreiben, oder nicht. Sie mögen seyn, wer sie wollen, das gehet ihre Leser nichts an.

Ja, meine Herren, sie haben recht, ich bin eben dieser Meinung: aber die Betrachtung über die gequälte Wochenschriftsteller ist doch so ungereimt nicht, als sie glauben. Sie haben nicht nöthig, erst nach dem Ende des Bogens zu sehen, sie müssen es aus der Schreibart kennen, daß Laura schreibt. Mein Ariſt sollte gegenwärtiges Stück schreiben und ich weiß nicht, warum er es immer verschob bis itzo. Nun, sagt er, ist er nicht zum Schreiben aufgeräumt genug: Er bittet mich, ich soll für ihn schreiben. So gehet es! die Frauen müssen gar oft wieder gut machen, was die Männer versehen. Ich bin schon zum Schreiben aufgeräumt oder wenigstens schwatzhaft genug: aber ich weiß doch noch nicht eigentlich, mit was ich unsere Leser unterhalten soll.

Es fällt mir ein, sie mit Nichts zu unterhalten. Das Frauenzimmer ist es, wie die Spötter sagen, ohnedem gewohnt, und die meisten Gesellschaften unterhalten sich heut zu Tage mit Nichts. Es war sonst die Beschäftigung und die Schuldigkeit aller Leute, etwas zu thun, etwas vernünftiges

tiges zu sagen; und itzo ist es die größte Wissenschaft geworden, mit einer guten Art nichts zu sagen. Ich hörte neulich einer Rede zu, die Herr Schreyviel hielte. Er schrye so laut, daß er hernach darüber eine Art eines sehr gefährlichen Brustschmerzens bekam. Er schlug mit geballten Fäusten auf sein Pult: mir wurde nur beym Zusehen ganz bange. Mit schrecklichen Lärmen und einer unhemmbaren Sündfluth von Worten sagte er uns nichts. In der That nichts, denn in seiner ganzen Rede war kein einziger Gedanke. Prächtige Worte ohne Verstand, Galimatias und übel angebrachte redneriſche Kunststücke, dieses war sein ganzes Verdienst. Er wurde aber sehr bewundert, weil er mit einer sehr redneriſchen Art nichts gesagt hatte.

Herr Pescennius Hecatombe wird für einen sehr gelehrten Mann gehalten. Warum? weil er auf eine sehr gelehrte Art nichts thut. Dann das heißt in der That nichts thun, wenn man sich mit Sachen beschäftiget, die keinen Nutzen haben.

Was ist es wohl, das Herrn Leerkopf überall beliebt macht? Er weiß mit der artigsten Art von der Welt nichts zu thun. Er bringt die eine Helfte seines Lebens am Putztische und bey der Mahlzeit, die andre Helfte aber beym Spieltische oder gar schlaffend zu. Er ist ein sehr artiger Mann, und besonders das Frauenzimmer ist von ihm eingenommen: es ist mir leid, daß ich es zur Schande meines Geschlechtes sagen muß.

Kein Mensch würde die Gedichte des Herrn Reimefrüh lesen, wenn er etwas darinnen sagte oder nur allezeit auf zwo Seiten einen einzigen Gedanken brächte; da er aber mit einem Gewäsche gar nichts sagt, wird er bewundert. Man braucht sich nicht den Kopf über seine Gedichte zu zerbrechen, als wenn man etwa Hallern oder Hagedorn lesen wollte: so heißt es bey den meisten Leuten, die eine fließende Schreibart und eine gedankenlose Schreibart für einerley halten. Seine Reime sind wohlklingend: was sagt er darinnen? Nichts.

Warum sind die Stutzerinnen den Mannspersonen so angenehm? warum scheinen Stutzer vielem Frauenzimmer liebenswürdig? Weil sie die Kunst verstehen, nichts zu sagen.

Herr Vielgeschrey wird für den fleißigsten und arbeitsamsten Mann gehalten. Beständig redet er von seinen Geschäften; er lauft durch alle Strassen, und grüßet keinen Menschen, weil er ihn aufhalten mögte. Lauft er nicht, so sitzt er zu Hause und schreibt; man sollte glauben, er hätte die Einrichtung des ganzen Staats zu besorgen. Was aber thut er! Nichts.

Nichtsbedeutende Worte und nichtsbedeutende Leute sind, glaube ich, niemals in so grosser Menge gewesen, als zu unsrer Zeit. Man wird mich fragen, was ich unter den nichtsbedeutenden Leuten verstehe! Ich verstehe diejenigen Leute darunter, von denen alle Strassen voll sind, und die doch der menschlichen Gesellschaft so wenig

nutzen

nutzen, als eine Marionette. Leute, die wenig denken, die weder tugendhaft noch laſterhaft, weder Weiſe noch Thoren ſind, dieſe heiſſe ich nichtsbedeutende Leute. So ein nichtsbedeutender Mann iſt, zum Exempel, Herr Frauenknecht. Seine Frau redet für ihn, ſie arbeitet für ihn, ſie denket für ihn. Er iſt noch glücklich daran: ich kenne alte Hagenſtolzen, die eben auch ſo nichtsbedeutende Leute ſind, und die nicht einmal jemanden haben, der ſich die Mühe gibt, für ſie zu denken.

Das ſchlimmſte iſt, daß ſich ſehr viele nichtsbedeutende Menſchen einbilden, daß ſie in dem Staate gar viel zu bedeuten haben, und eine gar vornehme Rolle ſpielen. Eben wie in einer Komödie der, der die Rolle des Vertrauten ſpielt, und hätte er auch nur einige Worte zu ſagen gehabt, ſich, wenn das Stück Beyfall gefunden hat, gewiß einbildet, er hätte ſehr viel dazu beygetragen. So gar die Lichtputzer ſchreiben ſich einigen Antheil des Lobes zu. Was iſt es nun für ein Wunder, wenn es die nichtsbedeutenden Menſchen eben ſo machen? Man könnte ſie die Lichtputzer in der Komödie des menſchlichen Lebens nennen.

Nichtsbedeutende Worte ſind die meiſten Worte, die man gebraucht, wenn man andre complimentiren oder ihnen etwas Gutes wünſchen will. Neulich hörte ich eine Auslegung, die mich ſehr erzürnte. Ich war in einer Geſellſchaft, wo gerade das Wörterbuch von Herr Polygraphus Foliant vorgeleſen wurde. Ein Stück fehlt noch zu dem Wörterbuch, rief ein ſehr nichtsbedeutendes Geſchöpfe, das einem

nem Stutzer ähnlich sahe, es sollte noch dieses drinnen stehen: Freundschaft ist bey dem Frauenzimmer ein nichtsbedeutendes Wort.

Wenn diese Bosheit nicht einigen Schein der Wahrheit hätte, so wäre ich nicht böse geworden. Aber es ist nur allzuwahr, daß man, wenn man die Aufführung der meisten Frauenzimmer gegen einander betrachtet, gar leicht glauben kan, daß wir in der That unter uns die Freundschaft für ein nichtsbedeutendes Wort halten. Aber sollte man nicht eben dasselbe von den meisten Mannspersonen glauben? Allerdings, sie taugen so wenig als wir, denn den meisten unter ihnen ist die Freundschaft auch ein nichtsbedeutendes Wort. Kurz wir haben einander nichts vorzuwerfen.

Ich habe einige wahre Freundinnen, und ich halte dieses Glück für so selten als es groß ist. Ehe ich diese gefunden habe, habe ich viel ausstehen müssen, besonders da ich als ein junges Mädgen von vierzehn Jahren zum erstenmal in die so genannte grosse Welt kame. (Dieses, unter uns geredet, ist ein sehr nichtsbedeutendes Wort; ich weiß nichts niedrigers, nichts kleiners, als meistens die sogenannte grosse Welt) Besser zu sagen, ich kam in grosse Gesellschaft, in welcher, wie leicht zu erachten ist, mehr Narren als vernünftige Leute waren. Da bekam ich auf einmal verschiedene Freundinnen. Ich war von ihnen desto mehr eingenommen, weil ich sahe, daß sich sehr viele Mädchen, die kaum drey oder vier Jahre älter waren als ich, sehr

groß

groß damit machten, und mich ganz verächtlich hielten. Die Mannspersonen gaben sich noch damals keine Mühe um meine Gesellschaft. Diejenigen Herren, die damals die größte Rolle in unserer Gesellschaft spielten, hielten mich nur für ein kleines und kindisches Mädchen: und mit ungeschickten und unartigen jungen Leuten umzugehen war ich zu stolz: ich darf nicht sagen, zu klug. Ich weiß nicht, ob ich es gestehen soll? die Herrn Moralisten werden mich für allzu frey halten. . . . Ja ich will es doch gestehen: es verdroß mich in meinem Herzen, daß die Mannspersonen nicht so höflich gegen mich waren als gegen ältere Mädchen. Da sieht man es — werden einige Leser und besonders Stutzer sagen, daß dem Frauenzimmer eine Art von Coquetterie ordentlich angebohren ist. Ist es denn bey den Mannspersonen nicht eben so? Ganz gewiß. Die Eitelkeit ist allen Geschlechten und allen Ständen gemein, und ein junger Schriftsteller, der sich zum erstenmal gedruckt sieht, ist gewiß so eitel in seiner Art, als ein junges Mädchen, das zum erstenmal in die grosse Welt kommt. Ich weiß, daß es den Herrn Trophonius mehr verdrüßt, daß er keine Leser bekommt, als mich es damals verdrossen, daß keine Mannsperson sich mit mir unterhalten wollte. Die Eitelkeit herrscht überall, und es ist oft die allergrößte Eitelkeit, zu sehr über die Eitelkeit zu schmähen. Dieses habe ich zu der Vertheidigung meiner jungen Leserinnen sagen müssen, die etwan das, was ich damalen empfand, erfahren haben — Ich komme wieder

zu meinen Freundinnen. Sie thaten mir eine Zeitlang schön, doch so, daß sie mich dabey immer merken lassen wollten, wie viel Ehre sie mir thäten, mit mir als einem kleinen Mädchen umzugehen. Ich mußte alle ihrem Eigensinn folgen oder sie kündigten mir ihre Freundschaft auf. Sie waren in ihrer Art mehr meine Gebieterinnen, als Freundinnen.

Es mißfiel mir endlich, unter dem Schein der Freundschaft ihre Sklavin zu seyn; ich brach mit ihnen. Ich wurde älter, und bekam andere Freundinnen oder Bekanntinnen, die sich meine Freundinnen nennten. Wann ich bey ihnen war, thaten sie mir auf das freundlichste, und hielten sich über alle andre Mädchen auf. Ich erfuhr, daß sie sich in meiner Abwesenheit auch über mich aufgehalten hätten; ich wollte es aber nicht glauben. Endlich verlohr ich sie fast alle auf einmal. Ich bekam von einem meiner Anverwandten, der in Frankreich war, einen prächtigen Modestof zum Geschenk. Ich trug ihn bey einer öffentlichen Gelegenheit. Die ältern Damen und die Mannspersonen fanden ihn sehr schön, und nach dem neuesten Geschmack; meine Freundinnen aber fanden, daß das Kleid schlecht gemacht war, daß die Farbe sich nicht für mich schickte, und daß der Stof zwar schön, aber nicht nach ihrem Geschmack wäre. Endlich beschlossen sie damit, daß sie auf die französische Moden loszogen, obgeachtet sie sonst die größten Anbeterinnen davon waren. Es betrübte mich im Ernste, da ich sah, daß sie über mich böse wurden, als wenn ich sie dadurch beleidigt hätte, daß

ich

ich besser gekleidet war, als sie. Nur zwo von meinen Freundinnen waren getreu geblieben.

Endlich wurde es ruchtbar, daß Alceſt Hochachtung für mich hatte, man erfuhr, daß ich mich mit Ariſt versprochen hatte, und meine zwo alte Freundinnen verlieſſen mich auch. Es ist wahr, daß sich einige Reue dagegen anboten, weil sie sich einbildeten, daß bey meiner Hochzeit groſſes Gepränge seyn würde, und weil sie gern dabey seyn wollten. Aber wie sie erfuhren, daß alles in der Stille zugehen sollte, hörten sie auch auf so freundschaftlich zu thun. Itzt bin ich vergnügt, daß ich an Chloen, an Chloris und an dem kleinen Chriſtianchen wahre Freundinnen gefunden habe. Nur diese haben mich überzeugt, daß die Freundschaft unter uns kein nichtsbedeutendes Wort ist.

Nun habe ich lang genug geschrieben. Es ist wohl angenehm, wann man eine Zeitlang nichts thun oder von nichts reden kan: in die Länge aber wird es verdrüßlich. Zum Glück habe ich ein eingeſchicktes Stück bey der Hand. Es ist eine Art eines Gedichtes, die einige nichtsbedeutende Kunſtrichter für eine sehr nichtsbedeutende Art zu dichten halten: aber ich will es doch hieher setzen. Diese Art zu schreiben hat viele Vertheidiger, und in einem Wochenblatte muß für alle Leſer etwas seyn. Alles was gefällt ist über die Kritick.

Noch was! Den Lateiniſchen Vers, der am Anfang des Stücks stehet, hat mir Ariſt ausgeſucht. Ich muß

es erinnern, auf daß man mich für keine Gelehrte halte, und wenn ich auch Latein wüßte, so würde ich mich schon in Acht nehmen, mich damit groß zu machen, und es über mein Stück zu setzen.

E. Laura.

Ode.

O du der Musen Geschenk, Gefährtin der frölichen Jugend,
Ertöne mir, tröstende Leyer, wie sonst,
Und treibe mit mächtigem Klang die Heere der stürmischen Sorgen
Aus meiner verödeten Seele hinaus!

Die finstere Schwermuth umhüllt die Stirne des traurigen Jünglings,
Der sonst, Camenen! euch singend gefiel.
Die Blüthe der Jugend verwelkt: so sinket die sterbende Rose,
Um welche sonst Zephyr sanft lispelnd gescherzt.

In traurigen Schlummer versenkt verkennt sich die zweifelnde Seele,
Sie fühlet die Triebe der Freuden nicht mehr:
Sie fühlet nicht einmal den Schmerz; oft ist es ein Trost ihn zu fühlen:
Es lindern ihn zärtliche Thränen alsdann.

Auch

Auch dieser schwermüthige Trost ist itzt meinem Kummer
versaget;
Ich bin, ach! ich bin euer Thyrsis nicht mehr.
Ihr Freunde, beklagt ihn! Er starb! Und was ihr noch
itzt für ihn haltet,
Ist nur sein Schatten, ist Thyrsis nicht mehr.

Mich rufet der Nachtigall Lied nicht mehr in die dichterschen
Haine,
Wo sonst mich sanftrauschende Nymphen belauscht,
Nun blüht mehr kein Frühling für mich, nun winkt kein
gefälliges Mädchen,
Und lächelt mir Wollust und Heiterkeit zu!

Es ruft mir Lyäus umsonst, der Bändiger sterblicher
Sorgen,
Der Wein ist für freudige Herzen gemacht.
Verlaßt mich, ihr Freunde, verlaßt den nicht mehr
geselligen Thyrsis,
Verlaßt ihn im schwermuthsvoll einsamen Hayn!

Wohin sind die Stunden nunmehr, die scherzenden Stun-
den der Jugend,
In denen ich nichts als nur Freude gefühlt?
Wohin sind die Rosen nunmehr, mit denen ich stolz mich
bekrönte,
Weil Doris mir diese Rosen gepflückt?

Ich fand in der lächelnden Flur die Spuhren der ewigen Vorsicht;
Mit freudigen Thränen besang ich ihr Lob.
Ich suchte die Weisheit nicht erst; sie kam und besuchte mich selbsten:
Itzt such ich sie sehnlich, sie fliehet vor mir.

Sie liebet den einsamen Hayn, sie liebet unschuldige Herzen,
Die keine Begierde noch stürmisch bewegt;
Sie flieht vor der lärmenden Pracht, sie flieht vor der fleißigen Ehrsucht,
Die nach ihr bey nächtlichen Lampen oft strebt.

O Ruhe, mein voriges Glück, Gespielin der lächelnden Jahre,
Die sonst von der Muse versüßt mir entflohn,
Wann find ich dich wieder? Ach nie! Nur dort in dem Thale des Friedens,
Dort jenseit des Grabes, da find ich dich einst.

Dort, Freunde! dort will ich euch sehn, dort will ich dich, Doris! umarmen,
Dort trennet kein neidisches Schicksal uns mehr;
Kein sterbliches Elend erpreßt die Thränen der leidenden Tugend,
Die selbsten die Engel mitleidig gesehn!

Es wartet ein ewiger Lohn auf unſre vergängliche Schmerzen
Mehr, als ein Leben voll Ungemach, werth:
Wie könnte des Socrates Tod, das Leiden der hohen Clariſſa,
Wie könnte das Unglück der Tugend ſonſt ſeyn?

Wann einſt unſer Auge ſich ſchließt, wann einſt unſer Körper verweſet,
O dann vergeht unſre Seele nicht mit:
Sie war von dem Ew'gen beſtimmt zu ferner unnennbarer Zukunft,
Bedenkt es, ihr Sterbliche, zittert, und ſchweigt!

Drey und vierzigſtes Stück.

Olim meminiſſe iuuabit.

VIRG.

Meine Freunde haben mir oft zugeredet, unſern Leſern die Geſchichte meiner Reiſen, und die Anmerkungen, die ich auf denſelben gemacht habe, mitzutheilen. Ich würde es längſt gethan haben, wenn ſie in Ordnung wären. Aber ich bin niemals ſo ſyſtematiſch geweſen, etwas zuſammenhängendes zu ſchreiben. In dieſem Blatte will ich das Verlangen meiner Freunde ſo gut erfüllen, als

ich kan. Man wird es mir verzeihen, daß ich in diesen Auszügen aus meinem Reisebuche nichts als zerstreute Erzählungen liefere. Ich habe bey der Auswahl blos darauf gesehen, solche zu erwählen, die einige Verbindung mit dem Hauptzweck unserer Wochenschrift haben mögten. Ich stehe nicht einmal dafür, daß sie seltene Zufälle und ausgesuchte Betrachtungen enthalten. Einem Jüngling und einem Greise kan man wohl die Güte seiner Absicht für die Güte der Ausarbeitung anrechnen.

Das 1710te Jahr ist mir eines der traurigsten meines ganzen Lebens gewesen. Meine Leser wissen es schon, daß der Gram über den Verlust meiner Chloe der vornehmste Bewegungsgrund meiner Reisen war. In diesem Jahe verließ ich Deutschland, weil ich glaubte, daß ich in einer jeden Gegend meines Vaterlandes dem Grunde meiner Schmerzen noch zu nahe wäre. Ich gieng nach Italien, und mein Schmerz begleitete mich. Ich suchte mich durch tausend Vergnügungen zu zerstreuen; und ich muß es gestehen, in der damaligen Unordnung meines Herzens war ich nicht so sorgfältig in der Wahl der Vergnügungen, daß mich nicht einige, nachdem ich sie genossen hatte, gereuen sollen. So schwer ist es, bey ausserordentlich traurigen Empfindungen die ganze Unschuld des Herzens zu erhalten! Endlich war ich in Verona mit einem Mailändischen Edelmann bekannt, dessen Gesellschaft mir gefiel. Er hieß Bonatti.

Ich

Ich sprach ihn oft in den öffentlichen Häusern. Einmal bekam ich mit einem Unbekannten eine Streitigkeit. Bonatti legte durch seine Vermittelung unsern Streit bey, und zwar zu meinem Vortheil. Diese Gelegenheit lehrte mich sein grosses Herz kennen; denn der Fremde war sein Bruder. Bonatti sahe, daß ich in der Streitigkeit Recht hatte, und deswegen schützte er mich. Ich fieng nunmehr an ihn zu lieben, und er empfand eine gleiche Neigung gegen mich, weil ihm meine Versöhnlichkeit gegen seinen Bruder gefiel, von dem ich wirklich sehr beleidiget war. Wir wurden in kurzer Zeit vertraut, und ich begleitete ihn nach Mäiland. Auf der Reise eröfnete er mir, daß er daselbst eine Geliebte hätte, die mit den schönsten Eigenschaften geziert sey. Er führte mich nachmals zu ihr, und ich fand sie seiner Abschilderung gleich. Sie hatten beyde den Beyfall ihrer Eltern zu ihrer Liebe, und Bonatti betrachtete schon seine Vermählung als eine völlige Gewißheit. Er wußte nicht, daß er in dem Geschlecht seiner Julie einen geheimen und gefährlichen Feind hatte. Ihre ältere Schwester war seine Feindin, und aus der niederträchtigsten Ursache. Sie suchte die Güter ihrer Eltern für sich allein, und haßte deswegen einen Jeden, der Juliens Bündnis suchte. Sie verbarg ihren Haß unter der Maske einer offenherzigen Freundschaft. Bonatti war nur gar zu geneigt, sich von einem jeden Schein der Offenherzigkeit einnehmen zu lassen — Dieses und eine natürliche Hitze im Entschlüssen waren seine einigen Fehler. Ich entdeckte zu-

erſt einige Spuren von der wahren Geſinnung, die Juliens Schweſter gegen ihn hegte. Ich eröfnete ihm meine Vermuthung; er glaubte mir nicht. Seine Feindin fand endlich eine Gelegenheit ihn zu ſtürzen. Es kam ein neuer Liebhaber für Julien, ein Mann von groſſem Geſchlecht und Reichthum. Er erklärte ſich, daß er nur Juliens Perſon, und nicht ihre Güter ſuchte. Dieſes war eine groſſe Reitzung für ihre Eltern, die etwas mehr als ſparſam waren. Juliens Schweſter unterſtützte unter der Hand den Antrag des neuen Liebhabers. Benatti, der auſſer dem Beſitze ſeiner Julie kein Glück achtete, war auſſer ſich, als er erfuhr, daß ihre Eltern ihm einen andern vorziehen wollten. Weil ſeine Güter zureichend waren, ihn und eine Gemahlin zugleich zu erhalten, ſo billigte ich ſeinen Entſchluß, Juliens Eltern gleiche Vorſchläge zu thun, als ſein Nebenbuhler. Weil er aber wußte, daß ſein eigener Vater dieſe Bedingung niemals bewilligen würde, ſo rieth ich ihm, ſich deswegen bey Juliens Eltern eine genaue Verſchwiegenheit zu erbitten. Sie nahmen ſeinen Antrag an, und alles ſchien für ihn vortheilhaft; aber er begieng die Unvorſichtigkeit, Juliens Schweſter das Geheimnis zu eröfnen, das ſie durch ihre verſtellte Vertraulichkeit aus ihm lockte. Sogleich erfuhr es ſein Nebenbuhler, und durch dieſen ſein Vater. Mein Freund genoß noch alle Süßigkeiten einer nahen Hofnung, als ihn ein Brief von ſeinem Vater, der auf dem Lande wohnte, eilig nach Hauſe berief. Er glaubte nur auf wenige Tage zu reiſen. Aber

am dritten Tage nach seiner Abreise schrieb er mir sein Unglück. Sein Vater hatte ihm in den strengsten Ausdrücken befohlen, nicht mehr an Julien zu denken. Kaum konnte ich seinen Brief lesen, so sehr hatten seine Thränen die Worte ausgelöschet. Er verlangte mich zu sprechen; ich eilte zu ihm. Wie gering war der Beystand, den ich ihm geben konnte! Alle Vorstellungen, alle Bitten an seinen Vater waren vergeblich. Ich reiste auf sein Verlangen nach Meiland zurück, um bey den Eltern seiner Geliebten einen neuen Versuch zu wagen. Ich konnte die Erlaubnis nicht erhalten, Julien zu sprechen. Man hielt sie eingeschlossen, um sie zu zwingen, daß sie dem Nebenbuhler ihre Hand geben sollte. Sie blieb standhaft. Endlich liessen ihr ihre Eltern unter den heftigsten Drohungen nichts übrig, als die Wahl zwischen dem verhaßten Liebhaber, und dem Kloster. Sie wählte das letzte. Noch an demselbigen Abend mußte sie abreisen, um in ein Kloster geführt zu werden, das einige Meilen von Mailand liegt. Sie war kaum zwo Stunden von Meiland weg, als Bonatti in der freudigsten Entzückung zu mir kam. Sein Vater war endlich erweicht worden, und hatte ihm die Freyheit gelassen, Julien unter allen möglichen Bedingungen zu besitzen. Ich eröfnete ihm ihre Abreise. Kaum konnte ich eine Bestürzung an ihm wahrnehmen. Seine feurige Liebe gab ihm in dem Augenblicke den unglücklichsten Rath. "Lassen sie uns eilen, rief er und umarmte mich. Lassen sie uns eilen, meine Geliebte einzuholen. Sie wird gewis mit mir zurück-

rückgehen, wenn ich ihr sage, wie glücklich die Gesinnung meines Vaters verändert ist.„ Vergeblich stellte ich ihm vor, daß Juliens erster Eintritt in das Kloster seinen Wünschen nicht schädlich sey, und daß er inzwischen durch die Bewilligung seines Vaters ihre Eltern würde bewegen können. Seine ungeduldige Hitze verwarf meinen Rath, und mir blieb nichts übrig, als ihm zu folgen. Wir reisten noch in der Nacht fort. Am folgenden Morgen holten wir sie ein, als sie nur noch eine Stunde weit von dem Kloster entfernet war. Julie suchte ihr Gesicht, das mit Thränen bedeckt war, in eine gesetzte Verfassung zu bringen, als sie ihren Bonatti erblickte. Sie fragte ihn mit einer unglaublichen Standhaftigkeit — und stritt darbey mit ihrer eigenen Liebe — ob er käme ihr die Ruhe zu verwehren, die sie als ihr einziges übriges Glück suchte? Er erzählte ihr in den freudigsten Ausdrücken, daß sein Vater ihrer Liebe günstig sey. Er beschwor sie mit ihm umzukehren. Julie schlug es ab. Sie stellte ihm vor, daß ihre eigenmächtige Zurückkunft den Schein eines Ungehorsams gegen ihre Eltern haben würde. Sie erlaubte ihm dagegen, bey ihnen alles zu versuchen, was seiner Liebe vortheilhaft seyn könnte. Ich mengte meinen Rath unter ihre Vorstellungen. Bonatti hingegen hielt unaufhörlich mit Bitten an. Ueber eine Stunde lang hatten sie schon gestritten, als einige Reuter in dem schnellsten Galop auf uns zujagten. So bald sie uns nahe kamen, erkannten wir unter ihnen den Nebenbuhler meines Freundes. Er

kam

kam in der Abſicht Julien zu entführen, und er hatte nur wenige Leute mit ſich genommen, weil er ſich ſichere Hofnung machte, ſie allein anzutreffen. Er ſtutzte, wie er uns erblickte. Mein unglücklicher Freund gerieth in Hitze, wie er ſeinen Nebenbuhler erblickte, und gieng gleich auf ihn los. Hätte ich doch nur einen Augenblick eher bey ihm ſeyn können, um ihn zurück zu halten; vielleicht hätte ich ſein Leben errettet. Sein Gegner löſte ein Piſtol auf meinen Freund, und gleich darauf ergriff er die Flucht. Ich wollte ihn mit unſern Leuten verfolgen; indem ſehe ich, daß mein lieber Bonatti vom Pferd ſank. Julie ſprang aus der Kutſche, und lief zu ihm. Ich hob ihn auf; das Blut ſtröhmte aus ſeiner Wunde. Es iſt mir unmöglich, dieſen traurigen Auftritt, meine Klagen und Juliens Klagen zu beſchreiben. Wir brachten ihn ohnmächtig und mit der größten Mühe in das Kloſter, welches Julien zum Aufenthalt beſtimmt war. Kaum hatte er ſich ein wenig erholt, ſo wendete er alle übrigen Lebenskräfte an, uns zu tröſten. Er verbarg uns ſogar die Schmerzen ſeiner Wunde, um unſere Schmerzen zu lindern. Aber der Wundarzt, der ſeine Wunde unterſuchen mußte, ſagte mir, daß ſie tödlich ſey. Ich ſchickte ſogleich nach ſeinem Vater, und nach Juliens Eltern. Sie kamen alle in der nächſten Nacht, und fanden ihn dem Tode nahe. Was hatte ich damals nicht auszuſtehen! Sein Vater, ſeine Geliebte, ihre Eltern, die itzt zu ſpät ihre Härte in Zärtlichkeit verändert hatten, er ſelbſt ſuchte bey mir Troſt, als bey demjenigen,

jenigen, der am ruhigsten seyn könnte, um ihnen allen Trost zu geben. Als wenn die Freundschaft nicht gleich stark wäre, ein Herz blutend zu machen, als die Liebe! Ich hielt ihn die ganze Nacht in meinen Armen. Gegen Morgen schien er noch einmal alle seine Kräften wieder zu bekommen. Ach! er bekam sie nur, um den letzten Abschied von uns zu nehmen. Seine letzten Worte sind mir unvergeßlich. „ Theure Julie, bester Freund, sagte er zu uns beiden, in einem Augenblicke werden ihre Sorgen für mein Leben vorüber seyn. Vergessen sie nie, daß ich sie geliebt habe. Aber verzeihen sie mir den Kummer, die Thränen, die ihnen meine Unbedachtsamkeit kostet. Kan ich mir es selbst verzeihen, daß ich mich durch sie meines Glückes und meines Lebens beraubt habe? „Hier starb er. Meine Leser mögen selbst von den Empfindungen urtheilen, die sich damals unserer Herzen bemächtigten. Könnte ich sie auch beschreiben, so würde ich doch zu viel dabey leiden, wenn ich alle Regungen wieder untersuchen wollte, die damals in meinem Herzen stürmten. Die trostlose Julie blieb nunmehr in dem Kloster, um daselbst einen Freyort für ihre Schmerzen zu suchen, wo sie kurz zuvor eine Zuflucht für dem Zwang ihrer Eltern gesucht hatte. Ich verließ Mailand mit gedoppelt starken Kummer. Mich quälte noch das Angedenken einer unglücklichen Liebe, nun quälte mich zugleich das Angedenken eines geliebten Freundes, den die Liebe unglücklich gemacht, dem ihre traurige Zufälle das Leben geraubt hatten. Vor meiner Abreise hatte ich

noch

noch den Verdruß, zu sehen, daß Juliens unwürdige Schwester über die Thränen zweyer Häuser frohlockte. Ich war begierig, ihr ferneres Schicksal zu erfahren. Nach zehen Jahren erfuhr ich es. Der Mörder, der sich eine Zeit lang verborgen gehalten hatte, war endlich nach Mailand zurück gekommen. Er hatte seine alte Vertraulichkeit mit Juliens Schwester erneuert; ihre betrüglichen Reitzungen eroberten sein Herz, und ihre Vermählung erfolgte, so bald ihre Eltern gestorben waren. Er fand seine Strafe in dieser Ehe. Sie quälte ihn so sehr, daß er in eine auszehrende Krankheit fiel. Seine Rache erwachte kurz vor seinem Ende. Er ließ ihr Gift beybringen, und wenig Tage befreyten die Welt von diesem lasterhaften Paar. Die vortrefliche Julie hat noch viele Jahre in dem Kloster gelebt. Ihr Schmerz erhebte ihre Tugenden zu der erhabensten Höhe menschlicher Tugenden. Sie ist die Bewunderung und das schönste Beyspiel aller ihrer Bekannten geworden, und nachdem ihre Tugend ihr Leben der Welt nützlich gemacht hatte, endigte ein ruhiger Tod, der nur den Tugendhaften geschenkt wird, ihre traurigen Tage, und führte sie zu einer Freude über, die ungestört und ohne Ende ist.

Als ich nach Neapel kam, wurde in der ganzen Stadt von nichts als von der Treulosigkeit eines gewissen Jünglings geredet, der seinem Freunde seine Geliebte geraubt hätte. Niemand sprach mit mehr Eifer von diesem Verbrechen und zugleich von der Heiligkeit freundschaftlicher

Pflichten,

Pflichten, als ein alter Kaufmann, den ich aus seinen Reden für den tugendhaftesten Mann hielt. Einige Wochen nachher unternahm dieser Kaufmann in der Gesellschaft seines vertrautesten Freundes, der zugleich sein Mitgenosse in der Handlung war, eine Reise nach Sicilien; sie wurden auf dem Wege von einem Seeräuber gefangen genommen, und nach Algier gebracht. Nach zween Monaten kam der alte Kaufmann nach Neapel zurück, und erzählte, daß sein Freund in der Sklaverey gestorben sey, und daß er selbst sich losgekauft hätte. Er nahm darauf von ihren gemeinschaftlichen Handlungsgütern Besitz; denn sie hatten schon vor einigen Jahren unter sich ausgemacht, daß derjenige, der den andern überleben würde, sein Erbe seyn sollte.

Niemand zweifelte an der Wahrheit seiner Erzählung, weil ihn jedermann für einen redlichen Mann hielt. Ein halbes Jahr hernach erfuhr man ohngefähr, daß dieser Mann ein schändlicher Betrüger, und noch dazu ein Betrüger in der Freundschaft war. Sein Freund und er hatten von ihrem Herrn in Algier die Erlaubniß bekommen, daß der eine von ihnen nach Neapel zurück reisen durfte, um die Ranzion für beyde zu schaffen. Sein Freund war so großmüthig gewesen, freywillig zurück zu bleiben, und ihn abreisen zu lassen. Der Treulose hatte, wie er zurück kam, den Tod seines Freundes erdichtet, um sein Vermögen an sich zu reissen; er hatte die Freundschaft und die Menschlichkeit selbst so sehr in seinem Herzen erstickt, daß

er seinen Freund, durch dessen Großmuth er seine Freyheit wieder bekommen hatte, allem Elende des Sklavenstandes überließ, um seinen Betrug zu verbergen. So bald seine Bosheit entdeckt war, wurde er aus Neapel verjagt; sein Freund wurde losgekauft, und wieder in den Besitz seiner Güter gesetzt. Dieses war der Mann, der mit einem solchen Eifer die Treulosigkeit in der Freundschaft verdammet hatte. So wahr ist der Ausspruch des Tacitus von den Lasterhaften: factum esse scelus loquuntur, faciuntque, Kaum haben sie gesagt, daß ein Laster begangen sey, so begehen sie es selbst.

Im Jahr 1712. reiste ich nach Griechenland. Vielleicht ist dieses Land unter allen in der Welt dasjenige, wo ein menschliches Herz die meisten Gegenstände des Mitleids antrift. Ich sahe Sparta, ich sahe Korinth, ich sahe Athen, Städte die vormals die Bewunderung der Fremden waren, und itzt traurige Denkmale des Unbestandes sind. Hätten mich nicht noch einige Ueberreste des Alterthums versichert, daß dieses wirklich die Orte wären, von deren alten Zustande wir noch so prächtige Beschreibungen haben: so würde ich geglaubt haben, in Wüsteneyen zu seyn. Hier, sagte ich zu mir selbst; hier wohnte also ein Cimon, ein Perikles, ein Timoleon! und von jener Pracht, dem Stolz des alten Griechenlandes, sind diese elende Hütten die Ueberbleibsel! „Noch mehr rührte mich der Anblick der Einwohner. Anstatt des Muthes, der Wissenschaften und des schönen Witzes, der ihre Vorfahren beseelte, ist

ihr Antheil Zagheit, Aberglauben und eine knechtische Argliſt. "Iſt dieſes das Volk, dachte ich, deſſen Verfahren einen Sokrates, einen Ariſtides, einen Epaminondas zu Vorbildern der Tugend hatten! „Es war mir nicht möglich, dieſen Anblick lange auszuhalten. Ich eilte nach Conſtantinopel zu kommen. Weil ich aber doch nichts von dem alten Griechenlande unbemerkt laſſen wollte, reiſte ich zu Lande. Ich hatte einen armen Circaſſen, der in Athen als ein Laſtträger lebte, zum Wegweiſer mitgenommen. In Theſſalien kamen zween griechiſche Kaufleute zu mir, die auch nach Conſtantinopel reiſten. "Sie boten mir ihre Geſellſchaft an. Ich war gern damit zufrieden, weil ich mich allein bey meinem Wegweiſer nicht ſicher hielt, und glaubte, daß ich doch ſicherer ſeyn würde, wenn ich auſſer ihm noch Chriſten zu Begleitern hätte. Die erſten zween Tage unſerer Reiſe giengen angenehm vorüber. Meine Gefährten gefielen mir wegen ihrer Geſpräche. Sie redeten insbeſondere mit vieler Lebhaftigkeit von der Treue, die Chriſten einander in einem Lande ſchuldig ſind, welches von Unglaubigen bewohnt wird. Ich bekam endlich ein ſolches Zutrauen zu ihnen, daß ich bey unſerer Ankunft in Theſſalonich meinem Wegweiſer, zum Theil auf ihr Zureden, ſeinen Abſchied gab. In derſelben Nacht wurde ich in die größte Beſtürzung geſetzt, die ich in meinem ganzen Leben ausgeſtanden habe. Eine Türkiſche Wache nahm mich mitten in der Nacht gefangen. Am Morgen wurde ich zu dem Cadi geführet, und erwartete mit furchtſamen Ver-

lan-

fangen die Urſache meines Gefängniſſes zu erfahren. Ich erſchrack noch mehr, da ich hörte, daß der eine von meinen griechiſchen Gefährten mich verklagt, und meine eigenen Sachen für die ſeinigen, die ich ihm entwandt hätte, ausgegeben hatte. Auf dieſe Beſchuldigung war ich gefangen genommen worden. Ich hielt mich ſchon für verloren, weil der andere Grieche ſein Zeugniß zum Vortheil des Anklägers ablegte. Ich glaubte ein Opfer des ſchändlichſten Betrugs geworden zu ſeyn, und bereitete mich zum Tode. Es war eine neue aber angenehme Beſtürzung für mich, als mich der Cadi wieder zu ſich fordern ließ und mir ſagte, daß meine Unſchuld erkannt, und daß ich frey ſey. Auf meine Bitte eröfnete er mir, auf welche Art meine Unſchuld offenbar geworden war. Der ehrliche Circaſſe, den ich aus einem Mißtrauen auf ſeine Treu von mir gelaſſen hatte, war noch in Theſſalonich geblieben. Er hatte meine Gefangenſchaft und die Anklage des Griechen erfahren, da er aus der Beſchreibung, die ihm gemacht wurde, gemerkt hatte, daß die ſtreitigen Sachen wirklich die meinigen waren, ſo war er zu dem Cadi gegangen, und hatte meine Unſchuld offenbar gemacht. Ich bekam das Meinige wieder; aber ich bemühete mich vergeblich, die beiden Griechen bey dem Cadi loszubitten. Die Redlichkeit des Circaſſen hatte mich gerührt; ich beſchloß, ihn bey mir zu behalten. Er nahm meinen Antrag mit Freuden an. Unter ſeiner Begleitung kam ich nach Conſtantinopel. In dieſer Zeit fand ich immer mehr Urſache, ſei-

ne Treue gegen mich zu bewundern; zugleich aber merkte ich in ſeinem Herzen einen herrſchenden Kummer. Er war mir nunmehr ſo werth geworden, daß ich den Zuſtand ſeiner Seele nicht gleichgültig betrachten konnte. Ich befragte ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit. Er ſuchte ſie eine Zeitlang zu verbergen; aber meine wiederholten Fragen und die natürliche Neigung, ſeinen Gram einem andern zu offenbaren, von dem man Vertraulichkeit hoffen kan, brachten ſein Geheimnis aus ihm.

"Ich bin vormals ſehr glücklich geweſen, ſagte er; und ich könnte es noch ſeyn, wenn ich damals mein Glück erkannt hätte. Mein Vater wohnte in einer der beſten Gegenden in Circaſſen. In meiner Kindheit bekam ich an dem Sohne unſers Nachbarn einen getreuen und liebenswürdigen Freund. Wir waren in allen unſern Uebungen beyſammen. Zugleich lernten wir reiten, zugleich lernten wir den Gebrauch des Bogens, zugleich giengen wir auf die Jagd. Ein jeder von uns beiden freuete ſich nicht mehr über den Zuwachs ſeiner eigenen Geſchicklichkeit als über denjenigen, den ſein Freund hatte. Unſere Vertraulichkeit ſtieg mit den Jahren, und wir hielten alle Tage für verlohren, in denen wir einander nicht ſahen. Glaube mir Haſſem, ſagte Morad einſt zu mir, da wir von der Jagd ermüdet an dem Ufer eines Fluſſes ſaſſen, glaube mir, du biſt mir ſo werth als ich mir ſelbſt ſeyn kan. Wenn ich dich anſehe, empfindet mein Herz mehr Entzückung, als der Großherr empfindet, wenn er ſeine unzählbare

Schätze,

Schätze, oder selbst, wenn er seine Geliebteste Sultanin erblicket. Alles in der Welt wollte ich, wenn es seyn müßte, für dich aufopfern, blos meine Amine ausgenommen. Diese Amine war die Geliebte meines Freundes, das beste liebenswürdigste Mädgen von der Welt. Ich versicherte ihn in gleich starken Ausdrücken von meiner Freundschaft, und mein Herz empfand noch weit mehr für ihn, als ich sagen konnte. Wie wir noch miteinander redeten, kam Amine zu uns. Sie liebkoseste ihren Morad; Unschuld und Zärtlichkeit waren ihre Liebkosungen. Auch mir lächelte sie liebreich zu, als dem Freunde ihres Geliebten. Wir giengen am Abend zugleich nach Hause, voll von der Empfindung unsers Glücks. In diesen Vergnügungen vergiengen verschiedene Jahre, und vergiengen uns so schnell als Tage. Aber endlich kam ein vornehmer Türkischer Kriegsmann in unsere Horde. Ich war zu meinem Unglück mit einigen von seinem Gefolge bekannt. Sie machten mir von der Anmuth ihres Standes, und von der Grösse und den Reichthümern von Constantinopel prächtige Erzählungen, und mein unwissendes Herz ward dadurch gereitzt. Ihr Herr selbst erblickte mich, meine Person gefiel ihm; er fragte mich, ob ich nicht mein armseeliges Vaterland verlassen, und ihm folgen wollte? Auf einmal stritten zwo Begierden in mir. Ich wünschte bey meinem Freunde zu bleiben, aber zugleich wünschte ich die Welt zu sehen, und groß zu werden. Ich stellte mir für, daß ich alsdenn meinen Freund selbst glücklich machen könnte. Dieser

neue Gedanken entschied den Streit. Ich nahm unter dem Gefolge dieses Türken eine Stelle an, nachdem er mir versprochen hatte, daß ich nicht länger bey ihm bleiben sollte, als es mir gefallen würde. Nun war noch das schwerste zurück; der Abschied von meinem Freunde. Wohl zwanzigmal hatte ich ihm meine Entschlüssungen sagen wollen; aber sobald ich ihn sahe, war ich stumm geworden. Endlich mußte es doch geschehen. Ich suchte alle Standhaftigkeit hervor, um ihn nicht durch meine Thränen zu rühren; aber mitten in meiner Rede strömten sie aus meinen Augen. Morad war ausser sich. Ich sollte ihm sagen, ob er mich beleidiget hätte, daß ich ihn verlassen wollte. Er wollte mir folgen, der Gedanke von seiner Amine hielt ihn zurück. Endlich beruhigten wir uns ein wenig, nachdem ich ihm zugesagt hatte, bald zurück zu kommen. Wir trennten uns. Morad sahe mir so lange nach, als er konnte, und ich blickte tausendmal nach ihm zurück. In derselben Nacht, da mich noch das Bild meines Freundes aller andern Empfindungen beraubt hatte, befahl mir mein neuer Herr, mit einigen andern Soldaten nach der Horde, die wir verlassen hatten, zurück zu gehen, und einige von seinen Sklaven, die eine Sänfte trugen, dahin zu begleiten. Wie wir an die Horde kamen, giengen die Sklaven mit der Sänfte hinein, und so bald sie zurück kamen, giengen wir mit ihnen wieder fort. Ich warf noch einen Blick auf die Horde, meine väterliche Wohnung, und den Aufenthalt meines Freundes. Ich hörte eine

kannte

kannte Person in der Sänfte seufzen; mein Herz war zu sehr mit sich selbst beschäftiget, als daß ich auf fremde Schmerzen hätte können aufmerksam seyn. Wir kamen endlich nach Constantinopel. Die Schönheit dieser Stadt, und die angenehme Lebensart, die in dem Hause meines Herrn geführt wurde, zerstreueten meine Schwermuth. Ich dachte noch an meinen Freund; aber bloß in dem Wunsche, daß er bey mir seyn, und mein Vergnügen mit mir theilen mögte. Ich traf in Constantinopel einen Kaufmann an, der nach meinem Vaterlande reisen wollte. Ich bat ihn, meinen lieben Morad zu grüssen. Ich freuete mich schon im voraus auf die zärtlichen Worte, die er mir würde zurück sagen lassen. Der Kaufmann kam nach einigen Monathen zurück. Er hatte meinen Freund gesprochen; aber auf meinen Gruß hatte Morad mit einer unbeschreiblichen Wuth geantwortet, daß er mich verabscheue; daß ich sein Feind und der ärgste Verräther sey. Der Kaufmann hatte ihn um die Ursache seines Hasses gegen mich befragt. Morad sagte ihm, daß die Person, die in der traurigen Nacht meines Abschiedes aus der Horde war abgeholet worden, und die ich mit zu meinem Herrn begleitet hatte, seine geliebte Amine sey; und daß er gewiß glaubte, ich müßte an ihrer Entführung schuldig seyn. Diese entsetzliche Nachricht brachte mir der Kaufmann zurück. Dieses war also die Frucht meiner Reise, durch welche ich mich und meinen Freund hatte glücklich machen wollen, daß mein Freund seine Geliebte hatte verlieren

müssen, daß ich unwissend einer von ihren Räubern gewesen war, und daß mich Morad tödtlich haßte! In der ersten Empfindung meiner Schmerzen war ich bereit, mir selbst das Leben zu nehmen; die Hofnung, Aminen zu befreyen, und sie wieder zu meinem Freunde zu bringen, hielt meine Hand zurück. Ich versuchte alle Mittel zu ihrer Befreyung; alles war vergeblich. Ich machte mich dadurch nur bey meinem Herrn verdächtig, und endlich mußte ich sein Haus verlassen. Er ist vor zwey Jahren nach Griechenland gereiset. Dieses war oft die Ursache, daß ich nach Athen kam. Ich suchte ihm stets in der Nähe zu seyn, um Aminens Befreyung zu versuchen. Zu meinem Unterhalte habe ich mich so lange entschlüssen müssen, einen Lastträger abzugeben, bis ich zu dir, Herr, gekommen bin. Vor einem halben Jahr hat der Türke, den ich aufsuchte, Athen wieder verlassen, und ist nach Constantinopel zurückgegangen. Dieses beweg mich, mit dir dahin zu reisen. Nun bin ich ganz untröstbar. Er ist gestorben, und ich kan nicht erfahren, wohin Amine nach seinem Tode gekommen ist. Wie quält mich mein Schmerz! Ich sehne mich nach meinem Vaterlande, und noch mehr nach meinem Freunde. Ich darf nicht daran denken, beide zu sehen, da ich an dem Unglücke meines Freundes schuldig bin, und seinen Verlust unersetzlich finde! „

So weit hatte Hassem geredet; nun erstickten seine Thränen die Worte. Ich war voll Verwunderung, bey einem Menschen, den ich seiner Geburt nach für einen Barbaren

baren gehalten hatte, ſo zärtliche Empfindungen wahrzunehmen. Ich ſuchte ihn zu tröſten, aber was vor Troſt konnte ich ihm geben, da es nicht in meinem Vermögen ſtund, die Urſache ſeiner Traurigkeit zu heben? Ich hielt mich ziemlich lange in Conſtantinopel auf. Endlich reißte ich nach Aſien. Haſſem begleitete mich. Ich kam nach Pruſia, wo ich einige Tage bleiben wollte. An dem Abend nach meiner Ankunft kam Haſſem, der in der Stadt herum gegangen war, ganz auſſer ſich nach Hauſe. „Herr, ſagte er zu mir, Amine iſt hier. Ich habe ſie auf dem Markte geſehen, wo ſie nebſt andern Sklavinnen verkauft werden ſoll.„ Hier ſchwieg er. Aber Thränen ſtunden in ſeinen Augen, und ſagten mir die Bitte ſeines Herzens. Ich gieng hin und kaufte Aminen. Sie war würklich eine Schönheit, und ihre Reitzungen wurden durch eine liebenswürdige Schamhaftigkeit unendlich erhöhet. An dem folgenden Morgen befahl ich Haſſem, einen Bothen an ſeinen Freund zu ſchicken, damit derſelbe nach Pruſia käme. Ich beſchloß ſo lange da zu bleiben. Konnte ich auch meine Zeit beſſer anwenden, als daß ich ſie den Wünſchen eines Menſchen widmete, der ſein ganzes Glück in der Freundſchaft ſuchte? Morad kam. Meine Leſer können ſich die Entzückungen, die bey ſeinem Empfang in ſeinem eigenen, in Haſſems und in Aminens Herzen rege wurden, beſſer vorſtellen, als ich ſie beſchreiben kan. Nie habe ich glücklichere Perſonen geſehen als dieſe drey; und doch ſchien Haſſem unter ihnen der frölichſte zu ſeyn. In einem Augenblicke

umarmte er seinen Freund, lächelte Aminen zu, und versuchte es, sich zu meinen Füssen zu werfen. Seit dem ich meine theure Chloe verloren hatte, war mir die Freude niemals so fühlbar gewesen, als sie mir dieseßmal war. Ich weiß auch keine reinere Freude, als wenn man würdige Personen glücklich machen kan. Morad und Amine machten sich endlich mit meiner Bewilligung fertig abzureisen. Hassem wurde von neuem unruhig, als er sahe, daß sie sich zu ihrer Reise bereiteten. Er wünschte bey ihnen zu bleiben, und doch glaubte er, die Dienstbarkeit erlaubte es nicht, daß er mich verlassen dürfte. Ich befreyete ihn von seiner Verlegenheit, als ich ihm selbst sagte, daß er mit ihnen reisen sollte. Zugleich gab ich ihnen ein Reisegeld, das an sich eine Kleinigkeit war; ihnen schien es groß, da sie in ein Land zogen, wo die Last der Reichthümer unbekannt ist. Endlich nahmen sie von mir Abschied, einen Abschied, bey dem blos ihre Herzen durch Thränen redeten. Nun war ich wieder allein. Ich gestehe es, dieser Auftritt hatte empfindliche Regungen in meinem Herzen zurückgelassen. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach Freunden, nach der Geliebten, alles ward von neuem in mir rege. Ich sahe diese drey Personen durch jene Triebe glücklich; ich selbst hatte etwas zu ihrem Glücke beygetragen. Aber ich mußte unglücklich bleiben. Ich mußte fern von meinem Vaterlande, fern von den Freunden meiner Geliebten seyn, weil mir ihre Gegenwart meinen Verlust noch

noch empfindlicher gemacht haben würde, als er mir in fremden Ländern war.

Zu einer andern Zeit will ich die Nachrichten von meinen Reisen fortsetzen. Itzt will ich Chloen besuchen, und ihr erzählen, was ich damals empfunden hatte.

T. Oront.

Vier und vierzigstes Stück.

Hoc maiores nostri questi sunt, hoc nos querimur, hoc posteri nostri querentur, euersos esse mores, regnare nequitiam, in deterius res humanas et in omne nefas labi. At istae stant loco eodem stabuntque.

Seneca.

An sich selbst.

Erhebe dich, mein Geist, und laß die niedre Welt
Den Thoren, die der Wahn in strengen Fesseln hält!
Laß Schmerz und Reu verlarvt in schimmerndes Vergnügen
Das unerfahrne Herz der Sterblichen betrügen!
Laß Weisen ihren Stolz, sie kennen die Natur,
Den Himmel und die Welt; du, kenn dich selbsten nur!

Be

Bemühe dich nicht mehr die Thoren zu bekehren:
Erforsche, was du bist, und gieb dir selbsten Lehren.
Laß Höfen ihre Pracht und ihre Sclaverey:
Verlache sie nicht mehr, und lebe selbsten frey.
Glaubst du wohl, daß dein Spott das Herz der Thoren rühre?
Sey klüger! dieses ist die kräftigste Satyre.
Du nennest nur umsonst Lust, Stolz und Eyrsucht Dunst:
Ein Beyspiel würket mehr als alle Redekunst.
Und wer hat dich bestellt um Lehren auszugeben?
Sey ruhig, sey vergnügt, und lehre durch dein Leben.

Mit welchem Stolze schilt Cecil den Stolz nicht aus?
Er hört zu schmählen auf, und eilt vergnügt nach Haus.
Dort ist er ein Tyrann, er poltert, lärmet, fluchet,
Und da nur ist er fromm, wenn jemand ihn besuchet.
Ein Ehmann ohne Treu, ein Freund voll Trug und List,
Ein Herr voll Zorn und Geiz . . und doch ein Moralist;
Ein Philosoph beym Buch, ein Weltmann bey dem Schmause,
Ein Heilger in der Kirch, ein Bösewicht zu Hause.

O denke, wenn du stolz dem andern Lehren giebst,
Ob du nicht wie Cecil verborgne Laster liebst?
Bist du den Lastern feind? . . Ja! wer kan mich verklagen?
Wer weiß mir Diebstahl, Mord und Ehbruch nachzusagen?

O alles

O, niemand! aber sprich .... Ist dieß noch nicht genug?
Ich hasse Geitz und Stolz und Argliſt und Betrug.
Gut! aber bist du wohl auch fromm in Kleinigkeiten?
Ein kleiner Fehler kan zu grossen Lastern leiten.
Glaub nicht, daß auf einmal ein Laster Eindruck macht.
Nimmt sich auch dein Verstand für jedem Wahn in acht?
Bist du dir selbsten gleich in jedem Augenblicke,
Und siehst du nie mit Neid der Thoren schimmernd Glück?
Trau deiner Tugend nie, dem Himmel traue nur;
Die Tugend selbsten oft führt auf der Laster Spuhr.
Kanst du wohl deinem Freund dein Glück, dein Leben weyhen?
Liebst du die Feinde selbst? kan auch dein Herz verzeyhen?
Ist kein verborgner Stolz an deiner Demuth schuld?
Fliehst du den Lärm der Welt nicht oft aus Ungedult?
Wirst du beym Tadeln nicht die Fehler oft vergrössern?
Und ist dein Endzweck blos zu lehren und zu bessern?
Bist du verschwiegen, still, mit Wenigem vergnügt?
Ehrst du die Tugend noch, die still im Staube liegt?
Kan dein gesetzter Geist auch Könige verachten,
Die, Herrn der ganzen Welt, im Joch der Thorheit schmachten?
Gibst du den Armen gern, und wünschest nicht dabey,
Daß deine That bemerkt, und dann gepriesen sey?

Kan

Kan dich der fremde Schmerz; so wie dein eigner rühren?
Bist du keusch, redlich, fromm? .. Dann geh und schreib Satyren.

Es schreibe sie wer will: ich habe schon genug;
Das ganze Leben ist ein schmeichelnder Betrug.
Es ist ein Traum .. genug, wann uns der Traum vergnüget!
Wo lebt der Sterbliche, der sich nicht selbst betrüget?
Wo lebt der weise Mann, der einsam, ruhig, still,
Vergnügt ist, es zu seyn, und es nicht scheinen will?
Wo lebt der Philosoph, der nicht um Ehre schreibet?
Der Moralist, der stets in seinen Schranken bleibet?
Der andern nicht verbeut, was er sich selbst erlaubt?
Der Dummkopf, der sich selbst nicht klug und listig glaubt?
Vielleicht im Mond? Doch hier in unsern traur'gen Gründen,
In unsrer Unterwelt, wird man sie schwerlich finden.
Wo lebt der Mensch, der nicht des Schöpfers Bild entehrt,
Der Schönheit dieser Welt und seiner Schöpfung werth?

Wo lebt er? Weise! sagts, vielleicht dort in den Sternen:
Hier sucht man ihn umsonst bey Tage mit Laternen.
Umsonst, Diogenes, suchst du, was niemand fand;
Jedoch zu deinem Glück, du warst in Griechenland.
Itzt würde man dir bald das Suchen untersagen,
Und dir Latern und Kopf gewiß in Stücke schlagen.

Der Mensch, wenn ihm ein Schmerz des Lebens Lust vergällt,
Beschuldigt niemals sich, und schmählt nur auf die Welt.
O, statt die Vorsicht taub und ungerecht zu nennen,
O, lernet, Thörichte, die Welt und euch erkennen!
Die Schöpfung hat euch nicht zum Schmerz hervorgebracht,
Ihr seyd für diese Welt, sie war für euch gemacht.
Genießt sie, quält euch nicht durch Unmuth und Beschwerden,
Doch folget der Natur und lernt erst Menschen werden.
Fühlt eure Niedrigkeit, erkennt der Vorsicht Huld,
Nicht sie, die Thorheit ist an euren Fehlern schuld,
Die Thorheit, die euch treibt der Menschheit abzusagen,
Der Ursprung eurer Last, der Ursprung eurer Klagen.

Ein Jüngling, dem sein Lenz nur Freude prophezeyht,
Durchlebt gleich Träumenden des Lebens schönste Zeit:
Er wird der Wissenschaft bey Zeiten überdrüßig,
Er kennt die grosse Welt, und geht mit Wohlstand müßig,
Der Wollust falscher Reiz besiegt sein gutes Herz;
Er lacht, und alles wird in seinem Munde Scherz.
Es blenden ihn zu sehr des Lebens heitre Scenen,
Er wird sich unvermerkt zu sehr an sie gewöhnen.
Die Mode war sein Stolz, die Mode fliehet bald,
Die Zeiten ändern sich, und sein Verdienst wird alt.

Wann Zeit und Schwachheit ihn dem Grabe näher leiten,
Seufzt der betrübte Greiß, und schmählet auf die Zeiten.
Der Greiß, den alles flieht, was sonst sein Glück gemacht,
Weint so gedankenloß, als er vorhin gelacht.
Die Zeiten ändern sich: doch gleichen sie sich immer,
Es war auf unsrer Welt nie besser und nie schlimmer. –
O, Thor, ein kleiner Punct der Welt umschließet dich!
Du kennst ihn nicht, und schreyst: die Welt verschlimmert sich.

„O, Teutschland! o, wohin sind deine vorgen Sitten,
„Dein freyes Herz, dein Muth, und deine niedren Hütten?
„Es wird von Schwelgerey, von Pracht und Weichlichkeit
„Der Name und das Herz des teutschen Volks entweyht.
„Wo bist du, Redlichkeit? Im Hayne der Druiden?
„Nein! diese sind verstöhrt, und du von uns geschieden.
So seufzt und ruft Stertin erzürnt auf seine Zeit.
Auch bey den Teutschen wohnt vielleicht noch Redlichkeit:
Willst du die vor'ge Zeit mit ihr zurücke bringen,
So thu das, was du lehrst, und sey vor allen Dingen
Selbst redlich, mäßig, frey. Du schmählest auf die Zeit,
Und altteutsch Trinken nur heißt bey dir Redlichkeit.
Zu ieder Zeit der Welt wars Sterblichen gegeben,
Vernünftig, tugendhaft und auch beglückt zu leben.

„Der Tugend Ruhm und Lohn, der Menschheit schönstes Glück,
„Kommst du der niedern Welt denn nimmermehr zurück?
„O Freund.

„O Freundschaft, komm zurück! entflohst du mit Astraen
„Und mit der grauen Treu zu den gestirnten Höhen?
„Vor funfzig Jahren noch war Freundschaft in der Welt;
„Itzt ist sie ganz verführt, falsch, boßhaft und verstellt.
„Ich bin von jedermann verspottet und verlassen.
So klagt Geront. Doch sprich, wie kommts, daß die dich hassen,
Die sonsten dich geliebt? du warst sonst angenehm,
Verständig, scherzhaft, frey, gefällig und bequem,
Itzt bist du zänkisch, wild, geneigt dich zu betrüben,
Stolz, geitzig: soll man dich mit allem dem noch lieben?
Gieb nicht der Zeit die Schuld, und stille deinen Schmerz:
Du nur hast dich verkehrt, und nicht der Menschen Herz.
Es läßt der Himmel nie die Tugend ganz verschwinden:
Ein Herz der Freundschaft werth wird allzeit Freunde finden.

„Wie unglückseelig! ruft ein hungernder Poet,
„Der vor der harten Thür des stolzen Wechslers steht,
„Wie unglückseelig sind nicht unsre trägen Zeiten,
„Wo Wissenschaft und Kunst zum Hospitale leiten!
„Wie kommts, daß kein August an mich verlaßnen denkt,
„Und daß mir kein Mäcen ein prächt'ges Landgut schenkt?

„Ach warum bin ich nicht zu jener Zeit gebohren!
„Wie viel verliehr ich nicht? (Auch sie hat viel verlohren)
„Bey schönen Lydien und bey Falerner Wein
„Wollt ich mit leichter Müh Horaz geworden seyn.
„Doch was erwirbt man itzt mit dichtrisch sanften Tönen?
„Die Thoren schimpfen uns, wir nennen sie Mäcenen.
„Ihr Tisch ist reich besetzt, doch Ach! ihr Brod ist hart,
„Der beste Wein wird herb durch ihre Gegenwart.
„Verlanget man noch mehr, so heist man unbescheiden.
„Wie vieles muß ich nicht von ihrem Stolze leiden?
„Bin ich auch wo zu Gast, welch quälender Verdruß
„Ists, daß ich ihren Scherz sogar noch loben muß,
„Wenn er mich selbsten trift? Was will ich sonsten machen?
„Ich darf nicht sauer sehn, wenn Stutzer mich verlachen.
„Ist einst mein Werk gedruckt, und ist kein Meisterstück,
„Wie schmählt der Leser nicht? wie schimpfet die Critick?
„Kan der Verleger Geitz samt allen diesen Plagen
„Nicht den erhabensten der Dichter niederschlagen?
Ja, schmähle drum noch nicht zu sehr auf unsre Zeit;
Glaubst du nicht, daß in Rom Verdruß und Dürftigkeit
Selbst in Augustens Zeit viel Dichter schon geplaget,
Von deren Namen itzt der Nachruhm nichts mehr saget?
Es bleiben durch der Zeit Betrug und Unbestand
Auch grosse Geister oft der Nachwelt unbekannt,

Entzücke Herz und Ohr mit dichterischen Tönen,
Sing erstlich wie Horaz, und alsdann such Mäcenen.
Glaubst du, daß den Horaz, trotz seiner Lieder Pracht,
Kein Criticus geschimpft, kein Stutzer ausgelacht?
O glaub es nicht! die Welt war allzeit reich an Thoren.
Jedoch ihr Ruhm, ihr Stolz, ihr Tadel, ist verlohren.
Es lebet noch Horaz: des Grabes ew'ge Nacht
Umschließt der Thoren Schwarm, der ihn vielleicht verlacht.
Es wird die graue Zeit mit ihren Finsternissen
Der itz'gen Thoren Schwarm in kurzem auch umschliessen.
Sind sie gleich itzt berühmt, erhaben, mächtig, reich:
Sie sterben, sie vergehn, ihr Name stirbt zugleich.
Des wahren Dichters Ruhm erhebet sich zum Himmel;
Der Zeiten neidscher Zahn, des Acherons Getümmel
Schreckt seine Seele nicht: Er lebt noch wie zuvor:
Sein Ruhm steigt aus der Gruft mit neuem Glanz empor.

Betrüget mich kein Wahn, auch Weise hör ich klagen:
Die Welt verschlimmert sich; hör ich sie trostlos sagen.
Versucht es, Sterbliche, und schreibet eurem Glück
Gewisse Regeln für, belehret das Geschick.
„Die Tugend nur allein soll groß und edel machen,
„Es soll auf unsrer Welt ein ewger Frühling lachen,
„Kein Sterblicher soll groß und keiner niedrig seyn,
„Es soll kein stolzer Thor den Lastern Weyhrauch streun.

„Der Wissenschaften Blühn soll iedes Herz erheben,
„Die Tugend nur allein soll uns Gesetze geben.
„Wer nicht die Weißheit kennt, wer nicht die Tugend liebt,
„Der lebe schwermuthsvoll, verlassen und betrübt.
„Es soll nur das Verdienst zu wicht'gen Stellen bringen,
„Nur wahre Helden soll der Dichter Mund besingen.

Wie schön ist dieser Plan? doch siehst du nicht dabey,
Wie unbarmherzig der, der ihn erdichtet, sey?
Der Schöpfung größter Theil soll unglückselig werden,
Warum? auf daß, befreyt von Kummer und Beschwerden
Ein kleiner Haufe stolz und ruhig leben soll.
Des Erdballs größter Theil ist ia von Thoren voll,
Und alle diese soll die Last des Kummers drücken!
Ein Weiser kan sich zwar in iedes Unglück schicken:
Jedoch das kan kein Thor; der unterliegt dem Schmerz
Wer Thoren böses wünscht, hat selbst ein böses Herz.

Die Vorsicht wählte schon von iedem Plan den besten,
Sie sorgt in unsrer Welt vom Kleinsten bis zum Größten.
Vor ihrem ew'gen Aug ist alles, alles gleich,
Ein enger Bienenstock, ein mächt'ges Königreich.
Nichts ist groß, nichts ist klein, nichts ist hienieden weise,
Sie lenkt mit einem Wink die Welten in dem Gleise,
Und eben dieser Wink sorgt für des Wurmes Glück,
Der sich im Staub verliehrt, unkennbar unserm Blick.

Auch

Auch dieser nutzt der Welt: kanst du gleich nicht entdecken,
Wie viel in der Natur verborgne Kräfte stecken.
Ist alles, was der Bau der Erden in sich hält,
Nicht nützlich, nicht vereint mit unsrer ganzen Welt?
Der ew'gen Vorsicht Macht kan kein Geschöpfe hassen:
Wie wird sie denn allein die Thoren so verlassen?

Ein iegliches Geschöpf erwirbt sich durch sein Seyn,
Zugleich ein Recht zum Glück, ein Recht sich zu erfreun.
Misgönnet andern nicht des Himmels süsse Gaben,
Prangt mit der Weißheit nicht, seyd frölich, sie zu haben.
Dankt eures Schöpfers Macht, und saget nicht dabey,
Daß Welt und Alter schlimm, die Vorsicht strenge sey.
Gebraucht mit Dankbarkeit, das was sie euch gegeben,
Genießt des Lebens froh, hofft auf ein anders Leben.
Werth einer bessern Welt, die euch sein Wort verspricht,
Erfüllt in dieser erst die vorgeschriebne Pflicht.
Seyd nicht empfindungslos, doch mäß'get alle Triebe,
Seyd glücklich durch Natur, Vernunft und Menschenliebe.
Seht die verjüngte Flur, den jugendlichen Hayn,
Die ganze Schöpfung iauchzt, es klagt der Mensch allein.
Geh', frage bey dem Wild auf iener grünen Heyde,
Wozu sie Gott erschuf: Sie sagen dir: zur Freude.
Geh, frage, von dem Reitz der Lilien entzückt,
Wozu der Himmel sie so prächtig ausgeschmückt?
Für dich, Undankbarer, der alles dieß nicht siehet,
Die stillen Freuden haßt und vor sich selbsten fliehet.

Es spielt ein heller Bach sanft rauschend durch die Flur,
Und murmelnd danket er dem Vatter der Natur.
Hörst du das stille Lied vergnügter Nachtigallen:
Geh, frage sie, von wem wohl ihre Töne schallen?
Durch Trillern sagt sie dir: Der Herr von Welt und Zeit
Erschuf so dich als mich zur Lust und Dankbarkeit.
Willst du des Himmels Lust anietzo schon geniessen?
O! lerne Stolz und Wunsch in enge Schranken schliessen.
Wie prächtig blüht die Welt? Sieh alles blühet dir,
Geniesse, danke, leb! der Himmel ist schon hier.

L. Damis.

Fünf und vierzigstes Stück.

Mollissima corda
Humano generi dare se natura fatetur.

Juvenal.

Ich kann in Gesellschaften alle Unterredungen, wenn sie auch noch so sehr wider meine Gesinnungen streiten, mit Gelassenheit anhören. Heute aber hätte mich meine Gedult bald verlassen. Ich befand mich in einer Gesellschaft und die Unterredung war von derjenigen Art, die mich am allermeisten vergnüget; sie hatte moralische

Be-

Betrachtungen zum Gegenstande. Valer, ein Jüngling, den hundert gute Eigenschaften allen Rechtschaffenen werth machen, sagte in der Folge des Gespräches, daß er die Zärtlichkeit für die Grundlage der erhabensten Tugenden hielte. Er hatte noch nicht ausgeredet, als sein Vorgesetzter, Krito, ein Mann, der seiner Wissenschaften wegen in Ansehen steht, mit einer entscheidenden Stimme antwortete; „Die Zärtlichkeit ist ein schönes Wort, unter welchem die Menschen die größte Schwachheit verbergen. Seit dem sich die Teutschen bemühet haben, zärtlich zu seyn, sind sie Weichlinge geworden.„ Ich gestehe es, ich ärgerte mich heimlich über diesen Ausspruch; am meisten kränkte es mich, daß der liebenswürdige Jüngling einen Widerspruch von dieser Art ausstehen mußte, der ihn selbst leicht auf irrige Gedanken bringen konnte, da er aus dem Munde seines Vorgesetzten kam. Ich war schon im Begriff, dem Krito zu antworten, als mir einfiel, daß Streitigkeiten in zahlreichen Gesellschaften fast niemals die Wirkung haben, den Gegner zu überzeugen. Ich schwieg deswegen stille. So bald ich aber nach Hause kam, ergriff ich die Feder, um meine Gedanken von dieser Sache niederzuschreiben. Valer liest unsere Blätter. Er wird also dadurch meine Gedanken am bequemsten erfahren, ohne daß ich es nöthig habe, mit seinen Vorgesetzten zu streiten.

Die Zärtlichkeit ist eine Folge der allgemeinen Menschenliebe; aber sie fängt eigentlich erst da an, wo die allgemeine Menschenliebe aufhört. In dem Stande blos

natürlicher Empfindungen, und ſo lange das Herz nicht durch die Kunſt iſt ausgebeſſert worden, fühlen wir niemals bey fremdem Glück oder Unglück ſo viel als bey unſerm eigenen. Die Selbſtliebe, der Grund unſerer Triebe, verurſachet dieſe Verſchiedenheit der Empfindungen; und es iſt nicht möglich, ein menſchliches Herz zu dem Grade der Empfindlichkeit zu bringen, daß es gleiche Empfindungen von ſeinen eigenen Schickſalen und von fremden haben ſollte, wenn es nicht angewöhnet wird, das Glück ſeines Nächſten in einer weſentlichen Verbindung mit ſeinem eigenen zu betrachten, und durch dieſen Bewegungsgrund aus dem einen gleiche Freuden oder gleichen Kummer zu ſchöpfen, als aus dem andern. Durch dieſe Betrachtung erſt wird das Herz ſo erweicht, daß es den Eindruck fremder Schickſale gleich ſtark empfindet, als ſeiner eigenen. Alsdenn wird es zärtlich; und denjenigen kan man zärtlich nennen, der mit gleicher Entzückung ſein eigenes Glück und das Glück eines andern Menſchen empfindet; der gleiche Schmerzen fühlt, wenn er ſelbſt, oder wenn der andere leidet, deſſen Empfindungen er theilet.

Die Menſchenliebe verbindet uns zwar überhaupt ſchon zu einer Empfindlichkeit bey den Zufällen anderer Menſchen. Man müßte ſeine Natur verläugnet haben, wenn man bey dem Anblick einer leidenden Tugend fühllos bleiben; oder wann man nur überhaupt bey unglücklichen Begebenheiten ein gleichgültiger Zuſchauer ſeyn wollte. Ein jeder Unglücklicher hat einen rechtmäſſigen Anſpruch auf

mein Mitleiden; und ein jeder von meinen Mitbürgern, den die Güte des Schöpfers auf eine beſondere Art ſegnet, verdienet es, daß ich Theil an ſeiner Freude nehme. Aber noch viel weiter erſtrecken ſich die Rechte der Zärtlichkeit, einer beſondern Einſchränkung der Menſchenliebe, die in ihren Empfindungen viel vollkommener iſt, als jene allgemeine Neigung zu allen unſern Nebenmenſchen. Ihre Regungen gründen ſich auf einen beſondern Vorzug in unſern Neigungen, den wir einigen Menſchen für dem ganzen Geſchlecht geben. Denn es iſt uns nicht möglich, zu einer ſo groſſen Gleichgültigkeit gegen uns ſelbſt zu kommen, daß uns ein jeder von unſern Nebenmenſchen ohne Ausnahme ſo lieb ſeyn ſollte, als wir uns ſelbſt ſind. Es iſt eine vorzügliche Neigung, die uns gewiſſe Menſchen beſonders lieb macht. Wenn dieſe Neigung ſo hoch ſteiget, daß ſie uns gegen das Glück dieſer beſondern Gegenſtände unſerer Liebe gleich empfindlich macht, als gegen unſer eigenes, ſo überſchreitet ſie ſchon die Gränzen der allgemeinen Menſchenliebe, und wird vollkommner als jene. Alsdenn iſt ſie Zärtlichkeit.

Man begreift leicht, daß dieſe Neigung in der Natur und in den Abſichten des Schöpfers ſelbſt gegründet iſt. Unſere Geſinnungen gegen andere Menſchen werden durch das weitere oder engere Verhältniß beſtimmt, in welchem ſie mit unſerer beſondern Glückſeligkeit ſtehen. Dieſes iſt ein Grundgeſetze der Selbſtliebe, eines Triebes, den nur diejenigen verdammen, die ihn ſelbſt nicht von ſeinem Mis-

brauch zu unterscheiden wissen. Die Absichten der Vorsicht erforderten es, einige Herzen zu bilden, die ihre eigene Glückseligkeit darin setzten, daß sie die Gegenstände ihrer Zärtlichkeit glücklich machen konnten.

Nur drey Arten von Gegenständen sind für unsere Zärtlichkeit gemacht; Personen die das Recht des Bluts mit uns vereiniget; eine Geliebte, und Freunde. Gegen alle drey ist unser Herz nur halb empfindlich, so lange es nicht durch die Zärtlichkeit befeuert wird.

Ich will hier nicht von der Zärtlichkeit reden, die wir gegen Personen empfinden sollen, welche durch die Rechte des Geblüts mit uns verbunden sind. Diese Zärtlichkeit ist uns von der Natur so nachdrücklich empfohlen worden, daß man diejenigen als Schandflecken des menschlichen Geschlechts betrachten muß, denen sie fehlet; und die Achtung, die wir der Menschheit überhaupt schuldig sind, scheinet es zu erfordern, daß man über dergleichen Schandflecken eine Decke ziehe.

Die Zärtlichkeit gegen einen Freund und gegen eine Geliebte sind in Ansehung ihrer Sittlichkeit einander gleich. Es ist ein Werk unserer freyen Wahl, Gegenstände für unsere Liebe und für unsere Freundschaft nach unserm Geschmack auszusuchen. So bald sie aber erwählt sind, ist es uns nicht mehr freygestellt, ob wir gegen sie zärtlich seyn wollen, oder nicht. Ohne Zärtlichkeit ist sowohl Freundschaft als Liebe nur ein Schattenwerk.

Dorant sieht seine Freunde in unglücklichen Umständen. Er könnte sie glücklich machen, wenn er sich es etwas wollte kosten lassen. Er wird wirklich bey ihrem Unglück gerührt; er giebt sich Mühe, ihnen das Unglück zu erleichtern; aber so weit treibt er seine Bemühungen nicht, sie völlig davon zu befreyen. Man kan nicht sagen, daß Dorants Freundschaft nicht aufrichtig sey. Aber die Zärtlichkeit fehlet ihr; und ohne Zärtlichkeit wird auch die Freundschaft nicht zu derjenigen Großmuth erhöhet, die wahre Helden der Tugend macht.

Zur Zärtlichkeit ist es so wenig genug, dem andern überhaupt gewogen zu seyn, als es zur Liebe und zur Freundschaft genug ist, gerne mit dem andern umzugehen. Die Vereinigung der Herzen, die ihnen alle Regungen, alle Empfindungen gemein machen, die mit einem Worte aus zwey Herzen eines machen soll; diese Vereinigung ist kein Werk eines gemeinen Wohlgefallens. Eine so vorzügliche Neigung, als die Zärtlichkeit ist, gründet sich auf vorzügliche Eigenschaften, die wir an dem Gegenstande unserer Triebe wahrnehmen müssen.

Strephon ist ein unbeständiger Liebhaber. Man übertreibt die Sache nicht, wenn man behauptet, daß er wenigstens zwölf Schönen nach der Reihe seine Zärtlichkeit zugeschworen hat. Aber man ist zu hart gegen ihn, wenn man ihn wegen dieser Unbeständigkeit einen Betrüger nennet. Strephons Absicht war wirklich jedesmal, wenn er sich verliebte, aufrichtig; er glaubte, Zärtlichkeit zu fühlen; aber er betrog sich selbst. Was er für Zärtlichkeit hielt,

ſtandes, die nicht länger währen konnte, als bis er einen neuen Gegenſtand ſahe, der gleichfalls Bewunderung verdiente. Hätte Strephon gewußt, wie viel zur wahren Zärtlichkeit erfordert wird, er würde ſeinen vorübergehenden Neigungen dieſen erhabenen Namen nicht beygelegt haben.

Die wahre Zärtlichkeit iſt eine Folge der Hochachtung; und Hochachtung ſetzt Verdienſte zum voraus. Man kann alſo nur gegen den zärtlich ſeyn, der geliebt zu werden verdient. Der Mangel der Hochachtung iſt die Urſache ſo vieler unbeſtändigen Freundſchaften. Man würde oft falſch ſchlüſſen, wenn man glauben wollte, daß ein Menſch, der ſeine Freunde vergeſſen kan, nothwendig ein böſes Herz haben müßte. Die Menſchen geben nur mit dem Worte Freundſchaft zu verſchwenderiſch um. Sie ſtiften Bündniſſe ohne Vorbedacht, und nennen ſie Freundſchaft. Die wahre Hochachtung, die aus Verdienſten entſtehet, iſt fern von ihren Bündniſſen; denn ſie wiſſen nicht einmal, ob derjenige, den ſie zum Freunde erwählen, diejenigen Verdienſte beſitzt, die zur wahren Freundſchaft nöthig ſind. Bey dieſen Umſtänden kan keine Zärtlichkeit entſtehen, ihr Bündniß zu befeſtigen; und wie wenig koſtet es dem Herzen, denjenigen zu vergeſſen, der unſer Herz niemals recht beſeſſen hatte!

Zwo Eigenſchaften müſſen uns einen Freund am meiſten ſchätzbar machen; ſeine freudige Bereitwilligkeit unſer Glück zu befördern, und ſeine Fähigkeit unſer Herz zu beſſern.

ſern. Es iſt nicht genug, daß er ein gutes Herz hat; dieſes muß ein jeder haben, der Achtung von uns verlangt. Der Freund, den ich zärtlich lieben ſoll, muß ſein gutes Herz wirkſam gemacht haben, er muß Tugenden beſitzen, die für mich Beyſpiele zur Nachahmung ſeyn können. Er muß wirklich die Abſicht haben, an meinem Glücke zu arbeiten; die Sorgfalt, die Bemühungen, die er für mein Beſtes anwendet, müſſen ihm keine Laſt, ſie müſſen ſein Vergnügen ſeyn. Dieſe Eigenſchaften verſchaffen ihm alsdenn von mir mehr als eine allgemeine Hochachtung; ich werde verbunden, ſie für verdienſtlich gegen mich ſelbſt zu erkennen, weil ich ſeine Begierde ſehe, ſie meinem Glücke zu widmen. Das verdienſtliche gegen mich, daß ich in dieſen Eigenſchaften des Freundes entdecke, verwandelt die Hochachtung, die ich ſeinen guten Eigenſchaften nach einem allgemeinen Rechte ſchuldig bin, in eine viel beſtimmtere und höhere Achtung. Ich betrachte ſie als Quellen meines Glücks; ich empfinde Regungen der Dankbarkeit gegen den Freund, der ſie beſitzet und bereit iſt, mich durch ſie zu beglücken; mein Herz wallet alsdenn, durch die gerechten Empfindungen der Gegenpflicht, von einem heiſſen Verlangen, ihn wieder glücklich zu machen. Ich liebe ihn nicht mehr als einen Freunden, ſondern als einen weſentlichen Theil meiner Glückſeligkeit; Ich werde zärtlich gegen ihn.

Die Zärtlichkeit iſt der wahre Grund von der Vereinigung freundſchaftlicher Herzen. Ein zärtlicher Freund weiß,

daß

daß das Herz seines Freundes die sicherste Zuflucht für das seinige ist. Mit Freuden eröfnet auch er sein eigenes Herz seinem Freunde. Er fühlet ein geheimes Vergnügen darüber, daß ihn ein Tugendhafter zum Mitgenossen seiner Triebe, seiner Gedanken erwählt hat. Er findet selbst seinen Nutzen in dieser Offenherzigkeit. Ein vertrauter Freund, dem das innerste unserer Seelen offen steht, kan oft verwerfliche Triebe, die in uns aufwallen, gleich bey ihrer Entstehung unterdrücken; Triebe, von denen der Tugendhafteste nicht frey ist, weil ihr erster Schein sein Auge betrügen kan, und die oft unüberwindlich werden, wenn man sie nicht gleich bey ihrem Anfang bestreitet.

Zärtlichen Freunden wird die Sorge ihres beyderseitigen Glücks, und seine Empfindung gemeinschaftlich. Ihre Zärtlichkeit selbst gewöhnet sie zu dieser Denkungsart, daß sie das Glück des Freundes als die Quelle des ihrigen und als gleich schätzbar betrachten. Mit welchen Augen müßte ich den im Unglück erblicken, von dem ich weiß, daß ihm nichts mehr angelegen ist, als mein Glück? Kein Trieb kan feuriger seyn, als der Trieb der Zärtlichkeit, einem unglücklichen Freunde beyzustehen; da uns diese Zärtlichkeit längst gewöhnet hat, sein Glück in einer unzertrennlichen Verbindung mit dem unserigen zu betrachten.

Alles, was ich von der Zärtlichkeit in der Freundschaft gesagt habe, gilt auch von der Zärtlichkeit in der Liebe. Auch sie gründet sich auf Hochachtung; und ein Weiser liebt sowol in seiner Geliebten, als in seinem Freund, das

gute Herz und die Schönheiten der Seele; er erhöhet dadurch seine Neigung, und macht sie zur Zärtlichkeit.

Diese Zärtlichkeit ist so weit von der Schwachheit entfernt, daß sie vielmehr die Quelle der erhabensten Handlungen, der Großmuth und des wahren Heldenmuthes wird. Ein zärtlicher Vatter, ein zärtlicher Sohn, ein zärtlicher Liebhaber und ein zärtlicher Freund, werden durch ihre gerechten Neigungen wahre Helden, wenn die Umstände ein Opfer von ihnen erfordern, welches für einen gemeinen Muth zu groß ist. Den Werth des Lebens zu erkennen, und doch sein Leben zu wagen, wenn die Rechte der Zärtlichkeit diese Gefahr von uns erfordern, zeugt von einem viel erhabenern Muth, als wenn ein Krieger bald aus Ruhmsucht, und bald aus Furcht der Verachtung seine Brust dem feindlichen Schwerdt entgegen stellt. Eben so weit ist die Großmuth eines Geistes, der die Nutzbarkeit zeitlicher Güter erkennet, und sie doch den Pflichten der Zärtlichkeit aufopfert, über die kalte Gelassenheit eines Menschen erhaben, der diese Güter deßwegen verachtet, weil er ihren wahren Genuß nicht weiß.

Philintens Aufführung wird von seinen Bekannten sehr scharf beurtheilet. Ihm war ein grosses Glück angeboten worden; er lehnte es von sich ab, weil er glaubte, daß sein Freund Kleon durch höhere Verdienste dieses Glückes würdiger sey, und mehr Fähigkeit hätte, dasselbe zum Besten des Staats anzuwenden, als er selbst. Philintens Absicht ist erreicht worden. Sein Freund ist wirklich in

den Beſitz dieſes Glückes gekommen. Der Gebrauch, den er davon macht, iſt Zeuge, daß Philint richtig geurtheilet hatte; und Philint ſelbſt iſt dafür, daß er ſeinen Freund glücklich gemacht hat, reichlich belohnet worden. Das zärtliche Vergnügen, ſeinen Freund in ſolchen Umſtänden zu ſehen, die ſeiner Tugend würdig ſind, und Kleons gleich zärtliche Dankbarkeit ſind ihm genug zum Lohn. Er weiß es, daß die Welt ſeine Aufführung tadelt; das innerliche Bewußtſeyn einer ſchönen Handlung erhöhet ihn über dieſen Tadel.

Nach meinen Gedanken hat Philint vollkommen recht gehandelt. Er folgte der Zärtlichkeit, und verband ſie noch mit einer ſeltenen Gerechtigkeit gegen das Vaterland, die aber nichts deſtoweniger Gerechtigkeit bleibt, ob ſie gleich ſelten iſt. Ich kan es erkennen, daß mein Freund gelehrter iſt, daß er die Welt beſſer kenne, als ich. Dieſes zu erkennen, und ſogar es zu geſtehen, wird nicht für ſchwer gehalten. Sollte es denn ſo viel ſchwerer ſeyn, einzuſehen, daß er, wenn er mehr Verdienſte beſitzt, auch eines gröſſern Glückes würdig ſey, als ich? Sollte ich nicht ſo zärtlich gegen ihn, und ſo redlich gegen das Vaterland geſinnet ſeyn, ihm ein Glück, das er beſſer als ich gebrauchen kan, auch lieber zu gönnen, als mir ſelbſt, wenn ich im Stande bin, ihm daſſelbe zu verſchaffen?

Die Freuden der Zärtlichkeit ſind die reinſten, die empfindlichſten von allen Freuden. Sie haben alle Reitzungen der Freuden, die uns die Tugend giebt; denn wahre

Zärt-

Zärtlichkeit ist selbst Tugend, weil sie sich auf Tugend gründet. Sie besitzen noch den unschätzbaren Vorzug, daß sie allemal zugleich wenigstens zwey Herzen erfreuen. Alles Vergnügen der Zärtlichkeit ist gemeinschaftlich. Die Freude, die itzt in meinem Herzen aufwallet, ist zugleich für meinen Freund Freude; und das Vergnügen, das ich ihm verschaffe, kehrt mit gedoppeltem Reiz in meine Brust zurück.

Auch die Schmerzen der Zärtlichkeit erniedrigen das Herz nicht. Es ist schön, durch Menschenliebe gerührt zu werden. Noch schöner sind die Rührungen der Zärtlichkeit. Dem Schmerzen ist die Besserung des Herzens eigen; und eine jede Thräne, die ich bey dem Unglück meines Nächsten vergiesse, ist eine schätzbare Wirkung der Tugend. Scipio ist mir deswegen bewunderungswerth, weil er Karthago erobert hat. Ich bewundere in ihm den menschlichen, den zärtlichen Helden, dem mitten in der Hitze des Sieges der Anblick des untergehenden Karthago Thränen auspresste. Seine Thränen waren Proben seiner Menschlichkeit; noch edler sind die Thränen der Zärtlichkeit. Man mag die Thränen, die ein Mensch bey seinen eigenen Schicksalen vergießt, immerhin einem Manne für unanständig halten; diejenigen die aus einem Triebe der Zärtlichkeit fliessen, sind gewiß eine Zierde der Menschheit. Sie sind der sicherste Beweis von einem erhabenern Geiste, der seine Leidenschaften und seine Empfindungen selbst der Tugend geheiligt hat.

Ich empfinde allemal einen geheimen Unwillen, wenn ich höre, daß Menschen, die den Vorschriften der Klugheit folgen wollen, das gaudebis minus, sed minus dolebis des Martials als einen Ausspruch der Weisheit billigen. In meinen Augen ist es eine mehr als weibische Zaghelt, wenn man sich für den Regungen der Zärtlichkeit deswegen hüten will, weil sie Schmerzen verursachen können. Ihre Süßigkeiten sind so groß, daß es unendlich trauriger ist, sie zu missen, als alle ihre Schmerzen auszustehen. Nur diejenigen Schmerzen muß ein Mensch fliehen, die aus bösen Handlungen entstehen können. Die Schmerzen der Zärtlichkeit sind von der edelsten Art; sie sind uns selbst zur Ausübung unserer Pflichten behülflich. Jemehr ich selbst leide, wenn ich meinen Freund leiden sehe; desto grösser wird mein Eifer seyn, ihm zur Hülfe zu eilen. Es ist eben so widersinnig, aus Furcht zukünftiger Schmerzen die Zärtlichkeit zu fliehen, als den Umgang aller Menschen zu verlassen, und sich in eine Einöde zu verbergen, weil man in der Welt durch so viele traurige Zufälle anderer Menschen zum Mitleiden bewegt werden könnte.

Die Freundschaft ist ein vortrefliches Mittel zur Besserung des Herzens. Dieses ist bekannt. Aber gleich bekannt ist es auch, daß nichts schwerer und gemeinen Freundschaften gefährlicher ist, als die Verweise, die ein Freund, der den andern zu bessern sucht, demselben wegen seiner Fehler geben muß. Aber diese Gefahr verschwindet,

so

ſo bald Zärtlichkeit in der Freundſchaft herrſchet. Durch ſie werden beide Herzen einander eröfnet; und derjenige, der freundſchaftliche Verweiſe bekommt, erblicket in ihnen zugleich die Wahrheit, und die Liebe ſeines Freundes. Die Verweiſe ſelbſt verlieren durch ſie ihre Bitterkeit, ſie werden ſchätzbare und angenehme Proben der Freundſchaft.

Viele von meinen Leſern werden ſich noch an die Jugend des Kratippus erinnern, der mit der ſchönſten Anlage zur Tugend groſſe Fehler vermiſchte. Alle Vermahnungen ſeiner Lehrer, und ſelbſt die natürlichen unangenehmen Folgen ſeiner Fehler waren zu ſeiner Beſſerung zu ſchwach. Er erkannte die Schönheiten der Tugend; aber ſein Herz wankte noch immer zwiſchen ihr und den Reitzungen der Fehler. Endlich bekam er ſeinen Freund, einen Mann, deſſen Stand anſehnlich, und ſeine Tugend noch anſehnlicher war. Kratippus bemerkte, daß er ſeinen Freund durch ſeine Ausſchweifungen betrübte; er fieng an, ſie zu haſſen. Endlich erfuhr er noch, daß ſeine Fehler Gelegenheit gaben, den guten Namen ſeines Freundes zu ſchwächen; weil die Welt glaubte, daß ein Mann, der mit einem ſo ausſchweifenden Menſchen, als Kratippus ſey, Freundſchaft unterhielte, ſelbſt ein geheimer Freund der Ausſchweifungen ſeyn müßte. Kratippus beſaß ein zärtliches Herz, und dieſes wurde aufs empfindlichſte gerühret, als er ſahe, daß ſeine Fehler ſeinem Freunde ſchaden konnten. Die Zärtlichkeit tratt nunmehr auf die Seite ſeiner Tugend. Durch ihren Beyſtand erhielt er den Sieg über ſeine

Fehler, den ihm alle Lehrer nicht hatten verschaffen können. Kratippus ist tugendhaft geworden; und seine Tugend hat der Zärtlichkeit ihren Sieg zu danken.

Für meine Empfindung sind keine grössere Reitzungen, als die Reitzungen der Zärtlichkeit. Ein lächelnder Blick meiner Laura, ein vertrautes Gespräch mit meinen Freunden vergnügt mich mehr, als alle Güter der Welt, und alles, was Natur und Kunst zum Vergnügen der Sinnlichkeit dargestellt hat. Kan meine Zärtlichkeit ihre Triebe so weit erfüllen, daß meine Bemühungen wirklich das Glück dieser geliebten Personen vergrössern, so sehe ich unter dem ganzen menschlichen Geschlecht keinen einzigen, dessen Glückseligkeit ich mit der meinigen zu vertauschen wünschte.

Mein Freund Orent erzählte mir neulich eine kleine Geschichte, die ich zum Beschlusse dieses Stückes meinen Lesern mittheilen will.

In Mosul, einer grossen Stadt in Kurdistan, lebte ein Jüngling, mit Namen Abdalla, der aus königlichem Geblüte war. Abdalla hatte einen vertrauten Freund, mit welchem er seine Reichthümer theilte, und alle Freuden der Freundschaft genoß. Nach einigen Jahren überfiel der König von Persien die Stadt, und plünderte sie aus. Abdalla entfloh mit seinem Freund Jezid in ein entferntes Land. Er hatte von seinen Gütern wenig retten können. Den Ueberrest schenkte er den Armen; er selbst ging mit seinem Freunde in ein Kloster; welches von heiligen Mönchen bewohnt wurde. In dieser angenehmen Stille lebten

sie

ſie viele Jahre, und wünſchten ſich niemalen eine Verände-
rung. Endlich ſetzten ſich die Einwohner von Moſul in
Freyheit. In dem Kriege war das Geſchlecht ihres Königs
vertilgt worden, und Abdalla war der einzige übrige Zweig
davon. Sie erfuhren ſeinen Aufenthalt, und ſchickten
Abgeordnete an ihn, die ihn zum Thron berufen muſten.
Abdalla war eine Zeitlang unſchlüſſig. Der Vorgeſetzte in
dem Kloſter erlaubte ihm zwar, den Orden zu verlaſſen;
aber ſein Freund mußte zurück bleiben. Endlich ſiegten die
Reitzungen der Herrſchaft über ſeine Zärtlichkeit. Er ver-
ließ ſeinen Freund, und reißte mit den Abgeordneten nach
Moſul. Der Beſitz der Krone lehrte ihn frühzeitig, wie
gering ihre Freuden gegen die Anmuth der Freundſchaft
ſind. Abdalla konnte weder die Verdrüßlichkeiten der Re-
gierung, noch die Sehnſucht nach ſeinem Freunde ausſtehen.
Endlich berief er die Verſammlung ſeiner Unterthanen und
ſagte ihnen: Ihr Männer von Moſul, eure Krone
iſt für mich zu ſchwer. Nehmet ſie zurück, und ge-
bet mir meine Freyheit wieder. Seine Unterthanen
machten gegen ſeine Entſchlieſſung Vorſtellungen; aber
Abdalla blieb unbeweglich. Er legte ſeine Würde nieder,
und begab ſich wieder in das Kloſter, wo ſein Freund lebte.
Sie erneuerten ihren zärtlichen Umgang, und lebten
glücklich.

F. Ariſt.

Sechs und vierzigſtes Stück.

Malignum ſpernere vulgus.

HORAT.

Ich habe mich ſo oft in meinen Urtheilen über andere betrogen, daß ich itzt nicht anders als mit der größten Behutſamkeit von den Handlungen meiner Nebenmenſchen urtheile, und mir aus langer Erfahrung den Grundſatz gemacht habe: je freyer und je heftiger jemand von den Handlungen anderer urtheilt, deſto weniger verſpreche ich mir von ſeinen Urtheilen und von ſeinem ganzen Charakter. Wir ſind dahero keine Leute in Geſellſchaften verdrüßlicher, als diejenigen, die ſich zu allgemeinen Sittenrichtern aufwerfen und alle Handlungen ihrer Mitbürger auf eine freye und liebloſe Weiſe beurtheilen. Hört man dieſe Leute reden, ſo ſollte man glauben, ſie allein wären die glücklichen Sterblichen, die über das gemeine Loos der Menſchheit erhaben und von allen Fehlern frey wären.

Man hat vielleicht wider kein Laſter mehr geſchrieben, als wider die Tadelſucht; es iſt aber auch vielleicht keines, das mehr Reitzungen hat und allgemeiner iſt. Es iſt doch gar zu angenehm, wenn man an andern Thorheiten bemerken kan, von denen man ſelbſt frey zu ſeyn glaubt.

Es ist doch gar zu angenehm, wenn man sich über fremde Fehler lustig machen und sich dadurch, daß man andre tadelt, den Schein einer grössern Klugheit und Tugend zuweg bringen kan. Kein Wunder, daß die freye und liebloſe Beurtheilung unserer Nebenmenschen einen Zeitvertreib der meisten Gesellschaften und selbst ein Mittel geworden ist, in Zusammenkünften eine ansehnliche Rolle zuspielen.

Herr Witzling kommt in eine Gesellschaft von Frauenzimmer. Er ist viel zu artig, als daß er nicht den anwesenden Schönen alles mögliche Vergnügen machen sollte. Wie kan er seinen Endzweck besser erreichen, als daß er seiner Gesellschaft allerhand Spöttereyen über abwesendes Frauenzimmer vorsagt? Er bekommt zwar Verweise, wegen seiner Bosheiten, aber so sanfte, so artige Verweise, daß er mehrere zu bekommen wünscht. Die anwesenden Schönen werden stolz auf die boshaften Abschilderungen, die Herr Witzling von den abwesenden macht. Sie legen sich alle die Vollkommenheiten bey, die andern abgesprochen werden; daran denken sie nicht, daß er seine Gabe zu spotten, auch an ihnen beweisen werde, wenn sie abwesend sind. Dieser Gedanke würde sie in ihrer Zufriedenheit mit sich selbst stören. Warum ist auch alles Frauenzimmer ausser ihnen so unvollkommen, daß ein Mann von so feinem Geschmack, wie Herr Witzling, nicht anders als spöttisch davon reden kan?

Ein wahrer Menschenfreund macht sich ein Vergnügen daraus, wenn er viele würdige Bürger der Welt entdeckt.

Er läßt sich gern von andern übertreffen. Er wünscht zur Ehre der Menschheit, daß alle seine Mitbürger seines Lobes würdig seyn mögten. Es verursacht ihm ein empfindliches Mißvergnügen, wenn er wahre Unvollkommenheiten an andern bemerkt. Er wird niemals von fremden Thorheiten reden, als wenn es seine Pflicht und der gemeine Nutze erfordern. Aber wie selten sind diese Menschenfreunde? Ich suche sie in den meisten Gesellschaften vergebens. Der größte Theil der Menschen macht sich eine Freude daraus, Fehler an andern zu entdecken. Er wünscht zu seiner eigenen Beruhigung, daß alle Menschen böse seyn mögten, und es ist ihm verdrüßlich, wenn sie es nicht alle sind. Derjenige wird allezeit mehr Aufmerksamkeit finden, der Böses von andern redet, als der uns ihre Tugenden rühmet.

Krito ist ein Mann von einem vortreflichen Charakter. Er beobachtet alle Pflichten eines rechtschaffenen Mannes und das gemeine Beste ist sein einiger Wunsch. Nur wenige Personen reden von ihm. Wenige Personen lassen seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. Doch welcher Mensch ist von allen Fehlern frey? Krito begehet einen Fehler. Welch ein Vergnügen für seine Mitbürger! Nunmehro wird Krito das Modegespräch aller Gesellschaften. Man verschweigt alle seine guten Handlungen. Man verschweigt es, wie sehr Krito seinen Fehler bereuet. Man verschweigt es, wie sehr er sich bemühet, seinen Fehler zu verbessern. Man redet nur von seinem Fehler. Nun

müssen

müssen sogar auch alle seine vorige gute Handlungen aus unreinen Absichten geflossen seyn. Man denkt nicht mehr an ihn, ohne an seinen Fehler zu denken. So natürlich ist es den meisten Menschen, sich über die Unvollkommenheiten ihrer Mitbürger zu erfreuen.

Ja! sagt Frau Frommstolzin, ist es mir denn nicht erlaubt, daß ich die Laster meiner Nebenmenschen Laster nenne? Soll ich etwa meine Nachbarin, die Frau Tanzgern eine keusche Matrone nennen, die ihren Mann nur deswegen geheirathet hat, um von seinem Vermögen ihre Liebhaber zu unterhalten? Oder soll ich die Frau Spielteller eine gute Haushälterin nennen, die Gelder aufnimmt, ihre Spielschulden zu bezahlen? Oder soll ich die Frau ** eine fromme Frau nennen, die niemals arbeitet, als wenn sie in die Kirche gehen sollte? Das soll sie auch nicht, die gute Frau Frommstolzin. Aber wie wäre es, wenn sie sich selbst untersuchte, ob sie nicht mehr auf diese Personen, als auf ihre Laster böse ist; ob sie nicht die Frau Tanzgern wegen ihrer Schönheit, die Frau Spielteller wegen ihrer Gesellschaften beneidet, und ob es nicht besser, gar nicht in die Kirchen zu gehen, als wenn man nur in der Absicht hinein gehet, andere Leute zu bemerken und sich auf eine ganze Woche Materie zum Gespräche zu verschaffen?

Einige Handlungen unserer Nebenmenschen sind von einer so unläugbaren Unrechtmäßigkeit, daß sie sich selbst das Urtheil sprechen. Der Geiz des Harpax, die Betrügereyen des Rusinus, die Unkenschheit des Gargils sind so

offenbare Laster, daß sie gar keiner Entschuldigung fähig sind. In diesen Fällen ist es leicht zu urtheilen. Aber von andern Handlungen unserer Nebenmenschen, offenbare Laster ausgenommen, ist es sehr schwer, ein richtiges Urtheil zu fällen. Manche vortrefliche Handlung bekömmt den Schein einer unrechtmäßigen That, wenn sie aus einem falschen Gesichtspunct betrachtet wird, und manche unrechtmäßige That kan den größten Schein der Tugend haben. Man muß den Charakter eines Menschen, seine Grundsätze, die Umstände in denen er sich befindet, sehr genau kennen, wenn man von vielen Handlungen seines Lebens ein sicheres Urtheil fällen will. Der geringste Umstand, wenn er nicht bemerkt oder verändert wird, kan einer ganzen Sache eine ganz andere Wendung geben. Wenn diejenigen dies bedächten, die so frey und übereilt von andern urtheilen, so würden sie zum wenigsten nur von denen urtheilen, die sie genau kennen.

Mendax begieng ein Verbrechen wider den Staat und wurde ins Gefängniß geworfen. Harpalus, sein Freund, erkaufte seine Befreyung durch eine grosse Summe. Die Großmuth hätte ich dem Harpalus nicht zugetrauet, so sagte jedermann. Die ganze Stadt war voll von seinem Ruhm. Aber warum war Harpalus so großmüthig? Ist er dann sonst freygebig? Nichts weniger. Er war großmüthig aus Furcht, es möchte bey genauerer Untersuchung offenbar werden, daß er selbst an dem Verbrechen seines Freundes grossen Theil gehabt hat. Lucinde hat sich durch

einen

einen Liebhaber zu einem Fehltritt bewegen lassen, der ihr in den Augen der Tugendhaften eine wahre Schande zugezogen hat. Doch viele würden in Urtheilen gelinder seyn, wenn sie alle Umstände wüßten, in denen sich Lucinde befand. Ihre schlechte Erziehung, ihre geringe Kenntniß der Welt, ihr zärtliches Temperament, die listigen Nachstellungen ihres Liebhabers, seine angenommene Ehrlichkeit, die Betrügereyen ihrer bestochenen Freundinnen, alle diese Umstände machen, daß man sie zwar nicht von aller Schuld frey sprechen, aber doch ihren Fehler eher entschuldigen kan, als eben diesen Fehler bey hundert andern Personen ihres Geschlechtes. Und doch entschuldigt der größte Theil des Frauenzimmers den Liebhaber und redet mit der größten Bitterkeit von Lucinden. Lucindens Verbrechen ist ihre Schönheit.

Es werden eben so viele Fehler im Urtheilen, als Fehler selbst begangen. Ein jedes Urtheil über die Handlungen unserer Nebenmenschen, das aus Haß und Tadelsucht entspringt, ist ein Verbrechen wider die Gesetze der Vernunft und der Menschenliebe. Unsere Urtheile über die offenbarsten Laster sind sträflich, wenn sie nicht die Liebe der Tugend und die Besserung anderer zum Grunde haben. So kan also der Moralist ein Laster begehen, selbst wenn er wider das Laster predigt.

Man wird finden, daß diejenigen am meisten auf die lasterhaften Handlungen ihrer Mitbürger Acht geben, die selbst am lasterhaftesten sind. Sie thun dieses nicht allein,

ihr Gemüth durch Beyspiele fremder Laster zu beruhigen. Sie wollen sich auch im Stand setzen, Vorwürfe mit Vorwürfen zu bezahlen. Sie halten es für ihre beste Vertheidigung, wenn sie einem jeden, der ihre Handlungen bestrafen will, etwas vorzuwerfen wissen, dessen er sich zu schämen hat. Daher kömmt es, daß oft die lasterhaftesten Bürger eines Staats mit der größten Sicherheit sündigen. Sie sind einem jeden fürchterlich, der nicht einen untadelhaften Charakter hat.

Wenn wir unsre Leidenschaften besser zu beherrschen wüßten, so würden wir von den Sitten und Handlungen unserer Nebenmenschen richtiger urtheilen. Aber wie viele gibt es, deren Urtheile vom Einfluß verkehrter Leidenschaften frey sind? Ein jeder Mensch macht sich selbst zum Muster seines Geschlechtes und verwirft alles, was nicht mit seinen Meinungen und Sitten übereinstimmet. Wenn er die Handlungen seiner Nebenmenschen beurtheilt, so denkt er nicht daran, was sie nach den Grundsätzen der Vernunft und Tugend hätten thun sollen, sondern was er in dergleichen Fällen würde gethan haben, und das hält er für das beste. Daher kommen die so verschiedenen Urtheile über einerley Handlungen. Die Grundsätze, aus denen die menschlichen Handlungen sollten beurtheilet werden, sind ewig unveränderlich und gewiß. Aber ein jeder macht sich seine eigene Grundsätze, seine eigene Sittenlehre, nach seinen herrschenden Leidenschaften. Und darnach beurtheilt er fremde Handlungen. Herr Judenzinnß redet nie von seinem Nachbarn,

ohne

ohne ihn einen ruchlosen Mann zu nennen, und mit gefalteten Händen über das Verderben der Zeiten zu seufzen. Was ist die Ursache? Sein Nachbar ist ein Mann von grossem Vermögen, und macht sich bisweilen mit seinen Freunden einen guten Tag. Pseudolus treibt den unerlaubtesten Wucher und scharrt mit der größten Ungerechtigkeit Schätze zusammen. Den hält Herr Judenzinnß für einen klugen, häuslichen und sehr christlichen Mann. Die Ursache ist leicht zu errathen.

Wenn die Menschen diejenige Zeit, die sie auf Entdeckung fremder Fehler verwenden, zur Untersuchung und Verbesserung ihrer eigenen anwendeten, so würden wir weniger Sittenrichter, aber desto mehr tugendhafte Leute haben. Es kostet uns viel, bis wir mit andern zufrieden werden; aber wie wenig kostet es uns, mit uns selbst zufrieden zu seyn? Die meisten leben, um die Handlungen ihrer Nebenmenschen zu beurtheilen, und sterben sich selbst unbekannt.

Ein Weiser bemerkt die Handlungen seiner Mitbürger genau und gibt auf die Folgen derselben Acht, nicht um das Vergnügen zu haben, Lasterhafte zu finden. Er macht sich aus diesen Beobachtungen Regeln der Klugheit und sammlet sich Beyspiele zur Besserung seines Herzens. So sind ihm selbst die Lasterhaften nützliche Mitbürger. Ein Lasterhafter, den seine Vergehungen unglücklich gemacht haben, ist ein vortreflicher Sittenlehrer. Die betrübten Folgen seiner Ausschweifungen erhöhen die Vortrefflichkeit

der Tugend mehr, als alle Gründe, die mit der gröſten Beredſamkeit vorgetragen und durch das Leben des Redners widerleget werden.

Ich ſetze mich gar oft in die Stelle meiner Mitbürger und unterſuche mich ſelbſt, was ich würde gethan haben, wenn ich in ihren Umſtänden geweſen wäre. Dorant hat eine Ungerechtigkeit begangen. Die Geldbegierde hat ihn dazu verführt. Er hat eine Ehegattin, die er zärtlich liebt. Er hat eine groſſe Familie, die er gern verſorgt wiſſen wollte. Dieſe wollte er der Dürftigkeit und dem Mangel entreiſſen. Was würde ich, was würden viele andere gethan haben, wenn wir an ſeiner Stelle geweſen wären? Würden wir alle Standhaftigkeit genug gehabt haben, dieſen Verſuchungen zu widerſtehen? Dieſe Unterſuchungen machen mich gegen mich ſelbſt mißtrauiſch und gegen andere gelinder.

Es iſt ein Zeichen einer groſſen Niederträchtigkeit, wenn wir uns gar nichts darum bekümmern, was andere von uns urtheilen. Aber es gehört ſchon ein groſſer Grad der Selbſtbeherrſchung dazu, widrige Urtheile von ſich mit Gedult anhören zu können. Und doch iſt es zu unſerer Ruhe unentbehrlich. Wir leben unter Menſchen von ſehr verſchiedenem Geſchmack. Vielleicht gefallen wir einigen, und mißfallen den meiſten. Selbſt diejenigen Mittel, durch die wir eine allgemeine Hochachtung ſuchen, ziehen uns bey vielen Neid, Feindſchaft und Verachtung zu. Was iſt hierbey zu thun? Wir müſſen der Begierde entſagen, allen

Men-

Menſchen zu gefallen. Wir müſſen ſtets nach den unveränderlichen Grundſätzen handeln, die uns Religion und Tugend vorſchreiben und die günſtigen Urtheile unſerer Mitbürger als eine Sache anſehen, die nicht von unſerer Gewalt abhängt und kein weſentlicher Theil unſerer Glückſeligkeit iſt.

Je länger ich dieſer Sache nachdenke, deſto vortreflicher finde ich den Ausſpruch unſerer Religion: Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet. Der beſte und unpartheyiſchſte Richter aller Menſchen iſt der Allgegenwärtige. Dieſem trachte ich zu gefallen. Ich bemühe mich, nach der beſten Einſicht, die er mir verliehen hat, die Pflichten der Menſchheit zu erfüllen, und hüte mich, verwegne und liebloſe Urtheile über meine Brüder auszuſprechen; Urtheile, die dem Vatter der Menſchen nothwendig mißfallen müſſen.

A. Ariſt.

An die Verfaſſer des Freundes.

Meine Herren,

Ich habe vor einiger Zeit die Geſchichte der Clariſſa durchgeleſen. Ich kenne wenige Bücher, die mein Herz mehr gerührt und gebeſſert hätten. So eine tiefe Erkenntniß des menſchlichen Herzens, ſo reitzende Gemählde der Tugend, ſo ſchreckliche Abſchilderungen des Laſters habe ich ſelten angetroffen. Wie ſehr wünſche ich, daß inſonderheit unſer

Frauen-

Frauenzimmer ſich mit einem Buche bekannter machte, welches ſo vortrefliche Sittenlehren enthält! Wie reizend würde ihnen die Tugend werden! Was für veränderte Begriffe würden ſie von der Freundſchaft bekommen! Sie, meine Herren! würden ſich ſehr nützlich machen, wenn ſie dieſe Geſchichte der Tugend und Freundſchaft ihren Leſerinnen anpreiſen würden. Vielleicht laſſen ſie meinen Brief ſelbſt in ihre Wochenſchrift ſetzen. Ich habe einige Stellen aus dieſer vortreflichen Geſchichte ausgeſchrieben, die fürnämlich von der Freundſchaft handeln. Auch dieſe können, wie ich glaube, dieſer Geſchichte Ehre machen und vielleicht manchen bewegen, einen Theil ſeiner müßigen Stunden dieſem Buche zu widmen. Ich weiß nicht, ob die Gränzen der freundſchaftlichen Verbindlichkeit genauer können beſtimmt werden, als ſie Howe, die Freundin der Clariſſa, in einem ihrer Briefe an ſie beſtimmt.

„Es würde, ſagt ſie, eigennützig und unartig ſeyn, „einen Freund um eine Gefälligkeit anzuſprechen, die „ihm eben ſo viel Ungelegenheiten machte, als wir Er„leichterung dadurch erlangen, und der bittende Theil „würde durch ſeine unartige Bitte den gebettenen Freund „thätlich erinnern, daß er ihm die Bitte abſchlagen und „eine ſo eigennützige Freundſchaft verachten und aufhe„ben ſollte, eine Freundſchaft, die ohnehin auf der ei„nen Seite nur in Worten und Schein beſtanden hätte. „Allein wer durch ein kleineres Uebel ein gröſſeres Uebel „ſeines Freundes ablaufen kan und es nicht thun will,

„der

„der wird in der That des Namens eines Freundes un„würdig und Ihn wollte ich keinen Platz in meinem Her„zen gönnen.

Auf die Lobſprüche, welche Clariſſa bey einer gewiſſen Gelegenheit von ihrer Freundin bekommen hatte, antwortet ſie alſo:

„Wie angenehm und ſchmeichlend iſt nicht das Lob „derjenigen, die wir lieben! Wenn man ſich gleich „nicht bewußt iſt, es verdient zu haben, ſo iſt es doch „ein Vergnügen, von denen hochgeſchätzt zu werden, um „deren Gewogenheit und gute Meinung wir uns bewer„ben. Wer keine niederträchtige Seele hat, der wird „wenigſtens dieſen Nutzen aus unverdienten Lobſprüchen „zu ziehen wiſſen, daß er ſich deſto eifriger bemüht, ſie „ſo bald, als möglich iſt, zu verdienen, ehe der Freund, „der ſie ihm ertheilt, ſeines Irrthums gewahr werden „kan. Die Liebe zu unſrer eignen Ehre, das Verlan„gen bey unſern Freunden wohl angeſchrieben zu ſtehen, „und die Begierde, diejenigen nicht zu beſchämen, die „gütig von uns geurtheilet haben, verbinden uns zu „dieſem Eifer. Dieſes müſſe ſtets meine Bemühung „ſeyn: ſo wird Ihr Lob zugleich etwas dazu beytragen, „daß ich anfange, Lob zu verdienen, und daß ich mich ei„ner Freundſchaft würdig mache, die ich mir für die „gröſſeſte Ehre ſchätzen werde.

Von den freundſchaftlichen Verweiſen, durch die die Freundſchaft ein vortrefliches Mittel zur Beſſerung des Herzens wird, ſchreibt Clariſſa an ihre Freundin:

„Ich verſichre Sie, daß ich Sie um eines jeden „Verweiſes willen, den Sie mir geben, deſto mehr lie„ben will. Verſchonen Sie meiner nicht, wenn Sie „Unarten an mir bemerken. Ich liebe Ihre angenehme „Satyre, und Sie wiſſen, daß ich dieſes immer gethan „habe. Eine der erſten Bedingungen unſrer Freund„ſchaft war, daß wir einander unſre Meinung frey ent„decken ſollten, ohne deswegen auf einander ungehalten „zu werden, und ohne dieſe Bedingung kan keine Freund„ſchaft beſtehen. Ich wollte auch dem Feind nicht gern „Gelegenheit geben, übel von mir zu urtheilen. Wie „ſoll ich mich aber behutſam genug aufführen, wenn, „meine beſte Freundinn mir nicht bisweilen einen Spie„gel vorhalten, und mir meine Mängel entdecken will?

Und bey einer andern Gelegenheit:

„Ihre Satyren ſind voller Lehren, und ſie ſind eben „ſo angenehm als beiſſend. Sie geben unmerklich zarte „Stiche, und die ſo ohne Gift eines Widerwillens und „Hohngelächters ſind, daß die Wunden gewiß nicht ei„tern werden. Diejenigen, die zu unſerer Zeit wegen „ihres Witzes am berühmteſten ſind, verſtehen dieſe „Kunſt nicht: denn ſie entſteht aus der wahren Men„ſchenliebe und wird nirgends gefunden werden, als wo „ein aufrichtiges Herz die Feder führt. Unſre witzigen

Schrift-

„Schriftsteller lachen über die Menschen und nicht über „ihre Fehler: und wenn ihre Satyre der Billigkeit gemäß „seyn sollte, so würde sie ihrem Endzweck nicht gemäß „seyn. Wie kan sie zur Besserung anderer dienen, da „jede Narbe, die sie giebt, nur darauf abzielt, andre „lächerlich zu machen, und da sie verwundet, anstatt, „daß sie heilen sollte? Schonen Sie demnach meiner um „unsrer Freundschaft willen nicht; eben diese unsre „Freundschaft soll Sie unbarmherziger machen. Ich „werde zwar Ihre Stiche fühlen, so zart, so unmerklich „sie auch sind; es wird mich schmerzen, und Ihr End„zweck würde nicht erreicht werden, wenn ich unem„pfindlich bliebe: allein sobald die erste Empfindung „vorüber ist, werde ich Sie liebergewinnen und mein „durch Sie gebessertes Herz wird Ihnen ganz ergeben „seyn. Es wird würdig werden, Ihnen ergeben und „Ihr Eigenthum zu seyn.

Von der Freundschaft selbst sagt Clarissa irgendwo:

„Wie viel stärker und zärtlicher sind doch die Bande „einer reinen Freundschaft und die Vereinigung ähnlicher „Gemüther, als die Bande der Natur? Der angeneh„me Sänger in Israel hatte wohl Ursache zu sagen, wenn „er das Lob der Freundschaft zwischen ihm und seinem „geliebten Freunde auf das höchste treiben wollte, daß „die Liebe Jonathans gegen ihn wunderbar wäre, daß „sie die Liebe der Frauen übertrüffe. Was für einen „erhabenen Begriff gibt dieses von der Seele Jona-

„thans, die zu diesem heiligen Bande so liebreich eingerichtet war!

Und an einer andern Stelle sagt sie zu einer Mannsperson, die von sehr zweifelhaftem Charakter war und doch vieles von der Freundschaft sagte:

„Erlauben Sie mir, mein Herr! zu wünschen, daß „Sie im Stande seyn möchten, die Ergötzungen zu empfinden, welche in einem rechtschaffenen Gemüth aus „tugendhafter Freundschaft entspringen. Keine andre ist „dieses heiligen Namens würdig.

Welche erhabene Gedanken! Clarissa hatte aber auch ganz andere Absichten bey ihrem Leben, als die gemeinen Beschäftigungen mit Essen, Schlafen, Putzen, Besuchen und andern Zeitvertreib nach der Mode, welche bey den meisten von ihrem Geschlechte und sonderlich denen, die sich für geschickt halten, ansehnlichen und artigen Versammlungen einen Glanz und eine Zierde zu geben, die Zeit wegnehmen. Würde das Frauenzimmer hierinnen ihrem Beyspiel nachfolgen, so würde nicht selbst ein Feind der Tugend, Lovelace, sagen müssen, es gebe so viele flatterwitzige und blos, so weit die Haut geht, leidliche Schönheiten. Ich will schliessen, sobald ich nur noch diese einzige Stelle werde angeführt haben, die sich so wohl auf unsere Zeiten schickt.

„Es giebt Freundschaften, die nur so tief als das „Glas gehen. Bey frölichen Herzen, die nur darum „vertraut geworden, weil sie frölich gewesen, wird die

Freund-

„Freundschaft selbst vergehen, wenn der Grund zu ihrer „ersten Vertraulichkeit wegfällt; ich meine eine solche „Freundschaft, die man eigentlicher durch das Wort „Mitgesellschaft unterscheiden kan.

Ich bin W. H.

Ihr Diener

* * *

Sieben und vierzigstes Stück.

So spricht und glaubt der Christ.
Er ist der wahre Freund. Sein Herz in sich erfreut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit,
Von Lüsten nicht beherrscht fühlt er, mit ofnem Triebe,
Der Freundschaft heiligs Glück; und seine Seel ist Liebe.
Er ehrt mich, wie sich selbst, und liebt mich treu, wie sich;
Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau ich mich,
Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück zu bauen.
Wen GOtt vor Augen hat, wie sollt ich dem nicht trauen?

Gellert.

Meine Freunde sind mir aus keiner andern Ursache liebenswürdiger, als weil sie Freunde der Religion sind. Diese Eigenschaft macht sie noch schätzbarer, und ich glaube, ich würde sie hassen können, wenn sie Feinde der Religion wären. Ein Herz, welches gegen den Vater der

Natur unempfindlich bleibt, und dem vollkommensten Wesen die schuldige Bewunderung versagt, ist nicht edel genug zur Freundschaft. Die Religion Jemanden absprechen, heißt, ihm auf einmal Verstand und ein gutes Herz absprechen.

Die ganze Welt muß diese Wahrheit fühlen, und auch die größten Verdienste werden durch Geringschätzung der Religion verdunkelt. Wir sind von ihrem Werth und von ihrer Unentbehrlichkeit so sehr überzeugt, daß wir Niemanden für einen Feind der Religion halten können, ohne ihn zu gleicher Zeit für einen gefährlichen Bürger und für einen Verächter aller Pflichten zu halten.

Nicht alle sind Feinde der Religion gewesen, die man dafür ausgegeben hat. Ein Sokrates hatte weit mehr Religion, als alle seine Ankläger und Richter. Der Aberglaube hat sich gar oft auf den Thron der Religion geschwungen, und von dem Eigennutz unterstützt, Vernunft und Freyheit im Denken zum Verbrechen gemacht. Noch ist die Religion oft nichts anders, als ein Geständniß von Unbetrüglichkeit unserer Lehrer, und derjenige ein Feind der Religion, der ein Feind der Heucheley und des Aberglaubens ist. Nichts wäre unserm Geschlechte schimpflicher, als wenn alle diejenigen in der That Verächter der Religion gewesen wären, die man dafür ausgegeben hat. Denn ich sehe nicht, wie sich ein Mensch tiefer erniedrigen kan, als wenn er dasjenige verachtet, wodurch er erst ein Mensch wird.

Wenn

Wenn es wahr ist, daß sich wahre Freundschaft auf Tugend gründet — und nichts kan gewisser seyn, — so kan keine wahre Freundschaft ohne Religion gedacht werden. Denn Tugend ohne Religion ist ein Unding. Man sage, so lange man will, ein Mensch könne auch ohne Religion die Tugend blos um ihrer Schönheit und um ihrer Folgen willen lieben, er könne selbst aus der Betrachtung seiner Natur und aus der allgemeinen Verbindung der Dinge Gründe zu einem tugendhaften Leben vernehmen. Diese Vorstellung hat einigen Schein, aber sie bedeutet in der That nichts. Wie kan jemand eine deutliche Einsicht haben, ohne den Schöpfer der Natur zu kennen? — Wie kan Jemand Ordnung und Schönheit empfinden, und die Quelle der Ordnung, den Urheber der Schönheit, verunehren? — Wie kan Jemand von den Folgen der Tugend richtig denken und Standhaftigkeit genug besitzen, Tugenden auszuüben, die ihm Mühe machen, und keine sichtbare Belohnung bey sich führen? Wie kan Jemand Lastern widerstehen, deren verdrüßliche Folgen entfernt sind, und die durch gegenwärtige Reitzungen schmeicheln? ein Glück ausschlagen, welches er durch eine verborgene Ungerechtigkeit erwerben könnte, ohne Strafen und Belohnungen zu glauben, die sich über dieses Leben hinaus erstrecken, ohne den grossen Gedanken der Allgegenwart eines künftigen Richters in sich zu unterhalten? Die Reitzungen des Lasters sind oft so mächtig, daß es Sterblichen unmöglich seyn würde, ihm zu widerstehen, wenn sie nicht durch die höhere Macht

der Religion unterſtützt würden. Und was wird denn einen Menſchen, ohne Religion, zurückhalten, die heiligſten Pflichten zu verletzen, wenn er ſie unbemerkt verletzen kan? Was wird ihn zurück halten, ſeinen Leidenſchaften auch ſelbſt das Glück, die Ehre, die Ruhe ſeines Freundes aufzuopfern, wenn ihm die Gelegenheit günſtig iſt? — — Und einen ſolchen ſolte ich zum Vertrauten meines Herzens, zu meinem Freunde wählen?

Ein empfindlicher Schmerz bemächtigt ſich meines Herzens — und wird nicht ein jeder Menſchenfreund dieſen Schmerzen fühlen und billigen? — wenn ich daran denke, daß ſich die wahre Religion nicht ſo weit erſtreckt, als unſre Erde. Ich durchwandre mit meinen Gedanken die vielen und weitläuftigen Länder, in denen Irrthum und Aberglauben herrſchen, und mein Herz leidet. Wie! ſollen alle dieſe Völker, die die wahre Religion nicht kennen, auch das Glück der Tugend und der Freundſchaft nicht fühlen? — Sollen alle die Beyſpiele der Tugend und der Freundſchaft, die ich in Geſchichten leſe, nichts als Beyſpiele glänzender Sünden ſeyn? — Dieſer Gedanke erſchrecket mich. — O! wenn doch Tugend und Freundſchaft allgemein wären unter den Menſchen! Ich wünſche es. Nichts geringers, als das Glück der Welt verurſacht dieſen Wunſch. Und ſollte denn nicht ein jeder Menſch, der GOtt aufrichtig zu kennen wünſcht, auch bey einer geringen Erkenntnis der wahren Tugend, der wahren Freundſchaft fähig ſeyn? Mein Herz iſt geneigt, dieſes zu glauben, und irre ich, ſo

lere ich aus Menſchenliebe. Ich bewundere die Beyſpiele der Tugend und der Freundſchaft, wo ich ſie auch antreffe; obgeachtet ich überzeugt bin, daß kein anderer Menſch eine ſolche Höhe der Tugend und der Freundſchaft erreichen kan, als ein Chriſt. Keine Religion iſt geſchickter, die Tugend zu befördern, und die Herzen zur Zärtlichkeit zu bilden, als die Chriſtliche; und keine Religion iſt mehr für das Herz der Menſchen, als ſie.

Was iſt der Gott, den die chriſtliche Religion verkündigt? Das, was unſer Herz wünſcht. Ein Gott, der ſeine Ehre in der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ſucht; der Vater und der Freund der ganzen Natur. Was ſind die Pflichten, die uns die chriſtliche Religion vorſchreibt? Pflichten der Liebe; Pflichten der Zärtlichkeit; Pflichten, deren Vortrefflichkeit unſer Herz auch ohne Beweis fühlet. Was ſind die Bewegungsgründe, durch die uns die chriſtliche Religion zur Erfüllung dieſer Pflichten aufmuntert? Bewegungsgründe, die aus der Liebe Gottes und aus unſerer Dankbarkeit gegen ihn hergenommen ſind. Bey ſolcher Erkänntniß, bey ſolchen Pflichten, bey ſolchen Bewegungsgründen muß das Herz erweicht und mit Zärtlichkeit erfüllet werden: oder es iſt ganz fühllos.

Der Charakter des Stifters unſerer Religion iſt nicht allein der erhabenſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte. Es iſt der Charakter des zärtlichſten Menſchenfreundes. Keine Geſchichte iſt wohl ungekünſtelter ge-

schrieben, als die Geschichte unsers Erlösers; und doch ist keine, die grössere Thaten enthält. Er verläßt den Thron der Gottheit, und kommt in die Welt, ein Lehrer und Heiland der Welt zu werden. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Reihe der wohlthätigsten Bemühungen. Er beweiset seine Sendung durch göttliche Thaten, und jeder Beweis ist zugleich eine Wohlthat. Seine Wunder sind nicht durch Verderben fürchterlich, nicht tödtende Blitze einer rächenden Gottheit; sie haben das Glück der Menschen zum Zweck. Durch sein allmächtiges Wort wird Wasser zu Wein. Er empfängt die Säuglingen aus den Armen zärtlicher Mütter und segnet sie. Er giebt der Wittwen, die ihren einigen Sohn untröstbar beweinte; dem Vater, dem ein allzufrüher Tod die Tochter raubte, die er vielleicht schon einem tugendhaften Jüngling bestimmt hatte; Schwestern, die ihren Bruder, wie einen Geliebten betrauerten, den Sohn, die Tochter, den Bruder wieder. Er lehret mit Sanftmuth, er straft mit Zärtlichkeit, er verzeihet dem Sünder, der sich seiner Vergehungen schämt, und ein menschliches Herz zeigt. Eine großmüthige und uneigennützige Menschenliebe ist der fürnehmste Innhalt seiner Gespräche. Dabey, spricht er, wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe untereinander habt. Er vergißt Thränen bey dem Anblick einer unglücklichen Stadt, kostbare Thränen, die uns beweisen, wie sehr er die Menschen geliebt.

Doch

Doch ist er nirgends gröſſer, als am Kreuz. Ungerechter Weise an das Kreuz geschlagen, bleibt er ein Menschenfreund. Er sieht mit sanften Blicken auf seine Feinde herab. Sie sind noch Menschen in seinen Augen. Er betet für sie, und rechnet ihnen die Fehler ihres Herzens für Fehler des Verstandes an. Vater, spricht er, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Er bekehret einen mit ihm sterbenden Sünder, und giebt ihm die tröstende Versicherung der Seligkeit. Er ruft mit lauter Stimme aus: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Der Spötter gebe diesen Worten, welche Wendung er will; mir beweisen sie, daß der Erlöser sein Leiden gefühlt, und die Empfindungen des Schmerzens gehabt hat, die der menschlichen Natur wesentlich sind. Doch er vergißt seiner eigenen Schmerzen, um an dem Schmerzen seiner Mutter Theil zu nehmen. Er empfiehlt sie seinem liebsten Jünger, und giebt endlich seinen Geist auf, nachdem er, voll von göttlicher Zufriedenheit über das vollbrachte Werk der Erlösung, über das erworbene Heil der Welt, ausgerufen hatte: es ist vollbracht!

Welche Zärtlichkeit herrschet nicht in dem besondern Umgang, den Christus mit seinen Jüngern hatte? In süßer geselliger Liebe eröfnet er ihnen die Geheimniße seines Reichs, er erträgt ihre Schwachheiten, er warnet sie, wie ein Freund den andern warnet. Einer unter ihnen, Johannes, ist der, den er ins besondere liebte, sein vertrautester Freund. Sein zärtliches Herz machte ihn dieser Ehre wür-

dig. Er hatte sein Leben nicht lieber, als seinen Meister. Er begleitet ihn an das Kreuz, und empfängt noch aus dem Munde seines sterbenden Meisters die stärkste Probe der Freundschaft, den Befehl, seine Mutter zu versorgen.

Man zeige mir eine Religion, die geschickter ist, die Herzen zur Zärtlichkeit zu bilden, deren Stifter ein grösserer Menschenfreund, ein grösserer Freund gewesen ist. Keine Religion ist der Freundschaft vortheilhafter, als die christliche.

Die Begriffe, die wir uns von Gott machen, haben einen unläugbaren Einfluß in unser ganzes Leben. Jedermann ist überzeugt, er könne nicht besser seyn, als wenn er der Gottheit ähnlich zu werden trachtet, die er verehrt. Je edler unsre Begriffe von dem höchsten Wesen sind, desto edler werden unsre Sitten seyn. Was kann derjenige für Anreizung zur Tugend und zur Freundschaft haben, dessen Götter sich zu den niederträchtigsten Ausschweifungen herunterlassen, und unter sich selbst beständige Kriege führen?

Des Witzes Fürst, Homer, singt seiner Gottheit Rechte,
Wer ist sein Zevs? Ein Gott, der ich nicht werden mögte.
Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,
Ich bin zu stolz, er selbst und auch sein Freund zu seyn.

Wie edel, wie erhaben, wie liebenswürdig sind nicht die Abschilderungen, die uns die christliche Religion von dem höchsten Wesen macht! Der Christ, der in seinem Gott

den

den Vater und den Freund der Menschen verehret, kann kein Menschenfeind seyn. Er wird das Glück seiner Brüder für sein Glück halten, und in allen Auftritten seines Lebens ein zärtliches Herz zeigen. Das grosse Beyspiel seines Erlösers wird großmüthige Empfindungen in ihm wirken, und die Glückseligkeit anderer Menschen, auch unbemerkt, zu befördern, wird ihm ein göttliches Vergnügen seyn.

Die christliche Religion macht uns nicht mürrisch, noch zum Umgang ungeschickt. Sie macht unsre Sitten schöner, und giebt uns das edle ungezwungene Wesen, das so sehr gefället. Sie versagt uns keine Freude, die mit der Unschuld bestehen kan, und ihre meisten Gebote zielen auf das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens ab. Der Christ ist kein finsterer Feind vergnügter Gesellschaften, in denen die Munterkeit nicht zur Ausschweifung wird. Nie wird er ein Vergnügen stöhren, das die Tugend erlaubt. Süssen Unterredungen, unschuldigen Vergnügungen wird er die Stunden seines Lebens widmen, da er von wichtigern Geschäften frey ist. Er weiß es, daß der Schöpfer an der Freude und an der vertraulichen Eintracht seiner Geschöpfe ein Vergnügen hat. Der Witz des Christen wird nicht beleidigen. Sein Scherz wird die Tugend nicht kränken. Eine edle Freymüthigkeit wird seine Reden beleben. Alles, was er thut, wird ungezwungen seyn, weil er so handelt, wie er denkt. Er wird gefällig, aber nie niederträchtig; fürsichtig, nie argwöhnisch; ein Verehrer der Verdienste,

aber kein Schmeichler seyn. Kurz, er ist sich allezeit gleich, und kan auch bey der strengsten Tugend die feinste Lebensart besitzen. Denn in allen seinen Thaten herrscht diejenige Ordnung, die uns so sehr in den Werken der Natur entzückt.

Was macht uns beherzter, unser Vermögen, selbst unser Leben zum Dienst der Freunde herzugeben, als die christliche Religion? Der Christ ist der wahre Held, der Pflicht und Tugend höher schätzt, als Reichthum und Leben.

Was kan uns empfindlicher seyn, als das Leiden eines Freundes, das er sich nicht selbst zugezogen hat, und das wir ausser Stand sind abzuwenden? Mein Freund wird von einer schmerzhaften Krankheit überfallen. Ein unversehener Zufall beraubt ihn seines Vermögens. Ein trauriges Schicksal entreißt seinen Armen die Gattin, die ihm das Leben versüssete. Welch ein Kummer für mich? Ich thue alles, was mir möglich ist, die Schmerzen meines Freundes zu lindern. Doch alle meine Bemühungen würden vergeblich, ich selbst würde untröstbar seyn, wenn mir nicht die Religion mit ihren Trostgründen zu Hülfe käme. Sie billigt meinen Schmerzen über das Unglück meines Freundes. Sie billigt die Thränen, die mir sein Kummer verursacht. Doch sie verbietet mir, das göttliche Wesen einer Härte zu beschuldigen, und die Wege der Vorsehung zu tadeln. Sie lehret mich die Unglücksfälle, als Mittel erkennen, durch die das Gemüth zu ernsthaften Betrachtungen

tungen geleitet, und das Herz tugendhafter und zärtlicher wird. Sie zeigt mir eine bessere Welt, in welcher ein ewiges Glück die hier geprüfte Tugend erwartet. Nun fange ich an ruhig zu werden. Mein Freund fühlt die Stärke dieser Trostgründe, und unterwirft sich mit Gelassenheit dem Willen der Vorsehung, die allezeit das Beste wählt. Er verehret mit mir die weisen Absichten des Schöpfers, die den Augen der Sterblichen oft verborgen sind, aber allezeit auf ihre wahre Glückseligkeit zielen. Das Leiden der Tugendhaften würde mir ohne die christliche Religion das verworrenste Räthsel seyn.

Doch es giebt Auftritte, die für einen Freund noch rührender sind. Eben itzt werde ich zu meinem Freund gerufen, den seit kurzen eine gefährliche Krankheit überfallen hat. Man sagt mir, er sey dem Tode nah, und trage ein sehnliches Verlangen mich zum letztenmal zu sprechen. Gott! welche Nachricht? — Ich eile zu dem Hause meines Freundes. Ich finde ihn mit dem Tode ringen. Kaum hat er noch die Kräfte, mir seine schwache Hand zu reichen. — Ich sterbe ungern, sagt er mir; ich wünschte, länger zu leben. Trösten sie mich, mein Freund!

Wie kan ich ihn besser trösten, als daß ich ihm die Wahrheiten unserer göttlichen Religion, die Gewißheit der Erlösung und der Seeligkeit, zu Gemüthe führe? Sein Herz empfindet diese Wahrheiten und wird ruhiger. — Ich habe Trost, sagt er; leben sie wohl! bald werde ich bey dem Erlöser seyn! — Er stirbt.

Traurig

Traurig gehe ich von ihm. Der Schmerz, den ich bisher zurück gehalten habe, überwältigt mich. Ich fühle den Verlust meines Freundes in seiner völligen Grösse. Nichts, als die Hofnung beruhiget mich, meinen Freund in jener Welt bey dem Erlöser wieder zu sehen. Was würde mir itzt eine Religion helfen, die mich, wie ein falscher Freund, zu der Zeit verliesse, da ich ihren Beystand am nöthigsten hätte?

Ich rede sehr oft mit meinen Freunden von den Wahrheiten unserer Religion, und ich thue es niemals, ohne daß ich neuen Trost, neuen Antrieb zur Tugend fühle. Wir freuen uns, Christen zu seyn. Wir freuen uns, an dem Erlöser einen Freund zu haben, der uns durch seinen Tod die Seligkeit erworben, und selbst gesagt hat: Niemand hat gröſsere Liebe, denn die, daß er sein Leben läſſet für seine Freunde. Ihr seyd meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete. Vielleicht wird dieses Geständniß manchem mißfallen, der es zur feinen Lebensart rechnet, in Gesellschaften Verachtung, oder doch wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Religion zu zeigen. Doch warum sollte ich mich schämen, meinen Freunden Empfindungen zu sagen, die sie selbst haben, und die ihnen lieber sind, als alles? Warum sollten wir uns schämen von einer Lehre zu reden, die uns das, was wir alle wünschen, die ewige Dauer unserer Freundschaft gewähret?

B. Cleanth.

Achtundvierzigstes Stück.

Wer sich ein Mädchen wählet,
Verräth leicht seine Neigung.

Neue Beyträge.

Briefe an die Verfasser des Freundes.

Meine Herren,

Ohngeachtet ich nicht die Ehre habe, sie von Person zu kennen, habe ich doch zu ihnen Vertrauen genug, um sie bey dem wichtigsten Schritte, den ich in meinem Leben zu thun habe, um Rath zu fragen. Ich bin achtzehn Jahr alt; und wann ich den jungen Mannspersonen, und meinem Spiegel glauben darf, eben nicht gar zu häßlich. Ich werde künftig ein Vermögen bekommen, das mich zu einem von den reichsten Mädchen im Lande machen wird, und meine Erziehung war so gut, daß ich hoffe, mich ihrer niemals schämen zu dörfen. Bey allem diesen können sie leicht rathen, daß es mir nicht an Freyern fehlt. Ich habe ihrer von allerhand Ständen und Gemüthsart, und ohngeachtet ich nicht von Adel bin, haben mir doch viele Adeliche ihre Hand angebotten. Ich weiß nicht, wem ich glauben soll. Neulich bekam ich in einer Woche fünf Liebesbriefe. Ich

schicke sie ihnen; sie können sie gar drucken lassen, wenn es ihnen gefällt. Geben sie mir einen guten Rath, welchen von meinen Freyern ich nehmen soll. Es sind Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft, und diesen traue ich am meisten. Antworten sie ja bald, denn meine Liebhaber sind ungedultig, und verlangen, daß ich mich bald entschliessen soll; gerade als wenn es eine leichte Sache wäre, sich zu etwas entschliessen, wovon die ganze künftige Glückseligkeit unsers Lebens abhängt. Hier sind die Briefe meiner Freyer; sie werden aus den Briefen auf ihren Charakter schliessen können, und theils davon sind ihnen ohnedem bekannt. Ich bin

Ihre ergebenste
Belinde.

Erster Brief.

* Dieser Brief ist so schlecht geschrieben, daß ich ihn fast nicht abschreiben konnte. Also werden sie mir verzeihen, wenn ich etwa dem Herrn Verfasser unrecht gethan, und ihn falsch abgeschrieben hätte. Er war auf sehr feines, vergoldetes und gemahltes Papier geschrieben, und der Brief war in Gestalt eines Herzens zusammen gelegt.

Mon ange

Allerseuster Engel,

Dero Schönheit hat mein Herz so charmiret, das ich ohn eracht ich vil Verdruß von meinen Freunten und von der

galan-

galanten Welt haben werde, ich mich entschloßen habe, sie allerfeinste Mamsell Belinde, wirklig und in der That zu heuraten, und zur Gnädigen Frau von Sackspiegel zu machen. Aber ich muß es noch auf ein baar Jahr heimlich halten, und so lang kan ich nicht warten. Ich habe meine Creditoren schon lange auf diese Heurath vertröstet. Sagen sie mir nur, wenn wir wollen Hochzeit haben. Ich bin

Mon ange

tout à vous

de Sackspiegel.

P. S. Ich habe Sie auf teutsch gerieben, weil ich waiß, daß Sie gerne teutsche Prife haben. Es ist foi donete homme der erste teutsche Prif, den ich in mainem Leben fribe.

Zweyter Brief.

Dieser Brief war wie eine Proceßschrift zusammen gelegt, und auf gestempelt Papier geschrieben. Ich erschrack recht, wie ich ihn bekam. Die Aufschrift hieß so: Unterthänigstes in iure naturali gegründetes Ansuchen, mein Joh. Daumenstocks Rechtlichen Anwalds allhier, um Wiedererstattung eines mir abgenommenen Herzens, oder eines Equivalents.

Der Anfang des Briefes hieß so: (denn sie werden mir es verzeihen; es war mir ohnmöglich ihn ganz abzuschrei-

ben, denn er ist drey ganzer Bögen stark, und ich darf ihnen von keinem Briefe das Original schicken. Sie möchten sonst die Hand kennen, und ich will doch meine Freyer auch nicht gern öffentlich bekannt machen.)

Hoch Edel Gebohrne,

Gestrenge Mademoiselle,

Da es sowohl in dem Natürlichen als in den Römischen Rechten begründet und Herkommens ist, daß es jederman erlaubt seye, seine Rechtliche Nothdurft behöriger Orten anzubringen: Als kan ich nicht umhin, Deroselben Augen salvo honoris respectu actione spolii zu belangen, und mir auf das allermindeste Restitutionem in integrum auszubitten. Ich lebe der Hofnung Derselben Clement, werden mir ein gedeyhliches Urtheil angedeyhen zu lassen, geneigt seyn. Widrigenfalls ich mir aber expresse alle Reservanda reservirt und quævis competentia vorbehalten haben will, hauptsächlich das heilsame beneficium appellationis an Dero wertheste Eltern. Meine Gravamina sind in folgenden — —

Das ist genug: sie können aus diesem Anfang auf das übrige schliessen.

Dritter Brief.

Dieser Brief war schwarz gesiegelt, und ich hatte ihn anfangs für einen Trauerbrief gehalten, bis ich ihn ganz gele-

gelesen hatte. Die Beylagen habe ich nicht abschreiben wollen, ich hielte es für unnöthig.

Hoch Edelgebohrne,

Hochzu Ehrende Mademoiselle.

Es wird Ew. Hoch Edel Gebohren schon bekannt seyn, was massen ich durch seeligen Hintritt weyland meiner verstorbenen Frauen, Frauen Catrina Euphrosina Hausserge, gebohrner Schaaffromm in das tiefste Leidwesen versetzt worden. Da ich nun aber noch in meinen besten Jahren bin, und mich nach einer neuen Gemahlin umzusehen Ursache habe, so habe ich meine Augen auf niemand als auf Ew. Hoch Edel Gebohrn werfen können. Damit alles nach der Ordnung zugehen sollte, habe ich schon bey Ew. Hoch Edelgebohrne Eltern angehalten: da mich eben dieselben bloß an Ew. Hoch Edelgebohrn verwiesen haben, will ich also hiermit um Dero gütiges Ja-Wort angehalten haben. Mein hier beygeschlossener Taufschein wird Denselben zu erkennen geben, daß ich noch nicht über fünf und sechzig Jahr, also noch in der Helfte meiner Tage bin, und beygeschlossenes Attestat des Herrn D. Todesbotte wird zeigen, daß ich immer so gesund bin, als wann ich erst dreyssig Jahr alt wäre. Ich wollte, ich könnte noch ein Attestat von meiner seel. Frauen aus dem Grabe bekommen: darinn würden sie sehen, wie wohl ich ihr in ihrem Leben begegnet hatte. Ach die arme Frau! Ich bekomme keine

mehr, die so hübsch haushälterisch und gehorsam seyn wird, als sie war. Ich warte auf ihr Ja-Wort, dann ich habe ein Vermögen, das ansehnlich genug ist.

Der ich mit aller ersinnlichen Hochachtung verharre

Ew. HochEdelGebohrn

Gehorsamster Diener
und zukünftiger Ehmann
Hausorge.

Vierter Brief.

Samt diesem Brief bekam ich einen schröcklich grossen Pack von theils gedruckten, theils geschriebenen Gedichten, die ich ihnen aber deßwegen nicht schicke, weil ich glaube, daß es die nämlichen Gedichte sind, die mein poetischer Liebhaber ihnen schon geschickt hat, und wovon sie in ihrem zweyten Stück reden.

Mademoiselle!

Verzeihen sie meiner Zärtlichkeit, wann ich mich erkühne, ihnen als der zweyten Sappho unserer Zeiten, der zehnden Muse und der dritten Huld-Göttin mit diesen noch unreifen Kindern meiner Einbildungskraft und meines Herzens aufzuwarten. Ich kan nicht sagen, ob diese Früchte meiner Muse allzu unreif oder allzu reif sind. Vielleicht ists das letztere, und das Feuer ihrer Augen ist so durchdringend, daß sie vielleicht gar davon verdorret sind. So

mei-

werden junge Blumen, die sich sanft bey dem Lichte der Morgenröthe eröfnen, von dem allzu schnell darauf folgenden Strahle der blendenden Sonne verderbt. Eben so hat die Liebe mit ihren unvermutheten Flammen, so wohl mein Herz als meine Lieder vertrocknet. Liebenswürdigste Belinde! Nichts ist in der Natur so harmonisch als sie. Die Sterne selbst sind nur in so weit schön als sie eine Aehnlichkeit mit ihren Augen haben. Bleiben sie ihrem treuen Dichter gewogen! O warum hab ich nicht die Flügel der Turteltauben, wie ich ihre Zärtlichkeit habe um mich zu ihnen zu schwingen, und ihnen mündlich zu sagen, daß ich bin

Ihr

Christoph Schlafsucht,
Kayserl. gekrönter Poet.

Fünfter Brief.

Dieser Brief war auf Conceptpapier geschrieben, sehr nachläßig zugemacht, und überall beschmutzt. Sagen sie mir doch, wie ich den Beweis eines systematischen Liebhabers widerlegen soll?

Mademoiselle!

Wann ein Plan zu einer bessern Welt möglich wäre, als dieser in der wir anitzo sind: so würde die Vorsicht ihn gewählt haben. Die Vorsicht hat die Welt gewählt, in der wir sind, also ist sie auch die beste Welt. In dieser besten

Welt waren Menschen nothwendig. Es kan keine Menschen ohne Leidenschaften geben: also gehören auch unsere Leidenschaften zu der besten Welt. Da unsere Leidenschaften zu der besten Welt gehören, so darf sich auch ein Philosoph nicht schämen, Leidenschaften zu haben. Ich bin ein Philosoph, und schäme mich also meiner Leidenschaften nicht. Die Liebe ist eine Leidenschaft, und also darf ich mich nicht schämen, verliebt zu seyn. Die Liebe ist eine lebhafte Zuneigung zwischen zwey Personen von verschiednen Geschlecht. Wir sind von verschiedenen Geschlecht: also können wir auch einander lieben, ohne wider die Einrichtung der besten Welt zu handeln. Man ist demjenigen etwas schuldig, der uns etwas giebt. Ich habe ihnen mein Herz gegeben: also sind sie mir das ihrige schuldig. Sie sind mir das Herz schuldig. Das Herz und die Hand sollen von Rechtswegen miteinander gehen: also sind sie mir schuldig ihre Hand zu geben. Das Zaudern ist in keiner Sache gut: wir wollen uns verheurathen: also ist es billig, daß wir wenigstens innerhalb acht Tagen Hochzeit miteinander halten. W. Z. E. war. Man verehret die Vollkommenheit, wo man sie antrift: nun haben sie viel Vollkommenheiten: also bin ich

Dero

Gehorsamer Diener

Thomas Syllogismus,

Magister der Welt-Weisheit.

Es

Es ist mir aufgetragen worden Belinden zu antworten, aber ich bin doch sehr unentschlossen, zu welchem Freyer ich ihr rathen soll. Ich kan nicht unterscheiden, welcher unter so vielen abentheuerlichen Leuten der erträglichste ist. Ich hoffe, Belinde wird keinen von ihnen wählen. Um ihr aber zu ihrer künftigen Wahl Anschläge zu geben, will ich überhaupt einige kleine Regeln und Lehren hieher setzen, nach denen sich das Frauenzimmer bey der Wahl eines künftigen Ehemannes zu richten hat. Ich schreibe dieselmal nicht für die Mannspersonen: ich rede blos mit meinen lieben Leserinnen.

Erstlich, meine liebe Leserinnen, müßt ihr wissen, daß sich alle Mannspersonen gegen euch verstellen, und daß ihr euch also gegen alle Mannspersonen verstellen müsset. Zwar dieses hab ich nicht nöthig euch einzuschärfen: ihr müßtet keine Frauenzimmer seyn, wenn euch die Verstellung nicht angebohren und natürlich seyn sollte.

Hütet euch für allzu demüthigen Freyern: sie werden die herrschsüchtigsten Ehemänner.

Nehmt euch für denen in acht, die gar zu viel von der Reinigkeit ihrer Absichten, und von der Platonischen Liebe schwatzen. Sie sind bisweilen die allergefährlichsten, und sehr oft sind sie Betrüger: das Heurathen ist selten ihre Absicht. Dergleichen Philosophische Liebhaber werden oft sehr sinnlich. Ihr habt meistens Tugend genug, einem Stutzer, der euch mit Sturm einnehmen will, zu widerstehen: hütet euch vor der verstellten Zärtlichkeit.

Verſuchet es und ſtellet euch einmal gegen euren Freyer ſehr freundlich, und gleich darauf begeht eine kleine Ausſchweifung. Iſt er ein herrſchſüchtiger und wunderlicher Mann, ſo wird er ſeinen Charakter nicht verbergen können. Er wird ſich einer beſondern Gewalt über euch anmaſſen, weil ihr freundlich gegen ihn waret, und euch bittere Verweiſe geben. Ein Dummkopf oder ein niederträchtig höflicher Menſch, wird eure Ausſchweifungen unvernünftig loben, oder ſie gar mitmachen. Ein vernünftiger Mann, wird keines von beyden thun: er wird es nur wagen, euch euer Unrecht beſcheiden vorzuſtellen.

Wollt ihr wiſſen, ob euer Freyer ein eiferſüchtiger Ehemann ſeyn werde, ſo ſetzt ihn auf die Probe, aber treibt es nicht zu weit; dieſer Verſuch iſt bisweilen gefährlich. Thut einem andern, einem Stutzer, oder einem Narren, in ſeiner Gegenwart ſchön. Iſt ein Freyer ſehr zu einer närriſchen Eiferſucht geneigt, ſo wird er euch Grobheiten ſagen, und ſich ſehr ungeſtüm aufführen. Iſt er ſelbſt ein Stutzer, ſo wird er euch wieder eiferſüchtig machen wollen, und wieder einem andern Mädgen ſchön thun, um euch zu ärgern; er wird ſich in der goldenen Weſte brüſten, und ſtolz vor euch vorbey hüpfen. Iſt er ein Dummkopf, oder ein nachläßig und ſchläfriger Mann, ſo wird er euch geben laſſen, und ſich gar nicht um euch bekümmern, oder wohl gar aus Einfalt dazu lachen. Iſt er ein vernünftiger Mann, ſo wird er es zu verbergen ſuchen, daß ihn eure Aufführung verdrüßt: er wird es aber nicht ganz

ver-

verbergen können. Hütet euch aber, daß ihr die Probe nicht zu weit treibet: ſonſt wird er anfangen euer Herz zu verachten, und euch eurer üblen Wahl überlaſſen.

Hütet euch ja, einen Freyer für einen höflichen Mann zu halten, weil er gegen euch höflich iſt, oder ihn freygebig zu glauben, weil er euch prächtige Geſchenke ſchickt. Fragt darnach wie er gegen andre iſt, und daraus beurtheilet ihn. Der größte Geitzhals giebt bisweilen ſeiner Braut die beſten Geſchenke. Es iſt, als wann er es auf Zins legte, dann er weiß, alles was er euch giebt, wieder zu bekommen, wenn ihr ſeine Frau werdet. Er giebt euch nicht, weil er euch liebt: nein, er liebt euch, weil er euch Geſchenke gegeben hat, und er würde untröſtbar ſeyn, wann er ſie nicht wieder bekäme. Deßwegen giebt er ſich ſo viel Mühe euer Herz zu erhalten.

Ein närriſcher Mann ſchlägt ſeiner Frau alles ab, ein Dummkopf iſt der, der ihr gar nichts abſchlagen kan, und der iſt ein vernünftiger Mann, der ſich in Kleinigkeiten bisweilen nach dem Willen ſeiner Frau richtet, ihr aber niemals zuläßt, in wichtigen Sachen über ihn herrſchen zu wollen. Ein Freyer, der euch gar keine Gefälligkeit erzeigt, und ein anderer, der euch zu Gefallen Thorheiten begeht, ſind alle beyde werth, daß ihr ſie abweiſet.

Glaubt nicht, daß es bequem iſt, einen Mann zu haben, der weniger Verſtand hat, als ihr. Es iſt wahr, ihr werdet bisweilen über ihn herrſchen, aber oft wird er wieder ohne Urſach die Herrſchaft behaupten wollen.

Ich

Ich habe sehr artige und verständige Mädchen gesehen, die sich in gar nichtswürdige und unartige Mannspersonen verliebt hatten: ich habe auch viele sonst vernünftige Mannspersonen in Thörinnen verliebt gesehen, die ihrer nicht werth waren. Die Liebe ist an sich selbst nicht verwerflich, sie macht oft Dummköpfe schlau, und Lasterhafte tugendhaft. Hütet euch aber ja einen unwürdigen Gegenstand eurer Liebe zu wählen. Die Narren scheinen liebenswehrt, aber niemals werden sie euch der Freundschaft würdig scheinen.

Das Alter löscht oft die Liebe aus, oder es schwächt dieselbe wenigstens. Sucht euch einen Freyer aus, von dem ihr glauben könnt, daß er ein angenehmer Freund seyn wird, wenn er auch aufhört ein Liebhaber zu seyn.

Suchet bey einer Person, die ihr zu eurem Freunde wählen wollet, ja nicht die Eigenschaft eines Liebhabers. Er kan zur Freundschaft geschickt seyn, ohne eine feine Gestalt, ein artiges Wesen, und eine gewisse lebhafte Anmuth zu haben. Sucht aber bey einem Liebhaber allezeit die Eigenschaften eines Freundes. Wer diese nicht hat, kan niemal ein vernünftiger Ehemann werden.

Diese Lehren alle miteinder sind fähig, euch zu einigen Ueberlegungen Anlaß zu geben, aber wenn ihr einmal in der That verliebt seyd, meine liebe Leserinnen, alsdenn fürchte ich sehr, werden sie so wenig Nutzen haben, als die meisten Sittenlehren, die man euch schon gegeben hat. Der allerbeste Kunstgriff, einen vernünftigen und liebenswürdi-

würdigen Freyer an ſich zu ziehen, iſt, gar keine Kunſtgriffe zu gebrauchen, den Regungen des Herzens zu folgen, die Tugend niemalen aus den Augen zu ſetzen, und ernſthaft zu bedenken, daß eine nur vergnügte Ehe das empfindlichſte Unglück in dem menſchlichen Leben iſt, da die Süſſigkeit eines vergnügten Ehestandes alle andere Freuden der Menſchheit übertrift. Ein Liebhaber kan ehemöglich allzeit gefallen, aber ein wahrer Freund, wird durch die Zeit nur liebenswürdiger, er wird ein vernünftiger Liebhaber ſeyn, er wird ein liebenswürdiger Ehmann, und ein zärtlicher Vatter werden.

E. Laura.

Neun und vierzigſtes Stück.

Nec te quæſiveris extra.

Persius.

Es iſt nicht leicht ein Menſch ſo gering, daß er ſich nicht in ſeinen Augen den Vorzug vor dem gröſten Theile ſeiner Mitbürger geben ſollte. Die wirkliche Vorzüge, die er an ſich entdecken kan, wenn ſie gleich noch ſo mittelmäſig ſind, werden in ſeinem Urtheile unendlich groſſe Verdienſte; und wenn er auch faſt gar keine beſitzen ſollte, ſo iſt doch ſeine Eigenliebe geſchäftig genug, ihm Scheinvorzüge

anzu-

anzudichten, und ihn durch dieſe falſchen Farben als einen ſehr wichtigen Theil der Schöpfung zu malen. Von dem höchſten Stande bis zum niedrigſten, werden die Menſchen durch dieſen Stolz beherrſchet. Ein kleiner Sachwalter, der etwa zween zweifelhafte Streithändel glücklich ausgeführet hat, erwartet den Ruhm ſeiner Weisheit eben ſo zuverſichtlich, als ſich Cicero ſchmeichelte, daß einige gute Anſtalten, die er in Sicilien gemacht hatte, die Bewunderung der Welt ſeyn würden; und ein jeder Schiffer, der bey dem letzten Sturm mit glücklicher Verwegenheit über die Elbe gefahren iſt, hält ſeinen Namen für eben ſo ewig, als den Namen Anſon.

Bey dieſer ſtolzen Selbſtverehrung ſollte man glauben, daß die Menſchen ſich viel zu groß dünken würden, um ſich nach den Urtheilen anderer Leute zu richten. Aber der Widerſpruch, der in ſo vielen andern Stücken ihre Handlungen regieret, macht auch in dieſem Stücke ihre Aufführung ſeltſam. Der Menſch verachtet ſeine Mitbürger, und verehret ſie doch zugleich als ſeine Richter; als Richter, die er ſich ſelbſt erwählet hat. Er ſchätzet ſeine Handlungen nicht nach ihrer innern Güte, ſondern nach dem Werthe, den ihnen andere Menſchen beylegen mögten.

Wenn man vermuthen könnte, daß die Zuſchauer unſerer Handlungen Richter von Einſicht und Billigkeit ſeyn würden; ſo wäre es der Vernunft vollkommen gemäs, nichts anders zu thun, als wodurch man ſich den Beyfall dieſer Richter wahrſcheinlich verſprechen durfte. Aber man

weiß

weiß überhaupt, daß die meiſten unſerer Nebenmenſchen ſo wenig im Stande ſind, unſer Leben richtig zu beurtheilen, daß ſie vielmehr nicht einmal das ihrige vernünftig einrichten können. Noch mehr: man erkennet nicht nur ihre wirkliche Schwäche; man iſt ſo gar geneigt, ſie noch geringer zu ſchätzen, als ſie in der That geſchätzt zu werden verdienen. Gleichwohl richtet man ſeine Handlungen blos nach dem Vorbilde ein, das ſie uns geben; man erwartet ſein Glück von ihrem Urtheile. Bruyere ſagt; nous cherchons notre bonheur hors de nous memes, & dans l'opinion des hommes que nous connoiſſons flateurs, peu ſinceres, ſans équité, pleins d'envie, de caprices, & de préventions: quelle bizarrerie! "Wir ſuchen unſer Glück „auſſer uns ſelbſt, und in den Meinungen der Menſchen, „die wir für Schmeichler, für Falſche, für Unbillige, für „Leute voll Neid, voll Eigenſinn und voll Vorurtheile er„kennen; ſeltſame Aufführung! „ So widerſinnig mißbrauchen die Menſchen den nützlichen, den weſentlich nützlichen Trieb, glücklich zu ſeyn. Es ſcheint, daß ſie in dieſem Stücke ihrer eigenen Einſicht nicht trauen — und gewiß, in dieſem Stücke alleine ſind ſie ſo mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt. In allen andern ſchmeicheln ſie ſich zehnmal vollkommener zu ſeyn, als ſie wirklich ſind. — Aber in dieſem Stücke hält keiner ſeine eigene Einſicht für zureichend. So lang er ſein Glück ſucht, nimmt er die Spur nicht von demjenigen ab, was ihm die Vernunft ſaget; er ſucht das Glück nur da, wo er merkt, daß es von einem

Schwarm anderer Blinden gesucht wird. Wenn er von ohngefehr etwas gefunden hat, wodurch er vielleicht glücklich werden könnte, so gilt ihm sein eigenes Gefühl nichts; er will erst von andern erfahren, ob das gefundene auch wirklich Glück sey. Halten sie es dafür, so wird er stolz darauf, und zugleich auf sich selbst, daß er es gefunden hat; ob es gleich meistentheils nur ein Scheinglück, und oft ein wahres Unglück ist. Wird es aber von den blinden Beurtheilern, denen er sich überläßt, verachtet, so wirft er es von sich; und oft ist dasjenige, was er alsdenn von sich wirft, sein wahres Glück gewesen.

Die mühsamsten Thorheiten werden oft blos deswegen begangen, weil man siehet, daß sie andern Thoren gefallen. Nicht die vermeinten Helden, nicht die Weltbezwinger allein folgen diesem falschen Triebe; nicht allein Alexander verdient es, daß man ihm zurufet:

„Du rennst in tausend blose Säbel,
„Nur daß der Griechen müßger Pöbel
„Am Tisch nach deinen Thaten fragt.

Ein jeder Stand richtet bey der Bestimmung seiner Handlungen sein Augenmerk nur darauf, ob sie nach dem Geschmacke seiner Nebenmenschen sind; und mitten in seinem Staube sieht der Pöbel nicht auf seine wahre Ruhe, auf die Ruhe, die er leichter erhalten könnte, als die Grossen der Welt; er sucht sich beschwerliche, quälende Beschäftigungen auf, um nur etwas zu thun, das vor ihm andere gethan haben.

Cullio

Euklio erinnert ſich noch genau, durch wie viele mühſame Tage, durch wie viele mit Sorge und Angſt durchwachte Nächte er ſeine erſten Reichthümer erkauft und erhalten hat. Sein Körper, der den meiſten Vergnügungen des Lebens ſchon abgeſtorben iſt, ſagt es ihm, daß der gröſte Theil ſeiner Schätze ein unbrauchbares Gut für ihn iſt. Dem ohngeachtet erſinnet ſich Euklio ſchon wieder neue Arbeiten, um ſeine unnützen Reichthümer zu vermehren, und die Sorgen zu häuffen, welche er bey ihrer beſchwerlichen Erhaltung voraus ſiehet. Denn hat nicht Gryphius, hat nicht Harpagon eben ſo gelebt? War dieſen arbeitſamen Männern ein Vergnügen des Tages, eine Ruhe der Nacht, war ihnen ſelbſt ihre Geſundheit ſo lieb, daß ſie dieſelbe nicht willig ihrem rühmlichen Bemühen reich zu werden, aufgeopfert hätten? was würden die Leute ſagen, wenn Euklio aufhören wolte, dieſen würdigen Beyſpielen zu folgen? Würden ſie nicht glauben, er hätte die groſſe Kunſt reich zu werden verlernet? Euklio quält ſich, weil andere vor ihm ſich gequält haben. Er opfert ſeine Ruhe auf, ob er gleich fühlt, daß ſie ihm nöthig iſt; er opfert ſie auf, weil er ſieht, daß andere Menſchen dieſe Ruhe nicht für ein wahres Glück halten wollen. Und wer ſind endlich dieſe Menſchen, deren Urtheil Euklio ſeinem eigenen Gefühle vorziehet? Leute, die er ſelbſt in allen andern Betrachtungen verachtet, weil ſie nicht ſo geſchickt, nicht ſo klug als er ſind, groſſe Reichthümer zu ſammlen. Er hält ſie nicht für klug genug, ihr eigenes

Glück zu machen; aber für klug genug hält er sie, das selnige durch ihren Ausspruch zu bestimmen.

Man lacht über eingebildete Weltweisen, die von der Eitelkeit des Ruhms schreiben, und selbst diesen Ruhm zu erschreiben suchen; die von der Verachtung der Reichthümer schreiben, und selbst eifrig bemühet sind, reich zu werden. Man hat Ursache, über sie zu lachen. Aber der Grund ihrer widersprechenden Aufführung ist allen Menschen gemein. Sie thun, was die ganze Welt thut; sie suchen ihr Glück in demjenigen, was jedermann für schön hält. Sie wissen, daß keine Art von Büchern von den Menschen für besser gehalten wird, als diejenigen, nach deren Inhalte sich kein Mensch richtet, nämlich die moralischen Bücher. Sie schreiben also Sittenlehren, um etwas zu thun, daß von jedermann möge für schön gehalten werden. Sie wissen, daß ihre Mitbürger den Reichthum für ein grosses Glück halten; sie wollen auch einen Theil von diesem Glücke besitzen. Bisher ist ihr Verfahren in keinem Stücke von dem Verfahren anderer Menschen unterschieden. Hält es einen Widerspruch in sich, so ist das Verfahren des ganzen menschlichen Geschlechts eben so widersprechend. Warum sollten denn sie allein ausgelacht werden?

Daß Katill seine angenehme Stille verlassen hat, in welcher er, gleich sicher für dem Mangel und für dem Neide, seine Tage in der Gesellschaft vergnügender Freunde zubringen konnte; daß er sie verlassen, und sich in die beschwer-

ſchwerlichen Weitläuftigkeiten eines hohen Ranges geſtürzet hat, dem er nicht gewachſen iſt, und in welchem ihn gefährliche Feinde umgeben: dieſes wird von allen ſeinen Bekannten für eine Thorheit gehalten. Es iſt auch wirklich eine Thorheit, aber eine Thorheit, die noch heute zeben unter ſeinen Tadlern auch begeben würden, wenn ſie nur Gelegenheit dazu finden könnten. Fatill hätte ruhig und vergnügt leben können, wenn er nicht den blendenden Schimmer einer eitlen Ehre den wahren Freuden eines ſtillen Lebens vorgezogen hätte. Tauſend andere vor ihm, haben ihr Glück auf eine ähnliche Art verſcherzet. Fatill hat ſich eine Laſt aufgebürdet, die ſeinen ſchwachen Schultern zu ſchwer iſt. Tauſend andere vor ihm haben ſich mit gleicher Unbeſonnenheit Laſten aufgebürdet, unter deren Gewicht ſie verſunken ſind. Die Thorheit des Fatill iſt die Thorheit des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Er überlegte nicht, ob der Glanz, den er vor ſich ſahe, und der vielleicht ein wahres Glück für einen andern hätte ſeyn können, auch ein wahres Glück für ihn ſey. Er griff eilfertig nach dieſem Glanze, um keine Gelegenheit zu verſäumen, groß zu werden. Sind nicht alle Menſchen gewohnt, eifrig nach demjenigen zu greifen, was ſie in den Augen anderer Menſchen erheben kan? Wie oft geſchiehet es wohl, daß ſie dabey überlegen, ob ihnen dieſe Erhebung auch nützlich ſey? Fatill wußte von demjenigen, was er an ſtatt des Glückes ſuchte, nichts mehr, als daß es von den Menſchen für ein groſſes Glück gehalten wird. Haben wohl andere

einen wichtigern Bewegungsgrund, wenn ſie ſich ihr Glück auswählen wollen? Die Thorheit des Fatill und die ähnlichen Thorheiten ſeiner Mitbürger würden gleich belachenswürdig ſeyn, wenn es nicht eine Verletzung der Menſchlichkeit wäre, Thorheiten zu belachen, deren Folgen ſo ernſthaft und meiſtentheils ſo traurig ſind.

Dieſe Thorheit, ſein Glück mehr in der Einbildung anderer Leute, als in ſich ſelbſt zu ſuchen, iſt deſto unglücklicher, weil ſie insgemein den Plan entwirft, nach welchem der Menſch ſein Leben einrichten will. Der unzähliche Schwarm von unbrauchbaren Laſten, den die Menſchen Glück und Ehre nennen, iſt groſſentheils aus dieſer Quelle entſprungen. Es fiel zu erſt einigen eitlen Köpfen ein, daß man nicht anders glücklich ſeyn könnte, als wenn man einen ungebrauchten Ueberfluß von denjenigen Dingen beſäſſe, die doch nur in ſo fern ſchätzbar ſind, als ſie wirkliche Nothwendigkeiten des Lebens in ſich halten, und durch einen edlen Gebrauch, einen Gebrauch, wie ihn die Menſchenliebe b.fiehlet, erhöhet werden. Eben ſo eitlen Köpfen fiel es ein, daß die wahre Ehre darinn beſtehe, wenn man vor einer ganzen Reihe Menſchen vorber gehen, wenn man die Blöſe ſeines Körpers mit glänzendern Farben bedecken könnte, als die übrigen Menſchen, und wenn man ſeinen Mitbürgern mit einem gewiſſen Uebermuthe begegnen dürfe, welchen ſie mit niederträchtigem Bücken und Schmeicheln annehmen müßten. Mit gleicher Eitelkeit nahmen andere Menſchen dieſe thörichten Beyſpiele an, und

glaub-

glaubten in ihrer Nachfolge glücklich zu seyn. Zuletzt ist diese ausschweifende Thorheit ein Gesetz der Gewohnheit geworden. Deswegen erkaufen die Menschen dieses eingebildete Glücke, diese falsche Ehre mit so vielen Sorgen, und oft mit dem Verluste ihrer Tugend, weil sie sehen, daß ein allgemeines Vorurtheil dieselben für das wahre Glück und für die wahre Ehre hält. Die Herrschaft dieses Vorurtheiles ist so sehr ausgebreitet, daß die allgemeine Einrichtung des menschlichen Lebens nach seinen Vorschriften gemacht ist. Der Jüngling, dessen Seele ihre Begriffe erst bildet, siehet, daß Menschen wegen eines Besitzes für glücklich gepriesen werden, der den Sinnen ein wenig schmeichelt. Nichts ist natürlicher, als daß der Jüngling die allgemeinen Begriffe seines Geschlechts auch zu den seinigen macht. Er gewöhnet sich frühe, sein Glück in dem Urtheile anderer Menschen zu suchen, die älter und erfahrner sind. Es ist sein Unglück, daß diese ältern Menschen nur in Thorheiten und Vorurtheilen erfahren sind. Ihr lockendes Beyspiel reißt ihn fort. Er fängt an, sein Glück zu bauen, und bauet es, wie sie das ihrige gebauet haben. Dasjenige, was er bauet, ist ein Gebäude mühsamer Eitelkeiten.

Dieses unglückliche Vorurtheil ist dem menschlichen Herzen noch auf eine andere Art schädlich, und schädlicher als so lang es nur Thorheiten stiftet. Die Menschen suchen nicht nur ihr zeitliches Glück in den Einbildungen ihrer unwissenden Mitbürger; die Pflicht, die Tugend selbst muß

sich nach den Irrthümern der Gewohnheit umbilden lassen. Wie oft höret man einen Menschen, der im Begriffe ist, wo der den Ausspruch seines Gewissens zu handeln, die verwerfliche Handlung dadurch rechtfertigen: sollte mir das nicht auch frey stehen, was so viele Menschen für erlaubt halten? was sie als erlaubt begehen? Es ist gewis; wenigstens der Anfang eines lasterhaften Lebens ist eine Zeit des Streites. Das Gewissen, das innerliche Gefühl der Tugend und des Lasters fehlet keinem Menschen: es wohnet in seiner Brust und widerstrebet den Reitzungen des Lasters, die ihn locken. Die ersten Schritte, die er aus den Schranken der Pflicht waget, thut er mit Furcht. Aber er siehet, daß andere Menschen ihr Glück auf einem Wege suchen, der von den Spuren der Tugend abweichet; daß sie ihre Freuden, ihre betrügende Beruhigung auf Laster gründen. Das Vorurtheil überwindet seine eigene Erkenntnis von der Pflicht. Er glaubt, ein Laster sey entschuldbar, wenn es oft begangen wird; wenn es von Menschen begangen worden ist, denen die Eitelkeit Lobsprüche zugerufen hat, Lobsprüche, die sie ihnen selbst wegen dieses Lasters zugerufen hat. Endlich nimmt er das unglückliche aller herrschender Vorurtheile an; den schädlichen Irrthum, daß es unmöglich sey, in dem gegenwärtigen Zustande der Welt zu gleicher Zeit recht tugendhaft und recht glücklich zu werden. Es ist wahr, das Scheinglück, das die Menschen allein suchen, findet sich selten bey der Tugend, und kann noch seltner durch sie erlanget werden.

Denn

Denn eigentlich sind die Glücksgüter in Ansehung der Tugend etwas zufälliges, und die Tugend hindert oft den Menschen, gewisse Glücksgüter zu erlangen, indem sie die Mittel misbilliget, die er dazu anwenden müßte. Man fängt also an, die Tugend für beschwerlich zu halten. Man glaubt es andern Leuten, daß da das wahre Glück sey, wo nur Scheingüter sind; man glaubt ihnen, daß uns nichts zu kostbar seyn dürfte, durch dessen Verlust dieses Glück erkauft werden kann; man verliert wirklich, um es zu erkaufen, den kostbarsten Schatz, den Menschen besitzen können, man verliert die Tugend und die Ruhe des Gewissens.

Nur wenige Menschen kommen so weit, daß sie die Scheingüter in der That erlangen, die ihnen ihr Vorurtheil angepriesen hat. Aber ihnen allen ist diese traurige Folge ihrer Thorheit gewis, daß sie den innern Kampf in dem Herzen, den Kampf der weichenden Tugend und des eindringenden Lasters empfinden. Gleichwohl betäuben sie ihr eigenes Gefühl, welches ihnen so oft sagt, daß sie mitten unter ihren schmeichelnden Thorheiten unglücklich sind. Sie wollen nicht wirklich glückseelig seyn. Es ist ihnen genug, wenn sie nur dafür gehalten werden. So beschreibet Horaz diese Thorheit:

— Vereor, ne cui de te plus, quam tibi, credas;
Neue putes alium sapiente bonoque beatum;
Neu, si te populus sanum rectèque valentem
Dixerit, occultum febrem sub tempus edendi
Dissimules, donec manibus tremor incidat vnctis.

„Ich fürchte, du glaubest einem andern mehr von dir, als „dir selbst; du hältst einen andern für glücklich als den „weisen und den tugendhaften; und verbirgest, wenn dich „das Volk gesund nennet, ein heimliches Fieber um die „Mittagszeit, bis der Frost deine Hände erschüttert, die „du schon zur Mahlzeit gesalbet hast.„

Wenn wir alle Beyspiele der wahren Weisen und Tugendhaften untersuchen, die zur Ehre der Menschheit gelebt haben, so findet sich in ihrem Leben insonderheit dieses Unterscheidende, daß sie in ihren Bemühungen, glücklich zu werden, Grundsätzen gefolget sind, die der gemeinen Meinung gerade entgegen stehen. Ich will diesesmal das Beyspiel des Phocion anführen, eines Mannes, den ich in seinem Leben und selbst in seinem tragischen Ende für glücklich halte. Phocion lebte in Athen, in einer Stadt, wo man, um bekannt zu werden, nothwendig einige gute Eigenschaften besitzen mußte. Phocions Eigenschaften waren zu vorzüglich, um unbekannt zu bleiben. Man findet nirgends, daß er Ehrenstellen gesucht hätte. Die Ehrenstellen suchten ihn. Er selbst hatte nichts mehr gethan, als daß er sich derselben würdig machte. Phocion war arm. Er ließ alle Gelegenheiten, reich zu werden, ungebraucht vorübergehen, weil er keine unter allen, die sich ihm anboten, der Tugend anständig fand. Er mußte also doch wirklich nicht glauben, daß der Reichthum die wahre Glückseligkeit ausmachte, weil er ihn auf keine unanständige Art annehmen wollte. Eben so wenig hielt er die Höhe des Stan-

des

des für das wahre Glück. Denn er selbst suchte sie nicht, sondern die freye Wahl seiner Mitbürger gab sie ihm, und oft wider seinen Willen. Phocion hätte die Liebe des ganzen Staats besitzen können, wenn er gegen die Neigungen seiner Mitbürger gefälliger gewesen wäre. Er widersetzte sich ihnen, und bekam ihren Haß, einen Haß, den er zum voraus gesehen hatte. Sollte man einen Mann nicht für unglücklich halten, der von seinen Mitbürgern gehasset wurde? Aber Phocion selbst hielt sich bey diesem Hasse nicht unglücklich: denn er wurde für eine Aufführung gehasset, welche die größte Liebe verdient hatte. Er widersetzte sich nur verderblichen Anschlägen seiner Mitbürger, und sie hasseten ihn, weil er seine Stimme nicht zu ihrem Verderben geben wollte. Seine unbezwingliche Redlichkeit kostete ihm endlich das Leben. Phocion starb als ein wahrer Märtyrer für das gemeine Beste.

In dem ganzen Leben dieses Mannes bemerket man eine grosse Abweichung von derjenigen Lebensart, die durch verjährte Vorurtheile unter den Menschen eingeführet ist. Welche Art von Glücksgütern, die man hochzuschätzen gewohnt ist, hätte dem Phocion fehlen können, wenn er sie gesucht, ja, wenn er sie nur auf diejenige Art hätte annehmen wollen, wie sie ihm angebotten wurde? Aber Phocion suchte nur ein Glück; das Glück seiner Pflicht gemäß zu leben. Er suchte sein Leben frey von Lastern zu erhalten, und die Pflichten eines getreuen Bürgers redlich zu erfüllen. Sein Glück, sein Ruhm bestand darin, daß er tugend-

haft, daß er ein Menschenfreund war. Ich glaube, er würde die Glücksgüter nicht zurückgewiesen haben, wenn sie in einer anständigen Gestalt zu ihm gekommen wären. Aber sein patriotischer Eifer trieb ihn so weit, daß er nicht einmal die Geschenke annahm, die ihm Alexander, sein Oberherr und der Athenienser Oberherr, schickte. Phocion wollte unter keinem Vorwande seinen Mitbürgern ein Beyspiel geben, daß man von den Unterdrückern des Vaterlandes Geschenke annehmen dürfte. Seltene Uneigennützigkeit zu einer Zeit, da die Kunst, Geschenke zu bekommen, höher geschätzet wurde, als Wissenschaft und Tugend!

So lebte ein Heide. Es würde leicht seyn, aus der alten Geschichte mehrere Beyspiele von gleicher Stärke zu sammlen. Aber die Religion zeigt uns Beyspiele, die unendlich erhabener sind, so wie ihre Lehren auch in diesem Stücke alles dasjenige unendlich übertreffen, was die menschliche Einsicht vorschreiben kann. Ich kan nie ohne eine auszehmende Ehrfurcht das Leben des Paulus, des größten Manns unter den Nachfolgern des Meßias, überdenken. Paulus lebte nicht nur unter den allgemeinen Vorurtheilen der Menschen, sondern er selbst hatte schon lockende Vortheile, ein grosses Ansehen unter seinem Volke genossen, und sahe noch grössere Hofnungen vor sich. Wenn man überlegt, wie viel schwerer es ist, Vortheilen zu entsagen, deren schmeichlenden Besitz man schon geniesset, als solchen, die man nur noch als möglich vor sich siehet; wenn man dieses überleget, so wird man finden, daß es ein

auser-

auſſerordentlich ſchwerer Kampf geweſen ſeyn müſſe, den Paulus in ſeiner Seele empfand, als er die glänzenden Reitzungen eines ſichern Anſehens unter ſeinem Volk mit dem traurigen Zuſtande verwechſlen wollte, von allen ſeinen Brüdern verachtet, gehaſſet und verfolget zu werden. Denn nichts anders konnten damals diejenigen erwarten, die dem Rufe der Offenbarung folgen wollten. Ich weiß es, daß die Bekehrung des heiligen Mannes durch ein Wunder erleichtert worden iſt. Wenn wir aber glauben, daß die göttliche Vorſehung dem Menſchen auch mitten in den Wundern ihrer Gnade noch die Freyheit läßt, ſeiner weſentlichen Denkungsart zu folgen; ſo kan nichts natürlicher ſeyn, als daß Paulus auch damals nach den Einſichten ſeiner Vernunft das wahre Glück, zu welchem er ſich berufen fühlte, zuerſt ſorgfältig unterſuchet, und daſſelbe mit den Gütern, die er verlaſſen ſollte, in eine Vergleichung geſtellet hat, ehe er ſich entſchloß, jenes anzunehmen und dieſe fahren zu laſſen. Er fand, daß die Vortheile, die er verlaſſen ſollte, nach den gewöhnlichen Begriffen der Menſchen ſehr reitzend waren. Das Glück, das ihm zur Vergeltung angebotten wurde, war zwar überhaupt ſeinen Mitbürgern nicht unbekannt, aber ſie hielten es nicht für ſo ſchätzbar, daß ſie es durch einen zeitlichen Verluſt oder durch eine auſſerordentliche Bemühung hätten erkauffen mögen. Paulus aber erkannte in demſelben das wahre Glück, den geſegneten Zuſtand eines Menſchen, der die Vorſchriften des Höchſten zu ſeiner einzigen Wohlfahrt

macht, und den Beſitz zeitlicher Vortheile, ſelbſt die Achtung anderer Menſchen, für etwas zufälliges hält, welches ſeinem Beſitzer bisweilen angenehm ſeyn kan, aber nichts weniger als nothwendig iſt. Er überwand alſo auf einmal zwo mächtige Vorurtheile, die ihn ſtets würden beſiegt haben, wenn er ſein Glück in den Meinungen anderer Menſchen hätte ſuchen wollen; die Vorurtheile, daß ein Menſch alsdenn erſt glücklich ſey, wenn er die zeitlichen Güter in einem gröſſern Ueberfluſſe beſitzet, als der meiſte Theil ſeines Geſchlechtes; und daß er wirklich unglücklich ſey, wenn er ſeine ſinnlichen Vergnügungen verleugnen muß.

Ich hoffe, meine Leſer werden dieſes Beyſpiel aus der heiligen Geſchichte nicht übel angebracht halten. Warum ſollten wir uns mit ſchwächern Beyſpielen begnügen, da wir die erhabenſten vor uns ſehen!

Man würde ſehr ausſchweifend handeln, wenn man ſich in allen Stücken von der Denkungsart anderer Menſchen entfernen wollte. Man iſt ſeinem Geſchlechte in einigen Stücken ſo viele Hochachtung, und in andern ſo viele Gefälligkeit ſchuldig, ſich nach ſeinen Erfahrungen und Gewohnheiten zu richten. Da es nicht möglich iſt, daß ein Menſch alle Wiſſenſchaften ſelbſt ergründen ſollte, ſo iſt man verbunden, in denjenigen Theilen der Wiſſenſchaften, die man nicht ſelbſt durchforſchen kan, fremde Einſichten gelten zu laſſen. Aber zu der Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit iſt ein jeder Menſch berufen, und da dürfen ihm fremde Einſichten nicht weiter gelten, als ſo weit er ſie bey der

ſtrengſten Prüfung mit richtigen Grundſätzen übereinſtimmend findet, mit Grundſätzen, die aus der Pflicht und aus der Tugend entſtehen. Das Recht der Gewohnheiten muß aus eben dieſen Grundſätzen beſtimmt werden. Gewohnheiten, die keine weſentliche Verbindung mit unſerm wahren Glücke oder mit unſerm würklichen Unglücke haben; ſolche Gewohnheiten ſind dem freyen Geſchmacke der Völker überlaſſen. Der einzele Menſch, der bey ſolchen gleichgültigen Gewohnheiten gegen ſeine Mitbürger nicht gefällig ſeyn wollte, würde ſich durch ſeine ſonderbare Aufführung nicht als einen Weiſen, ſondern als einen ſeltſamen Thoren bezeichnen. Das Unterſcheidungszeichen des wahren Weiſen von andern Menſchen beſtehet niemals in Kleinigkeiten, in gleichgültigen Dingen. Die Vernunft und zugleich die Offenbarung will ihre Schüler weder zu Eigenſinnigen noch zu Sonderlingen machen. Aber ſie fordert durchaus, daß ihre Schüler keine Gewohnheit, keinen Gebrauch annehmen ſollen, der ihr wahres Glück verhindern, der ihre Pflicht verletzen kan.

Es iſt angenehm, wenn man mit ſeinen Mitbürgern eine gleiche Denkungsart, eine gleiche Geſinnung haben kan. Die Menſchenliebe macht uns zu dieſer Uebereinſtimmung geneigt. Ich glaube auch wirklich, daß alle diejenigen, die den Vorſchriften der Vernunft richtig folgen, weder in ihren Begriffen, noch in ihren Geſinnungen weſentlich von einander unterſchieden ſind. Wenigſtens können wahre Freunde niemals verſchiedene Begriffe von dem

Haüptendzwecke ihres Lebens haben. GOtt hat uns von unserm Besten so genau, so sorgfältig unterrichtet! daß es uns nicht möglich ist, unser wahres Glück zu verkennen, wenn wir uns nicht selbst verblenden wollen. Es ist nur ein Weg zur Glückseligkeit; der Tugendhafte kan diesen Weg nicht verfehlen, den die Vorsehung so deutlich bezeichnet hat. Nur in Nebendingen, nur in Kleinigkeiten können Tugendhafte, können wahre Freunde verschiedene Gesinnungen haben; und diese kleinen Ungleichheiten in der Denkungsart machen die Gesellschaft fast eben so angenehm, als die Uebereinstimmung in der Hauptsache. Mich entzückt die Einigkeit, die zwischen mir und meinen Freunden herrscht. Wir sind keinen Augenblick wegen unsers wahren Glücks uneinig gewesen. Unsere grosse gemeinschaftliche Bemühung bestehet in der Aufmerksamkeit auf unsere Pflicht, in den freundschaftlichen Ermunterungen zur Tugend. Einige kleine Verschiedenheiten in der Denkungsart sind viel zu gering, diese reitzende Einigkeit zu unterbrechen. Die Munterkeit unsers Oberon, und die zärtliche Schwermuth unsers Damis unterhalten beyde, auf zweyerley Art, aber mit gleichem Reitz, die Vertraulichkeit unserer Gesellschaft.

In dem gegenwärtigen Zustande ist es nicht möglich, unter der grossen Gesellschaft des menschlichen Geschlechts eine so übereinstimmende Denkungsart einzuführen. So lange der zahlreiche Theil der Menschen sein wahres Glück weniger suchet, als die Befriedigung eitler Begierden; so lange bleibet den wahren Weisen nichts anders übrig, als

daß

daß ſie ſich von einer ſo thörichten Denkungsart entfernen, und in ihrer kleinern Anzahl die geſegnete Geſinnung erhalten, die der Schöpfer zum Heil ſeiner Geſchöpfe bekannt gemacht hat. In jenen glückſeligen Gegenden, wo alle Sachen in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen werden, wo kein Blendwerk unſere Augen mehr verführen wird; da wird auch die vollkommenſte Einigkeit der Seelen ſeyn, da wird das Beyſpiel unſerer Mitbrüder unbetrüglich, und ihr Beyfall nie anders als gerecht ſeyn.

T. Cleanth.

Funfzigſtes Stück.

So entreißt ſich ein Held der Könige weichlichen Töchtern,
Wenn ihn der Tod fürs Vaterland ruft. Ins Feld hin, wo GOtt ſteht,
Und dem Tode, gerüſtet mit Rache, die Schuldigen zuzählt,
Ruft ihn mehr, als ewiger Ruhm, die Stimme der Unſchuld,
Ihn wird dankbar und froh erretteter Völker Mund ehren,
Denn ſein Krieg war gerecht. Und bleibt er, mitten im Würgen,
Dannoch ein Menſch, ſo wollen wir ihn vor dem Ewigen ſingen.

Klopſtock.

Mein Freund,

Ich habe bisher ihre Wochenſchrift geleſen. Ich habe aus ihrem löblichen Beſtreben, ſich dem menſchlichen Geſchlechte freundſchaftlich zu Nutze zu machen, ein lebhaf-

tes

tes Vergnügen geschöpfet. Kan ich wohl nach dem Begriffe, den ich mir von Ihnen mache, zweifeln, daß Ihr Freund auch für mich geschrieben sey? daß die Erlaubniß, Ihnen, mein Freund, Briefe zu schicken, auch mich angehen werde? Nein! der schöne Name, den Sie Sich beygeleget haben, läßt mich ganz gewiß hoffen, Sie werden mit mir gemeine Sache machen, und die Welt von einem Vorurtheil befreyen helfen, das sie bisher ohne Grund, und thöricht genug vertheidigt hat.

Mein Freund! Ich bin ein Soldat. Ohngeachtet ich mich von Jugend auf den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so bin ich doch durch wichtige und gültige Bewegungsgründe vermogt worden, in den der Welt und den meisten Menschen so sehr verhaßten Soldatenstand zu tretten. Wenn es Ihnen, Mein Freund! nicht gleichgültig wäre, so würde ich Ihnen die Ursachen, die diese Veränderung bey mir gewirkt haben, bekannt machen. Allein es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß mich weder ein übles Verhalten, noch der Geiz oder die Nachläßigkeit meiner Eltern zum Soldaten gemacht haben. Ich bin es mit Einwilligung meiner Eltern, und aus eigenem Triebe geworden.

Stellen Sie sich, mein Freund! das Aufsehen vor, das diese schnelle Veränderung nach sich gezogen hat. Ein jeder, der sie hörte, hielte mich für thöricht, und meinen Entschluß für eine Sache, die der Verzweiflung nahe käme. Er wird bald lasterhaft werden, hieß es, er wird aufhören ein Freund der Wissenschaften und der Tugend zu

seyn,

ſeyn, indem er anfangen wird, ein Soldat zu ſeyn!

Mein Freund! ich geſtehe es, dieſe Prophezeyungen hätten beynahe meinen Vorſatz ruckgängig gemacht; doch da ich mich mit dem veſten Entſchluſſe gewafnet hatte, der Tugend fernerhin ergeben zu bleiben, ſo bin ich ein Soldat geworden. Sollte nun, mein lieber Freund! ſollte es nun nicht möglich ſeyn, daß man ein Soldat und zugleich tugendhaft ſeyn könnte? Sollte es ein allgemeiner Satz ſeyn, daß man mit dieſer Veränderung des Standes auch ſeine edlen Neigungen verändern und ausſchweifend werden müßte? Sollte man nicht dem Soldatenſtande mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, als daß man ihn nach dem Pöbel der Soldaten beurtheilte?

Darf ich Sie bitten, mein Freund! daß Sie, mir und andern tugendhaften Soldaten zu Liebe, in Ihrer Wochenſchrift etwas von dieſer Materie ſchreiben? Wie vielen Dank wird Ihnen davor ſchuldig ſeyn

Mein Freund

Vom Quartier
den 20. Merz 1755.

Ihr geh. Diener
Ein Soldat I.NB.

Der uns unbekannte Verfaſſer dieſes Briefes ſcheinet uns ſo edle Begriffe von ſeinem Stande zu haben, daß wir

wünschen, er mögte uns seine eigene Gedanken über diese Sache mitgetheilet haben. Meine Freunde haben mir indessen aufgetragen, seinen Brief zu beantworten, und ich thue es um so lieber, weil ich selbst ein Soldat bin.

Es ist etwas wunderliches und ungereimtes um alle die Urtheile, die überhaupt wider einen gewissen Stand gefället werden. Ich ärgere mich eben so sehr darüber, wenn unsere Stutzer den geistlichen Stand überhaupt verachten, und allen Geistlichen ohne Unterschied Verstand und Lebensart absprechen, weil sie bisweilen Geistliche von einer pedantischen, gezwungenen und lächerlichen Aufführung antreffen; als wenn bisweilen allzueifrige Geistliche auf den ganzen Soldatenstand losziehen, weil sie nur die schlechteste Art von Soldaten haben kennen lernen. So wie einige Leute einen Mann nur deswegen für fromm und heilig halten, weil er einen schwarzen Rock trägt, so halten andre einen Menschen aus der einigen Ursache für lasterhaft und fürchterlich, weil er ein Soldatenkleid an hat. Und wie oft findet man nicht, daß der erste in seinem ehrwürdig schwarzen Rocke weit freyer und ausschweifender ist, als der letztere. Solche Urtheile, die sich mehr auf den Unterschied der Kleidung, als auf die Verdienste der Personen selbst gründen, machen denen, die sie fällen, schlechte Ehre. In einem jeden Stande giebt es Leute, die ihren Stand beschimpfen. In allen Ständen giebt es einen Pöbel. Es giebt einen gelehrten Pöbel, es giebt einen Pöbel bey Hofe, einen Pöbel unter den Geistlichen, einen Pöbel

unter

unter den Soldaten, einen Pöbel überall. Der Stand ſelbſt macht Niemanden groß. Der Beſitz derjenigen Eigenſchaften, die bey einem gewiſſen Stande erfordert werden, macht uns allererſt eine wahre Ehre. Ich ehre einen Geiſtlichen nicht deswegen, weil er ein Geiſtlicher iſt. Ich ſchätze einen Soldaten nicht deswegen hoch, weil er ein Soldat iſt, ſondern weil er ein rechtſchafner Soldat iſt. Ein junger Herr von Menſchenſchröck mag ſich noch ſo ſehr im Soldatenkleide brüſten, er mag ſich noch ſo vieles darauf einbilden, daß er ein Soldat iſt; macht ſein Soldatenkleid den ganzen Soldaten aus, hat er keine andere Verdienſte, als gewiſſe grimmige Blicke, die er beym Spiegel ſo gut ausſtudirt, als eine Buhlerin ihre verliebten Blicke, als eine grobe und ungeſtümme Aufführung, als die Geſchicklichkeit, recht kunſtmäßig zu fluchen; ſo kommt er mir eben ſo verächtlich vor, als ein Geiſtlicher, deſſen Bauren geſitteter ſind, als er. Iſt es aber nicht unbillig, die Fehler einzeler Perſonen, die zu einem gewiſſen Stande gehören, einem ganzen Stande zur Laſt zu legen? Wer dieſes thut, der würde eben ſo geſchickt urtheilen, als derjenige, der die ganze Moral verwerfen wollte, weil er einen ſehr hitzigen und unverſchämten Moraliſten kennt, oder als derjenige, der die Sitten einer ganzen Stadt oder eines ganzen Volks nach den Sitten des Pöbels beurtheilen wollte.

Ich will mich itzt nicht in eine verhaßte Vergleichung der Stände einlaſſen. Ich will keinen Stand auf Unkoſten

des andern erhöhen. Einem jeden gefällt ordentlicher Weise derjenige Stand am besten, dem er sich gewidmet hat. Die Streitigkeiten über den verschiedenen Werth der Stände können dahero selten mit derjenigen Unpartheilichkeit geführt werden, die dazu nöthig ist. Der Gelehrte schätzt sich höher, als den Soldaten, und der Soldat verachtet den Gelehrten gegen sich. Der Soldat zeigt seine Wunden, die er bey Vertheidigung des Vaterlands bekommen hat, und der Gelehrte zeigt uns seine Bücher, die er zum Besten der Welt verfertigt, und die ihm so viele Nächte gekostet haben. Ein jeder glaubt, der Staat sey ihm am meisten schuldig. Es giebt in allen Ständen Großsprecher, und die Herren Gelehrte können so gut, wo nicht besser, pralen, als wir Soldaten. Es giebt in allen Ständen Leute, die darinnen ihre Ehre suchen, daß sie alle andere Stände gegen den ihrigen verachten. Ein vernünftiger Mann, ein Mann, der wahre Verdienste hat, wird einem jeden Stand Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber wie viel gibt es dergleichen billige Richter? Wenn ein jeder Stand in der Maase edel und rühmlich ist, in der er etwas zum Glück der Welt beyträgt; wer kan dem Soldatenstand seinen Nutzen und seine Vortreflichkeit absprechen? Ist es nicht etwas grosses, etwas rühmliches, sein Vaterland zu vertheidigen, für die Sicherheit und für die Rechte desselben sein Leben aufzuopfern, ja! was noch mehr ist, sich Verwundungen auszusetzen, die einen beständig siechen Körper, und ein trauriges Leben nach sich ziehen können.

Der

Der Gelehrte mag uns noch so vieles von den Beschwerlichkeiten vorsagen, die er zum Besten der Welt auf sich nimmt; er mag noch so viele Nächte durchwachen, seinen Geist zu verewigen; alle seine Beschwerlichkeiten reichen lange nicht an diejenigen, die mit dem Krieg und mit dem Soldatenstande verknüpft sind. Mich deucht, die andern Stände müßten sehr undankbar gegen den Soldatenstand seyn, durch den sie doch beschützt und vertheidiget werden, wenn sie seinen Verdiensten nicht wollten Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Doch man möchte sagen: kein Stand ist geschickter die Empfindungen der Menschenliebe in uns zu ersticken, und uns hart, grausam und unbarmherzig zu machen, als der Soldatenstand. Müssen nicht Leute, die von Plündern und Würgen Profession machen, nach und nach so unmenschlich werden, daß sie an sanften und zärtlichen Empfindungen gar keinen Geschmack mehr haben? Ich antworte: ein Mensch, der keine Menschenliebe, der ein hartes und grausames Gemüth hat, wird in einem jeden Stand Gelegenheit finden, sich in dieser unglückseligen Beschaffenheit seines Herzens zu stärken. Im Gegentheil ein Mensch, der Menschenliebe, der ein zärtliches und gütiges Herz besitzt, der wird sich in allen Ständen ähnlich, edel und groß bleiben. Ein Soldat, dem das Beste des Vaterlandes die traurige Nothwendigkeit auflegt, sein Schwerdt gegen die Feinde desselben zu ziehen, kan auch, wenn er mit dem Blute der Feinde besprützt ist, ein Mensch bleiben. So wie ein gütiger Regent die Uebertretungen der Gesetze

an den Schuldigen rächet; ſo vergießt ein Held, den die Liebe zum Vaterland ins Feld ruft, das Blut der Feinde ungern. Er würde ihres Lebens mit Vergnügen ſchonen, wenn er nur ſein Vaterland nicht ſo ſehr liebte. Er wird keine unnöthigen Gewaltthätigkeiten ausüben. Er wird nicht Blut vergieſſen, um das Vergnügen zu haben, grauſam zu ſeyn. Er wird den Feinden nicht alles Mitleiden entziehen. Er wird aufhören zu würgen, ſo bald die Sicherheit des Vaterlandes gerettet iſt. Ein Scipio zerſtört Carthago und weinet. Ich habe noch nie einen wahrhaftig tapfern und großmüthigen Mann geſehen, der nicht zugleich gütig, barmherzig und mitleidig geweſen iſt, und ich habe noch nie einen feigen und niederträchtigen Menſchen gekannt, der nicht, wo er konnte, hart, unbarmherzig und grauſam geweſen wäre.

Ohngeachtet ich ſelbſt ein Soldat bin; ſo kan ich es doch nicht läugnen, daß der Soldatenſtand dieſes mit allen Ständen gemein hat, daß er das nicht iſt, was er ſeyn ſollte. Die Aufführung vieler Soldaten iſt Schuld daran, daß ihr ganzer Stand Vorwürfe leiden muß. Auſſer der allgemeinen Neigung zum Böſen giebt es bey einem jeden Stand beſondere Quellen, aus denen die Unordnungen deſſelben flieſſen. Eine von den vornehmſten Quellen, aus der manche Unordnungen unter den Soldaten entſpringen, mag dieſe ſeyn, daß ſo viele Soldaten einen unrichtigen Begriff von ihrer wahren Ehre haben, ohngeachtet Niemand mehr von Ehre ſpricht, als ſie. Dieſer unrichtige

Begriff hat einen Einfluß in ihr Leben und in alle ihre Handlungen. Die meiſten Soldaten glauben, ihre ganze Ehre beſtehe blos in Herzhaftigkeit, ſo wie etwan ein Mädchen ihre ganze Ehre blos in der Keuſchheit ſucht, und ſich, wenn ſie auch ſonſt alle mögliche Laſter an ſich hat, einbildet, ſehr vollkommen zu ſeyn, wenn ſie ſich nur für den Mannsperſonen hütet. Die Herzhaftigkeit, ſo denken die meiſten Soldaten, die Herzhaftigkeit macht den Soldaten aus. Wenn ein Soldat nur Herz hat, ſo mag er im übrigen thun, was er will. Es läßt gar zu furchtſam, wenn man beſcheiden und höflich iſt, wenn man nicht lärmt und flucht, wenn man fromm iſt, und den Pflichten nachkommt, die die bürgerlichen Geſetze vorſchreiben. Daher kommt es, daß viele Soldaten, um ihre Herzhaftigkeit zu zeigen, Beleidiger und Feinde der Bürger werden, deren Beſchützer ſie ſeyn ſollten, ihre Glaubiger halb tod prügeln, und den Staat, den ſie vertheidigen ſollten, als ein feindliches Land anſehen, in dem ſie auf Diſkretion leben dürfen. Die Herzhaftigkeit iſt allerdings eine weſentliche Eigenſchaft eines rechtſchaffenen Soldaten. Aber dieſe Herzhaftigkeit muß ſtets mit Gerechtigkeit und Billigkeit verbunden ſeyn, wenn ſie nicht zu einer wilden Hitze, zu einer tollen Unbeſonnenheit werden ſoll. Ein Soldat iſt deswegen, weil er ein Soldat iſt, nicht von dem Gehorſam frey, den ein jeder vernünftiger Menſch den Geſetzen der Billigkeit, und des Wohlſtandes ſchuldig iſt. Ich ärgere mich allezeit darüber, wenn man einen laſterhaften Soldaten dadurch entſchul-

ſchuldigen will, daß er ein Soldat iſt; gerade als wenn eine unbändige Freyheit ein Vorrecht des Soldatenſtandes wäre, gerade als wenn die Soldaten eine beſondere Sittenlehre hätten. Der wahre Muth beſtehet nicht blos darinnen, daß man der Gefahr des Todes, den drohenden Schwerdern der Feinde ohne Furcht entgegen geht; er beſteht auch darinn, daß man ſeinen Leidenſchaften den Krieg ankündigt, und dieſe gefährlichen Feinde nicht aufkommen läßt. Scipio ſcheint mir tapferer zu ſeyn, da er, ohngeachtet er damals in ſeiner feurigſten Jugend, unverheurathet, und ein Ueberwinder war, die gröſte Schönheit von Spanien, die er vor ſeinen Füſſen liegen ſahe, ihrem Liebhaber ungekränkt wieder gab, als da er bey Zama den fürchterlichen Hannibal ſchlug. Und, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, ſo kan Niemand tapfrer ſeyn, und der gröſten Gefahr mit einer wahrhaftigern Herzhaftigkeit entgegen gehen, als ein Mann, der rühmlich gelebt hat, und vor der Ewigkeit nicht erzittern darf. Ich habe Soldaten gekannt, die man für feige hielt, weil ſie fromm und vernünftig waren, und die im Krieg Heldenthaten verrichtet haben. Ich habe andre gekannt, die in Friedenszeiten einem jeden den Hals brechen wollten, und im Krieg war Niemand verzagter. Religion und Tugend machen Niemand feig; im Gegentheil ohne ſie kan Niemand eine wahre Herzhaftigkeit beſitzen. Das Schwerdt des Soldaten muß nicht durch eine wilde Hitze, durch eine raſende Unbeſonnenheit, es muß durch Vernunft und Klugheit regiert werden.

Die

Die meiſten Eltern haben den Grundſatz, daß ſie diejenigen von ihren Kindern, die ſich gar nicht wollen bändigen laſſen, und nicht die geringſte Luſt zum Lernen haben, dem Soldatenſtand widmen. Mein älteſter Sohn, ſo ſagte jüngſthin Herr Aluſius, ſoll ſtudiren, er iſt ein höflicher, ſtiller und beſcheidener Junge; mein jüngſter ſoll ein Soldat werden, denn er iſt ſonſt zu allem Guten verdorben. Sobald die Eltern einen von ihren Söhnen dem Soldatenſtand gewidmet haben, ſo bekümmern ſie ſich gemeiniglich nicht viel mehr darum, ob er etwas lernt oder nicht, ja ſie geben ihm wohl gar die Erlaubniß freyer zu leben, und auszuſchweifen. Iſt es denn alſo ein Wunder, wenn in dem Soldatenſtande viele Leute von einer ſchlechten und rauhen Aufführung ſind, da man die Meinung hat, nur derjenige ſey zum Soldatenſtande geſchickt, der zu allen andern Ständen untauglich iſt? Die Eltern ſollten denenjenigen unter ihren Kindern, die Soldaten werden wollten, billig die Grundſätze der Religion, der wahren Ehre, der Tugend, mit vorzüglichem Fleiſſe einprägen, und ihre Herzen von Jugend auf zu edlen Empfindungen bilden, weil doch einmal, nach der Meinung der Welt, dem Soldatenſtande Ausſchweifungen beſſer anſtehen, als andern Ständen, und weil es in dieſem Stande ſo viele verführende Beyſpiele giebt. Ein rechtſchaffener Geiſtlicher, der lange Zeit Feldprediger war, und deſſen Andenken ich noch verehre, hat mir etlichemal eine Erzählung gemacht, die mich allezeit gerührt hat. Ich kannte einen jungen Officier, ſagte

er, der wegen seiner Herzhaftigkeit, Klugheit und vortreflichen Aufführung eine allgemeine Liebe und Hochachtung bey der Armee hatte, und durch alle seine Handlungen bewies, daß er eine ungemeine Aufführung müßte gehabt haben. Er suchte meine Freundschaft, und sein Umgang war mir der angenehmste Zeitvertreib im Felde. An einem gewissen Abend sahe ich ihn ganz nachdenkend herumgehen. Ich gieng auf ihn zu, und fragte ihn, was ihn in so tiefe Gedanken versetzte. Ich denke an den Tod, antwortete er. Sie wissen doch, daß wir morgen Sturm laufen müssen, und es ist doch ein wichtiger Schritt, den man in die Ewigkeit thun muß. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, doch wollte ich nicht gern ohne alles Nachdenken, und unbereitet sterben. Hier haben Sie, setzte er ganz beherzt und freudig hinzu, den Schlüssel zu meinen Sachen. Sollte ich morgen sterben, so tragen Sie Sorge, daß mein letzter Wille beobachtet wird. Sie werden alle meine Sachen in Ordnung finden. Ich gerieth in die größte Bewegung. Ich bat ihn, er mögte sich den Tod nicht so gar gewiß vorstellen. Meine Vorstellungen halfen nichts. Ich mußte den Schlüssel annehmen. Er starb auch wirklich den andern Tag. Als ich seinen Schreibpult öfnete, so fand ich unter andern Papieren alle die Briefe aufgeschlagen, die ihm seine Mutter während seiner Kriegsdienste geschrieben hatte. So vortrefliche Ermahnungen zur Gottesfurcht, so edle Grundsätze, so zärtliche Vorstellungen habe ich nie gelesen. Nun verwunderte ich mich nicht mehr über die vortrefliche

treſliche Aufführung dieſes jungen Officiers, da er eine ſo vortrefliche Mutter gehabt hatte. Es iſt einem Soldaten nützlich und rühmlich, wenn er etwas rechtſchafnes gelernet hat. Ein Soldat muß nicht blos ſeinen Körper, er muß auch ſeinen Kopf zu gebrauchen wiſſen. Die größte Kriegshelden ſind Gelehrte, und Freunde der Gelehrten geweſen. Sie haben ſich ihres Umgangs nicht geſchämt, und das Studieren zu einem nützlichen und rühmlichen Zeitvertreibe gemacht. Die Gelehrſamkeit ſchärfet den Verſtand, und adelt das Herz. Sie macht zum Umgang geſchickt, und auch in Friedenszeiten brauchbar. Ein Soldat, der nichts gelernet, der keinen Geſchmack am Leſen, und an dem Umgange mit vernünftigen und gelehrten Leuten hat, ergiebt ſich in Friedenszeiten dem Müßiggange, und den Ausſchweifungen. Die lange Weile plagt ihn, und er begehet Thorheiten, blos um ſich zu beſchäftigen. Er wird ein Stutzer, ein Spieler, ein Sauſer, ein Raufer, weil er ſonſt nichts zu thun weiß. Ich wollte, daß wir, die wir den Franzoſen in ſo vielen Stücken nachahmen, ihrem Exempel auch darinn folgten, daß bey einem jeden Regiment eine ausgeſuchte Bibliotheck aufgerichtet würde, die ſowol in Friedens- als Kriegszeiten gebraucht werden könnte.

Vornemlich wünſchte ich, daß ſich diejenigen, die vom Kriege Profeßion, und ihrem Stande Ehre machen wollen, mit der Erlernung der Hiſtorie beſchäftigten. Ohne die Hiſtorie bleiben wir ſtets Kinder, ſagt ein alter Schriftſteller.

ſteller. Durch die Hiſtorie können wir uns ohne Mühe eine Erfahrung erwerben, die ſicher und im Kriege ſelbſt ungemein vortheilhaft iſt. Durch die Hiſtorie lernen wir ſo viel groſſe Männer kennen, die ſich zu allen Zeiten durch Kriegestapferkeit verewigt haben. Ihr Beyſpiel kan uns lehren, ein rechtſchaffener Soldat müſſe auch zu gleicher Zeit ein vernünftiger und tugendhafter Mann ſeyn, er müſſe in allen Stücken auf ſeine wahre Ehre ſehen, keine Niederträchtigkeit begehen, und ſeine Verdienſte nicht blos im Plündern und Würgen ſuchen.

Man bilde ſich ja nicht ein, als wenn man ſich durch eine wilde und ungeſtümme Aufführung Anſehen und Ehrfurcht zu wegen bringe, und durch Beſcheidenheit und Artigkeit ſeiner Ehre ſchade. Ein Soldat, der fromm, vernünftig und tugendhaft lebt, und nur da Herz zeigt, wo es nöthig iſt, wird gewiß allezeit Hochachtung und Freunde finden. Auch ſelbſt diejenigen von ſeinem Stande, die die wildeſten und unbändigſten ſind, werden eine geheime Ehrfurcht für ihn haben, und ihn in Ruhe laſſen. So verdorben iſt die Welt nicht, daß nicht eine ungezwungene, männliche und geſetzte Aufführung mehr Liebe und Hochachtung finden ſollte, als eine wilde, tolle und ausſchweifende Lebensart.

Die Freundſchaft kan ſowol unter den Soldaten Platz finden, als unter Leuten von andern Ständen. Ja! ich getraue mir zu behaupten, daß es nirgends ſo groſſe, und ſo rührende Gelegenheiten giebt, Freundſchaft zu beweiſen,

als in dem Soldatenleben. Wie zärtlich ist nicht der Abschied, den zween Freunde nehmen, die nunmehr fürs Vaterland dem Tode entgegen gehen. Schon sehen sie die blinkenden Schwerdter der Feinde. Schon wütet der Tod mit fürchterlichem Getöse. Sie umarmen sich noch zum letztenmal, und wünschen in der Ewigkeit wieder vereinigt zu werden. Mit welch schmachtenden Blicken sieht sich nicht nach geendigter Schlacht ein Freund nach dem andern um! Wie freudig dankt ein jeder der Vorsicht für das Leben des andern! Welch ein Schmerz für einen Freund, wenn sein Freund verwundet zurück kommt! Wie zärtlich tröstet er ihn! Wie sorgfältig ist er, für seine Wiederherstellung zu wachen, und ihm sein Leiden erträglicher zu machen!

Ich weiß nicht, ob jemand ehrwürdiger, und zum Umgang angenehmer seyn kan, als ein alter Soldat, der unter dem Harnisch grau geworden ist, und nunmehr den Rest seines verdienstvollen Lebens in Ruhe dahin bringet. Ein solcher Mann hat etwas so wahrhaftig grosses in allen seinen Reden, und in allen seinen Handlungen, daß man ihn nicht genug bewundern kan. Alles, was andere Menschen erschreckt, ist ihm eine Kleinigkeit. Er zeigt uns seine Narben auf eine ungezwungene Art. Er redet von den Gefährlichkeiten, die er ausgestanden hat, ohne Prahlerey. Er kan uns mehr Schlachten anführen, denen er beygewohnet hat, als ein anderer Lustbarkeiten. Er weiß uns mit vielen geheimen Lebensumständen der größten Männer seiner Zeit zu unterhalten. Er unterrichtet uns mit

einer

einer männlichen Beredtſamkeit, wie nöthig die Religion zur Herzhaftigkeit ſey. Er giebt der Jugend ein vortrefliches Muſter einer ungezwungenen Andacht, und er hat ſich mit dem Tode bekannt gemacht, daß er die Ankunft deſſelben mit Freuden erwartet, und ſich nach dem Lande ſehnet, wo auf alle großmüthige und tapfre Streiter eine ewige Ruhe wartet.

Ein rechtſchaffener Officier kan in ſeinem Dienſte ſo viel Gutes ſtiften, als ein Geiſtlicher. Durch ſein Beyſpiel, durch freundliche Vermahnungen, durch eine kluge Zucht kan er viele von ſeinen Untergebenen zu vernünftigen und geſitteten Leuten machen. Mir iſt es ein gröſſeres Vergnügen, wenn ich einen von meinen Untergebenen zu einer vernünftigen Lebensart bringen kan, als wenn ich einem halben Dutzend Feinde die Hälſe gebrochen hätte.

Wenn man bedenkt, daß der Soldatenſtand gröſtentheils aus Leuten beſteht, die keine Auferziehung, keine Wiſſenſchaften, einen ſchlimmen Umgang haben, und die gar oft aus Verzweiflung den Degen ergriffen haben; ſo darf man ſich nicht wundern, daß unter den Soldaten ſo viele Unordnungen, und ſo böſe Beyſpiele herrſchen. Doch man nehme aus einem jeden Stande eine gewiſſe Anzahl, und halte ſie gegen eine gleiche Anzahl von Soldaten, wird man wohl einen groſſen Unterſchied bemerken? Der Laſterhaften giebt es überall mehr, als der Tugendhaften.

Ein Soldat hat eine ganz beſondere Urſache, vernünftig und tugendhaft zu ſeyn. Bey einem jeden andern Menſchen

ſieht

ſieht man es als eine Schuldigkeit an, daß er vernünftig und tugendhaft iſt. Aber einem Soldaten rechnet man es noch dazu als ein ganz beſonderes Verdienſt an, wenn er vernünftig und tugendhaft iſt.

A. Alceſt.

Ein und funfzigſtes Stück.

Sunt aliquid manes: letum non omnia finit.

PROPERT.

Brief
Eines Verſtorbenen an einen noch lebenden Freund.

Nach Art der Frau Rowe.

Zamir an Philandern.

Von den Wohnungen des Friedens, von dem hellen Aufenthalt verklärter Seelen, warf ich jüngſtens einen Blick auf die niedrigen Wohnungen der Thorheit und der Sorgen. Ich ſahe den Erdball, meine Augen ſuchten dich, und ich erblickte den traurigen Philander. Du warſt in einem Hayn, den die Natur und der Frühling ſchmückte, aber du fühlteſt ihre Schönheit nicht. Das ſanfte Gemurmel des Baches ſchien dir ein Wehklagen, und da die Einwoh-

ner

ner des Hayns ihrem Schöpfer mit freudigen Liedern dankten, war Philander allein betrübt, allein undankbar.

Du wareſt auf rubiges Moos gelehnet, deine Blicke waren ſtarr an die Erde geheftet, eine wilde Schwermuth verfinſterte die ſonſt heitre Züge deines Geſichtes und langſame Thränen rollten von den blaſſen Wangen.

Mitleidend ſah ich, mitleidend eilte ich zum Erdball nieder, und war dir unſichtbar zur Seite. Die Vorſicht erlaubet verklärten Seelen nicht, ſich in ſichtbarer Schönheit ſterblichen Blicken zu enthüllen. Deine thränenvolle Augen würden zu ſchwach geweſen ſeyn, denjenigen anzuſehen, der ſonſt dein Freund, der ſonſt dein Zamir war. O wie gerne wär ich dir erſchienen! wie gerne hätte ich dich aufgerichtet, und deine Thränen mit ſanfter Hand abgetrocknet!

Leiſe ſprachſt du; ich hörte die Stimme deines Herzens: "O warum dringen die Strahlen der Sonnen in dieſes „Gebüſche? warum kan ich mich nicht für ihrem Schimmer „verbergen; warum kan ich ihrem Anblick nicht auf ewig in „den kühlen Nacht des Grabes verſteckt entfliehen? O Zamir, „wie glücklich biſt du! Du biſt dem Schmerzen dieſes Le„bens entzogen. O warum kan meine vom Körper be„freyete Seele ſich nicht zu dir ſchwingen? Wo ruhen itzo „deine Gebeine, o Zamir! Ach auch dieſe ſind in entfern„tes Erdreich verſenket. Ich würde zu deiner Gruft eilen, „den kalten Stein mit treuen Zähren benetzen, und dir noch „die letzte, die betrübteſte Pflicht der Freundſchaft leiſten.

Roſen

„Rosen wollt ich auf deinen Marmor streuen; Cypressen „sollten von meiner Hand gepflanzt den Aufenthalt deiner „Asche beschatten. — Ach! und dann — Dann wollte ich „hinsinken, und dich beweinen und sterben — Unglückli„cher Philander! Sieht uns denn der Himmel Freunde um „nur sie uns wieder entreissen zu können! Von allen mei„nen Freunden entfernt, von der falschen Cleone vergeß„sen, von den stolzen Thoren, die dieser Erdball ehret, „verachtet, in den unangenehmsten Aufenthalt verbannet! „Unglücklicher Philander, was bleibt dir von deinem vori„gen Glück übrig? Ach nichts, als das Angedenken, das „um dich zu martern allein noch zurück bleibt. Wie öde, „wie traurig ist diese Welt! Alles was ich sehe, scheint „nur Mitleid mit mir zu tragen. Alles was ich sehe, alle „Geschöpfe sind dieser Welt müde, und seufzen nach ihrer „Auflösung. Unglücklicher Philander!

Hier neigte sich dein Haupt zur Erde. Mitleidend webete ich dir mit ätherischen Schwüngen kühlende Lüfte, Ruhe und leichten Schlummer zu. Du schliefest ein, und hörtest einige Augenblicke auf, unglücklich zu seyn. Ich bildete dir in Träumen voll Anmuth das Glück zufriedner Seelen vor. Du glaubtest in dem Aufenthalt beglückter Geister zu seyn. Du sahest Fluhren, die der Frühling mit tausend Farben schmückte. Du hörtest die jungen Weste sanft lispelnd durch die Blätter eines ruhigen Haynes rauschen, der dir so reitzend schien, daß du in dem glücklichen Eden zu seyn glaubtest, wo der Stammvater der Sterblichen zum erstenmal die

süsse Empfindung des Lebens fühlte, zum erstenmal seine göttliche Gattin sah, sie umarmte, und dem Schöpfer mit freudigen Thränen dankte.

Ein sanfter Bach schlängelte sich durch dieses glückliche Feld. Du hörtest entzückt den Gesang der Nachtigallen. Du glaubtest von deinem Traum bezaubert nun vollkommen glücklich zu seyn. Du erwachtest, und klagtest das Geschick von neuem an. O hättest du mit Augen der Zufriedenheit, mit Augen, die die dunkle Schwermuth nicht umwölkt, um dich her gesehen, so hättest du wachend erblickt, was du träumend zu sehen glaubtest. Eben diesen Hayn, der dir so traurig scheint, eben diesen Bach hast du im Traum gesehen, eben diese Nachtigallen singen noch, und ihr Gesang ist für ruhige Herzen so entzückend, als dir die Stimme, die so süß in deine Ohren tönte, da du dich in einer bessern Welt glaubtest.

O Philander! die Welt, in der du bist, ist ein Himmel, sie ist eine Hölle, der Sterbliche kan sie für sich zu beyden machen. Das freudige Gebrülle lauter Heerden klingt einem Vergnügten angenehmer, als einem Mißvergnügten die künstlichste Harmonie und die sanfteste Töne zitternder Saiten. Die Menschen sind nicht zum Leiden erschaffen, o Freund! der Vater der Engel und der Menschen kan keines von seinen Geschöpfen hassen.

Und weswegen klagst du, Philander? die Tugendhaften sind nicht dazu geschaffen, in dieser Welt glücklich zu werden, um andere glücklich zu machen, sind sie da. Du klagst um

irrdische

irrdische Güter, Philander! Sind irrdische Güter deiner Klagen werth? Lasterhafte besitzen sie oft: willst du diese beneiden? Nein, hierzu ist dein Herz allzugroß. Sie verachten dich, und du klagst! Ist deine Seele nicht erhaben genug, um sie selbst verachten zu können? Sey stolz auf ihre Verachtung: du müßtest dich selbst verachten müssen, wenn sie dich ehrten.

Der Himmel hat dir Tugend gegeben, er gab dir ein zärtliches und empfindliches Herz: und du klagst darüber, daß er dir keine Glücksgüter giebt! So klagt ein Kind, dem die Mutter süsse Früchte reicht und wünscht sich eine unreife Beere, oder ein giftiges Kraut, dessen Farbe seinen Augen gefällt. Die Vorsicht gab dir die größten Geschenke, die sie Sterblichen geben kan: und du klagst, weil sie dir eine Kleinigkeit versagt! Der Ort deines Aufenthalts ist unangenehm. O Freund! kein Ort ist Weisen unangenehm, in dem man tugendhaft leben, und vergnügt sterben kan. Einem Weisen wird die ödeste Höhle zum Pallast. Und bist du dann in neue Gegenden verbannet, die niemals die belebenden Strahlen einer Sonnen erblicken? Wohnst du in dem Aufenthalte eines ewigen Winters, in Feldern, die die traurige Nacht unaufhörlich mit schwarzem Gefieder umhüllet? In Gegenden, wohin noch kein Sterblicher den kühnen Schritt gewagt? in der Wohnung des Schreckens und der Verzweiflung? Nein, o Philander! auch in der Gegend, in der du dich aufhältst, lacht der Frühling noch. Auch unter deinen Füssen sprossen junge Blumen zitternd

hervor: auch da kan der fleißige Schnitter Früchte einernden, die das Alterthum Geschenke der Ceres nennte. Und warum bist du traurig, Philander? Welche Schönheiten können dich reitzen, wenn du die Schönheiten der Natur nicht fühlest?

Die Geschäfte, mit denen du bemühet bist, sind beschwerlich! Ja, aber du nutzest der Welt, wenn du sie über dich nimmst. Bist du dann für dich allein erschaffen? Erfülle deine Pflichten, so beschwerlich sie sind, und ein geheimes Vergnügen wird dir sagen, daß du eine grosse That gethan hast, so unbekannt sie auch ist. Die Sterbliche fürchten sich für neuen Pflichten, und die vollkommenste Lust, die sie empfinden können, bestehet doch in der Erfüllung ihrer Pflichten. Jemehr ein Sterblicher Pflichten hat, die er erfüllen kan, desto glücklicher ist er. Wie viel Freuden! was vor ein innerlich Vergnügen belohnt nicht einen weisen Fürsten, wenn er seine Völker glücklich macht? einen zärtlichen Vater, der seine Kinder zur Tugend auferziebt? einen liebreichen Ehemann, der bey der geliebten Gattin sein Glück und seine Ruhe findet? einen Freund, der seinen edlen Trieben folgt, und seine Freunde schon mit derjenigen Zärtlichkeit liebet, mit der die Bewohner besserer Welten einander lieben.

Rühmet, thörichte Sterbliche! rühmet die rauschenden Freuden, die euch betrügen und entfliehen, wenn ihr sie zu geniessen glaubt! das Bewustseyn einer edlen That ist die gröste Wollust, und die Erfüllung menschlicher Pflichten

ist

ist das wahre Glück der Sterblichen. Wie groß, wie glücklich ist der Mann, der alle Pflichten seines Standes erfüllet, er mag seyn in welchem Stand er will, er mag die Krone oder den Schäferstab tragen. Wie groß ist er! seine Enkel werden ihn noch segnen, sein Name wird unter den Engeln bekannt werden, bessere Welten werden ihn ehren, sollte ihn auch der Erdball verachten, und wenn er einst die Augen schliessen wird, wird ihn ein erleuchteter Chor seeliger Geister im Triumph empfangen, und die himmlisch gewordene Seele frohlockend zu dem Thron des ewigen Wesens begleiten.

Bleibt dir noch eine Ursache zu klagen übrig, o Philander? Ja die Quelle deiner Thränen ist noch nicht erschöpft. Freundschaft und Liebe, die größte Vergnügen der Menschheit, machen dich betrübt. Freundschaft und Liebe! mächtige Worte! Du klagst, weil du von deinen Freunden entfernt bist! Was liebst du an deinen Freunden? den Körper oder die Seele? In ihren Herzen wohnest du noch, bist du gleich von ihnen selbst entfernet; sie lieben dich noch. Sey ihrer werth, sey tugendhaft: so werden sie es dir in der Entfernung sagen, stolz auf deine Freundschaft seyn, und dem Himmel danken, daß er den Sterblichen das Vermögen gegeben hat, tugendhaft zu leben. Sanfte zärtliche Thränen werden sie vergiessen, wenn sie dich nimmer hören. Weine nur, ja Philander, beweine ihre Entfernung, sie sind deiner Thränen werth! Selbst in deine Thränen wird sich eine geheime Süßigkeit mischen. Fliehe die traurige

Gedanken, die dich schwermüthig machen; auch in den Schmerzen, die die Freundschaft und die Zärtlichkeit erregt, wohnet eine stille Wollust. Ich will dir nicht wehren, ein Mensch zu seyn: sey ein Mensch, weine, aber sey auch wieder ein Weiser, höre auf zu weinen!

Cleone ist dir ungetreu! du klagst Philander! War sie deiner werth, da sie dich lassen konnte? Sie kan dich vergessen, und du bist tugendhaft: du kanst sie nicht vergessen, und ihr Herz ist niederträchtig. O danke der Vorsicht für dieses, was du ein Unglück glaubst. Vielleicht erwartet dich schon mit gleicher Schönheit des Körpers geschmückt, mit ungleich schönerer Seele eine Gattin, die dir die Vorsicht bestimmt hat, dir die Mühseligkeiten dieses Lebens zu versüssen. Vielleicht bist du hier zu einer beständigen Einsamkeit bestimmt. O so wende deine Liebe, wende deine Zärtlichkeit auf höhere Gegenstände. Wann du die Schönheit liebst, so liebe du die Quelle aller Schönheit, liebe den Vater aller Wesen. Leide geduldig, o Philander, und sey tugendhaft! überlasse dem Himmel das übrige.

Du klagst um mich, Philander, meinem Tode weyhest du Thränen, und ich höre deine Klagen mit stillem Mitleiden an. Aber auch diese Klage ist ungerecht. Ungerecht? sprichst du. Ist es der Zärtlichkeit nicht erlaubt, um seinen Freund zu klagen? . . Nein, Philander, du klagst über dich selbst, und nicht über mich. Oder beneidest du mich um das Glück, das ich in den Chören heiliger Seelen geniesse, und das Lob des Schöpfers mit unsterblichen Sey-

tenspielen erhebe? Nein du beklagst meinen Tod nicht, du beklagst nur dein einsames Leben. Zärtlicher Freund! beklage dich nicht. Die kurze Schmerzen des Lebens werden auch dich nicht ewig quälen. Auch ich werde einstens unsichtbar um dein Krankenlager stehen, dein mattes Haupt aufrichten helfen, dir heilige Gedanken und Entzückungen eines künftigen Lebens zulispeln, und den Schweiß des Todes von deiner Stirne trocknen. Wie glücklich wirst du nicht seyn, wann du mit ruhigem Herzen die menschliche Gesellschaft verlassen kanst, gewiß, daß du ihre Gesetze nicht übertretten hast, und daß du ihr würdiger Mitbürger gewesen bist. Durch Zuversicht und Glauben wirst du die Schmerzen des Todes überwinden, die Gründe der Religion werden dich stärken, deine um dich herum weinende Freunde werden dich beweinen, und Thränen der Freude werden sich unter die Thränen ihrer Wehmuth mischen. In süssen erhabenen Gedanken versenket, wirst du, wenn deine Zunge schon starret, sie noch mit zärtlichem Blick segnen. Endlich werden auch deine Augen das Licht verlieren. Du wirst sie eröfnen, um noch einmal die Strahlen der irrdischen Sonne zu sehen. Sie werden sich schliessen, dein Athem wird immer schwächer den matten Busen heben. Dein Blut wird mehr und mehr unmerklich aufhören, den Puls zu beleben. Dann will ich dir die Augen sanft zudrücken; dann will ich die nunmehr schon der Verwesung eigene Glieder auf dem Lager zurechte legen. Dein Bewustseyn, deine Gedanken werden einige Augenblicke lang aufhören. . . Auf

einmal wird sich deiner vom Körper befreyten Seele eine neue Welt eröfnen, eine Welt voller Entzückungen ... Mit sterblichen Worten läßt sich dieses Glück nicht ausdrücken. Dann will ich dich umarmen, dann sollst du erst empfinden, wie groß das Glück der Freundschaft sey. O denke bey deinem Leben, o Philander, denke bisweilen an die Wollust, die dich erwartet, und höre auf schwermüthig zu seyn und zu klagen. Wie groß ist unser Schöpfer! wie groß sind die Freuden, die er uns bestimmet hat!

Freund! ich nenne dich noch so, auch da du noch sterblich bist! Mit welcher Entzückung werde ich dich so nennen, wenn ich dich in der Versammlung der Unsterblichen umarmen werde! Werde durch ein edles Leben eines edlen Todes werth, und liebe auch nach dem Tode noch

Deinen Freund
Zamir.

L. Damis.

Nachfolgendes Lied ist eingeschickt worden.

Daß Damon heute glücklich ist,
Der Silvien als Eh'mann küßt,
Das läßt sich hören;
Doch wird er stets so glücklich seyn
Und niemals seine Wahl bereun?
Die Zeit wirds lehren.

Daß

Daß Thoren sich in Golde b'ähn,
Die wir verschmäht und arm gesehn,
Das läßt sich hören;
Bringt sie das wandelbare Glück
Nicht in den vor'gen Stand zurück?
Die Zeit wirds lehren.

Daß Doris in der Kindheit Zeit
Wenn man sie küssen will, noch schreyt,
Das läßt sich hören;
Wird sie wohl achtzehnjährig seyn,
Und auch alsdenn beym Küssen schreyn?
Die Zeit wirds lehren.

Daß Meys sich einen Dichter glaubt,
Das hat ihm Stentors Lob erlaubt,
Es läßt sich hören;
Ob ihn vielleicht die künft'ge Welt
Auch noch für einen Dichter hält?
Die Zeit wirds lehren.

Daß mich Philinens Reitz besiegt,
Und mich ihr süsser Kuß vergnügt,
Das läßt sich hören;
Liebt sie mich allezeit allein,
Wird ihre Gunst beständig seyn?
Die Zeit wirds lehren.

Zwey und funfzigstes Stück.

Nunc illud quæram; meritone tibi sit
Suspectum genus hoc scribendi.

HORAT.

Meine Herren,

Man sagt, sie wollen mit dem zweiten Bande aufhören zu schreiben: ist es wahr? Wir gestehen, daß wir noch immer keine gewiße Spur finden, und noch nicht gewiß bestimmen können, wer sie eigentlich sind. Wir kennen wohl verschiedene Leute, die man vor die Verfasser ihrer Wochenschrift ausgiebt: aber wir können noch auf keinen Grund kommen. Wir entschliessen uns, Ihnen noch einmal vor ihrem Ende zu schreiben. Wann sie aufgehört haben werden, Schriftsteller zu seyn, werden sie vielleicht Zeit genug übrig haben, um Kundschafter abzugeben, und wir bieten ihnen hiemit auf das feyerlichste eine Stelle in unserer Gesellschaft an. Es sind Leute unter uns, die mit den schwersten Geschäften überladen zu seyn scheinen, und die bey aller ihrer Arbeit noch Zeit genug haben, gute Kundschafter abzugeben, und alles auszuforschen, was in der ganzen Stadt vorgehet. Die Nachricht, daß sie aufhören wollten zu schreiben, hat verschiedene Bewegungen her-

hervorgebracht: wir haben sie durch unsere gewöhnliche Kundschafter erfahren, und wollen sie ihnen hiemit mittheilen.

Hr. X.. Hr. Y.. Hr. Z.. und verschiedene andere haben die größte Freude darüber bezeugt. Sie halten zwar ihr Wochenblat nicht mit, aber sie haben gehört, daß sie Satyren schreiben, und das ist etwas unverantwortliches in ihren Augen. Jeder denkt, die Reihe möchte einmal an ihn kommen. Indessen haben sich einige Leute gefunden, die sich entschlossen haben, ein neues Wochenblat zu schreiben. Herr Judas Spürhund wollte eines anfangen, und ihm seinen eigenen Namen geben, daß es der Spürhund heissen sollte. Die bekanntesten Stadtmährgen sollten der Innhalt davon seyn, und ich siehe ihnen davor, es würde gewiß mehr Beyfall finden, als ihr Freund: ob es so lange währet, ist eine andere Frage.

Herr Schlafsucht hat einen starken Band witziger Schriften in Prosa und in Versen fertig liegen, und weil sich so kein Verleger dazu finden will, hat er sich entschlossen, es als ein Wochenblat heraus zu geben. Der Innhalt mag seyn, wie er will: in ein Wochenblat muß sich alles bringen lassen. Es hat einer von den lebhaftesten Köpfen Teutschlands den Anschlag im Scherz gehabt, Briefe aus der Asiatischen Banise zu machen, wann man nur bisweilen gnädige Fräulein darüber setzte. Herr Schlafsucht denkt im Ernst, es ließe sich ein Wochenblat auf diese Art schreiben, und er getraut sich die Banise oder sonst ein Buch, es mag seyn

wel-

welches es wolle, als ein Wochenblat heraus zu geben. Genug, wann man nur darüber setzt: Der Freund drey und funfzigstes Stück, und hernach kan er nur anfangen: Blitz, Donner und Hagel zerschmettre die glänzende Thürne von Pegu.

Herr * * * ein sehr frommer und stiller Mensch, hat sich gleichfalls entschlossen, weil der Cubach keinen Abgang mehr finden will, eine neue Auflage davon, als ein Wochenblat, heraus zu geben.

Herr Reimefrüh, Herr Stadt Satyricus Hans Unverschämt, Herr Johannes Trophonius, Herr Rechtelinks, Herr Hecatombe, Herr Schreyviel und einige andere haben sich neulich entschlossen, eine Art einer gelehrten Gesellschaft untereinander aufzurichten. Weil ihre Gesellschaft, die Gesellschaft der Freunde heisset, wollen sie sich, ihnen zum Possen, die Gesellschaft der Feinde nennen. Diese Gesellschaft soll sich allezeit um acht Uhr versammlen, und bis Mitternacht beysammen bleiben.

Und wann sie aufhören zu schreiben, wird diese Gesellschaft anfangen. Einer von ihnen gieng neulich auf der Strasse, und verlohr von ohngefehr ein Papier, welches einer von uns aufhob, und folgendes darinnen fand:

Register derjenigen Leute, die ich in mein künftiges Wochenblat zu bringen willens bin:

Herr Sackspiegel zog gestern seinen Hut nicht vor mir ab, und ich grüßte ihn doch.

* Er soll noch ganz gelind davon kommen. Es ist die Mode der meisten jungen Herren, und er hatte noch dazu sein reiches Kleid an.

Ich machte neulich ein Lobgedicht, auf Herrn **** Er gab mir nur acht Groschen dafür, und dieses ist, so wahr ich ehrlich bin! zu wenig. Es war ein Gedichte, ich könnte es meinem eigenen Bruder nicht unter zwölf Groschen geben. Es soll sehr lächerlich gemacht werden.

Ich laß neulich in Gesellschaft ein Gedichte vor, und Eilander schlief darüber ein. Der Narre! Er soll es theuer bezahlen.

Ich wollte jüngst Philinden küssen, und sie stieß mich so heftig zurücke, daß ich der Länge nach hinfiel. Das ungezogene Mädchen soll in mein Wochenblat.

Herr Extrafein, ein Kaufmann, mahnet mich wegen einer kleinen Summe von vierzig Thlr. die ich ihm erst seit acht Jahren schuldig bin. Er drohet mir, er will mich verklagen, und ich! ich will eine Satyre auf ihn schreiben.

Der reiche Wechsler, Herr Judenzinns, lachte mich neulich aus, weil mein Kleid zerrissen war, und sagte mir, die Musen müsten nicht halb so geschikt seyn, als das geringste Räthermädchen; sie würden mir sonst schon den Rock besser zusammen genähet haben. Der Dummkopf! Er soll es nicht umsonst gethan haben. Ich verstehe zwar Scherz, aber er war nicht so billig, daß er mir nur das geringste gegeben hätte.

Hier

Hier hörte das Regiſter auf. Vermuthlich iſt Herr Reimefrüh der Verfaſſer. Wir ſchicken es ihnen: ſie können es, wenn ſie wollen, ſo gut, als die vorigen Briefe, drucken laſſen. Wir bleiben

Ihre unbekannte Freunde

Die Geſellſchaft der Kundſchafter.

Dieſer Brief kam zu rechter Zeit an, um uns zu bewegen, unſern Vorſatz zu verändern. Wir wollten aufhören zu ſchreiben, aber weil wir ſahen, daß das Aufhören eines Wochenblates ſo viel neue herfür bringen ſollte, haben wir uns entſchloſſen fortzuſchreiben. Stiften wir gleich auch wenig gutes: wir verhindern doch dadurch etwas böſes. Die Geſellſchaft der Feinde hat zwar einen Namen, der etwas widerſinnig ſcheinet: aber wir zweifeln an ihrer Möglichkeit gar nicht. Wie viel ſieht man nicht Geſellſchaften, die untereinander recht frölich und vertraulich thun, und die doch aus lauter Perſonen beſtehen, die einander von ganzem Herzen feind ſind? Gewiſſe Umſtände verbinden oft Feinde, miteinander umzugehen, und ſie gehen miteinander um, als wenn ſie Komödien miteinander ſpielten. Ein jeder nimmt ſich eine gewiſſe Rolle vor, die er in der Geſellſchaft ſpielen will, und ſpielt ſie gut. Denn zu unſern Zeiten kommt die Schauſpielkunſt ſehr empor, ſogar unter denjenigen, die am heftigſten darwider ſchmählen. Ein Fremder, der eine ſolche Geſellſchaft frölich und vertraut ſieht, und nicht

daran

daran denkt, daß es nur eine Komödie ist, hält oft Leute für die besten Freunde: in der That aber ist sie das, was man mit Recht die Gesellschaft der Feinde nennen kan. Das Wochenblat, welches so heissen sollte, würde nicht lange wären. Herr Trophonius und Herr Reimefrüh würden sich gewiß bald wieder entzweyen.

Da wir das Register des Herrn Reimefrüh durchlasen, gab er uns zu einigen ernsthaften Gedanken über die Satyren überhaupt Anlaß. Ich hoffe, unsere Leser sollen nicht verdrüßlich darüber werden, daß wir diesen Band damit beschliessen; ob sie schon ein wenig ernsthaft sind.

Ein satyrischer Schriftsteller, der im Zorne schreibt, kan ohnmöglich gut schreiben. Er wird zwar eine gewisse Bitterkeit in seine Schrift bringen, die anfangs gefällt; eine beissende Schrift, die auf eine gewisse Person abzielt, findet zwar bisweilen Beyfall; aber man verachtet allezeit den Verfasser. Dieses ist eine schon sehr oft gesagte Wahrheit, und doch sehen so wenig Leute den wahren Endzweck der Satyre ein.

Das Amt eines Satyrenschreibers gehet da an, wo das Amt eines Predigers aufhört. Diejenigen Fehler, die man nicht auf der Kanzel strafen kan oder darf, sind den Satyren überlassen. Die Laster aber, die der Prediger strafen soll, gehören eigentlich nicht in eine Satyre.

Es würde einem Prediger übel lassen, wenn er die Thorheiten seiner Nebenmenschen lächerlich machen wollte: er würde ausgezischt werden, wenn er wider einen elenden Reimer, einen schwatzhaften Zeitungsträger, einen lächerlichen Stutzer predigen wollte: diese Leute gehören unter den Richterstuhl der Satyrenschreiber. Ein Satyrenschreiber hingegen, der auf Ehebruch, auf Diebstahl, Mord und andere grobe Verbrechen eine Satyre machen wollte, würde zeigen, daß er sein Handwerk nicht verstehe. Das Beyspiel Juvenals, wenn er über den Ehebruch schmält, kan hierinnen nicht entschuldigen. Man darf nur die Sitten der damaligen Zeit ansehen, und man wird den Unterschied leicht finden. Gewisse Leute tadeln eine Sittenschrift, wann sie nur die Thorheit lächerlich macht, und die Laster nicht ernsthaft bestraft. Es ist wahr: sie verdienen ernsthaft bestraft zu werden: allein dieses darf die Satyre nicht thun. Sie kan die Laster zwar vorstellen, aber sie muß ihnen nur die Larve vom Gesichte reissen. Sie zu strafen, muß sie dem ernsthaften Sittenlehrer überlassen.

Moliere hat seinen Geizhals, ja auch seinen Tartüfe nur in so weit beschrieben, als es lächerlich ist. Harpagon ist ein Narr, aber kein Böswicht. Moliere zeigt ihn zwar als einen Wucherer, und diese sind Böswichter: aber er entdecket sein Laster nur, und straft es nicht. Der englische Schriftsteller, der diesen Stücken nachgeahmet hat, macht ihn nicht blos zum Narren; er macht ihn

zum

zum Verräther, zum öffentlichen Böſewicht. Moliere kannte die wahren Grenzen der Schaubühne: Schadwell* kannte ſie nicht. Die Prediger, die in dem verwichenen Jahrhundert über die Fiſchbeinröcke und dergleichen wunderliche Moden predigten, erniedrigten ihr Amt: dieſe Thorheiten ſollen nur die Satyren beſtrafen. Sie werden mit Recht verhöhnet, und wer würde nicht eben auch einen Satyrenſchreiber verhöhnen, der ſich einfallen lieſſe über den Cartouche oder den Lips Tullian eine Satyre zu ſchreiben? Wenige Leute ſehen den Unterſchied zwiſchen einem Prediger, einem Moraliſten und einem Satyrenſchreiber genugſam ein. Der Prediger beweiſt, daß wir tugendhaft ſeyn ſollen, weil wir Chriſten ſind; der Moraliſt ſagt, wir ſollten tugendhaft leben, auch wenn wir keine Chriſten wären; der Satyrenſchreiber ermahnet uns zur Tugend, weil er das Lächerliche in dem Laſter zeigt, das die andern beyde beſtrafen. Wie glücklich wären nicht die Schriftſteller, wenn ſie nicht nöthig hätten, daß man ihnen den abgetragenen Sittenſpruch noch oft vorſagte, daß man tugendhaft ſeyn müſſe, um ein guter Prediger, ein wahrer Moraliſt, oder ein vernünftiger Satyrenſchreiber zu werden!

Du, die der Reimer flieht, die der Pedant entehret,
Du Wahrheit! biſts allein, die Weiſe ſchreiben lehret.

Ein

*) S. Lettres ſur les Anglois.

Ein Mann, der niedrig denkt, schreibt allzeit matt und schwach;
Ehrt ihn gleich seine Zeit; die Nachwelt ist gerecht.
O Tugend lehre mich erst leben, und dann schreiben,
Beym Ernst noch angenehm, beym Scherz noch edel bleiben.

Nutzt meine Schrift der Welt, nutzt sie dem Vaterland,
Dann sey mein Name gleich der Nachwelt unbekannt.
Dann mag das blöde Volk den Chörilus erhöhen;
Ich will ihn ohne Zorn und ohne Misgunst sehen.
Nur der verdienet Ruhm, der keinen Ruhm begehrt.
Nicht Wissenschaft, nicht Witz, das Herz macht unsern Werth.

E. Pheron.

Der Freund.

Dritter Band.

Idole d'un coeur juſte et paſſion du ſage
Amitié! que ton nom couronne cet ouvrage.

VOLTAIRE.

Drey und funfzigſtes Stück.

— — Non inter lances menſasque nitentes
Cum ſtupet inſanis acies fulgoribus.

Horat.

Damis an Ariſten.

Entreiſſe dich einmal dem ſtädtiſchen Getümmel,
Genieſſe die Natur, und ſieh den freyen Himmel,
Den dorten Rauch und Dampf betrübt und finſter macht;
Und der auf unſre Flur vergnügt herunter lacht.
Der Frühling wohnt nur hier, hier wohnen junge Muſen;
Es hebet ſüßre Luft den ſtill gewordnen Buſen.
Es wird die Seele hier ſo ruhig, als die Flur,
Sie fühlet hier ſich ſelbſt, den Lenz und die Natur,
Die nie der Thor gefühlt; die mit verworrnen Gründen
Der ſtolze Weiſe ſucht, oft ohne ſie zu finden.
Die Freude, deren Werth die Tugend nur erblickt,
Erwartet dich allhier, ſchön, aber ungeſchmückt.
Sanft lächelnd winkt ſie dir, der Scherz hüpft ihr zur Seiten,
Ihr folgt ein heitres Chor unſchuldger Fröhlichkeiten.
Das, was man in der Stadt ſonſt Scherz und Freude nennt,
Die Luſt, nach der ein Schwarm verführter Thoren rennt,
Die bey dem Weine jauchzt, und doch den Wein nicht fühlet,
Die Zärtlichkeit nicht kennt, und mit der Liebe ſpielet,

Die

Die nicht das Herz vergnügt, die Sinnen nur betäubt,
Sich ſelbſt oft fröhlich glaubt, und dennoch traurig bleibt,
Die ſich nur lärmend zeigt, zu der ſich eine Menge
Unruhgen Pöbels dringt, geblendet vom Gepränge,
Geblendt vom ſtolzen Glanz, der ihre Kleider ziert,
Der oft die Groſſen täuſcht, die Schönen oft verführt;
Das iſt die Thorheit nur in einem bunten Kleide,
Und nicht des Himmels Kind, der Menſchheit Luſt, die Freude.

Hier wirſt du, wenn dein Herz Stadt und Gepräng vergißt,
Empfinden, daß der Menſch zum Glück erſchaffen iſt.
Du wirſt die falſche Luſt mit wahrem Glück vertauſchen;
Hier wird kein ſtolzer Thor bey dir vorüber rauſchen,
Der dir verachtungsvoll und höhniſch Blicke giebt,
Weil du verſtändig biſt, und weil die Welt dich liebt,
Die ſeine Laſter kennt und von ihm unterdrücket
Ihm noch im Herzen flucht, wenn ſie ſich vor ihm bücket.

Du wirſt zwar unter uns nicht ſtolze Nymphen ſehn,
Die Bosheit witzig macht und Kunſt und Schminke ſchön,
Die voller Freundſchaftstrieb ſich küſſen und umfaſſen,
Und in dem Herzen doch einander alle haſſen,
Entzückt durch Putz und Gold und bey Verdienſten blind,
Bey Narren nur verliebt, bey Klugen höhniſch ſind,
Zur Unzeit ſpröde thun, zur Unzeit lebhaft ſcherzen,
Gefährlich für den Ruhm, jedoch nicht für die Herzen.

Hier wird Philinens Reitz durch Unschuld nur geziert,
Durch Unschuld, deren Werth auch Lasterhafte rührt:
Sie wird vom Zwang befreyt an unsrer Seite lachen,
Und blühend wie der May den Frühling schöner machen.
Wann denn der heitre Mond in stiller Majestät
Sanft aus der Dämmerung der Abendwolken geht,
Da wollen wir vergnügt das dunkle Feld durchschleichen,
Die Ruh der Seele soll der Ruh des Thales gleichen,
Das nun der stille Thau sanft niedersinkend kühlt,
Indem ein lauer West die Sträuche leis durchspielt.
Dann soll sich unser Aug zu süssem Schlummer schliessen,
Wir wollen noch im Traum der Tugend Glück geniessen;
Wenn ein Damokles dort den Schlaf vergebens sucht,
Die Nacht, den weichen Pfühl, doch mehr sich selbst verflucht,
Wenn sich ein traurges Bild vollbrachter Uebelthaten
In seine Seele schleicht; sein Freund, den er verrathen,
Die Tugend, die sein Stolz und seine Thorheit drückt,
Die Seufzer wider ihn zum zornen Himmel schickt.
Dieß alles schröcket ihn; der Tag betäubt die Sinnen,
Jedoch er kan bey Nacht dem Richter nicht entrinnen,
Der ihm im Busen lebt, und ihm, wenn er erwacht,
Zum Kerker den Pallast, die Welt zur Hölle macht.

Wenn für Aurorens Blick die Schatten sich zerstreuen,
Erwecket uns der Ton der freudigen Schallmeyen,
Der durch die dämmernde vom Thau noch schwangre Luft
In das gekühlte Thal die frohe Heerden ruft;

Wenn dort nach Mopsens Thür in ordnungslosen Haufen
Mit Demuth ungestümm Clienten emsig laufen,
Und er, der reiche Thor, sich matt im Lager streckt,
Und den Geschäften flucht, weil man ihn früh erweckt;
Wenn dorten Momentan, so bald der Tag beginnet,
Auf neuen Putz und Lust und neue Thorheit sinnet;
Wenn dort der fleißge Bav dem neuen Tage flucht,
Weil er den Reim nicht bringt, den er noch ängstlich sucht;
Wenn sich die Sterblichen mit neuem Wahn bemühen,
Da mit der Nacht zugleich Ruh, Glück und Weisheit fliehen.
Sie sind der Güter werth, um die sie sich bemühn,
Der Güter, die nur Schmerz und Reue nach sich ziehn.

Hier soll die flüchtge Zeit uns unvermerkt verschwinden,
Wir wollen Glück und Ruh nur in uns selbsten finden.
Die Kleinigkeiten sind für Grosse dieser Welt,
Für uns ist die Natur, der Himmel und dies Feld.
Laß uns der Weisheit Ernst mit heiterm Scherz vereinen,
Und wirklich glücklich seyn, wenn Fürsten glücklich scheinen.

Ist alles, was das Herz, der Sterblichen begehrt,
Wohl einer traurgen Nacht, wohl eines Seufzers werth?
Die Freude wohnt uns nah, nach der wir mühsam rennen,
Hienieden glücklich seyn heißt nur sein Glück erkennen.
Allein wer kennt sein Glück? wo lebt der weise Mann
Der in sich selbst versenkt die Welt entbehren kan?

„Hier iſt er, ruffet Thrax, ich kan der Welt entbehren,
„Die Menſchen wären gut, wenn ſie nicht Narren wären.
„Es irrt die ganze Welt, ich bin alleine klug,
„Ich lebe mir allein und bin mir ſelbſt genug.
„Es mag die ganze Stadt mich immerhin verlachen,
„Es geht ohnmöglich an, es allen recht zu machen.
„Genug, ich bin für mich und liebe mich allein,
„Die Welt mag untergehn; genug, ich habe Wein.
„Wenn mein Camin nur brennt, ſo mag vor meinen Thüren
„Von Schmerz und Froſt gegrämt ein armer Thor erfrieren.
„Mein Nachbar helfe ſich, wenn er ſich helfen kan,
„Wenn ich nur glücklich bin, was geht die Welt mich an!
Bedaurenswerthes Glück, das Menſchenfeindſchaft nähret!
Nur der erkennt ſein Glück, der wohlzuthun begehret;
Der, der im Herzen fühlt von Stolz und Laſtern frey,
Daß unſrer Menſchheit Glück nur Menſchenliebe ſey.
„Wie glücklich bin ich nicht! Die Nachwelt wird noch leſen,
„Was für ein groſſer Mann Herr Chörilus geweſen!
So ruft ein Reimer aus: "Wie glücklich bin ich nicht!
„Man druckt, man drucket ſchon mein epiſches Gedicht;
„Das wird ganz Teutſchland bald auf beſſre Wege bringen,
„Und wird bis nach Paris, Paris in Frankreich, dringen.
„In allen Zeitungen ſoll bald mein Name ſtehn.
„Bald werd ich meine Schrift friſch aufgeleget ſehn.
„Wie glücklich werd ich ſeyn, wenn jedermann mich kennet,
„Mit Fingern auf mich weiſt, und mich den Dichter nennet.

„Den

„Den Dichter, deſſen Lied ſo rein und flieſſend klingt,
„Der nie ſich überſteigt, und nie die Sylben zwingt!
Gedult, o Glücklicher! dein Glück wird bald verſchwinden!
Du wirſt der Thoren Lob, des Klugen Tadel finden.
Stillſchweigend ſieht er dir und deinem Jauchzen zu,
Bis die Kritick erwacht und ſtöhrt dich in der Ruh.
Doch was kan die Kritick? Nur Kluge kan ſie beſſern,
Sie wird der Thoren Stolz, und ihren Ruhm vergröſſern.
Der Thor, wann ihn ein Stich, zu ſcharf, zu beiſſend trift,
Schimpft den Verfaſſer nur, und lieſt kaum ſeine Schrift.
Sag, Mops ſchreibt thöricht! Gut. Die Rachſucht wird ihn treiben,
Aus Zorn entſchlieſt er ſich — noch thörichter zu ſchreiben.
Der ſchlechte Dichter wird aus Rachgier und Verdruß
Noch etwas ſchädlichers, ein ſchlechter Kritikus.
Wie groß iſt nicht mein Glück, ruft ausgezehrt vom Faſten
Der blaſſe Harpax aus, und öfnet ſeinen Kaſten.
Dort ſieht er einen Schatz, den er ſchon lang bewahrt
Durch Hinterliſt erlangt, durch Thorheit aufgeſpahrt.
„Wie groß iſt nicht mein Glück! doch ach! wenn Diebe kämen,
„Und mir mein Glück, mein Herz, den lieben Kaſten nähmen!
„Den ich ſo manchen Tag, ſo manche lange Nacht,
„Von Schrecken faſt entſeelt, von Angſt verzehrt, bewacht —
„Ich muß auf Pfänder leyhn, um meinen Schatz zu mehren;
„Vielleicht werd ich verklagt? doch was? ich kan ja ſchwören.
O Glück! das jedes Herz, das menſchlich denkt, verflucht;
Glück! das ſo manchen Thor durch Schimpf und Laſter ſucht

O Reichthum! bittre Quell von Sorgen und Beschwerden!
Der Tugend Feind verdient mit dir bestraft zu werden.
„Wie glücklich leb ich doch, ruft schläfrig Romentan,
„Es fehlet mir kein Glück, das man erkaufen kan.
„Ich suche stets die Lust, ich bin nie lang zu Hause,
„Stets in dem Operuhaus, beym Tanzen und beym Schmause.
„Mein Koch ist sehr geschickt, mein Wein ist allzeit gut;
„Doch man hat viel zu thun, auch wann man gar nichts thut.
„Ich weiß nicht, was mir fehlt; bald fang ichs an zu fühlen,
„Der Wein schmeckt mir nicht mehr, ich gähne selbst beym Spielen,
„Die Oper quälet mich mit ewigem Gesang:
„Ich lebe recht vergnügt, doch wird die Zeit mir lang.
„Ich gähne bey dem Scherz von meinen Tischpoeten;
„Mich wird bey meinem Glück die Langeweile tödten.
Betrübter Romentan! arm bey dem Ueberfluß,
Schwächt nicht von jeder Lust Gewohnheit den Genuß?
Der Thor ist stets gewohnt sein Leben zu durchspielen,
Er kennt die Wollust nie, doch glaubt er sie zu fühlen,
Stets fraget ihn sein Herz, was fehlt dir jetzo noch?
Und gähnend ruft er aus: wie glücklich bin ich doch!
O, Freund das wahre Glück, der wahre Wunsch des Weisen
Ist von dem Spielwerk fern, das eitle Thoren preisen.
Der Mann nur lebt beglückt, den keine Reue plagt,
Dem sein Gewissen nie mit schwacher Stimme sagt:
Steh still! wie lebtest du! wie wirst du künftig sterben?
Was wirst du nach dem Tod für einen Lohn erwerben?

O Stimme! deren Ton den ſtärkſten Helden ſchreckt,
Die von der Wolluſt Traum den Knecht der Sinnen weckt!
O Stimme! deren Macht des Menſchen Herz durchdringet,
Das ſich, umſonſt betäubt, dich nicht zu hören zwinget,
Durchdringe jede Bruſt, gewohnt der Schmeicheley,
Und ſag den Sterblichen, das alles eitel ſey.
Die Tugend nur allein kan uns die Ruhe geben,
Sie ſtärket uns im Tod, ſie lehrt uns frölich leben.
Sie trotzt noch nach dem Tod dem Unbeſtand der Zeit,
Und leitet unſern Schritt zu der Unſterblichkeit.
Durchſtürmt ein Ungemach auch unſer kurzes Leben,
Wir wollen unſerm Glück uns unverzagt ergeben;
Wann ſich der Wolken Nacht vom Horizont verzieht,
Ertönet reitzender der Philomelen Lied.
Den Hayn färbt friſches Grün, die Weſte wehn gelinder,
Gekühlet lächeln dort der Morgenröthe Kinder,
Die Blumen, freudiger. Wann es der Himmel will
Erzittert mehr kein Strauch, und Welt und See wird ſtill.
Ein Weiſer bleibet noch, auch wenn er einſam weinet,
Beglückter als der Thor, der jauchzend frölich ſcheinet.
Ihm wird der Schmerz zur Luſt, und dem die Luſt zum Schmerz.
O Freund! das wahre Glück giebt uns nur unſer Herz.
Der wilden Freuden Lärm kan nichts als nur betäuben,
Stets wird der Weiſe froh, der Thor wird traurig bleiben.
Es iſt dein eignes Herz die Quelle deiner Luſt,
Nicht Schimmer, Macht und Stolz. Der Richter deiner

Bruſt,

Nur dein Gewissen kan dir wahre Freuden geben;
Wann dieses dich verklagt, wirst du nie glücklich leben.
Wenn dieses für dich spricht, erwarte deinen Lohn,
Du bleibest groß im Staub, und groß auch auf dem Thron.
Ein Herz, das Tugend liebt und doch aus Schwachheit irret,
Wird oft von der Gewalt der Leidenschaft verwirret;
Doch kehret es zurück zu der verlaßnen Bahn,
Es fühlt, daß Tugend nur uns ganz beglücken kan.
Mit Thränen kehrt es um, und Scham und edle Reue
Versöhnen es mit ihr und stärken es aufs neue.
Die Tugend schließt sich nicht in finstern Winkeln ein,
Sie lacht voll Heiterkeit beym unentweyhten Wein,
Sie fühlt die Zärtlichkeit der unschuldsvollen Liebe,
Ehrt ihre Süßigkeit, verewigt ihre Triebe,
Und machet ihren Ruhm durch muntrer Dichter Hand
Von heil'ger Gluth beseelt, der spätten Welt bekannt.
Vergnügt genieſſet sie die Freuden, die dem Leben
Der Himmel zum Ersatz für Sorg und Müh' gegeben,
Bey Weisen knüpfet sie der Freundschaft heiliges Band,
Durch sie nur siegt der Held und stirbt fürs Vaterland.
Sie lehrt den Weisen oft in dichterischen Gründen
Die Schönheit der Natur und seinen Werth empfinden;
Fern von der Thoren Lärm, fern von der Städte Rauch
Sucht er sie in der Still, sie kennt und sucht ihn auch.
Da bildet sie sein Herz und bessert seine Sitten:
Auch in Pallästen fromm, auch groß in Schäferhütten,

Bleibt er durch sie gestärkt der Vorsicht Endzweck treu,
Und lehrt die Sterblichen, wie groß die Menschheit sey.
Sein Herz von Lastern frey ergiebt sich stillen Freuden,
Fühlt seines Daseyns Lust, genießt der Welt bescheiden,
Verlacht das eitle Glück, nach dem die Thorheit strebt,
Und stirbt noch so vergnügt, so groß als er gelebt.

Komm, Freund, und laß uns hier im Schatten ruhger Buchen
Die Tugend und die Ruh, das Glück der Menschheit suchen,
Bis beßrer Welten werth, das freye Herz vergißt,
Daß unsre Welt der Sitz von Schmerz und Thorheit ist.
Verlasse Stadt und Müh; die Zierde junger Schönen,
Philine soll dein Haupt mit frischen Veilchen krönen.
Komm, eh die Lust der Welt, der holde Lenz, verblüht,
Der schon mit leisem Schritt den braunen Sommer flieht.

L. Damis.

Vier und funfzigstes Stück.

Quos omnes eadem cupere, eadem odisse,
Eadem metuere in unum coegit — haec inter
bonos amicitia, inter malos factio est.

Sallvstivs.

Nach den heftigen Streitigkeiten der Götter, welche Homer und Virgil, zween wahrhaftige Geschichtschreiber erzählet haben, war im Olymp eine Art von Stillstande. Die Götter stritten nicht mehr, weil sie alle ihrer Zwistigkeiten müde waren. Sie wußten aber die neuen Streitigkei-

tigkeiten, die unter ihnen hätten entstehen können, nicht anders zu verhindern, als daß sie gar nicht mehr zusammen kamen. Diese traurige Stille dauerte lange Zeit. Endlich ward Jupiter verdrüßlich, stets auf seinem glänzenden Thron zu sitzen, und keine Gesellschaft zu haben. Iris mußte auf seinen Befehl die Götter zusammen berufen. Mars erschien zuerst. Er glaubte gewiß, Jupiter würde der Versammlung einen neuen Krieg bekannt machen, der unter den Menschen entstehen sollte. Eine so angenehme Nachricht wollte der Kriegsgott nicht versäumen. Die andern Götter kamen nach und nach an. Niemand aber kam später, als Juno, Venus und Apollo. Juno bildete sich ein, daß Jupiter eine Versöhnung mit ihr beschlossen hätte. In dieser Vermuthung beschloß sie gar nicht zu kommen. Sie glaubte, die Bedingungen des Vergleichs würden vor sie nur desto vortheilhafter werden, wenn sie sich recht kaltsinnig und spröde bezeigte. Iris versicherte sie endlich, daß Jupiter nicht das geringste Zeichen einer Liebe gegen sie hätte blicken lassen. Auf diese Versicherung machte sich Juno auf den Weg, um das eheliche Vergnügen zu haben, ihrem Gemahl in allem zu widersprechen, was er der Versammlung vortragen könnte. Venus kam ebenfalls sehr spät; ihr Putz hatte sie lange Zeit aufgehalten. Und Apollo konnte kaum gefunden werden. Er hatte sich in einem Myrtenwalde verirret, wo er eine zärtliche Ode auf eine gewisse Schöne machte, die noch erst gebohren werden sollte. Endlich kamen sie doch alle zusammen, und Momus beschloß ihren

Zug.

Zug. Er war zwar zeitig genug da geweſen; aber er hatte ſich hinter eine Wolke verſtecket, um ſeine boshafte Freude über die unruhigen Minen der ankommenden Götter unbemerkt zu genieſſen.

Jupiter, der bisher, um ſeinen wichtigen Vortrag recht zu überlegen, mit ſeinem Adler und mit ſeinem Ganymedes geſpielt hatte; Jupiter ſetzte ſich nunmehr auf ſeinem erhabenen Thron, und hielt folgende Rede: „Ihr Götter, ich kan eure ſeltſame Aufführung nicht länger ausſtehen. Wenn ihr ſo fortfahret, ſo werde ich den Olymp verlaſſen. Ihr mögt alsdenn ſelbſt für euch ſorgen. Wie? Ihr habet alles, was ihr wünſchen könnet; ihr habt den gröſsten Verſtand und die gröſste Macht, ihr habt die beſten Tage von der Welt, und gleichwohl ſeyd ihr ſo misvergnügt! wahrhaftig, die Menſchen ſind klüger, als ihr ſeyd. Bey allem ihrem Elende genieſſen ſie die geringen Freuden, die ihnen geſchenket ſind, viel beſſer, als ihr die gröſsten genieſſet. Sie zanken, ſie ſtreiten, ſie ſchlagen ſich; aber wenn dieſes vorbey iſt, ſind ſie wieder luſtig, und ſchmauſen miteinander. Ihr aber verkriechet euch in eure einſame Wohnungen, und laſſet mich hier allein ſitzen! Redet. Was ſoll man thun, um die alte Glückſeligkeit des Olymps wieder herzuſtellen?„

Juno machte ſich nunmehr fertig, dem Könige der Götter vorzuwerfen, daſs er ſelbſt die Urſache alles dieſes Unheils ſey. Aber Bacchus, der ſich bey ſeinem Nektar vortreflich zubereitet hatte, ſein Wort in der Verſammlung zu

geben,

geben, und der eine ausnehmende starke Stimme hatte, wenn er vom Glase kam, überschrie sie. „Was fragen wir noch lange nach der Ursache unseres Mißvergnügens? rief er. Wenn wir den Menschen nachahmen, und unsern Verdruß vertrinken wollten, so würden wir bald so vergnügt werden, als sie sind. Nichts ist Schuld an unserm Verfalle, als daß wir so selten schmausen.„ Er würde noch mehr gesagt, und vielleicht eine ordentliche Lobrede auf die Schmäuse gehalten haben; aber Jupiter hieß ihn schweigen. Inzwischen gab sein Einfall doch Gelegenheit zum Nachdenken; und nach langem Ueberlegen wurde beschlossen, auf das Verhalten der Menschen genauer Acht zu geben, und zu erforschen, was dasjenige sey, das sie bey allen Mühseligkeiten ihres Lebens glücklich machte. Juno allein widersetzte sich dieser Entschliessung. Die Sterblichen schienen ihr zu gering, etwas von ihnen zu lernen. Aber ihr Widerspruch mußte dem einstimmigen Willen der übrigen Götter weichen, und Momus sprach sie zufrieden, indem er ihr vorstellte, daß die Untersuchung wenigstens Stoff zum lachen verschaffen könnte, wenn sie auch in Ansehung der Hauptsache fruchtlos seyn sollte.

Nunmehr wurde ausgemacht, daß zween von den Göttern auf die Erde herabsteigen, und das Verfahren der Menschen untersuchen sollten. Merkur, der keine Gelegenheit versäumte, auf Kommißionen zu reisen, bot sich selbst zu der gegenwärtigen an. Zum Gefährten ward ihm Vulcan gegeben, den Venus und Mars in Vorschlag brachten.

Sie

Sie stellten vor, daß Vulkan wegen seiner Handthierung schon viele Bekanntschaften auf der Erden hätte, und folglich die itzige Absicht der Versammlung besser würde ausführen können, als ein anderer, der noch ein halber Fremdling unter den Menschen sey. Die Götter liessen diese Ursachen gelten, und Vulkan ward zum zweiten Abgeordneten ernennet. Momus machte zwar einige spöttische Mienen über diese Wahl, und schielte die Venus lächelnd an. Aber keiner von den Anwesenden bemerkte seine Blicke, und also ersparte auch Venus die Mühe, roth zu werden.

Die zween Abgesandten der Götter stiegen von dem Olymp in das blühende Tempe hernieder. Hier machten sie untereinander aus, verschiedene Wege zu nehmen, und wenn ihre Untersuchung zu Ende gebracht seyn würde, wieder daselbst zusammen zu kommen. Merkur durchreiste ganz Griechenland und das kleinere Asien. Sein angenehmes Wesen und seine Beredtsamkeit machten ihn überall willkommen. Jedermann wollte den artigen Fremdling kennen lernen, und wenn er in eine Stadt kam, stritten die Bürger miteinander, welcher die Ehre haben sollte, ihn zu bewirthen. Vulkan war nicht so glücklich. Ob die Götter gleich Gestalten nach ihrem Gefallen annehmen können, so konnte doch Vulkan die Rauigkeit nicht ablegen, die er bey seiner Lebensart angenommen hatte. In der That bemühete er sich auch wenig um die Ausbesserung seiner Sitten. Er verachtete die sogenannten artigen Leute und ihre Art zu leben gar zu sehr, als daß er sich nach ihnen hätte richten sollen. Er

schätzte niemand seiner Achtung würdig, als die Künstler und Gelehrte, und diese allein suchte er auf. Es kostete ihm auch wenig Mühe, mit ihnen bekannt zu werden. Sie vertieften sich in ihren Unterredungen in die Geheimnisse ihrer Wissenschaften, und Vulkan lernte bey ihnen fast alles, nur dasjenige nicht, was der eigentliche Endzweck seiner Reise seyn sollte. Vielleicht dachte er auch nicht einmal an denselben.

Die Reise der zween Götter währte ein ganzes Jahr, in welcher Zeit Merkur sich vortreflich lustig machte, und Vulkan ein Mitglied aller damaligen Akademien der Wissenschaften wurde. Sie kamen endlich in Tempe wieder zusammen; ein jeder machte dem andern ein Geheimnis aus seinen Entdeckungen, und gab nur ihre Wichtigkeit durch stolze Mienen zu erkennen. Sie kehrten auf den Olymp zurück.

Alle Götter versammleten sich, um den Bericht der Abgesandten anzuhören. Vulkan machte den Anfang, und las der Versammlung ein grosses Tagebuch vor, welches lauter Anmerkungen über mechanische Verbesserungen enthielt, die er bey den Menschen gelernet hatte. Man liess ihn nicht zum Ende kommen. Die ganze Versammlung lachte ihn aus, und fragte ihn, was sie mit dem Zeuge machen sollten? Ob er ihr Glück durch Maschinen zubereiten könnte? Vulkan schwieg, und ärgerte sich nur in geheim über die grobe Unwissenheit der Götter. Merkur fieng darauf an; „ich habe alle Lebensarten der Menschen untersuchet. Ich finde nicht, daß eine einzige davon recht geschickt wäre, die Sterblichen glücklich zu machen. Und wenn sie auch von ihren Wissenschaften

und

und ihren Künſten einige Hülfsmittel zur Glückſeligkeit bekommen könnten, ſo machen ſie ſich doch freywillig ſo viele Plagen, daß dieſelben mit dem weſentlichen Elende des menſchlichen Zuſtandes zuſammen genommen alle ihre Freuden unendlich übertreffen. Nur etwas habe ich bemerkt, wodurch einige Menſchen wirklich glücklich werden. Dieſes iſt die Freundſchaft. Diejenigen Menſchen, die der Freundſchaft folgen, erleichtern einander ihren Kummer, und verdoppeln ihre Freuden. Ich muß aber auch ſagen, daß ich nur wenige unter den Sterblichen angetroffen habe, die zu dieſem Hülfsmittel geneigt ſind.„

„Dieſes iſt alſo deine ganze Entdeckung, rief Momus? Gewiß, wir hätten es nicht nöthig gehabt, Abgeſande auf die Erde zu ſchicken, um den Werth der Freundſchaft zu erfahren. Minerva hatte uns ſchon längſt geſagt, daß nichts heilſamer ſey, als die Freundſchaft. Wer hat ihr glauben wollen?„ „Es iſt noch nicht zu ſpäte, ſagte Minerva, und wir dürfen uns nicht ſchämen, von geringern Weſen, als wir ſind, etwas nützliches nachzuahmen. Wer iſt zur Freundſchaft geneigt?„ Alle Gottheiten, und Juno ſelbſt, erklärten ſich, daß ſie ſich Freunde wünſchten. Bacchus aber und Momus bezeigten den größten Eifer. „Was kan ſchöner ſeyn, riefen ſie, als eine ehrliche und vertraute Freundſchaft? Wir müſſen ſie unter allen Göttern gemein machen. Wir alle wollen Freunde ſeyn, wir wollen täglich zuſammen kommen, unſern Nektar auf gute Freundſchaft austrinken, und unſere Ambroſia in Geſellſchaft verzehren. Wer wird

glücklicher seyn, als wir? Die Götter lachten zu diesem treuherzigen Vorschlage. Minerva sagte endlich, die Freundschaft liesse sich nicht so ins Unendliche austheilen. Eine jede Gottheit müßte sich eine andere aussuchen, deren ähnliche Neigung zu ihrer Freundschaft geschickt sey. Bacchus und Komus antworteten: sie könnten es endlich geschehen lassen, daß die Götter im übrigen ihre Freundschaft reichlich oder sparsam austheilten: Sie beide aber böten die ihrige alle Gottheiten ohne Ausnahme an, und sie erwarteten noch diesen Abend, daß alle, die zu ihrer Freundschaft Lust hätten, zu ihnen zum Schmause kämen.

Nunmehr erhob sich Jupiter vom Throne. Er sagte noch mit wenig Worten, daß die Versammlung geendiget sey, und daß es einem jeden Gott frey stünde, sich Freunde zu erwählen. Die Götter giengen auseinander, und ein jeder überlegte bey sich selbst, welche Gottheit seiner Wahl am würdigsten sey. Am Abend kamen sie alle beym Bacchus und Komus zusammen, hier erklärten sie ihre Neigungen. Venus war am ersten mit ihrer Wahl fertig geworden. Der Kriegsgott machte wegen dieser Ehre, die ihm widerfuhr, ihrem Gemahl, dem Vulkan, ein artiges Kompliment, und Vulkan, der die Folgen einer solchen Freundschaft nicht einsahe, antwortete ihm mit einem treuherzigen Händedrücken. Denn er war nicht von vielen Worten. Momus bat sich Minervens Freundschaft aus, und sie nahm dieselbe an, die andern Göttinnen machten spöttische Mienen über diese beyde Freundschaften, und

Juno

Juno ſagte mit einem höchſtprächtigen Ton: "Ich kann es der Venus verzeihen, daß ſie ihre Freundſchaft einer Mannsperſon geſchenket hat. Man weiß es ſchon, daß die Sprödigkeit ihr Fehler nicht iſt. Aber daß die weiſe Pallas einen Mann zum Freunde erwählt, dieſes wundert mich, und am meiſten, daß ſie den Momus dazu annimmt; die Göttin der Weißheit den Luſtigmacher unter den Göttern! „ "Ja wohl, antwortete Momus. Pallas ſollte ſich ſchämen, einen Freund zu haben, der über die Thorheiten der Götter lacht. „ Dieſer kleine Streit hatte weiter keine Folgen. Die übrigen Göttinnen aber blieben auf ihrem Sinne, ihre Freundſchaft nicht an das menſchliche Geſchlecht wegzuwerfen. Sie konnten ſich zwar noch nicht entſchlieſſen, aus ihrem eigenen Geſchlechte Freundinnen zu wählen. Denn eine jede von ihnen war in ihrem Herzen gar zu ſehr von der Unwürdigkeit der andern überzeuget. Indeſſen beſchloſſen ſie, einander ſo lange als gute Freundinnen zu beſuchen, bis ſich die Freundſchaft wirklich unter ihnen einfinden würde.

Die Götter wurden noch eher mit ihrer Wahl fertig. Merkur erklärte ſich, daß er gegen alle Götter die gröſte Hochachtung hätte, und von ganzem Herzen ihr Freund und Diener ſeyn würde. Apollo wählte ſich den Merkur ſelbſt, und den Herkules zu Freunden. Seine Bewegungsgründe waren . . man hat ſie nach der Zeit erfahren . weil Merkur ihn ſehr oft wegen ſeiner ſchönen Verſe gelobet hatte, und weil Herkules ſehr berühmt war. Vielleicht hatte er noch eine Urſache. Die Dichter ſind bisweilen gewiſſen

kleinen Verdrüßlichkeiten ausgesetzt, und alsdenn iſt es für ſie ſehr gut, einen handfeſten Freund zu haben. Neptun wählte den Aeolus zum Freunde. Der Gott der Meere glaubte ſich ſehr gut zu verſorgen, indem er ſich mit dem Gotte der Winde vereinigte, der ihm in ſeinen Geſchäften ſo vortreflich beyſtehen konnte. Endlich machten auch Silen und Pan Freundſchaft. Dem Silen war es um einen Freund zu thun, der ihm Trinklieder machte, und dem Pan um einen ſolchen, der ihm zu trinken gäbe. Die Freundſchaftsbündniſſe der kleinern Götter ſind nicht bekannt geworden. Jupiter aber blieb ohne Freund. Seine Majeſtät litte es nicht, daß er ſich zu einer ſolchen Vertraulichkeit herabließ. Amor nahm gleichfalls an dieſen Bündniſſen der Götter keinen Antheil. Das Band der Freundſchaft ſchien ihm zu ernſthaft. Der kleine Flattergeiſt verſicherte, daß er unter den Sterblichen eine Menge von Freunden und Freundinnen hätte, und daß er den Göttern ihr Vergnügen ungeſtört laſſen wollte.

Niemals iſt der Olymp mehr der Sitz der Freuden und des Vergnügens geweſen, als zu der erſten Zeit, nachdem dieſe Freundſchaften geſtiftet waren. Zwanzigmal gieng die Morgenröthe auf, und zeigte der Welt ihre roſenfarbigten Finger, die Homer beſingt, und alle zwanzigmal ſahe ſie die Götter in dem Genuſſe entzückender Freuden. An dem ein und zwanzigſten Morgen aber entſtund eine neue Bewegung unter den Göttern. Pluto ſchickte einen eigenen Abgeſanden in den Olymp, weil Merkur, der daſelbſt ge-

nug zu thun hatte, in dieſer ganzen Zeit nicht in das Todenreich gekommen war. Der Abgeſande des ſchwarzen Monarchen beſchwerte ſich in dem Namen ſeines Herrn über die Geringſchätzung, die man ihm erwieſe. Pluto ließ verſichern, daß er nicht ſo arm an Verdienſten ſey, um ihrer Freundſchaft unwürdig zu ſeyn, und daß er denjenigen reichlich belohnen würde, der ihn mit ſeiner Freundſchaft beehren wollte. Die Rede des Abgeſanden machte in den Herzen der meiſten Götter einen ſtarken Eindruck. Apollo verlies noch in demſelben Augenblicke die Verſammlung und gieng in ſeinen gewöhnlichen Luſtwald. Nach drey Stunden kam er zurück, und ſang eine Ode ab, in welcher er die edlen Geſinnungen des Pluto verkündigte. Der Abgeſande des unterirrdiſchen Monarchen nahm die Ode mit, und gleich am folgenden Tage erhielt Apollo von dem Pluto eine ſchriftliche Dankſagung. Sie war zwar erbärmlich ſchlecht aufgeſetzet, aber eine goldene Ehrenkette, die zugleich überſchickt wurde, gefiel dem Gotte der Dichter ſo wohl, daß ihm deswegen auch die Dankſagungsrede gefiel. Er bewunderte vor der ganzen Verſammlung die edle Einfalt, und die ungekünſtelte Schönheit, die in den Ausdrücken des Pluto herrſchte. Noch an demſelben Abend hielt Merkur eine Lobrede auf die Groſſen, die Beſchützer der Wiſſenſchaften ſind. Die Rede ward dem Pluto zugeſchickt, und Merkur bekam eine Dankſagung, wie zuvor Apollo. Dieſe Geſchenke machten die freundſchaftlichen Triebe der meiſten übrigen Götter rege. Vulkan verfertigte eine Maſchine von einer ganz neuen

Erfindung, und schickte sie dem grobmüthigen Pluto zu. Venus aber ließ ihm ein sehr verbindliches Kompliment sagen. Weil Pluto ein Liebhaber von Neuigkeiten war, wenn er sie gleich weder verstund noch zu gebrauchen wußte, so bezahlte er die Arbeit des Vulkan sehr gut. Das Kompliment der Venus aber hatte wichtigere Folgen. Die Neubegierde trieb den Pluto an, in Geheim auf den Olymp zu reisen. Er sah die Göttin der Liebe, und ward in einem Augenblicke von ihr erobert. Sie nahm seine Seufzer unter dem Namen der Freundschaft an, und man kann denken, ob sie nicht von wichtigen Geschenken begleitet wurden.

Das gute Vernehmen der Himmelsgötter unter sich selbst und mit Pluto dauerte noch ziemlich lange. Aber der Eifer, womit sich fast ein jeder um die Freundschaft des Pluto bemühete, und die grossen Lobeserhebungen, die er alle Tage erhielt, machten ihn zuletzt aufmerksam, und er fieng an, dasjenige, was ihm zuvor noch unbekannt gewesen war, die Wichtigkeit seiner eignen Person zu begreifen. Er nahm eine hohe Mine gegen seine bisherigen Freunde an, und begegnete ihnen nunmehr, wie ein Gönner, der seinem Ansehen durch keine niederträchtige Leutseligkeit etwas vergeben will, seinen Clienten begegnet. Der arme Vulkan erfuhr dieses zuerst. Kaum wurden seine künstlichen Arbeiten noch angesehen. An Belohnungen durfte er nicht mehr denken. Er ward verdrüßlich. Verschiedene seiner schönsten Erfindungen blieben unausgearbeitet, weil man die Kosten dazu

zu nicht hergab. Was er noch arbeitete, geschahe in der Stille, und ward vom Roste verzehret.

Apollo erfuhr auch die Folgen von der veränderten Aufführung seines erhabenen Freundes. Zuerst hatte sich Pan, den die grossen Geschenke des Pluto reizten, unterstanden, zur Nachahmung des Phöbus Lobgedichte auf denselben zu machen. Sie waren so schlecht gerathen, daß Apollo von ihnen einen unendlichen Stoff zum Lachen hernahm. Aber dem Pluto gefielen sie gleichwohl, weil Pan viel mehr und viel deutlicher lobte, als Apollo. Die beyden ungleichen Dichter wurden also gar bald in Ansehung ihrer Belohnungen gleich gehalten. Mit der Zeit übertraf so gar Pan in diesem Stücke den Apollo. Er machte ohne Unterlaß Verse, und keine Gelegenheit war ihm zu geringe, keine Zeit zu kurz, wenn Pluto es verlangte, so machte Pan Verse. Apollo hingegen war sehr eigensinnig. Sein Geist wollte sich nicht befehlen lassen, sondern die Gelegenheiten selbst wählen. Er wurde also zurücke gesetzet, und Pan wurde der Modedichter, und hatte sein reichliches Auskommen. Die Freundschaft des Apollo und des Pluto nahm also ein trauriges Ende. Apollo rächete sich durch stachlichte Gedichte. Man las sie mit Vergnügen, aber der Verfasser befand sich nicht gar zu wohl dabey. Pluto ließ ihm drohen, ihn nachdrücklich zu züchtigen, wenn er sich den Gränzen seines Reiches nähern würde. Seitdem muste sich Apollo sehr in Acht nehmen, wenn er verreisen wollte.

Merkur aber erhielt sich vortreflich in der Gunst des Pluto. Er ließ sich zu allen Diensten gebrauchen, er nahm es nicht übel, daß Pluto eine gewisse Oberherrschaft über ihn behauptete; er war sein Lobredner, sein Vertrauter, und sein Gelegenheitsmacher. Ein Amt, bey welchem niemand jemals arm geworden ist.

Die Freundschaft des Pluto und der Venus — denn sie wollten durchaus nicht zugeben, daß man es Liebe nennen sollte — war manchen Zufällen unterworfen. Im Anfange gieng alles aufs Beste. Nach langer Zeit aber fieng Pluto an, aus ziemlich starken Gründen zu muthmassen, daß seine Freundin nicht allzu redlich mit ihm verfahren mögte. Alle seine Schätze waren kaum hinlänglich, ihrer Begierde nach Geschenken ein Genüge zu leisten. Zwar aus diesem hätte sich Pluto nichts gemacht. Wenn ihn Venus heute ausgeplündert hätte, so wußte er Mittel genug, seine Kisten morgen wieder zu füllen. Aber er merkte, daß fast alle seine Geschenke von ihr in die Hände des Mars geriethen. Dieses machte ihn argwöhnisch. Er sagte ihr nach seiner Gewohnheit die Wahrheit sehr trocken. Anfänglich besänftigte sie ihn dadurch, daß sie ihn wegen seines Argwohns auslachte. Mit der Zeit aber, da er immer mistrauischer wurde, brauchte sie Eide und Thränen, sein Gemüthe zu beruhigen, und zulezt zog sie den dienstfertigen Merkur auf ihre Seite. Sie verwilligte ihm einen Theil von der Beute, und dafür trug er Sorge, den Pluto zu versichern, daß die Freundschaft der Venus und des Mars

höchst

höchst unschuldig sey; daß sie ihm die Geschenke blos als ein Darleben gäbe, welches er ihr bey dem nächsten wieder geben würde, und daß es unmöglich sey, einen andern zu lieben, wenn man das Glück hätte, von dem liebenswürdigen Pluto geliebt zu werden. Diese Versicherungen, vornämlich aber die letzte, beruhigten den Pluto so vollkommen, daß er seinen eigenen Augen nicht mehr glaubte. Noch itzt ist er der Anbeter der Venus; er macht ihr täglich Geschenke, und sie theilet dieselben mit dem Merkur und mit ihrem geliebten Mars.

Die Uneinigkeit des Pluto und des Apollo war nicht die einzige. Apollo bekam bald noch mehr Verdruß. Er hatte schon mit Schmerzen bemerket, daß Merkur in seiner Streitigkeit mit dem Pluto mehr die Klugheit eines Staatsmanns, als die Pflicht eines eifrigen Freundes beobachtet hatte. Die Folgezeit überführte ihn noch mehr von der Falschheit desselben. Der freundschaftliche Merkur suchte unter dem Schein einer allgemeinen Zärtlichkeit bloß seinen eigenen Vortheil. Er lobte einen jeden von den Göttern ins Gesichte, und war stets bereit, die Abwesenden durchzuziehen, wenn er sahe, daß die gegenwärtigen dazu geneigt waren. Aber nichts schmerzte den Apollo mehr, als daß Merkur die Gedichte des ungeschickten Pan gelobt hatte. Seinem schlechten Geschmacke konnte dieses unmöglich zugeschrieben werden; denn Merkur war ein gar zu guter Kenner des Schönen. Apollo mußte es also nothwendig für eine Heucheley halten. Er war kaltsinnig gegen

den

den Merkur; auf den Kaltsinn folgten einige scharfe Erklärungen, und auf diese eine völlige Feindschaft. Mit seinem andern Freunde, dem Herkules, war er nicht viel glücklicher. Ohne die vielen Grobheiten zu rechnen, die Apollo von ihm leiden mußte, hatte Herkules noch eine sehr unbequeme Gewohnheit. Er war nicht sonderlich verträglich, und wenn er Streit bekam, mußte Apollo stets daran Theil nehmen. Diese Streitigkeiten fielen zumal zwischen ihm und dem Mars sehr oft für, und Apollo kam dabey oft in ziemlich unangenehme Umstände. Denn ob er gleich die Helden gern besingen mogte, so hatte er selbst doch wenig Anlage zum Helden. Einmal war er bey der Gemahlin des Herkules, der Hebe, die ebenfalls mit dem streitsüchtigen Geiste ihres Gatten unzufrieden war. Apollo und Hebe klagten einander wechselsweise ihre Noth. Von ohngefehr kam Herkules dazu, und was das ärgste war, er kam von einem Besuche, den er bey dem Bacchus gegeben hatte. Einige Worte, die er bey seiner Ankunft hörte, gaben ihm zu erkennen, daß man auf seine Kosten moralisirte. Er begegnete dem Apollo äusserst unhöflich, und sie schieden als Feinde voneinander.

Vulkan ward ebenfalls von der Freundschaft, die er gestiftet hatte, schlecht erbauet. Er sahe endlich, daß sein Freund Mars die Gemeinschaft der Güter auf eine Seite ausdehnte, die einem Ehemanne sehr zuwider ist. Er ließ sich merken, daß ihm diese Vertraulichkeit mißfiel, und seine Sache ward dadurch nur ärger. Mars drohete ihm

mit

mit Schlägen, und Venus, die allein gegen ihn liebloß war, gab ihm ſo empfindliche Reden, daß er halb aus Furcht, halb aus Zorn zum Jupiter lief, und Gerechtigkeit forderte. Der Beſcheid, den er bekam, enthielt nichts anders, als daß Jupiter von keinen neuen Streitigkeiten etwas wiſſen wollte, und daß Vulkan mit der Aufführung desjenigen Freundes zufrieden ſeyn müßte, den er einmal erwählt hätte.

Neptun und Aeolus ſetzten ihre Freundſchaft ſo ziemlich fort, wenn man anders das Freundſchaft nennen kan, was eigentlich nur eine Kaufmannsgeſellſchaft war. Es entſtunden zwar bisweilen einige Zwiſtigkeiten unter ihnen, aber ihr beyderſeitiger Vortheil ließ es nicht zu, daß ſie ſich trenneten. Ihr Bündnis iſt alſo geblieben; aber es iſt ein Bündnis ohne Vergnügen.

Silen und Pan unterhielten ihre Freundſchaft auf eine ſeltſame Art. Oft zerfielen ſie wegen der nichtswürdigſten Kleinigkeiten. Alsdenn lief ein jeder von ihnen in dem ganzen Olymp herum, und ſchimpfte auf ſeinen Freund in den niederträchtigſten Ausdrücken. Aber weil ſie doch mit jemanden umgehen mußten, und kein anderer Gott ſich zu ihrem Umgange herablaſſen wollte, ſo kamen ſie ſtets wieder zuſammen. Dieſe abwechſelnde Aufführung haben ſie bisher ſo richtig beobachtet, daß ſie beynahe alle Monathe Freunde und Feinde geweſen ſind.

Bacchus und Komus machten wenig Aufſehen. Sie waren täglich beyſammen, und betrunken ſich als Brüder. Die übrige Zeit ſchliefen ſie. Es blieben ihnen alſo keine Zeit zur Uneinigkeit übrig, denn wenn ſie ſich auch bisweilen über Tiſche zankten, ſo wußten ſie doch aus natürlichen Urſachen am folgenden Morgen nichts davon; und im Olymp erfuhr man wenig von ihnen. Denn die übrigen Götter mogten nicht mit ihnen umgehen, weil ihre Freundſchaft gar zu arge Kopfſchmerzen verurſachte.

Die groſſe Freundſchaft unter den Göttinnen war am allerwenigſten dauerhaft. Juno entfernte ihre Freundinnen am erſten von ſich. Man konnte ihren Hochmuth nicht ausſtehen. Sie erſchien in der Geſellſchaft ſtets mit dem prächtigen Bezeigen einer Stadtrichterin in einem kleinen Orte, die die Burgersfrauen mit ihrem Beſuche begnadiget. Die übrigen Göttinnen wichen ihr alſo aus, ſo viel ſie konnten, und gaben ihr höchſtens jährlich einen unvermeidlichen Staatsbeſuch. Unter ſich ſelbſt konnten ſie ſich eben ſo wenig vertragen. Ceres ſprach ſtets von Haushaltungsſachen, und wurde deswegen von der artigen Flora ausgelachet, die den Putz für die einzige würdige Beſchäftigung und für das einzige würdige Geſpräche des ſchönen Geſchlechtes hielt. Diana machte den andern Göttinnen manchen Verdruß. Ihre Sprödigkeit war zu geſetzmäßig; und endlich entſagte ſie allem Umgang ihrer Freundinnen auf ewig, da dieſelben einmal ſo boshaft geweſen waren, ihr nach einem ſtren-

gen

gen Urtheile, welches ſie über die Ausſchweifungen der andern geführt hatte, den Namen Endymion zu nennen. Latona blieb den freundſchaftlichen Beſuchen der Göttinnen am meiſten getreu. Sie ermangelte keine Woche, zu ihnen zu kommen. Aber ihre Beſuche waren beſchwerlich genug. Sie ſeufzete unaufhörlich, und ſprach von nichts als von ihrer beſchwerlichen Niederkunft, und von der Bosheit der Menſchen.

Die Freundſchaft der Minerva und des Momus war zuerſt das Gelächter aller übrigen Götter. Niemand konnte begreiffen, wie ſich die ernſthafte Göttin der Weisheit hätte können in den Sinn kommen laſſen, mit einem beiſſenden Spötter umzugehen. Aber zum Erſtaunen des ganzen Olympus blieb dieſe Freundſchaft allein dauerhaft. Minerva wußte, daß der Spott des Momus blos auf Thorheiten gieng, und daß er für Tugend und Verdienſte eine ernſtliche Hochachtung hatte. Momus wußte auf der andern Seite, daß die Ernſthaftigkeit ſeiner Freundin keine wahren Freuden ausſchloß, und daß der Scherz nur deſto angenehmer würde, wenn ihn die Weisheit beherrſchete. Die Freundſchaft dieſer zwo Gottheiten nahm täglich zu, und ward die Bewunderung der übrigen Götter, aber eine Bewunderung, die dem Neide gleich war. Denn ſie verſuchten in der That alles mögliche, dieſes freundſchaftliche Paar zu trennen. Sie erdichteten tauſend nachtheilige Hiſtörchen bald von dem einen, bald von dem andern Theile. Aber

Momus

Momus war nicht leichtgläubig, und Minervens scharfer Blick drang stets durch ihre Erdichtungen durch. Nach langer Zeit näherte sich Apollo, der bisher schlechte Tage gehabt hatte, diesem Paare. Ihre edle Freundschaft hatte ihn gerührt; er gestand, daß er bisher nur dem Schatten nachgegangen sey; er bat sie, ihn in ihre Freundschaft aufzunehmen. Nach einigen Prüfungen erfüllten sie seinen Wunsch. Seitdem lebt Apollo ruhig und wirklich vergnügt, und alle können sagen, daß seine Werke unendlich schöner sind, seit dem Minerva und Momus mit ihm in Freundschaft leben. Diese Freundschaft steiget täglich an Vergnügen, und ihre Dauer wird wie die Dauer der Ewigkeit seyn.

F. Pheron.

Fünf und funfzigstes Stück.

— Tel, qui n'admet point la Probité chez lui,
Souvent à la riguer l'exige chez autrui.

BOILEAU.

Wenn man alle diejenigen, die den Mangel der Tugend unter den Menschen beklagen, nach ihren Reden beurtheilen dürfte, so würden alle Menschen Tugendfreunde seyn, und nichts wäre alsdenn unzeitiger, als diese Klagen. Aber man erfähret alle Tage das Gegentheil. Gegen einen Redlichen, der mit menschenfreundlichen Seufzern das Unglück seiner Mitbürger beklaget, die sich von dem gesegneten Wege der Tugend entfernen, findet man allemal zehn Unwürdige, die mit Heftigkeit die Laster des menschlichen Geschlechtes verdammen, und selbst diese Laster ungescheuet ausüben. Höret man sie, so ist nichts abscheulicher, als das menschliche Herz; sie selbst sind mitten in ihrer Unschuld den grausamen Beleidigungen ihrer lasterhaften Mitbürger ausgesetzet. "Kan auch etwas ärgers erdacht werden, sagt Euklio in dem vorigen Winter, als der Geitz meines Correspondenten? Nicht einmal dreißig für hundert will er mir auf ein Schiff versichern, welches ich aus Italien erwarte. Herr Hart-

ſinn beſchweret ſich über nichts mehr, als über den Mangel der Dienſtfertigkeit unter ſeinen Nachbarn. Lucette, die größte Bublerin unſerer Zeit, kan es noch nicht verſchmerzen, daß Merine ihr das Herz eines Liebhabers entzogen hat, den ſie nebſt hundert andern plünderte. Mit einem Worte, niemand kan die Laſter anderswo, als in ſeinem eigenen Herzen vertragen. Selbſt Nickel Liſt, der bekannte Spitzbube, deſſen traurige Geſchichte die Kinderbibliothecken zieret, beklagte ſich noch in ſeinem Gefängniſſe aufs bitterſte über einen ſeiner Mitgenoſſen, der ihn einmal beſtohlen hatte.

Man glaubt, daß eine natürliche Empfindung der Tugend die Menſchen ſo geneigt machet, das Laſter an ihren Mitbürgern zu verdammen. Es kan ſeyn; aber gewis hat die Selbſtliebe eben ſo viel Antheil an ihrem Urtheile. Ein jeder Menſch begreift es leicht, daß nichts ſeine Tage und ſeine Ruhe in der menſchlichen Geſellſchaft ſicher ſtellen kan, als die Billigkeit ſeiner Mitbürger. Wenn andere Menſchen ſich die Freyheit erlaubten, eine jede böſe Neigung auf ſeine Koſten zu befriedigen, ſo würde ihn weder Klugheit noch Argliſt retten können. Deswegen verlanget der Räuber, daß ſeine Mitgenoſſen gegen ihn ehrlich ſeyn ſollen, weil er weder ſeine geraubten Schätze, noch ſein Leben ſelbſt würde erhalten können, wenn ſie ihm auf diejenige Art begegnen wollten, wie er und ſie allen übrigen Menſchen begegnen, die nicht in ihrem ſträflichen Bündniſſe ſind. Deswegen begehrt der Betrüger, daß ſeine Nebenmenſchen

redlich

redlich ſeyn ſollen, weil er bey dem Genuſſe der Früchte ſeines Betrugs keinen Augenblick ſicher ſeyn würde, wenn die Welt gegen ihn eben ſo treulos ſeyn wollte, als er gegen ſie iſt.

Nichts iſt niederträchtiger, und nichts iſt doch unter den Menſchen gemeiner als dieſe Geſinnung. Man erkennet den Nutzen der Tugend; man begreift, daß man ihr ſeine Erhaltung, ſeine Sicherheit ſchuldig iſt; man fodert ſie von ſeinen Mitbürgern; aber ſelbſt will man ihr nicht folgen. Es iſt ein wahrer Undank gegen die Wohlthaten der Tugend, daß man ihre Dienſte zu ſeiner Sicherheit fodert, und ihr dabey ſein Herz verſchlüſſet. Man vergißt ſeine eigene Beſtimmung; man verwirft den Zuruf des Gewiſſens, welches uns täglich ſagt, daß wir deswegen in eine Geſellſchaft mit andern Geſchöpfen geſetzet ſind, um glücklich zu werden, und glücklich zu machen. Selbſt die natürliche Empfindung des Vergnügens, welches einem jeden menſchlichen Herzen eigen iſt, des Vergnügens, ſich als den Wohlthäter ſeines Mitbürgers zu ſehen, und Freuden in das Herz unſers Bruders zu bringen, die ſtets mit vermehrten Entzückungen zu uns zurück kehren; ſelbſt dieſe Empfindung wird verläugnet. Man opfert ſie und alle ſeine Pflichten der thörichten Begierde auf, einige Leidenſchaften zu befriedigen, die uns zum Abſcheu unſrer Mitbürger machen. Und dabey iſt man noch unverſchämt genug, das von andern zu fodern, was man ihnen zuerſt verſaget, und Pflichten einſeitig zu

machen, die nicht beſtehen können, wenn ſie nicht von beiden Theilen beobachtet werden.

Ich kan mir nicht vorſtellen, daß Menſchen, die vermögend ſind, ſo niederträchtig zu handeln, einen natürlichen Begriff von dem weſentlichen Einfluſſe der Tugend in das menſchliche Leben haben können. Eine natürliche Empfindung der Tugend würde unfehlbar den erſten Reitzungen des Laſters zu mächtig ſeyn. Aber man verwechſelt insgemein natürliche Empfindungen mit den erſten Grundſätzen, die der Jugend beygebracht werden. Man glaubt z. E. daß der Stolz eine angebohrne Thorheit gewiſſer Perſonen ſey. Man irret ſich. Die Natur dieſer Menſchen weiß nichts mehr vom Stolze, als die Natur aller übrigen Menſchen. Ihre Erziehung, ſchmeichelnde Begriffe, die ihnen in ihren erſten Jahren gemacht wurden, ſind Schuld daran. Stax hat ſich von Leuten, denen der gute Geſchmack eben ſo fremd iſt, als ihm ſelbſt, überreden laſſen, daß er ein Dichter ſey. Er glaubt es ſo gewis, daß er ſich nun ſelbſt einbildet, ſchon in ſeinen erſten Jahren die Bewegungen der Muſe in ſeiner Bruſt empfunden zu haben. Gleichwohl iſt es gewis, daß niemals eine Muſe in ſeiner Bruſt geweſen iſt. Was kan man dann von der natürlichen Empfindung glauben, womit er ſich groß machet?

Es iſt wahr, eine richtige Denkungsart kan unmöglich Tugend und Laſter verkennen. Geſunde Begriffe, Begriffe, die dem Weſen der Dinge gemäs ſind, machen uns ſowohl dasjenige begreiflich, was recht iſt, als das, was unge-

recht

recht iſt. Aber wie wenige Menſchen können ſich ſolcher Begriffe rühmen, zumal von Sachen, die über den Umfang der bloſſen ſinnlichen Empfindungen hinausgehen? Dazu hingegen ſind alle Menſchen geſchickt, ſich Begriffe von dem angenehmen und von dem widerwärtigen in der Sinnlichkeit zu machen. Dieſe Begriffe ſind ihre wahren natürlichen Empfindungen. Und aus dieſen Begriffen bildet ſich ihre Denkungsart. Clorinde handelt alſo nicht ſeltſam, daß ſie gern ſchöne Kleider trägt. Ihre Augen ſagen ihr, daß ein ſchönes Kleid beſſer läßt, als ein ſchlechtes. Clorinde verläugnet auch darin ihre natürlichen Empfindungen nicht, daß ſie ſtolz auf ihre ſchönen Kleider iſt. Alle Menſchen wollen ein Verdienſt beſitzen. Dieſes will die Selbſtliebe. Ein jeder ſucht in ſeiner Perſon dasjenige auf, was einem Verdienſte ähnlich ſeyn kan. Was kan Clorinde dafür, daß die Natur ihr kein anderes Verdienſt gegeben hat, als die Gabe, ſchöne Kleider zu tragen?

Die Begriffe der Menſchen von der Tugend und ihrem Gegentheile entſtehen wirklich aus den Lehrſätzen, die man ihnen beybringt. Warum ſind manche Kinder ſo geneigt, ihren Spielgeſellen angenehme Kleinigkeiten wegzunehmen, wenn der Begriff von der Billigkeit eine natürliche Empfindung iſt? Befehle des Schöpfers, und unſere eigene Erfahrung haben erſt das menſchliche Geſchlecht von dem Werthe, von der Nothwendigkeit der Tugend überzeuget.

Die wesentliche Empfindung der menschlichen Natur ist der Trieb glücklich zu werden. Verstünden alle Menschen ihr wahres Glück, so würde nichts seltsamer seyn als Laster, nichts unzeitiger als Klagen über den Mangel der Tugend. Aber, daß die meisten Menschen nur sich als den Mittelpunkt der Welt betrachten, daß sie ihr Glück in der Befriedigung einer jeden aufwallenden Neigung suchen; dieses ist der Grund ihrer Ungerechtigkeit und ihrer Laster. So viel Einsicht bekommen sie frühzeitig, um zu begreiffen, daß die Lehren der Tugend ihren Begierden oft im Wege stehen. Sie fangen an, die Tugend für eine beschwerliche Last anzusehen. Sie entsagen den Grundsätzen der Billigkeit, die man ihrer Jugend konnte vorgesagt haben. Zu gleicher Zeit aber merken sie, daß eben die Tugenden, die ihnen selbst zu der Befriedigung ihrer Begierden so hinderlich waren, ein vollkommenes Mittel sind, sie für den Beleidigungen anderer Menschen sicher zu stellen. Deswegen wünschen sie, daß ihre Mitbürger strenge Beobachter der Pflichten gegen den Nächsten seyn mögen — denn dieser Nächste sind allemal sie selbst. — Deswegen werden sie so erzürnt, wenn sie mit ihrem Schaden erfahren müssen, daß andere Menschen gleich ihnen das Joch der Tugend abgeschüttelt haben.

Man bemerket, daß die Menschen wider keine Arten von Lastern und Fehlern sich heftiger erklären, als wider diejenigen, die ihnen selbst eigen sind. Der Hochmüthige wird stets einen andern Hochmüthigen hassen. Der Betrüger

trüger unterläſſet nicht, einen andern Betrüger verhaßt zu machen. Selbſt der Geitzige kan es nicht laſſen, einen andern Geitzhals zu tadeln. Ob gleich ein Geitziger vor andern Thoren das Vorrecht hat, weniger verachtet zu werden;

Nimirum infamis paucis videatur, eo quod
Maxima pars hominum morbo iactatur eodem.

HORAT.

ſo kan doch auch der Geitzige nichts weniger verſchmerzen, als wenn ihn ein anderer Laſterhafter von gleicher Leidenſchaft in ſeinen Abſichten verhindert. Er kan Verachtung und Spott erdulten; man beleidige ſeine Familie, er wird ſich beſänftigen laſſen; aber dieſes iſt in ſeinen Augen eine unverzeibliche Sünde, wenn ein fremder Geitz ſeinem eigenen Geitze widerſtrebet. So gewis iſt es, daß die Menſchen die Laſter nur als Schleichwege gebrauchen wollen, Abſichten zu erreichen, zu denen ſie auf dem gebahnten Wege des Rechts und der Tugend nicht kommen können. Welche Kränkung für ſie, wenn ſie den Weg, den ihre argliſtige Begierde ſucht, ſchon von andern beſetzt finden! welcher Schmerz, wenn ſie mit ihren eigenen Waffen beſtritten werden? Nein. Die ganze Welt auſſer ihnen ſoll unſchuldsvoll und tugendhaft ſeyn. Denn nichts iſt leichter, als die Unſchuld zu vervortheilen; und in einem Wettſtreite, den die Leidenſchaften halten, wird gewis derjenige ver-

verlieren, der ſich durch den Zuruf der Tugend zurückhalten läßt. So ſchlau ſind dieſe Menſchen. Sich ſelbſt erlauben ſie alles; ihnen iſt alles anſtändig, was ſie für nützlich halten. Die Herrſchaft über die Leidenſchaften, die Verläugnung unbilliger Begierden iſt nur für ihre Nebenmenſchen.

Egomet mi ignoſco, Mænius inquit.
Stultus & improbus hic amor eſt, dignusque notari.
HORAT.

Die Eigenliebe, und zwar eine übelverſtandene Eigenliebe iſt alſo ſowohl die Urſache von den Klagen dieſer Menſchen, als von ihren eigenen Fehlern. Man findet Perſonen, die es für ſchön halten, andern Menſchen verächtlich zu begegnen; ein Fehler, welchen ich — es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß — oft bey dem ſchönen Geſchlechte gefunden habe. Es giebt einige Schönen, die, ohne ſpröde zu ſeyn, ihre Reitzungen zu erhöhen glauben, wenn ſie gegen ihre Bekannten den Character behaupten, den die Franzoſen durch das Wort dedaigneuſes ausdrücken. Dieſe Perſonen ſelbſt können durch nichts empfindlicher beleidiget werden, als wenn man ihnen mit gleicher Verächtlichkeit begegnet; keine Ausdrücke ſind alsdenn ſtark genug, ihre Empfindlichkeit über die Grobheit gewiſſer Leute vollkommen zu entdecken. Man darf nicht glauben, daß eine wahre Erkenntnis von der Unbilligkeit eines unhöflichen

Bezei-

Vergeigens die Urſache ihrer Klagen ſey. Sie können es ſehr wohl vertragen, wenn ihre Bekannten aller Welt verächtlich begegnen, und nur ihnen ſelbſt die Rechte der Höflichkeit wiederfahren laſſen. Es iſt alſo nicht die Unbilligkeit der Sache, die ihnen Klagen abzwinget; es iſt bloß ihre Eigenliebe. Sie wollen allein geehret ſeyn; es ſchmeichelt ſo gar ihrem Stolze, wenn man der ganzen übrigen Welt die Pflichten des Wohlſtandes verſaget, und ſie ihnen allein zum Opfer bringet. Dieſe Geſinnung beherrſchet auch andere Menſchen, die ungerechten Leidenſchaften folgen. Der Ehrgeizige verdammet wohl die Ruhmſucht eines andern, der ihm im Wege ſtehet; aber der Ehrgeizige iſt ihm ſehr willkommen, der ſich zum Werkzeuge ſeiner eigenen Abſichten gebrauchen läßt.

Man findet noch, daß die Menſchen keine Laſter, keinen Fehler eifriger verdammen, als ſolche, durch welche man ſie ſelbſt beleidiget hat. Ich habe dieſe Erfahrung ſo oft gemachet, daß ich faſt allemal vermuthe, wenn ich einen Menſchen auf ein gewiſſes Laſter beſonders losziehen höre, er müſſe ſelbſt einmal das Opfer dieſes Laſters geworden ſeyn. Meran, der argſte Heuchler den ich kenne, ſeufzet alle Tage über die Liebloſigkeit der heutigen Welt. Meran hat gewis zu wenig von einem Menſchenfreunde an ſich, um dieſes Laſter aus Mitleiden gegen ſeine Mitbürger zu verdammen. Aber er hat ſelbſt bisweilen Leute angetroffen, deren kalte Herzen gegen alle Angriffe ſeiner ſcheinheiligen Bitten unbezwinglich geblieben ſind. Er beſeufzet nicht die

Liebloſigkeit der Menſchen überhaupt; er beſeufzet nur diejenige, die er ſelbſt erfahren hat.

Man würde ungerecht ſeyn, wenn man glauben wollte, daß alle diejenigen, die deswegen über den Mangel der Tugend klagen, weil ſie ſelbſt keine Proben von dieſer Tugend genoſſen haben; wenn man glauben wollte, daß ſie alle ein ſo böſes Herz hätten, als Neran. Auch gute Herzen können dieſe Klagen führen, und in ihrem Munde ſind ſie viel anſtändiger. Eraſt hat wirklich Urſache ſich über den Mangel der Redlichkeit unter den Menſchen zu beſchweren; denn ſeine Aufrichtigkeit iſt von manchem Betrüger beleidiget worden. So lange aber Eraſt nur aus dieſem Grunde das menſchliche Geſchlecht anklaget, ſo lange kan man doch nicht ſagen, daß ſeine Klagen von der edelſten Art ſeyen. Wer ſich nur deswegen über ein Laſter beklaget, weil dieſes Laſter ihn ſelbſt einmal beleidiget hat, der beklaget nicht ſowohl die ſchlimmen Neigungen ſeiner Mitbürger, als den Verdruß und den kleinen Schaden, den ſeine beſondern Umſtände dadurch gelitten haben. Der Graf Buſſi beklagte ſich in ſehr ſchönem Franzöſiſchen über die Unruhen des Hofes; über den Mangel der Redlichkeit u. ſ. w. Es iſt nur Schade, daß er dieſe Klagen nicht eher angeſtellet hat, als bis er vom Hofe verbannet war. Durch dieſen einzigen Umſtand verlieren ſie ſehr viel von ihrem Werthe. Auch Saint Evremonds Betrachtungen über die Eitelkeit des Hofglückes, und ſelbſt ſeine philoſophiſche Unempfindlichkeit hatte keinen andern Urſprung.

Saint

Saint Evremond würde nichts weniger als unempfindlich geweſen ſeyn, wenn ihm nur ſeine Gegner den Genuß derjenigen Eitelkeiten hätten erlauben wollen, die er in ſeiner Verbannung mit ſo vieler Weisheit verachtete. Aber man findet insgemein, daß Leute die ſich gegen ihre Beleidiger nicht anders vertheidigen können, mit Sprüchen aus der Sittenlehre ſtreiten, und daß diejenigen ſich zu Lehrern der Weisheit aufwerfen, die durch ihre Feinde unvermögend gemacht ſind, ihre Geſchicklichkeit auf einem angenehmern Schauplatze zu zeigen.

Ich finde nicht, daß dieſe Klagen, die ich bisher beſchrieben habe, jemals Klagen wahrhaftig groſſer Männer geweſen ſind. Sokrates, den ich ſchon ſo oft genennet habe, und noch ſo oft werde nennen müſſen, bis man mir einen gröſſern Mann unter den Heiden wird zeigen können; Sokrates klagte weder über die ſchlimme Aufführung des weiblichen Geſchlechtes, noch über die Unerkenntlichkeit ſeines Volkes gegen die Verdienſte. Ueber alles dieſes hätte er ſich beklagen können, wenn er ſeine eigene Erfahrung hätte zum Grunde ſeiner Klagen legen wollen. Viel zu groß für dieſe kleine Empfindungen beklagte Sokrates blos die traurige Neigung ſeines Volkes ſich ſelbſt unglücklich zu machen; ihren Leichtſinn, ihre Verſchwendungen, ihre Eitelkeit.

Die meiſten Menſchen ſind ungerecht, wenn ſie über die Laſter ihrer Mitbürger klagen; ſie ſind eben ſo ungerecht, wenn ſie bloſſe Fehler an denſelben beſtrafen. Marcel iſt

niemals

niemals beredter, als wenn er die Pedanterey seines Collegen des Fabius lächerlich machet. Alle Welt sagt mit ihm, daß Fabius verdient ausgelacht zu werden, aber nur vom Marcel nicht, wo möglich, noch ein gröſſerer Schulfuchs ist, als Fabius selbst. Vor einiger Zeit war ich im Begriffe, mit einem gewissen Menschen bekannt zu werden. "Trauen Sie ihm nicht, sagte mir Blasius; er ist der Windbeutel, den man finden kan." Die Erfahrung überzeugte mich, daß Blasius die Wahrheit geredet hatte. Nur einen Windbeutel hätte er ausnehmen sollen, der er wirklich noch mehr ist, als jener; sich selbst hätte er ausnehmen sollen. Aber so macht es Blasius. Er selbst ist so windicht als ein Mensch seyn kan; und er moralisiret über keine Art von Leuten schärfer als über die windichten. Vor acht Tagen besuchte mich unvermuthet Herr Vielgeschrey, zu einer Zeit, da ich gerade sehr beschäftiget war. Seine erste Worte waren die Frage, ob er mir nicht beschwerlich fiele? Ich konnte doch nicht wohl ja antworten. Mein gezwungenes Nein gab ihm Gelegenheit von der Unbescheidenheit gewisser Leute zu reden, die ungemeldet einen andern überfallen, und ihm durch ihre Plaudereyen eine Zeit rauben, die er oft zu den wichtigsten Geschäften bestimmet hat. Mit dieser tröstlichen Sittenlehre raubte mir Herr Vielgeschrey vier nöthige Stunden, und es war schon später Abend, wie es ihm endlich einfiel, daß ein gar zu langer Besuch auch beschwerlich werden könnte.

Man kan keinem Menschen überhaupt das Recht absprechen, die Fehler zu tadeln, die er an andern gewahr wird. Nur so viel Bescheidenheit sollten die Menschen beobachten, sich nicht so unbarmherzig über Fehler aufzuhalten, die sie selbst an sich haben. Es verräth unfehlbar entweder eine grosse Unwissenheit seines eigenen Zustandes, oder einen unerträglichen Bauernstolz, wenn man an andern Menschen Fehler so heftig tadelt, die man selbst an sich herum trägt. Murran ist sehr unhöflich; er weiß, daß er es ist; gleichwohl erzürnt er sich allemal, wenn man gegen ihn nicht die äusserste Höflichkeit beobachtet. Murran muß sich doch wohl einbilden, von der Beobachtung derjenigen Pflichten befreyet zu seyn, die er von andern als ein Recht fodert. Wie unerträglich ist denn sein Stolz!

Kleon ist der beißhaftigste Schadenfreb, den ich kenne; der ordentliche Zeitungsträger aller Thorheiten und aller Unglücksfälle, die sich in der Stadt begeben. Neulich wiederfuhr ihm selbst ein verdrüßlicher Zufall, und noch darzu hatte er denselben verschuldet. Alle diejenigen, auf deren Kosten er sich sonst lustig gemacht hatte, das ist, die ganze Stadt vereinigte sich ihn auszulachen. Seitdem moralisiret Kleon unaufhörlich über die Unbarmherzigkeit der Menschen, über ihre Schadenfreude.

Selindens herrschende Neigung ist die Verläumdung. Das Recht der Wiedervergeltung ist nicht ausgeübet. Man hat auf ihre Kosten eine Erzählung ausgebreitet, die

ihrer

ihrer Ehre sehr nachtheilig ist. Nunmehr ist Selinde völlig entschlossen, einen Ort zu verlassen, wo so unverschämt gelästert wird.

Alle Fehler tragen das Zeichen der Thorheit an sich. Es ist unmöglich, sie zu bemerken, und nicht zugleich zum Widerwillen gereitzet zu werden. Sie zu bemerken, ist eine kleinere Kunst, als man glaubt. Man darf sich nur gewöhnen, von allen Dingen, die zum menschlichen Leben gehören, richtige Begriffe zu suchen; so hat man schon die Hälfte dieser Kunst. Daß so viele Menschen das für schön halten, was andere mit Recht fehlerhaft nennen; dieses kömmt bloß von ihrer Unachtsamkeit her. Eben diese Unachtsamkeit aber macht es auch, daß man bey der äussersten Strenge gegen fremde Fehler so nachläßig gegen seine eignen ist. Die Menschen sollten, so oft sie einen Fehler wahrnehmen, die Blicke auf sich zurück kehren, und untersuchen, ob dieser Fehler nicht zu ihren eigenen gehört. Alsdenn würde ihre Besserung leichter geschehen können, und ihr Tadel würde viel billiger seyn.

Auch die Laster können leicht bemerket werden, wenn man sie entdecken will. Sie führen alle etwas beleidigendes bey sich, daß der Empfindung schwerlich entgehen kan. Nicht die künstliche Tugendlehre, sondern der Trieb zu angenehmen Vorstellungen ist eine natürliche Empfindung. Muß es aber einem menschlichen Herzen nicht unangenehm seyn, ein Geschöpfe von seiner Art leiden zu sehen? Und leidet nicht allemal derjenige, den ein feindliches Laster ver-

verletzet? Leidet nicht auch derjenige, der ſein Gewiſſen durch Laſter verletzet? Aus dieſem Grunde kan man ſagen, daß die Empfindung des Unrechtes eine natürliche Empfindung ſey. Was müſſen es aber für Gemüther ſeyn, die einer ſo menſchlichen Empfindung zum Trotze ſelbſt laſterhaft ſeyn, ſelbſt ihren Nächſten, ihren Bruder beleidigen können, daß die ganze Welt nur ihnen zu Gefallen da ſey, da alle andere Menſchen nur zu Werkzeugen beſtimmt ſeyn, durch welche ſie ihre Leidenſchaften vergnügen ſollen; zu Werkzeugen, die ſie nach Gefallen gebrauchen, verderben und wegwerfen dürfen. Und ſolche Leute reden noch von dem Mangel der Tugend unter den Menſchen? da ſie doch die Tugend für eine Erdichtung halten, wodurch man die Einfältigen in Furcht erhalten müſſe? Niemand hat Recht den Mangel der Tugend zu beklagen, als ein wahrer Freund der Tugend und der Menſchen. Er beklagt ſich nicht aus Eigennutz. Die Menſchenliebe heißt ihn klagen, wenn er ſiehet, daß ſeine Mitbrüder das beſte Mittel zu ihrer wahren Glückſeligkeit verwerfen.

T. Cleanth.

Meine Herren,

Es hat der Herr Foliant in ſeinen eingeſandten Wörterbuch, welches Sie in ihren Blättern mit eingerucket haben, unter andern ſehr wohl angemerkt, was Ehre anthun eigentlich ſeye. Ich muß Ihnen doch ſagen, meine Herren! daß

daß ich einer von denjenigen bin, welcher sich ein Vergnügen macht, Leuten eine Ehre anzuthun. Ich habe mir auch durch diese Bemühung schon viele Freunde erworben, die sich auch zum Theil um die Wette beiferu, mich auf gleiche Art zu bechren, weil Sie wissen, daß es mich ungemein ärgert, wann es nicht geschiehet. Ein einziger ist unter allen, welcher ein sehr unfreundlich- und unerkenntliches Herz haben muß. Diesen Menschen habe ich Anfangs ganz anderst beurtheilet, als ich Ihn gegenwärtig finde. Ich habe nach diesem betrüglichen Vorurtheil Ihn etlichmal zu mir gebetten, Ihm die gewöhnliche Ehre angethan, und gesuchet, Freundschaft mit Ihm zu machen, weil ich geglaubet, er passe in meinen Plan. Ich muß aber vor jetzo zu meinem größten Verdruß sehen, daß Er an nichts weniger denkt, als mir die Gegenehre anzuthun. Er suchet vielmehr sich meiner Person zu äussern, und mich zu fliehen, wo Er kann; siehet Er mich auf der Gasse, so weicht er aus und gehet entweder in eine andere Strasse, oder wenn er nicht anderst kann, in das nächste Haus; geschiehet es, daß wir am dritten Orte zusammen kommen, so nimmt Er entweder vor der Zeit seinen Abschied, oder zieht den Kopf, wann Er beym Eintritt in das Zimmer meiner gewahr wird, auf eine niederträchtige Art wieder zurück. Ich versichere Sie, daß ich ihn seit der letztern Zusammenkunft bey mir, nicht mehr sprechen können; und gleichwohl wünschte ich, daß ich Ihm die Ehre nicht umsonst angethan haben mögte. Es ist gewiß nichts schändlicher, als der Undank! wenn

ich

ich mich doch nur nicht so ärgern müsse. Ich fürchte, es schadet mir gar an der Gesundheit. Weil dieser Unfreund auch Ihre Blätter liest, so seyen Sie, so gütig, meine Herren! und rücken dieses zu seiner gerechten Beschämung in einem Stück mit ein. Vielleicht ist Er noch zur Erkenntniß seines ungeziemenden Betragens, und zur gebührenden Anthuung der schuldigen Gegenehre zu bewegen. Ich bin

Meine Herren,

Ihr
ergebener Diener
Sophonias Ehrenpreiß.

Sechs und funfzigstes Stück.

- - - Ogn' un, ch'en qua da Calpa siede,
Barbaro è di costumi, empio di fide.

Tasso.

Der gute König Montezuma bedauerte es noch nach seinem Tode in einem Gespräche, welches unfehlbar witziger ist, als alles, was er in seinem Leben geredet hat, daß er nicht, an statt die Ankunft der Spanier in Mexico zu erwarten, auf den Einfall gerathen sey, nach Europa zu gehen, und seinen Namen unter der Zahl der Eroberer zu verewigen. (*) Montezuma und sein Schriftsteller hätten diese

(*) S. die Todtengespräche des Herrn von Fontenelle.

dieſe Reue erſparen können. Der Wunſch des Mexicaniſchen Königes iſt nach ſeiner Zeit mehr als zu ſehr erfüllet worden. Das unglückliche Europa, das auf ſeine Eroberungen ſo ſtolz war, iſt wirklich ein Raub der Wilden geworden.

Meine Leſer vermuthen vielleicht, daß ich ſcherze. Aber nichts iſt gewiſſer, als dasjenige, was ich geſaget habe. Die zaghaften, die verachteten Wilden, die zu ganzen Scharen für wenigen Europäern fliehen, haben in der Zeit, daß unſere muthigen Landesleute bemühet geweſen ſind, ihre Wüſteneyen einzunehmen, einen Einfall in unſer Vaterland gewaget, und darum viel wichtigere Eroberungen gemachet, als jemals die Europäer in beiden Indien. Das wunderbarſte bey dieſen Eroberungen iſt, daß ſie noch ein Geheimniß ſind. Wir ſind Sklaven der Wilden, und ſchmeicheln uns noch ſtets nicht nur mit der Freiheit, ſondern wohl gar mit der Herrſchaft über ſie. Nur der engliſche Zuſchauer, der ſcharfſichtigſte Bemerker wichtiger und geheimer Begebenheiten, hat einen Theil dieſes Geheimniſſes erforſchet. Er hat mitten in London die fürchterlichen Mohoks entdecket. Als ein redlicher Patriot rief er alle ſeine Mitbürger auf, dieſe gefährliche Feinde in Zeiten auszurotten. Die traurige Unachtſamkeit unſers Welttheils hat dieſe heilſame Erinnerung verachtet. Nach der Zeit des Zuſchauers ſind unzählige Heere von Wilden in Europa eingedrungen; und ſelbſt Deutſchland, welches dazu beſtimmt iſt, für andere Völker Laſten zu tragen, und ihnen die Vortheile ungetheilt

zu lassen, hat die Gewalt der wilden Sieger mit andern abendländischen Völkern zugleich empfunden, ohne an den gegenseitigen Vortheilen Theil zu nehmen, welche die meisten unserer Nachbarn in Indien erfahren haben.

Die Staatsklugheit dieser wilden Eroberer ist grösser, als man vermuthen sollte. Sie suchten nicht unsere Länder zu erobern, wie wir die ihrigen erobert haben. Ihre Angriffe giengen auf unsere Herzen. Sie sind in der äussersten Stille zu uns gekommen, sie haben selbst unsere Sitten angenommen, um deste unbekannter zu bleiben. Durch diese listige Verstellung haben sie uns verblendet; wir glaubten nicht Wilde, sondern unsere eigene Landesleute bey uns zu sehen; wir haben uns deswegen gar nicht für ihnen gehütet, weil wir an nichts weniger als an ihre Gegenwart gedachten, und dadurch ist es ihnen gelungen, sich zu Meistern von unserer Denkungsart, von unsern Herzen, und von unsern Handlungen zu machen.

Dieses ist das wichtige Geheimniß, das ich meinen werthen Landesleuten entdecken mußte. Es war unendlich viel daran gelegen, sie aus der unwissenden Sicherheit zu reissen, in welcher sie bisher gelebet haben. Durch diese Sicherheit ist es schon so weit gekommen, daß die Anzahl der Wilden und derjenigen Europäer, die von ihnen verführet worden sind, die Anzahl der redlichgesinnten Europäer, die noch nach den Sitten des Alterthums leben, um ein grosses übertrift. Ich hoffe, daß das Vaterland die Wichtigkeit meiner Entdeckung erkennen wird. Um aber

meine wahren Mitbürger in den Stand zu setzen, daß sie von meiner Entdeckung Gebrauch machen können, so will ich itzt das ganze Verhalten der Wilden bekannt machen, und zugleich die Kennzeichen beschreiben, wodurch wir diese verlarvten Feinde von unsern wahren Mitbürgern unterscheiden können.

Es ist überhaupt bekannt, daß die Wilden sehr rachbegierig sind. Ihre Rachbegierde hat sie auch allein zu einem Unternehmen angefeuret, welches so traurige Folgen für uns gehabt hat. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß die Europäer sich erkühnet hatten, ihnen fremde Sitten aufzudringen. Deswegen giengen sie nach Europa herüber, um uns zur grausamen Wiedervergeltung ihre wilden Sitten aufzudringen. Fast von allen wilden Völkerschaften sind solche geheime Colonien zu uns gekommen. Man bemerket aber, daß sie sich nicht gleich vertheilet haben. Die Mexikaner und Peruaner haben sich grösten Theils in Frankreich und Italien vest gesetzet. Wir Deutsche und einige andere mitternächtliche Völker sind von einem desto grössern Schwarm von Brasilianern, von Irokoisen und von Grönländern heimgesuchet worden. Zuletzt sind noch einige Maleyer herüber gekommen. Diese haben sich ohne Unterschied durch alle abendländische Gegenden ausgebreitet. Sie haben sich von ihrer ersten Ueberkunft an bis itzo in die Gestalt eingebohrner Europäer verborgen; und es ist ihnen nur gar zu glücklich gelungen, eine solche Menge von unsern unbedachtsamen Mitbürgern an sich zu ziehen, daß man

nun

nunmehr einen Europäer, den ihr Umgang nicht wenigstens zum halben Wilden gemacht hat, für die größte Seltenheit halten muß.

An der Rachbegierde erkennet man alle diese Wilden und ihre europäischen Proselyten am ersten. Es ist bekannt, daß dieses unmenschliche Laster der edlen Einfalt unserer redlichen Vorältern unbekannt war. Die wenigen Europäer, die noch dem Vorbilde jener glücklichen Zeiten folgen, sind auch noch von der Rachbegierde frey. Man kan also, ohne einen Irrthum zu befürchten, einen jeden Rachsüchtigen gleich für einen Wilden halten. In meiner Nachbarschaft kenne ich ein ganzes Geschlecht von Wilden, die den Haß, den sie einmal auf jemand geworfen haben, auf alle seine Nachkommen ausdehnen, und ihren eigenen Kindern nichts eifriger empfehlen, als die ewige Feindschaft gegen Leute, die ihnen oder ihren Verfahren einmal mißfallen haben. Diese unversöhnliche Wilden sind offenbar Brasilianer. Denn man weiß, daß unter allen wilden Völkern die Brasilianer am meisten rachsüchtig sind.

Die Maleyer sind die gefährlichsten unter allen Wilden. Sie verstehen die Verstellungskunst am besten, und ihre Rache geht beständig unter der Larve. Oft nehmen sie die Gestalt der redlichsten und eifrigsten Freunde an, um die unwissenden Opfer ihres Hasses deste sicherer zu bestricken. Ihre Rache bricht endlich unvermuthet aus, und alsdenn ist die ärgste Wuth kaum mit ihrer Grausamkeit zu vergleichen. Wir sind einige Maleyer bekannt, die ihre Rach-

ſucht ſo künſtlich ausführten, daß ſie ſich mit dem größten Fleiße um die genaue Bekanntſchaft gewiſſer Perſonen bemüheten, denen ſie heimlich feind waren. Sie ſuchten in dieſer Bekanntſchaft das Vergnügen, ihre unglücklichen Feinde recht oft und empfindlich zu quälen. Ich vermuthe, daß der nichtswürdige Selmes ebenfalls ein Maleyer geweſen iſt, weil er ſich entſchlieſſen konnte, ſeine eckelhaften Bemühungen um das Bündniß der erhabenen Clariſſa in der Hofnung fortzuſetzen, daß er ſich in der künftigen Ehe für ihre Abneigung deſto ſchärfer würde rächen können. Kaum wage ich es zu ſagen, daß ich die artige Druſilla für eine Maleyerin halte. Und gleichwohl kann ich von ihr nichts urtheilen. Sie iſt vor einigen Jahren von ihrer beſten Freundin beleidiget worden, die ſich unterſtanden hat, bey einer Hochzeit in einem ſchönern Kleide zu erſcheinen, als Druſilla. Für dieſe kleine Beleidigung hat ſich Druſilla unter der Hand ſo empfindlich gerächet, daß ihre künſtlich ausgeſonnenen Läſterungen der wirklich unſchuldigen Selima einen Liebhaber geraubet haben, mit welchem ſie hätte glücklich werden können. Druſilla iſt eine Maleyerin; ich muß es ſagen, ob ich gleich weiß, daß ſie nichts unterlaſſen wird, mir dieſe Offenherzigkeit nachdrücklich zu vergelten.

Man bemerket täglich Leute, die um nichtswürdiger Kleinigkeiten willen die heftigſten Streitigkeiten anfangen, und ſich inſonderheit ein Gewiſſen daraus machen würden, einen von ihren Nachbarn ungeplaget zu laſſen. Dieſe

Streit-

Streitſüchtige ſind Irokeſen oder andere Wilde aus Canada. Man findet unter ihnen Leute von vornehmen Stande. Dieſe Art von Wilden iſt zugleich ſehr hochmüthig. Ein Irokeſe würde kümmerlich genug leben müſſen, wenn ihm die Europäer nicht die meiſten Nothwendigkeiten des Lebens zuführten. Gleichwohl verachtet er alle andere Menſchen gegen ſich; er iſt völlig überzeugt, daß in ſeiner wichtigen Perſon alle Vollkommenheiten der Natur verſammlet ſind. Man urtheile, wie beſchwerlich der Umgang mit einem Wilden von dieſer Art ſeyn muß.

Es iſt ſchon lange her, daß ich in einer Reiſebeſchreibung eine lächerliche Gewohnheit der Grönländer geleſen habe. Wenn dieſe Wilden ſich von einem ihrer Bekannten für beleidiget halten, ſo verſparen ſie ihre Rache bis zu der nächſten öffentlichen Zuſammenkunft des Volkes. Alsdenn ergreifet der Beleidigte eine Trommel, und bringt unter dieſem Getöſe ſeine Klage vor, die er mit allen möglichen Schimpfworten zieret, welche ſein Zorn erdenken kann. Dem Gegner ſteht es frey, ſich auf gleiche Art zu verantworten. Ich lachte damals über dieſen Gebrauch, ohne demſelben weiter nachzuſinnen. Nach der Zeit aber habe ich entdecket, daß einige Grönländer dieſe Gewohnheit nur mit einigen veränderten Nebenumſtänden auch unter uns eingeführet haben. Es giebt eine Menge Grönländer in den Gerichtsſtuben, die ihren ſchimpfenden Witz vor ganzen Verſammlungen eben ſo gut ſehen laſſen, als es in ihrem Vaterlande bey der Trommel geſchehen kann. Andere, die ſich für

den Gerichtskoſten ſcheuen, verſparen ihre Rache zu Gaſtmalen; und bisweilen finden ſie in den Kirchen Gelegenheit, ihre bedrängten Herzen zu erleichtern. Zur Ankündigung ihrer Klagen bedienen ſie ſich an ſtatt der Trommel insgemein eines artigen: ich erfreue mich, daß ich die Ehre habe, ſie wohl zu ſehen. In der Folge des Geſpräches führten ſie ihre ernſtliche Komödie zur gröſten Beluſtigung der Zuhörer eifrig auf. Man findet auch Grönländer, die Bücher ſchreiben.

Die meiſten Grönländer aber verrathen ſich dadurch, daß ſie alle Wiſſenſchaften und allen Wohlſtand verachten. In ihrem Vaterlande ſind dieſe Wilden gewohnt, nichts hoch zu ſchätzen, als dasjenige, was ſie zu ihrer Nahrung und zur Bedeckung ihres Leibes gebrauchen. Ein Grönländer, der einen dichten Rock von Robbenfellen, ein gutes Netz, und ein paar hundert gedörrte Fiſche beſitzet, dünket ſich ungleich mehr zu ſeyn, als der gelehrteſte Europäer. Die Grönländer, die ſich in Europa feſt geſetzet haben, ſind nicht anders geſinnet. Die zeitlichen Güter ſind in ihren Augen das einzige Unglück und der einzige Wehrt eines Menſchen. Ein deutſcher Grönländer ſchätzet etliche Morgen von fruchtbaren Lande oder ein Kapital von etlich tauſend Thalern unendlich höher als Weisheit und Tugend. Ihre Verachtung gehet noch weiter. Sie ſchelten alles gering, was nicht von ihrem Geſchlechte iſt. Ihre Nachkommen in Deutſchland haben dieſe Geſinnung getreulich beybehalten. Die Hochachtung und ſelbſt die

chriſtliche Liebe gehet bey ihnen nicht weiter, als auf ihr eigenes Geſchlechte. Ich kenne einen Grönländer, welcher einen gewiſſen Mann herzlich bedauerte, da er hörte, daß derſelbe ein beſonderes Unglück ausſtehen mußte. Von ohngefehr erfuhr er, daß dieſer Unglückliche ein Franzoſe ſey. "O, rief er, nun hat es nichts zu bedeuten! Was iſt an einem Franzoſen gelegen?"

Die Kunſt des Betrugs, eine Kunſt, die unſern redlichen Verfahren völlig unbekannt war, iſt mit ihrem ganzen Gefolge durch die Maleyer zu uns gebracht worden. Vormals war in Deutſchland ein Betrüger eine Seltenheit, die man mit Verwunderung und Abſcheu anſahe. Seitdem die Maleyer zu uns gekommen ſind, iſt nichts gemeiner. Man verſtehet mitten in Deutſchland die Kunſt, die gröbſten Unwarheiten in den Schein der Wahrheit einzuhüllen, ſo gut als in Judien, und man würde einen Menſchen verlachen, der ſich ein Bedenken machen wollte, dieſe nützliche Kunſt in dem Laufe des gemeinen Lebens zu gebrauchen.

Nachdem alle dieſe Völker unſer Vaterland ſchon eingenommen hatten, kamen noch einige neue Colonisten aus den benachbarten Ländern. Es iſt einmal das Schickſal von Deutſchland, daß es die Zuflucht aller derer ſeyn muß, die in andern Ländern ihr Glück nicht finden können. Die Mexicaner und Peruaner, die ſich in unſerer Nachbarſchaft niedergelaſſen hatten, merkten, daß ſie in dieſen Ländern nicht Raum genug hatten; deswegen ſchickten ſie ihren Ueberfluß nach Deutſchland. Die weſentlichen Eigenſchaf-

ten dieſer zwey Völker ſind Eitelkeit, Wolluſt und Buhlerey. Ihre Pflanzſchulen haben dieſe Eigenſchaften auch bey uns fortgepflanzet, ohne ſich an den Widerſtand zu kehren, den ſie von unſerm Clima ausſtehen mußten. Die Eitelkeit in Deutſchland iſt etwas ſchwerfälliger, als die Eitelkeit unſerer artigen Nachbarn; aber ſie iſt doch Eitelkeit. Die Wolluſt bey uns iſt etwas rauher, als in jenen Ländern; aber ſie erhält doch meiſtentheils den Sieg über die guten Sitten, und diejenigen Deutſchen ſelbſt, die ihr einmal geopfert haben, verlaſſen ſie ſelten eher als bis ſie alt und ſiech geworden ſind. Die Buhlerey hat in Deutſchland am allerwenigſten Widerſtand gefunden. Ein Deutſcher konnte ſich nicht einbilden, daß man Liebe vorgeben und im Herzen kalt ſeyn könnte. Er war alſo deſto leichter zu betrügen. Wir haben ſpät genug angefangen, dieſes Laſter zu erkennen, und wie wir endlich entdeckten, daß es wirklich Buhler und Buhlſchweſtern unter uns gäbe, ſo war uns ſelbſt dieſe Entdeckung ſo fremd, daß wir noch lange Zeit unvermögend waren, dieſen beyden Arten von Geſchöpfen deutſche Namen zu geben, ſondern uns mit ausländiſchen Namen behelfen mußten. Unſere Unwiſſenheit hat den Mexicanern und Peruanern ihren Sieg ſehr erleichtert. Dieſe beide Völker ſind in der Hauptſache einander gleich; die Peruaner unterſcheiden ſich nur dadurch, daß ſie bey ihren böſen Eigenſchaften wirklich einige gute Eigenſchaften, mehr Geſchicklichkeit und Geſchmack an Künſten beſitzen. Sie ſind auch in viel geringerer Anzahl zu uns gekommen, als die Mexicaner.

Es ist fast unglaublich, wie sehr diese verschiedene Arten von Wilden unser Vaterland verändert haben. Mehr als drey Viertheile unseres Volkes sind ihre Sclaven geworden. Die wenigen Deutschen, die noch nach den Gebräuchen ihrer Väter leben, verlieren sich unter der Menge von Wilden, und von wildgewordenen Deutschen; und sie haben alle Arten von Verfolgungen auszustehen, wenn sie entdecket werden. Man begnüget sich nicht damit, sie zu betrügen, ihnen Grobheiten zu sagen, und sie zu höhnen; wenn sie sich darüber beschweren, so verfolget man sie noch mit dem äussersten Hasse. In allen Ständen, in allen Arten von Gemeinschaften sind Wilde. Man leidet gewis Schaden, wenn man sich ihnen nähert; und doch kan man es wegen ihrer Menge und wegen ihrer Verstellung nicht vermeiden, ihnen nahe zu kommen. Sie selbst haben sich auf eine unbegreifliche Art unter einander vermischet. In meiner Nachbarschaft ist ein Haus, worinn der Mann ein Grönländer, die Frau eine Malayerin und die Tochter eine Peruanerin ist. Dieses Haus ist schon manchem Deutschen gefährlich gewesen, der sich blos unter dem schwachen Schutze seines redlichen und zärtlichen Herzens an einen Ort gewaget hat, wo unter dem Schein der Einfalt die Grobheit, und unter der Decke der Unschuld die künstlichste Verstellung, und eine fast unwiderstehliche Macht der Zauberey herrschet. Dergleichen seltsame Verwandschaften unter den Wilden findet man itzt häufig. Ich kenne einen Mexikaner, der der lustigste Mensch von der Welt ist, und alle Leute

zu ſich bittet. Seine Frau aber iſt die widerwärtigſte Grönländerin, die man ſehen kan. Sie treibt alle Gäſte aus dem Hauſe, und oft den Mann darzu.

Es iſt kein Wunder, daß in unſern Tagen die Freundſchaft ſo ſelten gefunden wird. Die Wilden ſind ſchuld daran. Ein Irokoiſe, welcher glaubt, daß die Menſchenliebe höchſtens nicht über das dritte Glied der Blutsverwandſchaft hinausgeführet werden dürfe, kan ſo wenig ſelbſt ein wahrer Freund werden, als einen vernünftigen Menſchen reitzen, ſeine Freundſchaft zu ſuchen. Die Mexikaner und Peruaner verdienen zu wenig wahre Hochachtung, um der Freundſchaft würdig zu ſeyn. Die Maleyer ſind in dieſem Stücke die allerärgſten. Ihre Freundſchaft iſt nichts als heuchleriſche Bosheit. Ihre Verſtellung hat nunmehr viele Deutſchen, die ſonſt zur Freundſchaft mögten geneigt geweſen ſeyn, ſo ſchüchtern gemacht, daß ſie einen jeden fliehen, der ihnen freundlich begegnet.

Man kan ſich keine unglücklichere Perſonen denken, als diejenigen ſind, die mit einem Wilden in einer genauen Gemeinſchaft leben müſſen. Manche liebenswürdige Schöne hat das Unglück, mit einem Mexikaner verbunden zu ſeyn, der ihre wahre Reitzungen verachtet, und fremden nachſtattert. Noch bedauernswürdiger ſind die zärtliche Schönen, die ihr gutes Herz den Grobheiten eines fühlloſen Grönländers zum Opfer bringen müſſen. Daß Damen ſo lange ein trauriges und quälendes Leben hat führen müſſen, kam bloß daher, weil er das Unglück gehabt hatte, einem Braſilia-

ner

ner zu misfallen, mit welchem er sehr genau verbunden war. Ein Brasilianer verzeihet keine Beleidigungen, sie mögen wahr oder nur eingebildet seyn. Nicht einmal der Tod seines Gegners besänftiget ihn. Er rächet sich noch an Verstorbenen, indem er ihr Angedenken und ihren Nachruhm verfolget. Eben so unglücklich ist ein gutgesinnter Deutscher, den seine Lebensumstände in eine Gesellschaft mit Maleyern bringen. Er wird unfehlbar von ihnen betrogen; und wenn er sich ihren Absichten nicht gleichförmig erzeigen will, so ist ihm ihre Feindschaft gewiß.

Die Religion hat durch die Einfälle der Wilden so sehr gelitten, als etwas. Alle Wilden, die zu uns gekommen sind, haben ihre geheimen Abgötter zu uns herüber gebracht, und eine unzählige Menge von Europäern zum Abfalle verleitet. Sie sind so listig, die Sinnbilder, unter welchen sie in Indien ihre Götzen verehren, nicht bey uns aufzustellen. Dieses würde zu merklich seyn. Aber in den Gemüthern unserer Landesleute haben sie ihren Götzen Tempel genug erbauet. Die Götter der Rache, des Hochmuths, der Wollust, der Treulosigkeit bekommen noch täglich neue Anbeter. Mitten in den geheiligten Versammlungen der Christen wird jenen Götzen manches verabscheuungswürdige Opfer gebracht, und noch mehrere aufgesammen, die man bey andern Gelegenheiten bringen will.

Ich glaube, diese Beschreibung wird zureichend seyn, meine Leser in den Stand zu setzen, daß sie die Wilden von ihren ächten Landesleuten unterscheiden können. Es ist

schwer

schwer zu sagen, ob man auch die ursprünglichen Wilden von denjenigen Europäern unterscheiden könne, die erst durch jene zu Wilden gemacht worden sind. Ich vermuthe blos, daß man die mögliche Besserung der letzten für ein Unterscheidungszeichen halten könnte. Denn ich glaube nicht, daß gebohrne Wilden einer Besserung fähig sind. Es ist wahr, die Beyspiele von verwilderten Europäern, die sich wieder haben bessern lassen, sind sehr selten; doch weis ich einige. Die Folgezeit ist vielleicht in diesem Stücke glücklicher, als unsere Tage. Inzwischen kan es uns genug seyn, daß wir nur unsere freundliche Feinde entdeckt haben. Ein wenig Aufmerksamkeit kan uns nunmehr doch für der Gefahr sicher setzen, einen Irokoisen zum Gönner, einen Maleyer zum Freunde, und eine Grönländerin oder Mexikanerin zur Geliebten zu erwählen.

F. Pheron.

Sieben und funfzigstes Stück.

Fehlt immr Ruhe nicht; was fehlet meinem Leben,
Als was entbehrlich ist und unentbehrlich scheint.

Utz.

Die Schicksale meiner Mitbürger sind der grosse Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. Ein Mensch, dessen Seele einmal durch ausserordentliche Zufälle erschüttert worden ist, kan sich schwerlich wieder zu der standhaften Freymüthigkeit bringen, die er durch einen gewaltsamen Trieb zur Schwermuth verlohren hat. Ich halte mich für unglücklich, ob ich gleich nicht so blind oder so unerkenntlich bin, daß ich nicht mitten in meinem Schmerzen angenehme Geschenke der Vorsicht bemerken sollte. Ich will nur eine von ihren Wohlthaten anführen. Sie hat mir Freunde geschenket, das gröste Glück eines vernünftigen Menschen. Aber einige Unglücksfälle, die von einer seltnen Art waren, haben in mein empfindliches Herz Eindrücke gemacht, die ich nicht vertilgen kan, und die mich stets in der Neigung zu einer stillen Traurigkeit erhalten werden. Wer so oft mit der Betrachtung seiner eigenen traurigen Begebenheiten beschäftiget ist, kan seine Augen nicht vor dem Unglück seiner Nebenmenschen verschliessen. So viel sind wir den Rechten der Menschheit schuldig, daß uns das Unglück

unserer

unſerer Brüder nicht freund, nicht gleichgültig ſeyn darf. Andere mögen vielleicht das Unglück ihrer Mitbürger betrachten, um ſich bey ihrem eigenen zu tröſten. Ich betrachte es, um meine leidende Mitbürger zu bedauren.

Es iſt ein alter Unterſchied, den die Weltweiſen unter den Unglücksfällen gemacht haben, die den Sterblichen von der Vorſehung zugeſchicket werden, und unter denen, welche ſie ſelbſt durch ihre Aufführung veranlaſſen. Meine wiederholte Betrachtungen haben mir ſtets gezeiget, daß gegen ein Unglück, das dem Menſchen von der Vorſehung aufgeleget wird, zehn andere ſind, deren Urſache und Entſtehung blos in ihm ſelbſt gefunden werden.

Man würde wider die Pflichten der Menſchheit ſündigen, wenn man ſeine Mitbürger nicht wegen eines Schmerzens bedauren wollte, der ihm von der Vorſehung zugeſchicket iſt. Es iſt wahr, dieſe Art von Schmerzen hat heilſame Abſichten; aber ſowohl die menſchliche Natur verbunden iſt, dieſe Schmerzen zu fühlen; eben ſowohl iſt ſie verbunden, denjenigen unter ihren Mitbrüdern zu bedauren, und das Gefühl ſeiner Schmerzen mit ihm zu theilen, der itzt unter dieſem Gefühle leidet.

Wieviel bedauernswürdiger ſind aber diejenigen, die ſich ſelbſt ihre Plagen, ihr Unglück zugezogen haben! Ihnen fehlet der einzige Troſt, der unſer Unglück verringern kan; der Troſt, daß ihnen ohne ihr Verſchulden das Unglück als eine Prüfung zugeſchicket ſey. Dieſen Troſt müſſen ſie entbehren. Sie haben ſich ſelbſt aus dem Stande

der

der Glückſeligkeit vertrieben, der ihnen von der Vorſehung vergönnet war; ſie haben Unglücksfälle auf ſich herabgerufen, die nicht für ſie beſtimmt waren. Sie ſind noch mehr zu beklagen, wenn ſie dieſes ſelbſtverſchuldete Unglück dem Schickſale zuſchreiben, und in ungerechten Klagen den Schöpfer beleidigen.

Man muß es geſtehen; die meiſten Klagen der Menſchen über ihr Unglück ſind ungerecht; denn ihr meiſtes Unglück kommt von ihnen ſelbſt. Wenn ein Menſch die ärgſten Thorheiten begangen, und durch ſie ſein Glück vernichtet hat; ſo hütet er ſich ſorgfältig, ſich für den Schuldigen zu bekennen. Er ſeufzet über die beſchwerliche Einrichtung der Welt, die den ſchwachen Sterblichen ſo unerträgliche Laſten auflegt.

Artemon klaget bitterlich über die böſe Welt, die einen alten Mann noch in den letzten Tagen ſeines mühſeligen Lebens verfolget. Artemon hat Feinde, die ihn empfindlich drücken; es iſt wahr. Aber ſeine Feinde ſind die Kinder derjenigen Männer, die er ſelbſt als Jüngling verfolget hatte. Wie Artemon jung war, wollte er nicht warten, bis das Glück ſeinen Verdienſten entgegen käme; er wollte es mit Gewalt an ſich reiſſen, und dieſes konnte er nicht anders, als daß er Männer verdrängte, die damals in dem Beſitze der Güter waren, die er ſo heftig verlangte. Itzt erfähret Artemon das Recht der Wiedervergeltung. Das Unrecht, das er den Vätern ſeiner itzigen Feinde erwieſen hatte, wird durch die Söhne dieſer Beleidigten auf

ihn zurücke gebracht. Worüber kan ſich Artemon beſchweren? darüber, daß ein Menſch den andern um ſeine Glücksgüter beneidet? Er ſelbſt hat das Beyſpiel dieſes Neides zuerſt gegeben. Damals ſchien ihm dieſer Neid, und die Verfolgung eines Unſchuldigen ganz gut, da er ſeinen Vortheil dabey fand. Itzt laſſe er ſichs gefallen, daß auch andere ihren Vortheil auf einem Wege ſuchen, den er ſelbſt gebahnet hat. Oder will er ſich darüber beſchweren, daß ſeine Feinde ihn haſſen? Hat er ſie nicht zu dieſem Haſſe gereitzet!

Wenn man das Unglück in einer recht traurigen Geſtalt ſehen will, ſo darf man nur den jungen Menon anſehen. In der Blüthe ſeines Lebens hat ihn ſchon der Schröcken des Todes entſtellt. Er iſt kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und eine verzehrende Krankheit reiſſet ſchon den Bau ſeines Körpers nieder; eine Krankheit, von welcher er nicht geneſen kan, die ihn unfehlbar, und doch langſam und mit deſto mehr Schmerzen tödtet. Dabey fehlen ihm alle Mittel, ſein Elend zu erleichtern. Er iſt ohne Geld, ohne Freunde. Wer kan unglücklicher ſeyn, als Menon? Aber was ſind die Urſachen ſeines Unglücks? Er behauptet freylich, daß die Härte des Schickſals ſein Unglück verurſachet habe, und daß die Unmenſchlichkeit ſeiner falſchen Freunde daſſelbe vollkommen mache. Aber Menon beklaget ſich unbillig. Seine Krankheit iſt nichts anders, als eine natürliche Folge ſeiner wollüſtigen Ausſchweifungen; eine Folge, wofür er oft war gewarnet worden. Sein Vermögen hat

er

er auf die thörichste Art verschwendet. Seine Freunde hat er schon vor dem Ausbruche seines Elendes durch Uebermuth und Beleidigungen von sich entfernet. Wollte Menen diese Umstände überlegen, so würde er seine Klagen sehr verändern müssen; sich selbst würde er anklagen müssen, und wann er recht billig verfahren wollte, so würde er noch der Vorsehung Dank schuldig seyn, daß sie der Welt eine so unnütze Last abnehmen will, als er war.

Ich habe es nicht nöthig, erdichtete Beyspiele anzuführen. Die Geschichte ist reich daran. Man betrachte nur den Anton in seiner Todesstunde. Kurz zuvor war er Herr von der schönsten Hälfte des römischen Reichs gewesen; der Erdboden hatte für seinem Namen gezittert, und was ihm mehr als alle seine Reiche schmeichelte, man hatte ihn für den größten Feldherrn und für den glücklichsten Liebhaber gehalten. Ein einziger Tag verwandelte das ganze Gebäude seines Glücks in Staub Anton ward geschlagen, von dem August geschlagen, dessen Zaghheit er oft verlachet hatte; sein Heer, seine Freunde verliessen ihn. Zuletzt erfuhr er noch die Untreue seiner geliebten Kleopatra, der Kleopatra, für welche er seinen Ruhm und sein Glück aufgeopfert hatte. Er mußte noch dazu besorgen, seinem Feinde ausgeliefert zu werden. In diesen entsetzlichen Betrachtungen stößt er sich das Schwerdt durch den Leib. Wie unglücklich war Anton! Aber allein durch seine Schuld. Die Macht, deren Verlust er beklagen wollte, war ein unrechtmäßiger Besitz gewesen; er hatte sie dem Vaterlande

geraubet, und durch Treuloſigkeit, durch Grauſamkeit an ſich gebracht. Der Feind, der ihn ſchlug, war der verachtete Auguſt, den er ſo oft gereitzet hatte. Seine Niederlage wurde nicht durch die Tapferkeit ſeines Feindes, noch durch die Zagheit ſeines eigenen Heeres verurſachet. Er allein hatte ſie durch Thorheit und Weichlichkeit veranlaſſet. Die Freunde, die ihn verlieſſen, waren entweder Schmeichler, die für ſeinem Unglück flohen, oder wirklich Gutgeſinnte, die ſeine Grauſamkeit vertrieb. Seine ungetreue Kleopatra war längſt als eine Sclavin der Wolluſt, des Ehrgeitzes und der Falſchheit bekannt geweſen. In dem Beſitze ihres Herzens ſein Glück zu ſuchen, war ſo viel, als ſein Glück in einem Undinge zu ſuchen. Wenn man das ganze Unglück des Anton unterſuchet, ſo findet man zu demſelben keine andere Urſachen, als ſeine Unbilligkeit, ſeine Grauſamkeit und ſeine Thorheit.

Es iſt kein Wunder, daß Menſchen, die ihr Glück in Laſtern ſuchen, ihr Unglück finden. Ich begreiffe es ohne Mühe, daß die grauſamen Spanier, die Peru eroberten, endlich ſelbſt Opfer der Grauſamkeit geworden ſind, der ſie ſo viele Unſchuldige aufgeopfert hatten. Es iſt auch begreiflich, daß die meiſten Menſchen in den Ständen, zu welchen ſie ſich begeben haben, unglücklich werden müſſen, weil ſie theils bey ihrer Wahl, theils bey der Vollführung ihres Lebens nicht der Vernunft, ſondern blos ihren Leidenſchaften folgen. Aber ich getraue mir überhaupt zu ſagen, daß die ganze gegenwärtige Einrichtung der Stände in dem

menſch-

menschlichen Leben nicht geschickt sey, die Menschen glücklich zu machen, und daß sogar ein jeder Stand gewisse Quellen zum Verdrusse und zur Plage der Menschen enthalte, die durch alle menschliche Klugheit nicht können verstopfet werden.

Vielleicht wird man diese Meinung für den Traum eines schwermüthigen Einsiedlers halten, der die Welt verachtet, die er nicht kennet. Ich muß dieses Urtheil erwarten. Sollte ich das, was ich für Wahrheit halte, deswegen verschweigen, weil ich besorgen muß, daß es keinen Beyfall finden mögte?

Daß die Menschen sich in Ansehung ihrer Lebensart und ihrer Stände zuerst unterschieden haben, entstund unfehlbar daher, weil der eine immer glücklicher werden wollte, als der andere. Würde aber ein so sorgfältiger Unterschied der Stände nöthig gewesen seyn, wenn die Menschen ihr Glück da gesucht hätten, wo es wirklich zu finden ist? Die Tugend fodert nichts weniger, als einen so beschwerlichen Unterschied. Sie ist allen Menschen geneigt. Aber man suchte sein Glück blos in gewissen Bequemlichkeiten des Lebens, man suchte es in der Leichtigkeit, seine Wollüste zu befriedigen. Deswegen sammlete zuerst derjenige, der von ohngefähr einen fruchtbaren Acker eine fruchtbare Heerde bekommen hatte, einen Vorrath seiner Güter, um in Zukunft müßig zu seyn, und Seltenheiten, die er hätte entbehren können, für seine Reichthümer einzutauschen. Derjenige, der sich durch die Stärke seines Leibes furchtbar,

oder durch seine Wohlredenheit beliebt machen konnte, unterwarf sich durch diese Mittel seine Mitbrüder; nicht für Glück zu sorgen, sondern weil es ihm schmeichelte, Leute um sich zu haben, die ihn für höher hielten als sich selbst, und diejenigen Arbeiten für ihn verrichteten, zu welchen er so gut als sie einen natürlichen Beruf hatte. Der Wollüstling mengte sich unter beide; bald mußten seine Schätze, bald mußte sein Ansehen das Mittel werden, seine Ausschweifungen zu befriedigen. Man vergaß dabey die eigentlichen Nothwendigkeiten des Lebens; man vergaß, daß man dem Körper weiter nichts schuldig sey, als ihn in dem Stande zu erhalten, daß er die Befehle des Geistes ungehindert ausrichten konnte; man vergaß, daß man den Geist durch Tugend und wahre Weisheit geschickt machen müßte, heilsame Entschlüssungen zu fassen; man vergaß, daß die Tugend und ihre unzertrennliche Gefährtin die Weisheit das einige wahre Unterscheidungszeichen eines wirklich grossen Mannes von dem gemeinen Hauffen seye. Die Menschen würden auf ihr ganzes Leben genug zu verrichten gehabt haben, wenn sie diese wirklichen Nothwendigkeiten des Lebens hätten anschaffen wollen. Aber es schien ihnen zu mühsam, auf diese Art ihr Glück zu machen; sie erwählten andere Wege, die beym ersten Eintritte kürzer und angenehmer schienen; sie wußten nicht, in welche Irrwege sie sich vertieften.

Man betrachte die ganze Einrichtung unsers bürgerlichen Lebens. Ist es zu den wahren Nothwendigkeiten bestimmt?

ſtimmt? Die Menſchen ſuchen hohe Ehrenſtellen, groſſe Reichthümer und ausgeſuchte Wollüſte. Werden ſie dadurch glücklicher? Keine Sorge, keine Mühe iſt zu erſinnen, die ſie nicht anwenden ſollten, um dieſe vermeinte Glückſeligkeiten zu erlangen. Man opfert ihnen ſeine Seelenkräfte, die nächtliche Ruhe, die Geſundheit, und oft das Leben. Wie glücklich ſind denn diejenigen, die ſie erhalten haben? Ich ſehe nicht, daß ſie dadurch mehr Geſundheit, mehr Weisheit, mehr Gemüthsruhe bekommen. Gleichwol iſt die eingeführte Lebensart ſo beſchaffen, daß es beynahe eine Nothwendigkeit geworden iſt, ſeine Tage und ſeine Sorgen dieſen Dingen zu widmen, deſſen Genuß ſo ſchwer zu erhalten iſt, und uns endlich, wenn wir ihn erhalten, ſo wenig wahre Vortheile gewähret. Ich kan dieſes alles nicht beſſer beſchreiben, als wann ich die Worte des Lucian anführe, der dieſe Thorheiten der Menſchen unverbeſſerlich ſchön abgeſchildert hat. Sein Weltweiſer vergleichet die Menſchen mit den Gäſten eines freygebigen Reichen. Einer von den Gäſten begnüget ſich mit derjenigen Speiſe, die an ſeinen Ort hingeſetzet iſt; er genieſſet ſie mäſſig, und nimmt nicht mehr davon zu ſich, als zu ſeiner Sättigung genug iſt. Ein anderer greiffet nach allen Speiſen, die auf der ganzen Tafel herum ſtehen; er nimmt den andern Gäſten ihr Theil weg, und überladet ſich mit einer Menge von mannigfaltigen Speiſen, die ihm nicht nur überflüßig, ſondern ſogar ſchädlich ſind. Welcher von beiden Gäſten, fragt Lucians Philoſophe, führet ſich am

vernünftigſten auf? die Antwort iſt leicht. Darauf erklärt Lucian den Reichen für GOtt, der allen Menſchen ihre Nothdurft darreichet; und die Gäſte für das menſchliche Geſchlecht. Der beſcheidene Gaſt, der ſich mit ſeinem beſtimmten Antheile begnüget, iſt ein Weiſer; der Unerſättliche iſt ein Menſch, der ſeinen Leidenſchaften folget. Der Weltweiſe fähret fort. "Ihr ſeyd dem Unerſättlichen „gleich, ihr die ihr alles für euch allein fodert, und nicht „mit dem zufrieden, was ihr ſchon erworben habet, und „was bey euch iſt, euer Land, eure See noch nicht für „zureichend haltet, ſondern von den letzten Gränzen der „Welt Wollüſte herholet, und fremde Güter den einheimiſchen, koſtbare den wohlfeilen, und diejenigen, die „ſchwer zu erhalten ſind, denen vorziehet, die ihr ohne „Mühe bekommen könntet. Kurz, ihr, die ihr lieber „Mühe und Elend erwählet, als ein Leben ohne Mühe. „Und dieſe zahlreichen, koſtbaren und herrlichen Schätze, „worauf ihr ſtolz ſeyd, kommen nicht anders als durch „tauſend Plagen, durch tauſend Sorgen an euch. Betrachtet ſelbſt das ſo erwünſchte Gold und Silber; betrachtet die prächtigen Gebäude, die koſtbaren Kleidungen, und alles übrige; durch wie viele Mühe, durch wie „viele Arbeiten wird es erkaufet! Durch Gefahr, durch „Blut, ſelbſt durch das Leben der Menſchen! Noch mehr. „Um dieſe Dinge ſtreiten die Menſchen unter ſich! um ihrentwillen ſtellen ſie einander nach, ein Freund dem „Freunde, ein Sohn dem Vater, eine Gattin ihrem „Mann.

„Mann. — Und damit man deſtomehr begreiffe, welch „ein Unterſchied es ſey, viel oder wenig nöthig zu haben, „ſo betrachte man, daß diejenigen, die ſehr viele Hülfs„mittel gebrauchen, erſtlich mehr die Kinder als die Er„wachſenen, ferner mehr das weibliche Geſchlecht als das „männliche, und mehr die Kranken als die Geſunden ſind; „mit einem Worte, ſtets ſind es die ſchwächern und ge„ringern, die einen gröſſern Vorrath gebrauchen, als die „vollkommenern. — Und aus der Begierde zu dieſen Din„gen entſtehen die Plagen der Menſchen, die Streitigkei„ten, die Kriege, die Nachſtellungen, der Mord. Alles „dieſes hat ſeinen Grund in der Begierde viel zu beſitzen. „Ferne ſey ſie von mir. Niemals müſſe ich mir mehr „wünſchen, als was mir wirklich nöthig iſt; und ſollte „mir auch etwas fehlen, ſo wünſche ich mir einen gelaſſe„nen Geiſt, um meinen Mangel zu ertragen. „

Ich müßte mehr als die Hälfte dieſes Geſpräches abſchreiben, wenn ich alle ſeine Schönheiten abſchreiben wollte. So thöricht aber die Begierde der Menſchen nach überflüßigen Schätzen, nach wollüſtigen Ausſchweifungen iſt; ebenſo thöricht iſt ihr Ehrgeitz. Warum fordert ein Menſch von andern gröſſere Ehrenbezeugungen, als er ihnen erweiſen will? Die Tugend verlanget keine ſclaviſche Verehrung. Die Ruhe des Gewiſſens, und höchſtens ein ungeſchminkter Beyfall ſchätzbarer Kenner, dieſes iſt ihr genug. Auf andere Dinge ſtolz zu ſeyn, iſt ein Uebermuth, eine Unbilligkeit gegen ſeine Mitbürger.

Und dieſes ſind die Quellen des Unglücks, welches die Menſchen beſeufzen. Da ein jeder ſein Glück nur darum ſuchet, daß er mehr ſeyn und mehr beſitzen will, als die andern; ſo kan es nicht fehlen, wann der eine ſeinen Wunſch erreichet, ſo müſſen zwanzig andere dabey verlieren. Damit Tryphon Sclaven beherrſchen möge, die ihn zitternd verehren, müſſen ſo viele andere Sclaven werden, die in ihrem Herzen eben den Wunſch hegen, deſſen zufällige Erfüllung den Tryphon ſo ſtolz machet. Damit Harpagon ſeine Käſten füllen möge, müſſen hundert andere darben, die auch reich werden wollen. Und wenn die Vorſehung noch tauſendmal ſo viel Schätze in die Natur geleget hätte, als ſie wirklich darein geleget hat, ſo würden dieſe Menſchen dadurch doch nicht glücklicher werden. Nach der Maſſe der Naturgaben würden ihre Begierden ſteigen. Derjenige, der itzt auf Tonnen Goldes ſtolz iſt, weil ſchon dieſe eine Seltenheit ſind, würde alsdenn nach Millionen ſchmachten; und der Eroberer, den itzt die Herrſchaft eines Reichs aufblähet, würde alsdenn ganze Welten beherrſchen wollen. So lange die Menſchen nicht ihr wahres Glück und ihre wirklichen Nothwendigkeiten ſuchen; ſo lange ſie ſich nur mit zufälligen Dingen, mit dem Ueberfluſſe unnützer Schätze beſchäftigen, ſo lange können ihre Klagen nicht aufhören. Derjenige, der ſie beſitzet, wird dadurch in der That nicht befriediget; der andere, der ſie deswegen nicht erlangen kan, weil ihm ſein Nachbar zuvor gekommen iſt, quälet ſich durch fruchtloſe Arbeiten, und verkürzet ſeine Tage durch

thö-

thörichte Klagen. Wenn die Erfinder der gegenwärtigen Lebensart einen deutlichen Begriff von ihrem Vorhaben gehabt hätten, so hätten sie sagen müssen: "Wir könnten „zwar alle vergnügt leben, wenn wir mässig seyn könnten; „aber wir wollen lieber eine Lebensart erwählen, bey wel„cher vielleicht einige von ohngefähr glücklich seyn können, „und der gröste Theil ganz gewis unglücklich seyn wird.„

Welch ein Heer von Mühseligkeiten stehet einem Menschen im Wege, der sich in der Welt hervorthun will! Besitzt er schon Güter, so läßt ihn die Sorge, sie zu erhalten, nicht schlafen. Besitzt er sie noch nicht, so muß er alles unternehmen, um sie zu erlangen. Alsdenn erst darf er hoffen, in einen Stand zu kommen, wo er seinen Unterhalt, und seine Ehre finden kan. Und in diesem Stande quälen ihn Feinde, ihn quälen die beschwerlichen Geschäfte dieses Standes, und insgemein quälet ihn noch dazu sein verletztes Gewissen. Es scheinet fast, als wenn sich gewisse Laster in die verschiedenen Stände der Menschen getheilet hätten. Den höhern Stand begleitet insgemein der Uebermuth und die Verachtung anderer Menschen; der mittlere ist der Misgunst, der Verläumdung und der Falschheit ausgesetzet; und den niedrigsten Stand beherrschet meistentheils Dummheit und Niederträchtigkeit. Es ist möglich, diese Laster zu vermeiden, und einige würdige Männer haben sie durch Tugend und Weisheit vermieden. Aber wer kan die Plagen vermeiden, die einen jeden Stand unfehlbar begleiten? Der Grosse, der selbst tugendhaft ist, kan den Sor-

gen,

gen, die zur Erhaltung seines Standes gehören, dem Neide und den Nachstellungen heimlicher Feinde nicht vorbeugen. Der Mann im mittlern Stande kan sich nicht enthalten, tausend verdrüßliche Arbeiten zu unternehmen, und oft die Ruhe seines Hauses den Ausschweifungen andrer Menschen Preiß zu geben. Und in dem geringen Stande schützet die Tugend nicht für der unangenehmen Empfindung, meistentheils für Müssiggänger zu arbeiten, und in allen noch möglichen Vergnügungen des Lebens Menschen zu weichen, die nur durch prächtige Kleider, und übermüthige Gebärden, vornehm sind.

Diese Lasten sind nicht allein für einzelne Menschen; ganze Völker müssen unter der Bürde ihres eingebildeten Glückes seufzen. Und doch beneidet ein Volk das andere wegen dieser Scheingüter; wegen seiner Kriegsmacht, seiner Handlung, seiner Schifffahrt. Sollte man ein Volk deswegen beneiden, weil es eine Menge von Unglückseligen hat, die entweder ihre elende Nahrung zu finden, oder die Leidenschaften ihre Mitbürger zu befriedigen, ihr Leben dem Schwerdte, den Wilden, und den Wellen zum Raube aufstellen müssen?

Es würde thöricht seyn, wenn man sich versprechen wollte, dirse Thorheiten der Sterblichen auszurotten. Sie sind zu tief in die ganze Denkungsart der Menschen eingewurzelt; und wenn sie aufhören sollten, so würden die Menschen nicht ruhig seyn, bis sie neue Thorheiten erfunden hätten, sich zu quälen. Inzwischen ist man verbunden, die

Vor-

Vorſehung von den unbilligen Klagen der Menſchen frey zu ſprechen. Die Menſchen ſeufzen über ein Unglück, das ſie ſelbſt ſich aufgeleget haben. Und bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Welt iſt es auch dem Weiſen und dem Tugendhaften nicht möglich, vollkommen frey zu bleiben. Ehe noch ſeine Seele richtig denken konte, wurde er ſchon unter die Tyranney der Gewohnheiten gebracht, der er nun nicht mehr ganz entfliehen kan, da ſeine Sinnen ſelbſt zum Theile darnach eingerichtet ſind. Und wollte er ſich auch davon befreyen, ſo müßte er ſeine Freyheit durch nichts geringers erkaufſen, als daß er der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, und folglich allen Vergnügungen des Lebens entſagte.

Die Weltweiſen haben ſich oft bemühet, den Plan einer menſchlichen Geſellſchaft zu entwerfen, durch welchen das wahre Glück der Menſchen könnte erreichet werden. Man hat alle ihre Entwürfe weſentlich fehlerhaft gefunden. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen iſt, daß man nicht lieber den Plan einer Republick betrachtet hat, den der gröſte, der vollkommenſte Geſetzgeber ſelbſt gezeichnet hat. Die bürgerlichen Einrichtungen, die der Ewige dem jüdiſchen Volke vorgeſchrieben hat, enthalten wirklich dasjenige, was unſere Philoſophen vergeblich geſucht haben. Die genaueſte Verbindung des allgemeinen Beſten mit den wahren Vortheilen eines jeden einzelnen Bürgers; die weiſeſte Verbindung der nothwendigen Oberhäupter mit einer vernunftmäßigen Freyheit des Volkes, die Kunſt, die Gaben ſeines

eige-

eigenen Landes aufs genaueste einzuerndten, ohne sich durch den entbehrlichen Ueberfluß der fremden verblenden zu lassen; alles dieses lieget vollkommen in den bürgerlichen Gesetzen, die GOtt seinem Volke vorschrieb. Noch mehr! nicht nur die allgemeine Gerechtigkeit, der Grund aller Gesellschaften, ist in diesen Gesetzen beobachtet; die Rechte der höhern Tugenden selbst, die großmüthige Menschenliebe, die Zärtlichkeit des ehelichen Bundes, und die Brüderliebe, sind wesentliche Theile dieses göttlichen Gesetzbuches.

Ein solcher Plan war seines hohen Urhebers würdig, durch den die Ausschweifungen, welche die Menschen für Glück halten, zurückgewiesen werden, und die wahre Glückseligkeit eines Volkes ohne Mischung von Eitelkeiten gegründet wird. Die Geschichte beweiset es auch unwidersprechlich, daß dieses Volk stets glücklich war, wenn es diesen erhabenen Vorschriften der Weisheit folgte. Wir aber suchen unser Glück in mühsamen Eitelkeiten, oder wie Horaz saget,

Strenua nos exercet inertia. Navibus atque
Quadrigis petimus bene viuere.

In der That, alle Bemühungen, die der größte Theil der Menschen anwendet, um glücklich zu werden, sind nichts als eine Versäumung unsers wahren Bestens. Wir verschwenden unsere Kräften durch unnütze Arbeiten, und nichts kan unachtsamer und unfleißiger seyn, als wir sind, wenn es darauf ankommt, wirklich glücklich zu werden.

Wir Europäer verachten die armen Indianer, und nennen ſie Wilde. Warum? Weil ſie laſterhafter ſind, als wir. Unmöglich können wir dieſes ſagen. Ihre Laſter ſind auch unſere Laſter; und vielleicht haben wir noch einige zum voraus, zu denen ſie zu einfältig ſind. Worauf gründet ſich dann unſer Uebermuth? Sie ſind in der Kunſt, reich zu werden, unerfahren: ſie ſchätzen die Gaben der Natur nur nach ihrem wahren Gebrauche; ihre Sitten ſind einfältig, und ihre Kleider und Gebäude ſchlecht. So lange wir keine andere Gründe haben, dieſe kleinen Völker gering zu ſchätzen, ſo lange halte ich unſern Vorzug für ſehr ſchlecht. Ich bedaure die Wilden, weil ihnen die wahre Religion fehlet, und weil ſie einen Mangel an denen Wiſſenſchaften leiden, die ihren Geiſt verſchönern könnten. Aber man zeige mir ein Volk, das den wahren GOtt erkennet und die Vorſchrift der Tugend redlich beobachtet; wenn auch dieſes Volk die ganze einfältige Lebensart der Wilden hätte, wenn es ſich ſchlecht und nur zu der nöthigen Bedeckung des Leibes kleidete, wenn es mit den bloſſen Früchten ſeines Feldes zufrieden wäre, und von unſern künſtlichen Wollüſten nichts wüßte; wenn in ſeinem Lande weder Gold noch Silber wäre; ſo würde ich doch ohne Bedenken ſagen, dieſes einfältige und arme Volk ſey unendlich glücklicher, als wir Europäer. Der wahre Ruhm eines Landes beſtehet in der Tugend ſeiner Einwohner: und ſeine wahren Reichthümer ſind ein zureichender Vorrath an den wirklichen Nothwendigkeiten ſeines Lebens. Der Ueberfluß macht die Menſchen

schen unglücklich; denn er ermangelt fast nie, sie eitel zu machen.

Wenn die Menschen aufhörten, eitle und thörichte Wünsche zu ersinnen, so würde der größte Theil ihres Unglückes und ihrer Klagen aufhören. Das gegenwärtige Leben ist uns zwar nicht dazu gegeben, daß wir von allen unangenehmen Zufällen frey seyn sollen; aber wenigstens von denjenigen könnten wir uns frey machen, die aus unsern eigenen Thorheiten entstehen. Wollten die Menschen glauben, daß man auch in dem Mittelstande glücklich seyn könnte, so würden die Seufzer des Ehrgeizes aufhören, wollten sie glauben, daß es nicht nur eine Thorheit, sondern sogar eine Ungerechtigkeit sey, von dem allgemeinen Vorrathe der Natur mehr an sich zu reissen, als man wirklich braucht, so würde die Habsucht aufhören, sich um fremde Güter zu quälen; und wenn man sich überzeugen möchte, daß die Vergnügung der Sinnen nicht in ihrer Reizung, sondern blos in der Befriedigung des Nothwendigen, und in einem Genusse bestehe, der weder unsere Gesundheit, noch unser Gewissen beleidiget, so würde die Wollust nicht mehr nach schädlichen Freuden schmachten.

Wird man auch wol das, was ich gesagt habe, für eine Staatsketzerey halten? Wenn auch meine Gedanken den Schein einer solchen Ketzerey haben solten, so kan man doch wegen ihrer Wirkungen vollkommen ruhig seyn. Die Welt liefet, was ein eigensinniger Philosophe geschrieben

hat;

hat; ſie legt ſeine Schrift wieder weg, und macht es, wie der Wucherer Alphius beym Horaz, der die Glückſeligkeit des ſtillen Landlebens rühmte, und gleich darauf ausgieng, um ſeine Gelder auf Zinſen anzulegen.

T. Damis.

Acht und funfzigſtes Stück.

Ratio et prudentia curas,
Non locus effuſi late maris arbiter, aufert.

HORAT.

Ich will heute meine Zuſage erfüllen, und meinen Leſern den Reſt von demjenigen liefern, was mir noch in dem Tagebuche meiner Reiſen leſenswürdig ſcheinet.

Als ich durch Armenien reiſte, wurde ich mit einem deutſchen Kaufmann bekannt. Ich freuete mich, einen Landsmann anzutreffen. Wir vereinigten uns, zuſammen zu reiſen nach Perſien. Die Geſellſchaft dieſes Mannes machte mir viel Vergnügen. Er war nicht nur belebt; er war auch gelehrt; eine Eigenſchaft, die bey einem Mann von ſeinem Stande, wenigſtens unter den Deutſchen, ſelten gefunden wird. Er kannte auch die Tugend, und verehrte ſie. Aber in der Folge unſerer Bekanntſchaft merkte ich, daß M — in Anſehung der Religion ſehr unrichtige

Grundſätze haben müßte. Ich befragte ihn deswegen, und er geſtund mir ohne Zurückhaltung, daß er die natürliche Religion allein für Wahrheit, und alles, was wir Offenbarung nennen, für menſchliche Träume hielte. Dieſes freye Geſtändniß beſtürzte mich noch mehr. Ein Menſch iſt ſchon bedaurens werth, wenn er die Offenbarung gering ſchätzet; aber wie tief muß nicht ſein Verderben eingewurzelt ſeyn, wenn er ſich dieſer Geringſchätzung nicht mehr ſchämet? Man kan leicht denken, daß wir wegen ſeines Unglaubens oft Streitigkeiten führten. Es würde zu weitläuftig ſeyn, ſie alle zu erzählen. Einmal, da ich ihm die Vortreflichkeit des Glaubens vorſtellte, antwortete er, daß Sokrates blos durch die natürlichen Einſichten ſeiner Vernunft ein gröſſerer Mann geworden ſey, als die meiſten Chriſten durch ihre geprieſene Offenbarung würden. Ich gab ihm zu, daß Sokrates die Einſichten der bloſen Vernunft bewunderungswürdig hoch getrieben hätte; aber ich erinnerte ihn zugleich, daß Sokrates ſelbſt das mangelhafte dieſer Einſichten eingeſehen, daß er ſich eine Offenbarung gewünſchet, daß er das höchſte Weſen angefleht hätte, ihm die Mängel ſeiner Einſichten nicht zuzurechnen. M — bezog ſich hauptſächlich darauf, daß es zu dem wahren Beſten der Menſchen nicht ſowohl nöthig ſey, gewiſſe unbegreifliche Sätze zu glauben, als die Tugend getreulich auszuüben. Ich antwortete ihm, daß eben dieſes die Offenbarung ſchätzbar machte, weil ſie die Kenntniß der Tugend vermehrte, und daß uns ſelbſt ihre höhern Lehren

des-

deswegen anvertrauet seyen, um unsere Verbindlichkeit zur Tugend zu vergrössern. Ich stellte ihm vor, daß die Offenbarung uns in einem Blicke das ganze Gebäude unserer Pflichten zeigte, welches der Mensch, wenn er sich selbst überlassen ist, nur stückweise und langsam entdecket. Ich stellte ihm vor, daß bloße natürliche Einsichten oft zu schwach seyn müßten, einen Menschen bey seiner Pflicht zu erhalten, wenn die Tugend von ihm verlangte, eine sehr angenehme Leidenschaft zu verläugnen, oder sich sehr empfindlichen Schmerzen auszusetzen; daß hingegen die Reitzungen des Lasters, und die Schröcken des Unglücks alle Kraft verlöhren, wenn man den Zusammenhang der Pflicht und der wahren Glückseligkeit aus den deutlichen und vollständigen Beschreibungen überlegte, die in der Offenbarung enthalten sind. Diese Gründe hielt ich ihm vor. M — blieb aber stets auf seinem stolzen Vorurtheile, daß er ohne die Offenbarung der Tugend getreu bleiben könnte. Wir kamen endlich nach Ispahan. M — wurde mit vielen Grossen des Hofes bekannt. Insonderheit erhielt er das Vertrauen eines sehr angesehenen Khans, der ihn unter seine Hausgenossen aufnahm. Nach einiger Zeit fiel der Chan in die Ungnade des Persischen Monarchen. Er wurde gefangen genommen, und alle seine Leute mit ihm. Nach der grausamen Politick der Morgenländer wur, den alle diese Unschuldige wegen ihres schuldigen Herrn zum Tode verdammet. M — sollte mit ihnen sterben. Unvermuthet machte man ihm Hofnung, daß er sein Leben

erretten könnte, wenn er sich zu dem Glauben der Mahomedaner bekennen wollte. Die Furcht vor einer grausamen Todesart überwand ihn, und er bekannte sich zu der Lehre dieses Volkes. Darauf bekam er seine Freyheit wieder. Ich erfuhr dieses alles mit Entsetzen; ich stund eine Zeitlang an, ob ich von neuem mit diesem Menschen umgehen könnte. Doch vielleicht, dachte ich, kan nur sein Fall ihm Gelegenheit geben, ihn zu bessern. Am dritten Tage seiner Befreyung kam er zu mir. Ich sahe bald, daß er der vorige M — nicht mehr war. Seine Freymüthigkeit war gezwungen, und unter derselben erblickte ich eine tiefe Schwermuth. Ich fragte ihn ernsthaft, ob er die Heucheley für eine Tugend hielte? Er seufzete, und antwortete, daß er seinen Fehler erkennete, aber ihn auch für verzeihlicher hielte, als wenn derselbe von einem wahren Christen wäre begangen worden. "Nein, sagte ich. Ein wahrer Christ wird schwerlich so fallen. Und sollte es auch geschehen, so verbindet ihn sein Gewissen, seinen Fehler durch eine öffentliche Reue zu büssen, und die Gefahr selbst aufzufodern, vor welcher er auf einem so niederträchtigen Wege geflohen ist. „M — suchte seine Aufführung noch zu entschuldigen. Er behauptete, das Unglück, womit man ihn bedrohet hätte, würde ungleich gröſſer für ihn gewesen seyn, als die kleine Beleidigung sey, die er den Persianern dadurch erwiese, daß er sich zur Rettung seines Lebens zu ihrem Glauben bekennete, den er doch im Herzen verachtete. "Gut, sagte ich. Ich will es zugeben, daß

daß dieſer Betrug in Anſehung der Betrogenen ſo wichtig nicht ſey. Aber was entſchuldigt den Betrüger vor ſeinem eigenen Gewiſſen? Wo iſt nun die Stärke der natürlichen Einſichten, die einen Menſchen allen Tugenden, und alſo auch der Wahrheitsliebe und der unverſtellten Aufrichtigkeit getreu erhalten ſollte? Einen Chriſten würde die Ueberzeugung von der Höhe ſeiner Pflichten und die gewiſſe Erwartung einer unendlichen Glückſeligkeit über die Furcht für endlichen Schmerzen erhöhet haben. „M — vertheidigte ſich ſehr ſchwach. Endlich fragte ich ihn, ob er denn bey ſeinem Betruge beſtändig bleiben wollte? Hier fieng er an zu weinen. "Wenn ich noch ein Mittel wüßte, aus Perſien zu kommen, ſagte er, ſo wollte ich ſuchen meinen Fehler wieder gut zu machen. Aber durch den gezwungenen Schritt, wozu mich die Furcht getrieben hat, bin ich auf Lebenslang in Perſien eingeſchloſſen. Wollte ich die Flucht verſuchen, ſo würde man es erfahren, und alsdann wäre ich verloren. Aber zu bleiben, und mein neues Glaubensbekänntniß zu widerrufen, dieſes wäre ſoviel, als wenn ich die Gefahr von neuem auf mich zurückrufen wollte, der ich kaum entfloben bin, und für der ich noch zittere.„ Er gieng bald darauf weg, und ließ mich in tiefen Betrachtungen über die traurige Tyranney der Laſter. Ein Menſch glaubt nur einen Fehltritt zu thun. Dieſer einzige Tritt aber führt ihn ſchon in eine Tiefe, wo er ſeinen Fuß nicht erhalten kan, ſondern immer weiter ſtürzet, ſeinen Fall ſiehet, und ſich doch nicht aufrichten kan. So ſahe ſich

M — gezwungen, seinen Betrug auf Lebenslang fortzusetzen. Hier erkannte ich den unendlich grossen Vorzug der Offenbarung. Sie allein kan den fallenden Menschen wieder aufrichten; denn sie allein gibt seinem Geiste eine Stärke, die er vergeblich in sich selbst suchte. M — besuchte mich noch oft. Er war immer beschämt, immer traurig. "Ach! sagte er einmal; warum mußte ich nach Persien kommen? Hier muß ich mich zu einer Lebensart gewöhnen, die mir unerträglich ist; zu Leuten, die mir ein Abscheu sind.„ Ich antwortete; es sey itzt nicht die Zeit, zu untersuchen, aus welchen Absichten er diese Reise unternommen hätte. Vielleicht würden sich auch dabey einige Fehler zur Vergrösserung seiner Schuld finden. Wenigstens aber müßte er gestehen, daß es eine sträfliche Unbesonnenheit von ihm gewesen sey, sich in die Vertraulichkeit eines orientalischen Staatsmannes zu wagen, da er selbst gewußt hätte, wie unsicher das Glück und das Leben dieser Männer sey. "Zwar fuhr ich fort, auch ein Christ hätte auf diese Art wider die Gesetze der Klugheit fehlen können. Hingegen würde er den letzten Fehler vermieden haben, den Fehltritt, der Sie wirklich unglücklich machet. Wäre es soweit mit ihm gekommen, daß er zwischen dem Tode, und zwischen einem niederträchtigen Betruge hätte wählen müssen, so würde er mit Freuden sein Blut haben fliessen sehen, dem Glauben zu Ehren, von dem er sich eine ewige Glückseligkeit versprechen dörfte, deren Anfang selbst dieser gefürchtete Tod würde beschleunigt haben. Sind die kurzen Schmerzen des

Todes,

Tode, und wann es auch der allerempfindlichste Tod seyn sollte, sind sie mit dem Verdrusse eines langen Lebens zu vergleichen, das durch einen grossen Fehler auf beständig unglücklich gemacht ist, durch einen Fehler, der noch unaufhörlichen Verdruß und Plagen auf dieses Leben häufet?

Ich blieb noch lange Zeit in Ispahan, und hauptsächlich in der Absicht, M — zu dienen, denn ich hatte noch immer Hofnung, seinen Geist den Wirkungen der Offenbarung entgegen zu führen. Aber sein Unglaube blieb unüberwindlich. Zwar hatte ihn der süsse Traum von der heroischen Stärke seiner Tugend verlassen; aber nun schmeichelte er sich, daß wenn er auch durch eine unangenehme Lebensart seinen Fehler büssen müßte, doch seine Vernunft sich würde hüten können keine neuen Fehler zu machen.

An einem Morgen kam er voll Freude zu mir "Nun ist mein Elend geendiget, rief er. Ein vornehmer Persischer Kriegsbedienter, der sich für einer Untersuchung seines Verhaltens fürchtet, hat sich auf meinen Rath entschlossen, nach Indostan zu fliehen, und will mich mitnehmen. Von daraus werde ich die Freyheit haben, entweder nach Europa zurückzugehen, oder mir sonst einen Aufenthalt nach meinem Gefallen zu erwählen.„ Wie? sagte ich. Durch ein neues Verbrechen wollen Sie sich befreyen? Sehen Sie nicht, daß Sie aus einem Fehler in den andern fallen? Sie haben dem Persischen Monarchen die Treue eines Unterthanen versprochen. Nun wollen Sie nicht nur ihre Zusage brechen, sondern noch dazu einen Staatsverbrechen

der Gerechtigkeit entziehen helfen?„ M — antwortete: meine Gründe seyen an sich stark genug. Aber man müßte etwas gresses wagen, wenn man sich von einem gressen Unglücke losreissen wollte. Er nahm von mir Abschied, und ließ mich in einer traurigen Erwartung seines Schicksals. Ich zweifelte nicht, daß ihm die Rache nicht gleich auf der Flucht einholen würde. Nach einem halben Jahre aber schrieb er mir, daß er glücklich nach Indien gekommen seye. Er freuete sich über seine wiedererlangte Freyheit, und lachte mich wegen meiner Furcht aus. In meiner Antwort ermahnte ich ihn, nach Europa zurück zu gehen, wenn er auch keinen andern Bewegungsgrund dazu haben sollte, als daß er daselbst durch den Umgang wahrer Weisen seine Irrthümer möchte einsehen lernen. Nunmehr erwartete ich nicht weiter etwas von ihm zu hören, so lange ich noch in den Morgenländern seyn würde. Aber wie erstaunte ich, als ich nach einigen Monaten durch die Strassen in Ispahan gieng? Ich sahe den Persianer, mit welchem M — entflohen war, mit einem ansehnlichen Gefolge wieder einziehen. M — wurde gebunden auf einem Pferde nachgeführet. Er erkannte mich unter der Menge, und warf mir einen Blick voll Traurigkeit und Verzweiflung zu. Ich erkundigte mich bey den Umstehenden um die Ursache dieses Zufalls, und erfuhr, daß der Kriegsbediente bey dem persischen Könige seine Verzeihung erlanget hatte, aber unter der Bedingung, daß er den M — als seinen Verführer, der Rache des Königs ausliefern sollte. Dieses war geschehen,

schehen, und M — verlohr das Leben, welches er einmal durch einen unverzeihlichen Betrug erhalten hatte, durch eine entsetzliche Todesart. Ich wünschte, ihn noch vor seinem Tode zu sprechen; aber es war unmöglich. Ich bin nicht leicht durch etwas so sehr gerühret worden, als durch das unglückliche Ende dieses Menschen. Er besaß hundert Eigenschaften, die ihn schätzbar machten. Aber sein Unglaube, seine Hartnäckigkeit im Unglauben verderbte alles, und machte ihn unglücklich. Die beyden Fehltritte, die er beging, waren groß; aber was konnte ein Mensch thun, den so gewaltige Reitzungen zum Laster lockten, und der nur schwache Hülfsmittel bey sich führte, diesen Reitzungen zu widerstehen? Sein Leben von einem grausamen Tode zu retten, und einer verabscheueten Lebensart zu entfliehen; sind dieses nicht die stärksten Reitzungen für einen Menschen? Ich weiß, daß hundert Menschen die Aufführung des unglücklichen M — verdammen werden, die vielleicht in gleichen Fällen nicht weniger sündigen würden, als er. Sein wahrer Fehler war, daß er das kräftigste Hülfsmittel zur Tugend, den Beystand der Religion verwarf. Die Vernunft sagt uns wohl unsere Pflichten. Aber wie viele Fälle entstehen nicht, da uns die Erfüllung dieser Pflichten gar zu beschwerlich, gar zu unangenehm seyn kan? Es gehöret mehr dazu, einen Menschen zum Helden in der Tugend zu machen; es gehöret dazu eine vollständige Erkenntniß von den Absichten des Schöpfers, von unsern Pflichten, von der Ewigkeit, zu der wir er-

ſchaffen ſind; mit einem Worte, die Religion gehöret dazu.

Im Jahr 1715. kam ich nach Egypten. Kein Land kan wohl mehr redende Zeugniſſe von der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Gröſſe aufweiſen. Griechenland war mir ſchon ein trauriger Gegenſtand geweſen; aber gewiß, Egypten iſt noch trauriger. Wenn Egypten vormals ein mittelmäſſiges Reich geweſen wäre, ſo würde doch der elende Zuſtand, in welchem es nun iſt, merkwürdig ſeyn. Aber daß dieſes Land einmal das mächtigſte Reich geweſen iſt; daß ſeine Einwohner einmal die Beſitzer der menſchlichen Weisheit, und die Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes geweſen ſind, und daß itzt dieſes Land ſo arm und verwüſtet iſt, daß ſeine Einwohner die niederträchtigſten und unwiſſendſten Menſchen ſind; dieſes, glaube ich, iſt der merkwürdigſte Beweis, daß alle menſchliche Macht und Weisheit nichts iſt, wenn ſich ein Volk der Trägheit, und den Wollüſten ergiebt. Mir gefiel Egypten ſo ſchlecht, daß ich mir vornahm, es bald zu verlaſſen. Weil ich doch nichts ſehenswürdiges vorbeygehen wollte, ſo reiſte ich in den mittäglichen Theil des Landes, um die Alterthümer von Theben zu betrachten. Ich hatte nur noch eine Tagereiſe zu dieſem Orte, als mich eine heftige Krankheit überfiel. Ich war nicht vermögend, meine Reiſe fortzuſetzen. Meine Geſellſchaft waren zween arabiſche Wegweiſer, die nicht ſowohl auf meine Erhaltung, als auf meine kleine Erbſchaft zu denken ſchienen. Ich hatte mich auf freyem Felde unter

einen

einen Palmbaum hingeworfen. Endlich sagte der eine Araber, den mein Elend noch dauren mochte, in der Nähe sey ein Kloster, welches von Koptischen Mönchen bewohnet wurde. Dahin ließ ich mich bringen. Die Mönche nahmen mich liebreich auf, und stunden mir in meiner Krankheit, die langwierig war, getreulich bey. Nachdem ich mich erholet hatte, machte ich mir bey meinen gutherzigen Wirthen durch ein kleines Geschenk die Erlaubniß aus, noch einige Zeit bey ihnen zu bleiben. Ich war begierig, ihre Einrichtungen, und ihre Art zu leben, recht kennen zu lernen. Das, was mir vormals von diesen Leuten war erzählet worden, hatte mir einen verächtlichen Begriff von ihnen gemacht, und demselben schien die Aufnahme zu widersprechen, die ich bey ihnen genossen hatte. Ich gestehe es, meine Untersuchungen zwungen mich zu einer Art von Bewunderung. Es ist wahr, diese Leute waren arm; ein kleiner Acker, und die Geschenke der Reisenden, denen sie selbst zuerst Gutes thaten, waren alle ihre Reichthümer. Ihre Lebensart, und ihre Sitten waren einfältig, und beynahe rauh; und ihre Unwissenheit war groß. Aber dabey fand ich unter diesen Leuten eine Zufriedenheit, eine Einigkeit, einen frommen Eifer, wodurch ich gerühret wurde. In dem ganzen Kloster war kein einiger Müssiggänger. Die jüngern Brüder bestellten das Feld, und bedienten die Fremden und die Kranken; die ältern Mönche hatten die Ordnung des Klosters und den öffentlichen Gottesdienst zu besorgen. So gar ihr Abt, den die Schwachheiten des

Alters

Alters nicht mehr vom Bette kommen lieſſen, machte ſich noch der Geſellſchaft nützlich. Er ließ ſeine Untergebenen täglich zu ſich kommen, und ermahnte ſie; er war der Vertraute ihrer Herzen. Hier vermerkte ich, wie leicht es einem rechtſchaffnen Mann iſt, ſich beliebt zu machen. Die ſtrengſte Tugend gewinnt die Liebe der Menſchen, wenn ſie nur von der Freundlichkeit begleitet iſt. Dieſes war der Charakter dieſes redlichen Mannes. Der Gottesdienſt dieſer Mönche war eifrig; wenn ihn einige Irrthümer entſtellten, ſo erhöhte ihn auf der andern Seite die Freudigkeit, und der unverſtellte Trieb, womit ſie ihn verrichteten. Die Einigkeit unter ihnen machte ſie vollends glücklich. Da war kein Neid, kein Ehrgeiz, der ſie entzweyen konnte. Was hätte ſie auch zum Neide, und zum Ehrgeiz verleiten können, da ihnen alle Güter ihrer Armuth gemein waren, und kein Unterſchied unter ihnen war, als die Eintheilung ihrer Arbeiten, die durch das Alter eines jeden beſtimmet wurde? Hier, dachte ich, habe ich alſo eine ganze Geſellſchaft von glücklichen Menſchen angetroffen; in dieſem unbekannten Winkel, den Armuth und Unwiſſenheit drücket. Aber was fehlet dieſen Leuten? Sie haben alles, denn ſie verlangen wenig. Die nöthigſten Güter, die Frömmigkeit und die Einigkeit ſind ihr Eigenthum. Was würde dem ganzen menſchlichen Geſchlecht fehlen, wenn es fromm, wenn es einig ſeyn wollte? Unter dieſen Menſchen waren zween, die mir vorzüglich gefielen. Sie hatten mir in meiner Krankheit aufgewartet, und ihre Sitten waren artiger

als die Sitten der übrigen. Ich gerieth bald mit ihnen in eine Vertraulichkeit. Einmal sagte ich zu ihnen, daß ich die zärtliche Freundschaft bewunderte, die ich an ihnen beiden entdecket hatte. In der That habe ich nicht leicht zärtlichere Freunde gesehen, als diese zween Mönche. Ohngeachtet sie mit allen ihren Mitbrüdern in einer liebenswürdigen Vertraulichkeit lebten, so ware es doch leicht zu sehen, daß sie beide noch durch ein viel genaueres Band vereiniget waren, als durch die bloße Gemeinschaft ihres Ordens. Sie sahen einander zärtlich an, wie ich sie so anredete, und endlich antwortete der eine, nicht so wol ihre itzige Freundschaft, als vielmehr der Anfang derselben sey zu bewundern. Denn sie wären vormals Todfeinde gewesen. Diese Anmerkung erweckte meine Neubegierde. Auf mein Bitten erzählte der eine von ihnen, der sich Bardes nennte, die ganze Geschichte ihrer Freundschaft. "Mein Vater, sagte er, und der Vater meines lieben Euphemius, waren Kaufleute in Kairo; redliche Männer — dieses Zeugniß giebt die Stadt noch ihren Angedenken, aber in ihren Feindschaften unversöhnlich. Ein alter Streit, dessen Ursachen ich nicht untersuchen will, hatte sie entzweyt, und ihr Haß stieg mit ihren Jahren. Ich so wol, als Euphemius, wurden in unserer frühesten Kindheit der feindseligen Neigung unserer Väter theilhaftig gemacht, und ein jeder von uns lernte durch die täglichen Erinnerungen seines Vaters, den andern schon hassen, ehe er denselben von Person kannte. Ich erinnere mich noch, daß ich in meinem zehnten Jahre den

Euphe-

Euphemius zum erstenmal sahe. Ein zorniges Feuer stieg mir ins Gesicht, wie ich ihn sahe; und auch ihm, wie er mich erblickte. Nach den Vorurtheilen, die wir beyde von einander hatten, glaubte ich, und so glaubte auch er, in der Person des andern, den hassenswürdigen Sohn eines verhaßten Vaters zu sehen. Die Gesellschaft, in der wir waren, hielt uns zurück, daß wir nicht in Ausschweifungen geriethen, die unserer Jugend natürlich gewesen wären. Mein Haß hinderte mich inzwischen nicht, zu bemerken, daß Euphemius etwas angenehmes in seiner Aufführung hatte, und daß dasselbe auch von der Gesellschaft bemerkt wurde. Ich gestehe es, ich hassete ihn destomehr. Ich glaubte, der Beyfall, den er erhielt, sey eine Beschimpfung für mich. Euphemius hat mir in der Folge erzählet, daß er damals von mir eben so gedacht hatte. Wir giengen mit gedoppelt verbitterten Herzen von einander. In den folgenden Jahren konnte keiner unter uns empfindlicher gekränket werden, als wenn er etwas rühmliches von dem andern hörte. Endlich starb mein Vater. Ich erbte sein ansehnliches Vermögen, und seine Feindschaft gegen das Geschlecht, aus welchem Euphemius stammte. Ein Jahr nach meines Vaters Tode ward ich mit einem koptischen Kaufmann bekannt, der vor kurzer Zeit nach Kairo gezogen war. Einmal, da ich diesen Mann besuchte, sahe ich seine Tochter. Ich hatte schon manche Schöne gesehen, und war ungerührt geblieben. Aber so bald ich Theodoren erblickte, — so hieß sie — so empfand ich in meinem Her-

gen eine aufwallende Regung, die mir ſagte: dieſe ſey die Schöne, die für mich beſtimmet ſeyn müßte. Ich will in der Erzählung von dem Anfange meiner Liebe nicht weitläuftig ſeyn. Genug, ich unterließ nichts, was ein eifriger Liebhaber verſuchen kan, der das Herz einer höchſtliebenswürdigen Schönen gewinnen will. Ich konnte mich auch nicht beſchweren, daß meine Bemühungen von Theodoren gänzlich wären abgewieſen worden; aber zugleich fand ich doch nicht, daß ſie bey ihr denjenigen Eindruck gemacht hatten, den ich wünſchte. Sie begegnete mir mit derjenigen Freundlichkeit, die ihr gegen alle Menſchen natürlich war; aber keinen zärtlichen Vorzug konnte ich entdecken, den ſie mir nach meinem Wunſche gegeben hätte. Ich durfte es auch nicht wagen, ſie durch ein heftiges Anhalten zu drängen. Sie beſaß eine Ernſthaftigkeit, die jedermann zur Ehrfurcht gegen ſie zwang. In dieſer quälenden Ungewißheit beſchloß ich, mich an ihren Vater zu wenden. Ich entdeckte ihm meine Neigung. Er antwortete mir, daß ihm mein Antrag gar nicht zuwider ſey. Aber da ſich auſſer mir noch ein anderer Jüngling von Verdienſten, um die Liebe ſeiner Tochter bemühete, ſo wollte er ihre Neigung nicht zwingen. Ein jeder von beiden ſollte ihm angenehm ſeyn, wenn Theodore ihn wählen würde. Es käme alſo blos darauf an, wer ihr Herz gewinnen könnte. Ich bat ihn um den Namen meines Mitbuhlers. Er ſagte ihn; Euphemus wäre mein Mitbuhler. Es iſt empfindlich genug, einen Mitbuhler zu haben, der beliebt iſt;

aber

aber das empfindlichste ist, wenn der Mitbuhler schon zuvor unser Feind war. Von dieser Zeit an, stieg der Haß zwischen uns beiden aufs höchste: doch war er ohne fühlbare Folgen. Zu Gewaltthätigkeiten ist unser ganzes Volk nicht geneigt; zu Bosheit und Arglist wollte sich keiner von uns herablassen. Auf diese Art vergieng ein halbes Jahr, und keiner von uns beyden fand Ursache genug, einen glücklichen Ausgang seiner Bemühungen sicher zu hoffen, oder auch an demselben zu verzweifeln. Endlich wurde ich in einer Nacht von meinen Leuten aufgeweckt, weil mich ein Fremder sprechen wollte, der seinen Namen verschwieg. Ich ließ ihn herein kommen, und erstaunte, als ich sahe, daß es Euphemius war. Er zog mich auf die Seite, und sagte: "Es ist nicht mehr Zeit, Bardes, daß wir uns durch Streitigkeiten von einander entfernen. Heute Abend ist Theodora mit ihrem Vater von einigen Arabern, die ihr Landgut geplündert haben, gefangen genommen, und weggeführet worden. Ich habe es gleich erfahren, und weil ich kein anderes Mittel weiß, sie zu befreyen, als daß man den Räubern nacheilet, und die Gefangenen loskauffet, so habe ich meinen Vater gebeten, mir so viel Geld zu geben, als zu ihrer Befreyung nöthig seyn möchte. Er ist so hart gewesen, mir dieses abzuschlagen. Nun weiß ich weiter nichts, als dich zu ihrer Rettung aufzufodern. Ich weiß wohl, was für einen Vorzug diese Gelegenheit deiner Liebe für der meinigen geben wird; aber ich will lieber tausendmal unglücklich seyn, als Theodoren in der Gewalt dieser

Barba-

Barbaren laſſen „ Alle Affecten empörten ſich auf einmal in meinem Herzen. Theodorens Gefahr, die Großmuth meines Feindes und Mitbuhlers — was für Gegenſtände! „Komm, Euphemus, rief ich! laß uns beyde Theodoren nachfolgen. Deine Edelmüthigkeit verdient es, daß ich dich zum Gefährten erwähle. „Wir machten uns gleich auf den Weg, den uns ein Knecht von Theodorens Vater zeigte, der bey dem Einfalle der Araber entflohen war. Wir folgten ihnen durch eine Wüſte; am andern Abend holten wir ſie ein. Unſer Vergleich war bald geſchloſſen; ich gab ihnen alles, was ſie foderten, und ſie gaben mir meine Geliebte und ihren Vater wieder. Wie freundlich umarmte mich der gute Mann! wie entzückte mich Theodorens Dankſagung! Euphemus ſtund als ſtumm bey dieſem Auftritte. Aber ich hielt mich verbunden, gerecht zu handeln. Deswegen entdeckte ich Theodoren und ihrem Vater, daß ſie dem Euphemus eben ſo ſehr, und vielleicht noch mehr, als mir, ihre Rettung ſchuldig wären. Hier entſtund eine neue Verwirrung in ihren Gemüthern Endlich ſagte Theodora: ſie könne unmöglich gleich zwiſchen ſo edelgeſinnten Liebhabern den Ausſpruch thun. Aber da wir ſo ſchöne Proben unſerer Geſinnungen gegeben hätten, ſo verlangte ſie vor allen Dingen, daß wir unſere Feindſchaft, die aus bloſſen Vorurtheilen entſtanden ſeyn müßte, aufrufen ſollten. Es war uns unmöglich, einem ſo billigen Begehren zu widerſtehen. Mein alter Haß konnte den Tugenden nicht widerſtehen, die ich am Euphemus entde-

cket hatte, und er war gleichfalls mit meinem Verhalten zu wol zufrieden, als daß er mich länger hätte haſſen können. Wir umarmten uns, und ſchworen beyde, den Ausgang unſerer Liebe dem Winke der Vorſehung, und Theodorens Wahl, ohne Widerſtand zu überlaſſen; und ſie verſprach zum voraus, daß, wenn ſie einen von uns zum Gatten erwählen würde, der andere ihr, und ihres künftigen Mannes Freund ſeyn ſollte. In ſo vergnügten Geſinnungen reiſten wir nach Kairo zurück.

Wir waren kaum einen Monat lang in dem Beſitze dieſes ſtillen Vergnügens geweſen, als ein neuer Liebhaber Theodoren, und uns, zugleich unruhig machte. Derſelbe war der reichſte und anſehnlichſte Mann unter dem ganzen koptiſchen Volke. Er brachte ſeinen Antrag bey Theodorens Vater, mit der zuverſichtlichen Hoffnung an, daß man einen Mann von ſeinem Vermögen, gewiß nicht abweiſen würde. Deſto gröſſer war ſeine Wuth, da ihm Theodorens Vater antwortete, daß ſeine Bemühungen vergeblich ſeyen. Die ſchwarze Rachbegierde, die ihn beſeelte, bließ ihm einen Anſchlag ein, Theodoren, und uns, auf einmal zu verderben. Deßwegen gieng er zu dem Baſſa von Kairo und ſagte demſelben, daß unter den Koptenn ein Mägdgen ſey, die ihrer Schönheit wegen verdiente, dem Großherrn zugeführet zu werden. Zu unſerm Unglücke war der Baſſa aus der Gunſt des Kayſers gefallen, und deſto begieriger, ſie aufs neue zu verdienen. Er wußte, daß Geſchenke von dieſer Art an dem Hofe von Conſtantinopel am angenehmſten

ſten

ſten waren. Deßwegen ließ er Theodorens Vater zu ſich rufen, ſagte ihm ſein Vorhaben, und bot ihm eine groſſe Summe Geld für ſeine Tochter. Der redliche Mann hörte dieſen Antrag mit Abſcheu. Um aber den Baſſa zu verhindern, daß derſelbe ſich nicht ſeiner Gewalt bedienen möchte, antwortete er, daß er ſich bemühen wollte, ſeine Tochter dazu zu überreden. Unter dieſem Vorwande gieng er nach Hauſe, und flohe noch in derſelben Stunde mit Theodoren aus der Stadt. Uns beyden ließ er wiſſen, daß er nach Abyßinien fliehen würde. Weder ich, noch Euphemius, konnten uns einen Augenblick bedenken, ob wir ihm folgen wollten. Wir machten uns gleich auf den Weg. Wir holten unſere Geliebte und ihren Vater eher ein, als wir es hätten wünſchen ſollen. Der verehrungswürdige Mann, den ſchon das Alter geſchwächet hatte, war mit dem Pferde geſtürzet, und hatte ſich tödtlich beſchädiget. Wir trafen ihn in einem Dorfe an, welches nicht weit von unſerm Kloſter liegt. Theodore unterſtützte ſein mattes Haupt mit ihren Armen. Er fieng an zu weinen, wie wir in die Hütte traten. „Ich dachte meine Tochter zu retten, ſagte er, und ſie noch mit einem von meinen geliebten Söhnen — ach! ſo nannte er uns — zu vereinigen. GOtt rufet mich aus der Sterblichkeit. Seine Gnade beſchütze mein Kind, und belohne euch beyden die Zärtlichkeit, die ihr für mich und Theodoren hegt.„ Er ſtarb bald darauf. Es iſt leichter, ſich den Zuſtand vorzuſtellen, in welchem wir damals waren, als ihn zu beſchreiben. Kaum kan ich mich

noch beſinnen, wie wir die erſten Tage zubrachten. Endlich verlangte die untröſtbare Theodora uns beyde zu ſprechen. Wir giengen zitternd zu ihr. Einem jeden ſagte ſein Herz, daß ihr Vortrag höchſt traurig ſeyn würde. "Ihr ſehet, ſagte ſie, meine Freunde, wie hart mich das Unglück getroffen hat. Mein Vater iſt todt. Mich zu retten, und euch den Gegenſtand eurer Liebe zu erhalten, hat er ſein Leben verlohren. Was kan ich aus dieſem Unglücke ſchlieſſen? Es muß der Vorſehung nicht gefallen, uns durch die Liebe glücklich zu machen. Sollte ich noch an eine Liebe gedenken, die den Tod meines Vaters verurſachet hat? Es iſt aus. Mein Herz entflieht von dieſem Augenblicke an der Zärtlichkeit, und ich will der Welt entfliehen. Ein ſtilles Kloſter ſoll Theodoren aufnehmen. Da will ich meinen Vater beweinen, und mit heiligern Thränen, als meine itzigen ſind, die Vorſehung bitten, mich bald zu ihm zu bringen. Und ihr, meine Freunde! die einzige Urſache, die mich noch zwinget, einen Blick auf die Welt zurück zu werfen, ihr müſſet mir folgen. Ich hätte euch doch nicht beyde glücklich machen können. Aber ihr verdienet es, daß ich auf eine andere Art für euer Glück ſorge. Könnet ihr meinen Verluſt nicht gelaſſen ertragen, ſo entfliehet euren Schwerzen, wie ich. Ein Kloſter kan auch euch aufnehmen, und ich werde ewig eure Freundin ſeyn. Weder ich noch Euphemius, konnte ihr antworten. Wir giengen ſtumm mit einander weg, und erholten uns kaum in einer Stund. Theodore war uns zu wol bekannt, als daß wir

hätten

hätten hoffen dürfen, ihre Entſchlieſſung und zumal eine ſo heilige Entſchreibung zu ändern. Wir wurden bald einig, die Welt zu verlaſſen, die uns nach Theodorens Verluſt weiter nichts als eine groſſe Einöde ſeyn könnte. Sie hörte unſern Entſchluß mit Freuden. Wir begleiteten ſie nach dem Kloſter, in welchem ſie noch als eine Heilige lebet. Wir begaben uns gleich darauf in das Kloſter, in welchem wir itzt ſind. Unſer ehrwürdiger Vorſteher hat uns gelehret, unſere Schmerzen GOtt zu heiligen, und Theodore ſtärkt uns oft durch Briefe. So leben wir itzt, und preiſen GOtt, der uns auf einem Wege, deſſen erſte Schritte ſchmerzlich waren, zu ſeiner Gnade geführet hat „

Die Erzählung des guten Mönches rührte mich mehr als ich es ſagen kan. Ich fand in dem Unglück dieſes Paares eine groſſe Aehnlichkeit mit dem meinigen; aber ich wurde beſchämet, da ich ſahe, daß dieſe verachtete Kepten, denen weder ihre Erziehung noch die Wiſſenſchaften in ihren Schmerzen zu Hülfe kommen konnten, daß ſie gleichwohl ihr Unglück viel männlicher ertragen hatten, als ich, der ich auf meine europäiſche Herkunft und auf meine Wiſſenſchaften ſo ſtolz war. So lange war ich in den entfernten Ländern des Erdbodens herumgereiſet, um die Gemüthsruhe zu finden; und in dieſem unbekannten Winkel fand ich ein paar Menſchen, die ſie durch das Zureden eines unſchuldigen Mädgens, und in der Geſellſchaft einfältiger und ungelehrter Mönche gefunden hatten? Ohne Wiſſenſchaften, ohne menſchliche Weisheit hatten dieſe Leute die groſſe Wiſſenſchaft gelernet, den Stand, worein ſie GOtt ſetzte, für

gut zu halten, und ihre Schmerzen, wie ſie ſelbſt ſagten, dem Höchſten zu heiligen? Und durch welches Geheimniß hatten ſie es ſo weit gebracht? Blos durch Vorſchriften der Religion; derjenigen Religion, die ich noch dazu beſſer kannte, als ſie. Sollte ich denn meine richtigern Einſichten ungebrauchet laſſen?

Ich blieb noch einige Zeit bey dieſen Mönchen, und beſtärkte meine neuen Entſchlieſſungen durch ihr rührendes Vorbild. Endlich reiſte ich weg. So lange ich lebe, werde ich dieſes geringe Kloſter als meine hohe Schule betrachten. Denn daſelbſt habe ich die gröſte Weisheit gelernet, die Kunſt, dem göttlichen Willen ohne Murren zu folgen. Ich gieng auf ein venetianiſches Schiff, und von da geradeS Weges nach Teutſchland zurück. In meiner Vaterſtadt traf ich, wie es natürlich war, alles verändert an. Ich hatte aber nicht erwartet, daß mein Vaterland ſich auch gegen mich würde verändert haben. Von meinen alten Bekannten waren zween, mit denen ich die Vergnügungen der Jugend am meiſten genoſſen hatte, vornehme Männer geworden. Dieſe empfiengen mich mit einem hohen Anſtande, als wenn ſie mit einem Clienten ſprächen. Einige andere waren in einem niedrigen Stande. Dieſe flohen mich aus einer falſchen Schambaftigkeit. Mit den Glücksumſtänden dieſer Leute waren auch ihre Charaktere geändert. Kleon war in unſerer Jugend luſtig und freygebig geweſen, und hatte nichts bedauret, als daß ſeine wohlthätige Neigung durch ſeine geringen Glücksumſtände zu ſehr eingeſchränket wur-

den.

den. Nun hatte er eine reiche Frau, und war geitzig und ein halber Menschenfeind geworden. Marcell war vormals in unsern lustigen Gesellschaften oft das Opfer unserer kleinen scherzhaften Bosheiten gewesen. Er besaß eine einfältige Ehrlichkeit, die ihn preis gab. Nun hatte er ein weitläuftiges Amt bekommen, und war ein Betrüger geworden.

Es verging einige Zeit, ehe ich Chloen sprechen konnte. Halb fürchtete ich mich auch sie zu besuchen, weil ich glaubte, meine Wunde wieder aufzureissen. Endlich sprach ich sie und ihren Mann zugleich. Es ist wahr, aller meiner Entschliessungen ohngeachtet wurde mein Herze aufs äusserste beweget; und ich sahe, daß auch Chloe nicht ungerühret blieb. Aber mitten in dieser Unruhe fand ich neue Ursache mich zu beruhigen. Ich fand, daß ihr Mann vernünftig war, daß er ein edles Herz besaß, mit einem Worte, daß er ein Mann war, wie Chloe ihn verdiente. "Sie kan also glücklich seyn? dachte ich. Wenn ich sie liebe, so muß ich ihr ihr Glück nicht misgönnen.„ Chloens Gatte hatte von meiner Liebe etwas gewußt. Er bemühete sich, wie ich nachher erfuhr, mein Herz auszuforschen; und nachdem er es so gefunden hatte, wie er es wünschte, bot er mir seine Freundschaft an. Ich hatte also wieder die Freyheit, Chloen zu sprechen, und an ihrem Glücke Antheil zu nehmen. Ihr großmüthiger Mann durfte auch nicht fürchten, dabey zu verlieren. Wenn er gleich ihre erste Liebe nicht hatte, so konnte doch weder sie, noch ich,

ihm die größte Hochachtung verſagen. Mein Zuſtand wurde alſo ertraglich, ſo bald ich nur angefangen hatte, meine Neigung dem Willen der Vorſehung zu unterwerfen. Wenn ſie mir gleich meinen liebſten Wunſch nicht erfüllet hatte, ſo gab ſie mir doch Urſachen zur Befriedigung. Ein Vernünftiger muß ſich befriedigen, wenn er nur den Gegenſtand ſeiner Liebe glücklich ſiehet, und ſeine Freundſchaft unterhalten darf. Und worinn iſt Freundſchaft und unſchuldige Liebe unterſchieden?

Vielleicht melde ich bey einer andern Gelegenheit etwas von den Reiſen, die ich nach der Zeit in die Abendländer und in die Nordiſchen Reiche unternommen habe.

T. Oront.

Neun und funfzigſtes Stück.

Von dem Fenſter ſah ich nieder auf der Schönheit Sammelplatz.
Schlegel.

Es iſt heute das ſchönſte Wetter von der Welt; ich möchte gern ſpatzieren gehen, und nun ſoll ich da ſitzen, und am Freund ſchreiben. Mein Ariſt ſchmeichelte mir vor vierzehen Tagen ſo lange, bis ich ihm verſprach, das neun und funfzigſte Stück des Freundes zu ſchreiben. Ich verſprach es,

es, weil mir damals vierzehen Tage eine lange Zeit schienen. Nun ist diese Zeit hin, und ich habe gar nicht an den Freund gedacht, und doch muß ich mein Wort halten, sollte es auch nur seyn, um die Ehre meines Geschlechts zu retten. Denn die Mannspersonen sagen uns ohnehin bisweilen nach, wir wären nicht gewohnt unser Versprechen auszuführen. Ich will schreiben . . . aber . . . das Spatzierengehen stecket mir im Kopfe. Wenigstens will ich vom Spatzierengehen schreiben: ich kan mich so auf nichts lehrreichers besinnen, und ich kan von meinem Fenster immer einen von den volkreichsten Spatziergängen übersehen.

Es ist allezeit ein Glück, wenn man in einer Strasse wohnet, wo viele Leute vorüber gehen, oder wo man sonsten Gelegenheit hat, Anmerkungen über verschiedene Personen zu machen. Man kan sich manche lange Stunde damit vertreiben, man kan seinen Witz zeigen, kurz, man ist beständig, als wann man in einer Komödie wäre; man siehet immer neue Auftritte, und man kan die Spatziergänge sowol eine Abbildung des menschlichen Lebens nennen, als das Schauspiel. Man gibt im Spatzierengehen seinen Charakter oft deutlich genug zu erkennen. Nun will ich Anmerkungen über alle Spatzierengehende machen, die ich von meinem Fenster sehen kan, und sie geschwinde niederschreiben.

Wenn doch nur meine Frau Nachbarin, die Frau Falschsinn zu Hause wäre; sie könnte mir am besten helfen. Denn jedermann, der vor ihrem Fenster vorbey geht,

bekommt ſeinen Theil. Dort geht Philint, ſagt ſie, er geht blos der Mademoiſelle * * wegen vorbey. Er iſt ein guter Menſch, aber er hat gar keinen Verſtand; er weiß keine drey Worte zu reden. Ich ſagte ihm neulich, es wäre ſchön Wetter, und er war nicht geſchickt genug, mir eine kluge Antwort darauf zugeben. Dort geht Dorant! Sein Kleid iſt niedlich: wenn es doch auch bezahlt wäre! Er iſt mein guter Freund, ich will ihm nichts böſes nachreden, aber ehestens wird er eine Banqueroute ſpielen müſſen. O dort geht meine beſte Freundin, Mademoiſelle H..! Was das Mädgen für einen Gang hat! wie ſie ſo ſtolz iſt! Das arme Ding! Sie wird noch lange auf einen Mann warten müſſen. Das wäre genug. Ich will meinen Leſern nicht die Anmerkungen der Frau Falſchſinn über die Vorbeygehenden mittheilen: meine eigene Anmerkungen ſollen ſie haben.

Dorten geht ein Mann in einem dunkeln Kleide. Er ſchleicht ſich in die einſamſten Gänge, nimmt eine tiefſinnige Mine an, und ſieht nach keinem Menſchen. Es iſt Herr Leerhaupt: der gute Mann! Er will haben, daß man von ihm glauben ſoll, daß er denkt: aber nein, ſo ſehr betrügt er die Stadt nicht. Herr Leerhaupt kan ſo wenig denken als ein Stutzer, und doch will er dafür angeſehen ſeyn als wenn er dächte: deßwegen macht er eine ſo menſchenfeindliche Mine. Sie wollen eine Komödie ſpielen, Herr Leerhaupt! ſie ſind aber nicht fertig genug in ihrer Rolle; gehen ſie immer weiter, ich habe mich ſchon ſatt an ihnen geſehen.

Dort

Dort gehen ſechs Mannsperſonen miteinander; ſie ſehen zerriſſen aus. O es ſind witzige Köpfe, ſie lachen aus vollem Halſe. Sie wollen den Leuten weiß machen, daß ſie miteinander luſtig ſind, und gute Einfalle haben: und doch will ich darauf wetten, daß ſie ſich nichts als die gemeinſten Sachen von der Welt ſagen, und daß ſie gar nicht luſtig ſind: aber ſie machen ſich eine Ehre daraus luſtig zu ſcheinen. Die arme Narren!

Was iſt das für eine ſtolze Figur, die ſich hervor drängt! Ihr Leute weicht aus! Er hat Gold auf den Kleidern, Gold in dem Beutel, Gold auf dem Hut; nichts iſt leer bey ihm als der Kopf. Er ſiehet alle Leute, die vorbey gehen, verächtlich an: das iſt kein Wunder! Alle Leute haben nicht eine Tonne Goldes im Vermögen. Der reiche Herr Chryſer! Was das nicht für ein artiger Mann iſt! Alle Frauenzimmer ſehen ſich nach ihm um. Er iſt dumm, daraus läßt ſich ſchlieſſen, daß er ſtolz iſt: er iſt ſtolz, und folglich iſt er dumm. Bey Tiſche iſt er noch erträglich, beſonders wenn man bey ihm ſpeißt, denn er hat einen guten Koch und kan artig genug vom Wetter und von der Haushaltung reden. Aber wenn er vom Tiſche aufgeſtanden iſt, iſt er das unerträglichſte Geſchöpf. Wenn er doch nur geſchwinder gienge, daß ich ihn nicht ſo lange anſehen müßte!

Hier kommen drey geputzte Frauenzimmer! Sie lachen, ich weiß nicht warum: ich wette, ſie wiſſen es ſelbſt nicht;

genug sie lachen über alle andere Vorbeygehende, und alle andere Vorbeygehende lachen über sie.

Dort schleicht sich Mademoiselle Spürhündin in den Spatziergang. Des schönen Wetters oder ihrer Freundinnen wegen geht sie nicht spatzieren. Nein! ihre Absicht ist blos, auf alle Leute Acht zu geben, die spazieren gehen, um es hernach ihrer Frau Mama wieder zu sagen. Hat sie viele Anmerkungen gemacht, und viele Leute über die Zunge springen lassen; so bekommt sie zu ihrem Abendessen eine doppelte Portion. Wenn sie gar nichts Neues erfahren hat, muß das arme Mädgen fasten. Es ist ihr nicht zu verdenken, wenn sie auf alle Leute so sorgfältig Acht giebt.

Wer sind die zwo Schönen, die einander mit so frohen Mienen grüssen, und einander höhnisch nachsehen? Die eine ist, wann ich recht sehe, das Fräulein von Ahnenstolz, und die andere ist das stolze Bürgermädgen Cleone. Nun weiß ich, warum sie einander so freundliche Blicke geben. Eine jede verachtet die andere von ganzem Herzen, und alle beyde haben Recht. Sie sind alle beyde stolz, und glauben von sich, daß sie artig und klug sind, und darum haben sie alle beyde Unrecht. Die Ursache ihres Stolzes und ihrer Feindschaft ist, daß das Fräulein sechzehn Ahnen beweisen kan, und daß Cleone sechzehn tausend Thaler im Vermögen hat.

Wer ist es, der dort so verbindlich auf den Clidamer zulauft und ihn mit Freuden umarmet? . . . Seh ich recht?

recht? . . Ich muß nach dem Eberohr laufſen . . . Ich habe mich nicht betrog n. Es iſt Moron, Clitamers ärgſter Feind. Sie gehen miteinander ſpatzieren. Jeder von ihnen ſucht gewiß von dem andern etwas heraus zu locken, womit er ihm hernach ſchaden, oder wenigſtens lächerlich machen will. . . . Was? Sie umarmen einander noch einmal. . . Behüte der Himmel alle ehrliche Leute für ſo einer Freundſchaft! Moron thut auch Cleanthen freundlich: ganz gewiß will er ihm etwas Böſes thun.

Was ſind die Staatsleute, die dort in ſo ein ernſthaftes Geſpräche verwickelt zu ſeyn ſcheinen? Ihr Leute, gehet doch aus dem Wege! Stört ſie nicht! Sie werden roth und blau in dem Geſichte; ſie fechten mit den Händen. Ganz gewiß hängt die Wohlfahrt des Staats an ihrem Geſpräche. Gehet doch aus dem Wege! Sie ſchreyen ſo laut, daß ich ſie bis an mein Fenſter höre. Ihr Leute, bleibt nur ſtehen! Sie ſtreiten dermalen blos darüber, ob der Champagner Wein beſſer iſt als der Tokayer.

Wer muß wohl der Menſch in dem zerriſſenen Kleide ſeyn, der ein Blat Papier in der Hand hat, und einen andern veſt hält, der ſich alle Mühe giebt, ihm auszureiſſen? Ganz gewiß iſt es ein Gläubiger, der irgend einen jungen Herren mahnet, und unverſchämt genug iſt, etwas von ihm wieder zu fordern, was ihm von Rechtswegen gehört. . . Sie kommen näher: Ich habe mich geirret; es iſt Herr Adam Reimefrüh, der jemanden ſeine Verſe vorleſen will.

Ich muß wieder nach dem Fernglaſe langen: ich glaube, ich habe nicht recht geſehen. . . . . Doch ich habe mich nicht geirret. Es iſt in der That Frau Spielteller, die ſpatzieren gehet. Wie iſt es dann möglich, daß ſie ſich ſo lange vom Spieltiſche abmüßigen kan? Sie ſieht ſich ganz gewiß nach dem fünften Mann um, Cinquille ſpielen zu können. Ja, ja, ſie trift einen von ihren Bekannten an; ſie giebt ihm einen Verweiß, daß er den ſchönen Tag mit Spatzierengehen verderben mag. Er ſtreubt ſich, aber umſonſt: ſie nimmt ihn beym Ermel, und reißt ihn mit ſich fort.

Ich wollte weiter ſchreiben; da kommt mein Ariſt und ſtöret mich. Er hat geleſen, was ich geſchrieben habe, und giebt mir lächlend einen Verweis, daß ich auf alle Vorbeygebende losziehe. Warum ſollte ich es nicht thun? Iſt denn dieſes nicht ein allgemeines, ein angebohrnes Vergnügen, beſonders bey dem Frauenzimmer? Wie unbarmherzig würde man handeln, wenn man uns die Freude nehmen wollte uns über andere aufzuhalten? Alle Geſellſchaften würden öde werden: was für Veränderungen würde dieſes nicht hervorbringen? Man würde von nichts, als von ſchönem Wetter in den meiſten Geſellſchaften reden müſſen. Viele Perſonen, die itzt beſtändig fort reden, und denen man viel Verſtand zutrauet, würden gar ſchweigen; alle ihre guten Einfälle wären verlohren. Die jungen Herren würden die einige Art vom Witze, die ſie noch bisweilen haben, entbehren müſſen. Fromme Matronen würden in

ihren

ihren heiligen Zuſammenkünften noch öfter ſeufzen als itzo; ſie würden zuletzt ſich entſchlieſſen müſſen, weltlich geſinnet zu werden, weil man ihnen die einzige Belohnung, und den Endzweck ihrer Frömmigkeit nähme, wann man ihnen verbieten wollte, böſes von andern zu reden. Der arme Herr Judas Spührhund, was würde er für eine altvätteriſche Mine machen! Er würde ſich ganz gewiß erhängen. Die Begierde Böſes von unſern Nebenmenſchen zu reden, iſt das ſtärkſte Band der menſchlichen Geſellſchaft. Die ganze Stadt würde zu Grunde gehen, wenn man es verbieten wollte, ſich über ſeinen Nächſten aufzuhalten. Theils Leute thun es aus böſer Abſicht; das iſt freylich nicht recht: theils Leute thun es zum Zeitvertreib, weil ſie ſonſt nichts zu reden wiſſen; daß iſt ihnen zu verzeihen; dann ſie müſſen es auch andern verzeihen, die Böſes von ihnen reden. Ich rede zwar von niemanden etwas, aber weil ich ſchreiben ſollte, ſo wußte ich nicht, womit ich den Bogen ausfüllen ſollte, wenn ich nicht meine Zuflucht zu dieſer allgemeinen Neigung nähme. Hingegen gebe ich auch allen meinen Leſern recht feyerlich die Erlaubniß, die ſie ſich wohl vielleicht ſelbſt nehmen würden, auch wenn ich ſie ihnen nicht gäbe, ich gebe ihnen allen die Erlaubniß, ſich heimlich und öffentlich über mich aufzuhalten, und Böſes von mir zu reden. Bin ich nicht billig?

Nun muß ich wohl aufhören; es möchten ernſthafte Leute unter meinen Leſern ſeyn, und die möchten übelnehmen, daß ich mich ſo gemein mit ihnen mache, und mit

meinen Lesern scherze, als wann ich sie alle recht wohl kennte, und vertraut mit ihnen umgehen dörfte. Ich habe auch nun genug geschrieben: zum Glück sind hier einige Sinngedichte von einer unbekannten Hand an unsern Verleger geschickt worden. Die Absicht des Verfassers muß vermuthlich seyn, daß sie in das Wochenblatt sollen, und mir ist es lieb, indem sie mir die Mühe ersparen, den Bogen vollzufüllen. Nun höre ich auf; ich muß spatzieren gehen.

L. Laura.

Sinngedichte.

Auf Cecilen.

Fr. Hörst du nicht, daß Cecil oft böse von dir spricht?
Auf, räche dich und schreib ein Sinngedicht;
Die ganze Stadt wird ihn verlachen.

A. Nein, Freund, Cecil verdient itzt meinen Zorn noch nicht:
Wann er einst Gutes von mir spricht,
Alsdann, alsdann will ich Satyren auf ihn machen.

Auf Bombasten.

Erfüllet meine Brust, begeistert mich, ihr Musen!
Mit ungewohnter Glut fühl ich euch in dem Busen:
Apoll, begeistre mich, du Vatter alles Lichts!
Es soll mein kühnes Lied die halbe Welt entzücken.
So schreyt Bombast. Was will er sagen? Nichts,
Er ruft die Musen an, sie in April zu schicken.

Die

Die Wankelmüthige.

Das weiß ich ganz gewiß, daß morgen Adelheit
Mit dem Clitander sich entzweyt,
Und ihn nicht weiter liebt. Woher? Sie liebt ihn heut.

Traxens Leichengedicht auf Meyfen.

Meys aß, trank, spielte, schlief, er stund des Morgens auf,
Ein Leichencarmen soll mit seinem Namen prangen:
Trax fangt es an, und schreibt: Meys hört zu leben auf.
Du irrst, er hatte nie zu leben angefangen.

Auf einen Redner, der den Flor der Wissenschaften rühmte.

Die alte Barbarey der Deutschen ist entflohn,
Die Wissenschaften blühen schon:
Schry Stentor jüngst. Nur das ist zu beklagen:
Sein Beyspiel widerlegt, was seine Worte sagen.

An Cleon.

Weil Pſeudon dich betrog, ſo ſchimpfſt und ſchmähleſt du:
O Freund! ſchreib dir es ſelber zu,
Und ſchimpfe nicht. Wie? Das kannſt du verlangen?
Ruft Cleon zornig überlaut:
Der böſe Mann, o wär er doch gehangen!
Wen hat der Schalk nicht hintergangen?
Freund! den, der ihm noch nicht getraut.

Sechzigſtes Stück.

Mais ſavez vous auſſi, comme on parle de vous?
Boileau.

Ich will dieſesmal auſſerordentlich aufrichtig mit meinen Leſern verfahren. Ich will ihnen gleich zum Anfang geſtehen, daß alles, was ich in dieſem Stücke erzählen werde, blos meine Erfindung iſt, und daß ich nicht einmal weiß, ob ein Menſch ſich ſo ſehr bemühen mag, von dem Freund zu reden.

Quaſi Poeta, tabulas cum cepit ſibi,
Quaerit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen.
Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt,
Nunc ego Poeta fiam.
Plautus.

„Wie

„ Wie ein Dichter, wenn er seine Schreibtafel ergreifet,
„ Etwas suchet, das nirgends ist, und es dennoch findet,
„ Und das wahrscheinlich macht, was eine Erdichtung ist:
„ Eben so will ich jetzt ein Dichter werden.

Doch ich bitte meine Leser um Verzeihung wegen dieses gelehrten Anfangs. Ich dachte nicht daran, daß viele unter ihnen nicht gern Latein lesen. Aber ich habe mir einmal fürgesetzt, auch ein gelehrtes Stück zu schreiben; und dieses soll die gelehrte Geschichte des Freundes seyn.

Die ersten Urtheile von dem Freunde waren fast alle zu seinem Nachtheil. „ Schon wieder eine Wochenschrift! und noch dazu von einem so magern Innhalte! Was kan man doch von der Freundschaft schreiben? „

Nach einiger Zeit bekam der Freund einige Liebhaber. Fast alle diejenigen, die einen Gefallen an Stadtneuigkeiten haben, wurden einer Wochenschrift gewogen, in welcher sie dergleichen kleine Geschichten gütigst erwarteten. Sie entdeckten deswegen mit einer bewunderungswürdigen Erfindungskraft die Verfasser des Freundes, und ein jeder von ihnen bewieß aus unwiderſprechlichen Gründen, daß unsere Blätter in seiner Vaterstadt, und von diesem, oder jenem seiner Bekannten geschrieben würden. Wir sind diesen Lesern vielen Dank schuldig, daß sie unsere unberühm-

ten Namen der Welt bekannt gemacht, und unſere kleine Geſellſchaft mit ſo vielen wackern Leuten vermehret haben, die vielleicht zu gleicher Zeit über die undankbare Bemühung der Verfaſſer, und über den erfindungsreichen Witz der Leſer lachen mögen.

Mit gleicher Fertigkeit wußten ſie zu den erdichteten Charaktern, die in unſern Blättern beſchrieben wurden, wirkliche Perſonen auszufinden, zu welchen ſie ſich ſchicken mußten. Sie wußten ſehr genau zu ſagen, an welchem Tage Herr Weſtenſtolz ſein neues Kleid zum erſtenmal angezogen, wie oft Mademoiſelle Lachtaube bey dem neulichen Trauerbeſuche gelacht, und wie viel die gnädige Frau von Spielteller geſtern im Tarock verlohren hätte. Meine Stücke waren beſonders zu dieſem Glück, oder Unglück beſtimmt; und, wie Boileau in einem ähnlichen Falle ſagt,

Je reçoi vingt avis qui me glacent d'effroi.

Wer kan ſagen, ob nicht in mancher Stadt, in welche ich in meinem ganzen Leben nicht geweſen bin, ein erzürnter Herr von Sackſpiegel einen ganzen Winterabend auf der Straſſe gelauret hat, um mich für meine Bosheiten zu züchtigen, wenn ich von dem Coffehauſe weggehen würde?

Eben dieſe Leſer verurſachten noch ein anderes Unglück. Da ſie ihrem Grundſatze der Aehnlichkeit gar zu eifrig folgten, ſo breiteten ſie alle verhaßten Namen ſehr freygebig aus, die ſie in unſern Blättern antrafen. Sie entdeckten an allen Orten ihrer Bekanntſchaft Prudentillen, Spürhunde, Hartſinns und Timarets. Eigentlich waren dieſes

nur

nur Perſonen, die jenen Charaktern in der Denkungsart ähnlich waren. Aber ohne Barmherzigkeit wurden ihnen ihre chriſtlichen Namen genommen, und dafür dieſe wunderlichen Namen beygelegt. Dieſes Verfahren halte ich für gar zu hart. Man kan ja wol ein Spürhund, oder Hartſinn in der Aufführung ſeyn, ohne deßwegen nothwendig Spürhund, oder Hartſinn zu heiſſen. Man iſt doch unglücklich genug, wenn man nur in Anſehung des Herzens einem Spürhund und einem Hartſinn ähnlich iſt. In Anſehung des Frauenzimmers iſt dieſes Verfahren noch unbarmherziger. Sollte man nicht dieſes reizende Geſchlecht, in Anſehung der Sittenlehre, eben ſowol von allem Zwange befreyen, als man es von dem Zwange befreyet hat, an nützlichen Geſprächen Antheil zu nehmen, oder wider Willen ein Glas Wein auszutrinken? Wie empfindlich muß es nicht einer Schönen ſeyn, die vielleicht den artigen Namen Iris führet, wenn ſie hören muß, daß man ſie izt Prudentilla nennet; und dieſes blos wegen der Kleinigkeit, daß ſie ihr Herz vor der wahren Freundſchaft verſchlieſſet, und gegen ihre Reizungen unempfindlich macht?

Der Freund fieng nunmehr an, ein wenig bekannt zu werden. Wenn es wahr iſt, daß, nach einem unumſtößlichen Geſetze der Natur, bey einer jeden Schrift, die nur mittelmäßig gut iſt, die Zahl der Tadler ſich zu der Zahl der Lobredner wenigſtens wie 2. zu 1. verhält; ſo müſſen wir ſagen, daß, in Anſehung unſerer Schrift, die Natur

das Gesetz der Sparsamkeit ein wenig vergessen hat. Der Tadel, den wir schon haben ausstehen müssen, verhält sich zu dem Lobe wenigstens wie 4. zu 1. Es giebt gewisse wunderliche Leute, die eine jede kleine Poebeit der Moralisten gleich auf sich ziehen, und darüber von ganzem Herzen böse werden. Man mag noch so unschuldig und ohne Absicht schreiben; stets glauben sie, man hätte auf sie gezielet. Ich weiß nicht, ob nicht eine verborgene Eitelkeit diese Leute argwöhnisch macht. Sie müssen sich doch wol einbilden, daß die ganze Welt die Augen auf sie gerichtet habe; sonst würden sie nicht so fertig seyn, alles auf sich zu ziehen, da man oft nicht einmal daran gedacht hat, ob sie in der Welt sind, oder nicht. Diese Art von Leuten hat uns vielen Verdruß gemacht. Noch neulich war ich in einer Gesellschaft, worinn das acht und zwanzigste Stück des Freundes gelesen wurde. Ich bemerkte, daß ein gewisser Mann bald roth, bald blaß wurde, so lange die Beschreibung des Herrn Liebwind dauerte. Endlich verließ ihn alle Zurückhaltung. Er fuhr von seinem Stuhle auf, und sagte mit donnernder Stimme: 'Das sind doch verdammte Pasquillanten! Wüßte ich nur den Verfasser dieses schändlichen Blattes. Er sollte mir ganz gewiß keine Beförderung zu hoffen haben. Die ganze Gesellschaft fieng an zu lachen. Dieses erbitterte ihn noch mehr. Er lief nach Hause; zum grossen Vergnügen der Anwesenden, die nur sein Weggehen erwartet hatten, um seine Thorheit mit einigen Anmerkungen zu beehren.

Zuletzt

Zuletzt ſagte einer: "Der gute Mann hätte ſeinen Zorn erſparen können. Vielleicht fehlt es ihm nicht am Willen, ein anderer Liebwind zu werden. Aber zum Glücke iſt er noch viel zu gering dazu, um die Welt durch den Schein eines wichtigen Gönners zu betrügen. „

Unſer Verleger ſagte mir letztens mit einer betrübten Mine, daß einige Frauenzimmer, die ſonſt fleißige Leſerinnen des Freundes geweſen wären, plötzlich aufgehöret hätten, unſere Blätter leſen zu laſſen. Der gute Mann beſorgte, daß dieſes ſchädliche Beyſpiel anſteckend ſeyn möchte. Ich verſprach ihm, mich nach der Urſache zu erkundigen. Von ohngefähr erfuhr ich dieſelbe, als mir Alceſt erzählte, daß dieſe Frauenzimmer ſehr böſe auf unſere Schrift wären, weil ſie glaubten, wir hätten in dem ſieben und dreyßigſten Stücke durch die Seelen der Stutzerinnen, die ſich bey ihrem Leben mit nichts beſchäftigen, als ſich zu putzen, um den Mannsperſonen, ohne Unterſchied zu gefallen, und deßwegen nach ihrem Tode Irrlichter werden, niemand anders, als ihre werthen Perſonen, bezeichnen wollen. Ich halte es für meine Schuldigkeit, dieſe artigen Kinder aus ihrem Irrthum zu reiſſen. Es kan ſeyn, daß ſie die Abſicht haben, Stutzerinnen zu werden; aber ich kan ihnen die Verſicherung geben, daß ſie es in der That nicht ſind, und auch ſchwerlich in Zukunft werden möchten. Sie dürfen deßwegen auch nicht beſorgen, nach ihrem Tode Irrlichter zu werden; es müßte dann ſeyn, daß ſie an ſolche einſame Orte verſetzt würden, wo kein Menſch hinkommt,

der sich nicht ausserordentlich verirret hat. Ich hoffe, daß diese aufrichtige Erklärung diese schönen Kinder befriedigen wird, und daß sie nun ihren Haß gegen unsern unschuldigen Verleger aufheben werden.

Unter allen unsern Lesern kenne ich keinen, der billiger wäre, als Herr Pseudolus ist. Der liebe Mann hat sich in dem Gemählde erkannt, das wir von ihm gemacht haben. Er hat uns nicht allein die freyen Züge, womit wir ihn geschildert haben, nicht übel genommen; er hat sich sogar erfreuet, daß wir seiner Aufführung Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er lächelte ein wenig, wie er las, daß Arist ihm den wahren Verstand abgesprochen hätte. Ja, ja, sagte er, dieses ist auch noch eine Dichtergrille, die guten Leute wissen viel davon, was zur Weisheit gehöret. Wenn mir meine List nur Brod verschaffet, so ist es mir gleichgültig, wie sie mag genennet werden. Ich gönne den armen Moralisten ihre vermeynte wahre Klugheit, ihre furchtsame Tugend sehr gern. Sie mögen sich dabey erfreuen, und hungern.

Herr Pseudolus hat noch eine andere Ursache, unserer Schrift, wenigstens dem Schein nach, nicht feind zu seyn. Er kan seine Künste nicht besser spielen, als unter der Decke der Freundschaft. Denn nichts ist leichter, als einen Menschen zu betrügen, der einmal glaubt, daß man sein Freund sey. Pseudolus sieht es also sehr gerne, wenn der Trieb der Freundschaft unter den Menschen allgemeiner gemacht

macht wird. Er weiß zwar wol, daß er nichts dabey gewinnen würde, wenn die Menſchen ihre Freundſchaften nach den Fürſchriften der wahren Klugheit einrichten wollten; aber er verläßt ſich darauf, daß die meiſten leichtgläubig und unbeſonnen genug ſind, um einen falſchen Freund für einen wahren anzuſehen.

Herr Judas Spürhund, der theure Mann, deſſen Name ſchon ſo oft von uns iſt genennet worden, hat ſich gleichfalls bisher für einen Gönner unſerer Schrift bekannt. "Die Leute, ſagt er, ſchreiben zwar oft unnütze Sachen; aber ihre Abſicht iſt doch zu loben, und mannigmal kommt ein guter Gedanke mit vor. Nur Schade, daß ſie den Zuſchauer ſo oft ausſchreiben!„ Herr Judas Spürhund erweiſet uns viele Ehre. Sein Lob iſt zwar ein wenig eigennützig. Dann ihm iſt die Ausbreitung der Freundſchaft nur deßwegen angenehm, weil er dadurch Stoff zu neuen Erzählungen bekommt. Er hat wirklich ſchon ausgekundſchaftet, daß ſeit einem halben Jahre verſchiedene neue Freundſchaften ſind geſtiftet worden, von denen ſich die Welt viel Gutes verſprechen darf. Er hat erfahren, daß Herr Attila von Menſchenſchröck, und Herr Flaſchenkeller, gute Freunde geworden ſind. Er weiß auch, daß Herr Schmähgern, und Herr Unverſchämt, der Stadtſatyricus, ſit ſehr fleißig mit einander umgehen, und er hofft mit gutem Grunde, daß die geheime Geſchichte der Stadt durch den vereinigten Fleiß dieſer Männer ein groſſes Licht bekommen werden. Alle dieſe ſchönen Verbindungen, die

Herr Judas Spürhund uns gütigst zum Verdienste zurechnet, machen ihn zum Gönner unserer Blätter, ob ihm gleich die Art, wodurch wir seinen Charakter bekannt gemacht haben, nicht zum besten gefällt. Doch ist er so großmüthig, daß er sich durch nichts zu rächen sucht, als daß er uns junge Leute nennet, die erst durch die Zeit und vielleicht durch einige wolverdiente Züchtigungen, mehr Höflichkeit und Erfahrung bekommen werden. Von unsern guten Bekannten, den Kundschaftern, aber hat er mit völliger Gewißheit erfahren, daß sie boshafte und gefährliche Verläumder sind, und er warnet aus christlicher Liebe Jedermann für ihnen.

Aber nun komme ich zu dem traurigen Theil meiner Geschichte. Herr Timaret, dem vermuthlich unsere Beantwortung seines Briefes kein Genüge geleistet hat, will unsere Schrift nunmehr auf eine ganz besondere Art widerlegen. Er sucht in dieser Absicht überall Personen auf, die von der Freundschaft keine vortheilhafte Begriffe haben, und, wenn er eine gute Anzahl von solchen Leuten beysammen hat, so will er ihre Geschichte, als eine unumstößliche Widerlegung unserer süssen Träume, drucken lassen. Der gute Mann giebt sich deßwegen viele Mühe. Er zwinget sich, allen diesen Personen freundlich zu begegnen, um sie nur so vertraulich zu machen, daß sie ihm ihre Geschichte erzählen sollen. Der erste, an welchen er sich gewandt hat, war Herr Simplicius. Um das Vertrauen dieses Mannes zu gewinnen, stellte ihm Timaret vor, daß wir

ihn durch die Bekanntmachung der kleinen Geschichte, die sich mit seinem neuen Kleide zugetragen hatte, offenbar beleidiget hätten; und rieth ihm, sich an uns zu rächen. Dieser Versuch lief nicht nach Timarets Wunsche ab. Herr Simplicius war zwar auf uns erbittert; aber ein Theil seines ausbrechenden Zorns traf zugleich den guten Timaret. "Was? sagte er, glauben Sie vielleicht gar, daß ich mich durch meine damalige Aufführung wirklich lächerlich gemacht hätte? Sie können mich in Zukunft mit dergleichen Zeitungen verschonen. Ich sage es Ihnen, das Kleid war bezahlt. Sie haben eben so wenig Ursache, als die unwitzigen Wochenschriftler, sich um meine Aufführung zu bekümmern. Ich werde sowol Sie, als die boshaften Pasquillanten, schon dafür zu finden wissen." Timaret gieng darauf zur Prudentilla, und suchte sie auf seine Seite zu ziehen. Er stellte ihr vor, daß durch unsere Schrift ihr Mann in seiner unmäßigen Freygebigkeit noch mehr gestärket worden sey; und bat sie, sich mit ihm zu vereinigen, und einmal die Welt von dem Ungrunde der Freundschaft zu überführen. Aber auch Prudentilla wollte davon nichts hören. Sie gestund zwar, daß ihr Mann ein Verschwender, und die Verfasser des Freundes, grobe und unverständige Leute seyen; aber sie selbst sey für die wahre Freundschaft sehr eingenommen, und sie würde noch an diesem Abend einen Beweiß davon geben, da sie zwo gute Freundinnen zum Essen gebeten hätte. Timaret gieng hernach zum Herrn Hartsinn. Auch da schlug seine Hoffnung

fehl.

fehl. Wie, sagte Herr Hartsinn, ich sollte wider die Freundschaft reden? Nein, ich habe selbst ein freundschaftliches Herz. Ich weiß wohl, daß einige überwitzige Köpfe wider mich geschrieben haben. Aber die Stadt kennet mich besser. Habe ich nicht erst gestern einem guten Freunde einen Vorrath an Getraide für einen billigen Preiß verkauft, der mir vielleicht noch einmal so viel würde eingetragen haben, wenn ich einen Mißwachs hätte erwarten wollen. Timaret ist nunmehr auf alle Leute noch einmal so erzürnt, als zuvor. Izt ist er völlig überzeugt, daß durchaus keine Freundschaft in der Welt zu finden ist, weil er nicht einmal zu einem so löblichen Werk, als das seinige war, einen Gehülfen finden kan. Es ist ein Glück für uns, daß sein Anschlag nicht zu Stande gekommen ist. Inzwischen hat uns doch diese Begebenheit überzeugt, daß die Menschen, wenn sie gleich selbst zu der Freundschaft geneigt sind, doch selten Freunde von denenjenigen werden, die von der Freundschaft schreiben.

So sehr hat uns unsere Hoffnung betrogen. Wir schmeichelten uns im Anfange, ob wir es gleich zu verbergen suchten, daß alle unsere Leser unsere Bemühungen billigen würden. Nunmehr gereuet es uns fast, daß wir eine Schrift angefangen haben, die uns so viel Haß zugezogen hat. Hätten wir doch lieber den Feind geschrieben! Eine solche Schrift müßte gewiß Beyfall gefunden haben. Ein jeder, der einen Feind hätte, würde denselben auf dieses

Buch verwieſen haben. Vielleicht wäre es gar ein allgemeines Lehrbuch geworden, woraus die Menſchen die erhabene Kunſt gelernet hätten, diejenigen recht empfindlich zu verfolgen, denen ſie feind ſind. Denn bißher wiſſen die meiſten Menſchen ihren Haß noch nicht kunſtmäſig auszuüben, ob ſie gleich die gröſte Sorgfalt darauf wenden.

Ich muß hier abbrechen, weil mir in dieſem Augenblicke meine Freunde einige Briefe zuſchicken, die in dieſes Blat eingerucket werden ſollen.

An die Verfaſſer des Freundes.

Gewis, M. H. Sie ſind artige Rathgeber. Wenn mehrere von Ihren Leſerinnen durch Ihre Blätter eben ſo unglücklich geworden ſind, als ich, ſo dürfen Sie ſich von meinem ganzen Geſchlechte eine ungemeine Belohnung verſprechen. Was hat Sie doch bewegen können, unſere unſchuldigen Herzen mit dem träumeriſchen Triebe der Freundſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern zu erfüllen, den Sie in ihrem neunten Stücke ſo ſehr und ſo gröſſprechend angeprieſen haben? Verführer ſind Sie, aber keine Rathgeber. Ich bin ſo thöricht geweſen, Ihrer Fürſchrift zu folgen. Ich habe es erfahren. Aber Sie ſollen es auch wiſſen; zu Ihrer Strafe, zu Ihrer Beſchämung ſollen Sie es erfahren, wie unglücklich für mich die Folge Ihres Raths geweſen iſt.

Ich

Ich las das neunte Stück Ihrer Wochenschrift in der völligen Ueberredung, daß Sie die Sache vollkommen verstehen müßten, von welcher Sie so zuversichtlich schrieben. Ich wollte keine Pflicht unerfüllet lassen. Ich warf die Augen auf alle Mannspersonen aus meiner Bekanntschaft, um einen auszusuchen, der meiner Freundschaft würdig seyn mögte. Endlich schien mir Dorant der würdigste. Ach! Sie sollten ihn nur gesehen haben; Sie selbst würden ihn gleich für den Würdigsten gehalten haben. Wohlgewachsen, von einem ausgesuchten Geschmacke in der Kleidung, munter und voll schalkhafter Einfälle, und doch dabey, wie es schien, sehr gutherzig, weil er durchaus in Gesellschaften keinen Menschen traurig sehen konnte. — Dieses ist das Bild von Doranten. Wenigstens hielt ich es damals für sein Bild. Ich fand bey meiner Wahl desto weniger Schwierigkeit, weil ich schon lange bemerkt hatte, daß Dorant mir vor andern Schönen eine besondere Achtung erzeigte. Ich glaubte, da ich ihn zu meinem Freunde bestimmt hatte, dürfte ich gegen ihn nicht so zurückhaltend seyn, als ich gegen einen Liebhaber hätte seyn müssen. Dorant merkte es bald, daß er mir nicht gleichgültig war. Er suchte Gelegenheit, mit mir allein zu reden, und sagte mir etwas von Liebe vor. Ich erklärte ihm sehr deutlich, daß ich nicht einen Liebhaber, sondern einen Freund suchte. Wie vergnügt schien er meine Freundschaft anzunehmen! Seine Aufführung schien auch in der That alle meine Neigung zu verdienen. Er besuchte mich

fleißig,

fleißig, er ſprach vertraulich mit mir, und führte ſich allemal beſcheiden auf. Höchſtens hat er mich fünf- oder ſechsmal geküſſet; und unter Freunden iſt doch ein Kuß erlaubt. Nun glaubte ich meine Sache recht gut gemacht zu haben. Ich ſahe ſchon dem Beyfall meiner Bekannten entgegen, den ich durch meine kluge Aufführung verdient zu haben glaubte. Aber anſtatt, gelobt zu werden, bemerkte ich endlich, daß, ſo oft ich in meine gewöhnlichen Geſellſchaften kam, ein heimliches Lächeln und Ziſcheln entſtund. Ich bin von Natur nicht argwöhniſch; aber zuletzt machte mich dieſes ungewöhnliche Bezeigen meiner Bekannten aufmerkſam. Ich befragte deswegen eine alte Anverwandtin, die mir allezeit gewogen geweſen iſt. Sie ſagte mir im Vertrauen, daß man über mich lachte. Der Böſewicht Dorant hatte ſich in der ganzen Stadt berühmt, daß ich mich in ihn verliebt hätte. Er hatte erzählt, daß ich ſelbſt ihm meine Liebe unter dem lächerlichen Vorwand der Freundſchaft angetragen hätte, und hundert Umſtände mehr, die er theils durch ſeine unverſchämten Zuſätze verſchlimmert, theils gänzlich erdichtet hatte. Stellen ſie ſich meinen Zorn vor, wie ich dieſe entſetzliche Nachricht erfuhr. Ich verbot dem Böſewicht mein Haus. Aber ich glaube, zur Rache hat er ſich fürgeſetzet, mir alle Geſellſchaften zu verbitten. Wohin ich gehe, verfolgt er mich, und giebt mir die unverſchämteſten höniſchen Blicke. Mit zween von meinen Bekannten habe ich ſchon gebrochen weil ſie mich etlichemal in einem recht empfindlich ſpöttiſchen Ton

die

die Freundin genennet haben. Allen diesen Verdruß, alle diese Spöttereyen habe ich Ihrer verwünschten Wochenschrift zuzuschreiben. Mögten Sie doch in Zukunft selbst die Märtyrer Ihrer thörichten Rathschläge werden. Dieses wünsche ich Ihnen von Herzen.

Meinen Namen brauchen Sie nicht zu wissen.

Meine Herren,

Ich weiß es Ihnen schlechten Dank, daß Sie in ihrem neunten Stücke die Freundschaft unter beiden Geschlechtern so sehr angepriesen haben. Ich habe mich durch Ihre Vorschläge reitzen lassen, mir eine Freundin auszusuchen, und ich habe nichts gefunden, als eine Quelle des Verdrusses. Schon ehe ich ihre Blätter las, verehrte ich heimlich die Reitzungen eines gewissen Frauenzimmers, die ich Lisse nennen will. Ihre Wochenschrift brachte mich auf die Gedanken, daß ich durch die Freundschaft bey dieser Schönen am glücklichsten seyn würde. Denn zur Liebe schienen meine Umstände nicht vortheilhaft genug. Genug, ich entdeckte der reitzenden Lisse meine freundschaftliche Neigung, und sie war so gütig, sie mit Vergnügen, wie sie sagte, anzunehmen. Nun dachte ich, „die Verfasser des Freundes sind doch rechtschaffene Leute. Ihre gute Lehren haben mir ein Glück verschaft, welches ich gewis nicht würde erhalten haben, wenn sie mich nicht dazu aufgemuntert hätten.“ Aus einem Triebe der Dankbarkeit war ich schon

eilicht-

etlichemal im Begriffe, Ihnen mein Glück zu melden. Eine gewiſſe Furchtſamkeit hielt meine Feder zurück; und wie froh bin ich itzt, daß ich damals nicht geſchrieben habe! Ich hätte mich dadurch gedoppelt lächerlich gemacht. Inzwiſchen genoß ich ein ganzes Vierteljahr lang die angenehmſten Freuden, die mir meine Einbildung nur verſchaffen konnte. Eliſe war ſo freundſchaftlich, ſo zärtlich gegen mich geſinnet, daß ich mich für das Muſter glücklicher Freunde hielt. Erſt vor wenig Wochen habe ich erfahren, daß mein ganzes Glück ein ſüſſer, ein thörichter Traum geweſen iſt. Eliſe wurde auf einmal kaltſinnig; wenn ich ſie beſuchen wollte, war ſie entweder nicht zu Hauſe, oder ſie hatte Geſellſchaften bey ſich, unter denen ich, als ein Feind des Geräuſches, eine ſtumme Perſon ſpielen mußte. Ich fand endlich Gelegenheit, ſie allein zu ſprechen, und machte ihr freundſchaftliche Vorwürfe wegen ihrer veränderten Aufführung. Sie lachte mich aus, und nennte mich einen ſchwermüthigen Träumer. Wäre ſie noch damit zufrieden geweſen! Aber ſie fieng an, mich in ihren lärmenden Geſellſchaften mit meiner freundſchaftlichen Ernſthaftigkeit aufzuziehen, und alle junge Herren, die um ſie herumflatterten, halfen mich lächerlich machen. Ich begriff endlich, wie thöricht meine Geſtalt unter dieſem tändelnden Hauffen ausſehen müßte. Ein guter Freund eröfnete mir zuletzt das ganze Geheimniß, und bewies mir, daß ich mir anſtatt einer würdigen Freundin eine Buhlerin ausgeſucht hätte, die meinen Umgang nur zum Zeitvertreibe

angenommen hatte, bis ihr Schwarm von Stutzern, der damals gerade anderwärts verflogen war, wiederkommen würde. Was konnte ich thun? Ich mußte mich stillschweigend zurücke ziehen, und es leiden, daß die Leute so lang über mich lachten, bis meine Thorheit durch die Thorheit eines andern abgelöset werden mögte. Sie, M. H. sind inzwischen Schuld daran, daß ich diese Thorheit begangen habe. Wie wenig müssen Sie das Geschlecht kennen, von dem Sie so vortheilhaft schreiben! Nein. Wollen Sie ja noch ferner von der Freundschaft schreiben, so schreiben Sie blos für Mannspersonen. Zu Lehrern des Frauenzimmers scheinen Sie nicht gemacht zu seyn. Dieses Geschlecht hat unfehlbar seine eigene Sittenlehre. Ich bin,

Meine Herren,

Ihr Trissotin.

Da haben wir nun unsern verdienten Lohn. Ich hatte es wohl gedacht, daß Alceſt durch seine schönen Freundschaftsvorschläge ein Unglückesstifter seyn würde. Er hat es freylich niemanden gerathen, einen Stutzer, oder eine Buhlerin zum Freunde und zur Freundin zu erwählen. Inzwischen würden doch unsere beyden Correspondenten nicht so unglücklich geworden seyn, wenn Alceſt nicht geschrieben hätte. Seine Freundschaft zwischen beyden Geschlechtern ist ohnehin fast nichts anders, als eine Platonische Liebe. Wie lange aber ist nicht schon die Platonische Liebe von allen Leuten ausgezischet worden, welche die Wissenschaft der

sinnlichen

ſinnlichen Zärtlichkeit beſitzen? Mich dauret nur die unbekannte Schöne die an uns geſchrieben hat. Herr Teuſoten kan ſich eher zufrieden geben, denn unter uns Mannsperſonen ſind Thorheiten doch nichts neues. Aber bey einem Frauenzimmer hat ein ſolcher Fehler mehr Folgen. Ich wollte unſere ſchöne Correſpondentin gern rächen, wenn ich nur wüßte, auf welche Art es ihr gefällig ſeyn mögte. Wenn ſie es verlangt, ſo will ich meinem nächſten Blatte ihren Undankbaren ſo lächerlich machen, daß er ſich ſchämen würde, wenn er kein Stutzer wäre. Doch, im Ernſte zu reden; ein Menſch, der die vortheilhafte Neigung eines gutgeſinnten Frauenzimmers, und wann ſie auch etwas unbedacht wäre, lächerlich zu machen ſucht, hat ſchon die Verachtung aller ehrlichen Leute verdient. Hier iſt noch ein kleiner Brief.

Meine Herren,

Ich habe bisher Ihre Schrift ganz gern geleſen, weil ich glaubte, daß Sie nichts als Wahrheiten ſchreiben. Geſtern aber ſagte mir jemand, Ihre Erzählung von Ihrer freundſchaftlichen Geſellſchaft ſey nur eine Erdichtung, denn es ſey nicht möglich, daß ein Menſch ſo viele wahre Freunde haben könnte. Ich mögte gern wiſſen, ob dieſe Vermuthung unrichtig iſt, oder ob Sie ſich nur fälſchlich eines auſſerordentlichen Glückes rühmen. Wollen Sie mir er-

lauben, Ihre Gesellschaft einmal zu besuchen? Dieses würde das beste Mittel seyn, meinen Zweifel zu entdecken.

Thomas Frager.

Wir bitten den Herrn Frager, uns auf unser Wort zu glauben, daß es zwar ein seltenes, aber doch ein mögliches Glück sey, etliche wahre Freunde zu besitzen. Sein Besuch wird uns sehr angenehm seyn, wenn er denselben nur so lange verschieben will, bis unsere Schrift geendiget ist.

F. Pheron.

Ein und sechzigstes Stück.

Truces animæ.

Statius.

Die meisten Menschen halten doch nichts für geringschätziger, als die Geschäfte des Herzens. In den übrigen Angelegenheiten des Lebens sind sie insgemein vorsichtig genug. Ein Kaufmann, der mit einem andern in eine Handlungsgesellschaft tretten will, pflegt die Umstände desjenigen, den er zu seinem Mitgenossen erwählen soll, sehr genau zu überlegen. Aber wenn man Schritte thun will, die zu dem wesentlichen Glücke oder Unglücke des Herzens führen können, so verfähret man so leichtsinnig,

als

als ob man die nichtswürdigsten Kleinigkeiten vor sich hätte. Man stiftet Freundschaften und Liebesbündnisse, ohne einmal daran zu denken, ob man zu diesen wichtigen Verbindungen geschickt ist, oder ob man sich würdige Gegenstände ausersehen hat. Es müßte das größte Wunder seyn, wenn eine solche Leichtsinnigkeit glückliche Folgen haben sollte. Aber die Erfahrung sagt es uns auch, wie elend das Ende der meisten Bündnisse ist, die auf eine so unüberlegte Art geschlossen werden. Es gehöret wenig dazu, sich und andere zu überreden, daß man sein Herz versehenket habe. Wie leicht reuet uns aber ein Geschenke, welches wir gemacht haben, ehe wir wußten, ob es wohl oder übel angeleget seyn würde? Wie empfindlich sind die Folgen, wenn man sein Geschenke wieder zurück nimmt?

Ich wunderte mich, wie ich hörte, daß Lysander und Strephon eine vertraute Freundschaft unter sich geschlossen hatten. Ich konnte nicht begreifen, wie zween Menschen von so widrigen Charakteren sich miteinander vereinigen könnten; Lysander so empfindlich, und Strephon so leichtsinnig und ausschweifend. Einer solchen Freundschaft konnte man wohl keine glückliche Dauer zutrauen. Sie hat auch bald ein Ende genommen. Aber der Bruch zwischen diesen gewesenen Freunden scheinet noch traurigere Folgen nach sich zu ziehen, als man vermuthet hatte. Lysander kan überhaupt sehr leicht beleidiget werden, und sein unbedachtsamer Freund beleidigte ihn desto eher, da er nicht einmal daran dachte, daß man einen Freund beleidigen

könnte. Lyſander nimmt hingegen dieſe Beleidigungen deſto höher auf, da ſie ihm von einem Freunde widerfahren ſind. Er äuſſert nunmehr eine Rachbegierde ohne Schranken, und ich ſehe es zum voraus, daß er den armen Strephon unglücklich machen wird. Denn er hat die Mittel dazu in den Händen; und was iſt leichter, als einem Leichtſinnigen zu ſchaden? Sein Herz aber hat ſich ſchon ſo weit offenbaret, daß man ſicher ſchlieſſen kan, die ſtrengſte Rache ſey in ſeiner Betrachtung das einzige Mittel zur Schadloshaltung.

Es iſt eine gewöhnliche Folge übelgewählter Bündniſſe, daß der Haß gröſſer wird, als zuerſt die Liebe war. Wollten die Menſchen nur dieſe einzige Folge recht bedenken, ſo würden ſie in ihr Urſachen genug finden, in ihren Freundſchaften und in ihrer Liebe vorſichtiger zu werden. Aber man betrachtet Liebe und Haß als Dinge, die in Anſehung ihrer Sittlichkeit gleichgültig ſind. Man wagt es alſo auf den Zufall los, und will es der Zeit überlaſſen, ob man in der Liebe fortfahren dürfe, oder den Haß an ihre Stelle ſetzen müſſe. Man vergiſſet, wie ſehr die allgemeine Menſchenliebe dadurch verletzet wird, deren Rechte doch ſo groß ſind, daß man den Haß als das äuſſerſte betrachten ſollte, wohin die menſchliche Freyheit ſich kaum jemals erſtrecken darf. Dieſes iſt noch nicht genug. So bald man einen Menſchen haſſet, ſo bald betrachtet man ihn als eine Hinderniß unſeres Glückes. Man will ſich für ihm in Sicherheit ſetzen, und dieſes weiß man nicht anders zu

thun,

ſtun, als daß man ihn auſſer Stande ſetzet, uns zu ſchaden, d. i. man ſuchet ihn ſelbſt unglücklich zu machen, damit er zu ſchwach werden möge, uns von neuem anzugreiffen. Auf dieſe Art verwandelt ſich der Verfolgte in einen Verfolger. Dieſes iſt der erſte Grund der Rachbegierde.

Bey den meiſten Menſchen kommt noch ein zweyter Grund hinzu. Es iſt ein ſehr niedriger Troſt, aber doch iſt er den allermeiſten Menſchen angenehm; wenn ſie unglücklich ſind, noch andere Perſonen zu ſehen, die ebenfalls unglücklich ſind. Ein Beleidigter hält ſich leicht für unglücklich; er ſuchet ſich den Troſt zu verſchaffen, ſeinen Beleidiger auch unglücklich zu ſehen. Damit ihm dieſes ja nicht fehlen möge, ſo eilet er ſelbſt ſeinen Feind in das Unglück zu ſtürzen, das er demſelben wünſchet.

Ich weiß nichts, das die Menſchen mehr erniedriget, als die Rachbegierde. Der größte Ruhm des menſchlichen Geſchlechtes, das wahre Bild des Schöpfers iſt die Menſchenliebe; der Trieb nicht nur ſelbſt glücklich zu ſeyn, ſondern auch andere glücklich zu machen. Dieſe edle Neigung gehet bey einem Rachſüchtigen verlohren. Derjenige, der das Vertheidigungsrecht in die Kunſt zu ſchaden ausdehnet, verwandelt die Unſchuld ſelbſt in Beleidigungen und Unrecht. Und dieſes iſt das Verfahren eines Rachgierigen, ein Verfahren, das zugleich mit den Pflichten gegen andere, und mit der Pflicht gegen uns ſelbſt ſtreitet. Das Glück, das ich für den Angriffen eines Gegners zu ſchützen habe, iſt ſo viel nicht werth, daß ich deswegen auf das

Verderben meines Beleidigers denken ſollte. Alle ſeine Angriffe können nur auf meine zufälligen Güter geſchehen; mein wahres Glück, das Glück der Seelen, kan mir kein Fremder rauben. Eines Theils kan mich die Klugheit in dem Beſitze meiner Güter erhalten, ohne daß ich deßwegen zukünftigen möglichen Beleidigungen meines Gegners durch gegenwärtige wirkliche Beleidigungen vorkommen dürfte; und wann auch dieſes bisweilen nicht möglich wäre, ſo iſt es doch gewiß edler, in ſeiner Unſchuld einen kleinen Verluſt zu leiden, als ſelbſt derjenige zu ſeyn, der ſeinen Mitbruder zu verderben ſuchet. Derjenige, der durch ſeine Rache neuen Beleidigungen ſeines Gegners zuvorkommen will, ſcheinet mit demſelben nur um den unſeligen Vorzug zu ſtreiten, welcher unter beyden der geſchickteſte ſey, einen Menſchen, einen edlen, und zur Glückſeligkeit beſtimmten Theil der Schöpfung, unglücklich zu machen.

Der andere Grund der Rachbegierde iſt noch viel niederträchtiger. So lange man glauben kan, durch die Rache den Beſitz ſeines zeitlichen Glückes zu erhalten, ſo lange finden kleine Seelen doch noch einen Scheingrund für ihre Rachbegierde. Sie wollen ſich dadurch in dem Genuſſe eines Glückes erhalten, das ihr enge eingeſchränkter Verſtand für das einzige Glück hält. Aber einen von unſern Mitbrüdern deßwegen unglücklich zu machen, damit man in ſeinem eigenen Unglücke Geſellſchaft haben möge, dieſes iſt das Verabſcheuungswürdigſte, das Menſchen ausüben können. Man mag dieſe Art der Rachbegierde ſelbſt von der

Seite,

Seite, wo ſie allein die Menſchen reitzen kan, man mag ſie von der Seite der Selbſtliebe betrachten; ſo findet man in ihr nichts, das nicht mit den wahren Empfindungen der Menſchheit ſtritte. Bin ich unglücklich; was hilft es mich denn, daß noch ein anderer unglücklich wird? Das Unglück hat ſtets etwas rührendes in ſich; ſelbſt, wenn es einen andern trifft, wird ein menſchliches Herz davon beweget. Soll ich denn derjenige ſeyn, der durch ſeine Rachbegierde dem ganzen menſchlichen Geſchlechte die Beyſpiele des Unglücks häuffet? In der That, ein Menſch, der ſeinen Nächſten unglücklich machet, beleidiget das ganze Geſchlecht. Er ſetzet, ſo viel an ihm iſt, einen Weltbürger auſſer Stande, der Welt zu dienen, und er vermehret vorſetzlich die traurigen Bilder des menſchlichen Verſtandes.

Ich weiß wohl, daß bey vielen Menſchen die innere Sittlichkeit der Handlungen nur ein ſchwacher Bewegungsgrund iſt, wenn ihre Leidenſchaften dagegen ſtreiten. Aber dieſe Menſchen ſollten ſich doch wenigſtens durch das Nützliche rühren laſſen. Die Rache kan einen Menſchen durchaus nicht glücklich machen; ſehr oft aber machet ſie die Vorbereitung zu ſeinem künftigen Falle. Indem man ſich ſelbſt wegen einer Beleidigung rächet, wird man andern ein Beyſpiel, ſich auch an uns zu rächen, wenn wir ſie beleidigen ſollten. Ich möchte den Menſchen kennen, der gewiß ſeyn könnte, niemals einen andern zu beleidigen. Eine Uebereilung, eine Unachtſamkeit kan zur Beleidigung werden. Und wer wünſchet nicht, daß der Gegner, den er be-

leidiget hat, verſöhnlich ſeyn möge? So ſchön iſt die Verſöhnlichkeit, und ſo vollkommen hat ſie das ewige Merkmaal der Tugend an ſich, daß ein jeder ſich bey denen anzutreffen wünſchet, mit denen er leben ſoll. Welch ein Unſinn iſt es denn, andern eine Tugend, eine liebenswürdige Eigenſchaft zu wünſchen, und uns ſelbſt dieſelbe zu verſagen? Da kein Menſch die Schätzbarkeit der Verſöhnlichkeit läugnet, ſo handelt derjenige, der ſich ſeiner Rachbegierde überläſſet, nicht anders, als wenn er bedächtlich den Vorſatz faſſete, ſeine Seele einer Vollkommenheit zu berauben.

Ich habe bisher nur von der Rachbegierde geredet, die auf wahre Beleidigungen zu folgen pfleget. Wie oft rächen ſich aber die Menſchen nicht für eingebildete Beleidigungen? Diejenigen, die man empfindliche Leute nennet, ſind alle Augenblicke fertig, ſich für beleidiget zu halten. Eine Mine, ein Lächeln, ein unſchuldiges Wort, kan ihre Wuth anzünden. Insgemein ſind dieſe kleinen Geiſter zugleich die rachgierichſten. Der erſte Schritt zu ihrer Rache iſt der heimliche Haß, den ſie gegen ihren vermeynten Beleidiger faſſen. Damit aber begnügen ſie ſich ſelten. Ihre Ueberzeugung ſagt es ihnen, daß ſie nicht wichtig genug ſind, ihren Gegner durch ihre bloſſe Abneigung zu züchtigen. Sie ſuchen alſo Mittel herfür, ihren Zorn fühlbar zu machen, und ihre Rache äuſſert ſich durch alle Gelegenheiten, die ſich ihrer Begierde zu ſchaden anbieten können.

Da ich eben von den traurigen Folgen der Rachbegierde geredet habe, so erinnere ich mich dabey an eine Geschichte, die ich meinen Lesern erzählen will.

Alonso und Lucia, zween tugendhafte und zärtliche Gatten, lebten in einem glücklichen Stande. Ihre äusserlichen Umstände waren vortheilhaft, und zur wahren Freude ihrer Herzen hatten sie zween Söhne von guter Hoffnung. Ihre Freude wurde dadurch vermehret, daß sie selbst in einem Alter waren, welches sie hoffen ließ, noch lange Zeit Zeugen von der guten Aufführung, und dem Glücke ihrer Söhne zu seyn. Roderich, ihr ältester Sohn, war ein feuriger Jüngling. Er hatte edle Empfindungen; er war redlich, und wohlthätig; seine Neigung trieb ihn stets an, sich in der Welt hervorzuthun, und die Natur hatte ihn mit allen Eigenschaften versorget, die einem Ruhmbegierigen nöthig sind. Die einzigen merklichen Fehler seiner Jugend waren seine Hitze, und dabey ein starker Hang zur Rachbegierde. Dieser letzte Fehler beunruhigte seinen wachsamen Vater. Alonso sagte oft zu seinem Sohne: "Wie gern wollte ich zufrieden seyn, daß dir die Hälfte deiner Fähigkeiten fehlte, wenn du nur zugleich deine Rachbegierde verlieren möchtest! So lange diese verderbliche Leidenschaft in deinem Herzen ist, so lange fürchte ich alles für dich. Deine gute Eigenschaften selbst werden dir dabey schädlich seyn. Du wirst sie zu Mitteln machen, deine Rache auszuführen, und dein Verderben wird die traurige Wirkung davon seyn." Durch wiederholte Vorstellungen

von dieſer Art, ſuchte Alonſon ſeinen Sohn von einer ſträflichen Leidenſchaft zu befreyen. Roderich konnte dieſe Vermahnungen nicht verwerfen; oft faſſete er den Vorſatz, ihnen zu folgen; aber bey der erſten Reizung riß ihn ſein feuriger Geiſt wieder fort. Ein Bruder, Livio, war von einer ganz entgegengeſetzten Gemüthsart. Livio war ein ſanftmüthiger, und zärtlicher Jüngling; er ſuchte ſein Glück allein in der Stille, und ſeine Freude in dem Glücke ſeiner Eltern, und ſeines Bruders. Ohngeachtet dieſer Verſchiedenheit in den Charaktern, liebten ſich die Brüder aufs zärtlichſte.

Roderich hatte von ſeiner Kindheit an einen vertrauten Freund gehabt. Derſelbe war ein Jüngling von gleichem Stande und von gleichen Eigenſchaften. Roderich und Gonſalvo eiferten mit einander um Vollkommenheiten und Ruhm; man wuſte nicht, welchem von beyden man den Vorzug geben ſollte, aber bewundert wurden ſie beyde. Ihre Vertraulichkeit dauerte viele Jahre ununterbrochen.

Endlich erblickte Roderich an einem öffentlichen Feſte ein Frauenzimmer von ſeltener Schönheit, und wurde von ihr gerühret. Er erfuhr, daß ſie die Tochter eines Mannes vom Stande ſey, und Olympia hieſſe. Dieſe Nachricht gab ihm gleich Hoffnung, daß ſeine Liebe von ſeinen Eltern nicht würde gemißbilliget werden. Den Eintritt in ihr Haus erhielt er leicht. Der Name ſeines Vaters, und ſeine eigene gute Eigenſchaften, machten ihn an allen Orten willkommen. Nun glaubte er, daß zu ſeinem Glücke nichts

anders

anders nöthig ſey, als die Gegenliebe ſeiner geliebten Olympia zu erhalten. Aber dieſes fand er ſchwerer, als er geglaubt hatte. Olympia erwieß ſich gegen alle ſeine Bemühungen kaltſinnig, und da er ſie nicht anders, als in Geſellſchaften ſprechen konnte, ſo war es ihm nicht einmal möglich, ihr die ganze Stärke ſeiner Neigung zu offenbaren. Endlich gewann er durch Geſchenke ihre Vertraute, und dieſe beſtellte ihn an einem Abend in einen Garten, wo er Olympien antreffen, und die Freyheit haben würde, ihr ſeine Liebe, ohne fremde Zeugen, zu entdecken. Roderich gieng voll Freude von der Vertrauten, und zu ſeinem Gonſalvo, den er zu ſeinen Begleiter erwählen wollte. Er hatte demſelben noch nichts von ſeiner Neigung entdeckt; nun aber hielt er es für nöthig, weil er es nicht wagen durfte, bey Nachtzeit ohne Begleiter auszugehen. Gonſalvo verrieth gleich, ſo bald Roderich ihm das Geheimniß entdeckte, eine heimliche Beſtürzung, und wie er ſich ein wenig erholet hatte, ſchlug er es ab, ihn zu begleiten. Roderich ſtutzte, ſeinen Freund, der ſonſt ſtets gegen ihn gefällig geweſen war, auf einmal ſo verändert zu ſehen. Er muthmaſſete in dem Augenblicke ein Geheimniß, und ſein Muthmaſſen betrog ihn nicht. Denn Gonſalvo unterhielt wirklich mit Olympien eine Liebesverſtändniß, welches ſie aus gewiſſen Familienurſachen geheim hielten. Roderich befragte ihn darum, und endlich geſtund es Gonſalvo. Bey dieſer Erklärung war Roderich ſeiner nicht mehr mächtig; die Liebe, der Verdruß, und die Eiferſucht, die zugleich in

ſeiner

ſeiner Bruſt aufwalleten, brachen in Ausdrücke aus, durch welche ſich Gonſalvo für beleidigt hielt. Die Folge eines ſo unfreundlichen Geſpräches war, daß beyde hitzige Jünglinge, Roderich aber zuerſt, zum Degen griffen, und Gonſalvo gefährlich verwundet ward. Roderich verbarg ſich etliche Tage bey einigen Bekannten; aber die Eltern des Gonſalvo, die an der Geneſung ihres Sohnes zweifelten, und das Opfer ihrer Rache nicht verlieren wollten, lieſſen ihn ſo ſorgfältig aufſuchen, daß er endlich gefunden, und in das Gefängniß gebracht wurde. Seine Eltern, denen dieſer Zufall ein tödtliches Schröcken eingejaget hatte, bemüheten ſich umſonſt um ſeine Freyheit; ihre Gegner waren zu ſehr aufgebracht, und wollten ihn durchaus der Strafe überlaſſen. Indeſſen wurde Gonſalvo unvermuthet geſund, und ſeine Geneſung gab Roderichs Eltern Hoffnung, ihren Sohn zu retten. Sie konnten aber nichts weiter erhalten, als daß er noch ein viertel Jahr im Gefängniſſe bleiben, und alsdann eine Zeitlang aus dem Lande gehen ſollte, damit die Verbitterung durch die Zeit überwunden werden möchte. Gonſalvo, deſſen Liebesverſtändniß mit Olympien durch dieſe Zufälle öffentlich bekannt gemacht worden, bekam das Jawort ihrer Eltern, und der Tag zu ihrer Vermählung wurde beſtimmet. An dem Abend vor dieſem Tage gieng Roderichs zärtlicher Bruder, Livio, zum Gonſalvo. Seine Vorſtellungen waren ſo glücklich, daß Gonſalvo verſprach, gleich nach ſeiner Vermählung um Roderichs gänzliche Freyheit zu bitten. An eben dieſem Tage

hatte

hatte Roderich Gelegenheit gefunden, aus dem Gefängniſſe zu entfliehen. Er hatte erfahren, daß ſein Gegner an dem ſey, durch Olympien glücklich zu werden. Dieſe Nachricht, die ſeiner Liebe ſo nachtheilig war, ſetzte ihn in Wuth; die Beſchimpfung, die er durch das Gefängniß erlitten zu haben glaubte, kam dazu, und beyde brachten ihn zu dem unglücklichen Entſchluſſe, alles zu wagen, damit er nur ſeinen Gegner unglücklich machen möchte. So bald er aus dem Gefängniſſe entflohen war, eilte er nach des Gonſalvo Hauſe. Seine Abſicht war, demſelben einen Dolch in die Bruſt zu ſtoſſen. Es war ſchon finſter, und in dieſem Augenblicke begleitete Gonſalvo Roderichs Bruder aus dem Hauſe. Roderich hörte die Stimme ſeines Gegners; ohne weitere Ueberlegung lief er zu, und ſtieß dem erſten, der ihm entgegnete, den Dolch in den Leib. So bald er denſelben fallen hörte, lief er voll von der Empfindung ſeiner grauſamen That, aus dem Hauſe, und eilte nach dem ſeinigen, von ſeinen Eltern und Bruder Abſchied zu nehmen. Er traf ſeine Eltern in einem traurigen Stande an. Lucia war aus Betrübniß und Sorge krank geworden. Sie erblickte Roderichen, ſo bald er in das Zimmer trat. "Tritt näher, rief ſie ihm zu, und reichte ihm ihre Hand. Du biſt die Urſache meiner Krankheit, die mir vielleicht das Leben rauben wird. Aber es iſt mir ein Troſt, und ich will vergnügt ſterben, da ich noch meinen Sohn wieder ſehe, da ich ihm meinen Segen geben kan.„ Roderich konnte ihr nicht antworten. Sein Herz war durch das

Bewußt-

Bewußtſeyn des begangenen Verbrechens, beklemmet; und ſeine Verwirrung machte ſeine Eltern beſtürzet. Alonſo war eben im Begriffe, ihn deßwegen zu befragen, als ſie durch ein Geräuſche verunruhiget wurden, welches in dem Hauſe entſtund. Alonſo eilte hinaus, und ſahe ſeinen andern Sohn in ſeinem Blute, der in das Haus getragen wurde. Livio war ſo ſchwach, daß er kaum reden konnte; doch ermunterte er ſich, da er Roderichen erblickte. "Ach, mein Bruder! rief er, ein Böſewicht hat mich ermordet, da ich im Begriffe war, deinen Gegner mit dir zu verſöhnen. Doch bin ich noch in dieſem Stücke glücklich geweſen. Gonſalvo iſt dein Feind nicht mehr. Komm, mein lieber Roderich, umarme mich, und laß deinen Bruder in deinen werthen Armen ſterben." In dieſem Augenblicke begriff Roderich die ganze Abſcheulichkeit ſeiner That. Die Rache hatte ihn verblendet, und den Dolch, den er für Gonſalvo beſtimmet hatte, in die Bruſt ſeines geliebten Livio geſtoſſen. Entſetzen und Schmerzen überwältigten ihn; er wollte ſich zu ſeinem Bruder niederbücken, und fiel ohnmächtig zu Boden. Es war nicht möglich, der zärtlichen Lucia dieſen Auftritt zu verbergen. Auf ihr inſtändiges Anhalten mußte Livio in das Zimmer getragen, und auf ein Bett neben das ihrige gelegt werden. Hier beſchäftigten ſich ihre ſterbenden Augen, ihn anzuſehen, den auch ſchon das Leben zu verlaſſen anfieng. Der traurige Alonſo, der an ſeinen eigenen Schmerz nicht gedenken konnte, eilte bald zu ſeiner Gattin, bald zu ſeinen Söhnen, und ſuchte

ihnen

ihnen allen einen Beystand zu geben, der sie nicht mehr retten konnte. Endlich erholte sich Roderich von seiner Ohnmacht, und gieng in das Zimmer. Eine Todtenblässe war über sein Angesicht ausgebreitet; seine starren Augen verriethen das Entsetzen, womit sein Herz erfüllet war, und verbreiteten Schröcken auf die Anwesenden. Er gieng zu seinem Bruder, und sagte mit bebender Stimme: "Livio, willst du den Böswicht sehen, der dein Mörder ist? Ich bin der Abscheuliche, der dich umgebracht hat. Meine rasende Rache hat mich verblendet, daß ich meinen liebsten Bruder nicht von meinem Feinde unterscheiden konnte. Aber bey dieser werthen Hand — hier ergriff er seines Bruders Hand — schwöre ich dir, meine Faust soll das Verbrechen rächen, das sie begangen hat.„ Er zitterte etliche Schritte zurück. Sein Vater merkte sein unseliges Vorhaben, und eilte, ihn zu umfassen; aber er kam zu spät. Roderich hatte sich mit dem Dolche, der seines Bruders Blut noch an sich hatte, das Herz durchstossen, und fiel todt zur Erde. Keiner von den Anwesenden konnte diesen Anblick ausstehen. Alonso lief aus dem Zimmer, ohne zu wissen, was er that. Aber bald erinnerte er sich, daß Lucia und Livio noch in demselben waren. Er kam zurück, und war noch Zeuge von ihren letzten Seufzern. Sie verschieden bald hernach. Alonso aber behielt sein Leben noch einige Jahre. Der redliche bedaurenswerthe Greiß! So unglückliche machte Roderich durch seine Rachbegierde sein ganzes Haus, am meisten aber sich selbst.

T. Arist.

Zwey und sechzigstes Stück.

Ein jeder gleichet seinen Träumen,
Im Traume zecht Anakreon:
Ein Dichter jauchzt bey seinen Reimen,
Und flattert um den Helikon.
Für euch Monaden! ficht mit Schlüssen
Ein Liebling der Ontologie;
Und allen Mägdchen träumt von Küssen,
Denn was ist wichtiger für sie?

Lyr. Ged.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren,

Ich habe eine Erfindung gemachet, die mir ungemein wohlgefällt. Wollen Sie es mir zu Gefallen glauben, daß ich dieselbe Ihnen aus einer besondern Neigung gegen Ihre Blätter mittheile? Ich muß es zwar erwarten, daß sie vielleicht glauben werden, ich hätte nur aus Noth meine Zuflucht zu Ihnen genommen, weil ich keinen eigenen Verleger bekommen könnte. Aber es sey. Wenn Sie meine Erfindung nur durch Ihre Blätter bekannt machen, so kan es mir allenfalls gleichgültig seyn, was Sie von meinem Verfahren denken mögen.

Ich

Ich bin auf eine beſondere Entdeckung gekommen, die die Träume betrift. Die alten Lehrgebäude der Traumdeuter ſind aus der Mode gekommen; und es wäre doch Schade, wenn ein ſo groſſer Theil des menſchlichen Lebens, als derjenige iſt, den man mit Schlafen und Träumen zubringet, ganz unnütze ſeyn ſollte. Ich nehme es zum Grundſatze an, daß der Menſch im Traume ſeine gewöhnliche Denkungsart behält, ja daß er ſich ſogar derſelben freyer überläſſet, als im Wachen. Denn im Traume hindern ihn keine auswartige Umſtande; die ganze Welt bildet ſich alsdenn nach ſeiner Einbildungskraft, und dieſe nach ſeinen Neigungen. Wenn ich dieſes zum voraus ſetze, und dabey nur die Ausnahme mache, daß einige wenige Träume, die durch beſondere Zufälle verurſachet werden, von der gewöhnlichen Denkungsart des Träumenden abweichen; ſo glaube ich, kan ich mit ziemlich philoſophiſcher Strenge den Schluß machen, daß man die Denkungsart eines Menſchen am ſicherſten aus ſeinen Träumen entdecken kan. Und wenn dieſes iſt, ſo habe ich durch die Bekanntmachung meines Satzes der Welt keinen geringen Dienſt geleiſtet. Denn wie ſorgfältig ſuchen nicht die Menſchen ihre wahre Denkungsart zu verbergen; und wieviel iſt gleichwol daran gelegen, die Denkungsart eines jeden zu wiſſen, mit dem wir umgehen?

Um Ihnen aber, M. H. nicht blos trockene Beweiſe zu geben, ſo will ich Ihnen einige Fälle erzählen, die meinen Satz unwiderſprechlich darthun. Ich glaube, Sie

kennen die Jungfer Modesta. Gewiß, Sie müssen sie kennen. Das schöne junge Frauenzimmer, das in dem Eckhause der — Strasse wohnet; die sittsame Schöne, die bey allen Schmeicheleyen der Mannspersonen blaß wird, und das Fenster zuschlägt, sobald man sie grüsset. Neulich habe ich dieses Frauenzimmer beborchet, da sie ihrem Cammermädchen erzählte, was sie seit einigen Tagen geträumet hatte. Einmal hatte ihr geträumet, sie sey spatziren gegangen, und plötzlich in ein Gedränge von Bauren gekommen. Auf einmal sey der Herr von Schönfus in seiner neuen Staatskutsche hergefahren, und hätte sie aus dem Gedränge in seine Kutsche gesetzet. Sie sey mit ihm nach seinem Rittergute gefahren, wo sie eine Menge Freunde, und sogar einen Pfarrer angetroffen hätte. Darüber sey sie aufgewachet. In der folgenden Nacht hätte ihr geträumet, sie sey auf dem Wasser gefahren, und ein starkes Ungewitter hätte ihr Fahrzeug umzuwerfen gedrohet, auf einmal sey ein gewaltiger Sturmwind gekommen, der sie ans Land gebracht hätte. Kaum sey sie auf dem Trockenen gewesen, so sey zu ihrem Erstaunen aus dem Sturmwind der Herr von Schönfus geworden, und hätte sie in den Armen gehalten. Sie erzählte noch etliche Träume von ähnlicher Art; und in jedem kam der Herr von Schönfus vor. Sie vergaß nicht, bey dem Ende einer jeden Erzählung dem Cammermädchen zu sagen: glaube ja nicht, Justine, daß ich wachend an den Herrn von Schönfus gedenke. Ich weiß kaum, wie er aussiehet. Aber du weißt wohl, daß man oft seltsame

Träume

Träume hat.„ Soll ich Ihnen sagen, M. H. was ich von der Jungfer Modesta und von ihren Träumen halte? Aller ihrer spröden Sittsamkeit ohngeachtet halte ich sie für verliebt, und zwar in den Herrn von Schönfus selbst verliebt. Sie würde gewiß sonst nicht so fleißig von ihm träumen.

„Ich habe die Ehre in der Nachbarschaft der gnädigen Frau von Tief zu wohnen. Diese ehrwürdige Matrone ist das Muster aller Tugenden, und insbesondere der christlichen Demuth; sie ist die Krone der Alten. Dieses weiß die ganze Stadt. Aber die Stadt sollte nur die Träume der gnädigen Frau wissen. Sie erzählte neulich einige davon einer andächtigen alten Frau, die ihre Vertraute ist. Zweymal hatte ihr geträumet, daß sie an einen Feldmarschall vermählet worden sey; und kurz darauf war ihr im Traum vorgekommen, daß sie in den Fürstenstand sey erhoben worden. Ihre Gnaden setzten hinzu; „da sieht man, wie die Tugend auch im Schlafe den Anfechtungen unterworfen ist. Der Himmel behüte mich für eiteln Gedanken. Es ist wahr, in meinen jüngern Jahren wurde mir einmal prophezeyhet — “ Ich konnte, weil von ohngefähr ein Geräusche entstund, nicht hören, was der gnädigen Frau war prophezeyhet worden. Aber ich glaube, ich kan, auch ohne einen Wahrsagergeist zu haben, doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen, daß das Herz der frommen und demüthigen Frau von Tief nicht so weit von der Welt entfernet ist, als ihr Mund und ihre Mine.

Eine alte Traumdeuterin, die ich oft zu mir kommen laſſe, nicht um von ihr etwas zu lernen, ſondern nur durch ihre Nachrichten meine Sammlung von Träumen zu vermehren, hat mir einen merkwürdigen Traum der Frau von Sanft erzählet. Die Frau von Sanft wird wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer liebreichen Harmonie mit ihrem zärtlichen Gemahl bewundert. Neulich war ihr Gemahl gefährlich krank. Sie, die treue Gattin, hatte ſich ein Faulbette in ſein Zimmer bringen laſſen, um Tag und Nacht bey ihm zu ſeyn. Nachdem ſie zwo Nächte gewachet hatte, überwältigte ſie ihre Mattigkeit, und ſie ſank auf das Bettchen. Sie fuhr nach ein paar Stunden in dem größten Schröcken auf, und rief; „Er iſt tod! Was ſoll ich anfangen!“ Sie erwachte durch dieſe Heftigkeit. So bald ſie ſich beſinnen konnte, bat ſie ihren Gemahl um Verzeihung, und ſtrafte ſich ſelbſt, daß ſie ihn erſchröcket hatte. Er küſſete ihr die Hand, zur Dankſagung für ihre zärtliche Sorge, die ihr ſogar den Schlaf ängſtlich machte. Verdienet eine ſolche Frau nicht Hochachtung? Aber laſſen Sie ſich nur den Traum erzählen M. H. Sie hatte geträumet, ihres Gemahls Secretair ſey mit ihr in dem Garten geweſen, und ſie hätten eine angenehme Unterredung gehalten. Auf einmal ſey eine Kutſche gekommen; ſie hätten ſich beyde hineingeſetzet, und wären in die Stadt gefahren. Sie ſtiegen vor einem prächtigen Hauſe ab, welches dem Secretair gehörte, der Miniſter geworden war. Hier überlieſſen ſie ſich dem völligen

Vergnügen der Zärtlichkeit. Mitten in ihrem vertraulichsten Gespräche drang ihr Gemahl in das Zimmer, und schoß dem Secretair den Kopf entzwey. Darüber war sie in einem grossen Schrecken aufgefahren. Dieses war ihr Traum, und dergleichen Träume hat sie mehr gehabt; theils von dem Secretair, theils von andern. Soll ich von diesen Träumen die Schlußfolge auf ihren Charakter, und vielleicht auf ihre geheime Aufführung machen? Es ist unnöthig.

Sehn Sie dort, M. H. den frommen Herr Seufzer am Fenster. Mit welchem feierlich segnenden Blicke begleitet er den vornehmen Mann, der vor seinem Hause vorbeyfahret! Wissen Sie, was er zu dem Bekannten saget, der mit ihm am Fenster stehet! „Segnet eure Feinde.“ Ja, so ist es. Der vornehme Mann ist sein bitterer, sein gewaltsamer Feind. Der arme Herr Seufzer hat viele Feinde. Kein Wunder. Der Gerechte muß viel leiden. Seine Aufführung gegen alle seine Feinde ist so erbauend. Mit Freuden würde er ihnen wohl thun, wenn es in seinem Vermögen stünde. Aber weil ihn seine geringen Umstände, die ihn nur in soweit kränken, als sie seine wohlthätige Neigung zu sehr einschräncken, daran verhindern, so muß er sich begnügen, sie zu segnen, und ihnen alles Gutes zu wünschen. So redet Herr Seufzer, und die ganze Stadt glaubet ihm. Wissen Sie wohl seine Träume? In der vergangenen Nacht sahe er den vornehmen Mann, den er noch heute gesegnet hat, einmal arm, hernach landflüchtig.

Ein andermal war Herr Seufzer sein Richter, und lies ihn aufs Rad flechten. Dergleichen Träume hat er beständig von seinen Feinden. Ich will hundert gegen eines wetten, Herr Seufzer spricht nur deswegen so gut von seinen Feinden, damit man seine Streithändel durchaus nicht unpartheiisch beurtheilen möge, und weil er weiß, daß eine öffentliche Rachbegierde bey seinen ohnmächtigen Umständen lächerlich lassen mögte. Er nimmt seine Rache in Träumen. Ich verdenke es ihm nicht. Wie mancher Mensch freuet sich, wenn er zum wenigsten im Traume sein Herz befriedigen kan? Ich könnte ihnen hundert Beyspiele davon anführen. Daß Seladon mit Gunstbezeugungen prahlet, die ihm Selinde soll erwiesen haben, ist so gar ungegründet nicht, als man glaubet. Im Traume hat er mehr als zwanzig Küsse von ihr bekommen. Wer will es ihm verdenken, daß er sich seines Luftglückes rühmt, da er selbst ein Luftmensch ist?

Dorant quält die Leute recht mit seinen Bemühungen, für einen Freygeist in der Lehre gehalten zu werden. Dabey pranget er mit seiner regelmäsigen Lebensart. Sie wissen, M. H. den Schluß, den er daraus ziehet, und so prächtig hersaget! Tugend kan ohne Religion seyn. Jedermann hält dieses für seinen Ernst, und bedauret ihn. Man wünschet den Menschen als einen Christen zu sehen, dessen Wandel der Religion Ehre machen würde. Ich bin bis daher auch so gutwillig gewesen, alles dieses von ihm zu glauben. Aber nun habe ich ihn entdecket. Dorant

iſt gerade das Gegentheil von dem, was er ſcheinen will. Kein Freydenker; vielmehr hat er eine knechtiſche, ärger als knechtiſche Furcht für den GOtt, den ſein prahlender Mund verläugnet. Seine Freygeiſterey iſt in ſeiner Lebensart. Er würde ſich in allen Laſtern wälzen, wenn er Herz hätte. Auf dieſe Entdeckung haben mich ſeine Träume gebracht. Die Hälfte ſeiner Träume ſind von Laſtern, die er in der Einbildung begehet. Und denn ſiehet er gleich Gefängniß und Leibesſtrafen. Die andere Hälfte ſeiner Träume handelt von Geſpenſtern und von der Hölle. Er erwachet allemal in einer Todesangſt, und brauchet wenigſtens drey Stunden, ehe er ſich erholen und ſeine gekünſtelte Thorheit, ſeine halb ſchöne, halb abſcheuliche Larve wieder vorziehen kan. Der Menſch ſollte im Ernſte ein Freydenker ſeyn? Er, der heimlich zittert? Er ſollte im Ernſte tugendhaft ſeyn? Er deſſen Gedanken, wie die Folgen ſeiner Einbildungskraft beweiſen, ſtets mit Bildern der Laſter und der bürgerlichen Strafen angefüllet ſind? Derant iſt ein niederträchtig eitler und zaghafter Menſch. Daß er die Religion leugnet, kommt daher, weil er weiß, daß der Staat keinen Narren blos wegen ſeiner Narrheit ſtrafet, und weil er ſich einbildet, daß der höhere Richter, für dem er im Herzen bebet, einmal mit einer geſchwinden Rothbuſſe zufrieden ſeyn würde. Daß er aber in ſeiner Lebensart eingezogen iſt, entſtehet blos aus Furcht für den Strafen, die ſeinen geliebten Laſtern von den bürgerlichen Geſetzen gedrohet werden. Das iſt Derant.

Ich weiß fast nicht, ob ich recht gethan habe, Doranten in diese Sammlung zu bringen. Sein Charakter ist gar zu ernsthaft unglücklich. Ich will Ihnen einen andern erzählen, und denn meinen langen Brief beschlüssen.

Wissen sie wohl, warum Herr Schwarzbart auf der neulichen Hochzeit so tiefsinnig war? O! verstellen Sie sich nur nicht. Ich weiß es doch, daß zween von Ihnen gegenwärtig waren. Gut, Sie wissen also; Herr Schwarzbart war tiefsinnig. Was denken Sie, warum? Wegen seines Kleides. Herr Schwarzbart wegen seines Kleides? Unmöglich. Der Mann ist zu sehr ein Philosophe. Er bekümmert sich um seine Kleidung nicht weiter, als ein vernünftiger Mann thun muß; nemlich kein Sonderling zu werden. Alles gut. Aber lassen Sie sich nur die Sache erzählen. Herr Schwarzbart hat schon zweymal geträumet, daß er sein Kleid beflecket hätte, und deswegen von einigen jungen Leuten sey ausgelachet worden. Beidemal traf sein Traum ein. Diesen unglücklichen Traum hatte er wieder, die Nacht zuvor, ehe er zur Hochzeit gieng. Das beunruhigte ihn. Ich weiß es ganz gewis. Glauben Sie etwa, daß man in seiner Kleidung nicht anders eitel seyn könne, als wenn man wie Medor und Silvan ist, die sich auf ihre reichen Westen etwas zu gute thun? Ich versichere Sie, man kan auch auf einen grauen Rock stolz seyn. Man darf sich nur einbilden, der graue Rock gebe dem weisen Manne ein besonder ehrwürdiges Ansehen, so ist die Eitelkeit fertig.

Hier

Hier haben ſie alſo, M. H. einige Verſuche, wie weit ich es in meiner Kunſt gebracht habe. Den Nutzen davon will ich Ihnen nicht anpreiſen. Können Sie meine Dienſte ferner brauchen, ſo bin ich der Ihrige. Soll ich Ihnen auch etwa Ihre eignen Träume auslegen? Träumen Sie nicht oft von ihrer Wochenſchrift? Träumen Sie nicht bisweilen von nachtheiligen Recenſionen?

Ich bin,

Meine Herren,

Ihr

F. Mathanaſius Träumer.

Die Verſchwiegenheit.

Ihr fraget mich warum Ariſt
Noch immer nicht verehlicht iſt?
Hat er den Korb davon getragen?
Ihr Freunde warum fragt ihr mich?
Wer iſt verſchwiegener als ich?
Ich darf's nicht ſagen.

Warum ſich Doris ehrbar ſtellt,
Den Fächer vor die Augen hält,
Wenn Stutzer freye Scherze wagen,
Das weis ich, doch ich ſchweige ſtill.
Wer iſt's wohl, den ſie locken will?
Ich darf's nicht ſagen.

Ihr

Ihr wißt, Crisinens junge Frau
Iſt ſparſam, zänkiſch und genau,
Sie weis ihm alles abzuſchlagen;
Jedoch ſie giebt ihm Geld zu Wein,
Er geht, und Sie, ſie bleibt allein?
Ich darf's nicht ſagen.

Ich weis, warum der Jude lacht,
Wann Orgon ſtolze Mienen macht,
Ihr mögt den Juden ſelber fragen.
Das Kleid, womit Herr Orgon prahlt,
Iſt ſchön. Doch iſt es auch bezahlt?
Ich darf's nicht ſagen.

Ihr wißt, das Meyſa Tag und Nacht
Der Tochter, die ſie ſtreng bewacht,
Räth, aller Stutzer zu verjagen.
Glaubt ſie, ſie möchte, troz dem Rath,
Thun, was ſie ſonſten ſelbſten that?
Ich darf's nicht ſagen.

Jüngſt fand ich im verſchwieg'nen Hayn
Mein liebſtes Mädchen ganz allein:
Nun höret auf mit eurem Fragen.
Zu ſagen was im Buſch geſchah
Verboth mir meine Silvia,
Ich darf's nicht ſagen.

Sicht

Siehſt du wie ſich Herr Schwätzvicl blähet
Und ſtolz die arme Dichtkunſt ſchmäht,
Wirſt du zu widerſprechen wagen?
Du ſchweigſt und ſteh'ſt gelaſſen da,
Geſteh nur was du denkeſt — ja
Ich mag's nicht ſagen.

E.

Drey und ſechzigſtes Stück.

Solos felices viuentes clamat in vrbe.

HORAT.

An die Verfaſſer des Freundes.

Meine Herren,

Ich lebe auf dem Land, in einer anmuthig-ſchönen Gegend. Wo ich hinſehe, finde ich eine angenehme Augenweide. Ich betrachte den ſchönen, den reitzenden Wieſsgrund mit ſo groſſem Vergnügen, als die friſch heranwachſende Früchte der Aecker und Gärten. Wenn ich allein, oder in Geſellſchaft meiner Schweſter ſpatzieren gehe, finde ich mehr Vorzügliches in der Natur, in den Werken des groſſen Schöpfers, als wenn ich die prächtigen Gebäude der Städte betrachte. Ich habe das Vergnügen,

manch-

manchmal in Gesellschaft vernünftiger und tugendhafter Freunde zu seyn. Dieses Vergnügen ist mir um so viel schätzbarer, weil ich es nicht täglich habe. Die Stunden, welche mir meine Geschäfte übrig lassen, widme ich keiner schlechten Gesellschaft, nein! ich wende sie zur Ergötzung meines Gemüths an, ich bringe sie mit der schönsten, mit der edelsten Beschäftigung hin. Ich lese witzige und lehrreiche Schriften, und daran habe ich durch die Verserge eines werthen Freundes keinen Manzel. Dieses ist auch das Vergnügen meiner Schwester, und unsere gütige und liebreiche Eltern gönnen uns diesen nützlichen Zeitvertreib mit Vergnügen. Sehen Sie hochgeehrteste Herren! wie vergnügt man sich das stille, das angenehme Landleben zu Nutze machen kan. Erlauben Sie mir, daß ich es dem Stadtleben, in vielen, ja in denen meisten Stücken vorziehen darf. Sie werden sagen, daß ein Vernünftiger bey dem Besitze einer wahren Tugend, und also bey einem freudigen Gewissen überall vergnügt lebt, und ich bin auch davon überzeugt; doch glaube ich, daß man auf dem Lande mehr Gelegenheit hat, die Weisheit und Güte des Schöpfers zu betrachten, und sich an der Tugend und schönen Büchern zu ergötzen, weil man nicht so oft durch das Geräusch, das in Städten herrschet, gestöhret wird.

Wie weitläuftig schreibe ich? Ich wollte Ihnen blos vor die poetische Betrachtungen danken, die Ihr Damis

neulich

neulich über das Landleben gemacht hat. Vergeben Sie mir diese Freyheit. Ich bin mit vieler Hochachtung

Dero

Vom Lande
Im April 1755.

gehorsame Dienerin
Melinde.

Damis an Melinden.

Du, deren freyes Herz von Stadt und Lärm entfernt,
Das Glück der Einsamkeit vergnügt empfinden lernt,
Die wenn du vor dem Reitz geschmückter Unruh fliehest,
Den Vater der Natur in seinen Werken siehest,
Melinde! glaube nicht, daß das Geräusch der Stadt,
Die Weisheit stets verscheucht, und keine Reitzung hat.

Es lebt auch hier, entfernt von Eitelkeit und Sorgen,
Oft mitten in der Stadt ein Mann, der Stadt verborgen,
Der seine Größe fühlt, der Thoren Stolz verlacht,
Und sich durch Redlichkeit und Tugend glücklich macht.
Er suchet unerkannt die Laster zu bestreiten;
Er theilt nicht Lehren aus, er schmäht nicht auf die Zeiten,

Er

Er tadelt andre nicht, ſein Beyſpiel lehret blos,
Er bleibt ſich ſelbſten gleich und auch im Kleinen groß.
Genug, er kennt ſich ſelbſt. Er lacht von hellern Höhen
Auf Thoren ſanft herab, die zornig auf ihn ſchmähen.
Er lebet für die Welt und nicht für ſich allein,
Und mitten im Gedräng kan er oft einſam ſeyn.

Die prächtige Natur kan man auch hier empfinden;
Geſelligkeit und Witz kan Freunde hier verbinden:
Von Schmeicheleyen fern, von Falſchheit unverſtellt.
Sind ſie ſich eine Stadt, ſind ſie ſich eine Welt.
Nur muß ein Weiſer hier um ungeſtöhrt zu leben
Die Ruhm, und Ehrſucht fliehn; anſtatt nach Ruhm zu ſtreben,
Mit allem Vorbedacht und mit der feinſten Liſt
Verbirgt er vor der Welt, daß er ein Weiſer iſt.
Kan man nicht auf dem Land auch ſtolze Thoren ſehen,
Die mit ſich ſelbſt vergnügt die ſtille Weisheit ſchmähen?

O Freundin! ungeſtraft darf niemand weiſe ſeyn.
Wer Thoren fliehen will, der bleibe ganz allein.

Uns

Uns hat der Vorsicht Macht in eine Welt gesetzet,
Die jeden, der sie kennt, und kennen will, ergötzet:
Doch diese Welt ist nicht für Menschen ganz allein;
Auch Thieren räumte sie zugleich den Erdball ein,
Da wir das flüchtge Wild in Tüfuhen leiden können,
Wer würde Thoren auch nicht ihren Platz vergönnen?
Theils thöricht von Natur, und theils muthwillig blind,
Sind sie genug gestraft, indem sie Thoren sind.
Ein Weiser lebt vergnügt auch mitten unter ihnen:
Sie müssen ihm noch oft zu seinem Endzweck dienen.
Sie sind dem Weisen stets, trotz ihrem stolzem Wahn,
So sehr, als wie das Wild, dem Menschen unterthan.
Wahr ists, es muß der Mensch ergrimmte Löwen fliehen,
Ein Weiser muß sich oft des Thoren Zorn entziehen;
Jedoch, die Klugheit siegt, durch List wird Macht geschwächt:
Stets ist ein Weiser frey, der Thor bleibt stets ein Knecht.

Glaubst du, daß nur die Stadt der Thoren Schwarm umschränket?
Daß man nur in der Stadt nicht fühlet, und nicht denket?
O nein! kein Winkel ist in dieser Welt so klein,
Es schleichet unbemerkt sich doch ein Thor hinein.
Wann Meyo in seinem Dorf den Nachbarn quält und drücket,
Im Kleinen untreu wird, und seinen Freund berücket,
Auf seinen Reichthum stolz, den Armen von sich jagt;
Dem Knecht den Lohn entzieht, und plumpe Lügen sagt:

Da Pseudon in der Stadt mit feinen Anstand lüget,
Stolz ist mit Artigkeit, mit guter Art betrüget:
Ist Mops ein kleinrer Thor, ein kleinrer Bösewicht,
Als Pseudon? Das glaubt Mops, ich aber glaub es nicht.

Ist Thrax, der jeden Tag zu trunknen Festen weyhet,
Noch thörichter, als Grill, der in den Schenken schreyet?
Nein, denn ihr Unterschied ist dieser nur allein:
Der wird vom Bier berauscht; der vom Champagner Wein.

Wenn Stentor in der Stadt mit stolzen Schritten gehet,
Da Mävius sich stolz bey seinen Bauren blähet,
Hat Stentor größren Stolz? Ich wollte wetten, nein,
Er, Trulliber, * will stets mehr, als ein Bischof, seyn.

Die Stadt macht manchen fromm, bemerkt scheut man Verbrechen,
Man ziehet auf das Land, sich an dem Zwang zu rächen.
Die Freyheit ist es zwar, die Sterbliche beglückt,
Doch alle Herzen sind zur Freyheit nicht geschickt.
Sie werden bald ihr Glück mit ungezähmten Lüsten,
Und ihren freyen Stand mißbrauchen und verwüsten:
Der Weise bleibt vergnügt und groß in jedem Stand,
Frey bleibt er in der Stadt, frey bleibt er auf dem Land.

Der,

* S. die Geschichte des Joseph Andrews.

Der, der die Welt nicht kennt in unſchuldsvoller Jugend,
Hält oft aus frommen Wahn Unwiſſenheit für Tugend,
Er glaubt ſich tugendhaft; doch, wenn ſich ſeinem Geiſt
Auf einmal eine Welt voll neuer Wolluſt weiſt,
Dann iſt er oft zu ſchwach die Neigungen zu zwingen,
Die ſich ins offne Herz des Unerfahrnen dringen;
Er folgt der Wolluſt Ruf, vergißt ſein vor'ges Glück,
Und wird oft laſterhaft in einem Augenblick.
So traut ein Kaufmann dort den unbeſtänd'gen Winden,
In einer neuen Welt ein blendend Glück zu finden;
Doch ſiehet er auch oft mit thränenvollem Blick
Nach ſeinem Vaterland, nach ſeinem Freund zurück.
Er weiß, was er verläßt, er weiß nicht, was er findet:
Doch folgt er ſeinem Glück, und Freund und Port verſchwindet,
Im Flehn beſeufzet er, von ſeinem Wahn regiert,
Das Glück, das er izt ſucht, das Glück, das er verliehrt.
So giebt der Jüngling auch, ſieht er gleich oft zurücke,
Der Unſchuld ſanfte Luſt für unbekanntes Glücke;
Der Neubegierde Macht reißt ihn von ſichern Port
Wild in die ſtürmiſche See der Leidenſchaften fort.

Der iſt kein Weiſer noch, dem die Erfahrung fehlet,
Der noch die Welt nicht kennt, auf die er ſtrafend ſchmählet.
Der, der verdient mit Recht, daß man ſein Lob erhöht,
Der Welt und Wolluſt kennt, und ihren Reiz verſchmäht.

Der iſt ſo gut ein Thor, der jede Luſt verachtet,
Als der, der ohne Ziel nach neuen Freuden ſchmachtet.
Ein Weiſer mäßigt ſich, ein Thier weiß gar kein Ziel,
Der, der ſich ſelbſt nicht kennt, traut ſich ſtets gar zu viel;
Wer andre wirklich kennt, wird auch ſich ſelbſten kennen.
Soll jede Zeit mit Recht euch wahre Weiſen nennen,
Lebt nicht der Nachwelt blos, lebt unſrer Zeit zugleich.
Kennt andre, kennt die Welt, vor allem kennet euch.

Der Lärm der Städte kan die Ruhe nicht verſcheuchen;
Wer dieſes Glück verdient, von dem wird ſie nicht weichen,
Der, deſſen eitles Herz dies Glück nicht in ſich hat,
Bleibt traurig auf dem Land, und traurig in der Stadt.
Wer wirklich ruhig iſt, ſcheut nicht des Volkes Menge,
Er bleibet ungeſtört, und ruhig im Gedränge.
Ein Thor will ſtets bemerkt, und ſtets bewundert ſeyn,
Ein Weiſer lebt vergnügt, ſchließt in ſich ſelbſt ſich ein.
Er wird, bereit, dem Lauf der Thoren auszuweichen,
Des Lebens dunkle Bahn mit ſtillem Schritt durchſchleichen.
Sein Herz bleibt dem Geſetz der Tugend unterthan,
Den äuſſerlichen Schein beſtimmt der Bürger Wahn.
Melinde, komm und hilf Geſchmack und Witz verbreiten,
Hilf uns in unſrer Stadt der Thoren Schwarm beſtreiten,
Mehr, als Ermahnungen, lehrt oft ein feiner Scherz,
Was Sitten beſſern kan, das beſſert auch das Herz.

L.

Vier und ſechzigſtes Stück.

Mit wächſernen Perſonen,
Die uns zu leben ſcheinen,
Denn nur Bewegung fehlet,
Sah ich den Tiſch umgeben.

Käſtner.

Ich habe neulich einen ſchröcklichen Traum gehabt; der Himmel gebe, daß er nichts Böſes bedeuten möge! Ich will ihn meinen Leſern erzählen. Nur muß ich ihnen erſtlich die Umſtände ſagen, die ihn vielleicht hervorgebracht haben. Ich hatte ohngefähr vor acht, oder zehen Tagen eine kleine Reiſe nach einer benachbarten Stadt unternehmen müſſen; in dieſer Stadt befanden ſich damals gerade die künſtlichen Wachsbilder, die ſchon an einigen Orten Deutſchlands gezeigt worden ſind. Ich gieng hin, um ſie zu ſehen, und betrachtete ſie eine Zeitlang ſehr genau. Als ich hierauf wieder in meine Herberge gieng, und mich zu Bette legte, hatte ich folgenden Traum:

Ich glaubte, in meine Vaterſtadt zurück zu kehren; ich gieng durch die Stadtthor, und verwunderte mich, daß ich alles ſo ſtille und ſo öde fand, ohngeachtet es ſchon bey zehen Uhr Vormittags war. Ich erinnerte mich, daß es gerade Kirchzeit ſeyn möchte; ohne vorher nach Hauſe zu

geben, gieng ich in die nächste Kirche. Weil auch dorten alles still war, glaubte ich, ehe ich hinein kam, ich wäre zu spät gekommen, aber, wie ich hinein trat, sahe ich die Kirche voll Leute, und sahe alle Leute in ihren gewöhnlichen Stellungen. Mademeiselle * * schielte nach den jungen Herren, die in der Porkirche stunden, und, um es unbemerkt zu thun, hielt sie den Fecher vor das Gesicht. Mademeiselle M. sah mit neidischen Blicken auf den Putz ihrer Nachbarinnen. Fr. Beata sah mit dem einen Aug sehr andächtig gen Himmel; mit dem andern aber sah sie sich um, um zu sehen, ob man auch auf ihre Andacht Acht gebe. Etliche Stutzer saßen ganz nachläßig da mit der Tobackdose in der Hand: einige Stutzerinnen betrachteten die Gesichter in ihren Fächern. Einige Leute, die man an ihren höhnischen Mienen leicht für eine Art für gern witzig seyn wollender Geschöpfen erkennte, redeten einander in das Ohr, und schienen sich lächlend über den Prediger aufzuhalten. Dieses alles wunderte mich nicht; als ich aber den jungen Herrn * * * der immer so viel Lärmen in der Kirche macht, ganz gelassen und still da sitzen sah, und zugleich bemerkte, daß der Prediger zwar in einer sehr redneriſchen Stellung mit geballten Fäusten auf der Kanzel stund, und den Mund offen hatte, aber kein Wort redete, so fieng mir an, bange zu werden, und es kam mir ganz übernatürlich vor, daß ich nicht den geringsten Laut in der ganzen Kirchen hörte; nicht einmal das Schnarchen eines alten ehrbaren Mannes, der sonst allezeit in der Kirche neben mir

sitzt,

ſitzt, und der mir dieſesmal recht andächtig und faſt zu ſchlafen ſchien. Ich ſtieß ihn: umſonſt, er regte ſich nicht. Ich faßte ihn bey der Hand an: aber Himmel! wie erſchrack ich, als ich die Hand kalt fühlte. Ich faßte ihn noch einmal an, und ach! ich fand, daß der arme Herr ** zum Wachsbilde geworden war. Ich gieng weiter; alles war wächſern, der Prediger, und die Zuhörer. Ich lief beſtürzt aus der Kirche in das Haus eines von meinen Bekannten; auch da war alles ſtille. Endlich fand ich in einem Zimmer vier Perſonen an einem Tiſch ſitzen, gerade wie die Wachsbilder, die ich bey meiner Reiſe geſehen hatte, nur hatten ſie kein Eſſen vor ſich, ſondern Karten in den Händen; ſie ſahen recht lebendig aus. Die gute Fr. Spielteller! Sie hatte gerade die Spadille in der Hand, um die Manille eines andern, der mit ihr ſpielte, abzuſtechen. Die Freude lachte recht aus ihren Augen; ſie hatte eine Menge Spielmarquen vor ſich liegen: aber ach! ſie war auch Wachs, ſo gut, als die Perſonen, die ich in der Kirche geſehen hatte. Es fiel mir ein, daß ich einmal geleſen hatte, daß durch eine Strafe des Himmels, ich weiß nicht mehr, wegen was für eines Verbrechens, die Einwohner einer ganzen Stadt in Africa ſich alle mit einander in Stein verwandelt hätten. Ich machte den Schluß daraus, es wäre meinen Mitbürgern auch ſo gegangen; nur wären ſie zu Wachsbildern geworden anſtatt zu Stein. Alles, was ich antraf, beſtättigte mich in dieſer Meynung. In den Studierſtuben ſaſſen wächſerne Ge-

lehrte mit finstern Minen, und sahen in grosse Bücher, die vor ihnen lagen. In den Putzstuben sassen junge niedliche Wachsbilder vor den Spiegel und liebängelten mit sich selber. Kurz, alle meine Bekannten waren zu Wachs geworden. Auf einmal sahe ich auf den Strassen einen Mann auf mich zukommen, den ich sonst gekannt, und der sonst fast von allen Leuten für einen wunderlichen und menschenfeindlichen Philosophen gehalten worden. Dieser war nicht von Wachs, wie ich aus seiner Bewegung schloß. Ich eilte zu ihm, und fragte ihn begierig um die Zeit und die Ursache aller dieser übernatürlichen Veränderungen.

Dieses sonderbare Beyspiel einer himmlischen Strafe, antwortete mir Euphemon, so hieß der Philosoph, ist nicht auf einmal geschehen. Es ist fast eine Art einer Seuche: Anfangs hören die Leute auf, zu denken; nach und nach verliehren sie den Gebrauch ihrer Glieder; endlich werden sie alle so wächsern, als die du meistens wirst gesehen haben. Theils sind ganz auf einmal zu Wachs worden: Theils aber haben sich länger gehalten; sind aber doch endlich von diesem allgemeinen Unglück befallen worden. Ich weiß selbst nicht, ob die Reihe nicht noch an uns selbst kommt. Gleich den Tag nach seiner Abreise wurden einige Leute ohnversehens zu Wachs. Fr. Spielteller, die du gesehen hast, war eine von den ersten, samt denen, die mit ihr spielten, und Herr Walagon, den du in dem nächsten Haus sehen kanst, war auch einer von ersten. Er hatte einige gute Freunde bey Tisch, und hielte gerade den

engli-

engliſchen Auſtern eine Lobrede. Ein Gaſt, Herr Schmauſefrey, war im Begriff, einen witzigen Einfall zu haben, er hob gerade ſein Glas in die Höhe, behielt es in der Hand, ohne es ganz zum Munde zu bringen, und wurde zu Wachs; ganz gewiß mit bittern Verdruß, daß er das Glas nicht vorher ausgetrunken, und ſeinen witzigen Einfall nicht anbringen konnte. Dieſes Wunderwerk wurde nicht von Jedermann geglaubt; theils wollten die Urſache davon ergründen. Einige Gelehrte dachten ſo ſcharf darüber nach, daß ſie vor lauter Gedanken endlich gar nichts dachten, und auch zu Wachs wurden. Ich war in der Kirche, aus der du kommſt, wie die Leute, die darinnen ſind, verwandelt werden. Bey dem Frauenzimmer fieng es an, und es ging ſo geſchwinde, daß in weniger, als in einer halben viertel Stunde, alle Zuhörer Wachs waren. Ich glaubte, ſie wären alle über der Predigt eingeſchlafen; ich ſelbſt war ſchläfrig, und faſt war ich ſelbſt zu Wachs geworden. Der Prediger redete noch, aber er kam aus allen Zuſammenhang und Ordnung: ich verſtund nicht, was er ſagen wollte, und er verſtund es endlich ſelbſt nicht mehr. Er ſchwieg, und wurde ſeinen Zuhörern gleich. Ich eilte aus der Kirche. Du kennſt den jungen Cicero, er war ſonſt vernünftig und liebenswürdig. Er bekam den Tag, da du abreiſeſt, ein Amt, und gleich den andern Tag wurde er ſteif, er grüßte ſeinen von ſeinen alten Bekannten, nahm ein ernſthaftes Amtsgeſichte an, that altklug, hielt ſich ſelbſt für den geſchickteſten Mann in der Stadt, und wäre

eben ſo lieb ohne Hemde, als ohne nachtretenden Bedienten, auf die Straſſe gegangen. Aber was geſchah? Als er ſich in der Sänfte zu einem Beſuch tragen ließ, fanden die Sänftenträger an ſeiner Statt ein wächſernes Bild, als ſie ihn aus der Sänfte heben wollten. Mancher Ehemann fand, als er Morgens aufwachte, anſtatt ſeiner Gemahlin, ein artiges Wachsbild neben ſich liegen. Die Verwirrung war allgemein. Herr Adam Reimefrüh las einem von ſeinen Mäcenaten ein Gedicht auf ſeinen Namenstag vor. Der Mäcenat gähnte dazu, lachte, und breitete ſich in einem Lehnſtuhl aus. Der Dichter fühlte faſt, was er ſonſt nie gefühlt; er fieng an bey dem Leſen ſeiner eigenen Verſe ſchläfrig zu werden. Kurz, der Dichter, und der Held, wurden zu gleicher Zeit in Wachs verwandelt. Ganz gewiß iſt eine gelehrte Zeitung daran ſchuld, daß Herr Orgon zu Wachs geworden iſt. Er ſchrieb neulich ein Buch, in dem er in der That viele Fähigkeit zeigte. Dieſes Werk wurde in einer Zeitung gelobt, und dieſes Lob machte den jungen Schriftſteller ſo ſtolz, daß er ſich entſchloß, künftige Meſſe einen Band in Folio heraus zu geben. Sein Bildniß ſollte vornen im Kupferſtiche ſeyn. Er beſonne ſich lange, auf was für eine Art er ſich in Kupfer ſtechen laſſen wollte; er lief vor den Spiegel, und verſuchte ſich in gelehrten Stellungen — — Endlich fand er eine, die ihm gefiel, und war gerade damit beſchäftiget, wie ſeine Schlafmütze auf eine recht gelehrte Art ſchief zu ſetzen, als er auf einmal zu Wachs

wurde.

wurde. Unsere gute Freundin, Mademoiselle Arabella, war, wie du weißt, in der That schön, alle junge Mannspersonen wurden in sie verliebt. An einem unglücklichen Morgen hatte sie ein Schminkpflästerchen so geschickt aufgelegt, daß sie selbst in sich verliebt wurde. Die junge Schöne wurde wächsern, und ist auch itzo noch liebenswürdig. Sie hat fast keine von ihren guten Eigenschaften verlohren.

Ich hatte der Rede Eupheniens geduldig zugehöret, ob sie schon ziemlich lang ist. Ich hätte sie wachend nicht so genau merken können, aber träumend, träumend? geht gar viel an, was im Wachen ohnmöglich ist. Ich lief mit dem Eupheniens die ganze Stadt durch, ohne etwas anders, als Wachslichter anzutreffen; theils davon waren in sehr poßirlichen Stellungen. Herr Judenzinns war zu Wachs geworden, da er eben sein Geld zählte. Ich wollte versuchen, ihm einen Geldsack aus der Hand zu nehmen; aber vergebens. Er machte so eine fürchterliche Mine, und hielt den Sack so vest, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte: so sehr hatte sein Bild noch seine Gemüthsart beybehalten. Herr Rechtslinks war gerade mit Verfertigung eines falschen Documents beschäftiget, als er zu Wachs geworden. Ich sahe ihn recht mit einer schlauen Mine da sitzen, und ich würde dem Himmel gedankt haben, daß er zu Wachs geworden, wenn ich nicht meine übrige Mitbürger zu sehr bedauret hätte. Hätten alle diese Leute die Stunde vorher gewußt, zu welcher sie verwandelt werden

sollten:

ſollten: ſo hätte ich ſie gewiß alle mit Gebetbüchern in den Händen angetroffen; aber keiner dachte daran, ſo wenig, als man gewohnt iſt, an den Tod zu denken. Wer hätte es ſich können einfallen laſſen, daß man zu Wachs werden könnte? da man ſo wenig daran denkt, daß man plötzlich ſterben kan, da dieſes doch etwas alltägliches iſt? So dachte ich im Traume; ich bin ohnehin im Traumen allzeit ernſthafter, als wenn ich wache. Wachende mögen es entſcheiden, ob ich recht gedacht habe, oder nicht.

Es wäre mir faſt ein verdrießlicher Zufall begegnet: Ich kam in das Haus eines jungen Frauenzimmers, die ich ſonſt ſehr nach meinem Geſchmack gefunden hatte. Leider! ſie war auch zu Wachs geworden, gerade, als ſie beſchäftiget war, einen von meinen Liebesbriefen durchzuleſen. Ich umarmte ſie vor Freuden: auf einmal wurde mir ganz wunderlich, und wenn mich Euphemon nicht von dem Wachsbilde losgeriſſen hätte, ſo wäre ich ſelbſt zu Wachs geworden. Die Finger fiengen mir ſchon an kalt zu werden, und erſtarreten. Erſchrocken lief ich weiter. Welche ſchröckliche Veränderung! rief ich aus. Sie iſt ſo beſonders nicht, als du glaubſt, ſagte Euphemon, es iſt ja faſt gar nichts verändert. Die meiſten waren in ihrem Leben nichts anders, als bewegliche Wachsbilder. In der Karte ſpielen, ſich putzen, eſſen, trinken, ſpazierengehen, das ſind ja keine Beſchäftigungen, zu denen man weiter Verſtand nöthig hat. Das könnten die Wachsbilder eben ſo gut thun, wenn man eine Kunſt erfinden könnte, ihnen

einige

einige Bewegung zu geben: denken zu können hätten ſie eben nicht nöthig. Ein durch gute Schriften gebeſſerter Verſtand, ein redliches und empfindendes Herz, vernünftige und gute Sitten ſind es, was den Menſchen von Wachsbildern unterſcheidet. Du erſtaunest blos, weil du nicht gewöhnt biſt deine Mitbürger unbeweglich zu ſehen, und darüber erſtaunest du nicht, daß du ſiehest, daß ſich die meiſten mit Thorheiten beſchäftigten, da ſie zu Wachs wurden. Blos die Gewohnheit iſt Urſach von deiner Verwunderung: vor meinen Augen iſt die Verwandlung ſo groß nicht.

Ich ſahe dem Eupbemon bey dieſen Reden ſtarr in das Geſichte: auf einmal hörte ich alles um mich herum lärmen. Die Wachsbilder wurden belebt. Ich hörte den Herrn Reimefrüh weiter in ſeinem Gedichte leſen. Frau Spielteller ſpielte die Spadille heraus und rief Codille mit triumphirender Stimme. Herr Schmauſefrey trank ſein Glas aus, und mein Mädchen fieng an ſich zu rühren, und weiter in dem Briefe zu leſen. Ich weis nicht, wie ich das alles auf einmal überſehen konnte: genug es war ein Traum. Ich erſtaunte ſo ſehr über dieſe Verwandlung, als ich Eupbemon ſich verwandeln ſah. Flügel wuchſen ihm aus den Schultern; anſtatt ſeines grünen Kleides ſah ich ein lichtes Gewand, das von verſchiedenen Farben ſchimmerte; anſtatt ſeines ernſthaften Geſichts ſahe ich die Züge des ſchönſten Jünglings lachen. Er [illegible]wung ſich in die Höhe; ich bin der Schutzgeiſt deiner Vaterſtadt,

ſagte

ſagte er mir mit einer ſanften Stimme. Gehe hin, ſage deinen Mitbürgern, was du geſehen haſt. Sage ihnen, daß ſie aufhören ſollen, ſich mit Thorheiten zu beſchäftigen und lächerlich zu ſeyn, wenn ſie nicht die Strafe leiden wollen, von welcher du ein Bild geſehen. Wann ſie ſich nicht beſſern, ſo werden noch vor den Verfluß dieſes Jahrs die Einwohner dieſer deiner Vaterſtadt völlig in Wachsbilder verwandelt werden. Hüte dich ſelbſt für dieſem Schickſal, und ſage deinen Bekannten wieder, was ich dir geſagt habe. —

Der Schutzgeiſt verſchwand in den Lüften; erſchrocken fuhr ich zurück, und ſtieß mich vorn an den Bettpfoſten. Ich freuete mich ſehr darüber, als ich erwachte, daß ich mich noch von meiner Vaterſtadt entfernet fand, und daß alles dieſes nur ein Traum geweſen. Aber gleichwohl kan ich dieſen Traum nicht aus den Gedanken bringen, und ich geſtehe es frey, daß ich bey manchen von meinen Mitbürgern, wenn ſie mir begegnen, anfangs zweifle, ob ſie es würklich ſind, oder ob ſie ſchon anfangen zu Wachs zu werden. Wäre nur dieſes Jahr vorbey! Das wäre eine artige Sache, wenn wir alle miteinander auf einmal zu Wachsbildern würden!

Mich dauert zum Voraus manch reitzendes Geſicht,
O lieber Himmel! thu es nicht.

E. Pheron.

Fünf und ſechzigſtes Stück.

— — Optima rerum
Quas homini noviſſe datum eſt —

SILIUS ITALICUS.

Ode.

Die Weisheit.

Hier in dichteriſchen Gründen
Will ich dich o Weisheit finden,
Dich die ſtolz den Thoren flieht;
Der umhüllt von Finſterniſſen,
Stets getäuſcht von eitlen Schlüſſen,
Sich umſonſt nach dir bemüht.
Komm, in Schatten heilger Buchen
Deinen Dichter aufzuſuchen!
Komm, und werde ſelbſt mein Lied.

Helden lehrſt du muthig ſterben,
Bürgern Freyheit zu erwerben,
Deren Thorheit ſie noch ſchmäht.
Du biſts, die durch mächtge Lehren
Trotz der Leidenſchaft Empören

Eines

Eines Weisen Herz erhöht;
Der, wenn Sonnen nicht mehr schimmern,
Unerschrocken auf den Trümmern
Des zerstöhrten Erdballs steht.

Du lehrst Könige regieren,
Die den Thron durch Tugend zieren,
Nützlicher dem Vatterland,
Als des Helden theure Siege,
Der das Ziel von Glück und Kriege,
An des Meeres Ufern fand.
Nur belebrt von dir alleine
Lebt ein Hirt im stillen Hayne
Glücklich aber unbekannt.

In Palläſten wohnst du selten,
Doch die Tugend zu vergelten
Drängst du dich auch dorten ein.
Schäferhütten kannst du schmücken,
Du kannst jeden Stand beglücken;
Eigen willst du keinem seyn.
Denen Freunden liebzukosen
Kannst du wollustvolle Rosen
Auf den Pfad des Lebens streun.

Schwermuthsvoll mit ödem Herzen
Sucht ein Thor freywillig Schmerzen,
Und verklagt noch das Geschick.

Der,

Der, den du nicht leiteſt, irret
Von der Leidenſchaft verwirret,
Endt ein andres ſchimmernd Glück,
Freuden hoffet er zu finden,
Er kommt näher, ſie verſchwinden,
Schmerz und Reue bleibt zurück.

Der, dem dich ſein Glück gegeben,
Wird nicht nach der Ehre ſtreben,
Die dem Volke reitzend ſcheint;
Wird vom Laſter nicht verführet,
Wenn das Laſter gleich regieret,
Und die ſtille Tugend weint.
Wenn die Menſchen ihn verachten,
Und ihn zu verſpotten trachten,
Bleibt er noch ein Menſchenfreund.

Nicht des Geiſtes finſtre Sorgen
Stöhren ihn am frühen Morgen,
Nicht ein wildes Feldgeſchrey;
Ehrſucht ſtöhrt nicht ſeinen Schlummer,
Einſam lebt er ohne Kummer,
Fröhlich ſtirbt er ohne Reu.
Fürſten ſchmückt der Purpur prächtig,
Sie ſind ewig, ſie ſind mächtig:
Der, der dich beſitzt, iſt frey.

Glück, verſchmäht vom ſtolzen Thoren,
Stets beſeufzt, wenn du verlohren,
Oft verkannt, wenn man dich hat!
Freyheit, Göttin groſſer Seelen!
Wer wird Macht und Cronen wählen?
Wer wählt Gold an deiner ſtatt?
Strebt nach prächt'gen Sklavenſtande,
Thoren lebt verſenkt in Bande,
Sterbt vom Wünſchen noch nicht ſatt.

Schmiegt euch andere zu drücken,
Die ſich knechtiſch vor euch bücken;
Werdet groß durch Schmeicheley.
Stürzt die Sitten, höhnt die Rechte,
Niemals ſind der Laſter Knechte
Niemals ſind die Thoren frey.
Herrſcht, heißt Recht und Unſchuld ſchweigen:
Zittert, euer Fall wird zeigen,
Wie gerecht der Himmel ſey.

Zittert, Rach und Straffen eilen,
Fallt zerſtäubt ihr Ehrenſäulen,
Fallt, vergehet wie Scian
Der, der euch von ſtolzen Höhen,
Mit Erſtaunen prangen ſehen,
Sieht euch itzt verächtlich an.

Sterblicke! hier ſeht verſtöhret
Was ihr ſonſt verblendt verehret,
Und beſeufzet euren Wahn.

Freyheit! die vom Himmel ſtammet,
Die der Römer Herz entflammet,
Und des Brutus edlen Muth;
Die der Völker Joch zerbrechen,
Und Lucrezien gerechen
Durch Tarquins vergoßnes Blut!
Freyheit! dich und Rom zu retten,
Trotzt ein Regulus in Ketten
Der betrognen Feinde Wuth.

Freunde laßt nicht niedre Zähren
Euren Regulus entehren,
Und gehorcht des Schickſals Schluß!
Diß nur wars, wornach ich ſtrebte,
Daß dem Volk, für das ich lebte
Nun mein Tod noch dienen muß.
Glück den Römern angebohren,
Freyheit, als ich dich verlohren,
Da! ja, da ſtarb Regulus.

Ich erfüll, was ich geſchworen;
Beſſer Blut und Geiſt verlohren,

Als daß Ruhm und Treu verdirbt.
Tröſtet und beſchützt die Meinen,
Bald bald wird ein Tag erſcheinen,
Da mein Volk den Sieg erwirbt.
Ich verachte Tod und Bande;
Römer! lebt dem Vaterlande,
Für das Regulus itzt ſtirbt.

Kämpft, der Tag eilt anzubrechen,
Kämpft, den Regulus zu rächen,
Kämpft, Carthago ſteht im Brand.
Seht die Pun'ſchen Mütter trauren!
Stürzt ihr Thürne, fallt ihr Mauren,
Bald wird an dem öden Strand,
Wandrern, die voll Neugier reiſen,
Kaum ein Hirt die Stelle weiſen,
Wo Carthago ſonſten ſtand!

E. Damis.

Meine Herren Freunde!

Ein Wort im Vertrauen! Wenn werden Sie einmal aufhören zu ſchreiben? Ob Sie müde ſind, weiß ich nicht; daß Ihre Leſer müde ſind, weiß ich ganz gewiß. Sagen Sie mir einmal, was Ihre Wochenſchrift Gutes geſtiftet hat? Haben Ihre Mitbürger Ihre Predigten zu Herzen genommen? Sie werden ſelber antworten: Nein, ſie bleiben auf ihrem Kopfe. Nun wann die Leute auf ihrem Kopfe bleiben, zu was helfen Ihre Sittenlehren? Geſetzt auch ich, geſetzt alle Ihre Leſer, geſetzt wir wären alle miteinander Narren: wer hat dann Ihnen, meine Herren, das Recht gegeben, uns zu ſagen, daß wir es ſind? Von unſern Geiſtlichen müſſen wir es bisweilen leiden, daß ſie uns auf der Canzel ſagen: Ihr ſeyd Kinder des Verderbens! Ihr ſeyd alle miteinander arme Sünder! Ja das ſind wir auch: aber wer hat Ihnen das Recht gegeben, ihren Mitbürgern zu predigen: Ihr ſeyd alle miteinander Narren. Das iſt eine verſchiedene Sache. Sünder zu ſeyn, das halten ja die meiſten für eine Kleinigkeit. Aber unſere Klugheit anzutaſten, uns lächerlich zu machen, uns Narren zu nennen, das iſt unverantwortlich. Wann Ihre Schrift nur eine einzige Thorheit, nur einen einzigen Misbrauch abgeſtellet hätte, ſo wollte ich weiter nichts ſagen: aber dem Himmel ſey Dank! man hat weder in dem Geſchmack noch in den Sitten Ihrer Mitbürger, ſeit dem Sie zu ſchreiben angefangen, die geringſte

ringſte Aenderung verſpüret. Das Frauenzimmer, der Sie den Namen Lachtaube gaben, lacht eine Zeitber noch mehr als ſonſten. Sie haben einmal die Hochzeit und Leichengedichte lächerlich machen wollen: kommen nicht noch alle Wochen, Ihnen zum Trotze ein paar neue heraus, die keinen Augenblick beſſer ſind, als ſie vor zwanzig Jahren waren, (vor zwanzig Jahren, nemlich vermuthlich ehender als die Verfaſſer des Freundes auf die Welt kommen ſind.) Erſt neulich hat Herr *** bey der Leiche eines Handwerksmanns den Donner und das Wetter in hohe Cedern ſchlagen laſſen. Herr ** hat bey einer Hochzeit den Amor, oder wie er ihn nennet, den Cupidor als einen Scheerenſchleifer auftretten laſſen, weil der Herr Bräutigam ein Scheerenſchleifer war. Schmählen Sie darüber ſo lang Sie wollen; ich will Ihnen zwar die böſe Abſicht nicht zutrauen, daß Sie durch Ihr Schmählen die Herren Gelegenheitsdichter um ihr Brod bringen wollen. Man hat bey den alten Römern (Sie ſehen, daß ich auch in den Alterthümern beleſen bin) Weiber gehabt, die um Geld bey Begräbniſſen heulen mußten: iſt es denn unnatürlich, wenn man ſich Leute hält, die bey betrübten Zufällen ſchriftlich weinen, und bey Hochzeiten ſchriftlich jauchzen müſſen? Faſt ſollte ich denken — verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich Unrecht habe, — faſt ſollte ich denken, die ganze Sache wäre ein kleiner Brodneid: ſchreiben Sie etwa ſelbſt Gelegenheitsgedichte, und können keine Kundſchaft bekommen? So ſchmählen dreyßigjährige, geſetzte, verſtän-

ſtändige Schönen über junge achtjährige Mädchen, die die jungen Leute liebenswürdiger finden, als ſie. Nicht wahr, meine Herren, das war ein Gleichniß nach Ihrem Geſchmack? Der Nutze der Gelegenheitsdichter ſcheint mir immer herrlicher, je öfter ich ihn betrachte. Was für ein zärtliches Vergnügen muß nicht jemand empfinden, der wann er ſich für einen Dreyer Käſe heblen läſſet, den verewigten Namen ſeines Großvaters in einem darum gewickelten Leichengedichte prangen ſiehet? Wie ſehr muß ſich ein Ehemann nicht freuen, den ſeine Xantippe täglich zehenmal die Stunde verfluchen macht, in der er ſie zum erſtenmal geſehen: wie ſehr muß er ſich nicht freuen, wenn er in einem bey ſeiner Hochzeit verfertigten Gedicht, das er von ohngefähr in die Hände bekommt, die Sanftmuth und die Zärtlichkeit ſeiner Braut gelobet findet? Mit welcher Entzückung wird dieſer Ehemann nicht erſt ein Leichengedicht auf ſeine zärtliche Gattin leſen? Glücklich iſt alsdann der Dichter, der es zu verfertigen bekommt! Er bekommt gewis doppelte Zahlung, zumal wenn er recht verſchwenderiſch mit Bey, Flor und Cypreſſen umgegangen iſt. Ich muß aufhören, mein Brief wird ſonſt zu lang; ſonſt hätte ich noch Stof genug, zwölf Bogen damit anzufüllen. Wir Autores, die angefangen haben ein Handwerk aus der Autorſchaft zu machen, haben niemals die Gabe, daß wir recht aufzuhören wiſſen. Eine kleine moraliſche Ausſchweifung irgend zwey oder drey Bogen ſtark, trägt uns allezeit einige Thaler ein. Deswegen moraliſiren

wir auch soviel; gebt es Ihnen nicht auch manchmal so, meine Herren? Sie werden oft recht sehr moralisch. Ich bin

Meine Herren,

Doch nein! ich habe fast vergessen, was ich hauptsächlich sich schreiben wollte. Wir Schriftsteller nach der Mode machen es bisweilen so, daß man, wenn man unser Buch durchgelesen hat, gerade soviel als am Anfang weiß. Dieß seßmal wäre es fast meinem Briefe so gegangen. Ich habe Ihre Wochenschrift nur seit einigen Tagen gelesen: (ich mag mich sonst mit Lesen nicht gern beschäftigen: zu was nutzt das Lesen? Schreiben ist einträglicher) Ich wollte Sie nur fragen, wie viel Sie für den Bogen von Ihrer Schrift bekommen. Vielleicht kan ich mich auch entschließen, Ihr Mitarbeiter zu werden, und Ihnen einige meiner Gelegenheitsgedichte zuschicken, wenn Sie ein neues Wochenblatt anfangen; dann mit diesem mag ich nichts zu schaffen haben. Sie werden aus gegenwärtigem Briefe sehen, daß ich ohne mich zu rühmen, recht stark in der neuen Art zu schreiben bin. Ich bin

Meine Herren,

Ihr Diener

Silvester Reimespät.

Sechs und sechzigstes Stück.

Vellem sic in amicitia erraremus.

HORAT.

Kein Mensch ist vollkommen. Das ist ja eine bekannte Wahrheit, werden meine Leser sagen. Den Verfassern des Freundes muß die Materie nach und nach ausgehen, da sie mit so alltäglichen Wahrheiten aufgezogen kommen. Je nun! das ist freilich eine bekannte, alltägliche und abgenützte Wahrheit. Doch die Anwendung, die ich von dieser Wahrheit machen will, hätten sich doch wohl meine Leser nicht eingebildet. Wie werden Sie nicht meine Aufrichtigkeit bewundern! Ich gestehe Ihnen hiemit öffentlich etwas, das ein jeder Mensch so gern von dem andern sagt, und so ungern von sich selbst gestehet. Ich gestehe, daß die Verfasser des Freundes so wenig vollkommen sind, als andre Menschen. Sie, meine Herren Mitarbeiter! Sie werden es mir verzeihen, wenn ich heute unsre Leser etwas genauer mit uns bekannt mache. Einem alten Manne nimmt man ja ein Bischen moralisiren nicht so gleich übel, und hat Ariſt unsere Leser gleich in dem ersten Stück unsrer Wochenschrift mit unsern Lobeserhebungen geplagt; so ist es ja billig, daß sie zur Schadloshaltung etwas von

unſern Fehlern erfahren. Dieſe werden ſie ohnehin lieber leſen. Faſt ſollt ich es glauben.

Alceſt iſt ein Soldat; das wiſſen meine Leſer ſchon. Er hat in der That für einen Soldaten vieles gelernt. Ein Officier, der mit an einer Wochenſchrift arbeitet, iſt ſchon etwas ſeltnes. Sein Herz iſt das beſte Herz von der Welt. Er hat aber eine gewiſſe natürliche Hitze, die er nicht völlig in ſeiner Gewalt hat. Dieſe Hitze hat gemacht, daß ihm der Soldatenſtand von Jugend auf gefallen hat. Dieſe Hitze macht, daß es ihm etwas hart ankommt, in ſeinen Meinungen einen Widerſpruch zu leiden, und daß er überhaupt ſeinen erſten Einfällen ein wenig zu ſchnell folgt. Er kan es unmöglich laſſen, daß er nicht ein wenig verdrüßlich ausſehen ſollte, wenn er unſrer Geſellſchaft einen Vorſchlag thut, und derſelbe nicht ſo gleich angenommen wird. Doch läßt er ſich nie durch ſeine Hitze verführen, einen ſeiner Freunde in der That zu beleidigen. Einige Veränderungen in ſeinem Geſichte oder in ſeiner Stimme, das iſt alles, wozu ihn ſeine Hitze bringt. Es koſtet ihm nicht viel Mühe, noch zu rechter Zeit Meiſter über ſein Temperament zu werden. Er hat ſchon oft eine Stelle in ſeinen Aufſätzen, mit der wir nicht recht zufrieden waren, mit einem ziemlichen Geſchrey vertheidigt, und ſie, ſobald er nach Hauſe kam, nach unſerm Willen geändert.

Cleanth beſitzt eine groſſe Gelehrſamkeit. Er hat Genie, er hat Fleiß, er iſt unverheurathet. Was braucht man mehr, um gelehrt zu werden? Aber er hat den Fehler

an

an sich, daß er zu gern von gelehrten Sachen spricht, und auch die geringsten Unrichtigkeiten bemerkt, die man im Diskur begeht. In seiner Gegenwart darf keiner von uns die Zahl eines Jahrs falsch angeben, in dem etwas geschehen seyn soll. In einer Gesellschaft von Fremden wird er es nie thun. Aber unter Freunden, aus deren Umgang aller Zwang verbannt ist, und wo sich ein Jeder den Neigungen seines Herzens überläßt, ist es ihm fast natürlich, daß er sich vergißt und nicht allezeit bedenkt, daß gute Freunde eben nicht allemal zusammen kommen, um gelehrter zu werden.

Sie, mein Herr Damis! haben, mit ihrer gütigen Erlaubnis, eine Portion vom Kranken in der Einbildung. Sie werden nie böse, als wenn man Sie nicht für so krank hält, als Sie selbst zu seyn glauben. Diese Einbildung macht Sie oft schwermüthiger, als Sie sonst seyn würden. Sie haben gewisse Anfälle von Melancholie, und da werden Sie so ernsthaft, daß Sie auch selbst die erlaubteste Munterkeit für Ausschweifung halten. Wissen Sie noch, was Sie mir altem Manne für ein hübsches Kompliment wegen eines Gassenlieds gemacht haben, das ich in unsern Freund eindrucken ließ? Unbesonnen haben Sie mich genennt, wenn ich mich noch recht erinnere. Auf einmal fällt es Ihnen ein, in der Stadt könne man nicht gesund, nicht vergnügt seyn, Da schleichen Sie auf ihr Landgut, ohne Abschied von uns zu nehmen, und schreiben uns schwermüthige Gedichte, Briefe der Verstorbenen an die Lebendigen. Das Klagen hat kein Ende, bis wir Sie auf Ihrem Landgute

gute überfallen, Ihre Arzneygläser zum Fenster hinaus werfen, und Sie mit in die Stadt ziehen. Ich wollte Ihnen wohl etwas rathen, das wider Ihre Schwermuth gut, recht gut wäre, wenn Sie nicht böse würden.

Pheron ist der gröste Verehrer der Verdienste, wo er sie auch antrift; aber er geht so weit, daß es ihm sehr hart ankömmt, auch dem vornehmsten Manne einige äusserliche Achtung zu bezeugen, wenn er keine andre Verdienste an ihm zu bemerken glaubt, als seine Geburt oder seinen Stand. Er ist der gröste Freund der Wahrheit, aber er sagt sie oft gar zu frey. Bey dem größten Theil des Frauenzimmers ist er nicht wohl angesehen. Erstlich sieht er nicht sonderlich hübsch aus. Zweytens bekümmert er sich wenig um den Putz; und vor das dritte kan er sich ohne möglich den Zwang anthun, ihre Eitelkeiten lobenswürdig zu finden; er sagt es ihnen ohne viele Umstände ins Gesicht, daß es ihm unbegreiflich vorkomme, warum das Frauenzimmer das Vorrecht haben solle, für alle Schwachheiten noch gelebt und bewundert zu werden. Wenn Pheron in einer Gesellschaft eine Ungerechtigkeit erzählen hört, die Jemand wiederfahren ist, so wird er darüber in das gröste Feuer kommen, und er wird es unmöglich lassen können, sogleich auf den Urheber derselben die bittersten Satyre zu machen, wenn es auch der mächtigste Mann seyn sollte, der es den Augenblick wieder erfahren, und ihm den größten Schaden thun könnte. Pheron betrachtet die Welt, wie sie seyn sollte, und nicht, wie sie wirklich ist.

Er

Er findet das klein, was der gröſte Theil der Menſchen für groß hält, und findet das groß, was die meiſte Welt für klein hält. Er hat in der That ſelbſt nicht Unrecht; aber er denkt nicht allezeit daran, daß wir in einer Welt leben, wo andre Leute gegen unſre Schwachheiten, und wir hinwiederum gegen die ihrigen Nachſicht haben müſſen. Er verſäumt daher gewiſſe Kleinigkeiten des Wohlſtandes und der Höflichkeit, in denen doch, nach ſo vieler Leute Meinung, die ganze Lebensart beſtehet, und daher hält ihn der gröſte Theil unſrer Stadt für einen rauhen und unhöflichen Mann. Er hält es für eine Kleinigkeit mit Jemanden für die lange Weile zu komplimentiren; aber das hält er für keine Kleinigkeit, etwas zu verſprechen, das man nicht halten will. Er wird allezeit mit einem Einfältigen Mitleiden haben; er wird aber nie unterlaſſen, einen Narren, der witzig ſeyn will, lächerlich zu machen. Er iſt der dienſtfertigſte Mann von der Welt; aber ein ſchlechtes Gedicht anzuhören, ohne es dem Verfaſſer ſelbſt ins Geſicht zu ſagen, daß es abſcheulich ſey, das iſt ihm unmöglich. Meine Leſer werden es von ſelbſt begreiffen, daß Oberon kein groſſes Glück in der Welt gemacht habe.

Aeiſt hat unter uns allen die feinſte Lebensart. Er weiß mit Jedermann artig umzugehen. Sein Anſtand iſt vortreflich. Das Frauenzimmer hat ihn lieber, als die meiſten Junggeſellen. Sein Geſchmack iſt nicht eingeſchränkt. Er liebt alles, was ſchön iſt; ein ſchönes Gedicht, ein ſchönes Gemählde, eine ſchöne Muſik wird von

ihm

ihm gleich ſtark gefühlt. Er weiß den Putz eines Frauenzimmers ſowol zu wählen, als die Schönheiten zu einem Gedicht, und eine Putzſtube eben ſo gut einzurichten, als einen Büchersaal. Er kan mit gleicher Artigkeit mit einem Frauenzimmer, oder mit Mannsperſonen, die die Vorrechte des Frauenzimmers haben, von nichts, und mit einem Gelehrten von ſehr gelehrten Sachen reden. Er hat die Gabe, Leuten, die er im Herzen gar nicht hoch ſchätzt, gefällig zu werden, und die Herren mit ſich ſelbſt zufrieden zu machen, ohne einen Schmeichler abzugeben. Doch dieſe Neigung, welche er hat, beſtändig höflich und artig zu ſeyn, macht, daß er ſich auch bey ſeinen Freunden ein wenig zu viel um alle Kleinigkeiten des Wohlſtandes bekümmert, und daher bisweilen mehr höflich, als vertraut zu ſeyn ſcheint. Eben dieſe Neigung macht ferner, daß er ſich in einen gar zu weitläuftigen Umgang verwickelt und dadurch verurſacht, daß wir ihn nicht allezeit ſo genieſſen können, wie wir wollen.

Laura iſt ein vortreffliches Frauenzimmer, aber ſie iſt doch, mit der Erlaubniß des ſchönen Geſchlechts, ein Frauenzimmer. Sie hat das beſte Herz von der Welt; aber doch kan ſie es nicht laſſen, bisweilen ihre Nachbarinnen ein wenig lächerlich zu machen. Ueberhaupt iſt ſie ſich ein wenig ungleich. Bisweilen reden wir ihr zu ernſthaft; da fängt ſie an zu ſpaſſen; und zur andern Zeit, wenn wir aufgeräumt ſind, ſo fällt es ihr gerade ein, ernſthaft zu ſeyn. Dann nimmt ſie ein hohes Weſen an, ſetzt ſich ſehr gravi-

tätiſch

tätisch in ihren Lehnstuhl, und beschäftigt sich mit ihrer Arbeit. Mit einem Wort, wenn sie artig seyn will, kan niemand in der Welt artiger seyn; aber sie mag es nur nicht immer seyn, und bisweilen mag sie es gerade alsdenn nicht seyn, wenn wir es am meisten wünschen.

Nun kömmt die Reihe auch an mich, daß ich meine Fehler erzählen soll. Eine saure Arbeit! Ein wenig schwatzhaft werde ich wol seyn. Das sind wir alten Leute meistentheils. Von meinen Reisen erzähle ich auch gern. Das kan ich freylich nicht läugnen. Wofür hätte man denn sonst gereist? Die böse Laura hat mir schon oft vorgeworfen, daß ich nicht vergnügter sey, als wenn Fremde in der Gesellschaft sind, die mich wegen meiner Reisen bewundern und ausfragen. Der gute Oront, sagt sie: alsdenn lächelt er, macht ein gezwungenes Compliment, entschuldigt sich, daß er nichts, gar nichts zu erzählen wisse, und erzählt doch ganze Stunden lang; Er vertieft sich so sehr in die Türkey, und in Persien, daß er darüber in Deutschland seinen Kaffee kalt werden läßt. Doch, diese Fehler, glaube ich, hätten so gar viel nicht zu bedeuten. Wenigstens glaubt es meine Eigenliebe. Mein Hauptfehler ist eine allzu grosse Unähnlichkeit. Bald bin ich lustig, ja nur gar zu lustig, und da sehe ich es gar zu gern, wenn alle meine Freunde eben so lustig sind, wie ich. Bald bin ich wiederum traurig, ausserordentlich traurig, und da ist gar nichts mit mir anzufangen. Ich habe mich schon lang bemühet, die Mittelstrasse zwischen diesen beyden Abwegen

zu halten, und mir selbst ähnlicher zu werden; aber ich bin, ohngeachtet meines Alters, über diese wunderliche Gemüthsbeschaffenheit noch nicht völlig Meister.

Ein jeder von uns hat also seine Fehler. Aber diese Fehler schaden unserer Freundschaft nicht. Sie dienen vielmehr dazu, unsre Gesellschaft angenehmer und lebhafter zu machen.

Keiner von uns nimmt Alcesten seine natürliche Hitze übel. Es dünkt uns fast, sie stehe ihm, als einem Seltenen recht wohl an. Seine Hitze macht oft, daß wir in einer Sache zu einer geschwinden Entschliessung kommen; über die wir uns sonst noch lange hin und her bedacht hätten. Des Damis Schwermuth hält oft die Munterkeit der andern im Zaum, und führt uns zu den ernsthaftesten Betrachtungen. Bey unsern Cleanth werden wir oft in einer Stunde gelehrter, als wenn wir ganze Wochen lang nachgeschlagen und nachgedacht hätten. Phrenon ist uns ganz unentbehrlich. Er sagt uns, nach seiner gewöhnlichen Wahrheitsliebe, unsere Fehler, ohne viele Umstände, ins Gesicht, und wenn einer von uns eine Thorheit begeht, so macht er gewiß die erste Satyre auf ihn. Da wir einmal überzeugt sind, daß er bey seinem satyrischen Geist das redlichste und freundschaftlichste Herz von der Welt hat, so lieben wir seine Satyre, und hören von ihm die bittersten Wahrheiten mit Vergnügen an. Aristi macht unvermerkt durch seine feine Lebensart, daß unsre Vertraulichkeit nie die Schranken eines vernünftigen Wohlstands überschrei-

tet,

let, und eine gewisse äusserliche Achtung nicht verdrängt, die sich auch die vertrautesten Freunde noch untereinander schuldig sind: Die beste und auserlesenste Gesellschaft von Mannspersonen ist das nur halb, was sie seyn könnte, wenn nicht bisweilen ein vernünftiges, tugendhaftes und muntres Frauenzimmer dabey wäre. Was wäre unsere Gesellschaft, wenn wir nicht bisweilen das Glück hätten, mit der Laura umzugehen! Es giebt gewisse wunderliche Tage, da es scheint, als habe sich ein Geist der Schlafsucht einer ganzen Gesellschaft bemächtigt. Alle Discurse gerathen ins Stecken; kein Spaß geräth, oder wenigstens will niemand lachen. Die ganze Gesellschaft scheint einem kranken Körper ähnlich zu seyn, an dem alle Glieder matt und träge sind. Bisweilen giebt es so tiefsinnige, so kritische Tage, daß man sich in den spitzfindigsten Betrachtungen verliehrt, und über Grillen die Köpfe zerbricht. Niemand kan dergleichen übeln Krankheiten, oder Plagen einer Gesellschaft besser abhelfen, als ein vernünftiges und munteres Frauenzimmer. So bald Laura in unsere Gesellschaft kommt, so breitet sie ein neues Leben, eine neue Munterkeit aus. Ihr feiner Scherz erweckt uns. Ein jeder bemühet sich, etwas artiges zu sagen. Unsere Einfälle müssen natürlich, unsere Scherze ungekünstelt seyn, wenn sie ihr gefallen sollen. Denn sie ist nicht so gelehrt, daß sie bey der Gelehrsamkeit Geschmack und feine Empfindung verliehren hätte. Und wer kan denn von Sachen, wo es auf Geschmack, auf feine Empfindung ankömmt, besser

und glücklicher urtheilen, als ein Frauenzimmer von einem natürlich zärtlichen Gefühl, und welches, ohne gelehrt zu ſeyn, ihren Geſchmack nach den beſten Muſtern gebildet hat? Wäre Laura immer gleich frey, gleich aufgeräumt, ſo könte ihre Aufführung nach und nach den Schein einer allzu groſſen Vertraulichkeit haben. Aber die kleine Veränderlichkeit, die ich ihr Schuld gegeben habe, und die ihr ſo wohl ſteht, hält uns in einer beſtändigen Ehrerbietung. Denn ſie kan auch ſehr ſpröde thun, und dadurch rettet ſie alle Vorrechte ihres Geſchlechts. Ihre kleinen Bosheiten machen uns tauſend Vergnügen, wenn ſie gleich auf unſere Koſten gehen. Was mich nun endlich betrifft, rede ich gleich, wenn ich aufgeräumt bin, ein wenig zu viel von meinen Reiſen; ſo haben doch meine Freunde den Vortheil, daß ſie viele Länder kennen, ohne ſie ſelbſt geſehen zu haben, und daß ſie, wenn etwann der Diſcours aufgehen will, nicht zum Spiel ihre Zuflucht nehmen dürfen. Es iſt aber auch gut für unſere Geſellſchaft, daß ich bisweilen ſtill und mürriſch bin; ſo haben doch die andern auch Zeit, ſich hören zu laſſen.

Man ſagt insgemein, zur Freundſchaft gehöre Aehnlichkeit. Es iſt wahr, ſie gehört auf gewiſſe Art zur Freundſchaft. Man muß ſich darinn ähnlich ſeyn, daß man ſich liebt. Man muß ſich darum ähnlich ſeyn, daß man die Tugend liebt. Zwiſchen einem laſterhaften und tugendhaften wird nie eine wahre Freundſchaft Platz finden. Aber das iſt es auch alles. Weiter muß eben die Aehn-

lichkeit

lichkeit nicht nothwendig gehen. Leute, die sich gar zu ähnlich sind, werden selten gute Freunde werden, oder bleiben. Zween hitzige, zween ehrbegierige Köpfe werden sich selten recht wol vertragen. Der Unterschied der Temperamenten und der besondern Neigungen, macht die Gesellschaft lebhafter. Er macht, daß sie nicht immer einerley Gestalt hat, und dadurch in das langweilige und Verdrießliche fällt. Er bringt immer neue und unvermuthete Scenen hervor, die ein abwechselndes Vergnügen machen. Wenn nun alle meine Freunde einen so wunderlichen Kopf hätten, wie ich, und unsere bösen Stunden träfen gerade zusammen, da würden wir eine schöne Gestalt machen. Und würden wir nicht bis zur Ausschweifung lustig werden, wenn wir unsre gute Stunde hatten! Und wären wir alle so schwermüthig, wie unser Damis, das würde eine schöne Gesellschaft seyn. Da säßen wir beysammen, wie in einer Krankenstube, fragten einander von Zeit zu Zeit in einem kläglichen Ton, wie befinden Sie sich? mein Freund! Beseufzten die Thorheiten der Menschen, und wären uns selbst zur Plage. Wären wir alle so gelehrt, wie Clemth, so wäre unsere Gesellschaft keine Gesellschaft von Freunden, sondern eine Akademie der Wissenschaften. Hätten wir den Witz nicht, so würden wir ein Haushalten führen, wie die Gelehrten, und wären wir alle an seine Lebensart gewöhnt, so würde vielleicht der Wohlstand über die Vertraulichkeit siegen, und man würde uns für eine Gesellschaft von Eingern halten. Wären wir alle, wie Pheron, wie

wollten ſich ſo viele ſatyriſche Köpfe in einer Stube vertragen, und würde uns nicht die ganze Stadt feind werden? Man würde glauben, wir kämen blos zuſammen, Satyren auf die Leute zu machen, und man würde uns Satyrenmacher mit einander zum Lande hinausjagen. Allein, da die Leute ſehen, daß Ariſt, der ſo beliebt iſt, daß Cleanth, den Jedermann für gelehrt und fromm, Aleſt, den man für empfindlich hält, mit Pheren ſo genau umgehen und ſeine Geſellſchaft lieben, ſo denken ſie, der Mann muß doch nicht ſo gar böſe ſeyn.

Das erſte und vornehmſte in der Freundſchaft, auf welches alles ankömmt, iſt freylich das, daß man ſich aufrichtig und zärtlich unter einander liebt, und daß ein Freund einmal von des andern Liebe und Zärtlichkeit vollkommen überzeugt iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt muß ein Freund alle Handlungen und Reden des andern beurtheilen. Vollkommene Menſchen giebt es, ſo viel ich weiß, nicht auf der Welt; ſollte ſich Jemand finden, der ſich mit Recht für vollkommen ausgäbe, und es auf die Probe ankommen laſſen wollte, der darf ſich nur bey unſerm Verleger melden. Wir wollen ihn mit dem größten Vergnügen empfangen, und zum Präſidenten unſerer Geſellſchaft machen. Einſtweilen ſind wir mit denen zufrieden, die am wenigſten unvollkommen ſind, und ſich ſtets bemühen, vollkommener zu werden. Es iſt mir neulich ein franzöſiſches Buch in die Hände gekommen, an dem mir nichts gefallen hat, als das Motto, das auf dem Titelblat ſteht, und da-

nem jeden, der nichts, als lauter vollkommene Leute in der Welt aufsucht, den Rath giebt, bey Zeiten seinen Stubenspiegel zu zerschmeissen.

Ich rede izt von Fehlern, nicht von Lastern. Laster werde ich an meinem Freunde nicht dulden, und ein Mensch, der Lastern ergeben ist, wird nie Hoffnung zu meiner Freundschaft haben. Ich glaube, es ist in unserer Wochenschrift oft genug erinnert worden, daß die Tugend der Grund, die Stütze, und die Sicherheit der Freundschaft ist. Ich rede hier von Fehlern, die gar nicht aus einem bösen Herzen entspringen, sondern von andern Ursachen abhängen, und von denen kein Mensch frey ist. Daß Alceſt hitzig ist, daran ist sein Temperament Schuld. Sein Feuer stiftet viel Gutes; aber bey dem ersten Ausbruche desselben, kan er nicht allezeit genug an sich halten. Ich weiß wohl, daß so viele ihre Laster durch das Temperament entschuldigen wollen. Allein, Laster lassen sich dadurch nicht entschuldigen. So weit muß ein jeder Meister von seinem Temperament werden, daß er sich nicht dadurch zu wirklichen Lastern und zu bösen Fertigkeiten verleiten läßt. Aber auch ein Tugendhafter hat wenigstens den ersten Ausbruch des Temperaments nicht völlig in seiner Gewalt, die erste Heftigkeit desselben verdrängt auch bey ihm auf einige Augenblick die Ueberlegung; doch er wird sich nicht säumen, bald wieder zu sich selbst zu kommen, und die Rechte der Vernunft über das Temperament zu behaupten. Wäre Alceſt bey seinem hitzigen Temperament

rachſüchtig, ſo würde er zur wahren Freundſchaft unge-ſchickt ſeyn. Allein, ſo viel Gewalt räumt er ſeiner Hitze nicht ein, daß ſie in wirkliche Beleidigungen ausbrechen ſollte. Er weiß ihr noch zu rechter Zeit Einhalt zu thun. Daß Damis ſchwermüthig iſt, daran iſt zum Theil die Beſchaffenheit ſeines Leibes, daran ſind auch zum Theil andre Umſtände Schuld. Es iſt möglich, daß ein Menſch durch beſondere traurige Umſtände und Begebenheiten ſeines Lebens, die in einer zärtlichen Seele einen tiefen Eindruck machen, an ſeiner Munterkeit Schaden leiden, und in eine gewiſſe Schwermuth verſenkt werden kan. Wenn es unſerm Damis einmal einfallen ſollte, unſern Leſern ſeinen Lebenslauf umſtändlicher zu beſchreiben, ſo würden ſie ſich über ſein trauriges Weſen nicht mehr verwundern. Manche Fehler ſind nicht ſowol Fehler der Menſchen, als vielmehr Fehler des Standes, in den ſie ſich begeben haben. Daß unſer Cleanth ein wenig zu gern von der Gelehrſamkeit ſpricht, das kan man gar wol an einem Manne entſchuldigen, der den gröſten Theil ſeines Lebens mit ſtudieren zugebracht hat. Im Vorbeygehen muß ich zum Beſten mancher unſrer jungen Herren die Anmerkung machen, daß es zwar pedantiſch läßt, zu viel Gelehrſamkeit in dem Umgang mit andern anzubringen; aber daß auch ihre meiſten Spötterеyen über das pedantiſche Weſen der Gelehrten aus einem Bewußtſeyn der eigenen Unwiſſenheit entſpringen, und daß ſie gewiß mit ihrer Gelehrſamkeit am meiſten groß thun würden, wenn ſie etwas gelernt hätten.

Manche

Manche Fehler kommen aus der Erziehung, die man gehabt hat, und die werden hernach zur andern Natur. Daß unſer Ariſt ein wenig zu ſehr auf das Aeuſſerliche und auf ſein Vergnügen ſieht, das kömmt gröſtentheils daher, weil er in einem der beſten und reichſten Häuſer auferzogen, und von Jugend auf zu einer allzu pünktlichen Beobachtung des Wohlſtandes, und zu einem vergnügten Leben gewöhnt worden iſt. Unſer Pheron hingegen würde ſich mehr um das Aeuſſerliche und um den Wohlſtand bekümmern, und auch in ſeiner Satyre etwas behutſamer ſeyn, wenn er nicht zu bald in die Aufſicht eines ſonſt vortrefflichen Mannes gekommen wäre, der es aber zu ſeinem Grundſatze gemacht hatte, allen Menſchen mit der gröſten Freyheit die Wahrheit zu ſagen, und beynahe den ganzen eingeführten Wohlſtand für eine Kleinigkeit zu halten, um die ſich ein Weiſer nicht zu bekümmern hätte. Dieſen Mann hat Pheron von Jugend auf bewundert, und iſt es alſo ein Wunder, daß er nebſt ſeinen Tugenden, auch ſeine Fehler angenommen hat? Laurens Fehler iſt beynahe ein Fehler ihres ganzen Geſchlechtes, und zudem hat ſie eine gar zu gütige Mutter gehabt, die den lebhaften Witz und die kleinen Bosheiten ihrer Tochter zu ſehr liebte, als daß ſie ihre Munterkeit ein wenig einzuſchränken geſucht hätte.

Niemand kan ſeiner von der Nachſicht reden, die ein Freund gegen die Fehler des andern haben ſoll, als der groſſe römiſche Dichter Horaz davon geredt hat. Er ſieht es erſtlich, als das gewiſſeſte Zeichen an, daß man ſich

ſelbſt nicht kenne und von einer thörichten Selbſtliebe beherrſchet werde, wenn man an ſeinen Freunden keine Fehler dulden will, da man doch ſelbſt Fehler noch genug an ſich hat. Hernach zeigt er, wie man die Fehler ſeiner Freunde gegen ihre ungleich größern Tugenden halten und als Kleinigkeiten überſehen ſoll. Es iſt wahr, ſagt er, du ſieheſt hier einen Menſchen, der ſich nicht gar viel um das Aeuſſerliche bekümmert, ſein Kleid ſteht ihm ſo, als wenn es nicht für ihn gemacht wäre, ſeine Haare ſind nicht nach der Mode geſchnitten, ſeine Schuhe ſind ihm zu weit. Man könnte ihn deswegen lächerlich machen; aber er iſt der beſte, der redlichſte Mann, den man nur immer finden kan, er liebt mich von ganzem Herzen. Es ſteckt ein groſſer Geiſt in ſeinem ungeputzten Leib. Sollte ich dieſem Menſchen wegen der vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens, die kleinen Fehler nicht verzeihen, welche er wider die Mode begehet? Nein! Wenn ich Fehler tadeln will, ſo will ich bey den meinigen anfangen, ich will mich ſelbſt auf das ſchärfſte unterſuchen, ob ich nicht gewiſſe angebohrne, oder angenommene Fehler und Thorheiten an mir habe. Horaz wußte gar wohl, daß derjenige am meiſten Nachſicht gegen fremde Fehler hat, der ſeine eigene auf das ſorgfältigſte unterſucht, und nach aller Möglichkeit zu verbeſſern trachtet. Dieſer feine Geiſt fährt fort und giebt uns die vortreffliche Erinnerung, daß wir die Fehler unſerer Freunde mit den Augen eines Freundes anſehen ſollen, ſo, wie ein Liebhaber die Fehler ſeiner

Gelieb-

Geliebten überſieht, oder wol gar ſchön findet. Ich wünſchte, ſagt er, daß wir dieſen Irrthum auch in der Freundſchaft begehen möchten; er verdiente in der That Lob und Ruhm. Ein Vater überſieht die Gebrechen ſeiner Kinder, und giebt ihnen die ſchmeichelhafteſten Benennungen. Schielt das liebe Kind, je nun! ſagt man, es liebäugelt. Iſt der Herr Sohn ein Zwerg, ey! es iſt doch ein allerliebſter, artiger, kleiner Herr. Hat er ſchiefe Beine; nun! er geht eben ein wenig auswärts. Iſt die Jungfer Tochter ſo mager, wie ein Todtengerippe; was doch das ſchöne Kind für eine feine Taille hat! Nun, ſagt Horaz, ſo ſollten es die Freunde auch mit einander halten. Lebt einer ein wenig zu genau? Nun, er iſt eben ein guter Haushalter. Spricht einer ein wenig zu gern von ſich ſelbſt? Nun, er will eben ſeinen Freunden die Zeit nicht lange werden laſſen. Iſt einer ein wenig zu frey und ungezwungen im Reden? Es iſt ein aufrichtiger und ehrlicher Mann. Iſt einer ein wenig zu hitzig? Je nun! Er hat ein gewiſſes natürliches Feuer. Niemand wird ohne Fehler gebohren; der iſt der beſte, der die wenigſten hat. Mein Freund ſehe, wie es billig iſt, meine Tugenden an meine Fehler, und ſind jener mehr, ſo laß er ſie den Ausſchlag geben: auch ich will ihn eben ſo abwägen, wenn er meine Freundſchaft ſucht.

Jedoch, wir haben nicht allein Nachſicht gegen unſere Fehler, wir ſuchen uns auch unter einander auf eine freundſchaftliche Art zu beſſern. Dieſes iſt und muß der größte

Nutze der Freundschaft seyn. Wir alle sind lange nicht mehr die vorigen. Unser Umgang hat uns um ein merkliches gebessert. Wir machen uns ein Vergnügen daraus, von der Sittenlehre zu reden, und unsre Herzen nach ihren Vorschriften zu prüfen. Wir sagen uns manche Wahrheiten im Lachen, die unvermerkt in die Seele dringen und gute Wirkungen thun. Ein Scherz der Laura, ein satyrischer Einfall des Phereu hat mich oft mehr gebessert, als eine lange Rede eines Moralisten, bey der ich eingeschlafen war.

A. Dront.

Sieben und sechzigstes Stück.

Laudator temporis acti.

Horat.

Ich habe mir oft müssen vorwerfen lassen, daß ich für meine Jahre zu jung dächte. Heute will ich mich gegen diese Beschuldigung retten. Wenn ich alt bin, so will ich auch alt denken und schreiben, die Zeiten des Alterthums preisen, und auf die itzige Welt mit Verachtung herab sehen.

Es ist auch wohl der Mühe werth, der heutigen Welt gefällig zu leben. Wer sind denn die, denen wir zu gefallen

fassen suchen? Vielleicht die hungerleidenden Reichen, die das Verdienst nach Tonnen Goldes schätzen? In den vorigen Zeiten waren die Reichen vernünftiger. Da begnügten sie sich mit Schätzen von etlichen Tausenden, und sassen dabey eben so vornehm reich, als izt die Besitzer von Millionen sassen. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend meine Eltern in eine kleine Landstadt begleitete, wo sie einige Geschäfte hatten. Da sahe ich einen ehrbaren alten Mann, der in einem ungemein schlechten Rocke vor unserer Wohnung vorüber gieng. Unser Wirth sagte mir, es sey der reichste Mann in dem Orte, ein Mann, der wohl sechstausend Gulden im Vermögen hätte. So bescheiden und billig war die alte Welt. Sechstausend Gulden hiessen schon Reichthum. Ich lernte diesen Mann genauer kennen. Mit seinen sechstausend Gulden hatte er sich nicht nur den unschätzbaren Namen eines reichen Mannes, sondern auch das Recht erworben, eben so zu leben, wie die reichsten Leute noch in der gegenwärtigen Zeit leben. Wöchentlich zweymal frisches Fleisch zu essen, und alle Sonntäge sauren Wein zu trinken, sich schlecht zu kleiden, und dabey alle andere Leute zu verachten; das ist doch die wahre Lebensart eines Kapitalisten? Diese hohe Lebensart, das Ziel so vieler mühseligen Tage und schlaflosen Nächte, das höchste Gut der Reichen, ließ die gefällige Welt einen Mann geniessen, der in den heutigen Tagen als ein verachteter Mann durch das Urtheil aller Welt verdammet seyn würde, gut zu essen, und ruhig zu schlafen.

Ich

Ich ärgere mich, ſo oft ich Leute, die jünger als ich, und in ihre Zeiten thöricht verliebt ſind, ſagen höre, daß die Vornehmen heutiges Tages durch ihre Höflichkeit einen ſehr unterſcheidenden Vorzug vor den Vornehmen der vorigen Welt beſäſſen. Ein ſchöner Vorzug! Es iſt wahr, aus dem allgemeinen Grundſatze aller Vornehmen, aus der Ueberzeugung, daß die Geringern nicht zu ihrer Art von Geſchöpfen gehören, aus dieſem Grundſatz begegneten die Vornehmen der vorigen Zeiten, dem geringern Theile der Welt mit einer hochanſehnlichen Härte, die von den itzigen in eine ſchlaue Höflichkeit verwandelt worden iſt. In meiner Jugend bat ich einen Staatsmann, mir eine gewiſſe kleine Bedienung zu verſchaffen. „Ich kan ihm nicht helfen, antwortete er mir in einem furchtbaren Baſſe. Alle Augenblicke kommen Leute, die Dienſte haben wollen.„ Neulich erzählte mir ein junger Menſch, den ich kenne, daß er bey einem nemlichen Anſuchen von einem vornehmen Mann mit der freundlichſten Mine von der Welt die abſchlägige Antwort bekommen hätte; „Es wird mir ein Vergnügen ſeyn, wenn ich ihnen entweder itzt, oder bey einer andern Gelegenheit dienen kan.„ So unterſchieden war das Bezeigen der Vornehmen aus der alten Welt von dem Bezeigen der heutigen. Sie wußten eben ſo gut, als man es in unſern Tagen weiß, daß uneigennützige Dienſtfertigkeit keine Eigenſchaft eines Staatsmannes ſeyn darf. Aber ſie waren zu redlich, zu altdeutſch, ihre Verweigerungen in höfliche Worte einzukleiden. Sie ſprachen na-

türlich,

türlich, und redeten in harten Ausdrücken, wenn ihre Seelen unempfindlich ſeyn wollten.

Ich mögte wohl wiſſen, was den heutigen Schönen einen Vorzug vor den Schönen der alten Zeit geben könnte. Ich will mich nicht einmal auf meine Chloe berufen, deren Frühling eine jedes Weltalter würde verſchönert haben. Solche Schönen, wie Chloe, die in jedem Alter liebenswürdig bleiben, die ſind zu ſelten, um für die eine oder die andere Zeit etwas zu beſtimmen. Aber der gröſſere Theil des ſchönen Geſchlechts, die Schönen nach der Mode werden mir verzeihen, wenn ich von ihnen ſage, daß ſie in der itzigen Zeit nicht halb ſo reitzend ſind, als ihre Großmütter waren. Wenn ſie auch keinen Fehler hätten, ſo würde dieſes ſchon Fehlers genug ſeyn, daß ſie an den jungen Herren nach der Mode einen Gefallen finden. Es bleibt mir noch ſtets unbegreiflich, wie die Väter und Mütter in dieſen Tagen ſo unvorſichtig ſeyn können, ihre artigen Kinder allen Gefahren des männlichen Umgangs auszuſetzen. Die Alten waren klüger, und manche kleine Ausſchweifung, die heutiges Tages durch die Schwatzhaftigkeit eines begünſtigten jungen Herrn ausgebreitet wird, blieb damals verborgen, weil man weislich die ungekünſtelten Liebkoſungen eines verſchwiegenen Hausgenoſſen dem tändelnden Seufzern geputzter Stutzer vorzog. Oft, wenn ich die Unliebenswürdigkeit der heutigen jungen Herren betrachte, bin ich gereitzet worden, zu vermuthen, die Eltern müßten ihren artigen Töchtern wohl nur deswegen

den Umgang mit dieſen glänzenden Geſchöpfen erlauben, um ſie durch die Erfahrung zu überzeugen, daß dieſe nichtsbedeutenden Weſen, nach denen ſie vielleicht aus Unwiſſenheit ſeufzen mögten, weder ihre Seufzer noch ihre Gefälligkeiten verdienen.

Als ich noch ein Jüngling war, vertraute mir ein Bekannter, der ein hofnungsvoller Dorfjunker in der Nachbarſchaft war, die Geheimniſſe ſeines Herzens. Er liebte eine Fräulein von ſeinen Verwandten, die gröſte Sprödе in der Gegend. Ich mußte ihn einmal begleiten, da er ſie beſuchte. Er erſchien in der anſtändigſten Geſtalt nach der damaligen Mode. Wir kamen in einem gewaltigen Regenwetter dahin, denn die Stuzer der vorigen Welt fürchteten ſich nicht dafür. Ein paar Haſen, die uns zu ihrem Unglücke begegnet waren, zierten das Pferd des jungen Ritters, und ein halb Dutzend Jagdhunde machten das Gefolge ſeines triumphirenden Einzuges aus. Der Vater der Schönen empfieng uns ſehr freundlich. „Der T . . wo habt ihr in dem Wetter die Haſen aufgetrieben„ war ſeine Bewillkommungsrede. „O, antwortete der Junker, und ſchmiß die Haſen zu Boden, ich werde doch vor den H . . nicht mit leeren Fäuſten zu meiner Braut kommen. Wo iſt das Fräulein?„ „Ihr könnt ſie aufſuchen, antwortete der Alte. Was gehet mich das Weibsvolk an? Genug, daß du ſie haben ſollſt.„ Der Junker ſchlich in das Zimmer des Fräuleins, und legte, ohne ein Wort zu ſprechen, ſeine Beute hinter ſie auf ihren Stuhl. Das

Fräu-

Fräulein, eine Schönheit, nicht, wie die heutigen ſind, weichlich und ſchwach, ſondern von einem dauerhaften Bau und einer friſchen Landfarbe, ſahe ſich um, und warf ihm die Haſen vor die Füſſe. „Ich habe es ihm ſchon oft geſagt, daß ich nichts von ſeinen Thorheiten wiſſen will.„ „Nun, antwortete er, ſeyn Sie nur nicht gar zu böſe. Doch, wenn Sie es auch ſind, was ſchadets? Sie müſſen doch die meinige werden.„ „Und wenn ich es werden muß, antwortete ſie, ſo muß ich es. Aber ſeine Tändeleyen will ich durchaus nicht leiden. Und überhaupt, wer weiß, was geſchiehet?„ In dieſem Tone der Sprödigkeit redete Sie den ganzen Tag fort, und der arme Junker, der alle ſeine witzigen Einfälle vergebens hervorbrachte, mußte ſich endlich bey der Bouteille tröſten. Ich begrif die Urſache von der Härte des Fräuleins nicht. Nach dem damaligen Geſchmacke, war nichts an dem Junker auszuſetzen, und der Wille ihres Vaters machte ſeine Anſprüche vollkommen kräftig. Man achtete auch ſo wenig auf ihren Widerſtand, daß alle Anſtalten zur Hochzeit gemacht wurden. Acht Tage zuvor aber entflohe das Fräulein mit dem Schreiber ihres Vaters, und gieng mit demſelben nach Holland.

Es iſt noch nicht lange her, daß unſere Stadt eine Liebesgeſchichte nach dem neuen Geſchmacke hat. Dorant iſt unfehlbar vielen von meinen Leſern bekannt. Man weiß, wie viel Mühe er ſich gegeben hat, das unempfindliche Herz der ſpröden Emire zu gewinnen. Er ergrif endlich

die

die Hülfe ihrer Eltern, eine Hülfe, die zu allen Zeiten einem Liebhaber viel nützlicher gewesen ist, als die ganze Redekunst der Liebe. Emire gab ihm gezwungen ihre Hand, wovon sie oft versichert hatte, daß sie sie keinem Menschen geben würde. Ihre Sprödigkeit blieb noch in der Ehe standhaft, aber nur gegen ihren Mann. Viele artige junge Herren bekamen hingegen bald Ursache, ihre Menschenliebe zu rühmen, und noch ist sie ein Tiger gegen ihren Mann, und das zärtlichste Täubchen gegen ihre Anbeter.

Man siehet leicht, wie sehr diese zwo Liebesgeschichten unterschieden sind. Die alte Fräulein unterscheidet sich auf eine sehr vortheilhafte Art von dem jüngern Frauenzimmer. Ehe sie ihren unangenehmen Liebhaber betrügen wollte, opferte sie lieber ihr eigenes Glück und ihren guten Namen auf. Man kan von der Größe ihrer Selbstüberwindung urtheilen, wenn man bedenket, wie viele Stuffen der Erniedrigung eine Fräulein herabsteigen muß, wenn es sich zu einem gemeinen Menschen herablassen will. Aber damals waren auch die Fräuleins nicht so stolz, als sie itzt sind. Sie erfanten noch, daß es unter den Bürgern Leute gäbe, die zur Liebe tüchtig sind. Heute zu Tage ist dem armen Pöbel dieser Vorzug gänzlich abgesprochen, oder höchstens auf gewisse Theaterhelden eingeschränket worden. In allen Stücken hat sich die Welt verschlimmert; in keinem mehr als in dem Haußstande. Die alte männliche Oberherrschaft, das Vorrecht deutscher Männer ist verlohren. Sonst zitterte die Frau, wenn der Mann

nach Hause kam; denn meistentheils kam er betrunken nach Hause, und bewieß durch nachdrückliche Proben seine Macht. Noch zittern manche Frauen gegen die Zurückkunft des Mannes, aber nur alsdenn, wenn sie einen vertrauten Freund bey sich haben. Wider die Trunkenheit des Mannes haben sie ein sicheres Mittel erfunden. Der arme Mann, der einmal zu frölich bey seinem Weine gewesen ist, muß am folgenden Morgen so viel von seiner bessernden Gattin ausstehen, daß er in Zukunft die Trunkenheit als den ärgsten Feind seiner häuslichen Ruhe fliehet. Sonst war der Mann allein das Ansehen seines Hauses. Ihn sahe die Welt, von ihm wurde geredet. Die Frau durfte nur in der Stille ihm nachahmen, und von ihren Handlungen erfuhr man so wenig, als von den Handlungen eines Bedienten. War der Mann ein Sparer, so mußte die Frau blos das Haushalten nach den Regeln der strengen Sparsamkeit einrichten. Bereichern durfte sie es nicht. Dieses Vorrecht hatte der Mann sich vorbehalten. Eben so war es, wann der Mann ein Verschwender war. Er allein war es vor den Augen der Welt. Die Frau blieb unbekannt. Wollte sie auch einmal schmausen, so mußte es mit ihren vertrauten Gevatterinnen in den verborgenen Gegenden einer Spinnstube geschehen. Itzt nehmen die Frauen an dem Ruhm der Männer so viel Antheil, daß der Vorzug der Männer verschwindet. Kuklio kan keinen ärgern Wucher auf der Börse treiben, als seine Frau zu Hause mit

Pfändern treibt. Ich kenne eine Frau, die Meisterin in dieser Kunst ist. Ihr Haus ist das allgemeine Pfandhaus der Stadt. Sie wird geehret, sie bittet man zu Gaste. Der Mann, ein schläferiger Dummkopf, ist ganz vergessen. Er weiß nichts von den Geschäften seines Hausses. Zufrieden, wenn seine furchtbare Gebieterin ihm nur satt zu essen gegeben hat, rauchet er seine Pfeife, und gehet zu Bette, wenn sie noch an den Tischen der Vornehmen das grosse Wort führet. In dem Hause des Verschwenders gehet es eben so zu. Madame macht stets mehr Staat, ihre Gesellschaften sind glänzender, ihre Lustbarkeiten ausgesuchter. Mit einem Worte, der Mann mag reich oder arm werden wollen, die Frau raubet ihm in beyden den Vorzug. Ein Reisender, der aus einem weit entfernten Lande kam, hat mich neulich gar überreden wollen, daß in seinem Vaterlande der zahlreiche Orden der Sollicitanten sein Glück viel sicherer und gewöhnlicher durch die Gemahlinnen der sogenannten Beförderer, als durch die Herren selbst machte. Er sagte, es sey daselbst schon öffentlich eingeführet, den Damen seine Cour zu machen, ihnen sein Glück zu empfehlen, und seine Würdigkeit zu öffentlichen Aemtern zu zeigen, und auch von ihrer Hand den Beruf nebst der Geschicklichkeit zum Amte zu empfangen. Das kan ich doch nicht glauben; es ist gar zu seltsam, und wie gesagt, der Fremde kam aus einem gar zu entfernten Lande.

Wie ehrwürdig war die Herrſchaft der Alten über ihre Kinder! Die Befehle des Vaters mogten an ſich gut oder ſchädlich ſeyn, genug ſie waren Befehle des Vaters, und ein unverletzliches Geſetz für die Kinder. Man wußte damals nichts von dem Vernünfteln, welches itzt ſo oft Eltern und Kinder entzweyet. Der eine Sohn folgte dem Befehle des Vaters ohne Nachdenken, denn er war ſchläfrig, und fand ſeine Bequemlichkeit darinn, wenn ein anderer für ihn dasjenige ausdachte, was er thun ſollte. Der andere war lebhaft, und würde oft etwas erinnert haben, wenn er gedurft hätte. Aber die väterliche Herrſchaft machte ihn mit Gewalt gehorſam. Wie viel ſicherer iſt es für einen jeden Befehlshaber, wenn er ſich mit Gewalt gehorchen macht, als wenn er den Gehorſam ſeiner Unterthanen erſt von ihrer Ueberlegung erwarten ſoll? In dieſem beſchwerlichen Falle befinden ſich die Eltern heut zu Tage. Die Kinder wollen vernünfteln, ſie wollen bey der Wahl ihres Glückes befraget ſeyn, und ihre eigenen Empfindungen darum fragen. Hätte Herr Hartſinn, der Mann nach der alten Welt, vor hundert Jahren gelebet, er würde keine überkluge Nachbarn gefunden haben, die ihn deswegen ausgelachet hätten, weil er ſeinen blöden und flatternden Sohn zum Predigtamte beſtimmet hat. Man ſaget wohl, daß die Freyheit, worin die Kinder heutiges Tages leben dürfen, ihren Geiſt beſſere. Man will ſo gar bemerket haben, daß ſelbſt die Phlegmatiſchen bey einer freyen Erziehung etwas weniger unbrauchbar würden, als

vormals bey einer strengen. Ich glaube nichts davon. Ob der Schläfrige eine Stunde länger wachet, oder nicht, was kan es helfen? Ist doch sein Wachen selbst im Schlaf. Der muntere Theil der Jugend ist gewiß bey der heutigen Erziehung den größten Gefahren ausgesetzet. Man verzeihet der Jugend tausend Fehler, und hoffet, sie sollte vor dem dreißigsten Jahre ausrasen. In den alten Zeiten schränkte man die Jugend ein, und erlaubte keinem Menschen eher auszuschweifen, als bis er ein Amt hatte. Bis dahin waren entweder seine fehlerhaften Neigungen verjähret, oder wenn er alsdenn fehlte, so bedeckte die Würde des Amts den Fehler. Kurz, wenn die alte Welt in der Erziehung der Jugend fehlte, so geschahe es höchstens dadurch, daß man dieselbe etwas schläfrig und unwissend gewöhnte. Itzt machet man sie lärmend und überklug. Bey jenem Fehler hatten doch die Nachbarn Ruhe, und man durfte sich so wenig für Tadlern fürchten, daß vielmehr alles gut gehalten wurde, was da war. Der vorwitzige Geschmack der neuen Zeiten tadelt alles, das Gute mit dem Bösen, und machet die Welt so unruhig, daß nicht einmal ein ehrlicher Phlegmatikus ungetadelt ausschlafen kan. Wie verdrüßlich ist es nicht einem Mann, den seine graue Haare ehrwürdig machen, daß er sich oft muß durch unbärtige Knaben widersprechen lassen! In der alten Zeit hatte die Jugend gegen das Alter nur eine Empfindung, die Bewunderung. Ein alter Mann wurde bewundert, er mogte vernünftig oder unvernünftig sprechen und handeln.

Itzt

Itzt widersprechen Jünglinge dem Greise, er mag Wahrheiten oder Irrthümer behaupten. Ich denke noch mit Vergnügen an die Züchtigung, die in der vorigen Zeit einem Jünglinge wiederfuhr, der sich erkühnet hatte, seine Feder wider einen alten Gelehrten anzusetzen. Der alte Gelehrte strafte ihn, nicht durch eine gelehrte Widerlegung, das wäre der Würde des Alters unanständig, und vielleicht noch dazu gefährlich gewesen; er schrieb an alle gelehrte Männer, daß der junge Mensch ein Unverschämter, ein Letterbube sey. Diese Rache war so kräftig, daß der verwitzige Jüngling, wenn er anders sein Glück machen wollte, dem ehrwürdigen Manne eine öffentliche Abbitte thun mußte. (*) So heilig waren damals die Vorrechte der Alten. Jetzt aber herrschen zur Schande der Zeiten die jungen Gelehrten, und werden oft von den Alten, die ihre Ewigkeit erhalten wollen, geschmeichelt. Vormals bewunderte man nur das Alte; itzt herrschet der elende Geschmack des Neuen. — Aber ich muß nicht zu weit in die Gelehrsamkeit kommen.

In der alten Welt war noch die Freundschaft das, was sie seyn sollte. Man wußte damals schon sehr gut, daß die Freundschaft, die von einigen süßträumenden Philosophen beschrieben wird, keine Sache für die Menschen sey;

(*) Den wenigen Lesern zu Gefallen, die Erläuterungen von dieser Art lieben mögen, merken wir an, daß der alte Gelehrte Böckler, und der junge Gelehrte Schürzfleisch hieß, und daß das Wort Nebulo in den Briefen des alten Gelehrten vorkam.

man unterhielt Freundschaften, nicht nach hochfliegenden Gedanken, die man heut zu Tage Empfindungen nennet, sondern zum Umgange und zu gewissen Vortheilen in dem gemeinen Leben. So ist zwar die Freundschaft der heutigen Welt auch beschaffen; aber die alte Welt war darinn vernünftiger, daß sie von der Freundschaft so redete, wie sie dachte. Die klugen Sprüchwörter; Der Nachbar an der Wand ist besser, als ein Freund über Land; das Hemd ist mir näher, als der Rock; Freunde in der Noth, gehen hundert auf ein Loth, und dergleichen, entdecken die wahre Gesinnungen der Alten von der Freundschaft. Jtzt aber machet die Welt ein prächtiges Geschwätze von der Freundschaft, und denket doch in der Anwendung noch stets, wie man vordem sagte. Jn dem einzigen Stücke richteten die Alten ihre Freundschaften nach der Theorie der Philosophen ein, was die Ungezwungenheit gegen Freunde betrift. Diese Regel lässet sich auch am Besten beobachten, und die heutige Welt strafet sich selbst, da sie von dem Beyspiele der Alten abgewichen ist. Man mag immerhin die Ungezwungenheit der alten Freundschaften Grobheit nennen; Die Höflichkeit der heutigen Freunde gegen einander siehet dem Ceremoniel und selbst der Falschheit sehr ähnlich.

Ich muß doch eine kleine Geschichte erzählen, die eine Probe abgeben kan, wie sehr die Alten ihre Freundschaften nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einrichteten. Jn meiner Vaterstadt wohnte Selast, ein Mann der einen gu-

ten

ten Ruf hatte, und gegen seine Freunde ausserordentlich dienstfertig war. Sein vertrautester Freund war Kreon, ein exemplarischer Mann, und diesem hatte Gelast die meist Freundschaftsdienste geleistet. Nach einiger Zeit erklärte sich der erste Staatsbediente wider Gelasten, und brachte ihn in sehr bedrängte Umstände. Kreon hätte seinem Freunde mit Nachdrucke beystehen können, und jedermann erwartete, daß es geschehen würde. Aber Kreon that das Gegentheil. Er glaubte, die Ungnade des grossen Mannes sey genug zum Beweise, das Gelast Unrecht haben müßte. Kreon aber war ein gar zu großer Eiferer für die Gerechtigkeit, als daß er ihren Lauf selbst gegen seinen Freund hätte hindern sollen. Er erklärte öffentlich, das Gelast ein böser Mann sey, und sein Zeugnis gab der Untersuchung den Ausschlag. Findet man heutiges Tages solche Eiferer für die Gerechtigkeit, oder wenn es ja noch einige giebt, sind sie großmüthig genug, ihre Gedanken offenherzig zu entdecken? Würde nicht ein Mann nach der heutigen Welt aus einer falschen Ehre wenigstens den Schein eines standhaften Freundes angenommen, und seine Gerechtigkeitsliebe nur heimlich ausgeübet haben? —

Es ist doch nichts beschwerlicher, als vorwitzige Freunde zu haben. Da war ich nun im Begriffe, noch viele schöne Sachen zum Lobe der vorigen Zeiten zu schreiben. Auf einmal kommen Alcest und Pheron, sie lesen mein Blat durch, und lachen mich aus. „Haben Sie denn nicht, sagt Alcest, daß Sie eine Satyre statt einer Lobrede geschrieben haben? Sie zeigen selbst, daß die alte und die heutige Welt nicht in Ansehung der Fehler selbst, sondern nur in den äusserlichen Gestalten der Fehler unterschieden sind. So mag ein anderer schreiben. Nun mögen meine Herren Freunde dafür, daß sie mich gestöret haben, selbst zusehen, wie der Bogen voll wird. Ich will aufhören. F. Oront.

Acht und sechzigstes Stück.

Leichtsinnig in der Wahl, und zweifelnd im Vergnügen,
Betrügen wir uns selbst, um andre zu betrügen,
Die, innerlich verderbt, und nur von aussen schön,
Auch uns, mit gleichem Recht, ergebenst hintergehn.

Hagedorn.

Heute sollte Cleanth unsere Leser unterhalten. Er hatte auch schon ausgedacht, wovon er schreiben wollte. Er wollte von der Freundschaft nach der Mode handeln. Nun schicket er unvermuthet zu mir, und lässet mich bitten, für ihn zu schreiben, weil er verhindert würde. Es ist genug. Aber ich kan seinen Plan nicht ausführen. Er würde unfehlbar etwas systematisches geschrieben haben, und dazu bin ich nicht geschickt. Lieber will ich den Lesern etwas erzählen.

In der chinesischen Handelsstadt Canton lebte ein Kaufmann, der den Namen eines ehrlichen Mannes, ein mittelmäßiges Vermögen, und einen einzigen Sohn hatte. Hamti, so hieß der Sohn, war ein munterer und angenehmer Jüngling, der Liebling seiner Schulfreunde, und bey Jedermann wohl gelitten. Seine größte Neigung war, viele Freunde zu besitzen, und sein Herz stund einem jeden offen, der ihm nur freundlich begegnete. Unter seinen Be-

kann-

kannten waren zween, die sein Vertrauen am meisten besaßen, ob sie gleich von verschiedenen Charakteren waren. Leamche, der eine von ihnen, war der lustigste Mensch von der Welt. Alle Tage ersann er neue Lustbarkeiten, und, wenn sie gleich bisweilen unangenehme Folgen hatten, so vergaß er dieselben doch bald, um neue Streiche zu spielen. Fohi hingegen, der andere Freund von Hamti, war ein düsterer und tiefsinniger Mensch; er verachtete alles, was andere Menschen thaten, und alles, was er that, bis auf die kleinesten Vergnügungen, mußte in Geheim geschehen. Diese beyde Jünglinge waren von ihrer ersten Kindheit an mit Hamti erzogen worden, und daher kam seine Vertraulichkeit mit ihnen. Es war nicht möglich, ihre Gemüthsarten zu vereinigen, und deßwegen mußte Hamti sich stets unter sie theilen. Heute war Leamche sein Anführer; sie schwärmten durch die Stadt, und machten sich bald auf ihre eigenen, bald auf anderer Leute Kosten lustig. Oft bekamen ihre Ausschweiffungen wegen der guten Art, womit sie ausgeführet waren, den Beyfall der lustigen Welt. Ein andermal tadelte man sie, wenn sie an die Unrechten gekommen waren. Hamti wurde auch alsdenn von den meisten entschuldiget, die seinen übrigen Eigenschaften etwas zu gute hielten, und wußten, daß Leamche der Verführer war. So oft ihm aber eine kleine Verdrießlichkeit widerfahren war, nahm er seine Zuflucht zum Fohi, der sich auf eine ganz andere Art beschäftigte. Fohi war sehr fleißig, und Hamti lernte viel durch seinen Umgang. Da-

bey war Fobi sehr sorgfältig, die Geheimnisse seiner Nachbaren zu erfahren, in der Stille darüber zu lachen, und sie unter der Hand auszubreiten. Dazu war ihm Hamti sehr bequem, der alles, was er erfuhr, dem Leamche erzählte, und wenn dieser erst eine Neuigkeit wußte, so kam dieselbe bald in der ganzen Stadt herum. Endlich verliebte sich Leamche in die Tochter eines reichen Kaufmanns, die schon an einen andern versprochen war. Weil dieser Umstand ihm alle Hoffnung raubte, sie von ihrem Vater zu erhalten, so beschloß er, sie zu entführen, und mit ihr nach Macao zu fliehen. Zum Gefährten dieser That erwählte er seinen Freund Hamti, und überredete ihn, daß sie wenig Gefahr zu besorgen hätten, weil der Vater des Mägdchens am Ende seine Einwilligung doch würde geben müssen. Hamti ließ sich bereden. Die Entführung wurde wirklich vollzogen. Sie waren aber noch nicht weit von Canton, als sie von dem Bräutigam des jungen Frauenzimmers eingeholet worden. Derselbe stund in grosser Gunst bey dem Unterkönige von Canton, und hatte von ihm einige Soldaten bekommen, die Flüchtigen mit Gewalt zurück zu bringen. Leamche und seine Schöne waren glücklich genug, ihren Verfolgern durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde zu entfliehen. Hamti aber fiel in die Hände der Verfolger. Er wurde nach Canton zurück gebracht, und ins Gefängniß geworfen. Der Unterkönig, der von dem Beleidigten regieret wurde, trieb die Sache so eifrig, daß dem unglücklichen Hamti das Leben abgesprochen wurde. Sein alter

Vater,

Vater grämte sich darüber zu tode. Die Freunde des edlen Mannes, und einige andere Personen, die dem Hamti zuvor geneigt gewesen waren, wechten nunmehr auf, und vereinigten sich zur Rettung des unglücklichen Jünglings. Ihre Bitten erweichten endlich den Unterkönig, und Hamti bekam seine Freyheit wieder, aber mit dem Verluste seines Vermögens. Der hülflose Zustand, worin er sich nunmehr befand, nöthigte ihn, seine Gönner zu suchen. Von dem einen bekam er Strafpredigten und Sittenlehren, von dem andern Mitleiden und Bedauren ohne Zahl, von keinem aber etwas mehr. Sein Freund Fohi rieth ihm ganz trocken, seine Vaterstadt zu verlassen, in welcher er bey seinen jetzigen Umständen nicht mit Ehre seyn könnte. Hamti folgte diesem Rath. Sein erster Weg gieng nach Macao, um seinen Verführer, den Leamche aufzusuchen, auf dessen Beystand er sich noch die meiste Hoffnung machte. Er traf denselben in kläglichen Umständen an. Leamche und seine Schöne waren beyde ohne Vermögen, der Vater des Frauenzimmers war unerbittlich, und beyden war nichts übergeblieben, als die Reue über ihre Thorheit, die beym Leamche desto grösser seyn mußte, da er an seiner Schönen nur eine Schönheit, dem Leibe nach, gefunden hatte, die einen herrschsüchtigen und zänkischen Geist bekleidete. Hamti sahe wohl, daß sein Freund nicht im Stande war, ihm zu helfen, er sahe es aber nicht eher ein, bis derselbe ihm noch das Wenige abgeborget hatte, was dem Hamti von seinem väterlichen Vermögen geblieben war.

Da

Da er über sein Schicksal höchst bekümmert war, gerieth er in die Bekanntschaft eines chinesischen Kaufmanns, der nach Batavia handelte. Dieser erzählte ihm so viel von den Vortheilen dieses Handels, daß Hamti sich bereden ließ, als ein Unterbedienter, die Reise mit anzutreten. Er ging zu Schiffe, voll Vertrauen auf die Freundschaft eines Mannes, der ihn selbst gesuchet hatte. Die Reise wurde glücklich vollzogen, und alle Vortheile, die der Kaufmann gerühmet hatte, trafen richtig ein, aber nur für den Kaufmann. Hamti, der sich stets mit den Rechnungen dieses Mannes beschäftigen mußte, gewann dabey nichts mehr, als seinen nothdürftigen und ziemlich spärsamen Unterhalt. Er merkte endlich, daß sein neuer Freund ihn blos, als ein Werkzeug gebrauchte. Er suchte sich los zumachen, aber, da er nirgends einen Weg zu seinem Glücke entdecken konnte, mußte er sichs gefallen lassen, noch länger in dieser Sclaverey zu bleiben, und noch dazu den Verdruß zu haben, daß sein Herr, nicht mehr sein Freund, ihm sehr häuffig die Wichtigkeit seiner Menschenliebe verpredigte, die einen armen Hungerleider so großmüthig kleidete und nährete.

Hamti lebte drey Jahr in dem Dienste dieses Kaufmanns. Der Verdruß, welchen er in diesem Stande ausstehen mußte, und die Erinnerung seines vorhergegangenen Unglückes, machten ihn endlich gegen alle seine Landsleute erbittert, und er glaubte, sein Glück unfehlbar zu machen, wenn er nur einen Ausländer zum Freunde bekommen könn-

te. Sein Wunſch ward erfüllet. Wie er mit ſeinem Herrn zum zweytenmale nach Batavia reiſte, ward er mit einem Holländer bekannt, deſſen Munterkeit und Wiſſenſchaften ihn ſehr einnahmen. Der Holländer beſuchte ihn fleißig, und endlich redete er ihm zu, den beſchwerlichen Dienſt bey dem Chineſer zu verlaſſen, und mit ihm in Geſellſchaft zu treten. Die Aufführung dieſes Mannes überredete den Hamti, daß derſelbe ein reicher Mann ſeyn müſte. Deſtoweniger trug er Bedenken, ſein freundſchaftliches Anerbieten anzunehmen. Er verließ ſeinen Herrn. Die erſten Wochen der neuen Freundſchaft waren die angenehmſte Zeit, die Hamti noch erlebet hatte. Sein Freund verſorgte ihn mit Gelde, und führte ihn täglich zu neuen Luſtbarkeiten; zwo groſſe Reizungen für Hamti, der beyde ſo lange hatte entbehren müſſen. Nachdem ſie ein paar Monate in dieſem vergnügten Stande gelebet hatten, entdeckte ihm endlich ſein neuer Freund ſeine Abſicht. Er war nichts weniger, als reich. Sein Verdienſt kam blos von einem Schleichhandel, und dazu wollte er dem Hamti gebrauchen, der durch die Bekanntſchaften, die er in ſeinem Vaterlande hatte, dieſes geheime Gewerbe vortheilhaft unterſtützen könnte. Hamti begriff wohl, daß dieſe Lebensart mit den Geſetzen und der Gewiſſenhaftigkeit ſtritte. Aber er gehörte unter diejenigen Menſchen, die ihr Gewiſſen der Oberherrſchaft des Nutzens unterworfen haben. Er war von Natur redlich; aber der Mangel, worinn er ſich befand, ſchien ihm damals noch ein größeres Uebel, als die

Ver-

Verletzung der Redlichkeit. Das Bündniß wurde geſchloſſen, und einige Zeit mit gutem Vortheile ausgeführet. Auf einmal aber verſchwand der Holländer und hatte den ganzen Gewinn mitgenommen. Nun war Hamti ärmer, als zuvor, und hatte noch dazu ein nagendes Gewiſſen. Die Noth ließ ihn nicht lange müßig ſeyn, und er trat in die Dienſte eines Kaufmanns, der nach Perſien handeln wollte. Dieſe Stelle hatte zwar wenig Reizungen, der Kaufmann war ein eigenſinniger, grober und zänkiſcher Mann, bey dem noch Niemand lange ausgehalten hatte. Aber Hamti war nicht in den Umſtänden, daß er viel wählen konnte. Seine Geſchicklichkeit, und ſeine Geduld, die ſeine ſchlechten Umſtände nothwendig gemacht hatten, überwanden alle Schwierigkeiten, die von der beſchwerlichen Gemüthsart des Kaufmannes gemacht werden konnten. Sie kamen nach Perſien, und Hamti fand in dieſem Lande, was er ſo lange vergeblich geſuchet hatte. Sein Herr, der bey allem ſeinen Eigenſinne mehr Billigkeit beſaß, als hundert freundliche Leute, vergönnte ihm, die Zeit, die ihm von ſeinen beſtimmten Geſchäften überblieb, zu einem eigenen kleinen Handel anzuwenden, und unterſtützte ihn ſogar darin. In einigen Jahren hatte Hamti ſchon ſo viele Reichthümer erworben, daß er als ſein eigener Herr leben konnte. Er nahm von dem redlichen Kaufmanne Abſchied, und reiſte in ſein Vaterland zurück. Seine alten Bekannten erſparten nichts, ihm ihre Freude über ſein Glück zu bezeugen, und ſein Freund Fehi erneuerte nicht nur die ve-

rige Vertraulichkeit, sondern beehrte ihn noch mit einer ungewohnten Hochachtung.

Hamti war nunmehro entschlossen, sein Leben ruhig in seiner Vaterstadt zuzubringen. Seine erste Sorge war, sich zu verheyrathen. Unter allen Frauenspersonen in der Stadt gefiel ihm keine so sehr, als die junge Paousa. Sie war eine vollkommene Schönheit, hatte viel Geist, und war aus einem vornehmen Hause. Die ersten Schritte wurden ihm beschwerlich genug gemachet. Ob gleich Paousa unter niemand stund, so lebte sie doch so eingezogen, als eine Chineserin hätte thun können, die unter der Gewalt der strengsten Eltern gewesen wäre. Verschiedene ansehnliche Geschenke öffneten ihm endlich ihr Haus; aber zu einer Erklärung konnte er sie noch nicht bewegen. Er entdeckte seine Neigung seinem Freund Tohi. Tohi war anfänglich nicht damit zufrieden, sondern machte ihm verschiedene Einwürfe wegen des Ranges und der Gemüthsart der Schönen. Hamti führte seinen Freund zur Paousa, um ihn zu überzeugen, und nach einigen Besuchen, gestund Tohi nicht nur, daß sie liebenswürdig sey, sondern rieth ihm selbst, seine Geschenke fortzusetzen, die ihm endlich gewiß ihr Herz erkaufen würden. Hamti that es, und Paousa erzeigte sich seinen Wünschen täglich geneigter. Endlich nöthigte ihn der Kauf eines Landgutes, wozu ihn sein Freund und seine Geliebte geredet hatten, zu einer Reise, die etliche Wochen währte. Er reiste in der sichern Hoffnung weg, bey seiner Wiederkunft das Jawort seiner Schö-

nen

nen gleich zu erhalten. Sobald er zurück kam, erfuhr er, daß Paousa einen jungen Mandarin geheyrathet hatte. Diese entsetzliche Nachricht wirkte alles auf sein Herz, was sie auf das Herz eines trefflichen Liebhabers wirken mußte. Er war lange Zeit untröstbar, und wollte nicht einmal von den Trostgründen etwas hören, die sein Freund Fohi ihm vorsagte. Endlich, da sich die Gewalt des Affectes gelegt hatte, und er wieder anfieng, auf das Leben zu denken, merkte er, daß Fohi mit der treulosen Paousa, und ihrem Gatten, einen vertrauten Umgang hielte. Dieses machte ihn aufmerksam. Er entdeckte endlich, daß Fohi ihn mit betrogen, und den Gewinn, den Paousa von ihm gezogen, mit ihr getheilet hatte. Nun konnte er es nicht länger in Canton aushalten. Mehr, als die Hälfte seiner Güter war ein Raub der Betrügerin und des falschen Freundes geworden. Dazu war die Geschichte sehr bekannt geworden, die Spötter liessen sich schon laut hören, und Hamti konnte nichts weniger ausstehen, als Spöttereyen. Er entschloß sich kurz, Canton zu verlassen, und sich mit dem Ueberreste seines Vermögens nach der Hauptstadt von China, nach Pekin zu begeben. Die Wissenschaften, die er auf seinen Reisen von den Europäern gelernet hatte, machten ihm Hoffnung, daß er sein Glück an dem Hofe würde finden können.

Auf der Reise überlegte Hamti seine bisherigen Schicksale. Er sahe, daß sein Unglück meistentheils von der schlechten Wahl seiner Freunde rührte, die entweder lieber

lichs

liche Leute, oder Geizhälse, oder Betrüger gewesen waren. Nun nahm er sich vor, behutsamer zu seyn, und niemand mehr zum Freunde zu wählen, an dem er nicht zuvor Klugheit und Unigennützigkeit würde entdecket haben. Sobald er in Pekin angekommen war, setzte er sich in den Stand, eine anständige Figur bey Hofe zu machen, weil er gehöret hatte, daß da niemand auf ein Glück hoffen dürfte, der nicht Staat machte. Nachdem er dieses besorget hatte, fieng er an, sich bey den Hofleuten bekannt zu machen. Sie nahmen ihn wohl auf; denn Jedermann glaubte, der neue Ankömmling, der sich ein solches Ansehen geben könnte, müßte ein reicher Mann seyn. Sie boten ihm um die Wette ihre guten Dienste an, und nach ihren Reden war nichts gewissers, als daß er nächstens ein wichtiger Mann am Hofe seyn würde. Diese angenehmen Aussichten währten so lange, als sein Geld währte. Zuletzt aber sahe Hamti, daß er bald an dem Ende seiner Schätze seyn würde, wenn er einen solchen Aufwand weiter fortsetzte, da die gehoffte Beförderung, aller guten Hoffnungen unzeachtet, immer noch nicht kommen wollte. Er schränkte deswegen seine Pracht sehr ein, um die Zeit seines Glückes desto sicherer abwarten zu können. Die Hofleute wurden diese Veränderung nicht so bald gewahr, als schon ihre Höflichkeit und ihre Gunstbezeugungen aufhörten; und eben der Hamti, der noch kurz zuvor in allen vornehmen Häusern ein willkommener Gast gewesen war, mußte sich izt Wochen lang bemühen, bis er bey einem seiner vorigen Gön-

ner eine kalte Audienz erhalten konnte. Er fieng schon an, an seinem Hofglücke zu verzweifeln, und sich nach einer andern Zuflucht umzusehen, als ein gewisser Hofbedienter, der zwar keiner von den vornehmsten war, aber des Kaisers eigene Person bedienen mußte, ihm freywillig seine Freundschaft anbot. Hamti ward auf eine angenehme Art durch dieses unerwartete Anerbieten in Verwunderung gesetzet. Alle seine Hoffnungen lebten wieder auf; und wie konnte er an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zweifeln, da derselbe nichts von ihm konnte zu hoffen haben? Er vertraute sich seinem neuen Freunde offenherzig an, und seine gute Meynung von demselben ward noch mehr bestätiget, da Xunti, so hieß der Hofbediente, durch die Bekanntmachung seiner schlechten Umstände nicht im geringsten kaltsinnig wurde. Xunti machte ihn mit einem Manne bekannt, der seine Absichten sehr unterstützen konnte. Derselbe war einer von den Hofmathematicis, und wegen seiner Wissenschaften von dem Kaiser selbst geliebet. Nach einigen Unterredungen sagte ihm der Mathematiker, der Jamie hieß, daß seine Wissenschaft die beste Bedienung bey Hofe verdiente, und verhieß ihm seine eifrige Freundschaft. Auch an diesem Freunde zweifelte Hamti nicht. Wäre der Mathematiker kein redlicher Mann gewesen, so würde er ja wohl einen Menschen, der sein Nebenbuhler in seiner Kunst war, eher von Hofe verdränget, als freywillig dahin gezogen haben. In der Zeit, da seine zween Freunde für sein Glück arbeiteten, brachte Hamti seine meiste Zeit in dem

Hause

Hause des Xunti sehr vergnügt zu. Xunti hatte eine Tochter, die zwar nur eine mäßige Schönheit war, aber dabey alle Manieren der artigen Welt, und folglich die wichtige Kunst besaß, ihre Reizungen gedoppelt über ihren eigentlichen Werth geltend zu machen. Diese Schöne begegnete ihm mit einer Freundlichkeit, die ihm in kurzer Zeit sein Herz raubte. Da es ihm, als einem Verliebten, nicht an Scharfsichtigkeit auf seine Vortheile fehlen konnte, so entdeckte er auch bald, daß Xunti seiner Neigung nicht zuwider sey. Er sahe noch dazu seinen Vortheil in dieser Verbindung, weil Xunti mit viel größerm Eifer für einen Schwiegersohn, als für einen bloßen Freund, arbeiten würde. Zwar empörte sich bisweilen in ihm der Gedanke, daß der Weg, eine Beförderung durch Heyrath zu suchen, nicht der rühmlichste Weg zu Beförderungen sey; aber theils Liebe, theils Eigennutz, unterdrückten diesen Gedanken. Er hielt beym Xunti um die Schöne an, und nachdem Xunti seiner Einwilligung, durch die Erinnerung, daß er schon manche ansehnliche Partie für seine Tochter ausgeschlagen hätte, ein gezieretes Ansehen gegeben hatte, sagte er endlich, daß er der Freundschaft nichts abschlagen könnte, und Hamti bekam seine Geliebte. Kurz, nach der Hochzeit erhielt er auch eine anständige Bedienung. Nun war er auf dem Gipfel seines Glückes und seiner Wünsche. Eine reizende Gattin, zween redliche und dienstfertige Freunde, und ein einträgliches Amt, das war genug, einen Menschen zu befriedigen, welcher in

seinen Wünschen noch weiter gegangen wäre, als Hamti.

Einige Jahre verflossen in diesem Vergnügen. Nach dieser Zeit aber bekam Hamti einige kleine Streitigkeiten mit seinem Freunde, dem Mathematiker. Sie wurden zwar erst bald beygeleget, weil sie nur Amtssachen betrafen. Aber Jantie gieng weiter, und bald hernach entdeckte er sich völlig. Dieser Mann hatte die Freundschaft des Hamti nur deswegen gesucht, um von demselben neue Einsichten in den Wissenschaften zu bekommen, die Hamti von den Europäern vollkommener gelernet hatte, als man sie in China verstehet. So bald Jantie dieses erlanget hatte, wachte sein Neid auf, und er unterließ nichts, seinen leichtgläubigen Freund von einem Posten zu verdrängen, wo derselbe seinem Ehrgeize im Wege stund. Hamti hielt inzwischen alle diese Verfolgungen ohne Schaden aus, weil ihn sein Schwiegervater unterstützte. Aber endlich, damit sein Unglück vollkommen wurde, erfuhr er, daß seine Gattin mit ihren Reizungen viel freygebiger war, als es einem Ehemanne angenehm ist. Ihre Untreue gieng so weit, daß sie ihn zum Gespräche des ganzen Hofes machte. Er verklagte sie bey ihrem Vater; weil er aber von diesem Manne, der in seine Tochter blind verliebt war, schlechten Trost bekam, trieb ihn zuletzt der Verdruß, sich von ihr zu scheiden. Nun stürmte alles Unglück vereinet auf ihn zu. Xunti verklagte ihn wegen des Vermögens, das seiner Tochter gebühren sollte, und um den Proceß desto

sicher

fährer zu gewinnen, bürdete er dem Hamti noch eine Menge Beschuldigungen auf, die alle ungegründet waren, aber durch die Zeugen, die er an der Seite hatte, wahrscheinlich gemacht wurde. Jmlie der Mathematiker, vereinigte sich mit Jmti, und Hamti mußte wohl verlieren, da er keinen Menschen hatte, der sich seiner aufrichtig annahm. Er wurde endlich nicht nur verdammet, die Tochter des Jmti wegen ihrer Forderung zu befriedigen, welches ihm über die Helfte seines neuerworbenen Vermögens wegnahm, sondern wegen einiger freyen Reden, die seine Feinde auf der ärgsten Seite vorgestellet hatten, wurde er vom Hofe verbannet, und nach einer entlegenen Festung geschicket, wo er zur Strafe drey Jahre als ein Staatsgefangener leben sollte.

Jn diesem Gefängnisse befand sich Hamti anfänglich so elend, als kaum der ärgste Missethäter seyn kan. Der Verlust seines Glückes und selbst aller fernern Hofnungen, nebst dem Verdrusse so oft ein Opfer des Betrugs und der Untreue gewesen zu seyn, marterte ihn nicht allein; der traurige Aufenthalt, in welchen er eingeschlossen war, und das strenge Ansehen des Befehlshabers der Festung, mit dem er doch allein umgehen konnte, quälte ihn zugleich. Nach einem halben Jahre ward er endlich mit seinem gegenwärtigen Zustande bekannt. Der Befehlshaber hatte unter seiner strengen Mine ein menschliches Herz, und begegnete ihm freundlicher, so bald er erfahren hatte, daß Hamti nicht durch ein eigenes Verbrechen, sondern durch boshafte

Feinde war gestürzet worden. Zugleich überlegte Hamti sein ganzes Leben aufmerksamer, als er noch jemals gethan hatte. Diese Untersuchung belehrte ihn, daß sein ganzes Unglück ein verdientes Unglück gewesen sey. Von allen seinen gewesenen Freunden konnte er nicht anders urtheilen, als daß sowohl ihr äußeres Bezeigen und die Art, wodurch er mit ihnen war bekannt worden, ihn von ihrer Vertraulichkeit hätte abschrecken sollen; und sein Gewissen selbst sagte ihm, daß er in diesen Freunden nur Werkzeuge gesuchet hatte, seine Glückumstände, und nicht sein Herz zu bessern. Den öftern Verlust seiner Güter mußte er einmal für die natürliche Folge seiner Thorheit, ein andermal für eine gerechte Wiedervergeltung des Unrechtes erkennen, wodurch er sie erworben hätte. Dadurch änderte sich seine ganze Denkungsart. Er fand nun den Weg zum Glücke, den er so lange vorbeygegangen war, den Weg der Tugend und der Klugheit. Er beschloß, sein künftiges Leben sich selbst zu widmen, und es nicht länger in der Knechtschaft der Eitelkeit und der Scheingüter zu lassen. Sein neuer Umgang, der Befehlshaber, ward ihm täglich schätzbarer. Er fand in demselben zum erstenmal einen Mann, der ungeschminkte Tugenden und ein Herz besaß, das in der Stille groß und liebenswürdig war. Nachdem die drey Jahre der Gefangenschaft vorbey waren, wählte Hamti freywillig diese kleine Festung, die ihm zu erst ein Ort des Schreckens gewesen war, zu seiner beständigen Wohnung, weil er sich nicht von seinem Freunde trennen wollte. Sie lebe

ten mit einander ruhig, und genossen in der Stille die gröſten Freuden; glücklich, ob sie gleich nicht von der groſſen Welt bemerket wurden.

T.

Alceſt.

Neun und sechzigstes Stück.

Nempe hoc indocti, quorum præcordia nullis
Interdum aut leuibus videas flagrantia cauſſis;
Quantulacunque adeo eſt occaſio, ſufficit iræ.

JUVENAL.

Kleine Menſchen ſind zur Freundſchaft und zum Umgang weniger geſchickt, als die ſogenannten empfindlichen Leute. Man mag noch ſo fürſichtig mit ihnen umgehen, man kan es ihnen doch nicht recht machen. Sie glauben beleidigt zu ſeyn, und man weiß nicht warum; ſie ſelbſt wiſſen es kaum. Die unſchuldigſte Mine, ein Lächeln kan ſie erbittern; alles macht ſie verdrüßlich.

Ich rede itzt nicht von Leuten, welche durch gewiſſe Krankheiten gleichſam berechtiget ſind, empfindlich zu ſeyn. Dergleichen Leute ſind zu unglücklich, als daß ſie nicht Mitleiden und Nachſicht verdienen ſollten. Man hält es dahero auch für eine Pflicht der Menſchlichkeit, ſich in ihren Sinn

zu richten, und ihre Schwachheiten zu ertragen. Ich bewundre die Tochter des alten Menedemus. Er ist der wunderlichste und empfindlichste alte Mann, den man leicht finden kan. Eine schmerzliche und langwierige Krankheit macht ihn so ungeduldig. Ueber die geringste Kleinigkeit kan er sich erzürnen. Seit den Tod seiner Frau besorgt seine Tochter sein Hauswesen, eines von den schönsten und artigsten Mädgens unsrer Gegend. Was das gute Kind bey ihrem wunderlichen Vater auszustehen hat! Doch sie läßt sich alles von ihm gefallen. Sie hält es für eine Pflicht der kindlichen Liebe, sich in den Kopf ihres Vaters zu richten. Sie mag thun, was sie will; so zankt der alte gallsüchtige Mann. Sie erträgt seine schimpfende Beredsamkeit mit einer ausserordentlichen Geduld. Ihren Vater zu besänftigen, gestehet sie gar oft, daß sie einen Fehler begangen habe, und bittet ihn auf das demüthigste um Verzeihung, obgleich sie sich keines Fehlers bewußt ist. Ist das nicht eine grosse Selbstverläugnung von einem Frauenzimmer? Das gute Mädgen! Der Himmel wird sie segnen und ihre kindliche Geduld belohnen.

Es ist eine harte Prüfung, wenn man verbunden ist, mit dergleichen empfindlichen Kranken umzugehen. Desto verdrüßlicher und unerträglicher sind diejenigen Leute, welche bey gesundem Leibe auf die Freyheiten solcher Kranken Anspruch machen, und die elende Fertigkeit besitzen, über die geringste Kleinigkeit ungeduldig und verdrüßlich zu werden. Für die Gesellschaft sind sie nicht, diese empfindlichen

Leute,

Leute, eben so wenig, als Gefäße, mit denen man gar zu behutsam umgehen muß, zum täglichen Gebrauch tougen. Wäre das Einsiedlerleben noch Mode, so hätte ich allen sehr empfindlichen Leuten den Rath gegeben, sich von aller menschlichen Gesellschaft zu entfernen, und sich eine Einöde zur Wohnung auszusuchen. Doch eben besinne ich mich noch, sie würden auch da nicht ruhig seyn. Die wilden Thiere hätten vielleicht nicht Achtung genug für sie. Der Gesang der Vögel würde ihnen beschwerlich fallen. Das sanfte Murmeln eines Bachs, das Säuseln erfrischender Westwinde würde hinreichend seyn, sie zu ärgern und ungeduldig zu machen.

Man spielt oft mit der Benennung eines empfindlichen Menschen, und mancher wird empfindlich genennt, der diesen Titel gar nicht verdient. Mein Mann ist ein recht empfindlicher Mann, sagt Frau Frölichin; über die geringsten Kleinigkeiten kan er böse werden. Wenn ich den Besuch meiner alten guten Freunde in seiner Abwesenheit annehme, wenn ich etwan mit dem artigen Herrn Clitander spatzieren gehe, und er mich nicht gleich zu Hause antrift, so kan er schröcklich böse werden. Der wunderliche Mann! Wie kan er sich doch über solche Kleinigkeiten erzürnen! Er ist ein recht empfindlicher Mann. Frau Spielteller heißt die Leute empfindlich, die mit ihren kleinen Kunstgriffen im Spiele unzufrieden sind, und sich nicht eine Ehre daraus machen, Geld an sie zu verliehren. Herr Unverschämt ärgert sich darüber, daß es so viele empfindliche

Leute giebt. Sie wollen ſeine Grobheiten nicht ertragen. Sie ärgern ſich über ſeine unverſchämten Reden. Was das für empfindliche Leute ſind!

Den Begriff hab ich nun freylich nicht von empfindlichen Leuten, den Frau Frölichin, Frau Spielteller und Herr Unverſchämt haben. Zum wenigſten dünkt es mich, die Leute, welche Frau Frölichin, Frau Spielteller und Herr Unverſchämt empfindlich nennen, haben ganz gute Urſachen, böſe zu werden. Ich rede itzt von ſolchen Leuten, die ſich ohne Grund für beleidigt halten, und ſich durch wirkliche Kleinigkeiten zur Ungedult und zur Rache reitzen laſſen, von Leuten, welche, wie Juvenal ſagt, ohne Urſache oder doch Kleinigkeiten wegen in Hitze gerathen. Eine Sache ſey noch ſo klein, ſie giebt ihnen Anlaß zum Zorn.

Der Grund eines ſo empfindlichen Weſens iſt allezeit ein wunderlicher Stolz, eine närriſche Eigenliebe. Warum ſind Sie ſo empfindlich, Herr Orgilus? Warum laſſen Sie Sich ohne Urſache oder doch durch Kleinigkeiten aufbringen? Sie ſind zu ſehr von Sich ſelbſt eingenommen, und Sie glauben daher, Sie können mit gutem Grund verlangen, daß auch andre Leute eine ganz beſondre Achtung für Sie haben. Sie ſind ſehr reich; es kan Ihnen alſo nicht an Verſtand und Verdienſten fehlen. Ein Mann, der hundert tauſend Gulden hat, der hat ſchon das Recht, eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu verlangen. Ihre ſelige Frau Mama hat Sie ja dazu angewöhnt. Sie hat Ihnen in allen Stücken Ihren Willen gelaſſen. Wenn Sie

einem

einem Bedienten eine saure Mine machten, so wurde er gewiß ohne alle Gnade aus dem Hause gejagt. Ihre Hofmeister bekamen jedesmal den Abschied, wenn Sie sich unterstunden, Ihnen einen Verweiß zu geben. Der letzte wurde am längsten behalten. Er war ein guter Narr, er ließ sich alles gefallen, was Sie mit Ihm vornahmen. Was Wunder, wenn Sie Sich frühzeitig schmeichelten, ein ganz besonders wichtiges Geschöpf zu seyn? Ich verdenke es Ihnen daher nicht, wenn Sie Sich itzt noch so leicht einbilden, man sehe Ihre Verdienste nicht genug ein, man habe nicht Ehrfurcht genug für ihre Kapitalien, man begegne Ihnen nicht nach dem Ceremoniel, welches hundert tausend Gulden verdienen. Es giebt zwar Leute, welche Ihr empfindliches Wesen zum Theil aus Ihrer Unwissenheit herleiten. Man sagt, Sie wären nur deswegen auf Kleinigkeiten so empfindlich, weil Sie eine kleine Seele hätten. Man sagt, Sie wären viel zu schlecht erzogen und viel zu unwissend, als daß Sie die Sprache des gesellschaftlichen Scherzes verstünden. Man sagt, Sie wären bey Sich selbst überzeugt, daß Sie keine Hochachtung verdienten, weil Sie sich so gar leicht einbilden, man habe nicht Hochachtung genug für Sie. Doch das glaube ich aus Devotion gegen Ihre Kapitalien nicht. Ein Mann, der hundert tausend Gulden zu Vermögen hat, kan nicht schlecht von sich denken. Ihr empfindliches Wesen kommt bloß aus Ihrem Stolz, und Ihr Stolz aus Ihrem Vermögen.

Ich schone meinen Rücken, so gut es sich nur thun läßt. Aber sobald ich den Herrn von Ahnenstolz erblicke, so zwing ich mich recht, ihm meine Ehrfurcht durch die tiefsten Beugungen zu erkennen zu geben. Ich verehre in seiner Person alle seine Vorfahren, und das will er auch haben. Er ist so sehr von den Verdiensten seiner Vorfahren eingenommen, daß er sich um eigenthümliche Verdienste gar nicht bekümmert. Seine Geburt macht seinen Stolz, und dieser Stolz macht ihn so empfindlich, daß er die geringsten Kleinigkeiten als wichtige Beleidigungen ansieht, die allen seinen Vorfahren wiederfahren. Einem Manne, der so viele Ahnen zählen kan, soll man so begegnen, dies ist seine gewöhnliche Sprache.

Ich will mich itzt nicht weiter um die verschiedenen Gestalten des Stolzes bekümmern, aus dem das empfindliche Wesen entspringt, von dem ich rede. Wer weiß nicht, was für ein empfindliches Geschöpf mancher Schriftsteller ist, seitdem er das Glück oder Unglück gehabt hat, in einer gelehrten Zeitung gelobt zu werden? Wer gehet gern mit einem Soldaten um, der so aufmerksam auf seine eingebildete Ehre ist, daß er sich bey aller Gelegenheit für beleidigt hält und Lärmen macht? Ein jeder empfindlicher Mensch ist es aus Stolz; dieser Stolz mag nun seinen Grund haben, worinnen er will. Ist er gar von allen Verdiensten leer, so wird er das, was wir insgemein den Bauernstolz nennen.

Diese

Dieſe empfindlichen Leute thun ſich ſelbſt den gröſten Schaden. Sie ärgern ſich über Beleidigungen, die ſie ſelbſt erfinden, und quälen ſich ohne Noth durch ſelbſtgemachte Plagen. Sie vervielfältigen ſich die wirklichen Beſchwerlichkeiten des Lebens, und berauben ſich der angenehmſten Vergnügen eines vertrauten Umgangs. Wer wird gern mit Leuten umgehen, die ſich durch Kleinigkeiten aufbringen laſſen, die jeden Scherz, für beleidigend halten, und was in der unſchuldigſten Abſicht geſagt wird, auf ſich deuten. Sie verderben die artigſten und munterſten Geſellſchaften. Ihre Gegenwart erſtickt gleichſam alle gute Einfalle, und ihr ſteifes Weſen ſetzt eine ganze Geſellſchaft in einen unerträglichen Zwang. Sind ſie ſelbſt munter und zum Scherzen geneigt, ſo ſind ſie noch unerträglicher. Sie mögten ſich gern auf Koſten einer ganzen Geſellſchaft luſtig machen, und verſtehen doch ſelbſt keinen Scherz.

Wie können ſie in Geſellſchaften ſo empfindlich ſeyn, Herr Orgilus? Warum ſtöhren Sie Sich ohne Noth in ihrer Ruhe? Sehen Sie nicht, daß jedermann ihren Umgang fliehet, und daß alles ſtill wird, ſo bald Sie in eine Geſellſchaft tretten, es müßten denn Perſonen da ſeyn, die ſich Ihre Schwachheit zu Nutze und ſich eine Freude daraus machten, Sie zur Ungedult zu bringen. Denn Sie ſehen gar zu lächerlich aus, wenn Sie Ihre empfindliche Mine annehmen. Ihr Böſeſeyn läßt Ihnen gar zu gut. Durch Ihr wunderliches empfindliches Weſen verrathen

Sie

Sie manche Blößen, die Sie durch eine gesetztere Aufführung bedecken könnten. Warum wurden Sie neulich so ungeduldig, als man von Hahnrenen sprach? Warum schüttelten Sie Ihren Kopf so sehr, als wenn er Ihnen zu schwer würde? Warum sahen Sie Sich so bedenklich um? Warum lachten Sie nicht mit, da alles lachte? Kein Mensch hat Sie bisher in Verdacht gehabt, als wären Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht gar zu glücklich. Izt glaubt es jedermann. Sehen Sie! das hat Ihnen Ihr empfindliches Wesen genüzt. Wenn jedermann vergnügt aus der Gesellschaft geht, so verlassen Sie Dieselben allein verdrüßlich. Bald ist man Ihnen zu gleichgültig begegnet, bald sind Ihnen die Minen eines Anwesenden verrätherisch vorgekommen, bald hat man Ihnen zu viel geredet, bald ist man Ihnen zu still gewesen, vermuthlich gewisse Gehelmnisse vor Ihnen zu verbergen. Warum sind Sie so sinnreich zu Ihrer Quaal?

Ich weiß wohl, daß ein jeder Mensch seine schwache Seite hat, wo er empfindlich ist. Aber eben dieses bleibt doch allemal ein Beweiß von der menschlichen Schwachheit, und die Klugheit befiehlt, daß wir diese schwache Seite auf das möglichste verbergen. Denn wo man erstlich die Stelle weiß, wo wir am leichtesten verwundet werden können, so wird man uns da am ersten angreiffen. Es ist für unsere Feinde, wenn sie nur

einiger

einiger massen fein sind, kein gröſſeres Vergnügen, als wenn Sie uns in Hitze bringen können. Nie kan man lächerlicher werden als in Affekt. Man hat alsdann weder Mienen noch Worte mehr in der Gewalt, und die Verzückung unsers Gesichts, und unsere wilden Bewegungen sind auch dem gleichgültigsten Zuschauer ein sichtbarer Beweiß von der Unordnung, in der unsre Seele sich befindet. Man hat daher die gegründete Anmerkung gemacht, daß niemand seine schwache Seite künstlicher verbergen müsse, als ein Hofmann. Doch es ist noch immer ein groſſer Unterschied, wenn man an einer gewissen Seite empfindlich ist, und wenn man es zu einer Fertigkeit gebracht hat, sich durch alle Kleinigkeiten zur Ungeduld, und Rache reitzen zu lassen. Dieses ist eigentlich das Kennzeichen eines Menschen, den man im gemeinen Leben empfindlich nennt.

Dieser verhaßte Charakter verdunkelt die besten Eigenschaften, die ein Mensch sonst an sich haben kan, und macht, daß ein Mensch in seinem Stande nicht so nützlich ist, als er sonst seyn könnte. Es ist Schade, daß oft groſſe Künstler und groſſe Gelehrte so sehr empfindlich sind. Ihr Umgang könnte sehr nützlich seyn; aber man muß sich so viel Zwang anthun, wenn man es mit ihnen nicht verderben will, (und oft hilft aller dieser Zwang nichts) daß man lieber ihren Umgang gar meidet. Man findet Schätze bey ihnen, aber sie werden von Drachen verwahrt.

Ich

Ich kan hier nicht umhin, die unglücklichen Frauen zu bedauren, welche Männer von einer so wunderlichen und empfindlichen Gemüthsart haben. Die Artigen und Tugendhaften leiden in solchen Fällen am meisten; denn die Zänkischen und Böse wissen sich gar wohl zu rächen.

Es ist ein sehr groser Fehler der Erziehung, wenn man den Kindern allzuviel nachgiebt, und allezeit ihren Willen thut. Man hält es für ein Zeichen der Liebe. Aber diese Liebe wird den Kindern oft sehr schädlich. Und wenn sie weiter nichts bey ihnen nach sich zöge, als dieses empfindliche Wesen, von dem wir reden, so wäre es schon ein grosses Unglück. Man sollte die Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen, Sachen zu ertragen, die ihnen im Anfang verdrüslich sind, damit sie in der Folgezeit sich nicht einbilden, es müsse sich eben so wie in ihrer Eltern Hause, in der Welt alles nach ihrem Sinne richten.

C. Pheron.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren!

Ich bin ein junges Frauenzimmer, und in den Begriffen von der Freundschaft, wovon Sie ein Wochenblatt geschrieben, noch so ziemlich unerfahren. Letzthin ist mir etwas begegnet, und dieses dünkt mich, gehört vorzüglich zur

Freund-

Freundschaft, weil es eine so ungemeine Wirkung bey mir gehabt hat.

Ich muß es ihnen doch erzählen; vielleicht dient es zum Stoff eines neuen Stücks. Ich war in Gesellschaft, wo sich mehr Frauenzimmer befanden; und unsere Unterredungen waren die gewöhnlichen. Zuletzt, da wir bald auseinandergehen wollten, kam ein artiger junger Herr, welcher mit der höflichsten Art sich ganz nahe zu mir setzte. Sie glauben nicht, meine Herren! was er mir vor schöne Sachen ins Ohr zischte, und mit was vor sehnsuchtsvollen Augen er, ehe ich michs versahe, endlich meine Hand erwischte, dieselbe druckte, und auf das zärtlichste küßte. Ich wußte nicht gleich, wie mir geschahe. Ich empfand auf einmal etwas, daß ich sonst nie empfunden habe, und ein Feuer drang durch alle meine Glieder.

Sagen Sie mir doch, meine Herren! wie dieses zugegangen, ob es von der Sympathie, oder vom Einfluß des Gestirns, hergekommen seye? Mich dünkt wenigstens, es seye der Mühe werth, die Sache vom Händeküssen, etwas weitläuftiger auszuführen, weil es so gar etwas geheimes und freundschaftliches in sich hat. Ich bin begierig, es näher zu wissen, und verbleibe

Ihre

ergebene Dienerin,
Eleonora Liebmännin.

Meine Herren!

Gestern war ich in einer gewissen Gesellschaft, in welche von ohngefähr ein Mensch kam, der den meisten unbekannt, dabey aber nicht von geringem Stande zu seyn schien. Nachdeme er eine ausserordentlich tiefe Verbeugung gemachet, und mit einer sehr demüthigen Stellung um Vergebung gebeten hatte, daß er, seiner Meynung nach, unsere Gesellschaft durch seinen Eintritt störete; nahm er seinen Platz, und wir sahen uns unter einander an, keiner aber wolte das Wort nehmen, ihm zu antworten, um zu sagen, daß seine Gegenwart uns keinesweges hinderlich wäre. Wir gaben nur durch ein allgemeines Kopfneigen zu verstehen, daß er gar sehr willkommen sey. Er blieb ohngefähr eine Stunde, während dieser Zeit habe ich ihn mehr, als hundert Complimente machen sehen. So oft einer von uns vor ihm vorbey gieng, war er mit seinem Kopfbücken fertig; tranken wir seine Gesundheit, so sprang er eilends vom Stuhl, und wolte sich nicht eher setzen, bis wir ausgetrunken, und er seine fertige Beugsamkeit zwey bis dreymal wiederhohlet hatte. Beym Abschiednehmen war sie gar ausserordentlich, und fast ohne Lachen nicht anzusehen, nach jedem Schritt, den er vor sich that, wandte er sich um, und gab durch seine wiederholten tiefen Neigungen zu verstehen, daß er kein Bein im Bauch habe. Hätte ihn der Wirth, zu großem Glücke, nicht noch beym Ermel erwischt, er wäre gewiß, aus völliger Unachtsamkeit, und weilen er,

ohne

ohne aufzuhören, bis zur Treppen fort complimentirte, dieselbe hinunter gefallen.

Die ganze Gesellschaft war beschäftiget, nach seinem Weggehen, das Verhalten dieses Menschen zu beurtheilen, und ich habe gefunden, daß derselbe anstatt durch seine übertriebene Höflichkeit und allzu willige Erniedrigung, sich beliebt und angenehm zu machen, bey allen Anwesenden lächerlich und verächtlich geworden seye. Weil dieses freundschaftliche Betragen hauptsächlich unter Ihre Gerichtbarkeit gehöret, so können Sie, meine Herren! wann es gefällig, in einem von Ihren Blättern etwas von dieser Materie schreiben. Ich versichere, daß Sie sich um viele deßhalben verdient machen werden. Ich bin,

Meine Herren!

Dero

ergebner Diener,

Jeremias Grabweg.

Belinde weiß sich nicht zu fassen,
Es will ihr alter Mann erblassen,
Das hätt ich nicht gedacht.
Itzt ist er todt; nun lacht sie wieder,
Und singet freudig Trauerlieder,
Das hab ich wol gedacht.

Jeremin verändert seine Triebe,
Und schwört Lucinden ewge Liebe,
Das hätt ich nicht gedacht.

Vier Wochen blieb er ihr gewogen,
Hernach erfuhr ſie ſich betrogen,
Das hab ich wol gedacht.

Amint verflucht ſein Geſchicke,
Und wünſchet ſich ein beſſres Glücke,
Das hätt ich nicht gedacht.
Sein Wunſch wird ihm nunmehr beſchieden,
Und dennoch bleibt er unzufrieden,
Das hab ich wol gedacht.

Mops, allen Mägdgen ſonſt gegeben,
Beſchließt auf einmal, keuſch zu leben,
Das hätt ich nicht gedacht.
Er ſieht Philinens Reiz und Jugend,
Und ſchämt ſich wieder ſeiner Tugend,
Das hab ich wol gedacht.

Ein Junggeſell von ſechzig Jahren,
Damöt will ſich mit Chloen paaren,
Das hätt ich nicht gedacht.
Sie wird den reichen Thoren wählen,
Und ihn durch jüngre Freunde quälen.
Das hab ich wol gedacht.

Wer kennt nicht Cleons ſeltne Gaben?
Er ſucht ein Amt, und kans nicht haben,
Das hätt ich nicht gedacht.

Dem

Dem Tav macht ſeine Dummheit Gönner,
Er kriegt den Lohn verdienter Männer,
Das hab ich wol gedacht.

Nun, Mägdgen, willſt du mich nicht küſſen,
Faſt fängt es an mich zu verdrüſſen,
Das hätt ich nicht gedacht.
Je nun! ich will mich drum nicht grämen — —
Itzt kommſt du ſelbſt, den Kuß zu nehmen,
Das hab ich wol gedacht.

Siebenzigſtes Stück.

Son Style impetueux ſouvent marche au hazard.

BOILEAU.

Mein lieber Herr Pheron!

Die Verfaſſer des Freunds ſind doch ſchröcklich träge Leute! Ich bin nun ſchon mit meinem Ariſt acht Wochen auf dem Lande, und in dieſen acht Wochen ſind ohngefähr zwey bis drey Stücke heraus gekommen. Iſt das nicht unverantwortlich, ihre Leſer ſo lange warten zu laſſen? Daß man eben mit groſſer Ungedult auf ihre Blätter warte, glaube ich nicht. Wie Sie angefangen haben zu ſchreiben, dachte man ehender noch bisweilen an ihr Wochenblatt; man war ſo gar begierig, die Verfaſſer zu

kennen: jetzo ſind wir vor der Neugier ſicher. Kein Menſch verlangt uns mehr auszukundſchaften; das ganze Wochenblatt iſt alltäglich geworden. Ja, Herr Oberon! wir ſind nicht mehr Mode: Iſt das nicht ein Unglück? Tröſten ſie ſich! Man ſieht an ihrer Trägheit, daß ſie zu Schreiben müde ſind, ihre Käuffer ſind noch müder, ſie zu leſen; daß ihr Verleger müde iſt, will ich auch wetten: und alſo ſind ſie alle leicht von einander geſchieden. Mein Rath wäre, Sie hörten mit dem dritten Band auf. So viel kan ich Ihnen ſagen, daß ſich Ihre Mitbürger ſchon lange über Ihr Wochenblatt ärgern; beſonders, wenn es auswärts gelobt wird. Sie haben vielleicht geglaubt, man werde es Ihnen Dank wiſſen, daß Sie Sich mit Schreiben martern. Ja, es iſt Ihr Glück, daß man uns noch nicht kennt. Die Feindſchaft des ganzen Volks haben wir auf uns gezogen. Es geſchieht uns recht. Wer heißt uns auch Wochenblätter, und was noch ärger iſt, bisweilen Wahrheiten ſchreiben! Itzo hätte ich zwar ehender Zeit, Ihnen ſchreiben zu helfen, als ich eine Zeit her gehabt, und alſo würde Ihr Wochenblatt beſſer werden. Denn Ihre Leſer würden ja nicht ſo unhöflich ſeyn, die Arbeit eines Frauenzimmers zu tadeln. Im Sommer iſt es ordentlich eine Todſünde, an einem Wochenblatt arbeiten.

Wenn die Natur in ſanfter Pracht
Das ganze Herz belebt, die Hayne fröhlich macht,
In blumenreichen Feldern lacht,

Im

Im heitern Himmel, und im ſtillen Meere,
Wenn froher Sänger leichte Chöre
Im Buſch das Glück erhöhn, das wir aus Unbedacht
Getäuſcht von Wolluſt, und vom Rauch der Ehre
Nicht kennen, oder doch verſchmähn,
Nicht fühlen, doch an andern neidiſch ſehn,
Wer wolte da zu Hauſe bleiben?
Wer wolte Sittenlehren ſchreiben?
Was hilft es auch? Ein jeder iſt
Für ſeinen Nachbarn ſtets ein ſtrenger Moraliſt.
Dies Handwerk iſt gar leicht zu treiben;
Ihr Freunde! doch belehret mich,
Wer iſt ein Moraliſt für ſich?

Ich nicht! ſo werden Sie ſagen, wenn Sie aufrichtig ſeyn wollen. Ich will es Ihnen geſtehen, ſo würde ich auch antworten, wenn man mich auf mein Gewiſſen fragte. Aber bey alledem gebe ich Lehren, und halte mich über andere Leute auf. Was will man denn ſonſt in den Winterabenden thun; beſonders, wenn man gar auf dem Lande iſt, wie ich itzo? Die Langeweile hat mehr Schriftſteller gemacht, als Apollo, und alle Muſen. Und darum machen auch viele Schriftſteller aus Dankbarkeit, daß ihren Leſern die Zeit lange wird. Der Winter macht mich meiſtens zur Schriftſtellerin. Was ſoll ich ſonſten thun?

Was ſoll ich ſonſten thun? Soll ich in Aſſembleen
Geſehn zu werden, und zu ſehen

In Feyerkleidern prangend gehn,
Und dort auf andre Leute schmähn?
Die Stadt durchhecheln, Neuigkeiten
Gesagt ins Ohr von allen Leuten,
Als wie die größten Heimlichkeiten
Mit viel Verschwiegenheit verbreiten;
Von Sachen, welche nichts bedeuten,
Vom Spiel, und andern Kleinigkeiten,
Mit Stolz und Selbstzufriedenheit,
Als wie von wichtgen Dingen sprechen?
Zuhören, wie Herr Stentor schreyt,
Und ihn nicht lachend unterbrechen?
Mich an dem süssen Herrn nicht rächen,
Der mit erzwungner Artigkeit
Stolz auf sein eingefaßtes Kleid
Sich überredt, er könne denken,
Nichts, als nur plumpe Scherze fühlt,
Lärmt, und sich lustig glaubt, lacht selbst bey seinen
Schwänken,
Und witzig thut, wie Bauren in den Schenken.
Ists einem Mädgen zu verdenken,
Wenn sie mit ihrem Möpsgen spielt,
Der oft noch klüger ist, als diese junge Helden.

Ich kan keinen Reim finden, lange mag ich mich nicht darauf besinnen. Ich will lieber prosaisch fortschreiben. Im Ernst, geben Sie mir einen Rath! Wie soll ich mir diesen Winter über die Zeit vertreiben?

Soll

Soll ich, wie die heil'gen Schweſtern,
Die das Alter fromm gemacht,
Auf die junge Tugend läſtern,
Die vielleicht aus Unbedacht
Allzu lebhaft ſcherzt und lacht?

Nein! dazu bin ich wahrhaftig noch nicht alt genug. Das hieſſe, ältern und klügern Leuten, als ich bin, in ihr Handwerk greiffen, wenn ich mich unterſtünde, den Splitter in meines Nächſten Auge zu ſehen.

Soll ich auf die Zeiten ſchmähen,
Und der Nachbarin erzählen,
Was einſt vor ein Gepräng bey meiner Hochzeit war?
Wie ſchön mein Modeſtoff geweſen?
Soll ich aus langer Weile gar
Ihr auch mein Hochzeitcarmen leſen,
Und einen Wunſch zum Neuen Jahr?

Nein, dieſes alles will ich nicht thun. Thorheit für Thorheit! Es iſt doch allemal beſſer, an einem Wochenblatt zu ſchreiben.

Es iſt Zeit, von etwas anders zu ſchreiben. Mein Ariſt iſt bey dem alten ehrlichen Oront geweſen. Wir ſind auf dem Lande ganz vergnügt. Ich gehe, ohngeachtet des rauhen Wetters, noch immer bisweilen in den Wäldern herum, und ſuche Dryaden und Hamadryaden auf. Ich glaube aber, es iſt ihnen zu kalt; es läßt ſich keine einzige ſehen. Was mir aber vor wenig Wochen begegnet, muß ich ihnen erzählen.

Ich legte mich unter einen Baum; auf einmal erweckte mich ein ſchröcklich Getöſe.

Ich hörte durch die Büſche
Ein Chor von Jägern rauſchen,
Und von des Hüfthorns Tönen
Erzitterten die Fichten,
Ein düſteres Gebrülle
Schallt ſchröcklich durch den Wald durch,
Und dringet durch die Thäler.
O! wohin ſoll ich fliehen?

rief ich ganz erſchrocken; auf einmal ſeh ich mich von einer Menge finſtrer Geſichter umgeben, die ich nothwendiger Weiſe für das wütende Heer halten mußte.

Herr von Pferdehuf, ſamt ſeiner Fräulein Tochter, war dabey, Herr Reimefrüh, Herr Spürhund, und eine Menge guter Freunde, die wir in unſerm Wochenblatt durchgezogen haben, waren dabey. Sie ſahen mich mit grimmigen Blicken an. Herr von Pferdehuf fieng an zu ſprechen:

Ein Landjunker bin ich, und das mit Ehrn:
Wer wird mirs Trink'n und Jag'n verwehrn?
Ich lebe halt noch nach alter Sitt,
Und frag nach euren Grillen nit.
Mit G'ſchmack und Witz, und all'n den Poſſen,
Hat noch kein Menſch kein Haſen erſchoſſen.
Und ob ich gleich nicht leſen kan,
Bin doch deswegen ein braver Mann.
Wie kommts, daß man die Freyheit hat,
Zu bring'n mich in ein Wochenblatt?
Doch izt, izt biſt in meiner G'walt,
Sollſt mir entrinnen nicht ſo bald.

Ich

Ich zitterte über und über, als Herr von Pferdehuf den Hirſchfänger zog. Aber noch mehr zitterte ich, als Herr Adam Reimefrüh ein Papier aus der Taſche zog, und zu ſprechen anfieng:

Du, die an dem Wochenblatte, das den Freund ſich nennet, ſchreibt,
Das dem abgeſchmackt, und elend mir zur Strafe und Treſte bleibt,
Komm, ich ließ dir nun ein Lied, um dich bald zu überzeugen,
Daß die Muſen ſich zu mir beſſer, als zum Damis neigen.

Herr Judas Spurhund fieng auch an zu ſchmähen; er ſagte, er hätte Neuigkeiten von mir erfahren, die mich nothwendig um meinen guten Namen bringen müßten, und drohte mir, ſie auszubreiten.

Stellen Sie ſich vor, in, was vor einer Angſt ich war; ich verfluchte das Wochenblatt tauſendmal. Ich faſſe die Herren demüthig an; um ſie um Vergebung zu bitten, wollte ich aufſtehen, und da ſtieß ich mich an den Baum, unter dem ich lag, und wachte auf, und war froh, daß meine Angſt nur ein Traum geweſen. Sie ſind an allem Schuld, Pheron! Sie haben mich zum Schreiben verführt, und das iſt nun Schuld daran, daß ich ſo böſe Träume habe. Wenn jedem Satyrenſchreiber allezeit, wie mir dieſesmal, die Perſonen im Traume erſchienen, die er in ſeinen Schriften durchzieht: ſo würde es ein noch beſchwerlichers Amt, als es ohnedem iſt. Ich will mich auch bekehren, und nicht mehr auf die Leute losziehen.

Nun

Nun will ich fromm mit ehrbaren Gebärden
Nicht lachen, wenn ein Thor mich plagt,
Und nichts mit vielen Worten sagt.
Ich schweige, doch dem Himmel seyn geklagt.
Es ist nicht auszustehn: das was ich sonst gewagt,
Wag ich anitzt nicht mehr; mein Traum macht mich verzagt;
Die Herren möchten böse werden.
Nun will ich loben. Loben? Ja.
Ich will Superbens Demuth loben;
Wie jugendlich, wie schön ist nicht Cantbia?
Herr Reimefrüh denkt tief. Wie fangt ihr an zu loben?
Was wollt ihr dann? Ich lob euch ja.

Ich merke es schon; man wird mit meinem Loben auch nicht zufrieden seyn, und es auch für eine Satyre halten. Lieber will ich gar schweigen. Alle Leute sind nicht so gut, als Herr Stentor. Wenn man ihm nicht deutlich heraus sagt, daß er ein Narr ist: so glaubt er noch immer, man bewundere ihn. Er sollte die Lobeserhebungen, so man ihm macht, für Satyren halten, und er hält die Satyren, die man auf ihn macht, für Lobeserhebungen. Ich dächte, es wäre Zeit aufzuhören. Es war ein langer Brief. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihre Freundin

Laura.

Gerade

Gerade erhalte ich dieſen Brief der Laura, da ich ein Stück vom Freund faſt drucken laſſen. Ich habe ohnedem keines fertig: ſo mag dieſer Brief denn die Stelle eines ordentlichen Stückes einnehmen. Laura mag verantworten, was Sie geſchrieben hat. Ich menge mich nicht darein.

L. Pheron.

Sachen ſo allhier zu verkauffen ſind.

Herr Mouder iſt bisher ein ſehr ehrlicher Mann geweſen, aber itzo, nachdem er lange genug dadurch glücklich zu werden umſonſt gebott, hat er ſich einmal entſchloſſen, ſeine Redlichkeit an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Er iſt es müde, ein ehrlicher Mann zu ſeyn; es iſt auch ein beſchwerliches Handwerk. Wir glauben nicht, daß er viel Käufer finden wird.

Herr Judas Spürhund hat ſehr wichtige Entdeckungen gemacht, die einige Perſonen, die man noch für tugendhaft hielt, nothwendig um ihren guten Namen bringen müſſen. Weil er eben itzo einer kleinen Summe benöthigt iſt, will er ſeine Entdeckungen nicht anders, als für einen billigen Preiß das Stück à 6 Rthlr bekannt machen. NB. Man bekommt noch eine gute Anzahl gemeine Stadtneuigkeiten mit in den Kauf. Sollte ſich aber kein Käufer zu dieſen Entdeckungen finden, ſo wird ſich gedachter Herr Judas

Spür-

Spürhund genöthigt ſehen, ſie allen ſeinen Bekannten umſonſt mitzutheilen. Wer alſo die Ehre haben will, dieſe Neuigkeiten eher zu wiſſen als andre, der melde ſich bey Zeiten.

Herr Adam Reimefrüh will die Ewigkeit verkaufen, wie er es heißt. Dieſe Ewigkeit beſteht in einem Bogen Makulatur, das er gütigſt ein Gedicht zu nennen beliebt. Der Preiß iſt 6. Groſchen.

NB. Er nimmt auch die jetzo ſeit einiger Zeit verſchlagene Groſchen für voll.

Mademoiſelle Eulenputz will ſich ſelbſt verkaufen. Sie hat ſich ſchon lange feil herumgetragen, und hat noch keinen Liebhaber finden können, als einen alten dreymal banquerout gewordenen Kaufmann, der ſich mit ihrem Gelde in den Stand zu ſetzen hofft, nächſtens die vierte Banquerout zu ſpielen. Sollte ſich ein beſſerer Freyer finden, ſo beliebe er ſich ohnmaasgeblich bey dem Verleger der gegenwärtigen Wochenblätter einzufinden. Mademoiſelle Eulenputz wird alſo hiemit nochmalen angebotten zum erſten — andern — dritten — und letztenmale.

Ein und ſiebenzigſtes Stück.

Vergebens flammten mir ſo vieler Tage Sonnen,
Wenn ich vom Schöpfer aufgeſtellt,
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht jeden Tag gewonnen.

Uz.

Neulich war ich ein mächtiger König. Meine Unterthanen verehrten mich, wie man einen liebreichen Vater verehret; denn ſie ſahen ein, daß ich den Ruhm meiner Herrſchaft in ihrem Glücke und in der Ausbeſſerung ihrer Sitten ſuchte. Ich hatte ſchon eine Menge von herrlichen Verordnungen gegeben, und darunter auch die wichtige Verordnung, daß meine andern Verordnungen ohne Ausnahme ſollten beobachtet werden. Mit aller dieſer Sorgfalt begnügte ich mich noch nicht; ich wollte die Herzen meiner Unterthanen vollkommen kennen lernen, und aufs genaueſte wiſſen, wie weit ein jeder in der Ausübung der Tugend gekommen ſey. Ich überlegte, daß die Zahl der guten Handlungen überhaupt ſo klein ſey, daß auch der Tugendhafteſte weniger Gutes ausübte, als er ausüben könnte. Ich glaubte, es ſey der Mühe werth, unterſuchen zu laſſen,

wie

wie viele gute Handlungen ein jeder Bürger meines Staates versäumet hätte. Ich gab eine neue Verordnung heraus, daß alle Einwohner meines Reiches monathlich ein Verzeichnis liefern sollten, in welchem sie angeben würden, wie viel Gutes ein jeder von ihnen unterlassen hätte. Durch diese Verordnung hoffte ich meine Unterthanen achtsamer zu machen, und sahe schon zum voraus die Zahl der guten Handlungen unendlich vermehret.

Die Verzeichnisse kamen. Der Erzbischof in der Residenz — mein Land hatte eine Kirchenverfassung, die der engelländischen ähnlich war — war der erste, der von sich selbst ein Verzeichnis einschickte. Es enthielt folgende Nachrichten:

„Am dritten Tage des vorigen Monats kam ein alter „rechtschaffener Landgeistlicher zu mir, der seine Gemeine „aus der wildesten Dortschaft zu gesitteten und frommen „Leuten gemacht hatte. Er hatte drey Söhne und zwo „Töchter erzogen, und sie waren rechtschaffene und nutz„liche Bürger des Staats geworden. Das kleine Vermögen des guten Mannes war dadurch erschöpft wor„den, und er kam zu mir, um aus den öffentlichen Gel„dern, die ich verwalte, eine Beysteuer für seinen vier„ten Sohn, einen Knaben von acht Jahren, zu bitten. „Weil kein Geld vorhanden war, schickte ich den Mann „zurück, und sagte ihm, sein Sohn müßte bis aufs zu„künftige Jahr warten. Dieser Kaltsinn reuet mich

„noch

„nech. Warum gab ich dem redlichen Mann die kleine „Summe nicht von dem Meinigen! Wenige Leute ver„dienten meinen Beyſtand beſſer, als dieſer unbekannte „und doch rühmwürdige Greis. Ich muß vielleicht lange „warten, bis ein anderer gleich tugendhafter mir wie„der eine ſo ſchöne Gelegenheit anbietet, eine gute „Handlung unbemerkt auszuüben.

„Am ſechſten hörte ich, daß Amynter, der vorige „Staatsbediente, der wegen ſeiner Unterdrückungen „abgeſetzet worden iſt, in groſſem Elende lebte. Er hat „keinen verdienten Lohn, ſagte ich, und dachte nicht mehr „an ihn. Nun habe ich erfahren, daß er und zwey „von ſeinen Kindern in ihrem Elende geſtorben ſind. „Das dritte laſſe ich itzt von rechtſchaffenen Leuten auf „meine Koſten erziehen. Warum habe ich doch die bey„den andern und den Vater ſelbſt, aus Mangel an al„lem Beyſtande ſterben laſſen? Sollte ich gegen ſeine „vorigen Beleidigungen ſo lange empfindlich geblieben „ſeyn? Sollte ich gegen ſeine unſchuldigen Kinder die „Pflicht verläugnet haben, die ein Reicher einem jeden „Nothleidenden ſchuldig iſt, deſſen Noth er erfähret? „Dieſe Gelegenheit als ein Menſchenfreund zu handeln' „habe ich zu meiner Beſchämung verſäumet.

„Vorgeſtern, da ich in dem Vorgemache des Königes „war, machten einige junge Hofleute, inſonderheit der „Sohn des Oberfeldherrn ſich über einen alten königli-

„lichen Pachter, einen redlichen und in seinen Geschäf-
„ten erfahrnen Mann, der gerade gekommen war, bey
„dem Könige Gehöre zu suchen, auf eine empfindliche
„Art lustig, weil sein äusserliches Bezeigen etwas gar
„zu landmäßig war. Ich hörte ihre Spöttereyen an,
„die den guten Mann ganz verwirrt machten, und schwieg
„stille dazu. Dieses Stillschweigen habe ich mir sei-
„dem immer vorgeworfen. Wozu bin ich in eine so er-
„habne Stelle gesetzet worden, wenn ich die Wahrheit
„nicht ohne Zurückhalten sagen will? Sollte ein Mann
„von meinem Ansehen stille schweigen, wenn er siehet,
„daß muthwillige Jünglinge einen Mann verhöhnen, der
„dem Staate schon nützlicher geworden ist, als sie alle
„vielleicht jemals werden können? Diese Gelegenheit
„meinem Berufe zu folgen, und die Wahrheit auch am
„Hofe zu verkündigen, hätte ich besser anwenden sollen.

Einer von meinen ersten Ministern brachte auch ein Verzeichnis seiner unterlassenen guten Handlungen. Unter andern hatte er folgendes aufgeschrieben:

„Vor einigen Wochen hörte ich, daß ein gewisser
„Landrichter grosse Ungerechtigkeit begieng. Ich wollte
„dem Könige Nachricht davon geben. Weil ich aber
„gerade im Begriffe war, nach meinem Landgute zu
„reisen, unterließ ich es, um nicht, wenn der König
„eine Untersuchung der Sache anstellen mögte, an mei-
„ner Reise gehindert zu werden. In der Zeit ist der
„Böswicht heimlich aus dem Lande geflohen, und hat

viele

„viele Leute unglücklich gemacht. Meine Nachläßigkeit „ist Schuld daran, daß diese Unschuldigen nicht sind „geschützet worden.

Ein anderer von meinen Hofleuten hatte folgendes gemeldet:

„Vorgestern ist mein Freund Meden gestorben. Er „war in unglücklichen Umständen, und der Gram, das „ihm das Leben geraubet. Ich wußte, daß seine Um„stände unglücklich waren. Ich hätte ihm auch wohl „geholfen, aber ich ließ es immer darauf ankommen, „daß er meine Hülfe erst begehren sollte. Der arme „Meden war zu schüchtern dazu. Nun habe ich ihn „verlohren. Warum bin ich so saumselig gewesen, ihm „zu helfen? Etwas mehr Eifer in der Freundschaft hätte „mir meinen Freund erhalten können.

Ich übergebe die Verzeichnisse der andern Hofleute, weil sie nichts besonders Merkwürdiges enthielten. Unter den Verzeichnissen meiner übrigen Unterthanen fand ich folgende.

Alcipp ein angesehener Mann schrieb:

„Neulich ist Krato von seiner Frau geschieden wor„den. Ich habe die beyden Leute lange gekannt. Ich „war oft in ihrem Hause zu der Zeit, da ihr Mißver„ständnis anfieng. Ich glaube, wenn ich mich damals „bemühet hätte, sie in ein besseres Verständnis zu brin„gen, es würde mir gelungen seyn. Denn ihre erste

„Uneinigkeit kam wirklich blos daher, daß beyde einander nicht recht kannten. Ich unterließ es, sie zu vereinigen, weil ich damals dachte, man müßte sich durchaus nicht in fremde Streitigkeiten mischen. Nach der Zeit hab ich sie zu versöhnen gesucht, aber es war zu spät. Ihre Streitigkeiten waren schon zu weit gegangen. Ich kan mirs nicht verzeihen, daß ich in jener Zeit so wenig achtsam gewesen bin, zween Gatten, die beyde nicht böse gesinnet waren, zu einer glücklichen Eintracht zu helfen.

Myron ein Kaufmann, meldete in seinem Verzeichnisse:

„Ich habe eine arme Anverwandtin, eine Wittwe mit etlichen Kindern. Ihre bedrängten Umstände haben sie gezwungen, ihre älteste Tochter an einen Mann zu verheurathen, der, seinen Reichthum ausgenommen, der schlechteste Mensch von der Welt ist. Sie hofte, er würde sich ihrer übrigen unversorgten Kinder annehmen. Ihre Tochter, das arme Mädchen, opferte sich selbst dem Gehorsam und der Pflicht des Blutes auf, und verließ ihren ersten Liebhaber, einen würdigen jungen Menschen, um ihre Hand dem Reichen zu geben, in welchem sie den Beschützer ihrer Familie zu finden glaubte. Wie unglücklich ist ihr Schicksal! Ihr Mann ist ein Tyrann gegen sie, und achtet ihre arme Familie nicht. Das ganze Unglück dieses armen Mädgens hätte ich verhüten können, wenn ich mich

ihrer

„ihrer Mutter zur rechten Zeit angenommen hätte. Jetzt „habe ichs zwar gethan. Aber der armen Emire iſt „nicht mehr zu helfen. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, „wenn ich ſie oder ihren unwürdigen Mann ſehe.

Kleon, ein junger Menſch, der vor weniger Zeit eine Bedienung bekommen hatte, merkte an:

„Das Glück, welches ich durch meine Beförderung „erhalten habe, hätte ich gleich im Anfange beſſer anwenden „ſollen, als ich gethan habe. Ich bin unachtſam genug „geweſen, meiner alten Mutter, die in ſo vielen Jah„ren mir und meinen Brüdern zum Beſten ihr ganzes „Vermögen angewendet hatte, den glücklichen Ausgang „meiner Bemühungen erſt acht Tage hernach zu melden; „und da hatte ſie ſchon durch andere Leute Nachricht „davon. Warum habe ich ihr einige Tage der Freude „vorenthalten? Muß nicht meine Unachtſamkeit ihr „den traurigen Gedanken verurſachet haben, daß „ihr Sohn gegen alle ihre Zärtlichkeit unerkenntlich „ſey?

Dergleichen Verzeichniſſe fand ich viele. Wie freute ich mich, daß meine Unterthanen ein ſo richtiges Gefühl von der Tugend und ſo edle Empfindungen hatten! Aber da ich in der Menge von dieſen Nachrichten weiter las, fand ich einige, die mich äuſſerſt beſtürzt machten.

Lucilla, eine berühmte Schönheit am Hofe, ſchrieb von ihren verſäumten guten Handlungen folgendes;

„In der vorigen Woche bin ich recht unachtſam gewe„ſen. Da war der artige Fremde, Selimor, am Hofe. „Ich konnte es ihm deutlich anſehen, daß er entzückt „von mir war. Wie leicht hätte ich ihn völlig gewin„nen können! Aber ich weiß gar nicht, wo dämals „meine Gedanken ſeyn mußten. Kaum ſahe ich ihn an. „Ganz gewiß hat ihn meine Kaltſinnigkeit ſo geſchwind „vom Hofe vertrieben. Was habe ich gethan? Wie ſchön „hätte er die Zahl meiner Anbeter vermehren können! „Ich will gewiß nicht öfter ſo unachtſam ſeyn.

Der reiche Alphius hat auch eine Nachricht eingeſchicket:

„Wie doch der Menſch ſich vergeſſen kan! In der vori„gen Woche kam mein Bruder zu mir, Geld von mir „zu leihen. Ich gabs ihm gleich, ohne daran zu den„ken, daß in wenig Tagen die Schiffe nach unſern „Pflanzſtädten ſollten ausgerüſtet werden. Hätte ich ſo „lange gewartet, ich hätte doppelte Zinnſen bekommen „können. In derſelben Woche bin ich noch auf eine an„dere Art unachtſam geweſen. Das alte Haus in der — „Straſſe wurde mir zu Kaufe angeboten. Ich ſchlug „es aus, weil ich nicht ſo viel dafür geben wollte, als „verlanget wurde. Nun hat mein Nachbar es gekau„fet, und einen Schatz darinn entdecket. Hätte ich den „Vortheil nicht mitnehmen können?

Und

Und Marcell:

„Ich bin recht unachtsam gewesen. Das schöne Amt „in — habe ich dem nichtswürdigen Hieron verschaf„fet, der mir nur eine Kleinigkeit dafür gegeben hat. „Ein paar Tage zuvor hatte Sostas, der auch diese „Stelle suchte, mich sprechen wollen, und ich ließ ihn „nicht vor mich. Wir waren freylich Feinde gewesen. „Aber ich erfuhr erst hernach, daß er meine Enkelin ohne „Heurathgut hatte heurathen wollen, wenn ich ihm zu „dem Dienst geholfen hätte. Ach! hätte ich ihn doch „gesprochen! das Mädchen ist mir eine rechte Last. —

So weit hatte ich geschrieben, als ich von dem verderblichen Feinde aller Vielschreiber, von dem Nachdenken, überfallen wurde. Da las ich meine Arbeit durch, und fand, daß sie nichts taugte. Ein Traum sollte sie werden, das siehet man endlich wohl. Aber ich kan es nicht läugnen, sie hat gar nicht die Art eines Traums. Ich kan mir nicht helfen. Die Zeit ist noch zu kurz, um meinen Traum auszubessern. Er mag stehen bleiben! Haben doch die Leser wohl eher einen elenden Traum gelesen. Nun wollen wir einander über die Lehre moralisiren, die mein Traum hatte enthalten sollen.

Es ist recht gut, seinen begangenen Fehlern nachzudenken; aber ich wollte im Ernste, man dächte auch den guten Handlungen nach, die man hätte thun können, und unterlassen hat. Das würde eine ganz neue Art von Beschäftigung seyn, die insonderheit den Nutzen haben könnte, die

meiſten Menſchen zu einer feinern Empfindung der Tugend zu gewöhnen. Wenn man die Menſchen überhaupt reden hört, ſo leben ſie alle ſehr moraliſch. „Ich thue meinem Nächſten Gutes, ſo oft ich kan,„ ſagt Herr Hartſinn. In der deutlichen Sprache heiſſet dieſe Gutthätigkeit nur ſo viel; „ich gebe wöchentlich meine paar Greſchen in das Allmoſen.„ Und der Bewegungsgrund zu dieſer Chriſtlichen Liebe? Die Obrigkeit hat es befohlen, und gewiſſe Leute haben ihre Urſachen, der Obrigkeit und Gott ſelbſt, nicht in Kleinigkeiten ungehorſam zu ſeyn. „Ich beleidige keinen Menſchen,„ ſagt Ukalegon. Das heiſſet wirklich nichts mehr, als „ich ſchlage keinen mit Gewalt todt, ich beraube keinen öffentlich.„ Ob der Nothleidende, den Ukalegon kennet, aus Elend umkommt, weil Ukalegon ſich nicht die Mühe geben mag, ihm ſein Elend zu erleichtern; das iſt in ſeinen Augen kein Todſchlag. Man kan ja niemand zwingen, wider ſeinen Willen etwas gutes zu thun. So beraubt er auch ſeinen Nächſten nicht auf der Landſtraſſe, oder bricht in ihre Häuſer ein. Daß er ſich aber Unglücksfälle zu Nutze machet, und Güter unter der Hälfte ihres Wehrtes an ſich kaufet, das iſt ja keine Beraubung der ſeufzenden Wittwe und des verlaſſenen Waiſen; es iſt nur ökonomiſche Klugheit.

Aber ich ſchweiſſe aus, Hartſinns und Ukalegens würden nicht gebeſſert werden, wenn ſie auch ihren unterlaſſe-

nen

nen guten Handlungen nachdenken wollten. Die guten Leute wissen nicht, was eine wahrhaftig gute Handlung ist. Ich will nur mit Menschen reden, denen die Tugend schon etwas besser bekannt ist.

Ich habe oft die Erfahrung an mir selbst gemacht, daß, wenn ich in einem moralischen Buche Schilderenen von erhabenen Tugenden erblicket hatte, mein Geist in eine Art von Entzückung gerieth. Alsdenn dachte ich auf nichts anders, als ein Held in der Tugend zu werden, und träumte mir Gelegenheiten, diese oder jene Tugend, die mich besonders gerühret hatte, recht merkwürdig auszuüben. Die Gelegenheiten kamen nicht, und endlich ließ meine Begeisterung nach. Wenn ich alsdenn überdachte, was ich in diesen Tagen der Entzückung gethan hatte, so fand ich insgemein, daß ich eine Menge Gelegenheiten unbemerkt gelassen hatte, durch welche ich im Kleinen das Gute hätte ausüben können, was ich vergeblich im Grossen zu thun gesuchet hatte. Da sahe ich alsdenn, daß ich mich durch einen moralischen Eigensinn hatte hinreissen lassen, meinen guten Absichten einen Schauplatz zu suchen, auf welchen die Vorsehung sie nicht berufen hatte, und indem ich mich fruchtlos bemühet hatte, etwas recht ausserordentliches zu thun, blieb mir am Ende nur der Verdruß, gar nichts gethan zu haben.

Ich weiß nicht, ob viele von meinen Lesern etwas ähnliches erfahren haben. Aber das müssen sie alle erfahren haben, daß ihnen, indem ihr Geist in andere, oft unnütze, oft gar verwerfliche Beschäftigungen verwickelt gewesen,

viele Gelegenheiten zum Guten unbemerkt entgangen ſind. In dem Bezirke ſeiner häuslichen Angelegenheiten, in dem Umfange ſeiner Bekanntſchaften und ſeiner Freundſchaften, bieten ſich einem Menſchen täglich ſolche glückliche Gelegenheiten an. Daß ſie alle der Welt in die Augen fallen ſollten, kan ſo wenig verlanget werden, als daß ein jeder Menſch ein großer Mann werden ſollte. Aber die kleinſte Gelegenheit, Gutes zu thun, iſt ſchön, und hat wichtige Folgen, wenn ſie genutzet wird. Viele ſolche kleine Gelegenheiten machen die Fertigkeit der Tugend aus. das Weſentliche eines wahrhaftig großen Herzens. Deßwegen halte ich es für nützlich, an die Gelegenheiten, die man verſäumet hat, zurück zu denken. Dieſe Erinnerung macht aufmerkſam und ſorgfältig in die Zukunft. Wie viele Gelegenheiten zu tugendhaften Handlungen werden verſpielt, verſchwatzet, verjaget, vertrunken, und oft gar verſchlafen!

F. Pheron.

An die Verfaſſer des Freundes.

Meine Herren!

Ich befinde mich in einer Gelegenheit, woraus Sie mir helfen können. Ich habe zween Freunde, die mich ſchon etlichemal verdrießlich gemacht haben. Der eine tadelt faſt alles, was ich unternehme. Ich habe es ihm zwar oft geſagt,

ſagt, daß ich mich nicht gerne tadeln laſſe; aber er läßt nicht nach, und bisweilen bin ich wirklich nicht im Stande, ſeinen Tadel zu widerlegen. Doch dieſes iſt kein Wunder. Welcher Menſch iſt ohne Fehler? Mich verdrießt es nur, daß dieſer wunderliche Freund meinen geheimſten Handlungen ſo genau nachforſchet. Wenn ich mich einmal übereile, ſo mag ich meinen Fehler noch ſo ſorgfältig verbergen; er entdeckt ihn doch, und gleich fangen die Strafpredigten an. Wenn ich mich darüber beſchwere, ſo ſagt er, die Freundſchaft berechtige ihn zu dieſen Verweiſen. Was ſoll ich mit ihm anfangen? Ich bin ſchon böſe geworden. Er achtet es nicht, und in der That, ich kan nicht lange auf ihn böſe ſeyn.

Mein zweyter Freund verfährt ganz anders. Ihm iſt es völlig gleichgültig, was ich thue. Wenn ich bisweilen ſelbſt gegen ihn von einem Fehler rede, den ich begangen habe, ſo zuckt er die Schultern, und höchſtens ſagt er, es ſey eine Kleinigkeit. Dieſes gefällt mir nun ganz wohl. Erzähle ich ihm aber eine Handlung, wofür ich Lob zu verdienen glaube, ſo bleibt er eben ſo ſtumm. Dieſes kan ich nicht ausſtehen. Möchte er mich doch lieber, wie mein anderer Freund, bisweilen tadeln, wenn er mich dafür einmal wieder lobte! Sagen Sie mir doch, meine Herren, was Sie von meinen zween Freunden halten. Ich bin ꝛc.

Sebaſtian Eigenlob.

Die Antwort, die unſer Correſpondent verlanget, iſt ſchwer zu geben. Wir kennen weder ihn, noch ſeine Freunde

de ſo genau, daß wir ſagen könnten, ob ihr Tadel ungerecht ſey, und ob er einen billigen Anſpruch auf ihren Beyfall machen könne. Wir wollen uns aber der Gelegenheit, die uns ſein Brief giebt, bedienen, um von einer Sache zu reden, die ſchon längſt unter unſern Entwürfen ſtehet.

In ſo fern die Freundſchaft die Beſſerung der Herzen zur Abſicht hat, kan man einem Freunde das Recht nicht abſprechen, den andern zu tadeln, wenn derſelbe überhaupt verdienet, getadelt zu werden. Ja, das Recht eines freundſchaftlichen Tadels gehet noch viel weiter. Ein Freund iſt weit mehr, als alle andere Menſchen verbunden, die gute Seite ſeines Freundes zu verſchönern, und die ſchlechte auszubeſſern. Sein Tadel muß alſo auch auf kleine Fehler gehen, und er darf die Fehler ſeines Freundes bis in das Innerſte ſeines Herzens verfolgen. Die Klugheit verlanget nicht allein, daß dieſer Tadel liebreich und ohne die geringſte Bitterkeit ſey; ſie findet noch beſondere Vorſichtigkeiten, die durch die Gemüthsart des andern beſtimmt werden müſſen. Ein Gemüthe kan immer etwas mehr vertragen, als das andere; und dem einen müſſen die Wahrheiten, die man ihm zu ſagen hat, mit mehr Nachdruck geſagt werden, als dem andern. Herr Eigenlob ſcheint von der empfindlichen Art zu ſeyn. Ein tadelnder Freund würde ihm vielleicht weniger mißfallen, wenn er ſeinen Tadel etwas angenehmer einkleidete, als es vermuthlich geſchiehet.

Der

Der Beyfall iſt der angenehmſte Lohn guter Handlungen, und den Beyfall eines vernünftigen Freundes ſchätzen wir höher, als alles übrige Lob. Es iſt billig, ſeinem Freunde dieſe Belohnung zu geben, wenn er ſie verdienet. Man ſollte nur nicht ſo eilfertig ſeyn, den Werth ſeiner eigenen Handlungen feſt zu ſetzen. Wir halten oft eine Handlung für ſchön, weil ſie von uns herkömmt; andere Menſchen betrachten ſie unpartheyiſch, und die Schönheit der Handlung verſchwindet. Wir getrauen uns nicht zu entſcheiden, ob die Handlungen des Herrn Eigenlob wirklich von dieſer Art ſind.

Das Stillſchweigen ſeines zweyten Freundes iſt uns ein Geheimniß. Wären uns ſeine Umſtände bekannt, ſo würden wir urtheilen können, ob dieſer Freund zum Tadel ſchüchtern, und zum übertriebenen Lobe zu gewiſſenhaft ſey, oder, ob er vielleicht einer von den Unempfindlichen ſey, die ſich um das Verhalten ihrer Freunde nicht bekümmern, weil ſie die Freundſchaft nur aus Gewohnheit, oder auch aus Nebenabſichten, unterhalten.

Zu gleicher Zeit wollen wir auch den Herrn Bombaſt erinnert haben, ſeine Freunde nicht ſo gar oft und übertrieben zu loben. Wir ſind oft Zeugen davon geweſen. Noch neulich lobte er einen ſeiner Freunde, der ein ganz geſchickter Muſikverſtändiger iſt, auf Grauns und Haſſens Koſten. Man erweiſet ſeinen Freunden keinen Dienſt, wenn man ſie auf dieſe Art lobet. Ein ungegründetes Lob

macht die Zuhörer auch gegen den Ruhm ungläubig, den man seinen Freunden ein andermal mit Rechte beylegen könnte.

Das würdige Lob eines Freundes kan nicht anders seyn, als wie es Pindarus beschrieben hat:

„Ein wahres Lob, wie reine Wasserquelle, will ich „meinem Freunde bringen; denn dieses ist die anstän„digste Belohnung der Würdigen.„

F.

Zwey und siebenzigstes Stück.

The vvise is happy nature to explore,
The fool is happy vvhile he knovvs no more.

Pope.

Das Glück der Thoren.

Nun hab ich gnug gereimt! Ein andrer mag es wagen,
Und dem erzürnten Volk die bittre Wahrheit sagen.
Vor stolzer Reimer Schwarm, und vor der Thoren Haß
Kan man nicht sicher seyn, auch selbst auf dem Parnaß.
Warum muß mir das Glück den traurgen Vorzug schenken,
Den Pöbel zu verschmähn, zu fühlen und zu denken?
Was nützt die Wissenschaft, die unsre Freude stöhrt?
Die Weisheit, deren Macht uns unsre Thorheit lehrt?

Auch

Auch ſelbſt mein Autors Fleiß kan nichts, als mich ermüden,
Ich bin nicht mit der Welt, nicht mit mir ſelbſt zufrieden.
Bald reim ich mir zu hart, bald denk ich nicht genug:
Wie glücklich iſt ein Thor? Er hält ſich ſelbſt für klug.
Mit ſtolzer Demuth mag ſich dort ein Heuchler blähen:
Allein, ein Schalk; doch fromm, wenn ihn die Leute ſehen.
Wie glücklich iſt er nicht? Er iſt mit ſich vergnügt,
Und glaubt zum wenigſten, daß er die Welt betrügt.
Wie glücklich iſt Gargel? den nie der Tadel ſtöhret,
Der ſich, und ſich allein bewundert und verehret.
Kein Schimpf, kein bittrer Hohn ſtöhrt ihn und ſeine Ruh,
Er klatſcht, wenn alles pfeift, ſich ſelbſten Beyfall zu.
Voll Neid ſah ich den Thrax ſich ernſthaft ſtolz geberden:
O! warum kennt ich nicht ein Rechtsgelehrter werden,
So könt ich auch gleich ihm Geſchmack und Witz verſchmähn,
Und oft gedankenlos politiſch ſauer ſehn.
Da ſagt ich ſtolz: Hinweg mit ſolchen Kleinigkeiten,
Dem eitlen Zeitvertreib von müßgen jungen Leuten!
Sie werden mit der Zeit vielleicht noch in ſich gehn,
Klug werden, häuslich ſeyn, und aufs ſolide ſehn.
Herr Thrax hat würklich recht. Was aber hilft ſein Schmählen?
Wenn mir zugleich ſein Herz, und ſeine Sitten fehlen?
Verdunkeln kan ich nicht, was andern deutlich ſcheint;
Wann hier ein Weiſer ſeufzt, dort eine Wittwe weint,
Kan ich nicht ruhig ſeyn, und ohne mich zu ſchämen,
Erſt lachen, und alsdann ſtolz ihre Gaben nehmen.

Es gab mir die Natur ein allzu weiches Herz,
Es fühlt zu ſtark, zu ſehr des Nebenmenſchen Schmerz.
Ich kan die Wahrheit nie verkleinern, noch vergröſſern;
Zu ſtrafen ſuch ich nicht; ich ſuche nur zu beſſern,
Selbſt in Satyren noch. Jedoch, was hilft es mich?
Thrax, weil er wen'ger fühlt, iſt glücklicher, als ich.
Kein fremmes Vorurtheil kan ſeine Ruhe ſtöhren,
Das Recht wird theu'r verkauft, und wolfeil Sittenlehren.
Wie glücklich iſt nicht Mops, der an des Witzes Statt
Ein Dorf, die hohe Jagd, und ſechzehn Ahnen hat?
Wie frey? wie ohngeſtört kan er nicht trinken, jagen,
Den Mägdgen furchtbar ſeyn, und ſeine Bauren ſchlagen?
Frey über Hof, und Stadt, und Pabſt, und Frankreich ſchmähn,
Wann ſeine Schreiber gar die Zeitungen verſtehn,
Wie glücklich iſt er nicht! Er überlegt mit ihnen,
Daß es gefährlich ſey, dem Staat im Krieg zu dienen,
Doch wär er nur Prinz Carl, ſo gieng er übern Rhein,
Und nähm dort ganz getroſt Paris und Belgrad ein.
Der groſſe Mops! Er kan noch mehr, als Kriege führen,
Er tadelt ſtets den Hof, und will das Land regieren.
Er theilet Straf, und Lohn, und Ehrenſtellen aus,
Beherrſcht die ganze Welt — und nicht ſein eignes Haus;
Da ſind die Knechte Herrn. Es mag die Welt nur lachen;
Die Dummheit kan oft mehr, als Weisheit glücklich machen.
Warum vergnügt ſo ſehr des Lebens erſte Zeit?
Der meiſten Freuden Quell iſt Unerfahrenheit,

Wie fröhlich kan ein Kind des Lebens Verluſt fühlen?
Es hüpft ſein ganzes Herz in unſchuldsvollen Spielen;
Ein Wunſch iſt leicht geſtillt, ſein Schmerz iſt bald vorbey,
Was uns in Unruh ſetzt, iſt ihm noch einerley.
Die Seele fänget an ſich völlig aufzuheitern,
Wenn Klug'heit und Begriff ſich nach und nach erweitern,
Es kennt des Lebens Müh der Menſchen Herz noch nicht,
Und fühlt unglücklich ſeyn der Menſchheit erſte Pflicht.
Den Knaben wird die Zeit zu hohen Wünſchen leiten,
Er ſtrebt nach neuem Glück, nach neuen Kleinigkeiten,
Schon flieht die ſüſſe Ruh, der Jüngling liebt, und klagt,
Von einer Thorheit wird die andere verjagt.
Doch, wenn die Jahre fliehn, wenn uns die Weisheit lehret,
Es ſey der Menſchheit Glück ein Traum, der uns bethöret,
Ein leichtes faſſes Spiel von einem Augenblick;
Wann die Erfahrung kommt, ach! denn entflieht das Glück.
Umſonſt verirret ſich ein Philoſoph in Schlüſſen,
Je weniger er weiß, je mehr glaubt er zu wiſſen.
Ein Stümper dünkt ſich groß, weil ſich ein Kluger ſcheut.
Der Thoren Glück iſt Stolz und Unerfahrenheit.
So ſtolz war Philipps Sohn nicht an des Ganges Strande,
Als dort ein junger Held in Frankreichs ſchönen Lande,
Wann er zum erſtenmal ſtolz auf die Wache zieht,
Da ſeine Frau Mama vom Fenſter auf ihn ſieht.
Die jugendliche Stirn übt ſich zu finſtern Grimme;
Er flucht, doch leider! noch mit allzu klarer Stimme.

Der Pöbel gafft ihn an, und weicht bewundernd aus,
Die Fenſter öffnen ſich, die Schönen ſehn heraus.
Ihr Schönen! ſeht ihn an, ſeht euren künftgen Sieger,
Gelaſſen folget ihm ein Chor verfluchter Krieger,
Auf die ſchmählt unſer Held, er bildet ſtolz ſich ein,
Schon ein Romanenheld aus Clelien zu ſeyn.
Dort geht der junge Herr, dort geht er, ruft Lifette,
Ach! wenn er nur den Krieg ſchon überſtanden hätte.
Was gleicht dem Stolz, von dem ein junger Autor glüht,
Wann er zum erſtenmal ſich in der Zeitung ſieht?
Er kan ſich gar nicht ſatt an ſeinem Lobe leſen,
Und ſchreibts ſich ſelber zu; iſts gleich erkauft geweſen.
Vergnügt verläßt Stertin das väterliche Feld,
Er eilt vergnügt zur Stadt, und in die große Welt.
Was gleicht der Freude wol, die unſer Jüngling fühlet,
Wenn er zum erſtenmal bey Hof Quadrille ſpielet,
Wann man mit Höflichkeit das Geld ihm abgewinnt,
Wann Stutzer freundlich thun, und Damen gnädig ſind?
Doch, wenn Erfahrung kommt, wenn dieſe Nebel fliehen,
Die noch den trüben Blick der Jugend überziehen,
Wenn unſer junger Held im Fluchn den Tag verflucht,
Wo er zum erſtenmal das Glück im Krieg verſucht;
Wann bittere Kritik den Autor ſchüchtern machet,
Und wann der Leſer nur auf ſeine Koſten lachet,
Wann einſt Stertin verarmt, zum väterlichen Herd,
Den er zu früh verließ, betrübt zurücke kehrt;

Dann

Dann ſind die Träume hin, die ſonſt ſo reizend waren,
Sie ſind nicht mehr beglückt, und nicht mehr unerfahren.
Mit Recht ſchrieb jener Thor, der ſonſt ſich reich geglaubt,
Als ihm der Freunde Fleiß den ſüſſen Wahn geraubt:
Ich habe Wahn und Glück zugleich durch euch verlohren,
O böſe Freunde! macht mich wiederum zum Thoren,
Erkennt der Thoren Glück, wenn ſich ein Neuling blähet,
Wenn er uns lehren will, was er noch nicht verſteht.
Der Ruhm der Wiſſenſchaft muß oft darunter leiden;
Ein Wenig machet ſtolz; Viel aber macht beſcheiden.
Stax glaubt, daß, was er ſagt, was unerhörtes ſey,
Warum? Es iſt gemein! — Ihm aber iſt es neu.
Cerull glaubt, daß ihm noch kein Dichter gleich geweſen,
Wie? Gellert — Haller — ja — die hat er nicht geleſen.
Cecil wird allezeit auf Frankreichs Dichter ſchmähn,
Auch auf Voltairen, ja, den kan er nicht verſtehn;
Der trotzige Marcolph wird alle Fremde haſſen,
Wie kommts? Er hat noch nie die Vaterſtadt verlaſſen.
Der Dummkopf glaubt ſich klug, wenn Narren um ihn ſind,
Und Phillis glaubt ſich ſchön. Wie kömmt das? Sie iſt blind.
Wie ſüß iſt nicht die Kunſt, ſich ſelbſten zu betrügen!
Wenn unſer Irrthum flieht, entflieht auch das Vergnügen.
Das Leben iſt ein Traum, ein Blendwerk dunkler Nacht,
O glücklich, wer vergnügt von ſeinem Traum erwacht!

Den Laster, Angst und Gram nicht allzu früh erwecket,
Und den kein Hirngespenst des Aberglaubens schrecket,
Der, wenn Aurorens Licht auf frohe Hügel glüht,
Leicht, fröhlich, neu belebt aus seinem Lager flieht.
Lebt, Freunde, lebt befreyt von allzu kühnen Sorgen,
Erwartet ohne Furcht der Zukunft neuen Morgen!
Wer wohl gelebt, stirbt wohl, glaub, daß uns dieß nicht trügt,
Und weil ihr träumen müßt, träumt wenigstens vergnügt.
Wir irren ungewiß in öden Dunkelheiten;
Der Tod kan uns allein ins Reich der Weisheit leiten.
Der Wollust höchster Grad ist mit dem Schmerz verwandt,
Der Weisheit kleines Reich glänzt an der Thorheit Land.
Der Erden flüchtges Glück hat allzu enge Schranken,
Es ist der Menschen Pflicht, nie tadeln, allzeit danken,
Nur Stolz und Wahnsinn klagt: seht auf uns selbst zurück,
In unsrer Thorheit liegt der Grund von unserm Glück.
Oft kan es Weisheit seyn, was wir die Thorheit schelten;
Selbst Newton ist vielleicht ein Thor in bessern Welten,
Durchirrt mit freyem Schritt des Lebens dunkle Bahn,
Nur Pflicht und Tugend nicht, sonst alles ist ihr Wahn.

Drey und siebenzigstes Stück.

Cuncta iacent flammis et trifti meſa favillar.

MARTIAL.

Empfindungen eines Portugiesen bey dem zerstöhrten Lissabon,

oder

Alonzo und Elvira.

Wo bin ich? — Ist es ein schröcklicher Traum? — Ist es noch eine schröcklichere Wahrheit? — Wo bin ich? — In was für Gefilden irret der trostlose Alonzo! — Oder es ist noch Alonzo? — Bin ich noch? — Ist dieser traurige Augenblick nicht eine dunkle Empfindung zwischen dem Seyn und Nichtseyn? Bin ich nicht mehr unter den Lebendigen? — Meine Seele sucht sich selbst, und findet sich nicht.

Ein tödtender Rauch umziehet den Himmel mit fürchterlicher Nacht! — Oede Ruinen umgeben mich — O Schröcken! hier liegen entseelte Leichen — Hier herrscht der Tod und die Einsamkeit. Eine schröckenvolle Stille erfüllet die Natur. Was ist dieses für ein Fluß, der von

Aſche und von Leichnamen beſchweret, ſich zornig empöret und entſetzlich dahin rauſchet? Iſt es der Tagus, oder iſt es der Acheron?

Ach! ich empfinde mich wieder; an meinen Schmerzen nur fühle ich, daß ich noch lebe. Alonzo iſt noch nicht in dem Reiche der Schatten. Mein Herz ſchlägt noch: O! wenn doch dieſer Schlag ſein letzter wäre.

Schröcklicher Anblick! Wohin ich mich wende, ſehe ich die Spuhren des Zorns eines rächenden GOttes. Alles iſt öde, die ganze Natur iſt zerrüttet. Hier ſind Steinhauffen; hier ruhen noch zertrümmerte Balken. Ich ſehe zerbrochene Trümmer von der Pracht ſtolzer Paläſte aus der Aſche unter meinen Füſſen herfür ſchimmern. O GOtt! und dieſe Steinhauffen, dieſe Aſche, dieſer Schutt iſt, was man ſonſt Liſſabon nennt.

Alſo iſt ſie nicht mehr! — Alſo iſt der Schmuck und der Stolz von Europa nichts mehr, als ein öder Steinhauffe? — GOtt! was für ein Gedanke erſchüttert meine kaum zu ſich ſelbſt gekommene Seele? Elvire! Elvire! — Ach! wo bin ich? — Dringt nicht eine ſchwache Stimme aus dieſen Ruinen? — Saget mir nicht ein entſetzlicher Wiederhall: Elvire iſt nicht mehr?

Elvire iſt nicht mehr, und Alonzo lebet noch! Tödtender Gedanke! — Doch nein, vielleicht iſt ſie entflohen, vielleicht lebt ſie noch. Ich will auf dieſe Ruinen empor klimmen und umher ſehen.

Ich

Ich entdecke noch keine Spur des Lebens — Weit um mich her liegt eine entſetzliche Landſchaft, das Gebiete des Todes und der Verwüſtung. Ach! dieſes war jenes die Göttin der Städte.

Der Rauch benebelt meinen Blick. Elvire! Ach! meine Stimme und meine Klagen verliehren ſich in der Luft. Nein, du kannſt nicht umgekommen ſeyn, Elvire! Nein, bey der allgemeinen Zerrüttung aller Elementen, bey dem Untergang der Natur hat ſich der Himmel eröffnet, und jauchzende Chöre verklärter Seelen haben den neuen Engel im Triumphe empfangen, und Elviren von dem Getümmel der untergehenden Welt entriſſen.

Alonzo! unglücklicher Alonzo! — Tröſte dich! Du biſt doch gewiß ihr zu folgen. Der Augenblick deines Todes iſt nur verſchoben! Bald wird dich die Ewigkeit mit Elviren vereinigen! — Gib dem letzten Augenblicke deines Lebens ernſthaftere Betrachtungen! Ueberlaſſe dich dem heiligen Schauer, der dich ergreifft. Siehe um dich her! — Siehe, alles iſt öde.

Iſt dieſes der Tag, auf den die Heiligen hofften, der Tag, nach den die Märtyrer ſeufzten, der Tag des Gerichts? — Nein! wie wäre ich allein übrig, wenn er es wäre? Ich leide noch, ich ſehe überall Betrübniß und Furcht. Dieſes iſt noch die vorige Welt. Nur für dich, o Liſſabon! prachtiges Liſſabon! für dich war es der Tag des Gerichts. Wie ſchnell, wie unverhofft hat er dich überfallen. Lernt, ſichere Städte, lernt, verwegene

Sterbliche, wie ſchleunig der Himmel irdiſche Größe verſtöhrt! — Ihr ſchmeichelt euch, ihr glaubt den Aufenthalt eurer Thorheit ewig. Seht dieſe Ruinen, und zittert. Der Ewige winkt, und Liſſabon iſt nicht mehr. Er wird winken, und die Welten werden vergehen.

Alonzo! dieſe traurige Gegenden, die du mit Schröcken und Abſcheu erblickeſt, ſind eben dieſe Gegenden noch, in denen du ſonſten den Frühling deines Lebens gefühlet. Dies iſt noch eben der Tagus, an deſſen goldreichem Geſtade du ſonſten blühende Chöre von Jünglingen und Schönen erblickteſt, die einander mit feurigen Blicken ſuchten, mit Blicken, aus welchem die Freude und die Wolluſt lachten. Ach! der Tag des Verderbens hat ſie übereilt. Ihre Hoffnungen, ſüſſe betrügliche Hoffnungen ſind mit ihnen untergegangen, und der Tagus, der ſeinen verwaiſten Strand öde ſieht, fließt betrübt und mitleidend vorüber.

Die Sonne gieng unter, und noch war Liſſabon; noch rauſchten prächtige Freuden in ſchimmernden Palläſten; noch verſüßte Zufriedenheit den Schlaf unſchuldiger Herzen. Die Stunde der Mitternacht brach ein — mit allem ihrem Schröcken begleitet. Ach! und mit neuem noch ungefühltem Schröcken. Ein dicker Rauch erfüllte den Himmel; ein blutrother Schimmer glänzte von Ferne in der Luft — Ewig fruchtbare, ewig dem Schauer bebender Seelen geweyhte Mitternacht! Ein zorniger Nord brauſete durch die Gefilde, die ſtolze Wellen übertraten die von der Na-

tur

tur gesetzte Gränzen und drängten sich zürnend an das Gestade, die schröckliche Stunde näherte sich — — Ach GOtt! Und nun bedeckt Schutt und Asche die Felder, wo Lißbon war.

Hier stunden prächtige Palläste! hier erschallten erst vor kurzer Zeit die reitzende Töne künstlich gerührter Saiten. Wohin sind die Palläste? wohin sind die Töne, die die Luft durchdrangen. Beyde sind in der Luft verschwunden. Was finde ich unter meinen Füssen? — Geschmolzenes Gold? hinweg verderbliches Metall! Du bist der Laster und der Sorgen! Du, ja du, ziehst uns die Strafen des Himmels zu. Lima geht unter, Lißbon fällt: sagt, Sterbliche, ob Reichthum glücklich macht? — Lißbon ist der Ueberrest eines künstlichen Gemähldes; Es zerfällt in meinen Händen. Unglücklicher Künstler! der du vielleicht für die Ewigkeiten zu arbeiten glaubtest: Deine Kunst, dein Name und du selbst ist nichts mehr als Staub. Ist denn dieses das Schicksal aller irrdischen Größen? — Was liegt hier? verjagte Blätter! Eitle Geschäftigkeit! vergebliche Bemühung der Sterblichen! — Was glänzt dorten in der Asche? Ein Edelstein! das Spielwerk erwachsener Kinder, das Kennzeichen unsrer Thorheit und unsres Stolzes. O Menschen! wann werdet ihr fühlen, daß ihr Menschen seyd, und warum ihr es seyd?

Die ganze Welt muß werden, was itzo Lißbon ist. Denket daran, stolze Fürsten! der Himmel redet mit euch; er redet durch Wunderzeichen. Wenn euch der

Untergang Liſſabons nicht rühret, ſo kan euch nichts mehr rühren, als der Untergang einer Welt.

Hier liegt ein unerkenntlicher verſenkter Körper! Ach wer iſt es geweſen? Vielleicht ein Staatsmann, der mit ſtolzen Sorgen auf den künftigen Morgen wartete, um wichtige Geſchäfte auszuführen, die ſeine Gedanken erfüllten, und ihm nicht Zeit lieſſen, an ſich ſelbſt, an den Tod und an den ewigen Beherrſcher aller Welten zu gedenken. Unglückſeeliger! Der Morgen iſt erſchienen: aber du, du biſt nicht mehr. Niemand wird die zerſtreueten Gebeine ſammlen, und in ein Grab legen; Niemand wird deinem Namen in prächtiges Marmor hauen, um deinen Stolz noch nach deinem Tode zu ſchmeicheln; niemand wird mitleidende Zähren über dein vergeſſnes Grabmahl vergieſſen. Deine verſengte Gebeine werden ein Spiel heißrer Kräben werden, und der Nord wird deine Aſche, deinen Stolz, deine Hofnungen, und dein Angedenken in die Lüfte zerſtreuen.

Betrüge ich mich? Nein, er iſt es ſelbſten. Die durch den Tod verſtellte Züge entdecken mir noch den Ueberreſt des hochmüthigen, des fröhlichen Hernando. Unglücklicher Jüngling! Sind dieſe eingefallene Wangen, ſind dieſe erſtarrte gebrochene Augen noch die nämlichen, auf welche du ſtolz wareſt? Was für eine ſchreckliche Geſtalt? Iſt dieſes der flüchtige, der leichtſinnige, und doch liebenswürdige Hernando? Niemals dachte er an etwas Trauriges; ſein Leben war eine Fortſetzung lärmender Freuden. Weſſen

Stim-

Stimme war ſo ſchön? wer zwang die ſilbernen Saiten der Cythar zu ſo reitzenden Tönen? wer lenkte ein feuriges Pferd? wer führte den Degen mit mehr Geſchicklichkeit und beſſern Anſtand als er? Unglücklicher Jüngling! Hätteſt du nur einige von den Augenblicken, die du anwandeſt deinen Körper geſchickt zu machen, daran gewendet, deine Seele vollkommen zu machen. O hätteſt du gedacht, daß die Jugend nicht ewig währt, hätte dich das allgemeine Verderben nicht ſo ſchnell übereilt! hätten dich doch die ſchimmernden Scenen des Lebens nicht zu ſehr zerſtreut! — dein Körper, deine liebſte Sorge, dein Stolz iſt Staub und Aſche, und die zitternde Seele ſtehet vor dem Thron des ewigen Richters.

Schauervoller Gedanke! Ruhe wohl Hernando! nimm dieſe Zähren hin, die dir die Zärtlichkeit empfindender Menſchheit opfert. Ruhe wohl Hernando! Armer Hernando! Du wirſt nicht mehr in ſchimmernder Kleidung die Liebe der Schönen, der Neid der Jünglinge werden! Du wirſt nicht mehr mit ſiegender Lanze der Wuth aufgebrachter Stiere begegnen! Dir wird das Volk nicht mehr jauchzend zurufen! — Der Himmel verzeyhe dir deine Irrthümer! Allzuſchnell hat dich die Stunde des Todes übereilet! Ich will deinen Körper noch aus den Ruinen ziehen, ich will ihn begraben, wenn ich noch eine Gegend finden kan, die unzerſtört iſt, eine Gegend, in der noch ein ſanftes Grün übrig iſt, mit dem ich dich bedecken kan. Ich will dein Grab

mit Laub beſtreuen und weinen, und noch einmal mit ſchluchzender Stimme rufen; Ruhe wohl Hernando!

Und du, Alonzo, du lebſt noch! — Wer wird dich begraben? wer wird deinen Ueberreſt ſammeln? Alonzo, Alonzo, denke nicht mehr an dein Leben. Der itzige Zuſtand kan dir nichts als einen einzigen feyerlichen Gedanken erlauben . . . den Tod!

Den Tod . . O warum konnte ich nicht mit euch zugleich erblaſſen, Unglückliche! Leichen, wo ich um mich herum ſehe!

Warum mußte ich allein übrig bleiben? Hier ſind die Felder in denen ich ſonſten vergnügt, und ſicher die Stunden der blühenden Jugend durchlebte; hier ſcherzte alte Freundſchaft beym unentweyhten Saft der Reben; hier lächelte die junge Liebe mit paradieſiſcher Anmuth. Hier war es, wo ich Elviren zum erſtenmal geſehen! Geſeegnete Felder! ewig bedaurenswerthe Fluren! auch ihr ſeyd verwüſtet — hier ſah ich ſie! Mein Herz empfand zum erſtenmal das Glück der Menſchheit; meine ganze Seele wallte ihr entgegen. Du biſt von Staub und Aſche bedeckt, du biſt gefallen, du biſt ſelbſt nichts mehr als Staub und Aſche. Prächtiger Baum! unter dem ich zum erſtenmal ihre weiſſe Hand küßte und ihr geſtand, ſie wäre es allein, die mich zum Glücklichſten der Sterblichen machen könnte. Trauriges Angedenken! Armer Alonzo, du lebſt und Elvire, Elvire lebt vielleicht nicht mehr. Der Schluß der Vorſicht verbietet es mir, Elviren im Tode zu folgen.

Wie wenn man gar keine Hofnung vor sich sieht! Bin ich denn nicht Herr über mein eignes Leben? Wird mich der gütige Richter der Sterblichen deswegen bestrafen, weil ich einige Augenblicke geschwinder in die Ewigkeit gehe? .. Nein .. flieht verzweifelnde Gedanken! O GOtt du, du befiehlst es, und ich will leben; ich will es ertragen, unglücklich zu seyn. Du befiehlst es; ich bete dich an und schweige!

Elvire! könnte ich doch nur wenigstens deinen erblaßten Leichnam finden, und deine verfallene Wangen noch einmal — noch einmal küssen! Ach ich schmeichelte mir mit der Hofnung in deinen Armen, einst ein glückliches, ein zufriedenes Leben zu beschlüssen. Du solltest mir die Augen zudrücken; unsre weinenden Kinder sollten um mich stehen, und dich trösten, und mir den Tod durch unschuldiges Schmeicheln versüssen.

Ich genoß sie schon durch die Hofnung, diese süssen Augenblicke einer glücklichen Zukunft. Ich sahe dich nach überstandener Mühe des Tages lächelnd auf mich zukommen; ich sahe dich von einer liebenswürdigen Jugend umgeben, die mich und dich im Bilde vorstellten. Süsse Hofnungen! so seyd ihr nicht mehr; nicht einmal zu hoffen, ist mir erlaubt. Grausames Schicksal — Elvire — Elvire — Dein Alonzo eilet, dich in der Ewigkeit zu umfangen — Vatter aller Wesen, nimm auch mich auf —

Hier sank der halb entseelte Alonzo auf die Ruinen zurück, aus denen er erst kurz aufgestanden war, er lag empfin-

dungs-

dungslos und betäubt; als eine junge Schöne von wenig Sklaven begleitet, Trotz denen noch zornigen Wellen des Tagus, an den Strand gefahren kam. Stille Thränen rollten ihr über die blaßgewordenen Wangen; verzweifelungsvolle Seufzer riefen ihren geliebtesten Jüngling. Sie suchte ihn unter den Leichen; sie wollte ihn begraben, ihn beweinen und auf seinem Grabe sterben. Sie fand den Körper des Alonzo; ohnmächtig sank sie zu ihm hin. Ihre Sklaven suchten ihn und sie wieder zu dem Leben zurück zu bringen. Alonzo ermunterte sich am ersten; bestürzt schloß er die Augen auf; von der heftigsten Empfindung der Freude beseelt sahe er Elviren neben sich. Seine Umarmungen gaben auch ihr das Leben. Vergnügt betraten sie das Schif, eilten nach einem sichern Strand und verliessen die Ruinen des unglücklichen Lissabons. Ewiges Denkmal der Rache des Himmels! Ziehe hin, glückliches Paar: und vergiß den empfundenen Schmerz! Ziehe hin und genieſſe die unschuldigen Freuden der zärtlichsten Liebe. Auch bey der allgemeinen Zerrüttung aller Elementen verschonet der Himmel tugendhafte Herzen, allein wie wenig Herzen kennen die erhabne Zärtlichkeit? Wie wenige Städte prangen mit der Tugend einer Elvire und eines Alonzo?

Damis. L.

Vier und ſiebenzigſtes Stück.

Un Galant, de qui tout le métier
Eſt de courir le jour de quartier en quartier,
Et d'aller, à l'abri d'une perruque blonde,
De ſes froides douceurs fatiguer tout le monde.

BOILEAU.

An die Verfaſſer des Freundes.

Meine Herren!

Sie ſchreiben zwar von der Freundſchaft, und die Sache, worüber ich Sie befragen will, ſtehet in keiner genauen Verbindung mit derſelben. Aber ich habe es ſchon in mehr Wochenſchriften bemerket, daß die Verfaſſer kein Bedenken getragen haben, ſich oft genug von ihrem Hauptgegenſtande zu entfernen; und mich dünket, Sie, M. H. ſind in dieſem Stücke Ihren Vorgängern nicht unähnlich geworden. Ich will mich alſo ohne weitere Entſchuldigung zu meinem Vorhaben wenden.

Ich mögte gerne wiſſen, was Sie, M. H. von den Gefälligkeiten hielten, die wir Mannsperſonen dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig ſind. Ich bin beynahe ein Märtyrer dieſer Gefälligkeiten geworden, und ich muß wenigſtens erfahren, ob der Verdruß, den ich davon habe, ein verdienter

dieser Verdruß zu nennen ist, oder ob ich ihn auf die Rechnung der bösen Welt schreiben darf.

Ich bin von meiner Kindheit an lange Zeit unter dem Frauenzimmer erzogen worden, und mancher schöne Mund hat mich geküsset, ehe ich noch recht wußte, was für Reiz in solchen Schmeicheleyen sey. Man predigte mir stündlich vor; Mannspersonen seyen dazu geschaffen, dem Frauenzimmer gefällig zu werden, und man könnte nicht anders ein artiger Mensch werden, als daß man gegen das Frauenzimmer eine unumschränkte Folgsamkeit beobachtete. Diese Regeln wurden bey mir nicht vergeblich angebracht. Ich war kaum zehen Jahre alt, als ich schon mit manchem erwachsenen Frauenzimmer in die Wette nähen und knüpfen konnte. Viel hundert Blumen habe ich schönen Kindern vorgestecket, und manches Band ist auf meinen Rath erwählet oder verworfen worden.

Bey meinen Eltern hielt sich eine junge Anverwandtin auf, die etliche Jahre älter als ich, und also schon ein Frauenzimmer war, da ich noch unter Knaben gehörte. Diesem Mädgen machte ich am meisten meine Aufwartung. Ich war ihr Briefträger, ihr Kammerdiener, und selbst ihr Vertrauter. Manche Nacht habe ich an unserer Gartenthür gefroren, wenn sie mich auf die Wache stellte, um bey den geheimen Besuchen ihres Liebhabers sicher zu seyn. Ich hielt mich für reichlich belohnet, wenn ich für meine Mühe eine alte Blume, ein halb abgetragenes Band geschenket bekam, und wenn ich bisweilen

gar mit einem Mäulgen belohnt wurde, so verachtete ich einen Prinzen gegen mich.

Endlich wurde ich funfzehen Jahre alt, ein Alter wornach mich sehr verlanget hatte. Denn mir war gesaget worden, daß man alsdann erst anfienge, ein erwachsener Mensch zu seyn, der ordentlich mit Frauenzimmern umgehen dürfte. Von diesem erwünschten Zeitpunkte an verdoppelte sich mit meiner neuen Freyheit auch meine Aufmerksamkeit für das schöne Geschlecht. Meine Base bezeigte sich sehr gütig gegen mich. Sie nahm mich oft in ihre Gesellschaften mit. O! ich habe oft Pfänder gespielet, und, wenn Sie, M. H. mich einmal besuchen wollten, so könnte ich noch manches artige Pfand weisen, das ich verlängnet habe, um ein Angedenken von einer schönen Hand zu behalten. Dafür war ich auch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Wenn meine Base Besuch gab, so versäumte ich nie, sie des Abends abzuholen, und wenn sie Besuch hatte, so begleitete ich gewiß ihre Freundinnen bey dem Abschiede. Ich war einmal im strengsten Winter auf meines Vetters Landgute, und erfuhr von ohngefehr gegen Abend, daß meine Base, die in der Stadt geblieben war, einen Besuch weit von unserm Hause abstattete. Mir fiel es aufs Herz, daß sie bey der Rückkunft einen schlimmen Weg haben würde. Ich lief gleich von dem Landgute weg, um sie abzuholen, und verirrte mich im Dunkeln so auf dem beschneieten Felde, daß ich den folgenden Morgen halb todt gefroren nach Hause getragen wurde.

Ein anderes kleines Abendtheuer aus diesen Zeiten muß ich Ihnen doch auch erzählen. Ich begleitete einmal meine Base und ihre Gesellschaft bey einem Spaziergange, wovon sie erst spät am Abend zurückkamen. Nicht weit von unserer Strasse wohnte ein ganz vornehmer Mann, der aber ein Hagestolz war, und also in den Augen des Frauenzimmers lächerlich seyn mußte. Wie wir vor seinem Hause vorbeygiengen, fiel es den leichtfertigen Mädchens ein, ihm einen Streich zu spielen. Ich erbot mich gleich zur Ausführung, schlich mich unter seine Fenster, und sung ein altes Gassenlied auf die Hagestolzen. Die Lust kam mir theuer genug zu stehen. Der böse Mann, der, wie alle alte Junggesellen, empfindlich und murrisch war, schickte seinen Bedienten herunter, und ich bekam eine tüchtige Tracht Schläge. Meine Frauenzimmer, die der ganzen Sache in einiger Entfernung zugesehen hatten, lachten mich noch dazu aus, wie ich endlich halb lahm zurück kam. Ich tröstete mich aber damit, daß sie doch meinen guten Willen gesehen hätten.

Ich mußte endlich meine Vaterstadt verlassen, und auf eine hohe Schule ziehen. Sie können leicht denken, daß es mit schwerem Herzen geschahe, da ich aus so angenehmen Gesellschaften gerissen wurde, und von der rauhen akademischen Lebensart fürchterliche Vorstellungen hatte. Aber ich mußte fort. Ich hatte die Absicht nicht, ein grosser Gelehrter zu werden. Ich hatte mich auch nicht sonderlich mit Büchern beladen; aber mit hundert kleinen Angedenken von mei-

meinen geweſenen Schönen, mit den artigſten Coliſichets von der Welt war mein Koffer ganz angefüllet. Die Zeit, die ich auf Akademien zubrachte, war mir eine ordentliche Verbannungszeit. Das Frauenzimmer daſelbſt war ſchüchtern, und meine akademiſchen Mitbrüder waren in ihren Spöttereyen ſo unverſchämt, daß ich es nur ſelten wagte, und noch ſeltener zu Stande bringen konnte, in Frauenzimmergeſellſchaften zu kommen. Bey aller meiner Behutſamkeit konnte ich es doch nicht vermeiden, etlichemal in verdrüßliche Umſtände zu gerathen. Ich könnte Ihnen noch ein paar Narben zeigen, die ich mir geholet habe, da ich einem Frauenzimmer zu Ehren ein paar mal mit unbändigen Wildfängen duelliren mußte. Und zuletzt hatte ich von meiner artigen Lebensart, worinn ich unſtrittig die ganze Univerſität übertraf, nichts, als die Spottnamen, der verliebte Haſe, und der Jungfernknecht. Ich war großmüthig genug, meine Spötter wegen ihres Unverſtandes zu verachten.

Die erwünſchte Zeit meiner Zurückkunft erſchien. Auf dem ganzen Wege übte ich mich, alles Rauhe abzulegen, das ich auf Univerſitäten konnte angenommen haben; und ich will mir nicht ſchmeicheln, aber wirklich, ich kam doppelt artig und wohlgeſittet zurück. Als ein Menſch, der nun in die groſſe Welt trat, vermehrte ich hauptſächlich meine Sorgfalt, dem ſchönen Geſchlechte gefällig zu werden, und ich kan es wohl ſagen, meine Bemühungen waren nicht vergebens. Kein Ball, keine Spielgeſellſchaft,

keine Lustreise geschahe ohne mich. Einmal lag ich wohl sechs Wochen an einem Beinbruch krank, den ich bekommen hatte, da ich vor einigen Frauenzimmern meine Geschicklichkeit im Voltigiren sehen ließ. Mitten unter diesen galanten Beschäftigungen hatte ich doch einigen Verdruß. Ich mußte sehen, daß andere junge Leute in Bedienungen kamen, und daß an mich nicht gedacht wurde. Wenn es noch rechtschaffene Leute gewesen wären! Aber meistens waren es Schulfüchse, Leute, die wohl in ihren ganzen Leben nicht fünf Thaler einem Frauenzimmer zu Ehren verspielet hatten. Ich selbst hätte mich darüber noch wohl zufrieden gegeben! denn Geschäfte sind nie meine Sache gewesen. Aber meine Eltern fiengen an verdrüßlich zu werden, und zuletzt mußte ich, um eine Bedienung zu bekommen, mich zu einer Heirath entschliessen, ob ich gleich wenig Neigung darzu hatte, weil mir das freye Leben besser gefiel. Ein vornehmer Mann gab mir seine Nichte, und zum Heirathgut eine anständige Bedienung. Meine Frau hatte, wie Sie, M. H. schlüssen können, kein Vermögen; aber ihre artige Aufführung ersetzte alles. Sie war, ohne Schmeicheley, das galanteste Frauenzimmer in der Stadt. Wir vertrugen uns allerliebst. Ich hatte zu viel Lebensart, mich um ihr häusliches Verhalten zu bekümmern. Ich ließ ihr, da meine Eltern bald starben, die freye Verwaltung meines ganzen Vermögens, und sie war dagegen so verbindlich, daß sie selbst dafür sorgte, unser Hauß zum Sammelplatze der besten Gesellschaften zu machen.

Wie

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn dieses Leben eine ewige Dauer gehabt hätte! Aber meine Frau starb, da wir kaum funfzehen Jahre mit einander gelebt hatten. Nach ihrem Tode fand ich eine grosse Verwirrung in meinem Vermögen, und ich begreiffe es noch biß diese Stunde nicht, wie es zugegangen ist, daß ich auf einmal um alle meine Güter gekommen bin. Wir hatten zwar standesmäßig gelebet, und ich hatte mich niemals schlecht finden lassen, wenn Gelegenheiten kamen, meinen guten Freundinnen ein Präsent zu machen. Aber dafür war ich ja ein reicher Mann. Genug, mein Vermögen war fort, und ich war etliche Jahre sehr verlegen, da ich nichts als die bloßen Einkünfte meines Amtes hatte, und doch unmöglich aufhören konnte, wie ein Mann von Geschmack zu leben. Endlich starb noch mein Bruder ohne Erben, und da konte ich meinen Neigungen wieder ungehindert folgen.

Nun bin ich im Vertrauen gesagt, bey nahe sechzig Jahr alt; aber ich versichere Sie, M. H. ich sehe noch aus, wie ein Mann, der in seinen besten Jahren ist. Ich besuche noch ohne Unterlaß alle artige Gesellschaften, und verehre das schöne Geschlecht, wie vormals. Ich kan es also gar nicht begreiffen, wie die Welt sich hat gegen mich ändern können, da ich mich nicht im geringsten gegen sie geändert habe. Und doch ist die Sache nicht anders. Schon seit einigen Jahren

habe ichs bemerket, daß stets ein gewisses Zischeln entstund, wenn ich mich zu einem Tische nahete, der bloß von jungen Frauenzimmern besetzet war. Ich gab mir Mühe es nicht zu bemerken. Aber vor einigen Tagen ist es mir zu arg gegangen. Ich wollte eine Fräulein zum Tanze auffodern, und da mußte ichs anhören, daß sie ihrer Nachbarin ins Ohr zischelte; **Was mag der alte Geck wollen?** Ich mögte mich zu Tode ärgern. Das soll das Ende meiner galanten Lebensart seyn! Wenn Mannspersonen noch so von mir redeten, so könnte ich mich zufrieden geben. Es müßten entweder Unverständige, oder Neider seyn. Aber vom Frauenzimmer! Mein ganzes Leben habe ich darauf gewendet, diesem Geschlechte angenehm zu seyn; und nun will es mich verachten! Wie soll ich die übrige Zeit meines Lebens zubringen? Mit Mannspersonen kan ich nicht umgehen. Ihr Umgang hat mir nie gefallen, und nunmehr wüßte ich nicht einmal, wie ich mich dazu tüchtig machen sollte. O! das Alter! das Alter!

Sagen Sie mir nur, M. H. was die Ursache dieses unglücklichen Ausgangs ist. Die Befriedigung muß ich doch haben, zu erfahren, ob das Frauenzimmer in seinem Geschmacke so unbeständig ist, oder ob mir noch etwas an der rechten Lebensart fehlet. Aber das letzte kan wohl nicht seyn. Ich bin

Meine Herren

Ihr
Narcissus Ohnehut.
N. S.

N. E.

Ich bitte mir aus, daß entweder Herr Ariſt oder Herr Alceſt, oder auch allenfalls Herr Oront, der, ſeines Alters ohnerachtet, beym Frauenzimmer noch nicht unangenehm ſcheinet, meinen Brief beantworten möge. Die andern Herren von Ihrer Geſellſchaft mögen wohl gelehrte Männer ſeyn; aber von der galanten Welt ſcheinen ſie nicht genug zu wiſſen.

Es wird wohl nicht nöthig ſeyn, die Frage unſeres Correſpondenten zu beantworten. Da aber einmal ſein Brief den gröſten Raum in dieſem Blatte erfüllet hat, ſo will ich nur bey der Materie bleiben, wozu er Anlaß giebt.

Ich bin oft geneigt geweſen, mich darüber zu wundern, daß man glaubet, der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte ſey von mir ganz beſondern Klugheitsregeln beſtimmet, und es werde eine ganz verſchiedene Aufführung erfordert, ſich demſelben oder ſeinem eigenen Geſchlechte gefällig zu machen. Durch dieſe Einſchränkung wird das Frauenzimmer bey nahe beleidiget. Scheinet es nicht, daß man ſie dadurch von den allgemeinen Rechten des menſchlichen Geſchlechts abſondert? Ein würdiges Frauenzimmer kan unmöglich andere Vorzüge ſchätzen, als diejenigen, die überhaupt einen Menſchen ſchätzbar machen. Ein Tugendhafter, der die Regeln des wahren Wohlſtandes genau kennet, wird in den Augen des Frauenzimmers nicht geringer ſeyn, als er in den Augen der Männer iſt;

und wenn er zugleich die Munterkeit des Umganges beſitzet, ſo wird er beyden gleich angenehm ſeyn.

Ich kan mich nicht überreden zu glauben, daß jemals ein Stutzer von einem Frauenzimmer, das nur mittelmäſſigen Verſtand hat, wirklich ſey hochgeachtet worden. Aber die armen Stutzer werden ſo oft getadelt, daß ich es endlich für gut halte, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und zugleich das Verhalten zu rechtfertigen, welches das Frauenzimmer insgemein gegen ſie beobachtet. Man ſuchet ſich gerne zum Zeitvertreibe ein Spielwerk aus. Die Mannsperſonen, denen die Gewohnheit viele Freyheiten zum voraus gegeben hat, können ſich ein Spielwerk nach Gefallen erwählen. Das Frauenzimmer iſt in ſeiner Wahl eingeſchränket. Ihm iſt beynahe nur eine Art von Spielwerk überlaſſen, und das ſind die Stutzer. Je mehr ein Stutzer ſich ſelbſt zum Meerkätzgen auskünſtelt, jemehr erfüllet er ſeine Beſtimmung. Er würde das nicht mehr ſeyn, was er ſeyn ſoll, wenn er nicht flatterhaft, tändelnd, groß in Kleinigkeiten, unbrauchbar zu allen nützlichen Geſchäfften, und dabey der Anbeter ſeiner eigenen kleinen Perſon wäre. Nur alsdenn handelt vielleicht ein Stutzer unbillig, wenn er, wie unſer Correſpondent, böſe werden will, daß man ihn verläſſet, weil er zu alt geworden iſt. Eine Puppe, die aus der Mode gekommen iſt, hat alles was ſie mit Rechte fordern kan, wenn man ſie in den Putzſchrank leget, wo

Von itzger Zeit, und von der Zeit der Ammen
Wolfstahn, und Liebesbrief, und Dock, und Stoff beyſammen

Ich weiß nur ein einziges Geſetze des Wohlſtandes, welches man dem ſchönen Geſchlechte mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſchuldig iſt. Dieſes Geſetz beſtehet darinn; gegen das Frauenzimmer am meiſten nach den Vorſchriften der wahren Vernunft und der guten Sitten zu handeln. Ein Menſch, der in Gedanken die Geſundheit einer Mannsperſon eher trinket, als die Geſundheit eines Frauenzimmers, ſündiget gewiß nicht ſo ſehr, als einer, der in einer Geſellſchaft von Frauenzimmer auch nur die kleinſte Unanſtändigkeit ſaget, oder eine Schöne durch Schmeicheleyen eitel zu machen ſuchet.

Man iſt wirklich dem Frauenzimmer die größte Achtung ſchuldig. Sie ſind die Zierde der ſichtbaren Schöpfung. Ein Frauenzimmer, das ſeinen Geiſt ausgebildet hat, wie er nach ſeiner natürlichen Anlage kan ausgebildet werden, unterſcheidet ſich durch die Hoheit ſeiner Eigenſchaften von dem ganzen übrigen Theile der Menſchen. Die wahre Gefälligkeit gegen das ſchöne Geſchlecht iſt dieſe, daß man ihm die Mittel zu ſeiner moraliſchen Vollkommenheit erleichtert. Man darf die Welt nur halb kennen, ſo wird man ſchon überzeugt, daß in dieſer Betrachtung keine ungefälligere Leute gegen das ſchöne Geſchlecht ſind, als diejenigen, die aus vermeynter Gefälligkeit ſich ſelbſt zu Thoren machen, und verſuchen, auch das Frauenzimmer ihrer Thorheit ähnlich zu machen.

Wenn die Schönen wüßten, wie wenig die galanten Herren von Profeſſion im Stande ſind, ihnen Ehre zu machen, ſie würden vielleicht dieſe Art von Spielwerke als

ſchädlich betrachten. Was hat Herr Sackſpiegel, der artige hüpfende Herr, gethan, um ein Aufſehen in der Welt zu machen? Ein Menſch, der die kleinen Vortheile, welche die Kleidung geben kan, biß zum Eckelhaften übertreibet, mit einer unbeſcheidenen Zuverſichtlichkeit läppiſche Thorheiten ſaget, und ſich allen Geſellſchaften, die gerne lachen wollen, als ein ausgelaſſener Luſtigmacher aufdringt, muß in den Augen der Vernünftigen von beyden Geſchlechtern eine ſehr verächtliche Rolle ſpielen. Wenn ein ſolcher Menſch gleichwohl damit groß thun kan, daß er einen freyen Zutritt in die Zuſammenkünfte der Schönen hat, und gar wohl mehr Bezeugungen der äuſſerlichen Achtung von ihnen genüſſet, als Leute von wirklichen Verdienſten; wie viel müſſen dieſe Frauenzimmer in der Achtung der Vernünftigen verlieren? Ich will nicht einmal davon reden, daß dieſe ſüſſen Herren den guten Namen der Frauenzimmer, die ſich zu ihren Umgange herablaſſen, ſehr oft durch die unverſchämteſten Pralereyen beleidigen.

Man kan nie zuviel Aufmerkſamkeit gegen die Ehre eines Frauenzimmers haben. Die Ehre eines Frauenzimmers iſt ſo zärtlich, und kan ſo ſehr durch Kleinigkeiten verletzet werden; ſolte es auch nur daher kommen, weil die Schadenfreude der Menſchen niemals fertiger iſt, als wann ſie ſich eine Gelegenheit machen kan, den guten Namen einer Schönen zu verletzen. Die Aufmerkſamkeit für die Erhaltung des guten Namens eines Frauenzimmers iſt ein groſſer Theil der Gefälligkeit, die man dieſem Geſchlechte ſchuldig iſt.

Es gibt murrische Mannspersonen, die ihre Würde zu erniedrigen glaubten, wann sie gegen ein Frauenzimmer etwas mehr Merkmale der Höflichkeit äusserten, als gegen ihres gleichen. Dieser philosophische Stolz ist sehr ungerecht. Das schöne Geschlecht hat überhaupt eine sanftere Empfindung, und seine Auferziehung ist weichlicher als die unserige. Es ist nichts mehr als Billigkeit, ihnen in ihrer sanften Denkungsart zu folgen. Man kan im eigentlichsten Verstande vollkommen höflich und gefällig seyn, ohne ein Schmeichler oder Geck zu werden.

Das weibliche Geschlecht hat das zum voraus, daß es für alle gute Beyspiele mehr Folgsamkeit bezeiget als die Männer. Wann einmal die Herrschaft der gesunden Vernunft über die Mannspersonen allgemeiner wäre, so würde nichts seltner seyn, als Frauenspersonen von schlechtem Charakter. Wir machen uns aber eine boßhafte Freude, das Frauenzimmer fehlerhaft zu finden, und wir tragen selbst Sorge, Sie stets in einem fehlerhaften Zustande zu erhalten. Die meisten Mannspersonen, deren Umgang dem schönen Geschlechte nutzen könnte, entfernen sich aus Eigensinn von denselben; die übrigen machen sich selbst zu Thoren, um die Thorheit in jenem Geschlechte auszubreiten.

F. Arist.

Fünf und siebenzigstes Stück.

True wit is nature.

Pope.

Freundschaftliche Briefe sind für ein Herz, das die wahre Freundschaft kennt, schätzbarer als die wichtigsten Schriften. Die Sprache des Herzens, so darinnen herrschen muß, rührt allezeit mehr als die Kunst. So bald ein Brief an einen Freund Mühe kostet, so bald man sich bestrebt, seinen Witz darinnen zu zeigen; so ist gewiß entweder der Brief schlecht, oder der Freund gleichgültig. Kein Trieb, keine Leidenschaft ist dem Menschen so sehr angebohren, so natürlich, als der Trieb zur Freundschaft: warum sollte nicht auch ihre Schreibart die natürlichste seyn? Die Briefe eines witzigen und muntern Frauenzimmers übertreffen fast allezeit die Briefe der geschicktesten Mannspersonen. Warum? Sie schreiben nachläßig. — Eben deswegen weil sie nachläßig schreiben, schreiben sie besser; sie folgen ihrer lebhaften Gemüthsart, sie schreiben, wie sie reden würden: und dieses ist die wahre Schreibart eines freundschaftlichen Briefes. Ohngeachtet diese Art der Briefe, als eine der wichtigsten Pflichten gegen abwesende

Freun-

Freunde, vielleicht in einem der Freundschaft gewidmeten Wochenblat ausführlich betrachtet zu werden verdiente; wird doch niemand, dem Gellerts Briefe bekannt sind, und wem sind sie nicht bekannt? erst von uns Regeln verlangen, da wir schon Muster vor uns haben. Diese Briefe unsern Lesern anzupreisen wäre nur lächerlich. Was würde man von einem Schriftsteller sagen, der seine Leser versichern wollte, daß Cicero vortrefflich Latein geschrieben hat, als wenn das etwas Neues wäre? Nein, dieses mal werden wir weiter nichts als nur den Satz beweisen: daß ein Freund recht habe, es übel zu nehmen, wenn man ihm gar zu elende Briefe schreibt. Durch die Natur kan keine Schrift elend werden: nur durch die Kunst wird sie es, und wer die Sprache des Herzens schreibt, schreibt allezeit einen guten Brief. Was wäre es wohl, wenn ich einen Brief von einem wahren Freund erhielte, zum Beyspiel, mir zu meiner unverhofften Genesung Glück zu wünschen, und der Brief fienge an: Hochedelgebohrner Herr, Hochgeehrtester Herr, Nachdem ich mit dem äussersten Verdruß die Nachricht von Ew. Hochedelgebohrn Maladie vernommen, dennoch aber bald darauf durch die erwünschte Nachricht einer höchsterfreulichen Wiedergenesung getröstet worden: Also habe ich es vor meine Schuldigkeit erachtet, Ew. Hochedelgebohrn deswegen meinen treugemeynten Glückwunsch abzustatten, und so weiter.

Ich würde gewiß über meinen Freund böse werden, der mir so kaltsinnig schreiben wollte. Ich bin gar nicht von denjenigen Leuten, die aus einem übel verstandenen Eifer für die schönen Wissenschaften und die neue Schreibart, alle andre und besonders die in den Canzeleyen und vor Gericht eingeführten Schreibarten lächerlich machen wollen. Sie sind, wie Rabner sagt, in ihrer Art so lächerliche Pedanten als die andern. Eine jede Gattung einer Schrift sowohl in Prosa als in der Dichtkunst hat ihre besondere Schreibart. So lächerlich ein Dichter ist, der die dem Heldengedicht eigene Sprache in ein Lied bringt: so lächerlich ist der, der die Schreibart eines freundschaftlichen Briefes in einer Proceßschrift suchen wollte.

Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der eine Bittschrift, in der er um ein Amt anhielt, ohngefehr so anfieng:

Meine Herren!

Ich bin ein junger Mensch von ohngefehr zwanzig Jahren, der eben, wie mir meine Freunde sagen, nicht ganz unangenehm gebildet ist. Ein wenig träge bin ich; das kan ich freylich nicht läugnen. Ich schwatze gern; ich bin vielleicht in meiner Aufführung ein wenig allzu munter: allein bey dem allen habe ich das beste Herz von der Welt.

Mein Herz ist recht für zärtliche und für edle Empfindungen gemacht. Ich habe gehört, daß die Pfarrstelle zu N. N. ledig geworden: ich biete mich an dieses Amt über

mich

mich zu nehmen - - Dieſes iſt zum Verſuche genug. Wäre nicht die Schreibart des jungen Menſchen lächerlich? Ja - - Nun aus eben dem Grunde, aus dem dieſe Schreibart in einer Bittſchrift lächerlich iſt, aus eben dem Grunde iſt auch der lächerlich, der ſeine freundſchaftlichen Briefe anfängt: Ew. Hochedelgebohrn werden geruhen, mir gütigſt zu verzeyhen, daß ich dero Brief zu beantworten, ſo lange verſchoben. Der Unterſchied der Schreibart iſt die wahre Probe des Geſchmacks. Jede Schreibart hat ihre gewiſſe und beſondere Schönheit. Dieſe Schönheit in jeder Schreibart zu fühlen, heiſt in der That einen allgemeinen guten Geſchmack haben. Aber dieſes iſt ſelten. Der iſt noch kein guter Kunſtrichter, der nur die Schönheiten erhabener Schriften empfindet und die Feinheit ſcherzhafter Schriftſteller nicht fühlet, oder der im Gegentheil nur in der ſcherzhaften Schreibart Schönheiten findet. Die Schönheiten eines freundſchaftlichen Briefs beſtehen bloß in der Ungezwungenheit. Dieſe zu empfinden muß man auch ungezwungen denken. Aber halten nicht einige Leute auch das, was wir für die flüßigſte und ungezwungenſte Schreibart halten, für gekünſtelt und gezwungen? Ja! Uns iſt dieſe Schreibart natürlich, aber ihnen nicht. Dieſes beweiſet aber nichts wider die freye Schreibart freundſchaftlicher Briefe. Ein Menſch, der aus übler Erziehung oder Gewohnheit die Füſſe einwärts ſetzt, hält die Leute auch für gezwungen, die die Füſſe auswärts ſetzen: hat er deswegen recht?

Weil ich einmal von der Verschiedenheit der Schreibart angefangen, wird man mir eine kleine Ausschweifung verzeihen. Man legt oft Schriftstellern zur Last, was der Fehler der Schreibart ist, in der sie schreiben. Man tadelt die Munterkeit eines Liederdichters, oder die allzustrenge und bisweilen einschläfernde Ernsthaftigkeit eines Moralisten. Beyde können einerley Gedanken sagen: der eine sagt ihn allzumuntert, der andre allzu ernsthaft. Keiner fehlt; ein jeder folgt seiner Schreibart. Wir müssen Beyspiele anführen. Horaz sagt:

Nitimur in vetitum semper cupimusque negata.

Ein Philosoph würde diesen Gedanken ohngefehr also vortragen: Die meisten Menschen befinden sich in dem Zustande der moralischen Knechtschaft. Sie versäumen den Gebrauch der obern Seelenkräfte und erwerben sich keine deutliche Erkenntniß von dem, was ihren Zustand wahrhaftig vollkommen oder unvollkommen macht. Die verworrene Vorstellungen der Sinnen und der Einbildungskraft geben ihnen die Motiven zu ihren Handlungen, und sie rennen daher nach Scheingütern, welche doch wahre Uebel, und also durch das natürliche Gesetz untersagt sind. Diese unrichtigen und verworrnen Begriffe, welche sie haben, machen, daß sie die Gesetze als Uebel ansehen, welche ihrem Trieb zur Unabhänglichkeit zuwider sind. Wenn ich diesen Gedanken in einer moralischen Rede fürbringen wollte, so würde ich sagen: So sehr ist das menschliche Herz verderbt, so sehr sind wir von

unsrer

unſrer erſten angebohrnen Hoheit geſunken, daß ein Geſetz, ſtatt das Schrecken der Sterblichen zu ſeyn, die Verbrecher nur zu neuen Uebertretungen reizet. Glaubt nicht, o Menſchen, daß die Sünde an ſich ſelbſt eine Reizung hat: eure eigne Bosheit nur macht ſie ſüße. Ihr glaubt das Geſetz zu übertretten, und dieſes iſt es, was euch vergnügt. Wer wird die Bosheit ſo hoch treiben? Alle thun es: ein jeder frage ſein eignes Herz, ob ihn nicht das Verbot die Sünde reizender mache?

Dieſes iſt ohngefehr der Gedanke Horazens ernſthaft genommen: wie wird man ihn ſcherzhaft einkleiden? Die Einbildungskraft des Liederdichters muß andre Bilder wählen, als der Redner. Scherzhaft wird er ſagen:

Nun Mädgen, willſt du mich nicht küſſen?
Faſt fängt es an mich zu verdrüſſen;
Das hätt ich nicht gedacht.
Je nun ich will mich drum nicht grämen,
Itzt kommſt du ſelbſt, den Kuß zu nehmen.
Das hab ich wohl gedacht.

Dieſer Gedanke des Horaz läßt ſich in alle Schreibarten verkleiden, und in einer jeden muß er unterſchieden ſcheinen. Wäre es nun nicht unbillig, wenn man den Redner tadeln wollte, weil er ihn nicht ſo lebhaft und munter ausgedrückt, als der Liederdichter? Eben ſo unbillig iſt es, wenn der Redner dem Dichter ſein ſcherzhaftes Wort übel nimmt. Man könnte den Vorwurf von dem Dichter auf die Schreibart wenden. Der

Redner beſſert das Herz, das thut der Dichter auch. — Er thut es nur auf eine andere Art, denn er ſagt die nämliche Wahrheit. Er beſſert den Geſchmack, und wenn der gebeſſert wird, gewinnt das Herz allezeit dabey. Je feiner man empfindet, deſtomehr erkennt man die Schönheit der Tugend. Es ſteckt oft in einem Gaſſenlied mehr Kenntnis des menſchlichen Herzens, als in einem ganzen Epiſchen Gedicht. Wer allzuſehr für diejenige Schreibart eingenommen iſt, die ihm ſein Stand und ſeine Gewohnheit geläufig macht, wird ſelten billig von andern Schreibarten urtheilen.

Der ernſthafte Dichter ſagt:

Unbeſtändige Wünſche der Menſchen, ihr ſollt mich nicht täuſchen,
Strebt bey nächtlichen Lampen, ihr Dichter! nach künftigem Ruhme,
Und durchſucht mit fleißiger Hand die ewigen Griechen!
Mich ſoll nur die himmliſche Tugend, die hohe Empfindung
Zärtlicher Liebe vergnügen; mit ſchwarzen ſanft fliegenden Locken
Naht ſich mir Daphne, es wallt ihr mein Herz mit Entzückung entgegen.
Dich, dich hat der Himmel beſtimmt die Schmerzen des Lebens
Mir zu verſüſſen: Komm, Schöne von Geſtalt noch ſchöner durch Tugend,

Laß dich umarmen und uns mit freudigen heiligen Thränen
Und mit empor gehaltnen Händen dem Ewigen danken,
Der uns vereint - - -

Daß diese Empfindungen nicht zu tadeln sind, wird man gestehen; die Verse mögen seyn wie sie wollen: ich will sie nicht vertheidigen. Der scherzhafte Dichter aber wird dieselben kürzer und munterer sagen müssen, wenn er sie in ein Lied bringen will. Er wird die Reimer auslachen, die stolz auf Träumereyen, nach den griechischen Muster schreyen, er wird sich eine junge Muse von braunen Haaren und schönen Busen in seinen Liedern wünschen. Sollte man ihn deswegen tadeln, weil er den nämlichen Gedanken tändelnd sagt, den der andre ernsthaft und mit mehr Empfindung ausführt? Die Schreibart muß in einem Wochenblat verschieden seyn und beständig abwechseln. Die Wahrheiten müssen bald ernsthaft bald tändelnd gesagt werden. Daß alle Blätter ihren Endzweck zugleich allgemein zu nutzen und zu vergnügen erreichen können, ist wegen Verschiedenheit der Leser unmöglich. Sie haben vieles mit den satyrischen Schriften gemein. Die haben drey Absichten, die Leser zu vergnügen, die Thoren böse zu machen, und die Lasterhaften zu bessern. Die erste erreichen sie ziemlich oft, die zweyte hingegen gar nicht oft, denn die Thoren glauben fast allezeit jemand anders, als sich in ihrem eigenen Bilde zu sehen, das man ihnen vorhält. Die dritte Absicht aber, die Lasterhaften zu bessern, o wie selten! zur Schande der Menschheit muß ich es gestehen, wie selten wird sie erreicht!

E.

Arist.

Die Freyheit.

An Chloris.

Deine Herrſchaft, meine Liebe,
Sprödе Chloris, iſt vorbey:
Knechte trügeriſcher Triebe!
Liebet, ſchmachtet: ich bin frey.

Wahr iſts, deiner ſüßen Blicke,
Liebenswürdge Schmeicheley,
Zieht noch oft mein Herz zurücke,
Doch vergebens; ich bin frey.

Du biſt ſchöner als der Morgen,
Du biſt heiter, wie der May.
Doch der Liebe Gram und Sorgen
Sind zu ſchmerzhaft; ich bin frey.

Stell dich freundlich, ſtell dich ſprödе,
Alles iſt mir einerley.
Oefters, wenn ich mit dir rede,
Werd ich roth; doch ich bin frey.

Du verlachteſt ſonſt mein Sehnen,
Du verſchmähteſt meine Treu,
Warum fließt ihr noch ihr Thränen?
Fließt nicht länger: ich bin frey.

Glücklich iſt, wer dich erblicket,
Eh's iſt deine Sklaverey;
Glücklich, wer ans Herz dich drücket,
Wer dich küßt — Ach! ich bin frey.

Seufzend flieh ich, ſanfte Liebe,
Deine ſüße Tyrannen:
Doch was fühlt mein Herz für Triebe?
Wenn mein Mund ſagt: ich bin frey.

Glaubſt du, Chloris, daß mein Klagen
Nicht der Liebe Zeugniß ſey?
Würd ichs wohl ſo viſtival ſagen?
Wär mein Herz vollkommen frey.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Sechs und ſiebenzigſtes Stück.

- - Absentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante - -

Es iſt ein ſehr gewöhnlicher Ausdruck, daß ein Freund des andern Ehre zu retten verbunden ſey. Das heißt nach der Erklärung des Herrn Flaſchenkellers und der meiſten, die dieſen Ausdruck im Munde führen: Ein Freund iſt verbunden dem andern in der löblichen Bemühung beyzuſtehen, Perſonen, von denen man beucht wird, zu betrü-

ken. Herr Flaſchenkeller — und wie viele Flaſchenkeller giebt es nicht — bildet ſich nun einmal ein, man könne den Leuten keine gröſſere Ehre anthun, als wenn man ſie in Thiere verwandelt. Derjenige iſt ſein wahrer, ſein liebſter, ſein beſter Freund, der ihm in dieſem groſſen Geſchäfte beyſtehet und die Ehre ſeines Hauſes rettet. Denn was würden die Leute von ihm ſagen, wenn er ſie ohne Rauſch von ſich lieſſe? Sie würden ſich ja für beſchimpft halten und er müßte es ſich zur ewigen Schande nachreden laſſen, daß er nicht zu leben wüßte.

Ein jeder wird dieſe Ehrenrettung, wie ſie Herr Flaſchenkeller von ſeinen Freunden fodert, für unvernünftig und lächerlich halten; er müßte ſich dann eben, da er dieſes Blat in die Hand nimmt, in dem Zuſtand befinden, in welchen Herr Flaſchenkeller ſeine Gäſte ſo gern verſetzt. Die Ehre unſrer Freunde legt uns allerdings gewiſſe Pflichten auf; aber Herr Flaſchenkeller muß ſie nicht angeben.

Die Tugend iſt der Grund, die Stüze und der Zweck der Freundſchaft. Je mehr wir darzu beytragen unſre Freunde tugendhafter zu machen, ie aufrichtiger ſorgen wir vor ihre Ehre. Hierauf zielt der freundſchaftliche Tadel, das freundſchaftliche Lob; Hierauf zielen gröſtentheils die Unterredungen wahrer Freunde. Es wundert mich daher gar nicht, daß ſich ſo viele Leute nicht darein zu finden wiſſen, wenn ſie andre von der Freundſchaft und von dem Vergnügen eines freundſchaftlichen Umganges mit Entzückung reden hören. Sie können die Lobeserhebungen, welche

che man der Freundschaft beylegt, mit ihrer eigenen Erfahrung nicht zusammen reimen und daher geben sie dieselben für übertrieben, schwärmerisch und romanenhaft aus. Sie empfinden das Glück und die Süßigkeiten der Tugend nicht. Wie sollten sie das Glück und die Süßigkeiten der Freundschaft empfinden?

Der Schriftsteller wünscht sich einen Freund, der seine Aufsätze beurtheilen und verbessern kan. Warum sollte nicht ein jeder Mensch sich einen Freund wünschen, der sein Leben beurtheilen und verbessern könnte? einen Freund, dem er sein ganzes Herz aufdecken und den er in dem wichtigen Geschäfte der Besserung zu Rath ziehen könnte? Wir bessern uns, wenn wir nicht allein böse Handlungen unterlassen, sondern uns auch nach und nach gewöhnen das Gute, was wir thun, aus den edelsten Bewegungsgründen zu thun. Wie oft bilden wir uns ein, eine vortrefliche Handlung gethan zu haben? und doch hat uns Stolz, Eitelkeit oder Eigennutz dazu bewogen. Diese Handlung macht uns also keine Ehre. Wer kan uns also mit besserem Erfolg aus einem so gefährlichen Selbstbetrug retten? wer kan uns zu einer schärfern Prüfung unsres Herzens mehr Anlaß geben, als ein warnender Freund, dem unsre Tugend lieb ist?

Es muß der Klugheit der Freunde überlassen werden, wann und wie sie tadeln und loben sollen. Es läßt sich hierin nichts gewisses vorschreiben. Unvorsichtiges Tadeln schlägt nieder und veranlaßt nach und nach Kaltsinnigkeit;

unzeitiges Lob iſt gefährlich und macht aus dem Freund einen Schmeichler. Ein Freund muß den andern aufrichtig tadeln, wenn er getadelt zu werden verdient. Er muß ihn eben ſo aufrichtig loben, wo er lobenswürdig iſt. Wie nützlich iſt der liebreiche Tadel ſtrafender Freunde! Wie ſüß iſt das Lob, welches uns ein Freund aus Einſicht beylegt! Ein kluger Freund richtet ſich in Abſicht auf den Tadel und das Lob nach der Kenntniß, die er von ſeines Freundes Charakter hat. Furchtſame und verzagte Gemüther müſſen durch Lobſprüche aufgemuntert; feurige und zum Stolz geneigte Gemüther müſſen durch vernünftiges Tadeln bisweilen zur Erkenntnis ihrer Schwäche geführt und vor Uebermuth bewahret werden.

Inſonderheit hat ſich ein Freund vor einem unbeſtimmten Tadel zu hüten. Was iſt einem Schriftſteller mit einer ſolchen Kritik gedienet, da man ihm bloß ſagt, ſeine Schrift habe uns nicht recht gefallen, ſie könnte beſſer ſeyn? Er verlangt und mit Recht, man ſoll ihm gewiſſe Fehler anzeigen und Gründe angeben, weswegen man ſie für Fehler halte. Eben ſo wenig nutzt mir der Tadel eines Freundes, der überhaupt mein Leben tadelt und mir doch keine gewiſſen Fehler und keine Urſachen anzeigt, warum er nicht recht mit mir zufrieden iſt? Es iſt faſt beſſer, er enthält ſich des Tadels, als daß er tadelt und doch ſeinen Tadel nicht rechtfertigen kan. Man denke nur allezeit, daß auch der beſte, der zärtlichſte Freund doch ein Menſch iſt.

Und

Und wo iſt der Menſch, der ſich lieber tadeln, als loben hört? Klugheit gehört zur Freundſchaft.

Wir müſſen auch vor die äuſſerliche Achtung und Ehre unſrer Freunde ſorgen. Es wird einem vernünftigen Menſchen nicht gleichgültig ſeyn, was man in der Geſellſchaft, in der er lebt, von ihm und von ſeinen Freunden urtheilt. Die Ehre unſrer Freunde iſt mit der unſrigen auf das genaueſte verbunden. Unſre eigene Ehre erfordert es, daß wir vor die Ehre unſrer Freunde ſorgen. Die üblen Urtheile, welche über ihre Aufführung gefällt werden, breiten auch über uns einen Schatten aus und verdunkeln unſre Ehre. Aus gleicher Urſache müſſen wir uns um unſrer Freunde willen hüten, etwas zu begehen, das mit Recht getadelt werden kan. So lieb uns unſre Freunde ſind; ſo ſehr müſſen wir uns hüten, in Ausſchweifungen zu fallen, deren ſich unſre Freunde ſchämen müſſen. Man ſchließt aus unſern Sitten auf die Aufführung unſrer Freunde, und wir beleidigen demnach unſre Freunde, wenn wir ſträfliche Handlungen begehen. Sie hielten uns für Freunde der Tugend, als ſie in eine freundſchaftliche Verbindung mit uns traten. Wir kürzigen ihnen alſo gleichſam die Freundſchaft auf, oder wir ſetzen ſie in die traurige Nothwendigkeit mit uns zu brechen, wenn wir uns unſre Ehre völlig abgekommen ſind. Ich muß es zur Ehre der Freundſchaft bekennen, daß mich die ſchreckliche Vorſtellung, meiner Freunde Achtung zu verliehren, von manchen Ausſchweifungen abgehalten hat. Und was

wäre unſern Jünglingen, die hohe Schulen beſuchen, mehr zu wünſchen, als ein wahrer Freund, vor den ſie Liebe genug hätten, um ſich zu ſchämen, ihn durch ihre Ausſchweifungen zu beleidigen?

Wir müſſen alles auf das ſorgfältigſte vermeiden, was andern eine üble Meinung von unſern Freunden beybringen kan. Ich ärgere mich über Gelaſten, der ſeine Freunde bey jeder Gelegenheit lächerlich macht. Es ſcheint, er ſuche nur deswegen Freunde, um ſeinen Witz an ihnen zu üben. Fremde und unbekannte Leute lächerlich zu machen, iſt nicht allezeit ſicher. Wir wiſſen die traurigen Schickſale, die Hans Unverſchämt, Stadtſatyrikus allhier, auszuſtehen gehabt. Herr Gelaſt weiß ſie auch. Daher wagt er ſich nur an ſeine Freunde. So lang er alleine bey ihnen iſt, redet er ziemlich ernſthaft und vernünftig; ſobald ein Fremder dazu kommt, dann glaubt er, müſſe er ſeinen Witz zeigen und das geſchiehet auf Koſten ſeiner Freunde. Was ſoll man von ſo einem Freund halten, deſſen Freund man nicht ſeyn kan, ohne in allen Geſellſchaften lächerlich zu werden? Ich verdenke es Valeren, daß er mit der Frau ſeines Freundes zu frey umgehet. Ich bin von ſeiner Tugend und von der Unſchuld ſeiner Freundin überzeugt. Aber die Ehre eines Frauenzimmers erfodert einmal eine groſſe Achtung, und Valer beleidigt wirklich die Ehre ſeines Freundes durch ſeine Unvorſichtigkeit.

Ich verdenke es dem gelehrten Herrn Polyhiſtorn, daß er mit ſeinen Freunden in den gröſten Geſellſchaften

als mit seinen Schülern umgeht, sie mühsam widerlegt, und ihnen allerhand Rathschläge gibt, wie sie es in der Gelehrsamkeit weiter bringen können. Ich ärgere mich über den Herrn Geradaus, der seinen Freunden Grobheiten sagt; über den Herrn Wunderlich, der sich der geringsten Kleinigkeiten wegen über seine Freunde erschröcklich erzürnen kan. Neulich gab er mit etlichen derselben einen Besuch; nach einigen Augenblicken fiel es ihm ein wegzugehen, und da seine Freunde die Gesellschaft nicht eben so bald verlassen wollten, als er, so begegnete er ihnen sehr unhöflich. Ich ärgere mich über den Herrn Gerngroß, der in den größten Gesellschaften seinen Freunden die Dienste vorwirft, die er ihnen geleistet. Jedermann muß es wissen, wie oft seine Freunde bey ihme essen, was er ihnen für Geschenke macht. Ich wünsche es, und es ist mir auch daran gelegen, daß jedermann meine Freunde hochschätze und ich hüte mich dahero auf das sorgfältigste etwas zu thun, was der Ehre und Achtung meiner Freunde schaden könnte.

Es ist unsre Schuldigkeit, so von unsern Freunden mit andern zu reden, daß wir die Hochachtung und Liebe, die wir gegen sie haben, nicht verläugnen. Ich verlange nicht, daß wir sie, unsre Freunde stets loben, und noch weniger, daß wir über Verdienst loben sollen. Wer jemanden viel Feinde machen will, der lobe ihn nur oft, und wer jemanden zu Schanden machen will, der lobe ihn über Verdienst. Aber das kan ich auf der andern Seite ohn-

mög-

möglich gut heissen, wenn ich finde, daß manche Leute, so oft sie von ihren Freunden reden, sie zwar loben aber doch allezeit ein Aber mit anhängen. Mein Freund hat sehr viel gute Eigenschaften, sagt Herr Sackspiegel, aber er setzt die Füße einwärts. Meine Freundin ist ein vortreßliches Frauenzimmer, sagt Frau Spielteller, aber sie versteht kein Spiel. Mein Freund ist ein gelehrter Mann, sagt Herr Polyhistor, aber es fehlt ihm doch der wahre, der alte Geschmack. Manche Leute können ohnmöglich bloß loben, sie müssen allezeit zugleich tadeln.

Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß dergleichen Aber, welche manche Leute unter ihre Lobeserhebungen mischen, sehr gut dazu dienen, sie selbst genauer kennen zu lernen. Insgemein ist der Tadel, welchen sie unter das Lob ihrer Freunde mischen, zugleich ein Compliment, das sie ihrer eigenen Person machen. Herr Sackspiegel lobt seinen Freund wegen vieler guten Eigenschaften, aber er tadelt ihn, weil er die Füße einwärts setzt. Was will er dadurch anzeigen, er sey der manierlichste, der artigste Mensch, den man nur finden könne? Frau Spielteller verräth sich durch ihr Aber, daß sie ihre Geschicklichkeit im Spiel für ihr größtes Verdienst hält. Herr Polyhistor will uns durch sein Aber auf eine versteckte Art zu erkennen geben, er allein habe den wahren, den alten Geschmack.

Die Pflicht, den guten Namen unsrer Freunde zu vertheidigen, ist eine der wichtigsten Pflichten, die uns die Freundschaft auflegt. Hiervon muß uns keine Menschen-

furcht,

furcht, kein Eigennutz abhalten. Sind unsre Freunde so, wie sie es seyn sollen, Freunde der Tugend, so wird es uns leicht seyn, ihre Ehre mit Bestand zu retten. Die Erfüllung dieser Pflicht wird uns auch selbst bey unsern Feinden Ehrfurcht und Achtung zuziehen.

A. Arist.

Brief der Kundschafter

An die Verfasser des Freundes.

W. H.

Wir überschicken Ihnen hier ein Register von Freundschaften, welche seit einiger Zeit gestiftet und meistens wieder vernichtet worden sind:

Das Fräulein von Ahnenstolz und das Fräulein von Altzart trafen einander in einer Gesellschaft an wurden Freundinnen und sagten einander alles Böse, was sie von ihren andern Freundinnen wußten. Einige junge Herren kamen in die Gesellschaft und die Freundschaft hatte ein Ende. Sie dauerte in allen 30. Minuten.

Herr Wunderlich und Herr Mylius schwuren sich vor acht Tagen eine ewige Freundschaft: eine Stunde darauf entzweyten sie sich, gleich darauf wurden sie wieder gute Freunde. Bisher zanken sie sich fast alle halbe Stunden und alle halbe Stunden versöhnen sie sich wieder. Man kan also die Dauer ihrer Freundschaft nicht wohl in Rechnung bringen.

Herr

Herr Flaſchenkeller und Herr Schreyviel tranken jüngſt bey einem Schmauſe einander die Geſundheit ihrer ewigen Freundſchaft zu; kaum hatten ſie die Gläſer ausgeleert, ſo geriethen ſie in einen Wortwechſel, weil Herr Schreyviel ſein Glaß nicht ſo voll einſchenken wollte, als Herr Flaſchenkeller, und die ewigen Freunde warfen einander die Gläſer an den Kopf. Ihre Freundſchaft dauerte ſechs Minuten.

Frau Altklugin und Frau Neugier ſind jeden Monat einen Tag die beſten Freundinnen, denn da beſuchen ſie einander. Wenn eine von ihnen unterließe, der andern im künftigen Monat ihren Gegenbeſuch zu machen, ſo würden ſie die unverſöhnlichſten Feindinnen werden. Sie reden ſonſt von einander Böſes; aber an dem Tage, da ſie ſich beſuchen, ſind ſie allezeit die beſten Freundinnen. Ihre Freundſchaft währt jeden Monat drey Stunden.

Herr Weſtenſtolz richtete mit dem Juden Abraham eine recht vertraute Freundſchaft auf und nahm ein reiches Kleid beyihm aus, das er in vier Wochen zu bezahlen verſprach. Sie blieben gute Freunde drey Wochen ſechs Tage und acht Stunden. Als hernachmals der Jude Abraham kam und ſein Geld fodern wollte, warf ihn ſein Herzensfreund die Treppe hinab.

Herr Beläir ſuchte des Herrn Hansſorge Freundſchaft; er wollte hierauf Geld von ihm entlehnen, es wurde ihm abgeſchlagen und ihre Freundſchaft dauerte einen Tag.

Herr

Herr Pfauenfuß, ein tiefsinniger und ansehnlicher Mann, entschloß sich mit dem Herrn - - eine Freundschaft aufzurichten. Den andern Tag begegnete ihm Herr - - und bückte sich, wie Herr Pfauenfuß meynte, nicht tief genug vor ihm. Ihre Freundschaft dauerte einen Tag acht Stunden.

Herr Leichtsinn und Mademoiselle Unbedacht wurden am ersten Tage ihrer Bekanntschaft Freunde, am zweyten Liebhaber, am dritten Eheleute, am vierten die bittersten Feinde. Ihre Freundschaft dauerte nicht länger, als eine Stunde.

Herr Schmaußgern machte Freundschaft mit Herrn Chrysander, weil er hofte, er würde ihn zu einem Gastmahl, das er in acht Tagen geben sollte, laden. Herr Chrysander lud ihn nicht dazu. Ihre Freundschaft dauerte sieben Tage.

Strephon und Phillis stifteten den 30. Februar eine bisher sehr dauerhafte Freundschaft. Sie haben sich mit vieler Ueberlegung entschlossen, einander zu heurathen, und das gar nicht aus Liebe; sie sind viel zu gesetzt und zu verständig dazu. Bloß aus Hochachtung, aus Freundschaft hat sich eines entschlossen mit dem andern künftig sein ganzes Leben zuzubringen. Auf den 13. May ist die Hochzeit fest gesetzt. Wie glücklich muß ein Paar nicht werden, das so gut denkt, das über die Kleinigkeiten, die die meisten jungen Leute verführen, hinaus ist und nicht aus Liebe, sondern aus dem edlen Bewe-

gungs-

gungsgrund der Freundschaft und der Hochachtung heurathet! Ein einziges Unglück sehe ich zum voraus. Strephon ist hitzig, zänkisch, herrschsüchtig und eigensinnig. Phillis hat den nämlichen Charackter, keines aber kennt die Gemüthsart des andern; sie verstellen sich beyde. Ein Bräutigam und eine Braut werden sich ja bemühen einander liebenswürdig zu scheinen und keine Fehler an sich merken zu lassen; aber wenn sie verheurathet sind - - ja alsdann wird die Verstellung und die Freundschaft ein Ende haben. Die Dauer ihrer Freundschaft läßt sich ohngefehr bis auf den 12. oder 13. May bestimmen.

Hier haben sie eine neue Probe von unserm Fleiß und von unsrer Begierde, Ihnen unsere Entdeckungen mitzutheilen. Wir sind M. H.

Ihre Leser und Diener,
die Kundschafter.

An die Verfasser des Freundes.

M. H.

Sie sind eine Zeither so träg und säumselig gewesen, daß man wohl merken kan, daß sie bald gar aufhören werden zu schreiben. Es ist doch Schade, daß ihr Wochenblat ein Ende haben soll. Es hat uns manches Vergnügen gemacht. Sie haben doch die meisten unsrer Frauenzimmer recht artig durchgezogen. Wir haben sie alle herausgebracht, so wunderliche Namen Sie Ihnen auch gegeben haben. Wir wissen wohl, daß Jungfer Eulenputz niemand anders, als

Jung-

Jungfer - - doch Sie müssen sie ja so gut kennen, wie Wir. Wir sind Ihnen indessen sehr verbunden, daß Sie uns geschont haben, doch was hätten Sie denn an uns tadeln können? Wir sind, wenn Sie fortfahren zu schreiben,

Ihre Leserinnen und Freundinnen.

Wir haben unter diesem Brief keine Namen gefunden. Doch was liegt daran? Es könnte ihn bey nahe eine jede von unseren Leserinnen gemacht haben. Eine jede wird alle Frauenzimmer, die Sie nur kennt, in unserm Wochenblat finden. Nur sich wird sie nicht erkennen.

Pheron.

Und sollte es denn mit den Mannspersonen nicht eben so seyn?

Laura.

Sieben und siebenzigstes Stück.

* - par l'intérêt unis
par l'amitié - - ils croyent l'être.

VOLTAIRE.

Es ist schon lange, daß ich nichts an den Freund geschrieben habe. Was kan ich dafür? Wenn den Lesern des Freunds nicht mehr daran gelegen ist, etwas von mir zu le-

sen, als mir daran liegt, gelesen zu werden, so sind wir bald geschieden. Bin ich nicht ein wenig zu stolz? Nein, eine kleine Eitelkeit ist, wie man sagt, dem weiblichen Geschlecht angebohren. Und ich! ich will mein Geschlecht nicht verläugnen. In der That schreibe ich eben nicht, um von vielen Leuten gelesen zu werden, besonders von Mannspersonen. Diesesmal schreibe ich, weil es mir gerade einfällt, daß die Verfasser des Freundes wunderliche Leute sind, und gerade das ausgelassen haben, was in ihrer Schrifft am ersten stehen sollte. Sie sagen uns viel von der Freundschaft vor, und sagen uns nicht, wie die Freunde einer jeden Person beschaffen seyn müssen. Ein Staatsmann hat einen Freund von einer andern Gemüthsart nöthig, als ein Stutzer, und Frau Spielteller muß eine andere Art von Freundinnen haben, als ich. Sie geben uns überhaupt ohngefehr diesen Begrif, daß ein Freund ein ehrlicher Mann, tugendhaft, zärtlich, verständig und so weiter seyn solle. Man kommt gut an, wenn man ihrem Rath traut. Ein Politikus versuche es einmal und wähle sich einen solchen Freund. Keine acht Tage werden sie zusammen gut thun. Ich wage es und will auseinander setzen, auf was man eigentlich zu sehen hat, wenn man sich einen Freund wählt.

Ein Poet muß einen Freund haben, auf dessen Namen sich gut reimen läßt: sonst kan er seinen Freund ohnmöglich verewigen, und es fällt ihm schwer, ein Gedicht auf ihn zu machen. Ein ganz besondres Glück wäre es vor einen Dichter, einen Freund zu bekommen, dessen Name auf

Oenig,

Oenig, uhſen oder uaend ausgienge, ſo würde er auf die Worte: Wenig, Muſen und Jugend etwas anders als König, Buſen und Tugend reimen können. Ein Freund, der dem Dichter bißweilen in der Hungersnoth zu ſtatten kommt, iſt ſchon kein Freund mehr; der verdient ſchon den prächtigen Titel: Geprießner Mecänat!

Ein Stutzer kan verſchiedene Arten der Freunde haben: Drey Arten aber hat er hauptſächlich nöthig. Einen, der ihm Geld borgt; einen, der eine hübſche Frau hat, und einen, der ihn mit guten Wein bewirthet. Auf dieſe drey Arten muß er ſehen, ſonſt verſteht er ſein Handwerk nicht.

Ein ſchlechter Schriftſteller, er mag in Verſen oder in Proſa ſchlecht ſchreiben, hat auch dreyerley Freunde nöthig: Einen der Bekanntſchaft genug hat, um ſein Lob in alle Zeitungen und Kalender ſetzen zu laſſen; Einen zweyten der unverſchämter iſt, als wenn er drey Jahre auf den Galeren gedient hätte, und ſchimpfen kan wie ein Botsknecht; und endlich einen dritten der faſt der vornehmſte iſt, und dieſes iſt ein gutherziger Verleger.

Ein Mann, der liſtig iſt und in der Welt ſein Glück machen will, muß erſtlich einen Freund haben, der ihm alles zuträgt, was andere Leute heimlich halten wollen; dann einen, der ſehr hitzig iſt, den er aber lenken kan, wie er will, und den er, wenn er etwas gefährliches vor hat, den Verſuch kan thun laſſen, um ihn hernach aufzuopfern, wenn der Verſuch unglücklich ablauft.

Simplicius hat lange keinen Freund bekommen können, ſo wohlfeil ſie auch ſonſt zu haben ſind; endlich hat er einen gefunden. Geduldige Ehemänner mögen ihn fragen, von welcher Gemüthsart ſein neuer Freund iſt? Er wird zwar nicht wiſſen, was ſie mit dem Wort Gemüthsart verſtehen: aber er wird ſie verſichern, daß ſein Freund ein hübſcher Menſch iſt, ſeiner Frauen beſonders wohlgefällt und alle Abend mit ihm trinkt, bis der Herr Simplicius berauſcht zu Bette getragen wird, da ſein Freund unterdeſſen bey der Frau bleibt, ihr die Abendſtunden zu vertreiben. Hätte Herr Simplicius einen beſſern Freund finden können? Haben die geduldigen Männer nicht Recht, ſich nach ſeinem Beyſpiel zu richten?

Wer die Ehre haben will, ein Bekannter von Herrn * * zu ſeyn, muß wenigſtens zwey Tauſend Gulden im Vermögen haben; zu einer genauern Bekanntſchaft ſind ſchon vier Tauſend nöthig; Wer zehen Tauſend hat, iſt ſein Freund und ein hübſcher Menſch; Wer fünfzehn Tauſend hat, iſt allerliebſt artig und ſein beſondrer Freund. Wenn man es endlich bis auf zwanzig Tauſend Thaler bringt, alsdann iſt man gar ſein vertrauter Freund, ſein Bruder, ſein Vetter, alles was man will. Das einzige Verdienſt des Herrn * * iſt ſein Vermögen, und alſo iſt es kein Wunder, wenn er von andern die nehmliche Verdienſte verlangt, die ihn ſelbſt von dem Pöbel unterſcheiden.

Herr Karten macht nicht viel Umſtände: wenn ſein Freund die gute Eigenſchaft hat, gerne zu ſpielen, und die

zweyte

zweyte gute Eigenschaft, unglücklich zu spielen, alsdenn darf er seiner Freundschaft versichert seyn.

Herr Allermann ist der allerbilligste: Er findet an jedermann gute Eigenschaften, und also ist jedermann ein Freund. Eine löbliche Gemüthsart! Allerdings er hat nicht den geringsten Hochmuth. Erst neulich hat er mit dem Juden Ephraim Brüderschaft getrunken. Er kan es gar nicht begreifen, wenn man sagt, daß eine Wahl in der Freundschaft seyn müsse. Jedermann gilt ihm gleich; wenn er nur sein paar Stunden in seiner Gesellschaft zubringen kan, so bekümmert er sich nicht darum, ob sein Freund ein ehrlicher Mann oder ein Strassenräuber ist.

Um des Herrn N. Freund zu seyn, braucht man nichts, als gelobt zu werden. Kaum er hört, daß man von Jemand in seiner Gegenwart Gutes spricht: O ruft er aus, ich kenne ihn wohl, er ist mein vertrautester Freund. Wenn man ihm glauben will, so hat er mit allen grossen Leuten des jetzigen Jahrhunderts einen vertrauten Umgang gehabt; mit Leuten, die er kaum den Namen nach kennt. Neulich rühmte man in einer Gesellschaft, in der er sich eben befand, die Comödien des Plautus. O ruft er aus, der Herr Plautus! Ich kenne ihn gar wohl: wir haben manches Glas Wein zusammen getrunken.

Ich könnte ein ganzes neues Lehrgebäude von Freundschaften schreiben, wenn ich so fortfahre . . Und ein Wochenschriftsteller! Was braucht der für einen Freund? Ich werde eben gewahr, daß er einen Freund nöthig hat, der

ihm bisweilen mit kleinen Aufsätzen aushilft, um den Bogen gar zu füllen, wenn er des Schreibens müde ist. — — Zum Glück kommt mir ein Gedicht des Damis in die Hand. Er wird es wohl nicht gerne sehen, wenn es gedruckt wird. Er spricht ein bißgen stolz von sich selbst. Je nun! ich will es verantworten. Wer einen jungen Schriftsteller fragt, ob man seine Schriften soll drucken lassen, und wer ein Mädgen fragt, ob er sie küssen darf, macht sie gewiß alle beyde böse. Denn so sehr sie vielleicht beydes wünschten, müssen sie doch meistens Anfangs Nein sagen.

Laura.

Damis an Cleanthen.

Dich rufen weit im Feld der Lerche muntre Lieder,
O Frühling komm zurück! es seufzt der Hayn nach dir.
Du senkst verhüllt im Thau dich schon vom Himmel nieder.
Du kommst! die Welt erwacht. Tönt! warum schweiget ihr?
Begrüßt den Frühling! Tönt ihr dichterische Sayten!
Und rufft der Nymphen Chor zu jugendlichen Reyh'n!
Der Frühling kommt, ein Heer unschuld'ger Fröhlichkeiten
Folgt ihm leicht-hüpfend nach und rauschet durch den Hayn.

Viel-

Vielleicht irrt schon Cleanth in schattenreichen Haynen,
Und sucht in sich gesenkt der Weißheit heitre Spur,
Mit emsig scharfem Blick bewundert er im Kleinen
Die unumschränkte Macht harmonischer Natur.
Braucht alles, Sterbliche! was Kunst und Stolz euch reichen!
Des stillen Veilchens Blühn, der hohen Lilie Pracht,
Beschämt den eitlen Glanz der stolzen Ehre Zeichen,
Die euer Wahn erdenkt, doch nicht unsterblich macht.

Wann die Camönen mich mit heil'ger Glut erfüllen,
Durchirr' ich oft vergnügt der Wälder Einsamkeit.
Fern von der Thoren Schwarm, verfließt die Zeit im Stillen
Der Freude, der Natur, und Musen euch! geweyht.
Ihr! lehrt mich beym Genuß der gegenwärtgen Zeiten
Nicht mit vergebnen Wunsch nach fernen Gütern flehn;
Ihr lehrt mich dem Gedräng mühsamer Eitelkeiten
Trotz aller seiner Pracht kaltsinnig zusehn.

Wohin erhebet sich der Stolz der Erdenkinder?
Es quält sie gleiche Müh, sie finden gleiche Ruh,
Hier stirbt am Sieg nicht satt des Erdballs Ueberwinder;
Dort schließt ein armer Hirt die Augen sterbend zu.
Der Vorsicht Macht erhält, vom Grossen, biß zum Kleinen,
Glück, Unglück, Lust und Schmerz in stetem Gleichgewicht,
Uns blendt der Fürsten Pracht, sie sind nicht was sie scheinen.
Ein Weiser lebt beglückt, er ists und scheint es nicht.

Der Vorsicht weiser Schluß setzt uns gewisse Schranken,
Ein Weiser bricht sie nie, und braucht der itzgen Zeit.
Steht ehrerbietig still, ausschweissende Gedanken!
Erhebt den Uebermuth der Träume nicht zu weit.
Sucht euer Schicksal nicht aus dem Gestirn zu lesen,
Lebt unter Wunsch und Wahn, der euch gefesselt hält.
So lebten, die vor euch auf diesem Ball gewesen,
Mit gleichem Wahn bestrickt lebt noch die künft'ge Welt.

Ihr mögt mich immerhin geliebte Träume wiegen,
Genug, wann mich mein Traum, da er mich täuscht, vergnügt.
Oft raubt ein leerer Wahn ein wirkliches Vergnügen,
Oft hat ein süsser Traum den strengsten Schmerz besiegt.
Noch schwellet feurig Blut den jugendlichen Busen,
Noch lacht an Rosen reich der Jahre schönste Zeit.
Täuscht mich, begeistert mich, erhebt mein Herz, o Musen!
Der Fröhlichkeit und euch sey jeder Ton geweyht.

Tilgt dann des Alters Frost der Jugend Lust und Feuer,
Wann langsam kälter Blut in engen Adern schleicht;
Alsdann verlaß ich dich, o früh begriffne Leyer!
Die in der Jugend Zeit oft Gram und Schmerz verscheucht,
Dann häng ich dich im Hayn, wo sonst die frohe Saiten
Im Lobe Silviens den Wiederhall geübt.

Die

Die Muse schützt dich dort, biß sie nach spätern Zeiten
Dich einem Jüngling einst mit Lächeln wiedergiebt.

Dann schliesse mich, wann einst mich Stadt und Welt ermüden,
Des Lebens letzter Port, ein kleines Landgut ein!
Dort will ich mit dem Glück, und mit mir selbst zufrieden,
Nichts fürchten, und zugleich auch nicht gefürchtet seyn;
Dort fliesse mir der Rest vergnügt genoßner Tage,
Vom falschen Hof entfernt im sichern Mittelstand!
Dort leb' ich ohne Wunsch, dort sterb' ich ohne Klage,
Der ganzen Welt, doch nicht mir selbsten unbekannt.

E.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Acht und siebenzigstes Stück.

Plaudite!

Ich fange an zu empfinden, daß ich von Tag zu Tage matter werde; die Freude, die mich sonst bißweilen zum Schreiben trieb, verlöscht nach und nach; ich glaube, richtiger, als sonst, zu denken, weil ich langsamer denke: vielleicht denke ich noch so unrichtig als sonst, und halte meine Trägheit für Ueberlegung. Ihr jungen Schriftsteller! und vor allen andern, ihr jungen Dichter! o wendet die flüchtigen leichten Einfälle, die euch bisweilen

len zu Schriftſtellern und zu Dichtern machen, wohl an, und hört ja auf zu ſchreiben, wenn euch das Alter träge macht. Jeder Greiß merkt, daß ſich ſein Körper verändert hat; auf die Veränderungen ſeiner Seele gibt er nicht acht, und doch verändert ſich ſeine Art zu denken eben ſo oft. Ich kan nicht begreiffen, wie einige Jünglinge ſo thöricht ſeyn können, Greiſen das Vergnügen übel zu nehmen, das ſie empfinden, wenn ſie von ihrer Jugend ſprechen. Eben ſo wenig kan ich es leiden, wenn die Greiſe über die Eitelkeiten der Jugend ſchimpfen, bloß weil dieſe Eitelkeiten anders eingekleidet ſind, als ſie in ihrer Jugend waren. Nichts iſt wohl ſo oft geſagt worden, als daß die Kindheit ſich durch Puppen und Spielen, die Jugend durch Vergnügen und Schönheit, das männliche Alter durch Ehrſucht, und das höhere Alter durch Geiz, Klagen und Ermahnungen glücklich zu machen ſuche? Und doch ſind noch die meiſten Leute gewohnt, bloß dasjenige Alter des menſchlichen Lebens glücklich und ſchön zu finden, in dem ſie wirklich ſelbſten ſind. Der Jüngling, der mit Schönen ſpielt, lacht die Kinder aus, die ſich nur mit Puppen beluſtigen. Der Mann ſpielt mit Titeln, mit Lobeserhebungen, mit weitläuftigen Projecten zu einem künftigen Glück, mit Ehrenſtellen, und hält ſich über das flüchtige Weſen des Jünglings auf, der in einen Gedanken noch nicht geſetzt genug iſt. Solid! ſolid! ſollten die junge Leute werden, ſagt Herr Rechtslinks? Das heißt, ſie ſollten ſteife Minen machen, ſich mit einer recht feyerlichen Art die Zeit lang werden laſſen, ſich in weitläuftige und

nütze

unnütze Arbeiten verwickeln und den wahren Endzweck des Daſeyns der Menſchen, die Tugend, vergeſſen. Der Greis ſpielt mit Geldern, mit abergläubiſchen Einfällen und mit Strafpredigten, die er über die Jugend hält. Wenn das Alter ſich allzuhoch erſtreckt, ſo fängt der Greiß von fornen an. Er wird wieder kindiſch und ſpielt mit Puppen. Wehe ihm, wenn er noch einen Grad der Thorheit weiter geht, und in ſeinem Alter verliebt wird. Ich finde an allen dieſen Thorheiten nichts wunderbares! Ein Kind aber, das den Jüngling ſpielen wollte, und ſich ſchon verliebt ſtellte; ein Jüngling der altklug thut und ein kindiſcher Greis, dieſe verdienen ausgelacht zu werden. Ein Jüngling, der nach Mädgen lauft, und ein Greis, der über die ſchweren Zeiten klagt, ſind mir nicht lächerlich: aber wenn ſie ihren Stand verwechſeln, dann ſind ſie lächerliche Geſchöpfe. Was läßt ſich daraus ſchlieſſen, daß die Menſchen in jedem Alter diejenigen, die von einem andern Alter ſind, vor Narren halten? Dieſes, daß wir es alle mit einander in jedem Alter ſind. Ich will es verſuchen, die Gedanken, die ich ſonſten in jedem Alter von verſchiedenen Sachen hatte, aufzuſchreiben. Unſer Geſchmack ändert ſich meiſtens alle zehen Jahre. In meinem zehnten Jahr fand ich Hankens Schriften artig, im fünfzehnten matt, im zwanzigſten elend, und itzt lache ich darüber, daß ich ſo thöricht geweſen bin, ſo erbärmliches Zeug zu leſen. Alle unſere Begriffe bekommen eine andere Geſtalt; ein moraliſches Wörterbuch eines Greiſens könnte

ein

ein nützliches Werk werden. Ich will einen kurzen Versuch wagen.

Das Alter

Schien mir bis in mein zwölftes Jahr ganz eine artige Sache. Ich dachte, mein Großpapa müße doch recht glücklich seyn, daß er den Cornelius Nepos nicht mehr lesen dörfte. Ich sah, daß die Leute im Haus sich alle nach ihm richteten, er schmälte, gab Befehle und ich: von mir ließ sich niemand etwas befehlen. Er hatte allemal Recht, er konnte ausgehen, wann er wollte, schlafen, so lang er wollte, ohne daß ihm jemand etwas einzureden hatte. Ich dachte, wenn ich doch auch Großpapa wäre! Es ist um das Alter doch eine hübsche Sache.

Von meinem zwölften bis zu meinem fünf und zwanzigsten Jahr hielt ich das Alter für etwas unglückliches und lächerliches, und doch war ich stolz darauf, daß ich einige Jahre älter war, als meine übrige Schulkameraden; gerade als wenn das Alter ein Verdienst wäre! Ich fand in meinem Herzen, daß ich sehr klug war, und daß alle Greise thöricht, abergläubisch und lächerlich wären. Daran dachte ich mehr, daß ich selbst alt werden könnte, und es zu werden wünschte. Kurz, das Alter war bey mir etwas lächerliches.

Von meinem fünf und zwanzigsten bis zu meinem funfzigsten Jahr beschäftigte ich mich mit so viel Sachen, die in der That thöricht sind, daß ich fast vergaß, an mich selbst und an den Zustand meines Herzens zu denken. Das Alter schien mir etwas sehr beschwerliches, und nur der Gedanke

machte

machte es angenehm, daß ich glaubte, ich würde in meinem Alter geehret werden.

Jetzt von meinem siebenten Jahr bis in mein achtzigstes halte ich das Alter für verwünscht und - - fast schäme ich mich es zu sagen - - - ich glaube, daß es in meiner Jugend besser war als itzt. Ich muß auf etwas andres kommen.

Die Liebe

Schien mir in meiner Kindheit etwas besondres und räthselhaftes. Ich lernte sie erst allerhand Fibeln kennen, die man mir in die Hände gab und wurde belehrt, sie genauer zu kennen. Was sie eigentlich war, das wußte ich nicht. Die Hausfrauspen, die mich unterrichtete, sagte mir, sie wäre das größte Glück des menschlichen Lebens, und bewieß es mir durch eine französische Opernarie aus dem Quinault, die sie mir verbeulte. Meine teutsche Kinderfrau sagte mir, daß ich einmal eine Frau nehmen müßte; wenn ich fromm wäre, so würde ich eine recht hübsche und reiche Frau bekommen: in dieselbe müßte ich verliebt seyn, und alsdenn würde ich auch so vornehm werden als der Großpapa. Mein Präceptor, der mir jetzo das schreiben lernte, sagte mir, die geistliche Liebe - - ich wußte viel, was das bedeuten sollte, wäre die allerglückseligste Sünde. Er machte mich neugierig, ohne mich klüger oder frömmer zu machen.

Als ein Jüngling hielte ich die Liebe für den Hauptendzweck des menschlichen Lebens. Anfangs spielte ich eine gar besondere Rolle. Ich liebte schon lange, ehe ich einen gewissen

wiſſen Gegenſtand meiner Liebe ſah; ich baute mir Schlöſſer in die Luft und erdichtete mir eine ordentliche Dulcinee. Ich hatte die Liebe aus Romanen kennen gelernet, ich wünſchte den Beſitz meiner Gebieterin nicht ſo ſehr, als ich wünſchte, daß meine Schöne in groſſe Lebensgefahr gerathen möchte, um ſie durch meine Tapferkeit aus den Klauen eines Drachen oder eines Löwen zu retten. Wenigſtens verdroß es mich, daß ſie nicht entführt worden, auf daß ich Gelegenheit bekommen hätte, ihren Räubern nachzuſetzen, um ſie ihnen wieder abzunehmen. Nach und nach wurde ich immer weniger romanenheft, und endlich kam die Zeit in der ich beſtimmt war, eine wahre Leidenſchaft zu fühlen, ich ſahe Chloen. Ich kan dieſe Leidenſchaft nicht verwerfen, denn ich bin noch immer davon nicht völlig frey, ob ſie ſchon gemäßigter iſt, als ſonſt, ſie hat die gröſten Freuden und die empfindlichſten Schmerzen meines Lebens verurſacht.

Als ein Mann hielt ich die Liebe für eine Beſchäftigung müßiger Leute, für eine Kleinigkeit - - - aber doch immer konnte ich Chloen nicht vergeſſen.

Izt endlich, als ein Greis, halte ich die Liebe für eine Thorheit. Ich muß es wohl ſo ſagen, ſonſt würden mich andere Leute von meinem Alter in den Bann thun, aber doch muß ich izt geſtehen - - ich halte ſie für die ſchönſte Eitelkeit und für die ſüſſeſte Thorheit des menſchlichen Lebens. Daß ich noch izt ein ſchönes Geſicht noch lieber ſehe, als ein garſtiges, will ich eben nicht läugnen, Leute die ſagen, daß ſie in der Schönheit gar nichts reizendes

finden.

finden, kommen mir eben so vor, als wenn jemand aus einer lächerlichen Bescheidenheit mir sagte, er sehe ein buntes gemahltes Kartenblatt so lieb, als ein künstliches Gemählde, oder eine Wüste so gern als eine anmuthige Gegend. Die nämliche Harmonie, die den Weltkreiß schön macht -- halt! ich muß aufhören, sonst werde ich zu philosophisch.

Das Spielen

Hielt ich als ein Kind für eine wichtige Sache, zu der grosse Ueberlegung und Verstand gehörte. Ich war stolz, wenn ich gewann; so gar in Glücksspielen; als wann es ein Verdienst wäre, glücklich zu spielen. Je nun! denken doch bisweilen erwachsene Leute so. Als ein Jüngling spielte ich nicht ungerne, wenn mich das Spiel nicht von angenehmern Zeitvertreiben abhielte. In schlimmen Gesellschaften war mir das Spiel angenehm; aber in guten Gesellschaften wuste ich mich besser zu belustigen.

Als ein Mann hielte ich es für etwas, welches mir den Zutritt in grosse Gesellschaften verschaffen könnte, und also meiner damaligen Politik nach vor etwas sehr wichtiges.

Jtzt muß ich sagen, daß ich das Spiel zwar für einen sehr zeitverderblichen Zeitvertreib halte, aber doch werde ich bisweilen gezwungen, zu diesem Zeitvertreib meine Zuflucht zu nehmen. Je nun! wir Menschen sind in keinem Alter recht klug.

Die Philosophie

Schien mir in meiner Kindheit etwas sehr gefährliches. Mein Hauptpräceptor hatte mir gesagt, sie wäre der genauste

naueſte Weg zur Hölle. Die Vernunft und Er konten einander gar nicht ertragen. Er predigte wider ſie, und zur Rache kam ſie nicht in ſeine Predigten. Seine Predigten und ſein Eyfer, mit dem er wider die Philoſophen redete und alle Leute verfolgte die er für Philoſophen hielt, nahmen mich ein. Aber mein Widerwille half nichts: ich bekam einen Lehrmeiſter, der mich in der Philoſophie unterrichten ſollte. Dieſer ſagte mir gleich Anfangs ſo wunderliche Wörter und ſo räthſelhafte Sachen vor, daß ich meinem Præceptor im Herzen recht gab, und die Philoſophie für eine Art der Ketzerey hielt. Nach und nach lernte ich ſie beſſer kennen; wie ich ſie aber ganz begriffen zu haben glaubte, war ich vielleicht entfernter davon, als ganz vom Anfang.

Als ein Jüngling glaubte ich ein groſſer Philoſoph zu ſeyn, weil ich die Kunſtwörter verſtund, und mit groſſen Umſchweifen eine ſehr gemeine Sache, als eine beſondere neue Wahrheit, zu ſagen wußte. Die Philoſophie kam mir als die wichtigſte aller Wiſſenſchaften vor, nämlich die theoretiſche; dann von der praktiſchen wußte ich nichts. Die Philoſophie des Carteſius war damahlen Mode, und alſo war ich ein eifriger Carteſianer. Ich ſuchte ordentlich die Gelegenheit auf, meine Geſchicklichkeit in philoſophiſchen Streitigkeiten zu zeigen. Ich bewieß, definirte und diſtinguirte mit der gröſten Hitze, und dünkte mich recht klug, wenn ich den ganzen Tag mit einem von meinen Freunden über eine Sache geſtritten hatte, die wir vielleicht beide nicht verſtanden.

Als ein Mann bekam ich eine Verachtung gegen die Philoſophen. Im männlichen Alter ſollten die Menſchen von Rechtswegen am klügſten ſeyn, und faſt ſollte ich es ſagen, da ſind ſie es am allerwenigſten, weil ſie ſich am klügſten glauben. Die Mode der Philoſophen hatte ſich geändert, und ich war alſo kein Carteſianer mehr, ſondern ein Leibnizianer, wiewohl ich die ganze Philoſophie wenig achtete.

Im Alter fieng ich an nachzudenken. Ich ſahe, daß die Philoſophie ſowohl ihre gute als ihre böſe Seite hat. Tugend iſt die wahre Philoſophie. Ein Philoſoph iſt kein Liebhaber der Weißheit, wenn er kein Liebhaber der Tugend iſt. Der gröſte theoretiſche Philoſoph verdient oft mehr Bewunderung als Hochachtung: Wer aber wird einen praktiſchen Philoſophen nicht hochachten?

Das Heurathen

Schien mir als einem Kinde eine bloſe lächerliche Ceremonie: Doch war ich neugierig, und wünſchte mich zu verheurathen.

Als ein Jüngling wünſchte ich wechſelsweiſe faſt alle acht Tage bald zu heurathen, und bald nicht zu heurathen. Ich verſchob immer meinen Entſchluß.

Als ein Mann entſchloß ich mich ledig zu bleiben, und als einen Greis reuet es mich faſt, daß ich es gethan habe. Der Unterſchied iſt nur dieſer, daß es mich erſt vor kurzem zu reuen angefangen hat, und daß ich es vielleicht ehender bereuet haben würde, wenn ich mich verheurathet hätte.

Von der Heurath mit Chloen ist hier die Rede nicht. Dieß muß ich hinzu setzen!

Die Freundschaft

Ist vielleicht die einige Sache, welche mir durch alle Alter des menschlichen Lebens gleich liebenswürdig geschienen hat. Als ein Kind war meine Freundschaft leicht zu gewinnen, leicht zu verlieren, tändelnd und unbeständig. Als ein Jüngling war ich bisweilen zu voreilig, zu hitzig in der Freundschaft. Als ein Mann hingegen war ich zu kalt, zu mistrauisch und zu bedächtlich. Zum Ruhm meines itzigen Alters muß ich sagen, daß ich glaube, daß es sich am besten zu der Freundschaft schicke.

Ein Wochenblat

Las ich als ein Knabe nur alsdann gern, wenn Histörchen, Fabeln, Träume oder Allegorien darinn waren, die ich dazumahlen alle nach dem Wortverstand nahm.

Als ein Jüngling suchte ich Lieder, Scherze und Satyren darinnen auf.

Als ein Mann gab ich den Lehrstücken den Preiß, die in einer ernsthaften Schreibart, und in einer systematischen Ordnung abgefasset waren.

Als ein Greis empfinde ich, daß ein Wochenblat in der That Nutzen stiften kan. Doch binde ich mich nicht an eine gewisse Art von Stücken, die ich den andern vorzöge. Ich halte die Abwechslung und die Mannichfaltigkeit der Materien, und der Schreibart für eine der besten Eigenschaften eines Wochenblates. Noch eine gute Eigenschaft ist,

wenn

wenn sie nicht allzulange währen. Der Freund, dächte ich, hätte schon lange genug gedauert; wir könnten nun aufhören. Ich will, weil doch das Alter gern Sprüchweise redet, meinen Mitarbeitern die Stelle des Horaz zu überlegen geben.

Solve senescentem mature sanus equum, ne peccet
Ad extremum.

L.

Oront.

Dieser Gedanke unsers Mitarbeiters hat uns in dem Entschluß, aufzuhören, befestigt. Es ist wahr, wir könnten noch vieles von der Freundschaft sagen, das wir nicht genug ausgeführt haben. Unsre Mitbürger haben die Gütigkeit für uns, es uns niemalen an Stof zu Satyren fehlen zu lassen. Doch sind wir aufzuhören entschlossen; Unsre Schrift hat genug gethan, wenn sie nur einigermassen die Besserung des Geschmacks oder des Herzens in unsern Gedanken befördert hat. Wir bedanken uns öffentlich bey denjenigen von unsern Bekannten, die uns durch ihre Thorheiten bisweilen Gelegenheit zum Schreiben gegeben haben. Unser wahrer Name kan unsern Lesern gleichgültig seyn; er soll so verborgen bleiben, als bishero. Unsre Absicht war zu nützen und zu vergnügen, und nicht bekannt zu werden. Glücklich! wenn wir dieselbe nur einigermassen erreicht haben.

Arist, Pheren, Damis, Alceſt, Cleanth.

Und mich fragen die Herrn Verfasser nicht, [illegible] zufrieden bin, daß wir zu schreiben aufhören, als wenn ich nicht auch unter die Schriftsteller gehörte. Fast verdrüßt es mich ein wenig. Ich habe noch einigen Leuten beißende Wahrheiten zu sagen, die sich nicht besser sagen lassen, als in einem Wochenblat. Nun werden sich Herr Spürhund, Herr Reimfrüh, und ihre guten Freunde freuen, daß wir zu schreiben aufhören, ihre Freude ärgerte mich am meisten . . . doch wer weiß ob nicht . . . Genug, weil alles zu schreiben aufhöret, muß ich freilich auch aufhören. Von unsern Leserinnen sollte ich wohl einen besondern Abschied nehmen. Aber ich muß kurz abbrechen, wenn man sich bey Abschiedscomplimenten und Versicherungen, einander in der Ferne günstig zu bleiben, lang aufhält, so macht man sich nur den Abschied desto schwerer.

L. Laura.

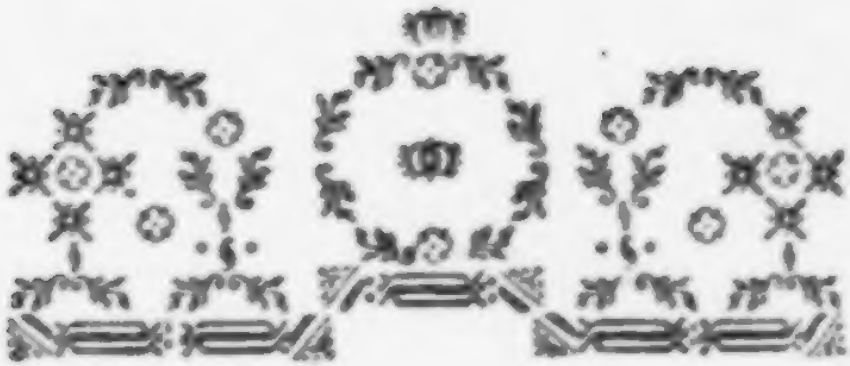
Der Krieg

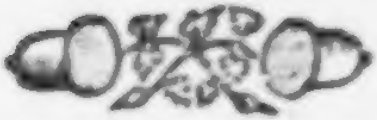
Ode.

. . . Bella! horrida Bella!
Et RHENVM multo ſpumantem ſanguine cerno.
VIRGIL.

1757.

Hist. Germ.
359,42





Warum erhebt ein kühnes Feuer
Nicht mehr die ſtill gewordne Bruſt?
Warum verſtummſt du träge Leyer,
Sonſt meiner Jugend Ruhm und Luſt?

Hinweg mit ſtolzen Lorbeer-Zweigen!
Die liederreiche Wälder ſchweigen,
Und öde ſteht der Helicon.
Verſcheucht vom kriegriſchen Getümmel,
Entflieh die holde Ruh zum Himmel:
Die Muſen ſind mit ihr entflohn.

Sie flogen ſonſt oft lächelnd nieder,
Und ſcherzten hüpfend durch die Flur.
Empfindung waren meine Lieder,
Und meine ganze Kunſt, Natur.
Sie lehrten mich die Welt verachten,
Nie nach entfernten Gütern ſchmachten,
Nie ſtolzen Thoren Weyhrauch ſtreun.

Ich fühle' ein himmliſch Feuer glühen,
Mein Geiſt zerfloß in Harmonien:
Es ſchwieg der aufmerkſame Hayn.

Schnell floh der Jugend erſter Morgen,
Die Zeit der Dichtkunſt und der Ruh;
Jezt nahn ſich ſchleichend Ernſt und Sorgen,
Mein Mittag winkt dem Abend zu.
Und fühlt ich auch das vor'ge Feuer,
Du ſchwiegeſt doch, o träge Leyer!
Wer hörte deinen ſanften Klang,
Bey Flammen, Wuth, Verzweiflung, Thränen,
Wenn die Beſiegte ſterbend ſtöhnen,
Und bey der Sieger Lobgeſang?

Die Laſter Deutſchlands zu beſtraffen,
Hat Gott den Krieg herab geſandt:
Er braucht nicht ſeiner Himmel Waffen;
Er braucht der Deutſchen eigne Hand.
So wild als ungeſtüme Meere
Ergieſſen ſich erzürnte Heere
Weit über das erſchrockne Feld.
Die Unſchuld ſtaunt, der Feige zaget,
Die Tugend weint, die Schwachheit klaget,
Der Weiſe wird im Tod ein Held.

Wann Wolken den Olymp umziehen,
Und ſchnelle Nacht den Pol verhüllt;

Wann die verſcheuchte Sänger fliehen,
Die mit Geſang den Wald erfüllt;
Wann ſich bey nahenden Gewittern
Die Flur entfärbt, die Hayne zittern:
So fliehn erſchrocken Lenz und Tag.
Es eilt das Wild ſich zu verſtecken;
Es blizt - - die Felder ſtehn voll Schrecken,
Und warten auf den Donnerſchlag:

So zittert Deutſchland; Städte ſinken
Und Länder werden Wüſteneyn;
Die abgemähte Felder trinken
Das Blut erſchlagner Helden ein.

Ein Heer von fremden Völkern ziehet
Erhizt einher; der Landmann flieht,
Der Waffen Glanz beſingt den Tag.
Der Krieg kommt furchtbar in Gewittern
Er kommt, -- die Völker ſeh'ns und zittern --
Und warten auf den Donnerſchlag.

Erſeufzt, wenn du der Welt entriſſen,
Und beym Genuß verkanntes Glück!
Wie lange ſoll dich Deutſchland miſſen?
Komm, Friede, komm vom Pol zurück.
Du kanſt von himmliſch heitern Höhen
Herab auf Deutſchlands Unruh ſehen;
Mitleidend ſiehſt du die Gefahr.

Die Nachwelt wird erſtaunend melden,
Wie fruchtbar unſre Zeit an Helden,
An Unglück und an Thränen war.

Ihr könnt von Friedrichs Lorbeern ſingen,
Erhabne Dichter künft'ger Zeit:
Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
Zum Tempel der Unſterblichkeit.
Singt Böhmens unwegſame Höhen,
Singt Lobosiz, und Prags Tropheen,
Singt das an Siegen reiche Heer. - -
Noch iſt der Deutſchen Lied zu niedrig:
Achill war nicht ſo groß als Friedrich,
Und von Achillen ſang Homer.

Wer ſingt den Muth, durch den in Greiſen
Die Kräfte tapfrer Jugend glühn?
Wer wird dich, edler Blackney preiſen?
Und dich, unſterblicher Schwerin!
Er fiel, die Engel eilten nieder,
Triumph ertönten ihre Lieder.
Er ſtieg zum Jubelvollen Chor.
Noch ſieht der Geiſt mit treuem Blicke,
Nach ſeines Königs Heer zurücke,
Und ſegnet es, - - und ſteigt empor.

O kämpfe, ihr würklich deutſche Heere!
Für Freyheit und Religion.

Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten ſchon. - - -
Die Zukunft zeigt ſich meinen Blicken;
Ich fühl ein heiliges Entzücken:
Was fliehn vor Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutſche! Gott, der euch begleitet,
Gott iſt es ſelbſt, der für euch ſtreitet,
Und Friedrich muß ſein Werkzeug ſeyn.

Doch wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutſchland! o mein Vaterland!
Wie lange ſoll die Zwietracht währen!
Was ſchwächſt du dich mit eigner Hand?

Statt den gemeinen Feind zu dämpfen
Muß Adler gegen Adler kämpfen,
Und Bruder wider Bruder ſtehn.
Dich traur'ges Deutſchland zu zerſtöhren
Uebt ſich die Wuth von deutſchen Heeren,
Die ſelbſt den Sieg mit Thränen ſehn.

Ihr, ſichern Gegenden! erzittert,
Die noch des Krieges Zorn verſchont!
Gott, der den Bau der Welt erſchüttert,
Der über allen Welten wohnt,
Gott ſieht auf euch: ihr liegt im Schlafe;
Sein Blick beſtimmt ſchon eure Strafe,
Und ſchweigend nähert ſie ſich euch.

Berauſcht von wilden Eitelkeiten
Höhnt ihr den dro'enden Sturm von weiten,
Dem erſten Volk der Erde gleich.

In wilder Wolluſt brach die Jugend
Der Gottheit und der Menſchheit Recht.
Still weinte die bedrängte Tugend,
Verhöhnt vom frevelndem Geſchlecht.
Noch ſtieg ſein Jubel zu den Sternen;
Der Regen rauſchte ſchon von fernen,
Die Wellen drängten ſich ins Land;
Die Flüſſe traten aus den Gränzen,
Schon ſah man ferne Meere glänzen,
Wo ſonſt des Schnitters Hofnung ſtand.

Noch herrſchte beym verblendten Volke
Die Frechheit, die ſich ſicher glaubt.
Und die Verderbenſchwangre Wolke
Schwebt drohend über ihrem Haupt.
Erzittert, trotzige Verbrecher!
Schon iſt der Tag, der Boßheit Rächer,
Schon iſt der Tag der Strafe nah.
Schnell übereilt euch das Verderben;
Nicht mehr zur Reue, nein, zum Sterben,
Zum Sterben iſt die Zeit izt da.

So ſchnell wird auch der Tag erſcheinen,
Den izt die ſichre Welt vergißt:

An dem die Frommen nicht mehr weinen,
Nach dem kein Krieg, kein Tod mehr iſt.
Schnell werden die Poſaunen ſchallen,
Und Schrecken wird die Welt befallen.
Sie war - Ein Wink hat ſie zerſtöhrt. -
Vom Staube bilden ſich die Glieder,
Sie fühlen ihre Seele wieder,
Theils mit Entſetzen, theils verklärt.

Ein neues ſchöners Weltgebäude
Wird aus des Alten Schutt entſtehn.
Kommt, Tugendhafte, zu der Freude
Die noch kein ſterblich Aug geſehn!

Ich ſeh auf neu erſchafnen Höhen
Unſterbliche Geſtalten gehen. - -
Serena! dich erblick ich da - - -
Erzittert! trotzige Verbrecher,
Erſchreckt! - - der Tag, der Boßheit Rächer,
Erſchreckt! - - der Tag des HErrn iſt nah.

Joh[ann] Friedrich

Codrus

ein Trauerſpiel,

in fünf Aufzügen,

von

Hrn. Joh. Fr. Freyh. v. Cronegk,
weil. Hochfürſtl. Anſpachiſchen Kammerjunker,
Hof- und Regierungsrath.

Auf

der Kaiſerl. Königl. privilegirten

deutſchen Schaubühne

zu Wien

vorgeſtellet.

Codrus pro patria non timidus mori.

HORAT.

Zu finden in dem Kraußiſchen Buchladen nächſt der Kaiſerl. Königl. Burg in Wien.

1764.

Personen:

Codrus, König von Athen.

Artander, König der Dorier.

Elisinde, Prinzessinn vom Geblüte des Theseus.

Medon, ihr Sohn,

Philaide, Prinzessinn vom Geblüte des Theseus.

Nileus, Vertrauter des Codrus.

Cleanth, } Vertraute Artanders.
Lycas, }

Gefolge von Athenienſern und Doriern.

Der Schauplatz ist in Athen, im Pallaste des Codrus.

AB: 154 962

P 51

Codrus.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eliſinde, Philaide.

Eliſinde.

So wird dein zärtlich Herz der Thränen niemals müde?
Quält dich ein ew'ger Gram, betrübte Philaide:
Ich ehre deinen Schmerz; doch folg ihm nicht zu ſehr:
Die Klagen ſind umſonſt und Medon iſt nicht mehr.
Die Götter wollen nicht der Schwermuth Wunſch verſtatten;
Kein Geiſt entreiſſet ſich dem blaſſen Reich der Schatten.
Dein Herz iſt allzugroß, zu zärtlich, zu getreu!
Der Tugend Uebermaß iſt nie von Fehlern frey.

Du biſt es nicht allein, die Glück und Ruh verlohren;
Zum Schmerz und zur Geduld ſind Sterbliche gebohren.
Für uns iſt alles Nacht, für ſie dort alles Licht;
Und ſtandhaft leiden iſt der Menſchheit gröſte Pflicht.
Doch itzt, itzt es Zeit, den Göttern bloß zu danken.
Das Leben hat ſein Ziel, der Schmerz hat ſeine Schranken.
Ja, Götter! ob ihr gleich mir Ruh und Glück entwandt,
Euch dank ich; eure Macht erhält mein Vaterland:
Und du, du traureſt noch, die Braut des Codrus weinet!
Der Tag iſt dir betrübt, der allen frölich ſcheinet!
Du ſeufzeſt, da man uns den Frieden wieder giebt!
Dein Vaterland iſt froh, und du biſt noch betrübt!

Phidaide.

Grauſame, tadelſt du den Schmerz, den ich empfinde!
Du kannſt mich tröſten, du? bedenke wohl Eliſinde,
Wen ich beklagen muß? dein Eifer geht zu weit,
Und deine Tugend iſt nur Unempfindlichkeit.
Zu welcher Freude ſoll der Friede mich verbinden?
Der Friede — — Nein! — — Mein Herz kann keinen Frieden finden.
Das Grab, in dem dein Sohn nunmehr verſenket iſt,
Dies iſts, was meinen Wunſch und Frieden in ſich ſchlieſt.
O Medon, du zuerſt haſt dieſes Herz beſeſſen!
Dich, liebſter Medon, dich ſollt ich nunmehr vergeſſen?
Stöhret kein gerechter Zorn dich in der Gräber Ruh?
Ach, deine Mutter ſelbſt ermahnet mich hierzu!

Eliſinde.

Erneure nicht in mir die kaum gedämpften Triebe,
O Freundinn! die Natur iſt ſtärker als die Liebe.
Ich rufe nur umſonſt Muth und Vernunft zurück:
Mein Geiſt iſt ungebeugt; mein Herz weicht dem Geſchick.
Ich will von der Vernunft Geduld und Troſt entlehnen;
Doch Gram und Zärtlichkeit ſiegt noch in meinen Thränen.
Da die gequälte Bruſt von Schmerzen überfließt:
Glaubſt du noch, daß mein Herz des Medons Tod vergißt?
O Sohn, wenn wird es mir der Götter Macht vergönnen,
Dich an des Lethe Strand einſt wieder ſehn zu können?
O Sohn, wenn ich bey dir der erſten Jugend Zeit
Dem Theſeus gleichen ſah mit früher Tapferkeit,
O wie verlohr mein Geiſt ſich in erträumten Bildern,
Und wußte ſich vergnügt die Zukunft auszubildern!
Ich glaubte dich zu ſehn, von Wuth und Kampf erhitzt,
Mit edlen Staub beſtreut, mit Heldenmuth beſpritzt;
Mit Waffen, die kein Arm den Feinden abgenommen,
Aus einer blut'gen Schlacht mit Sieg zurücke kommen.
Dir jauchzte das von dir geſäuberte Vaterland:
Dich ſang der Jungfraun Chor, das Kränze für dich wand;
Entgegen flog ich dir und nahm mit freyen Händen
Den Helm von deinem Haupt, das Schwerdt von deinen Lenden;
Ich ſah mit ſtillem Stolz die andern Mütter an,
Weil ſonſt kein Jüngling war, der that, was du gethan.

Doch ach! mein Traum entfloh, du ſtarbſt, nichts blieb zurücke:
Auf einmal fiel der Bau von meinem künft'gen Glücke.
Iſt dies des Alters Troſt? iſt dies der Sorgen lohn,
Auf den ich ſonſt gehofft? o Medon, o mein Sohn!

Philaide.

Du weinſt! ich finde nun in dir die Mutter wieder,
Gram und Empfindung ſchlägt die wilde Großmuth nieder.
Komm, laß uns dem Gepräng der ſtolzen Welt entgehn,
Der Welt, in welcher wir den Medon nicht mehr ſehn.
Komm, laß uns unſern Schmerz und unſer Glück vereinen,
In eine Wüſte ziehn und mit einander weinen;
Wo die Natur mit uns um unſern Medon klagt,
Wohin kein kühner Schritt ſich uns zu ſtören wagt.
Dort wollen wir uns ganz in unſern Schmerz verſenken,
Nichts ſprechen, als von ihm, von ihm alleine denken;
Bis wir im ſtillen Ernſt des lebens Reſt durchweint,
Und ein erwünſchtes Grab uns alle drey vereint.

Eliſinde.

So biſt du ſtark genug, nach deinem Tod zu ſtreben,
Von Gram und Schmerz beſiegt? ſey ſtark genug, zu leben!
Die Kleinmuth wünſchte den Tod: er endet ihre Pein:
Im Unglück leben, kann die Tugend nur allein.
Du ſiehſt, ich bin noch mehr die Mutter voller liebe,
Mein Schmerz iſt ohne Ziel; doch folgen alle Triebe

Der

Der Tugend gröſſern Macht, die alles überwand:
Wir leben nicht für uns, nein, für das Vaterland.
Du biſt des Theſeus Blut, du muſt den Thron beſteigen,
Und, liebſt du meinen Sohn, dich ſeiner würdig zeigen.
Du liebteſt ihn, er dich, ich willigte darein;
Nur Codrus oder er kennt deiner würdig ſeyn:
Mein Sohn, weil er gleich dir den Stamm des Theſeus zieret;
Und Codrus, weil ſein Muth das Vaterland regieret.
Doch, als der Rath Athens, noch eh der Krieg entbrannt,
Den jungen Meden ſchon nach Theben hingeſandt:
So fiel er, Götter ach! ihr habt es ſo beſchloſſen —
Er fiel: von Mördern ward ſein edles Blut vergoſſen.
Das Schickſal, das uns ſtets zu klagen Anlaß gab,
Beſtimmte dir den Thron, und ihm das frühe Grab.

Philaide.

O warum hat das Glück, das über uns ergrimmet,
Nicht mir das frühe Grab und ihm den Thron beſtimmet?

Eliſinde.

So war der Götter Schluß! du kennſt mein zärtlich Herz,
Du ſahſt meinen Gram, du fühlteſt meinen Schmerz,
Ach! er war ſtark genug, das Leben mir zu rauben,
Doch überlebt ich ihn. Kaum kann ichs ſelber glauben.
Es liebt dich Codrus itzt, er fordert deine Hand.
Dein Vater als er ſtarb, befahl uns dieſes Band.
Und heute, da ſich nun der blutge Krieg geſtillet,
Indem die Dorier Athen mit Sorg erfüllet,

Heut ſoll dieß heil'ge Feſt von dir vollzogen ſeyn.
Gehorche deiner Pflicht, verbirg ihm deine Pein.
Glaubſt du, daß wenn mein Sohn, wenn Medon auch noch lebte,
Daß ſeine Zärtlichkeit der Tugend widerſtrebte?
Sein König liebet dich; er iſt ein Unterthan,
Obgleich von Theſeus Stamm. Wer nicht gehorchen kann,
Iſt nicht zu herrſchen werth. Er würde willig fliehen.
Und dich dem Codrus nicht, dir keinen Thron entziehen.
Des Codrus hoher Geiſt, der Volk und Staat erhält,
Zu groß für ſeinen Stand, zu groß für unſre Welt,
Macht ihn der Liebe werth. Wie kannſt du dich betrüben?
Wer nicht die Tugend haßt, muß unſern König lieben.

Philaide.

Er iſt der Ehrfurcht werth, mehr, als der Zärtlichkeit;
Für ihn zu ſterben ſind Athen und ich bereit.
Doch ach! verzeih es mir, ich kann für ihn nicht leben;
Und wär ich auch bereit, ihm meine Hand zu geben,
Was hilft ihm meine Hand, wenn ſtets mein Herz betrübt
Nur nach dem Tode ſeufzt, und nur den Medon liebt?

Eliſinde.

Wenn nicht mit dieſem Leib der Geiſt im Rauch verſchwindet,
Wenn Medons Ueberreſt im Grabe noch empfindet,
So glaub, du ſtöhreſt ihn durch Klagen in der Ruh.
Er ſeufzt, hör ihn an: ſein Schatten ruft dir zu,

Die

Die Pflicht des Unterthans und deines Vaters Willen
Und aller Götter Schluß iſt ſtandhaft zu erfüllen.
Laß mich des Theſeus Stamm auf unſerm Throne ſehn:
O Freundinn! nur durch dich, durch dich nur kann's geſchehn:
Daferne Grüfte itzt mit öden Finſterniſſen,
Dich, Hoffnung von Athen, dich, liebſter Sohn, umſchlieſſen,
Dich, Meden! letzter Reſt von Theſeus edlem Blut.
Der Himmel gönnte nicht der Erde deinen Muth
Und nahm dich freudig auf Sieh von Olympus nieder,
Und tröſte dieſes Herz, das du geliebet, wieder.
Sie ſey des Codrus Glück, du billigſt dieſes Band;
Ich weiß, auch nach dem Tod liebſt du dein Vaterland.

Phillaſde.

Du heiſcht es, harter Schluß! —— mein Herz mag ſich empören;
Ich will zum Codrus gehn und ihm die Treue ſchwören.
Die Pflicht, das Vaterland, du heiſcht es; ich bin ſein:
Ich geb ihm meine Hand, —— das Herz iſt nicht mehr mein.
Ach Meden! —— doch wer kömmt? —— der König — laß mich fliehen,
Und ſeinem Blicke noch die letzte Thrän entziehen.

Zweyter Auftritt.

Codrus, Nileus, Eliſirde.

Codrus.

Du ſcheineſt mir beſtürzt, und Philaide flieht,
Sie weicht erſchrocken aus, da ſie mich kommen ſieht.
Sprich, warum flieht ſie mich? kann ſie mein Anblick ſchrecken?
Sprich, welches Unglück ſoll mir ihre Flucht entdecken?
Wie grauſam iſt mein Stand, wie ſchwer der Krone Pracht!
Wenn ſie Vertraulichkeit und Freundſchaft ſchüchtern macht,
Wenn Philaide ſich aus Zwang mit mir verbindet,
Und nicht ihr Glück zugleich in meinem Glücke findet.
Prinzeſſinn! ſahſt du nicht ihr Auge voller Zähren,
Als ſie von hinnen floh, mir ihren Kummer lehren?
Sollt meine Zärtlichkeit der Urſprung ihrer Pein,
Und unſer künft'ges Band der Schmerzen Urſach ſeyn?
Prinzeſſinn, eil ihr nach und laß dir offenbaren,
Was ihre Seele quält, dann laß es mich erfahren:
Vielleicht entreiß ich ſie dem Kummer, der ſie quält.
Ich liebe ſie, doch wenn die Gelegenheit fehlt,
So iſt mein Herz zu groß, ſie länger zu betrüben,
Und ſie zu meiner Qual und ihrer Pein zu lieben.
Ich liebe ſie, doch wenn, vom fremden Trieb geſtöhret,
Ihr Herz gefeſſelt iſt und andre Flammen nähret:
So werd ich zwar mit Schmerz, doch ſtandhaft ſie verlieren,
Und ſie mit heiterer Stirn zu dem Geliebten führen.

Die

Die Liebe zwinget mich zu keiner Tyranney;
Und da, wo Codrus herrſcht, ſind alle Herzen frey.

Eliſinde.

Und wer kann ungerührt von deiner Großmuth hören?
Wer kann dich ſehn, o Herr! und muß dich nicht verehren?
Wie ſchön, wie ſelten iſt die Tugend auf dem Thron!
Der Philaide Herz ſey deiner Großmuth lohn!
Ich eil ihr nachzugehn; ſie wird mit heitern Wangen,
Von Schmerz und Thränen frey, dich bald als Braut empfangen.

Dritter Auftritt.

Codrus, Nileus.

Nileus.

Nur der verſchämte Trieb, der ſanfte Jugend ziert,
Heißt Philaiden fliehn, die doch dein Werth gerühret.
Herr! laß von deiner Stirn den Kummer ſich zerſtreuen.
Um dieſen heitern Tag den Freuden ganz zu weihen.

Codrus.

Ich liebe ſie, du weißts: wer liebt, iſt allzeit ſchwach,
Und mein gerührtes Herz flieht Philaiden nach.
Doch glücklich wär ich noch, empfunden meine Schmerzen
Von Zärtlichkeit allein: — — jedoch in dieſem Herzen
Tobt noch ein anderer mit unbekannter Gram,
Der mit verborgner Furcht mir Ruh u. Hoffnung nahm.

Sinde

Sinds Ahndungen? iſts Wahn? verſchwiegne Zähren flieſſen,
Ich ſuch umſonſt mein Herz dem Kummer zu verſchlieſſen,
Die Schwermuth liſpelt mir nur Schrecken in das Ohr.
Nein, etwas Großes ſteht Athen und mir bevor:
Ich fürcht es und mit Recht. — O laſt doch euren Willen,
Beherrſcher unſrer Welt! ſich deutlicher enthüllen.
Soll dieſer groſſe Tag der Ahndung Ausgang ſehn,
Ihr Götter, wenn ihr zürnt, ſtraft mich und ſchützt Athen!

Nileus.

Wie, Herr! du, den Athen ſich immer gleich erblickte,
Den keiner Schwermuth Macht tiefſinnig unterdrückte,
Biſt du wohl Codrus noch? kein Unfall ſcheint uns nah,
Und der erzittert nun, den ich nie zittern ſah!

Codrus.

Nileus! glaube nicht, daß eitle Furcht mich rühre,
Und daß mich nur ein Bild der Phantaſey verführe.
Ich weiß, ein kleiner Geiſt iſt allzeit unruhvoll,
Voll Hitz und Ungeduld; ſtolz, wenn er zittern ſoll,
Und furchtſam ohne Noth. Ein Weiſer bleibt gelaſſen,
Erträgt ſein günſtigs Glück, kann ſich im Unglück faſſen,
Zu ſicher iſt er nie: doch niemals hoffnungslos,
Er bleibt ſich ſelber gleich, und durch ſich ſelber groß.
Ich weiß es, und du ſahſt mich nie ſchwermüthig zittern:
Doch itzt will ſich in mir die ganze Welt erſchüttern.
Die Menſchen ſind ein Spiel von unbekannter Macht!
Noch immer ſchrecket mich das Bild der letzten Nacht.

Es

Es ſchlief Athen, es ſchlief der Menſchen müder Kummer,
Ich ſelber lag verſenkt in ruhig leichtem Schlummer,
Als mich ein Traum erſchreckt. Ich ſah, ich ſah Athen,
Von Barbarn ganz erfüllt in wilden Flammen ſtehn.
Ich ſah die Jünglinge verirrt auf öden Straſſen,
Vor Furcht zerſtreut entfliehn, hinſinken und erblaſſen.
Der Pallas Tempel war erzürnter Flammen Raub,
Ich ſah hier den Pallaſt bedeckt von Schutt und Staub.
Den Säugling ſah ich hier, erwürgt von wilden Händen,
Den unſchuldsvollen Blick zum Himmel ſterbend wenden.

Der Jungfraun heilig Volk, der Prieſterinnen Schaar
Lief mit entblößter Bruſt und mit zerſtreutem Haar;
Sie ſuchten ſich umſonſt der Mordſucht zu verhehlen,
Und ſeufzend und erzürnt entflohn die reinen Seelen.
Die Greiſe ſah ich dort von Wehr und Kraft beraubt,
Und hin im blut'gen Staub ſank ihr ehrwürd'ges Haupt.
Erſtaunend ſah ich es, ich ſah die Mauern ſinken,
Ich ſah die Pallas ſelbſt mir aus den Flammen winken,
Ich ſtürzte mich beherzt in ihres Tempels Brand,
Die Göttinn zog mich hin, und nahm mich bey der Hand
Der Flammen Glanz vergieng, da ſchnell vor meinen Blicke
Mein Traum entfloh; nur blieb ſein Schrecken mir zurücke.

Alceus.

O Pallas! wende du des Schreckens Abndung ab!

Cobrus.

Iſt Arbas noch nicht hier, dem ich Befehle gab,

De-

Den Götter Spruch Apolls in Delphos zu befragen:
Schon lang erwart ich ihn.

Nileus.

Artander iſt geſchlagen.
Und Doris, das nunmehr den Frieden ſelbſt verlangt,
Läßt alle Wege frey. Doch daß er angelangt,
Iſt keinem noch bewußt.

Codrus.

Wo muß er doch verziehen?
Es kann vielleicht die Nacht der Ungewißheit fliehen,
Die meine Seele quält. Es wird Athen vielleicht
Durch dieſen Götterſpruch ſein Schickſal angezeigt.

Nileus.

Athen hat nicht mehr Recht die Dorier zu ſcheuen,
Und unſer letzter Sieg ſollt alle Furcht zerſtreuen.
Artander ſelber wünſcht hier friedlich dich zu ſehn,
Und alles ſcheint bereit das Bündniß einzugehn.

Codrus.

Ja, heute ſoll ich noch an dieſem Ort ihn ſprechen!
Ein König iſt zu groß, um ſeine Treu zu brechen.
Ich fürchte nichts von ihm, und ſtrafe den Verdacht,
Der ohne, daß ichs will, mich öfters zweifelnd
macht.
Verdacht iſt für die Furcht, und Argwohn für Ty-
rannen:
Ich ſuche dieſes Bild aus meiner Bruſt zu bannen.
Doch,

Doch, hat ſich dir der Held noch nicht bekannt gemacht,
Vor deſſen Tapferkeit erſt in der letzten Schlacht
Der Dorier entfloh?

Nileus.

Drey Tage ſind vergangen:
Noch hört man nichts von ihm. Artander war gefangen:
Der Lohn war ſchon bereit für ſeine Tyranney.
Doch wie man mir geſagt, lieſs dieſer Held ihn frey.
Mehr weis ich nicht.

Ein Soldat.

Verzeih, wenn meine Pflicht dich ſtöhret;
Es iſt ein Fremder hier, der dich zu ſehn begehret.

Codrus.

O, wär er es doch ſelbſt! er komme! welchen Lohn
Beſtimmt ihm wohl Athen?

Vierter Auftritt.

Codrus, Nileus, Medon.

Codrus.

Iſts Eliſindens Sohn?
Verführet mich kein Traum? hat dir ein Gott das Leben,
Zum Schutz des Vaterlands, vielleicht zurück gegeben?
Biſt du es, Medon, du? Trügt mich mein Auge nicht?

Medon.

Nein, es iſt Medon ſelbſt, er ſelbſt, der mit dir ſpricht,

Der

Der Eliſinde Sohn, der ſeinen König ehret,
Den edle Freude nun, erhabne Thränen lehret.
Ich war bisher ein Spiel, von wandelbarem Glück,
Mich bringt der Götter Macht, nun allzu ſpät zurück.
Warum konnt Medon dich nicht in die Schlacht begleiten,
Und für ſein Vaterland, und ſeinen König ſtreiten?
Warum war ich entfernt, und kam nicht früher an,
Wo ich nichts als den Reſt von Lorbeern erndten kann.

Codrus.

Den Göttern ſey gedankt, die dich uns wieder geben!
Sie ſelbst ſind beſorgt für wahrer Helden Leben;
Sie ſinds, die dich dem Tod mit mächtiger Hand entführt,
Die deinen Arm geſtärkt, und deinen Muth regiert.
Die Proben, die du gabſt von deinem edlen Muthe,
Verkündigten den Reſt von Theſeus Heldenblute.
Umarme mich, du warſts, du biſt derſelbe Held,
Der in der letzten Schlacht Artanders Stolz gefällt!

Medon.

Was ich gethan, iſt nichts für Vaterland und König,
Für meinen Arm genug, und für mein Herz zu wenig.

Codrus.

Doch welcher Gottheit Macht gibt dich der Welt zurück?
Wir meinten längſt um dich:

Medon.

Ein unverhofftes Glück

Ent-

Entriß mich der Gefahr, und ließ mir dieſes leben,
Es für mein Vaterland einſt edler aufzugeben.
Du weiſts, daß mich Athen, noch eh der Krieg entbrannt,
Mit wenigem Gefolg nach Theben hingeſandt.
Wir eilten muthig fort, und ſorgloß für Gefahren;
Schnell wurden wir umringt von feindlich ſtärkern Schaaren.
Mich lieſen ſie verwundt; die Meinen todt zurück.
Ich lag empfindungslos. Ein ungefähres Glück
Trieb Hirten in den Wald, wo mich der Feind gefunden.
Mit mitleidsvoller Hand verbanden ſie die Wunden.
Ihr menſchlich treuer Fleiß verlängerte den lauf
Des matten lebens noch; ich ſchloß die Augen auf.
Da wandt ich meinen Blick zu den geſtirnten Höhen,
Um einen edlern Tod die Götter anzuflehen.
Sie hörten mein Gebet; ich wurde fort gebracht,
Und kam in Theben an in unbekannter Tracht.
Dort fühlt ich, daß die Macht der Götter mich regierte.
Ich merkte, daß mein Flehn das Volk von Theben rührte.
Es zog ein muthges Heer Böotier mit mir.
Sie folgen mir; ſie ſind in wenig Tagen hier.
Ich kam dem Heer zuvor, begierig dieſe Mauern
Bald wiederum zu ſehn, die Medons Tod bedauern.
Ich weiß nicht, welche Macht uns an dem Ort entzückt,
Wo wir das Licht der Welt zum erſtenmal erblickt?
Die Luft muß ſüſſer ſeyn, die Sonne heiterſcheinen,
Es lacht ein heller Grün aus den bekandten Hainen.
Der, den Athen gebahr, ſtirbt freudig für Athen.
Voll Freude muß ich heut das Feſt des Friedens ſehn,

Ich ſey'r es mit der Stadt, obſchon bereit zum Kriege.
Mehr iſt ein Friede werth, als unzählbare Siege.

Codrus.

So denkt ein wahrer Held; der Durſt nach Ruhm und Blut
Erhitzt manch niedres Herz, iſt Wildheit und nicht Muth.
Die rauhe Tapferkeit, die nichts verehrt, als Waffen,
Erlaubt der Himmel bloß, die Sterblichen zu ſtraffen.
Der iſt ein wahrer Held, der Völkern Ruhe ſchaft,
Er iſt mehr als ein Fürſt; denn er iſt tugendhaft.
Doch groſſe Herzen ſind die zärtlichſten — — die Triebe
Von Eliſindens Herz, die mütterliche Liebe
Erwarten dich, ich geh. — — Jedoch hier kommt ſie ſchon,
Prinzeſſium, nahe dich, empfange deinen Sohn,
Den Stolz Athens, er lebt, ergebt euch eurer Freude!
Ich laß euch, ſeyd vergnügt und dankt dem Himmel beyde.

Fünfter Auftritt.

Eliſinde, Medon.

Eliſinde.

Wo bin ich? leb ich noch? o Medon! ſeh ich dich!
Er iſt es! Götter! Ja! — er iſts — umarme mich! —
O Medon! o mein Sohn!

Medon.

Ihr Götter! Eliſinde!
Sie ſinkt! — entreißt ſie nicht, da ich ſie wieder finde!
Prinzeſſinn! bin ich wohl ſo groſſer Liebe werth?

Eliſinde.

Du biſts, du lebſt! mein Sohn, mehr hab ich nicht begehrt!
Nun nehmt mein Leben hin, ihr Götter! meine Freude
Iſt für mein Herz zu groß, zu ſchnell nach meinem Leide.
Ihr Götter! die ihr mich und meinen Schmerz geſehn,
Kaum hätt' ich es gewagt, euch darum anzuflehn.
Du lebeſt noch, mein Sohn!

Medon.

Des Todes Finſterniſſen,
Die ſich ſchon näherten, hat mich das Glück entriſſen,
Vielleicht dazu beſtimmt, daß künftig meine Hand
Den Göttern dienen ſoll und unſerm Vaterland.

Eliſinde.

Allein durch welchen Weg biſt du dem Tod entgangen?
Von welchem mächt'gen Gott hat Medon Schutz empfangen?
Schon glaubte dich Athen ein Opfer fremder Wuth.
Die Deinen fand man todt. — du biſt von Theſeus Blut;
Durch Niederträchtigkeit erhielt du nicht dein Leben.

Medon.

Nein, Eliſinde! nein, bereit es hin zu geben,

Entweihete dein Sohn den Ruhm der Ahnen nicht.
Nein! — doch verzeih, daß dich die Sehnsucht unterbricht.
Verzeih dem heftigsten und tugendhaftsten Triebe!
Lebt Philaide noch? denkt sie an meine Liebe?
Wo ist sie? — ist sie todt? — ist sie mir ungetreu?
Ich zittre! dein Gesicht entfärbet sich hierbey.
Du schweigst — entdecke mir, was ich zu fürchten habe!
Riß mich der Götter Macht nur darum aus dem Grabe,
Damit ein ärgrer Tod mich hier erwarten soll?
Entdecke mein Geschick! mein Herz ist schreckensvoll.

Elisinde.

Sie lebt. — doch welcher Ort hielt dich bisher verborgen?
Bedachtest du getreu die dir befohlnen Sorgen?
Kamst du nach Theben hin, und kommst allein zurück?

Medon.

Ich kam nach Theben, ja — warum schloß das Geschick
Nicht eher dieses Aug mit ew'gen Finsternissen?
Ach Elisinde! sprich, laß mich mein Schicksal wissen!
Es rühre dich mein Schmerz, es rühre dich dein Sohn!
Sie lebt, und liebt mich nicht! ist dieß der treue Lohn?
Sie liebet mich nicht mehr; dieß saget mir dein Schweigen.
Aus Mitleid säumst du dich, mein Unglück anzuzeigen.
Wem opfert sie mich auf? sprich!

Elisinde.

Medon! hast du Muth?

Me-

Medon.

Gott! welche Frage! — ſprich, wo mein vergoſſnes Blut
Es dir bezeugen ſoll, daß ich es nicht entweihe?
Daß ich dein Sohn noch bin? daß ich den Tod nicht ſcheue?
Wer iſts, der meinem Ruhm verläumdriſch ſchaden kann?

Eliſinde.

Ein groſſer Krieger iſt nicht ſtets ein groſſer Mann.
Aus Ruhmſucht oder Stolz kann man ſein Leben wagen;
Mehr Muth gehört dazu, ſein Unglück zu ertragen.
Der wahre Muth bleibt oft am meiſten unbekannt;
Im Herzen iſt ſein Siz und nicht in unſrer Hand.
Sprich, haſt du Muth genug, mich ruhig anzuhören?

Medon.

Ich bin dazu bereit.

Eliſinde.

Wer naht ſich uns zu ſtören?
Kommt . .

Eine Wache.

Philaide kömmt, Prinzeſſinn!

Eliſinde zu Medon.

Bleibe hier!
Ich eile!

Medon.

Wie? ſie kömmt? ſie ſelbſt?

Eliſinde.

Du folgeſt mir?
Erwart mich!

Medon.

Himmel wie? ſo ſoll ich ſie nicht ſehen!
Ihr Götter! welch Geſchick? — —

Eliſinde.

Jetzt kann es nicht geſchehen.
Bleib hier!

Medon.

So kann mein Schmerz — —

Eliſinde.

Iſt dieſes Medons Muth?

Medon.

Verzeihe, Grauſame, betrogner Liebe Wuth;
Ich kenne mich nicht mehr. Der Schmerz, den ich
empfinde — —

Eliſinde.

Biſt du wohl Medon noch? bin ich noch Eliſinde?
Gilt mein Befehl bey dir? haſt du dein vor'ges Herz?
Gehorche; bleib zurück! — (Wie rührt mich nicht
ſein Schmerz!)
(Sie geht ab.)

Medon alleine.

So kann der Menſchen Glück nur Augenblicke dauern!
Ihr Götter dieſes Orts! ihr väterliche Mauern!
Wie

Wie freudig war ich nicht, als ich euch wieder ſah!
Und meiner Freude war der ſtärkſte Schmerz ſo nah!
Warum erhielt das Glück mein unglückſeliges Leben?
Ich hätt es in der Schlacht vergnügter aufgegeben.
Der Ungewißheit Stand iſt allzu ſchreckensvoll;
Entdeckt mir wenigſtens, was ich beklagen ſoll!
Ihr Götter! rührt euch nicht der zärtlichſte der Triebe?
Nehmt Ruhm und Glücke hin, verſchont nur meine Lieve.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eliſinde, Medon.

Eliſinde.

Nun kennſt du dein Geſchick! du dauerſt mich! allein
Bewundert will ein Held und nicht bedauert ſeyn,
Wenn ihn ein Unglück trift. Nie kann er unterliegen,
Er fühlet ſeinen Schmerz; doch kann er ihn beſiegen.
Gehorche deiner Pflicht. Es freut ſich ganz Athen,
Des Theſeus würd'ges Blut auf unſerm Thron zu ſehn.
Du weißt, ich liebe dich, ich liebe Philaiden.
Sie war für dich beſtimmt; das Glück hat euch geſchieden.
Gehorche dem Geſchick. Es rühret mich deine Pein:
Kein Sieg kann ohne Streit und ohne Schmerzen ſeyn.

Der Tugend Bahn iſt voll von Arbeit und Beſchwerden:
Du biſt ein Unterthan; ſey werth ein Fürſt zu werden.
Lern dich beherrſchen!

Medon.

O! wie ſchwer iſt dieſe Pflicht!
Zwar kämpfen kann mein Herz, doch ſiegen kann es nicht.
Nur bey den Göttern ſteht der Menſchen Glück und Leben!
Sie haben ihre Macht den Königen gegeben,
Die herrſchen über uns. Der Menſchen Luſt und Schmerz
Steht oft in ihrer Macht; doch niemals unſer Herz.
Nur dies wird ſtets regiert von unbekanntem Triebe.
Kein König und kein Gott herrſcht über unſre Liebe.
Mein Leben geb ich gern für meinen König hin;
Du weiſt, ob ich bisher ihm treu geweſen bin!
Doch meine Liebe werd ich nie beſiegen können;
Es kann mich kein Gedicht von Philaiden trennen.
Verzeih, bedaure faſt den unglückvollen Sohn!
Liebt Philaide mich, ſo ſchätzt ſie keinen Thron,
Und wird vergnügt mit mir, um mir getreu zu bleiben,

Eliſinde.

Auch niederträchtig ſeyn, und ſich durch Wahn betäuben;
Der Tugend Zuruf fliehn, der Tugend, die uns lehrt
Der Liebe widerſtehn, wenn ſie die Pflichten ſtört?
Will Medon, will ein Held, den hundert Siege zieren,
Die Herrſchaft über ſich, den ſchönſten Sieg verlieren?

Durch

Durch Philaidens Pflicht wird dir ihr Herz entwandt,
Ihr Vater als er ſtarb, befahl ihr dieſes Band.
Du willſt, ſie ſoll gleich dir der Tugend widerſtreben,
Und ſuchſt dein Unglück noch dem Himmel Schuld zu geben.
Vielleicht iſt ſie zu ſchwach, daß ſie ſich dir ergiebt,
Und mit dir fliehen will! ſie iſt ein Weib, und liebt.
Du ſollteſt ſtärker ſeyn und durch dein Beyſpiel zeigen,
Kein Unglück könn ein Herz, das edel denket, beugen.
Du ſolteſt ſtandhaft ſeyn. Die Liebe tad'l ich nicht;
Sie herrſche, wo ſie will, doch weiche ſie der Pflicht!
Ermuntre dich, mein Sohn! ſchlag nicht die Hoffnung nieder,
Die wir von dir gefaßt: ſey endlich Medon wieder.
Vernunft und Weisheit ſtillt der Leidenſchaften Krieg,
Und ſelbſt der Tugend Schmerz verſchönert ihren Sieg.

Medon.

Mein Herz iſt allzu ſchwach für deine ſtrengen Lehren
Mein Unrecht fühl ich zwar; doch nur die Pein zu mehren.
Ihr Götter! lenket mich, mein Unglück kömmt von euch
Mein ungewiſſes Herz verzagt bey dieſem Streich!
Ihr könnt mir zwar den Muth, ſie zu verlieren, geben
Jedoch nicht Muth genug nach dem Verluſt zu leben.
Mein allzu zärtlich Herz hat hiezu keine Kraft,
Mein Tod wird mich befreyn!

Elſinde.

Stirb! und ſey tugendhaft!
Dies iſt des Lebens Zweck. Erkenne meine Liebe,
Und meine Zärtlichkeit aus eben dieſem Triebe,

Der dir nun grauſam ſcheint. Mein mütterliches Herz
Seufzt heimlich, wenn du weinſt, und fühlet deinen
Schmerz.
Ich leide mehr als du! wie gern wollt ich mein Leben,
Dich glücklicher zu ſehn, dem Himmel wieder geben!
Doch, wenn die Tugend ſpricht, ſo ſchweigt mein Kum-
mer ſtill;
Ich kann dich ſterben ſehn, wenn es die Tugend will.
Ein edler Tod iſt mehr, als ein entweyhtes Leben;
Doch wahre Tugend muß der Schwermuth widerſtre-
ben.
Sey muthig! Kleinmuth nur verzaget bey der Pein.
Zu was entſchließt du dich? ſprich!

Nicon.

Deiner werth zu ſeyn.
Ich weiß nicht, welcher Geiſt, der jedes Wort belebet,
Mein Herz mit neuem Stolz bey deiner Red erhebet!
Der Gottheit Stimme gleich, bringt nun dein mächt-
ges Wort
Durch mein beſtürztes Herz und weckt die Tugend dort.
Ich fühl ein edles Feur in meinem Buſen glühen,
Ich will Athen, mich ſelbſt und Philaiden fliehen.
Sie lieben werd ich ſtets, doch traurig und allein,
Fern von Athen und ihr. Sie ſoll des Codrus ſeyn.
Ich willige darein; ich flieh! für meinen König
Und für mein Vaterland iſt noch mein Leben wenig,
Ich geb es willig hin.

Eliſinde.

Sieh, Theſeus, ſeinen Muth!
Er iſt der Ruhm Athens, mein Stolz, dein würdges
Blut!

Umär-

Umarme mich, mein Sohn! mich ſchmerzt, dich zu entfernen!
Jedoch du ſollſt von mir dem Glück entſagen lernen,
Das man am höchſten ſchätzt. Sey glücklich, fern von mir!

Medon.

Ein letztes einz'ges Glück erbitt ich noch von dir!
Noch einmal führe mich zur traur'gen Philaide,
Und wenn dereinſt mein Geiſt, beſtänd'ger Schmerzen müde,
Vielleicht in kurzer Zeit befreyt den Leib verläßt,
Dann bringt ihr mitleidsvoll des Medon traur'gen Reſt,
Die Aſche weinend hin, und wehre nicht den Thränen,
Die ſie vielleicht vergießt, den Schatten zu verſöhnen.
Noch eh der Tag verſtreicht, will ich von hier ſchon geh'n.
Laß mich zum letztenmal noch Philaiden ſeh'n,
Das letzte Lebewohl aus ihrem Munde hören.

Eliſinde.

Wird deine Schwachheit nicht den edlen Vorſatz ſtören?
Biſt du wohl ſtark genug, den Abſchied auszuſteh'n?
Vorhin verbot ich dir, ſie noch einmal zu ſeh'n;
Ich ſcheute deinen Schmerz. Sie weiß von deinem Leben,
Sie weint, doch ſie kann nicht der Schickung widerſtreben.
Nun iſt ſie Codrus Braut. Allhier erwart ich ſie!
Du weineſt! ſey mein Sohn; ſchon naht ſie ſich. Entflieh,
Wenn dir die Stärke fehlt; jezt muſt du ſtandhaft ſcheinen.

Medon.

Mein Schmerz iſt allzu groß, um jezo noch zu weinen.
O Tugend, mach mein Herz bey dieſem Anblick feſt!
Verzeih' o Vaterland! der Schwachheit letzten Reſt;
Verzeihe, wenn dies Herz nun doppelt ſchneller ſchläget,
Wenn ſich ein eitler Wunſch in ſtillen Seufzern reget.
Verhüte wenigſtens, daß wenn mein Herz ſich zwingt,
Der Schwachheit Zähre nicht aus meinen Augen dringt.
Ich würde ſie ja ſelbſt durch meinen Schmerz betrüben.
Ich bin nicht ſchwach genug, mein Glück in ihr zu lieben!
Ihr eignes Glück allein war meiner Wünſche Ziel.
Mein Leben acht ich nicht, und ihres iſt mir viel.

Eliſinde.

Mich rührt dein edler Muth. Ich fühle ſelbſt dein Leiden;
Ich weine itzt zugleich aus Schmerzen und aus Freuden.

Zweyter Auftritt.

Philaide, Eliſinde, Medon.

Philaide.

O Medon ſeh ich dich! biſt du es? bringt das Glück
Den Helden, den mein Herz beſtändig liebt, zurück?
Beglückter Augenblick! obſchon vermengt mit Schmerzen!
Dein Angedenken riß kein Zufall aus dem Herzen.
Die Welt ſchien mir betrübt, weil meine Furcht geglaubt,
Daß dich der Götter Zorn ihr ſchon ſo ſchnell geraubt.
Du

Du lebſt! ein Irrthum nur ließ dich als todt beweinen!
Von nun an ſeh ich erſt die Sonne wieder ſcheinen,
Von nun an ſeh ich erſt den Frühling wieder blühn,
Mein Medon nur allein ſchmückt und verſchönert ihn.
Wie viel — du weißt es wohl — (zu Eliſinden) wie viel hab ich gelitten?
Selbſt Eliſinde hat den Schmerz umſonſt beſtritten!
(zu Medon)
(zu Eliſinde) Haſt du es ihm geſagt? — Jedoch du redeſt nicht.
Du weinſt. Ein finſtrer Gram entſtellet dein Geſicht.
Ihr Götter! ach! erſtaunt! er ſcheut mich zu empfangen,
Und langſam rollen ihm die Thränen von den Wangen.

Medon.

Wie glücklich bin ich nicht dich noch einmal zu ſehn!
Du liebſt mich! dies iſt gnug, vergnügt zum Tod zu gehn.
Des Himmels Schluß befiehlt, daß wir uns wieder ſcheiden,
Doch groſſe Herzen ſind beſtimmt um hier zu leiden.
Der Menſchheit gröſtes Glück iſt tugendhaft zu ſeyn,
Und eben dieſes Glück wird oft zu unſrer Pein.
Alcid und Philoctet, und ſelbſten Theſeus waren
Stets irrend, unbeglückt, verwickelt in Gefahren:
Doch ſtatt des niedern Glücks erwartete der Lohn,
Der wahrer Tugend folgt, auf dem Olymp ſie ſchon.
Auch wir, wir ſind beſtimmt auf dieſer Bahn zu gehen,
Durch unſrer Liebe Schmerz die Tugend zu erhöhen.
In einer beſſern Welt will ich dich wieder ſehn.
Die Tugend helfe dir den Abſchied überſtehn,

Ich

Ich folge meiner Pflicht: nie wirſt du mich erblicken
Ein fremdes Erdreich wird des Medons Aſche drücken.
Du biſt des Codrus nun, und er iſt deiner werth.
Doch, wenn dich das Geſchick zu ſeiner Braut erklärt,
Wenn goldner Kronen Pracht die ſchöne Stirne zieret,
Wenn dich der Glanz umſtrahlt, der Fürſten oft verführet,
Wenn prächt'ger Unruh voll, die Freude dich umgiebt,
Vergiß, vergiß nicht ganz, daß Medon dich geliebt.
Sprich! Medon liebte mich mehr, als ſein eignes leben.
Für Vaterland und Pflicht hat er mich hingegeben.
Kein Jüngling lebt, der ihm an Lieb und Schmerzen gleicht!
Ruh ſanft, Unglücklicher! die Erde ſey dir leicht!
Ruh ſanft, Unglücklicher! zum Lohn für deine Treue
Nimm dieſe Thräne hin, die ich der Schwermuth weihe.

Philaide.

Was ſagſt du? biſt auch du ſo grauſam, als das Glück?
Du willſt, du kannſt mich fliehn? Grauſamer denk zurück!
An unſer vor'ges Glück, an das, was du geſchworen.
So lebeſt du Medon, ach! und biſt für mich verlohren!
So biſt du nicht mehr mein, und ich, ich lebe noch?
Du liebſt mich, wie du ſagſt, und du verläßt mich doch?
Liebſt du mich in der That ſo, kann uns nichts mehr trennen.
Die, die für dich gelebt, wird mit dir ſterben können.

Medon.

Ich bleiben? ſollt ich dich in fremden Armen ſehn,
Könnt ich der Eiferſucht noch länger widerſtehn?
Kein Mittel bleibet mir, als dies, mich zu entfernen.
Da uns der Himmel trennt, ſollſt du mich kennen lernen.
Nicht höher ſchätz ich dich, als Tugend, Ehr und Pflicht;
Jedoch ſo hoch als dich, ſchätz ich mein Leben nicht.
Die Tugend heißt mich fliehn.

Philaide.

Und mich, mich heißt ſie ſterben.
Ich kann der Götter Hülf und Mitleid nicht erwerben.
Du fliehſt mich, Medon, du! nichts bleibt mir mehr zurück.
Iſt nun dein Zorn erſchöpft, tyranniſches Geſchick!
Entreiſſe dieſen Geiſt, der längſt zu ſeufzen müde,
Bald der verhaßten Welt! du ſiegeſt — —

(ſie ſinkt Eliſinden in die Arme.)

Medon, der ſich ihr zu Füſſen wirft.

Philaide.

Eliſinde.

Betrübte Zärtlichkeit! was koſteſt du für Pein!
Sey ſtandhaft, Sohn!

Medon.

Sie weint, und ich ſoll ſtandhaft ſeyn!
Ich kann, ich kann dem Schmerz nicht länger widerſtehen!
(zu Phil.) Zu deinen Füſſen hier ſollſt du mich ſterben ſehen.

Nun

Nur weine nicht; dein Schmerz beſiegt meinen Muth,
Die Thränen, die du weinſt erkauf ich gern mit Blut.
O Schmerz! — —

Philaide.

So ſoll ich dich verliehren?
So läßt der Himmel ſich durch unſre Quaal nicht rühren?
(richtet den Medon auf)

Eliſinde.

Unglücklichs Paar! das nun die Schickung auserſehn,
Der Liebe größten Schmerz beherzt zu überſtehn,
Laßt eure Herzen nicht dem Unglück unterliegen!
Beſiegt euch, um den Zorn der Götter zu beſiegen!
Steh auf, mein Sohn, dein Schmerz und deiner Liebe Pein
Wird bey der Nachwelt noch der Großmuth Beyſpiel ſeyn!
Und du, die das Geſchick zum Herrſchen auserſehen,
Leb, wenn du herrſchen wirſt, der Tugend beyzuſtehen:
Dies ſey dein beſter Troſt, du warſt darzu beſtimmt.
Erſticket dieſen Trieb, der euch den Muth benimmt.
Flieht, und verlängert nicht des Abſchieds traurge Stunden!
Dies Zaudern mehret nur den Schmerz, den ihr empfunden.
Ich ſeh euch ſtandhaft zu; doch leid ich mehr, als ihr.
Zu weinen iſt ein Troſt, und ich verſag ihn mir.

Philaide.

So war mein Herz beſtimmt ſo viele Quaal zu leiden!
Mes

Medon.

So mußte das Geſchick zwey ſolche Herzen ſcheiden!

Philaide.

Ich ſoll dich nicht mehr ſehn?

Medon.

Ich ſoll dich ewig fliehn!
Doch wird ein früher Tod mich bald der Qual entziehn.

Philaide.

Und ich — kann mir mein Schmerz den Tod nicht eher geben,
Und ich verſpreche dir, dich nicht zu überleben.

Eliſinde.

Es iſt zum Scheiden Zeit: bald wird ſich Codrus nahn.
Itzt kündigt Phorbas ihm den Spruch der Götter an.
Ich ſah ihn, als er kam. Der Kummer eurer Herzen
Wächſt durch die Thränen nur, und Klagen mehrt die Schmerzen.

Philaide.

Grauſame! kürze doch die ſchnellen Stunden nicht!

Eliſinde.

Ich heiß ihn nicht entfliehn! Geſchick und Tugend ſpricht;
Es iſt zum Abſchied Zeit.

Medon.

Ich folge dem Geſchicke!
Ich zittre! welche Nacht benebelt meine Blicke!
Es hemmt ein tödtlich Eis mein Blut in ſeinem Lauf.

Eliſinde.

O Götter! richtet ihn in ſeinen Schmerzen auf!
Mein Muth entweicht, mein Herz iſt ſeiner Stärke müde.

Medon.

O mein verlohrnes Glück! o liebſte Philaide!
(Er küßt ihr die Hand.)
Leb wohl! leb ewig wohl!

Philaide.

O Medon! o Geſchick!

Medon.

O warum überlebt dein Medon dieſen Blick!
(Eliſinde umarmet ihn.)

Eliſinde.

Sohn! lebe wohl, und nim die letzten Wehmuthszeichen
Der m...erlichen Treu. Willſt du den Helden gleichen,
Vom Theſeus lerne nur, wie man Tyrannen dämpft:
Von mir haſt du gelernt, wie man ſich ſelbſt bekämpft!
Denk an mich, fahre fort, und laß dein würdig Leben
Von wahrer Tapferkeit der Welt ein Beyſpiel geben.
Beſiege dich zuerſt und jede Leidenſchaft.
Dann ſiege, ſey ein Held! ſey mehr, ſey tugendhaft!
Ihr

Ihr Götter! ſteht ihm bey und leitet ſeine Jugend,
Vermindert ſeinen Schmerz! er leidet ihn aus Tugend;
Und wenn ihr ihm auch nicht des Nachruhms lob gewährt.
Nur darum bitt ich euch, macht ihn des Nachruhms werth.
Die ſtille Tugend ſey der ſtärkſte ſeiner Triebe!
Sohn denk entfern von mir, an Eliſindens Liebe ——
Leb wohl, nichts hält dich mehr; die Zeit iſt ſchon entflohn.

Medon.

Prinzeſſinn, lebe wohl.

Philaide.

Ich ſterbe.

Eliſinde.

Flieh mein Sohn!

Medon.

Ich fliehe, doch du mußt die letzte Bitte hören,
Steh Philaiden bey, ſuch ihrem Schmerz zu wehren!
Ich flieh, es iſt geſchehn, der trotzet jeder Noth,
Der nichts mehr wünſchen kann, als einen edlen Tod.
(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Eliſinde, Philaide.

Eliſinde.

Es iſt geſchehn! — — er flieht! o könnt ich einſam weinen —
Wie ſchwer! —— wie bitter iſts, den andern ſtandhaft ſcheinen,
Wenn unſer Herz der Macht des Schmerzens unterliegt!
(zu Philaide) Sey ſtandhaft! Medon floh, die Tugend hat geſiegt.
Noch einen ſchönern Sieg muß ſie bey dir erwerben
Im Tempel —

Philaide, die ſich auf einmal ermuntert, und der Scene zulauft, wo Medon abgegangen.

Iſt er fort? —— o Medon, ſieh mich ſterben.
Grauſamer komm zurück! (zu Eliſinden, die ſie zurück hält.) laß mich . . er iſt entflohn!
Du hältſt mich noch zurück, du weinſt nicht um den Sohn,
Grauſames hartes Herz! — ich will zum Tempel gehen;
Ja dorten ſollſt du mich an Codrus Seiten ſehen.
Doch ſoll zugleich ein Dolch mich von der Lebens Pein
Von meiner Liebe Schmerz — von deinem Blick befreyn.

Eliſinde.

Wie rührſt du mich! dein Schmerz verdoppelt nur den meinen — —

Durch

Durch Tugend wird das Glück beſiegt und nicht durch Weinen.

Ich weine nicht.

Philaide.

Dein Herz, dein Auge widerſpricht,
Und weinend ſagſt du mir umſonſt: ich weine nicht.
Warum, da dich der Schmerz ſo heftig eingenommen—

Eliſinde.

O Himmel, faſſe dich! ich ſeh den König kommen.

Vierter Auftritt.

Codrus, Nileus, Eliſinde, Philaide.

Codrus, zu Philaide.

Prinzeſſinn! dieſen Tag wollt' ich zwar glücklich ſeyn,
Er war dazu beſtimmt. Des Hymens Fackeln Schein
Erhellt den Tempel ſchon: ſchon tönen frohe Lieder.
Doch darf ichs ſagen? ach! der Himmel ſcheint zuwider.
Ahndungen die mir drohn, erfüllen dieſes Herz
Mit Sorge für Athen und unbekanntem Schmerz.
Selbſt deine Traurigkeit hilft meinen Kummer ſtärken.
Ich muß auf deiner Stirn noch Schmerz und Gram bemerken.
Vielleicht enthüllte ſich der Zukunft Dunkelheit
In wenig Tagen ſchon, vielleicht geſchieht es heut.
Doch denke, welcher Schmerz iſts nicht für meine Liebe,
Wenn ich für dieſen Tag des Hymens Feſt verſchiebe?

Philaide.

Von Ahndungen beſtürzt, fühlt lange ſchon mein Herz
Auch keine Leidenſchaft als Schrecken oder Schmerz
Ich ſehe, daß auch dich verſteckte Sorgen kränken:
Ich geh, in Einſamkeit den meinen nachzudenken.

(geht nebſt Eliſinden ab.)

Fünfter Auftritt.

Codrus, Nileus.

Nileus.

Wie, Herr! du ſelbſt verſchiebſt des Hymens feſtes Band!
Welch Unglück drohet dir und unſerm Vaterland?
Beſtürzt die Nachricht dich, die Phorbas dir entdecket?
Iſt es der Götter Spruch, der deinen Kummer wecket?

Codrus.

Nileus! fürchte nichts, Athen ſoll ſiegreich ſeyn!
Der Götter Rath verſprichts, und ihr habt nichts zu ſcheun.
Was ſonſt ihr Wille ſey, dies muß ich itzt verſchweigen.
Vielleicht wird heute noch ſich die Erfüllung zeigen.
Ich kann nun meinen Traum ſchon deutlicher verſtehn;
Doch kann ich durch die Nacht der Schickung noch nicht ſehn,
Ich weiß noch nicht, wodurch — jedoch, ich bin zufrieden,
Ich weiß genug, mein Herz hat alles ſchon entſchieden.

Die

Die Wohlfahrt von Athen, Nileus, ſteht bey mir:
Dieß iſt der Götterſpruch.

Nileus.

Steht unſer Glück bey dir,
So fürchten wir nichts mehr; doch ſtatt der heitern Freude,
Scheint mir dein Herz erfüllt von Gram und ſtillem Leide.
Warum verſchiebt dein Schluß den ſchönſten Augenblick?

Codrus.

Ich leide nicht, o Freund, ich danke dem Geſchick.
Schein ich gleich ſchwach zu ſeyn, ſchein ich dir gleich zu leiden;
Iſt doch mein Geiſt noch frey und fühlt die ſtillen Freuden,
Wodurch die Tugenden ein groſſes Herz erhöhn. — —
Jedoch; warum iſt nicht Artander in Athen?
Ich ſoll ihn heute noch an dieſem Orte ſehen.
Laß unſer Volk bereit ihn zu empfangen ſtehen.
Ich eil indeſſen ſelbſt der Pallas Tempel zu,
An ihres Altars Fuß find ich vielleicht die Ruh.
Der Götter Vorſicht hat die Bahn von unſerm Leben
Mit tiefer Dunkelheit und heil'ger Nacht umgeben.
Wir irren Blinden gleich, mit ungewiſſem Tritt,
Und unbekannte Macht regieret jeden Schritt.
Zuletzt bringt uns die Zeit nach durchgeträumten Jahren
Zu unſern Ahnen hin; wir ſind nun, was ſie waren,
Und werden, was ſie ſind. Der Ruhm bleibt nur zurück.
Der Weiſe wird für ihn zum Meiſter vom Geſchick.

Die Tugend nur allein kann durch die Dunkelheiten
Uns zur Unſterblichkeit auf ſichern Wegen leiten.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Codrus, Nileus.

Codrus.

Wie? Medon reißte ſchnell und heimlich von Athen?
Er floh bestürzt von hier. Du haſt ihn ſelbſt geſehn?

Nileus.

Ja, Herr, ich ſah ihn hier aus dem Pallaſte gehen,
Man konnt' auf ſeiner Stirn die tiefſte Schwermuth ſehen.
Er gieng durchs nahe Thor und ſah mit trübem Blick
Noch oft nach dem Pallaſt und nach Athen zurück.

Codrus.

Er floh und wollte mir nicht ſeinen Schmerz entdecken!
Warum will Medon ſich vor meinem Blick verſtecken?
Warum flieht mich mein Freund? da jeder Unterthan
Auf Beyſtand, oder doch auf Mitleid, hoffen kann.

Nileus.

Von ferne ſeh ich, Herr, dort Philaiden kommen!

Co-

Codrus.

Sie kömmt gedankenvoll! von Schwermuth eingenommen.
Mir ſcheint es, daß ſie weint und daß ſie leiſe ſpricht.
Tiefſinnig nah't ſie ſich und ſieht uns itzt noch nicht.

Zweyter Auftritt.

Codrus, Nileus, Philaide.

Philaide, in tiefen Gedanken.

Hier wars! hier hab ich ihn das letztemal geſehen!
O Medon . . . Herr verzeih!

(Sie erblickt den Codrus, erſchrickt und will abgehen.)

Codrus.

Du eilſt, hinweg zu gehen,
So bald du mich erblickt! was quält dich für ein Schmerz?
Warum verſteckt ihn mir dein allzufurchtſam Herz?
Prinzeſſinn! kann ich dann nie dein Vertraun erreichen?
Und warum ſuchſt du ſtets den Fragen auszuweichen?
Es iſt dein beſter Freund, der itzo mit dir ſpricht:
Was man den Codrus ſagt, erfährt der König nicht.
Ich rede nicht mit dir, wie die Verliebten pflegen;
Kein zärtlich Klagen ſoll zum Mitleid dich bewegen:
Doch traue deinem Freund. Wenn du mich auch nicht liebſt,
Verlang ich, daß du mir dies Freundſchaftszeichen giebſt.

Dich quält ein ſtiller Schmerz; mich deucht auch Ell-
ſinde
Fühlt einen innern Schmerz, den ich noch nicht ergründe.
Du kannſt mir, was euch quält, ohn alle Furcht ge-
ſtehn. — —
Und Medon, Medon flieht ſchwermüthig aus Athen?

Phillaide.

Herr! Medon floh — — verzeih — ach, darf ich es
entdecken!

Codrus.

Du weinſt, du ſuchſt umſonſt die Thränen zu verſtecken!
Fahr fort!

Phillaide.

Verzeihe, Herr! wenn dich mein Wort betrübt.
Verzeih, du willſt es ſo! er floh — weil er mich liebt.
(Sie wirft ſich Codrus zu Füſſen.)
Verzeih und gib die Schuld dem herrſchenden Geſchicke!
Schon lang hätt ichs entdeckt; die Furcht hielt mich
zurücke:
Die Liebe hatte ſchon, ſeit unſrer jüngſten Zeit,
Durch Unſchuld uns vereint, durch Glück und Zärt-
lichkeit.

Codrus.

Du liebſt ihn? er liebt dich! warum warſt du ver-
ſchwiegen,
Und lieſſeſt mir oft zu, mich ſelbſten zu betrügen?
Steh auf, Prinzeſſinn! glaub, es rühret mich dein
Schmerz:
Ich will dich glücklich ſehn, und Codrus zwingt kein Herz.
Doch

Doch fahre fort: was hieß, den jungen Medon fliehen?

Phillaide.

Er floh, mir keinen Thron, mich dir nicht zu entziehen.
Aus Großmuth ſtürzt er ſich freywillig in die Noth.
Verzweiffelnd eilt er fort, und ſuchet ſeinen Tod.
Verzeihe, Herr —— ich kann nicht meinen Thränen wehren;
Er iſt entfernt; ſein Trieb kann deine Ruh nicht ſtöhren.
Ich werd ihn nicht mehr ſehn — mein Herz verehret dich!
Fehlt Gegenliebe noch, Herr, ſo bedaure mich.
Mein Unglück hat die Schuld — kein Herz wählt ſeine Triebe,
Und unbekannte Macht zwingt alle zu der Liebe.
Die Weisheit dämpft ſie zwar; doch völlig ſiegt ſie nicht.
Ihr Trieb beſiegt den Tod — jedoch nicht Ruhm und Pflicht.
Der treue Medon floh dem Könige zu weichen;
Auf Eliſindens Rath.

Codrus zu Nileus.

Geh, ſuch ihn zu erreichen!
Schick ihm Trabanten nach; man bring ihn mir zurück!

(Nileus geht ab.)

Ich kann ihn glücklich ſehn; ich danke dem Geſchick,
Das mir die Macht noch giebt, die Tugend zu belohnen.
Selbſt Eliſinde will nicht Medons Liebe ſchonen!
Der treue Jüngling flieht, und läßt mir, was er liebt!
O! wenn ein Unterthan mir dieſes Beyſpiel giebt;

Was

Was kann ein König thun? der Lohn ist stets zu wenig;
Ein tugendhafter Mann ist grösser als ein König.
Ich fühl es, und mich nimmt ein edler Eifer ein,
Dem Medon wenigstens an Großmuth gleich zu seyn.

Dritter Auftritt.

Philaide, Codrus, Elisinde.

Codrus zu Elisinden.

Prinzessinn nahe dich; ich habe Recht zu klagen:
Du heißt den Medon fliehn, und ohn es mir zu sagen?
Bey grossen Herzen geht die Tugend oft zu weit,
Sie will erhaben seyn, und wird zur Strengigkeit.
Nichts konnte dieses Herz empfindlicher verletzen.
Ein Glück, das andre quält, wird niemals mich ergötzen.
Es soll kein Unterthan durch mich unglücklich seyn.
Und welcher Unterthan? dein Sohn! hat seine Pein
Dein Herze nicht gerührt? mich hätt er rühren müssen!
Allein zu rechter Zeit läßt mirs der Himmel wissen.
Ich dank ihm, und dein Sohn kömmt heute noch zurück.
(zu Philaide)
Sey seiner Tugend Lohn; die Liebe sey dein Glück!

Elisinde.

Kann wohl bey Sterblichen die Großmuth höher steigen?

Philaide.

Erstaunen — Dankbarkeit — zwingt meinen Mund zu schweigen.

(Sie

(Sie will ihm zu Füſſen fallen, er giebt es nicht zu)
Iſts möglich? König, Herr, der Götter wahres Bild!
Mein Herz iſt allzuſchwach zum Trieb, der es erfüllt--
Ich kann nicht reden — nein — warum kann ich mein Leben
Nicht ſo, wie Medon kann, für meinen König geben?
Warum iſt meine Hand zu ſchwach ihm beyzuſtehn?
Beherzt wollt ich zum Tod, um ihn zu retten, gehn.
Der Freuden-Ubermaas, Erſtaunen ſchlägt mich nieder,
Herr, du giebſt mir und ihm zugleich das Leben wieder.

Eliſinde.

Und ich erſtaune nicht, bey dem was ich gehört.
Die größte Heldenthat iſt meines Königs werth,
Und Codrus war allein werth, ſie begehn zu können.
Das Glück der Sterblichen ihr eignes Glück zu nennen,
Dies iſt der Götter Luſt. Sie gönnen es allein
Den ſeltnen Königen, die, Göttern gleich zu ſeyn,
Der Unterthanen Glück durch Menſchenliebe machen,
Und durch ſich ſelber groß der Krone Stolz verlachen.

Codrus.

Seyd glücklich, ſeyd vergnügt und dankt nur dem Geſchick!
Dies ſey mein ein'ger Lohn, und wird mein eignes Glück!

Vierter Auftritt.

Eliſinde, Philaide, Codrus, Nileus.

Nileus.

Verſchiedne Boten ſind dem Medon nachgeſchicket!
Herr! ich hab in Athen Artandern ſchon erblicket,
Der, weil er dich zu ſehn, beym Bündniß ſich entſchloß,
Sich dem Pallaſte naht und ſein Gefolg iſt groß!

Eliſinde.

Komm, Philaide, komm, den Himmel anzuflehen,
Itzt der Befeſtigung des Friedens beyzuſtehen.
(Eliſinde und Philaide gehn ab.)

Fünfter Auftritt.

Nileus, Codrus.

Nileus.

Wie groß iſt nicht der Muth von dem du Proben giebſt,
Wie, Herr! aus eignem Trieb, verlierſt du, was du liebſt?

Codrus.

Vernunft beſieget oft die Triebe groſſer Herzen:
Doch ſelbſt ihr Lohn, das Lob erneuert nur die Schmerzen.
Erinnre mich nicht mehr an Schmerzen und Verluſt,
Und ſtöhre nicht durch Lob die Stille meiner Bruſt.

Den

Den Göttern dank ich nur, die bey dem Ziel vom Leben
Mir die Gelegenheit, noch wohl zu thun, gegeben.
Allein Artander kömmt! Nileus folge mir,
Laß uns entgegen gehn.

Nileus.

Verzeih! er iſt ſchon hier.

Sechſter Auftritt.

Codrus, Nileus, Artander, Licas, Gefolge von Doriern.

Artander.

Ich danke meinem Glück; es ſtillet mein Verlangen,
Den Codrus in Athen freundſchaftlich zu empfangen.
Wir hofften ſonſt auf nichts ſeit deinem letzten Sieg,
Und dieſer groſſe Tag beſchließt gewiß den Krieg.

Codrus.

Wenn uns Artanders Muth, von langer Feindſchaft müde,
Der Freundſchaft Zeugniß giebt, ſo blüht ein ew'ger Friede.
Als Freunde kann nunmehr der Bürger von Athen,
Die Dorier vergnügt in ſeinen Mauern ſehn.
Es kann nunmehr der Hirt im Felde ſicher weiden,
Kein krieg'riſches Geräuſch ſtöhrt ſeine ſtillen Freuden.
Der Hayn erſchallt nicht mehr von öden Klaggeſchrey.
Und der Iliſſus fließt nicht blutig mehr vorbey.

Artan-

Artander.

Vom Frieden wünſcht ich noch allein mit dir zu ſprechen.

Codrus.

Nileus, laß uns hier!

Artander leiſe zu Licas.

Eilt Freunde! los zu brechen!
Der Anſchlag glückt bisher! nimm alles wohl in Acht!
(laut) Entweich!

(Nileus, Licas und das Gefolge gehn ab.)

Codrus.

Wir ſind allein.

Artander.

Wie dank ich nicht der Macht
Der Götter, die mir nun nach meinem Wunſch vergönnen,
Freundſchaftlich und allein den Codrus ſehn zu können!
Du weißt, das Glück des Kriegs iſt allzeit ungewiß:
Das Glück war für Athen, das neulich uns verließ.
Jedoch bey längern Krieg kann ſich dies Glück noch wenden;
Des Krieges Ausgang ſteht in blinder Schickung Händen.
Und nun, da zwiſchen uns der Friede ſicher iſt,
Gewinnt Athen dabey, wenn es ihn bald beſchließt.
Nur eine Kleinigkeit, die noch mein Volk begehret
Und dir beym nahen Bund durch meinen Mund erkläret,

Ver-

Verlang ich noch von dir. Du kannſt ſie zugeſtehn,
Dem Dorier iſts viel, und wenig für Athen;
Und das verlangte Blut iſt leichter zu vergieſſen,
Als ſich zu Krieg und Tod vom neuen zu entſchlieſſen.
Ich weiß, daß Codrus uns dies nicht verſagen kann:
Denn bey gemeinem Heil, was iſt ein Unterthan?
Was iſt ein ſchwaches Weib, wenn ſie das feige Leben,
Nach dem der Staat nicht fragt, für ihren König geben?

Codrus.

Was ſagſt du? — welches Blut? dein Bitten iſt gewährt,
Wofern der Dorier das Meinige begehrt.
Ich gebe es gern, Athen den Frieden zu erwerben,
Allein kein Unterthan ſoll meinetwegen ſterben.
Des Himmels hoher Rath vertraute ſie mir an.
Nicht, daß ich ungeſtraft ihr Blut vergieſſen kann;
Nicht, daß ſie meinem Stolz aus Zwang und Knechtſchaft dienen,
Nein, um ihr Schutz zu ſeyn, gab mich der Himmel ihnen.
Glaub nicht, daß allezeit des Himmels Rache ruht.
Von Fürſten fordert er der Unterthanen Blut.
Es iſt kein Sterblicher in ſeinen Augen wenig:
Ihm iſt der Unterthan ſo viel als wie der König.
Artander! ſein Gericht giebt allen ſeinen Lohn,
Tyrannen fühlen es, und zittern auf dem Thron.

Artander.

Mein Volk verlangt ihr Blut, Athen muß ſich entſchlieſſen.

Codrus.

Doch ſage, welches Blut will ihre Wuth vergieſſen?
Iſt es ein ſchuldiges, ſo ſolls vergoſſen ſeyn?
Mit Schmerzen thu ich es; ich wünſchte zu verzeihn.
Doch, wenn Natur und Pflicht verbeut, ihn loszuſprechen,
Alsdenn mitleidig ſeyn, iſt ſelbſten ein Verbrechen,
Und wenn Gerechtigkeit des Frevlers Tod begehrt,
Wird der, der ihn nicht ſtraft, ſelbſt ſeiner Strafe werth.
So ſtrafet Zevs uns nie aus Grauſamkeit und Hitze,
Erſt ſpät ergreiffet er die langverdienten Blitze.

Artander.

Du weißt, daß Theſeus Blut, als noch Thimöt gelebt,
Dem Volk der Dorier zu ſchaden ſich beſtrebt:
Der Reſt von dieſem Blut lebt in Athen noch heute;
Und dies verlangt mein Volk. Soll ungewiſſem Streite
Die Wohlfahrt von Athen noch unterworfen ſeyn?
Da du dies Mittel ſiehſt, es ſchleunig zu befreyn.
Gieb mir und meinem Volk, das Blut das ich verlange;
Der Friede bleibet feſt, ſo bald ich es empfange.
Scheut deine Frömmigkeit ſich vor vergoßnem Blut:
So überlaß es mir, ich habe gröſſern Muth;
So überheb ich dich der Müh, es zu verſpritzen,
Und Zevs wird drum nicht gleich vom Himmel auf mich blitzen.
Er ruht auf dem Olymp und iſt uns nicht ſo nah:
Geringe Menſchen ſind um meinetwillen da;
Bey denen bin ich Zevs. Du kannſt dich itzt entſchlieſſen.
Wenn du ſie retten willſt, ſo ſey der Bund zerriſſen.
O! traue

O; traue nicht zu viel auf deinen letzten Sieg:
Folg meinem Rath! du ſchweigſt! was wählеſt du?

Codrus.

Den Krieg.
Durch Schimpf und Grauſamkeit kauft Codrus nicht den Frieden!
Nein, unſer beyder Heil ſey durch den Kampf entſchieden!
Bey ſo gerechtem Krieg vergieß ich gern mein Blut:
Zu Mord und Tyranney hat Codrus keinen Muth.
Er will ſich keinen Ruhm durch Grauſamkeit erwerben;
Doch er hat Muth genug, fürs Vaterland zu ſterben.
Wer nicht die Götter ehrt, liebt nie ſein Vaterland.
Nie ſteht des Krieges Glück in blinder Schickung Hand,
Die Göttrer leiten es von des Olympus Höhen,
Und dieſe ſind gewohnt der Tugend beyzuſtehen.
Artander fürchte ſie! — du haſt mich angehört.
Du kennſt nun meinen Schluß; der Friede ſey geſtöhrt!
Geh zeige deinen Muth! ſuch Ehre zu erwerben,
Stirb für dein Vaterland! ich will für meines ſterben.

Artander.

Den Krieg erwählеſt du! ohnmächt'ge Wuth! halt ein.
Hör auf mit deinem Stolz! ſo will ich dir verzeihn.
Nichts als Gehorſam wird dein Leben retten können.
Vergebens wirſt du ſchmäh'n, und Klugheit Unthat nennen.
Doch ſage, was du willſt; der Schwachheit iſts erlaubt.
Ich kann, ſo bald ich will, des ſtolzen Codrus Haupt
Zu meinen Füſſen ſehn. Ein Wort darf ich nur ſprechen.

Codrus.

Du willſt ein König ſeyn und drohſt die Treu zu brechen?
Was hör ich für Geräuſch! welch wütendes Geſchrey.

(Man höret das Getümmel der Waffen.)

Artander zieht den Degen.

Ich ſiege! Wache!

Codrus zieht den Degen.

Wie! halt ein!

Siebender Auftritt.

Artander, Codrus, Nileus, Licas, Cleanth, Gefolg von Doriern,
(alle mit bloſen Degen.)

Nileus.
(der ſich gegen Licas und die Wache wehret.)

Verrätherey!
Mein König rette dich!

(Er wird entwafnet.)

Codrus.

Tyrann!

(Cleanth fällt ihn in die Arme, wird entwafnet.)

Artan-

Artander.

Es iſt vergebens,
Erwarte, ſtolzer Feind, das Ende deines Lebens,
Cleanth! iſt es geſchehn? und iſt Athen beſiegt?

Cleanth.

Verſchiedne ſtreiten noch, faſt alles unterliegt!
Die Schaar, die ſchon mit dir beym Anfang angekommen,
Hat von den Thoren ſchnell beherzt Beſitz genommen,
Und bahnte drauf den Weg dem übrig fert'gen Heer.
Der überfallne Feind thut ſchwache Gegenwehr.

Artander zu Codrus.

Wo bleibt nunmehr dein Stolz? was zaudern deine Götter?
Und kommt zum Schutz Athens nicht bald ein Donnerwetter?
Legt ihnen Feſſeln an. Es ſiegt Artanders Liſt.
Vergiß nun, was du warſt, und denke, was du biſt.

(Codrus und Nileus werden gefeſſelt.)

Codrus.

Ich bin ein König noch, obſchon verſenkt in Bande,
Ich bin durch Liſt beſiegt, doch nur zu deiner Schande.
Ich bleibe, wer ich war, auch ohne Reich und Kron,
Und du biſt nur ein Knecht auf dem entwenhten Thron.

Artander.

Verwegner! fürchteſt du nicht das, was du verdieneſt?
Gedenkſt du, was du ſagſt, und was du dich erkühneſt!

Kennſt du dein Schickſal nicht? Athen trägt ſchon ſein Joch,
Du biſt nicht König mehr!

Codrus.

Doch bin ich Codrus noch.

Artander.

Man muß unnützen Trotz der Schwachheit nur erlauben!

Codrus.

Mein Leben kannſt du mir, doch nicht die Tugend rauben.

Artander.

(zur Wache) Bewahrt ihn! (zu Cleanth und Licas.)
Freunde, kommt und zeiget euren Muth;
Vergießt beherzt mit mir der Widerſpenſt'gen Blut.
Wir ſiegen: alſo muß man Thörichte verführen;
Die Kinder durch das Spiel, und Männer mit den Schwüren.
Kommt und laßt euren Zorn an meiner Seite ſehn,
Nichts, was ſich widerſetzt, ſey lebend in Athen!
Das Blut ſoll den Ilyß zur Ueberſchwemmung zwingen,
Und mag von unſerm Sieg der See die Nachricht bringen.
(Er gehet mit Cleanth und Licas ab.)

Achter Auftritt.

Codrus, Nileus, Wache.

Codrus.

Nileus, das Geſchick, das mich in Feſſeln ſchlägt,
Hat noch dies ruh'ge Herzen zur Wehmuth nicht bewegt.
Doch, wenn ich mein Athen, unfähig es zu retten,
Soll überwunden ſehn; erblick ich dich in Ketten,
So läßt mein fühlend Herz der Wehmuth freyen Lauf,
Und keine Großmuth hält der Menſchen Zähren auf,
Der Unterthanen Schmerz, der Freunde Quaal zu ſehen,
Zu ſehn, nicht frey zu ſeyn, um ihnen beyzuſtehen,
Dies ſchrecket meinen Muth, dies iſt ein wahrer Schmerz:
Bey dieſem ſtandhaft ſeyn, verräth ein hartes Herz.
Den König ſtrafe Zevs, der ſeiner Bürger Flehen
Und Schmerzen ungerührt kann hören oder ſehen,
Jedoch verzweifle nicht, Nileus, faſſe Muth!
Es wird Athen befreyt durch eines einzgen Blut.
Der Himmel ſelbſt verſprichts; das Schickſal wird ſich wenden;
Wenn alle Hoffnung fehlt, wird er Errettung ſenden.
Nileus faſſe dich und fleh den Himmel an!
Verzeihe deinem Freund, der dich nicht ſchützen kann.
Leb wohl! umarme mich! kann nichts dein Heil erwerben,
So ſtirb als Codrus Freund, und lerne von mir ſterben.

Nileus.

Mein König, lebe wohl. Mich ſchrecket keine Noth,
Du ſtärkſt mein ſchwaches Herz, ich geh beherzt zum Tod.
Wenn es der Hemmel will, ſo kann er uns noch retten:
Kein Schickſal beuget mich. Doch ſeh ich deine Ketten,
So fühl ich, daß mein Herz geſchwächt durch Wehmuth bricht!
Dann iſt mein Muth zu ſchwach. — —

Codrus.

Die Ketten fühl ich nicht,
Genug mein Herz bleibt frey, — — ich bin nicht überwunden.
Gefeſſelt iſt der Arm, der Geiſt iſt ungebunden.
Leb wohl! ich ſah das Ziel von aller meiner Pein,
Es wird Athen und ich bald wieder ruhig ſeyn.
Der Himmel iſt gerecht, die Tugend zu belohnen,
Sie liegt zwar oft im Staub; oft trägt das Laſter Kronen.
Doch endlich zeiget ſich ſein rächendes Gericht;
Es zaudert oft, es ruht, doch ewig ſchläft es nicht.
Artander ſiegt zwar itzt. Doch du haſt ihn geſehen?
Du ſahſt ihn unruhvoll, beſtürzt und ſchamroth ſtehen.
Glaubſt du, daß er beglückt und ich unglücklich ſey?
Er zittert auf dem Thron, ich bin in Banden frey.
Sein Herz iſt unruhvoll in meinem wohnt der Friede.
Euch Götter fleh ich an, beſchützt die Philaide!
Laßt euren ganzen Zorn nur über mich ergehn!
Straft des Tyrannen Wuth! rächt mich! und rächt Athen.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eliſinde, Philaide.

Eliſinde.

Komm, nun iſts nicht mehr Zeit, den Himmel anzuflehen!
Komm, laß uns unſerm Tod beherzt entgegen gehen
Standhaftigkeit flößt oft Barbaren Ehrfurcht ein:
Wenn alle Rettung fehlt, ſoll uns der Tod befreyn
Wir ſind umringt, ich ſah der Krieger blut'ge Haufen
Erhitzten Tygern gleich, durch alle Straſſen laufen
Kein Gott beſchützt uns mehr, wohin ſind wir gebracht?
Selbſt hier in dem Pallaſt iſt alles ſchon bewacht.
Ich ſah das Volk Athens — wird es die Nachwelt glauben? —
Vor den Barbaren knien, die uns die Freyheit rauben
Kein Führer treibt es an, das Schwerdt ſinkt aus der Hand,
Und nur der mindſte Theil iſt noch ein Widerſtand.
Athen! Athen vergeht ——— ſoll ich es überleben
Soll ich die freye Hand in knecht'ſche Feſſeln geben
Nein, ſterben will ich frey — betrachte dieſen Stahl
Er ſchützet unſern Ruhm, er endigt unſre Quaal.

(Sie ziehet einen Dolch heraus.

Wird ein verwegner Feind der Götter Zorn nicht
scheuen;
So soll ein kühner Streich dich, und dann mich befreyen.

Philaide.

Ja! führe diesen Streich, laß uns der Wuth entfliehn,
Eh man die Macht uns raubt, ihn künftig zu vollziehn.
O Medon, lebe wohl! —— die letzten Augenblicke
Des Lebens sind noch dein, —— o! bringt ihn nicht
zurücke,
Ihr Götter! unser Schmerz ist ihm noch unbekannt.
Er leb und räche mich und unser Vaterland!
Ich scheu nicht meinen Tod; doch fürcht ich Medons
Schmerzen.
Er lebe! nach dem Tod leb ich in seinem Herzen!
Und geht er einst umringt mit frohem Siegs-Geschrey,
Bey Philaidens Grab mit Ruhm bekrönt vorbey;
Dann steht er still, ihn rührt ein zärtlich Angedenken,
Dann wird er meinem Tod noch eine Thräne schenken.
Mehr wünsch ich nicht —— und du Gefährtinn mei-
ner Noth
leb wohl, umarme mich, und gieb mir itzt den Tod.

Elisinde.

Noch ists zum Tod nicht Zeit —— erwarte dein
Geschicke.
Dies letzte Mittel bleibt der Tugend stets zurücke.
In einem Augenblick thut oft der Himmel viel.
Die Götter setzten uns ein unverrücktes Ziel,
Sie zürnen, wenn wir kühn Gesetz und Ordnung bre-
chen.
Glaub nicht, ich suche dir die Feigheit einzusprechen.

So

So lang ſie kann, erträgt die Tugend ihre Noth
Oft iſt ihr gröſter Lohn ein früh und edler Tod.
Doch Uebereilung nur geht ihm zu ſchnell entgegen;
Nicht Hitz und Vorurtheil muß uns zum Tod bewegen
Sey ſtandhaft! fürchte nichts und traue meinen Muth!
Noch leb ich! keine Schmach entehret Theſeus Blut
Vielleicht wird der Tyrann den Tod uns geben wollen
Und wir, wir fürchten nichts, wenn wir nur ſterben ſollen.

Philaide.

Man kömmt! ein wild Geräuſch, das hier ſich hören läßt —

Zweyter Auftritt.

Artander, Cleanth, Eliſinde, Philaide Gefolge von Doriern.

Artander.

So, iſt von Theſeus Stamm dies nun der einz'ge Reſt
Eilt, bringt den Codrus her, ihr Unglück zu beklagen
(zur Wache.) Legt ihnen Feſſeln an!

Eliſinde zur Wache.

Zurück! ich! Feſſeln tragen!
Gieb uns den Tod, Tyrann, und nicht die Sclaverey

Artander.

Dein Wunſch iſt dir gewährt! laßt ſie vorizt nun frey.

Di

Die ſchwachen Hände hat ein Krieger nicht zu ſcheuen.
Es ſoll ſie bald der Tod noch ſchleuniger befreyen.
Der Stolz verachtet ihn, wenn er von ferne droht;
Nah kennt man ſeine Quaal, und zittert vor dem Tod.

Eliſinde.

Dein Drohen ſchreckt mich nicht, du ſelbſt, du ſelbſt ſollſt zittern!
Der Himmel iſt bereit mit drohenden Gewittern!
Es kann der Rache Bliz nicht mehr entfernet ſeyn.

Artander.

Ich kann dir deinen Tod gewiſſer prophezeyn.
Der Himmel, wenn er kann, mag dich zu retten trachten.
Du trozeſt, ſchwaches Weib! was kannſt du?

Eliſinde.

Dich verachten.

Dritter Auftritt.

Artander, Eliſinde, Codrus, Philaide, Cleanth, Gefolge von Doriern.

Artander.

Komm näher, was du liebſt, zum leztenmal zu ſehn!
Biſt du noch nicht bereit mein Mitleid anzuflehn?
Sieh deine Freunde hier! den Frieden zu erwerben,
War dir ihr Tod zu viel: du ſollſt mit ihnen ſterben.

Codrus.

Hör auf mit eitlem Drohn, du ſchreckſt mich nicht, Tyrann!
Der fürchtet keine Noth, der muthig ſterben kann.
Ich bin bereit, den Tod gelaſſen auszuſtehen;
(zu Philaide.) Doch deine Thränen kann ich nicht gelaſſen ſehen.
Das Unglück, das dich trift, dies, das Athen noch droht,
Prinzeſſinn! dies allein verbittert mir den Tod.
Ich liebte dich! es wich die unglückſelge Liebe;
Sie wich nicht ohne Schmerz, noch einem edlern Triebe.
Dich zu beglücken war mein Wunſch und mein Bemühn:
Auch dieſe Freude will das Schickſal mir entziehn.
Ich ſehe deinen Schmerz, ich muß in Banden liegen;
Doch das Verhängniß kann mich noch nicht ganz beſiegen.
Ich hoffe noch! mein Tod ſoll dich vielleicht befreyn.
Ich bin dazu bereit;

Artander zu Cleanth.

Bereitet ſeine Pein!
Ich wünſchte ſehr, zu ſehn, ob ſeinen Muth nichts ſchrecke,
Und ob der nahe Tod ihm keine Furcht erwecke.
Doch Licas nahet ſich.

Vierter Auftritt.

Artander, Codrus, Eliſinde, Philaide, Cleanth, Licas, Medon in Ketten. Gefolge von Doriern.

Licas.

Herr, deine Wache hat
Den Jüngling, den du ſiehſt, nah bey dem Thor der Stadt,
Für einen Feind erkannt und in Verhaft genommen.

Eliſinde. (vor ſich)

O Sohn, zu welcher Zeit biſt du zurück gekommen!

Philaide.

O Himmel!

Medon.

Welch Geſchick! bin ich wohl in Athen?
Und muß Artandern hier, und Codrus Feſſeln ſehn?
Betrüget mich kein Traum?

Artander.

Du biſts! laß dich umarmen!
(zur Wache.) Nehme ihm die Feſſel ab! er wars, der aus Erbarmen,
Mir jüngſt das Leben ließ, als in der letzten Schlacht,
Das Unglück mich dem Tod bereits ſo nah gebracht!

Eliſinde.

O Medon! welche Hand verſchont dein edles Leben!
Iſt dann die Dankbarkeit Tyrannen auch gegeben?

Philaide.

O! Medon, du wirſt frey! nun ſterb ich ohne Schmerz.

Medon. (dem man die Feſſeln abgenommen.)

Erſtaunen macht mich ſtumm, und Schrecken füllt mein Herz.

Artander.

Befürchte nichts von mir, du ſchenkteſt mir das Leben;
Mit Freuden will ich dir das Deine wieder geben.
Erwarte nur nochmehr von meiner Dankbarkeit!

Medon.

Erwarte keinen Dank, ob du mich gleich befreyt!
Artander, ich bin frey, doch Codrus iſt in Ketten:
Du quälſt mein Vaterland, und willſt mein Leben retten.

(Man giebt ihm den Degen wieder.)

Es weiß mein Herz noch nicht erſtaunt und wehmuthsvoll,
Zu was ich dieſes Schwerdt anitzt gebrauchen ſoll?

Artander.

Führ dieſe drey zum Tod!

Medon.

Was ſagſt du? —— Philaiden?
Den König? (zur Wache) haltet ein!

Co:

Codrus zu Medon.

Ich sterbe nun zufrieden.
Ich geh zum Tod; leb wohl, und sorge für Athen!
(Er will mit der Wache abgehen.)

Elisinde umarmet den Medon.

Leb wohl und räche mich!

(Sie will mit dem Codrus gehen.)

Medon.

Nein, ich will mit dir gehn!
(zu Artander.) Tyrann! was zauderst du? entreiß
auch mir das Leben.
Nimm dieses Schwerdt zurück, das du mir erst gegeben,

(Er wirft ihm den Degen vor die Füsse.)

Eh mein gerechter Zorn die Grausamkeit belohnt.
Ich bin des Todes werth, weil ich dich jüngst verschont.
Ich will mit ihnen gehn, ich will zugleich erblassen,
(zu Phil.) Ich kann die Welt beherzt, dich kann ich
nicht verlassen,
Da wir uns wiedersehn. Prinzessinn! das Geschick
Bringt mich zu rechter Zeit an diesen Ort zurück.
Du lebtest nicht für mich, ich kann doch mit dir sterben!
(zu Art.) Tyrann vollzieh den Streich!

Artander.

(nach einigem Stillschweigen.)

Du eilest zum Verderben,
Du trotzest meiner Macht und ich bedaure dich.
Die Lieb ist Schuld daran. Bleib hier und höre mich!

Ich

Ich denke noch daran, du ſchenkteſt mir das Leben:
Zu deinem will ich dir nun noch ein anders geben.
Du liebſt, du biſt voll Muth, und ehreſt alle drey:
Such dir ein Leben aus, und was du wählſt, iſt frey.
Durch dieſe Gütigkeit lern meine Großmuth kennen!
Ich will dir zu der Wahl noch eine Stunde gönnen.
Ich geh, entſchlieſſe dich; du aber geh, Cleanth,
Mach dieſe groſſe That der ganzen Stadt bekandt.
Laß auch die Nachricht gleich den Mißvergnügten geben,
Bey ſeinem Unterthan ſtünd itzt des Codrus Leben.
(zu Medon.) Du ſtehſt erſtaunend da, und dankſt mir nicht einmal!
Bleib hier und wähle bald!

(Artander und Cleanth gehen ab: Licas bleibt mit der Wache im Grunde des Theaters ſtehen.)

Medon.

O Himmel, welche Wahl!

Fünfter Auftritt.

Codrus, Medon, Eliſinde, Philaide, Licas, Wache.

Eliſinde.

Durch was für Wege führt der Himmel unſer Leben!
O Medon, laß den Schmerz nur deinen Muth erheben!
Ich nenne dich nicht Sohn, du biſt itzt nicht mehr mein.
In dieſem Augenblick darfſt du nichts weiter ſeyn,
Als Bürger von Athen. Laß alles andre ſchweigen.
Nur dem gemeinen Heil iſt unſer Leben eigen.

Ich sterbe noch vergnügt, wenn Medon nicht vergißt,
Daß er von Theseus Stamm, dem Stam der Helden ist,
Die sonst Athen beschützt. — — errett es vom Verderben;
Du kannst. — — Du schweigst? du weinst? was wählest du?

Medon.

Zu sterben.
Der Menschheit letzter Wunsch, der Hoffnung letzte Ruh, — —
Der Tod ist meine Wahl; — — ich eil ihm muthig zu.
Durch was hab ichs verdient? ihr Götter! welch Verbrechen
Hat euren Zorn entflammt? habt ihr, um euch zu rächen,
Denn keine Blitze mehr? schickt sie nach mir herab!
Der Erden offner Schooß sey mein erwünschtes Grab!
Blitzt! stürmt! was red' ich? ach, mein Muth ist überwunden.
So grossen Schmerz hat noch kein Sterblicher empfunden.
Ich wählen? jede Wahl muß ein Verbrechen seyn.
Ich habe nur die Wahl der Laster und der Pein.
Es wird Natur und Pflicht bey jeder Wahl beleidigt.
Ihr Götter! wird von euch die Tugend so vertheidigt?

Codrus.

Halt ein, o Medon, thu, was Zärtlichkeit und Pflicht
Und was dein Herz befiehlt, und schmäh den Himmel nicht!
Der Vorsicht weise Macht verhüllet das Geschicke
Der Helden und der Welt, vor unserm blöden Blicke.

Gerin,

Geringer Sterblicher! du Werkzeug ſeiner Macht!
Verehre den, der dich in dieſe Welt gebracht.
Er wird, wanns ihm gefällt, dich wieder aus ihr nehmen.
Gehorch und murre nicht. Er ſieht der Tugend Grämen;
Er ſieht des Frevlers Stolz ſtill und gelaſſen an,
Weil er durch einen Wink dies alles ändern kann.
Wer biſt du, das Geſchick um Rechenſchaft zu fragen?
Verzweiflung ſchimpft ſo ſehr, als niedriges Verzagen.
Sey ſtandhaft! glaube mir, und du wirſt bald Athen,
Von Furcht und Krieg befreyt, der Vorſicht danken ſehn.
Ich weiß, es wird mein Blut des Himmels Zorn verſöhnen,
Und Friede und ew'ger Ruhm wird Codrus Aſche krönen.
Der Mutter Großmuth irrt: ihr Eifer geht zu weit;
Gehorche nur der Pflicht und deiner Zärtlichkeit.
Ich bin zum Tod beſtimmt!

Phlaidr.

Laß deinen Muth nichts ſchwächen!
Die Liebe leite nicht den Medon zum Verbrechen!
Gehorche deiner Pflicht, ſieh meinen Schmerz nicht an.
Glaubſt du, daß ich nicht auch gelaſſen ſterben kann?
Das Laſter nur verzagt, und weiß ſich nicht zu faſſen:
Wer ohne Schuld gelebt, kann ohne Furcht erblaſſen.
Durch keine Schwachheit wuchs der Liebe Leidenſchaft:
Ich habe dich geliebt. —— Denn du warſt tugendhaft,
Sey noch der Liebe werth! laß mich zum Tode gehen.
Du ſollſt mich ſterbend auch noch deiner würdig ſehen.

Leb wohl, bedaure mich, vergiß die Treue nicht,
Mit der ich dich geliebt —— doch folge deiner Pflicht,
Weyh ihr und unserm Volk des Herzens stärkste Triebe,
Und eine Thräne nur der unglückselgen Liebe.

Medon.

O Tugend, die mein Herz noch unentschlossner macht,
Was soll ich thun? Geschick! das mich hieher gebracht!
Ach! jeder edler Trieb muß nur den andern stören;
Pflicht, Tugend und Natur dient meine Quaal zu mehren.

Elisinde.

Eh sich zur ewgen Nacht mein mattes Auge schließt;
Eh des Tyrannen Wuth mein freyes Blut vergießt:
Wünscht ich in Einsamkeit mit meinem Sohn zu sprechen
(zu Codrus.) Verzeih! (zu Licas.) kann es geschehn?

Licas.

Nichts soll dich unterbrechen.
(zur Wache.) Führt diese zwey hinweg.

Codrus zu Elisinde.

So hängt Athens Geschick
An diesem einzigen betrübten Augenblick!
Vielleicht wirkt aus Versehn dein Rath Athens Verderben:
Ich bin allein bestimmt fürs Vaterland zu sterben.
(Er sieht den Licas an.
Wie gern sagt ich euch mehr! doch es ist noch nicht Zeit.
Leb wohl!
(Er geht mit einem Theil der Wache ab.)

Phi-

Philaide zum Medon.

Prinz! ſiege noch in dieſem letzten Streit:
Wähl als ein Held! ich flieh, doch komm ich bald zurücke,
Und bringe noch bey dir die letzten Augenblicke
Von meinem Leben zu. So grauſam ſie auch iſt,
Dank ich der Schickung noch, die mir den Tod verſüßt.
Ich war, ich ſterbe dein: was könnte längers leben,
Was könnte Ruhm und Glück mir mehr als dieſes geben?

(Sie geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Eliſinde, Medon.

Licas und ein Theil der Wache hinten im Theater.

Medon.

Sie geht und läßt mich hier, verwirrt, verzweiflungsvoll,
Sie will, daß ſie mein Muth noch ſterben laſſen ſoll.
Soll dieſes edle Herz das Leben ſchon verlieren?
Soll, Götter, euer Bild die Welt nicht länger zieren?

Eliſinde.

Sohn, faſſe deinen Muth und höre ruhig zu!
Nichts hält auf dieſer Welt mich noch zurück, als du.
Ich habe gnug gelebt, vergnügt kann ich erblaſſen.
Und was iſt wohl der Tod? iſt dieſe Welt verlaſſen
Dann etwas ſchreckliches? was hält uns hier zurück?
Wann fand die Tugend wohl in dieſer Welt ihr Glück?

Der Tod kann durch sich selbst uns keine Furcht erwecken,
Und unsre Zagheit nur erfindet seine Schrecken.
Des Alters Sorg und Pein ist furchtbarer als er;
Die Zubereitung schreckt; er selber ist nicht schwer.
Laß mich, geliebter Sohn, den letzten Trost erwerben,
Und wenn du mich noch liebst, so sieh mich muthig sterben.

Medon.

Dich sterben sehen? ich? welch grausames Gebot:
Nein! es soll nicht geschehn. Viel eher soll mein Tod
Das Glück befriedigen und die bestürzte Seele
Von dieser Quaal befreyn: das ists, was ich erwähle.
Das ist das einzige, was ich erwählen kann.

Elisinor.

Die Zeit ist kostbar, Sohn, hör mich nun ruhger an.
Mein Leben kann nicht mehr dem Vaterlande nützen.
Ich geb es willig hin, den Codrus zu beschützen.
O Medon! er allein befreyt vielleicht Athen.
Mit seinem Tode wird die Hoffnung untergehn.
Liebst du dein Vaterland, kann dich die Großmuth rühren,
Gehorchest du der Pflicht, so laß den Muth regieren,
Durch den die Tugend nur die Sterblichen erhebt;
So wird Athen befreyt, ich sterb und Codrus lebt.
Gehorche nicht dem Zug der trügerischen Liebe:
Dein Herz ist allzu groß; du ziehst nicht eitle Triebe
Dem Vaterlande vor. Verlierst du gleich dein Glück,
Es tröste dich der Ruhm: die Tugend bleibt zurück.
Für das gemeine Heil ihr eigen Glück zu geben,
Ist aller Helden Pflicht. Kannst du noch widerstreben?

Kämpft

Kämpft deine Schwachheit noch? ſo wiſſe, daß die Pflicht,
Die Pflicht der Dankbarkeit für deinen König ſpricht.
Des Königes Gebot ließ dich zurücke kommen,
Als er die Nachricht kaum von deiner Flucht vernommen.
Dein Herr! dein König! trat dir Philaiden ab!
Und überwand ſich ſelbſt, indem er dir ſie gab.
Nun lern von ihm, mein Sohn, ſich ſelber überwinden:
Laß dich an Großmuth nicht von ihm beſieget finden.

Medon.

Was ſagſt du? Codrus gab mir Philaiden?

Eliſinde.

Ja!
Nunmehr entſchlieſſe dich. Die Zeit der Wahl iſt nah!
Dies iſt genug geſagt —— erkenne deine Pflichten!
Such dein geſchwächtes Herz von neuem aufzurichten.
Sey wieder, der du warſt, als dich erhabner Muth
Von Philaiden riß. Du biſt noch Theſeus Blut.
Leb wohl! entſchlieſſe dich! kannſt du den Sieg erwerben:
So geh ich froh zum Tod, ſo kann ich ruhig ſterben.
Ich laſſe dich allein. Nie haſt du mich betrübt;
Im letzten Augenblick, den mir die Schickung giebt,
Zwing deine Mutter nicht, noch Thränen zu vergieſſen.
Laß ſie mit ruhigem Blick nach Lethens Finſterniſſen,
Durch deinen Muth geſtärkt, mit muntern Schritten gehn,
Und ſtolz auf ihren Sohn des Theſeus Schatten ſehn.
(geht ab.)

Siebender Auftritt.

Licas und die Wache stehen im Grunde der Bühne.

Medon alleine.

Grausame Pflichten! hört nur einmal auf zu kämpfen!
Mein Herz ist allzu schwach den innern Streit zu dämpfen:
Der Himmel der mich quält, kann es alleine thun.
Laßt einen Augenblick die müde Seele ruhn!
O warum kann sie nicht den Körper ganz verlassen!
O warum kann ich nicht noch vor der Wahl erblassen!
Die Mutter zu befreyn, befiehlt Natur und Pflicht,
Da Lieb und Zärtlichkeit für Philaiden spricht.
Mein König hat für mich das, was er liebt, gegeben! — —
Der Pflichten sind zu viel! ich habe nur ein Leben!
Für jedes eilt ich gern in den gewissen Tod!
Für jedes litt ich gern, was ihm Artander droht!
Doch nein! zum Leben ist mein Herz verdammt geworden,
Um einen zu befreyn; zwey davon zu ermorden.
Grausame! die ihr mir des Lebens Odem gabt,
O sprecht, wozu ihr wohl mich noch versehen habt?
Gabt ihr uns darum nur erhabne freye Seelen,
Um das erweichte Herz empfindlicher zu quälen?
Doch nein, ihr seyd zu groß, euch hierbey zu erfreun,
Und ihr erschuft uns nur, um glücklich hier zu seyn.
Warum, wann dieses ist, sucht man sich selbst zu quälen?
Könnt ich nicht glücklich seyn und Philaiden wählen?

Fern

Fern von Athen und Welt, in einem ſtillen Hayn;
Der Nachwelt unbekannt, nicht groß, doch glücklich ſeyn?
Das Leben flöh uns hin in einer ewgen Jugend — —
Was ſag ich Unglücklich ſeyn und glücklich ohne Tugend?
Gedanke, der mich ſchreckt! wann Rach und Strafen ruhn,
Wann nichts dir Vorwurf macht, wird es dein Herz nicht thun?
Verbrecher! wird dir nicht in eben dieſen Haynen,
Der Mutter blaſſes Bild, des Codrus Geiſt erſcheinen?
Wirſt du dem Blitz entfliehn in zorniger Götter Hand?
Der Fluch, der Abſcheu ſeyn von deinem Vaterland?
Entflieh aus meiner Bruſt, entſetzlicher Gedanke!
Es iſt ſchon lang genug, daß ich im Zweifel wanke.
Ein muthiger Entſchluß verlöſche mein Verſehn!
Wie könnte dieſer Wunſch in Medons Bruſt entſtehn?
Zwingt nicht dein ſchwaches Herz, ſich ſelbſten noch zu haſſen!
O Medon! wenigſtens lern tugendhaft erblaſſen! —
(nach einigem Nachdenken.) Was für ein himmliſch Licht erfüllet meine Bruſt!
Ja, Medon, ja, du weißt, was du nun wählen mußt!
Eil nun, des Lebens Reſt dem Vaterland zu weyhen.
Die Mutter und zugleich den Codrus zu befreyen.
Ich will, ſo bald ich kann, zu dem Tyrannen gehn.
Doch wen erblick ich hier!

Achter Auftritt.

Philaide, Medon.

(Licas und ein Theil von der Wache im Grunde des Theaters.)

Philaide.

Ich komm dir beyzuſtehn!
Der Kampf, in dem du biſt, muß alle Herzen rühren!
Wenn du mich würklich liebſt, ſo lerne mich verlieren.
Thu was die Pflicht befiehlt! du warſt dazu bereit!
Du flohſt Athen und mich ja ſelbſt vor kurzer Zeit.

Medon.

Und was für ein Geſchick hat dir den Muth gegeben,
Der dir vorhin gefehlt!

Philaide.

Ich ſollte damals leben,
Und leben ohne dich; nun kann ich ruhiger ſeyn,
Ich weiß ein edler Tod ſchließt alle meine Pein.
Glaub nicht, daß wenn dein Herz aus Schwachheit mich befreyte,
Daß ich dem Tod entgieng: ich ſtürbe doch noch heute.
Und zürnend über dich; mit meiner eignen Hand
Rächt ich dann deine Pflicht und unſer Vaterland!

Medon.

O Tugend! die mein Herz, mit neuem Muth belebet,
O Zorn! der deinen Reiz mit neuen Glanz erhebet!

Wenn

Wenn aus ſo ſchönem Mund Vernunft und Tugend
ſpricht:
Wie reizend, wie geliebt, wird denn die Tugend nicht!
O könnte jedes Herz, was ich empfinde, ſpühren!
Die Liebe würde ſelbſt die Welt zur Tugend führen.
Nein, zürne nur nicht mehr, und halt mit Klagen ein;
Dein Medon, den du liebſt, ſoll deiner würdig ſeyn!
Dem Codrus ſoll die Wahl die Freyheit wieder geben,
Mein eigner Tod erhält der Eliſinde Leben:
Und mich umſchließt mit dir zugleich ein ſtilles Grab.
Verzeih, daß ich der Pflicht ſchon Glück und Leben gab!
Nichts bleibet mir zurück, der Zärtlichkeit zu weyhen:
Ich ſterbe nur mit dir, an ſtatt dich zu befreyen.

Philaide.

Du ſterben! —— Medon, du? dich ſollt ich ſterben
ſehn?
Nein, lebe für die Welt —— nein, lebe für Athen,
Und mein Gedächtniß noch beſtändig zu verehren.

Medon.

O wiederrufe nicht die großmuthsvollen Lehren.
Die du vorhin mir gabſt: ich ſterbe noch vergnügt,
Ich ſterbe ja mit dir, und unſre Tugend ſiegt.
Im Leben war ich dein, der Tod ſoll uns nicht trennen:
Noch in der Unterwelt ſoll unſer Feuer brennen.
Die Nachwelt ehret einſt noch unſrer Aſche Reſt ——
Der Schmerz, der itzo dir die Thränen noch erpreßt,
Erpreßt der Nachwelt auch vielleicht mitleidge
Zähren.
Es ſoll kein zärtlich Herz von unſerm Schickſal hören,
Das

Das edle Wehmuth nicht zu ſtillen Seufzern zwingt,
Wenn künftger Dichter Mund von unſrer Liebe ſingt.
Du ſcheinſt noch Wehmuthsvoll. Du weineſt!

Philaide.

Ja: —— ich weine,
Es ſchmerzt mein Tod mich nicht, es rührt mich nur der deine.

Medon.

Es hat der Tod für mich nun keine Bitterkeit;
Mein Leben war nur dir und dann Athen geweiht,
Der Himmel wird vielleicht ſich noch Athens erbarmen.
Laß dich zum erſtenmal, zum letztenmal umarmen!
So wollen wir vereint dem Tod entgegen gehn,
So wird mein letzter Blick den Deinigen noch ſehn.
(Sie umarmen ſich.)
Alſo durchirren wir die nächtlich ruh'gen Wälder
Der ſtillen Unterwelt, der Eliſeiſchen Felder.
Um uns verſammlen ſich die Helden vorger Zeit,
Und unſer Tod erweckt ihr Lob und ihren Neid.
Dort trennt uns kein Geſchick, kein Tod ſtört unſre Triebe,
Der Tod wird ſelbſt beſiegt durch deine Macht, o Liebe!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Artander, Cleanth.

Artander.

Nun iſt die Zeit vorbey! nun muß er ſich entſchlieſſen;
Doch konnt ich ſeinen Schluß nicht zum voraus ſchon wiſſen?
Er liebt! wo Liebe herrſcht, ſchweigt jede Leidenſchaft:
Pflicht, Tugend und Vernunft verlieren ihre Kraft.
Dies ſah ich zum voraus; drum ließ ich ihn auch wählen.
Glaubſt du, daß Dankbarkeit, die Tugend ſchwacher Seelen,
Die Schuld war, daß ich ihm zu wählen frey geſtellt?
Von äuſſern Schein hängt ab, der Wütrich und der Held.
Den heißt man tugendhaft, der die Verſtellung kennet.
Der, dem Verſtellung fehlt, wird laſterhaft genennet.
Es will das blöde Volk allzeit betrogen ſeyn;
Wie leicht nimmt man Athen durch falſche Großmuth ein!
Es ſcheint, obgleich beſiegt, das Volk noch nicht gelaſſen;
Den Codrus liebt es noch, und muß mich heimlich haſſen.

Der

Der Trieb zur Dankbarkeit, den ich vorhin gezeigt,
Macht nach und nach ihr Herz vielleicht noch mir ge-
neigt.
Das Volk, das mich gehaßt, soll mich zulezt verehren.
Ein einzger Argwohn noch kann meine Ruhe stöhren:
Warum man den, der mir das Leben wieder gab,
Den Namen Medon giebt? umschließt denn nicht das
Grab
längst Elisindens Sohn? ich hab ihn töden lassen.
Man ließ ihn todt zurück auf den Thebaner Strassen.
Er war der ärgste Feind, der meiner Macht gedroht.
Jedoch durch was für List such ich des Jünglings Tod,
Dem ich die Wahl erlaubt? ich fang ihn an zu scheuen.
Und selbst der Tugend Schein muß dieses Herz bereuen.
Ich fürcht ihn, alles wird den Königen zur Quaal;
Hier kömmt er — —

Zweyter Auftritt.

Medon, Artander, Cleanth, Licas, Wache.

Artander sezt sich.

Bist du hier? entdecke deine Wahl.

Medon.

Ja mein Entschluß ist fest, doch eh ich ihn noch sage,
Erlaube meinem Muth noch diese lezte Frage:
Dein Eifer, stolzer Fürst! verfolgt des Theseus
Blut,
Und an den Weibern nur begnügt sich deine Wuth?
Es

Es lebt ein Prinz davon, den haſt du mehr zu ſcheuen:
Sein Muth iſt groß genug, Athen noch zu befreyen.
Ihn, deinen ärgſten Feind, geb ich noch vor der Nacht,
Gehſt du mein Bitten ein, gewiß in deine Macht,
Wenn du mir heilig ſchwörſt, der Eliſinde Leben
Mir, als den Preiß des Bluts des Medons, frey zu geben!

Artander.

Des Medons? — — lebt er noch? — — ich ſchwöre dir es; ſprich,
Wo hält ſich Medon auf?

Medon.

Hier iſt er.

Artander.

Du biſts,

Medon.

Ich.

Artander.

Verwegner! welcher Muth erfüllet dein Gemüthe?
Du ſelbſten ſuchſt den Tod und troßeſt meiner Güte.
Du lebſt? durch welche Liſt biſt du dem Tod entflohn?

Medon.

Erfülle nur dein Wort! hör auf mit eitlem Drohn.
Wer ſelbſt den Tod erwählt, muß alle Furcht verbannen:
Wer muthig ſterben kann, verlachet die Tyrannen.
Laß meinen König frey, dies iſts, was ich gewählt:
Auch Eliſinde wird nunmehro. osgezählt.
Ich geb an ihrer ſtatt mich willig in die Ketten.

Artan-

Artander.

Du willst es, Rasender! und nichts soll dich erretten.
Schließt ihn in Fesseln ein! —— doch sprich, durch welche Wuth
Vergießt die kühne Wahl der Philaide Blut?
Du liebst sie; doch du läßt sie selbst freywillig sterben,
Um deinem Könige die Freyheit zu erwerben.
Ist nicht dein Muth nur Stolz, und deine Tugend Wahn?

Medon, da man ihn fesseln will.

Wär ich ein Dorier, so hätt ichs nicht gethan.
Den Fesseln will ich gern die freyen Hände reichen.
Jedoch erfüll dein Wort! laß keine Zeit verstreichen,
Laß diese Beyde frey!

Artander zur Wache.

Schließt ihn in Fesseln ein,
Bald wird sein kühnes Herz die grosse That bereun.
Bald wird sein schwacher Stolz, von Martern überwunden,
Bereun, daß er den Tod, den er gesucht, gefunden.
Den Codrus laßt indeß nebst Elisinden frey!
Bringt sie hieher! (Cleanth geht ab.)

Medon.

Genug, sey deinen Worten treu.
Vergnügt geh ich zum Tod, und kann dir ihn verzeyhen:
Der liebe Flamme wird des Kerkers Nacht zerstreuen.
Was schadets, daß man mir den Arm in Fesseln schließt,
Da meine Seele noch stets ungebunden ist?

Ich

Ich kann, bereit den Tod mit Freuden auszuſtehen;
Mitleidend deinen Stolz und deine Sorgen ſehen.
(wird von der Wache abgeführet.)

Dritter Auftritt.

Artander, Licas.

Artander.

Es ſoll die Sonne noch vor ihrem Niedergehn,
Des ſtolzen Frevlers Tod und meine Rache ſehn.
Den Codrus geb ich frey! doch kann ich noch mich rächen;
Ein Vorwand iſt genug, um Wort und Treu zu brechen.
Ich ſcheue noch das Volk, das, wenn es ſchwierig wird,
Oft Recht aus Boßheit thut und oft aus Tugend irrt.
Bereite Medons Tod; —— er ſoll den Tod empfinden!
Geh, Codrus nähert ſich zugleich mit Eliſinden.

Vierter Auftritt.

Artander, Codrus, Eliſinde.

Codrus.

Tyrann! iſts durch dein Wort, daß man mir Freyheit läßt?
Warum iſt deine Treu dies einzge mal ſo feſt,
Da Medon mich gewählt? was hältſt du dein Verſprechen?
Ich bin noch fürchterlich, ich kann Athen noch rächen:

Es mache dich mein Tod von diesem Argwohn frey!
Ich trotze deinem Zorn und deiner Tyranney:
Nichts als mein Tod reicht zu, dir Sicherheit zu geben:
Mein Leben ist dein Tod, mein Tod erhält dein Leben.

Artander.

So weicht dein Kaltsinn nun? du rasest. Meine Macht
Hat endlich Codrus Herz aus seiner Ruh gebracht!

Elisinde.

Und ich! —— ists möglich? ich — ich weiche dem Geschicke,
Mein ganzer Muth entflieht bey diesem Augenblicke.
Ich weine nun! —— Natur, wie stark ist deine Macht?
Mein Sohn! mein Sohn! wozu hast du mich itzt gebracht?
(zu Artander.) Ich weiß, daß ich dich nur durch meinen Schmerz vergnüge.
Sieh meine Thränen an! sieh mich erniedrigt! —— —— Siege!
Tyrann! ich komme, dich um Mitleid anzuflehn,
Verschone meinen Sohn, laß mich zum Tode gehn!
Er hat aus blinder Wahl sich für mich hingegeben,
Du willst ihn tödten? du? schenkt er dir nicht das Leben?
Ists möglich, daß dein Herz den Trieb der Menschheit spürt,
Und daß die Dankbarkeit die stolze Seele rührt,
So schone meinen Sohn! — — du scheinest unbeweget,

Mein

Mein Schmerz hat noch bey dir die Menſchheit nicht erreget:
Sprich, willſt du mich vielleicht noch mehr erniedrigt ſehn?
(Verzeih o Theſeus!) Ja, Tyrann es ſoll geſchehn.
Sieh meine ganze Wuth! ſieh meine Thränen flieſſen:
Sieh mich —— ich ſterbe faſt —— Sieh mich zu deinen Füſſen.

(Sie wirft ſich nieder.)

Artander.

Steh auf, und geh von hier! du ſollſt ihn ſterben ſehn.

Eliſinde, ſteht auf.

Itzt fürchte meinen Zorn nach dem verſchmähten Flehn!
Ein Herz, wie meines iſt, wird es ſo weit getrieben,
Bis zur Erniedrigung, kann jede That verüben.
Vergebens ließ ich mich zu Flehen nicht herab!
Verſchone meinen Sohn, der dir das Leben gab,
Wenn du dein Leben liebſt! ich ſcheue kein Verbrechen.
Ich will nichts als den Tod; doch will ich erſt mich rächen!
Tyrann! erzittre nur. Verlangſt du nichts als Blut,
So nimm das Meinige zum Opfer deiner Wuth:
Doch weiter wage nichts! —— ihr eilt nicht, ihn zu ſtrafen,
Ihr Götter, könnt ihn ſehn, und eure Blitze ſchlafen!
Was ſag ich! —— ach mein Sohn! —— verzeihe mein Vergehn!
Willſt du zum zweytenmal mich vor die Knien ſehn?
Errette meinen Sohn!

(Sie wirft ſich auf die Knie nieder.)

Artander.

Du sollst nun mit ihm sterben!
Dein Trotzen und dein Flehn kann nichts als dies erwerben.

Elisinde.

Es ist umsonst; —— mein Sohn!

(Sie springt rasend auf, und setzt ihm einen Dolch auf die Brust.)

Sag willst du ihn befreyen?

Artander.

Wie?

Elisinde, die ihm den Dolch auf die Brust hält:

Schweige! —— schwöre mir! —— Verräther stirb ——

(Artander will aufstehn und sich von ihr losmachen. Sie zuckt den Dolch, und ist im Begrif zu stossen.)

Codrus, der ihr den Arm hält und sie entwafnet.

Halt ein!

Elisinde.

Was thust du? —— Codrus selbst! — o Himmel?

Artander.

Licas, Wache!

Fünfter Auftritt.

Codrus, Eliſinde, Artander, Licas, Wache.

Artander.

Verrätherinn! du ſollſt an meiner blutgen Rache,
Wen du beleidigt, ſehn. (zu Cleanth.) Bring die Gefangnen her!
Es iſt oft ſterben ſelbſt Verzweifelnden nicht ſchwer.
Doch deines Sohnes Tod ſoll erſt mich an dir rächen;
Vor deinen Augen ſoll ein Dolch ſein Herz durchſtechen:
Von ſeinem Blut beſprützt ſollſt du mich ſiegen ſehn,
Und da du raſend ſtirbſt, die Götter ſterbend ſchmähn.
Dir, Codrus, dank ich nun. Dein Muth erhielt mein Leben:
Ich will aus Dankbarkeit dir deine Freyheit geben.
Geh, lebe künftig frey, doch ferne von Athen,
Und laß in Attica dich niemals wieder ſehn.
Es ſollen dir, noch mehr die Dankbarkeit zu zeigen,
Geſchenke ——

Codrus.

Niedrigkeit iſt ſtets Tyrannen eigen.
Erſpare deinen Dank! (zu Eliſinde.) Du, ſtille deine Pein!
Ich weiß in kurzer Zeit wirſt du mir gern verzeihn.

Sechster Auftritt.

Codrus, Artander, Eliſinde, Medon, Philaide, Licas, Wache.

Medon.

Erwartet man mich hier, um mir den Tod zu geben?
Nur der, der ihn verdient mag vor dem Tode beben!
Ich bin beherzt genug, ihm ins Geſicht zu ſehn;
Es macht ein edler Tod das ganze Leben ſchön.
Nun ruht mein Herz einmal von ſeinem vor'gen Streite,
Ich ſterbe freudenvoll an Philaidens Seite,
Nichts ſtöhret meine Ruh, mein Geiſt eilt freudig fort,
Die Hoffnung jener Welt zeigt mir der Tugend Port,
In einem Aufenthalt, wo kein Artander wohnet.
Woſelbſten Schmerz und Pein die Tugendhaften ſchonet,
Wo Theſeus mit uns lebt. Was Laſtern ſchröcklich ſcheint,
Iſt wahrer Tugend lohn —— doch Eliſinde weint!

Eliſinde.

Wirſt du mir auch verzeihn? daß ich dich zu befreyen,
Erſt Mittel angewandt, die mich nun ſelbſt gereuen?
Kannſt du es glauben? ich, ich ließ mich bittend ſehn —
Doch du warſt in Gefahr, — ihn für dich anzuflehn,
Warf ich mich vor ihn hin. Der Himmel zürnt deswegen,
Ich ſehs —— Verzweiflung macht ein jedes Herz verwegen!

Er

Er ſchlug es troßig ab. Es hätte meine Hand
Den Wütrich ſchon geſtraft, von edlem Zorn entbrannt,
Doch Codrus hielt mich ab, itzt will ich dich begleiten.
Ich will mit feſtem Muth des Todes Schmerz beſtreiten.
So furchtbar hat ihn nur die Feigheit vorgeſtellt,
Wer als ein Held gelebt, der ſtirbt auch als ein Held.

Artander.

Du, Licas, gehe nun den Codrus zu begleiten;
Führ ihn bald aus der Stadt, geh nicht von ſeiner Seiten.
Du Codrus flieh nunmehr und überlaß Athen
Dem Sieger, der itzt herrſcht.

Codrus.

Ich bin bereit zu gehn.
(Er wirft ſeinen Hauptſchmuck zu Artanders Füſſen.)
Ich werfe dieſen Schmuck zu deinen Füſſen nieder.
Der Ort, den ich beherrſcht, ſieht mich nie künftig wieder.
Euch Götter, flieh ich an, die ihr Athen beſchützt,
Erhitzet meinen Muth, ſtärkt euren Codrus itzt!
Ich fühl euch in der Bruſt, ich fühle neue Stärke,
Ihr leitet meinen Schritt zu dieſem groſſen Werke,
Erfüllet dieſesmal was euer Wort verſprach;
Schon folg ich meiner Pflicht und eurer Antwort nach.
(zu Medon.) Leb wohl, o junger Held, bereit, dein edles Leben,
Von Theſeus Muth erhitzt, für meines hinzugeben,

Die That ist allzugroß; nie wird ein Unterthan
Für seinen König thun, was du für mich gethan.
Ich eile itzt hinweg, du wirst vielleicht noch hören,
Die Pflicht der Könige der Nachwelt noch zu lehren.
Leb wohl, (er umarmt ihn) und muß es seyn, so stirb,
wie du gelebt.
Geh zur Unsterblichkeit, nach der dein Muth gestrebt.
Vergiß nicht, wenn du schon auf des Olympus Höhen
Nah beym Alcides bist, Athen noch beyzustehen.
(zu Elisinde.) Prinzessinn! sey noch nicht von Hoffnung ganz beraubt,
Oft ändert sich das Glück, wenn mans am mindsten glaubt.
(zu Philaide.) Und du behalt den Muth, durch den du dich erhebest,
Leb wohl, und denk an mich, wenn du mich überlebest —
Ich werde diesen Ort wohl nicht mehr wieder sehn —
Es ist genug, folgt mir, und führt mich aus Athen.

(er geht ab und Licas folgt ihm.)

Siebender Auftritt.

Artander, Elisinde, Philaide, Medon, Wache.

Artander.

Führt diesen Jüngling ab! lasst ihn auf freyer Strassen,
Von knecht'scher Hand entseelt, Athen und Welt verlassen,
Dann bringet mir sein Haupt.

Philaide.

Du ſageſt nichts von mir:
Ich geh mit ihm!

Eliſinde.

Mein Sohn!

Artander. (Zur Wache auf Eliſinde und Philaide zeigend.)

laß dieſe beyde hier,
Sie möchten nur das Volk durch ihr Geſchrey erregen.
Zum Mitleid läßt ſich leicht des Pöbels Herz bewegen.
Bleib hier, ihr ſollt ſein Haupt mir überliefern ſehn.

Philaide.

Nein! nichts hält mich zurück, nein, ich will mit ihm gehn.
O Medon! will man uns ſo gar im Tode trennen?

Medon.

Dein Medon wird vielleicht alleine ſterben können.
Vielleicht wird durch mein Blut der Götter Zorn geſtillt.
Der Tod wird mir verſüßt durch dein geliebtes Bild:
Mein letztes ſchwaches Ach ſoll deinen Namen nennen.

Philaide.

Artander! laß uns nicht in unſerm Tode trennen,
Sey diesmal noch ein Menſch! es tödt ein einz'ger Streich,
Von deiner Wuth geführt, uns alle zwey zugleich.

Trenn uns nicht! tödt uns ſelbſt! ſey grauſam aus Erbarmen!

Eliſinde.

Sohn! wahrer Schmerz iſt ſtumm! Sohn, laß dich noch umarmen!
Ich hemm die Thränen noch, halb Wuth, halb Zärtlichkeit;
Sie rührten dich, und itzt iſts nicht zum Weinen Zeit.
Zeit iſts zum Tode. Stirb! der Muth ſtandhafter Seelen
Zwingt Götter zu bereun, daß ſie die Tugend quälen.
Ich folge dir im Tod!

Medon.

Soll ich noch muthig ſeyn,
So weint nicht! — bleibt zurück!

Philaide.

Nein du ſtirbſt nicht allein — —
O Medon!

Eliſinde.

Liebſter Sohn!

Medon.

Prinzeſſinn! — — Eliſinde! —

(zur Philaide.)

Dies iſt des Todes Schmerz, was ich anitzt empfinde.
Was ſonſt noch übrig bleibt, iſt nichts für meinen Muth,
Euch Götter von Athen, weyh ich mein treues Blut:
Stärkt

Stärkt mich, wenns möglich iſt, ſchützt dieſe zwo Betrübte,
Den beſten Theil von mir, die Mutter, die Geliebte.
Mein Geiſt wird in mir frey, der Leib, der ihn noch hält,
Wird bald nur Aſche ſeyn. Es ſchwindet Quaal und Welt
Vor meinen Augen ſchon. (zur Wache.) Kommt, ihr ſollt ſterben lernen!
Nie ſtirbt ein wahrer Held, er eilt nur zu den Sternen.
Nehmt dieſes Leben hin, ſeht meinen Tod ſo ſtill
Und ſo gelaſſen an, als ich ihn leiden will.
Wenn ihr in meinem Tod mir gleich zu werden ſtrebet,
So wißt! nur der ſtirbt frey, der tugendhaft gelebet.
Folgt mir —

Philaide, die ſich halb ohnmächtig auf Eliſinden lehnt.

O Medon!

Medon, der im Begrif iſt abzugehen, wendet ſich um und gehet auf ſie zu.

Ach! (vor ſich.) ſey ſtandhaft armes Herz! —
Helft ihr — leb wohl — dies war des Lebens letzter Schmerz.

(Medon gehet mit einem Theil der Wache.)

Ach-

Achter Auftritt.

Arkander, Eliſinde, Philaide, einige Wache, hernach Licas.

Eliſinde.

Ja, ſtirb! das letzte Glück, das Helden ſich erwerben,
Iſt, für das Vaterland und für die Tugend ſterben.
Für dieſe Welt zu groß, ja, gehe hin, mein Sohn!
In einer beſſeren erwartet dich dein Lohn.
Laß, laß mich wenigſtens ihn nicht lang überleben,
Tyrann, und eile mir nun ſelbſt den Tod zu geben.

Licas, eilend.

Herr! Codrus ſtirbt! er will vor ſeinem Tod dich ſehn;
Man bringt ihn her!

Eliſinde.

Er auch? er ſtirbt! es war Athen — —

Arkander.

Er ſtirbt! von welcher Hand hat er den Tod empfangen?

Licas.

Du weißt, daß ich mit ihm aus dem Pallaſt gegangen:
Ein Eifer voller Muth verdoppelt ſeinen Schritt,
Ich eilt ihm nach, zu ſpät, mit ungleich ſchwächern Tritt.
So bald, als er beym Thor ſich ohne mich erblickte,
Grief er die Wache an. Ich ſah, daß es ihm glückte,
Daß er zween Dorier noch mit dem Dolch durchſtieß,
Den ſeine Hand geführt, als er dich hier verließ.

Die

Die Wache kannt ihn nicht; ich rufte, doch vergebens.
Ihr Arm, vom Zorn gereizt, beraubt ihn bald des Lebens.
Er fällt! ich kam dazu: er bittet, dich zu ſehn.
Die Wache, die ihn trägt, beklaget ihr Verſehn.
Ich ſuchte nur umſonſt dies Unglück zu verhüten;
Er ſcheint mit ruhgem Blick dem Tode Troz zu bieten.
Das Volk ſieht es erſtaunt, und ſteht, und weint um ihn.
Man ſieht von trüber Nacht den Pol ſich überziehn.
Es blizt, die Erde bebt, und ſcheinet aufzubrechen;
Es ſcheint der Himmel will den Tod des Codrus rächen.
Hier wird er ſelbſt gebracht.

Neunter Auftritt.

(Der ſterbende Codrus, der ſich auf die Wache lehnt.)

Artander, Eliſinde, Philaide, Licas.

Eliſinde, die ihm entgegen geht.

Mein König!

Codrus.

Weine nicht
Es iſt geſchehn — — mein Herz erfüllte ſeine Pflicht.

Artander.

Vor deiner eignen Wuth kann niemand dich bewahren
Durch welche Raſerey — —

Codrus.

ließ, und du wirſts erfahren'

Die

Dies hat der Götter Spruch zu Delphes ausgesagt.
lies! —— zittre!

(Er giebt Artander ein Blatt und wird auf einen Lehnstuhl gesetzt.)

Artander.

Schwaches Drohn macht mich noch nicht verzagt!

Artander lieſt.

Wird eines Königs Blut vergossen
Von seiner Feinde zorngen Hand:
So wird der Krieg beschlossen:
So siegt sein Vaterland.

Und dieſes trieb dich an, nach deinem Tod zu streben;
Darum erhieltest du vor kurzer Zeit mein Leben?
Als ihre Wuth auf mich den zorngen Dolch gezückt?

(Er weißt auf Eliſinden.)

Du stirbſt, und dünkest dich in deinem Wahn beglückt:
Du glaubſt, dein Vaterland soll itzt den Sieg erwerben?
Dein Neid verwehret mir den Ruhm, zuerſt zu sterben.
Ich danke dir. Vielleicht hält nicht Apoll sein Wort! —

(Man hört den Donner von ferne.)

Doch, was für eine Nacht verfinstert dieſen Ort?
Will Zevs dann, daß ihn auch die Fürsten fürchten sollen?
Hör ich den Donner nicht von fernen drohend rollen?
Es blitzt! die Erde bebt, ein schröcklich Klaggeschrey
Erfüllt die dunkle Luft! man kommt? wer eilt herbey?

Es

Es tönt ein wild Geräuſch mir furchtbar in den Ohren,
Ich zittre! —— Freunde helft!

Zehender Auftritt.

Artander, Eliſinde, Philaide, der ſterbende Codrus, Cleanth, Licas, Wache.

Cleanth, eilig mit bloſſem Schwerdt.

Herr, alles iſt verlohren!
Ein unbekanntes Volk dringt ſiegreich durch die Stadt,
Durchs Thor, da Codrus Tod das Volk beſtürzet hat.
Komm, hilf uns, ſuch den Muth der Dorier zu wecken!
Es herrſcht in ihrer Bruſt ein ungewohntes Schrecken.
Die Götter ſtreiten ſelbſt für unſre Feinde mit:
Sie nahn ſich dem Pallaſt, und nichts hemmt ihren Schritt.
Die Dorier entfliehn, und ſterben im entfliehen;
Die fallen durch den Blitz, die ſich dem Schwerdt entziehen.
Der Sturm erfüllt ihr Herz mit banger Furchtſamkeit,
Die meiſten ſind entſeelt, noch viele ſind zerſtreut.
Man kämpft, man würgt, man ſtirbt, und will ſich ſterbend rächen.
Es herrſchen Nacht und Tod! ach! alles auszuſprechen
Macht mich die Furcht zu ſchwach. So vieler Schrecken Bild
Hat auch mein Herz mit Angſt und Schauer angefüllt.
Die Feinde nahen ſich, es weichet ſchon die Wache,
Und auf des Medons Tod folgt eine ſchnelle Rache!

(Artander ſteht beſtürzt)

Phi-

Philaide.

Auf Medons Tod?

Eliſinde.

(mit Schmerz.) Mein Sohn! — (muthig) der Himmel ſchützt Athen!

Codrus.

Ich ſoll der Götter Spruch, noch ſelbſt erfüllet ſehn!
Ich danke dem Geſchick!

Artander.

Erzürnter Himmel, ſiege!
Doch glaube nicht, daß ſchon Artander unterliege.
Kommt, Freunde, ſterbt mit mir! Verzweiflung ſieget oft,
(er zieht das Schwerdt.)
Wenn alle Rettung fehlt und wenn man nichts mehr hofft.
Kommt, Freunde, ſterbt mit mir, doch laßt uns tödtend ſterben!
Die Götter ſtürzen mich, ſie wollen mein Verderben;
Sie fordern nun von mir der Unterthanen Blut,
Das meinetwegen floß. Durch meine größre Wuth
Trotz ich noch ihrem Grimm. Lebt ich nur, um von ihnen
Durch gröſſern Frevel noch die Rache zu verdienen!

(Artander, Licas, Cleanth, die Wache gehen mit bloſen Schwerdtern ab.)

Eilfter Auftritt.

Der ſterbende Codrus, Eliſinde, Philaide.

Eliſinde.

Dank ich nun dem Geſchick? beklag ich meine Noth?
Mein Vaterland iſt frey! doch, ach, mein Sohn iſt todt!
Ich bin beſtürzt, betäubt: es kämpft in meinem Herzen
Ein trauriges Gemiſch von Freuden und von Schmerzen.

Philaide.

In meinem ſiegt der Schmerz. O Medon, welch Geſchick
Trieb dich ſo ſchnell zum Tod? in einem Augenblick
Wärſt du vielleicht befreyt. Was nützet dir dein Siegen,
Unglückliches Athen! wenn du bey künftgen Kriegen
Von ihm verlaſſen biſt? wann er, und Codrus fällt,
Was herrſcht dann für ein Fürſt? Was kämpft dann für ein Held?
Es ſoll das Siegsgeſchrey nicht meine Klagen ſtöhren;
Ich will nichts mehr von Sieg, nichts mehr von Freude hören.
Mein Herz, das Vaterland, Natur und Sieg vergißt,
Fragt nichts nach einer Welt, wo Medon nicht mehr iſt.

Codrus.

Hemmt eure Thränen, hofft, und unterwerft den Willen
Dem Himmel: er allein kann eure Schmerzen ſtillen.

Was uns unmöglich scheint, verrichtet seine Macht.
Ich folgte seinem Spruch, sein Rathschluß ist vollbracht.
Ich bin dem Tode nah! —— ich weiß nicht, welches Leben
Noch meine Kräfte stärkt, um mir die Zeit zu geben,
Der Götterspruch erfüllt und euch beglückt zu sehn.
Ich kann die schwache Hand zum Himmel noch erhöhn,
Die schon beynah erstarrt. Ihn bitten meine Thränen,
Mein Vaterland noch stets mit Sieg und Heil zu krönen.
Es müsse jeder Fürst dem Codrus ähnlich seyn!
Das Laster müsse nie der Bürger Herz entweyhn!
Das Alter schmücke Muth und Mäßigkeit die Jugend!
Durch Siege wird es groß; noch grösser durch die Tugend!
Ich werde matt; den Geist, der schon die Welt verläßt,
Hält unbekannte Macht kaum noch im Körper fest.

Elisinde.

Hört seine Bitten an, ihr, die ihr uns beschützet,
Ihr Götter! deren Macht, Athen zu rächen, blitzet!
Es sieg, es sieg, Athen! und du beklemmtes Herz,
Erstick auf einge Zeit den zu gerechten Schmerz.
O Sohn! du kannst nunmehr von den gestirnten Höhen
Den Sieg des Vaterlands und meine Thränen sehen.
Es ist nichts menschliches, nichts schwaches mehr an dir,
Und frey vom Schmerz und Pein siehst du herab nach mir.
Flöß mir die Großmuth ein, mein Unglück zu ertragen,
Bey dem gemeinen Glück nicht weibisch zu verzagen!

Es

Es ſoll dir meine Treu ein ewigs Denkmaal baun.
Kein Bürger in Athen ſolls ohne Thränen ſchaun!
Die Jungfraun ſollen es mit friſchen Roſen krönen,
Man ſoll dir Lieder weyhn, doch oft geſtöhrt von Thränen!
Es ſoll dein Vaterland dir jährlich Weyhrauch ſtreun:
Beſchütz dein Vaterland, du ſollſt ſein Schutzgeiſt ſeyn!
Dein Geiſt zieh vor dem Heer in allen ſeinen Kriegen
Und ſchröcke jeden Feind — —

Letzter Auftritt.

Codrus, Eliſinde, Philaide, Medon, Nileus,

(Gefolge mit bloßen Schwerdtern.)

Medon.

Wir ſind nun frey, wir ſiegen!

(Sie laufen ihm beyde entgegen, und führen ihn gegen den Rand der Bühne, wo Codrus ſitzt.)

Philaide.

Er iſts! er lebt!

Eliſinde.

Mein Sohn!

Philaide.

O Medon! welches Glück!

Codrus.

Tritt näher! —— welcher Gott gab dich Athen zurück?

Medon.

In welchem Zustand muß mein Auge dich erblicken?
Es kann nun unser Sieg Athen nur halb entzücken,
Wenn unser König fällt! Herr! der Thebaner Schaar,
Die, wie ich dir gesagt, der Stadt schon nahe war,
Kam unversehens an, von ew'ger Macht bewogen.
Die Nacht, mit welcher sich der Himmel überzogen,
Das schreckliche Geräusch, von nahen Sturm erweckt,
Die Götter, die mit Furcht der Feinde Herz geschreckt,
Ließ ihnen zu, mit Muth in unsre Stadt zu dringen,
Als die bestimmte Schaar mich zu dem Tod zu bringen,
Mich auf den Markt geführt. Das Schwerdt war schon gezückt,
Als unversehns ein Pfeil von fernen abgedrückt,
Den, der mich tödten sollt, todt auf den Boden strecket.
Nileus wars der sich von edlem Muth erwecket,
Von Banden los gemacht, als mir das Schwerdt gedroht.
Man lauft Verwirrungsvoll, erschrickt, und glaubt mich todt.
Nunmehr fieng Thebens Volk an, muthig loszubrechen,
Sie wollten meinen Tod an allen Feinden rächen.
Ich zeige mich zuletzt, wir siegen; alles fällt.
Artander, den man noch bisher gefesselt hält,
Erwartet seinen Tod und zittert in den Banden.
Der Sturm, der uns bisher im Siegen beygestanden,
Macht

Macht sanfter Stille Platz: die Nacht ist schon zerstreut;
Der gütge Himmel glänzt mit neuer Heiterkeit.
(Es blizt und linker Hand hört man donnern.)
Der Donner läßt sich noch, der Götter Macht zu lehren,
Zum Zeichen ihrer Gunst, von linker Seiten hören.
Der Krieg, und unsre Quaal ist auf einmal vorbey;
Die Götter sind gerecht, Athen ist wieder frey!

Codrus.

Es ist geschehn! — — ich sehs aus diesen Donnerstreichen, — —
Ihr Götter! dieser Bliz, ist eurer Gnadenzeichen,
Tref jedes Königs Herz, der sich im Glück vergißt;
Und der nicht für sein Volk bereit zu sterben ist!
O Medon, nähr're dich! du nur bist, zu regieren
An meiner Stelle, werth. Laß nicht dein Herz verführen.
Ein hoher Stand droht oft der Tugend mit Gefahr!
Beschütze dieses Volk, von dem ich Vater war.

Medon, der vor ihm auf die Knie fällt:

Nein! niemand ist es werth, daß er nach dir regieret.
Die Götter, deren Macht dieß alles ausgeführet,
Sind es alleine werth. Die mögen nun allein
Mit ungetheilter Macht Athens Beherrscher seyn!!
Die frengewordne Stadt soll keinen Herrn erkennen,
Und welchen Namen kann man wohl nach Codrus nennen?

Als Bürger von Athen bring ich mein Leben zu,

(Er ſteht auf und giebt Philaiden die Hand.)

Beglückt durch deine Hand in ungeſtöhrter Ruh.
Der Kronen prächtge Laſt mag ſich, wer will erwerben;
Ich wünſche mir nichts mehr, —— als einſt, wie du, zu ſterben.

Codrus.

Genug ——— Athen iſt frey ———— und ich that meine Pflicht.
Lebt wohl! —— umarmet mich! lebt wohl, vergeßt mich nicht!

(Medon und Eliſinde umarmen ihn.)

Baut mir kein Denkmal auf, als nur in eurem Herzen.
Wie glücklich ſterb ich nicht! ich fühle keine Schmerzen.
(zu Philaiden.) Prinzeſſinn lebe wohl, du weinſt, du ſcheinſt gerührt!
Ihr Götter, deren Macht die Sterblichen regiert,
Laßt nun die Seele frey! —— o letzte ſüſſe Stunden
Im Leben hab ich noch kein ſolches Glück empfunden.
Wie ſchön iſt nicht der Tod, der Tod fürs Vaterland!
Leb wohl —— ich werde ſchwach, —— drück itzt mit ſanfter Hand
Die Augen zu ———— der Tod ——

Liſinde.

Er ſtirbt ——— empfangt ihn, Götter!
Die freye Seele ſteigt in einem Donnerwetter
Zu dem Olymp empor! ihr Klagen haltet ein!
Sein Tod will nicht beweint, er will bewundert ſeyn.

Ende des Trauerſpiels.

Bey dem Verleger dieſes Trauerſpiels ſind auch noch folgende Schau- und Trauerſpiele zu haben.

Polyphemus, oder die Gefahr des Ulyſſes auf der Cyclopeninſul mit Haunswurſts lächerlichen Unglücksfällen von Joh. Georg Heubel, 8.

Regulus, aus dem Ital. des Herrn. Abt Peter Metaſtaſio, 8.

Rhadamiſt und Zenobia, ein Trauerſpiel des Herrn von Crebillon, aus dem Franzöſiſchen in deutſche Verſe überſetzt von Joh. Friedr. Gries, 8.

Sancio und Similde, die Stärke der mütterlichen Liebe, ein Schauſpiel, 8.

die **Schäferinſel**, ein deutſches Luſtſpiel in 3. Aufzügen, von Herrn Chriſtoph Mylius zu Leipzig, 8.

das **Teſtament**, ein deutſches Luſtſpiel, 8.

Themiſtocles, ein Trauerſpiel, aus einer italiäniſchen Oper des Hrn. Abts Peter Metaſtaſio überſetzt von Franz Freyherrn von Fünken, 8

die **Verſchwörung wider Venedig**, ein Trauerſpiel, des Herrn Thomas Ottway, 8.

Witib, die ſchlaue, eine von dem berühmten Advocaten zu Venedig Signr. Carlo Goldoni verfertigte galante Comödie, aus dem Italiäniſ. überſetzt, 8.

Zwillinge, die zwey, aus dem Italiäniſ. überſetzt, 8.

Des Freyherrn

Johann Friederich von Cronegk

Schriften.

Zweyter Band.

Zweyte verbeſſerte Auflage.

Leipzig, 1763.

bey Jacob Chriſtoph Poſch, Buchhändl. in Anſpach.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Inhalt

des zweyten Bandes.

Einſamkeiten in ſechs Geſängen.

Erſter Geſang. S. 3
Zweyter Geſang. 11
Dritter Geſang. 16
Vierter Geſang. 21
Fünfter Geſang. 28
Sechſter Geſang. 34

Einſamkeiten in zween Geſängen.

Erſter Geſang. 43
Zweyter Geſang. 63

Lehrgedichte.

An ſich ſelbſt. 80
Einladung aufs Land. 90
Das Stadtleben. 100
Das Glück der Thoren. 106
Der Winterabend. 112
Gewohnheit und Natur. 119
An Herrn U * * 126
Günthers Schatten. 132
An Herrn K * * 139
Am Tage meiner Geburt. 144

Oden und Lieder. Erſtes Buch.

Lob der Gottheit. 151
Empfindungen über die göttlichen Wohlthaten 155
Abendandacht. 158
Lob Gottes. 160
Am zwanzigſten Geburtstage. 162
Der auferſtandene Heiland 164
Vertrauen auf Gott. 167
Um Beſſerung des Lebens. 168
Ermunterung zum Lobe Gottes 171
Die Einſamkeit. 173
Die Weisheit. 176
An die Leyer. 181
Der Friede. 185
An Herrn Prof. Gellert. 188
An eine Freundinn. 190
Der Morgen. 192
Das glückliche Leben. 196
Die Ruhe. 198
Troſt. 203
Ermunterung zu weiſer Freude 205
Der Krieg. 207
An die Laute. 214

Oden

Inhalt des zweyten Bandes.

Oden und Lieder. Zweytes Buch.

Ermunterung an die Leyer. 219
An Chloris. 221
Der Herbſt. 222
Lob der Tonkunſt. 225
Der Ruhm. 228
Gedanken einer Schäferinn. 232
Anrufung der Muſen. 235
An den Amor. 237
Der Trinker. 239
An den Schlaf. 241
An die Muſe. 243
An Chloen. 244
Das warnende Mägdchen. 246
Das Kind. 248
Empfindungen einer Schäferinn 250
Der Morgen. 252
Der Wahrſager. 255
Ich weis nicht was. 256
Ich weis nicht wie. 258
Die Zeit wirds lehren. 260
Die verkleidete Liebe. 262
Der Philoſoph. 264
Erinnerung an Phyllis. 266
Prophezeyhungen. 269
Der fröhliche Dichter. 271
Der ſchlafende Amor. 274
Der Eigenſinnige. 276
Wünſche. 278
Die Freyheit. 281
Mirtills Abſchied. 283
Die Freude. 285
An Chloris. 288
Verſas. 291
Doris. 293
Die Verſchwiegenheit. 295
Die Folgen. 297
An Phyllis. 299
Das weis ich ſchon. 301
Die vergebliche Mühe. 303
Das Beyſpiel. 305

Vermiſchte Gedichte.

An Herrn Prof. Gärtner. 309
An Herrn Uz. 312
An Herrn Grafen von Brühl. 314
An Cleanthen. 317
Sehnſucht nach der Ruhe. 320
An einen Baum. 323
Lobgeſang der Liebe. 325
Sehnſucht nach dem Lande. 329
Bequeme Kunſt zu dichten. 330
Fabel, der junge Baum und der Gärtner. 331
Romanz. 333
Anrede des Brutus bey Philippi an ſeine Freunde. 336
Troſt des Schriftſtellers. 337
Der Sommer aus dem Metaſtaſio. 338
Das Glück und Amor nach dem Caſtillejo. 343
Lyda, nach eben demſelben. 344
Butlers Grabſchrift. 346

Einſam-

Einſamkeiten

in

Sechs Geſängen.

Einſamkeiten

in

Sechs Geſängen.

Erſter Geſang.

Dir, ſchauervolle Nacht der heilgen Einſamkeit,
Dir, traurge Stille, ſey mein zärtlich Lied geweiht!
Die müde Seele ſucht, in deinen Dunkelheiten,
Die beym mühſamen Schwarm ſcheinbarer Eitelkeiten
Von allen Sterblichen umſonſt geſuchte Ruh:
Ihr ſing ich, und der Hayn hört mir ſtillſchweigend zu.
Es herrſche durch den Wald die heilig öde Stille!
Hier, wo ich mich verſenkt in meinen Schmerz verhülle,
Verdopple ſich die Nacht! Ein mächtger Schauer rauſcht
Durch das erſchrockne Thal, in dem kein Waldgott lauſcht.

Die Nymphen dieſes Walds entfliehen voller Schrecken.
Zu Klagen ſoll mein Lied den Wiederhall erwecken;
Ihr Büſche, ſchließet mich in heilge Schatten ein!
Mein Schmerz durchdringe ſelbſt den unbelebten Hayn!
Die Einſamkeit allein ſoll meine Klagen hören;
Sie berge meine Wuth und die erhitzten Zähren!
Es wird vielleicht in ihr mein reger Schmerz geſtillt.
Dich ſegn' ich, Einſamkeit; du biſt des Grabes Bild.
Die Seele lernt in dir ſich ſelbſten erſt empfinden,
Und ſie erſtaunet oft, ſich ſelbſt ſo groß zu finden.
O wann ich einſt in euch mein Leben durchgedacht,
Schließt ſich mein naſſes Aug zu einer ewgen Nacht:
O dann verberget noch, ihr ſchauervollen Hayne,
Den überbliebnen Reſt der modernden Gebeine!
Laßt keinen kühnen Blick der Sterblichen dazu!
O Seele, fliehe bald zu dieſer tiefen Ruh!
Empfindungsvoller Freund! auch dich vielleicht umſchlirpen
Entfernte Hayne nun mit heilgen Finſterniſſen:
Alcipp, empfang dieß Lied und denk an deinen Freund,
Der nun, von dir entfernt, der Jugend Reſt durchweint.
Vielleicht wann du den Schmerz, der mich verzehrt, erfährest
Und auf die vorge Zeit den Blick zurücke kehreſt,
Fließt eine Zähre dir mitleidend vom Geſicht.
O Freund, o ſchäme dich der edlen Zähren nicht!
Dein Herz wär nicht ſo groß, wenn es nicht fühlend wäre.
Dieß iſt das einzige, was ich von dir begehre.

Wenn Fühlen Schwachheit heißt, ſo iſt die Schwachheit ſchön:
O könnt ich ſie doch nur, die edlen Thränen, ſehn!
Die Einſamkeit verbirgt noch unſer beyder Schmerzen;
Die einzgen Zeugen ſind nur unſre eignen Herzen.
Schutzgeiſter, die vielleicht mitleidend um uns ſtehn,
Nur dieſe können noch die ſtillen Thränen ſehn.
Ihr, die ihr um mich ſchwebt, und wie ſoll ich euch nennen?
Ihr weinet ſelbſt vielleicht, wenn Geiſter weinen können;
Und iſt mein traurig Lied hierzu nicht allzu ſchwach,
So weint uns noch vielleicht die Nachwelt fühlend nach.
Doch was ſoll Nachwelt ſeyn? kann uns ihr Beyfall rühren?
Und wenn ſie mich nicht kennt, was werd ich wohl verlieren?
Nein! wenn ſein eignes Herz ihm nur den Beyfall giebt,
Das iſt genug für den, der wahre Tugend liebt.
Was iſt die Nachwelt wohl, von unſrer Welt gebohren?
So, wie die itzge Welt, beſteht ſie meiſt aus Thoren.
Ihr, die ihr nach uns lebt, erblickt ihr dieß Gedicht,
Verzeiht! ihr ſagt vielleicht: der Dichter irrte nicht.
Alcipp! Nein, dieß iſt nicht der Ruhm, wornach wir ſtreben:
Wir ſind uns eine Welt; wir können uns erheben.
Geſetze flößt uns nur Vernunft und Tugend ein:
Nur unſer eigen Herz kann unſer Richter ſeyn.
So wenig Freuden auch das Glück uns ſonſten ſchenket:
Alcipp, der iſt beglückt, der ſo erhaben denket.
Iſt ein empfindend Herz der Urſprung unſrer Pein:
Es muß der Urſprung auch von unſrer Größe ſeyn,

Und eben dieß Gefühl und eben dieſe Schmerzen,
Erhöhen unſern Geiſt zugleich mit unſern Herzen.
Die ihr euch glücklich denkt, wann euch die Welt betäubt,
O wie bedaur ich euch, wenn ihr im Schlummer bleibt!
Stolz auf Unſterblichkeit, erhöhn ſich edle Seelen;
Der beſſern Welt gewiß, kann ſie kein Unfall quälen.
Geſchick! o! bring mich bald zu dieſer beſſern Welt!
In dieſer iſt nichts mehr, das mich zurücke hält.
Du, du kannſt mir allein die Welt erträglich machen,
Ich ſah die Bluhmen blühn, den Himmel heiter lachen.
So bald ich dich erblickt, fühlt ich der Menſchheit Glück,
Zemire! Doch uns trennt ein trauriges Geſchick.
Zemire, denkſt du wohl, wie ich entfernt mich quäle,
Zemire, erſter Wunſch der unbefleckten Seele?
Du warſt mein erſter Wunſch; du wirſt der letzte ſeyn.
Die Welt iſt ohne dich ein Aufenthalt der Pein.
Was hilfſt du mir itzund, umſonſt geliebte Tugend?
Was hilfſt du mir itzund, umſonſt verblühte Jugend?
Zu grauſam war das Glück, zu ſtreng war unſre Pflicht.
Ja, Himmel, es iſt hart! Doch nein! Ich klage nicht.
Nicht klag ich! Einge Zeit genoß ich doch mein Leben.
Alcippen haſt du mir zum wahren Freund gegeben;
Du haſt Zemiren mir auf kurze Zeit gegönnt.
Sie war für mich gemacht; und ach! ſind wir getrennt?
Von allen beyden fern, ſoll noch mein zärtlich Klagen,
Wann ſich mein Auge ſchließt, die Namen ſtammlend ſagen.

Alcipp,

Alcizy, du biſt noch dort, in jenem Aufenthalt,
Aus dem das Glück mich riß; noch grünt für dich der Wald,
Noch lächeln dir vergnügt die bluhmenreichen Heiden:
Es ſchweben dort um dich die jugendlichen Freuden
Mit leichten Flügeln noch, die zu verſchwinden drohn:
So bald man ſie recht ſieht, ſo ſind ſie ſchon entflohn.
Du fühleſt noch die Welt und ihre prächtgen Freuden:
Des Lebens Sonne kann dein heitres Aug noch weiden.
Doch ich ſeh ſchwermuthevoll, mit zärtlich naſſem Blick,
In eine nur für mich betrübte Welt zurück,
Die ihren ganzen Reiz für mich allein verlohren,
Wo jegliches Geſchöpf zur Freude ſonſt gebohren.
Ach! es war eine Zeit, in der ich ſie genoß,
Wo bey Zemiren mir die Stunde ſanft verfloß.
Damalen blühte noch der Frühling meinem Blicke,
Und in den Thränen ſelbſt fand ich ein ſtilles Glücke.
Ließ mein erhitzter Sinn der Zärtlichkeit den Lauf:
So trocknete mein Freund die traurgen Zähren auf.
O! Himmel! und ich ſah .. O Zeit! du biſt vergangen!
Auch eine Zähre ſah ich auf Zemirens Wangen
Von Zärtlichkeit erregt; zum Lohn für meinen Schmerz
Erfriſchte dieſer Blick mein zärtlich ſchmachtend Herz.
Mein Schmerz ſelbſt wurde Luſt, getheilt mit meiner Schönen.
O lang beſeufztes Gut! o unvergeſſne Thränen!
O Seele, denke du! denn ſagen kann ichs nicht;
Denk nur an jenes Glück, das noch dieß Herz durchbricht.

Wie, Seele, war dir da, als mir Zemire ſagte,
Sie fühle das für mich, was ich ihr ſeufzend klagte?
Wie fühlteſt du nicht da der Wolluſt Ueberfluß,
Als du mir faſt entgiengſt, verſenkt in einen Kuß?
So biſt du denn vorbey, o Zeit voll Seligkeiten?
Umſonſt nur ruf ich dir und ſeh dich noch von weiten.
Doch ſtürme nur, Geſchick, weil du ſo grauſam biſt;
Betrübe mich noch mehr, wenn es dir möglich iſt!
Die Luſt iſt ſchon genug, die du mir einſt gegeben:
Ein ſolcher Augenblick iſt mehr, als ſonſt ein Leben.
Ein ſolcher Augenblick iſt aller Schmerzen werth,
Mit denen mich dein Zorn, von ihr entfernt, beſchwehrt.
Alcipp, genieße du der Jugend Fröhlichkeiten:
Doch mitten im Genuß denk an die künftgen Zeiten.
Bedenk, daß das Geſchick, das über mich ergrimmt,
Auch dich, o Freund, vielleicht zu gleichem Schmerz beſtimmt.
Auch du wirſt einſt vielleicht in Einſamkeiten weinen;
Auch dir wird einſt die Welt betrübt und öde ſcheinen:
Dann fühlſt du meine Pein; dann klagt dein bittrer Schmerz
Die ganze Welt ſonſt an, nur nicht dein eignes Herz.
Und dieſes iſt genug, um alles auszuſtehen.
Dann kannſt du auf die Welt, gleich mir, zurücke ſehen:
Es ſieht ein ſtiller Geiſt, der von der Welt entfloh,
Den liebgeweſenen, nun öden Körper, ſo.
Als ich noch glücklich war, als die vergnügten Tage
Sanft ſchleichend mir entflohn, war ich nicht ohne Klage.

Die kleinſte Hinderniß, der mindeſte Verzug
Trieb mich zum Ungeſtüm, war mir zur Qual genug,
Wann eitler Hitze voll mir Thränen oft entrollten,
Die dazumalen nur aus Freuden flieſſen ſollten.
Mich quälte zum voraus der Zukunft drohnde Noth:
Nun hat das Glück erfüllt, was es mir dort gedroht.
Ich bin von ihr entfernt; nichts hab ich mehr zu ſcheuen;
Ich konnte meine Pein zum voraus prophezeyen.
Itzt, da es wirklich iſt, was ich ſonſt nie ſo nah
Und zitterndvund voll Wuth betrübt von ferne ſah,
Itzt, mitten in dem Schmerz, itzt fühl ich in der Stille,
Daß auch die gröſſte Pein verſteckten Troſt verhülle,
Und daß ich, geb ich gleich mein ganzes Glücke hin,
Zwar hoffnungslos und doch nicht ganz unglücklich bin.
Ein Herz, das ſchon gewohnt, erhaben zu empfinden.
Iſt zwar zu groß dazu, ſein Glücke hier zu finden,
Der Vorſchmack künftger Luſt und einer beſſern Welt
Iſt, was den Aufenthalt der Sterblichen vergällt.
Doch eben dieſer Geiſt iſt hier auf unſrer Erden
Zugleich zu greß dazu, ganz unbeglückt zu werden.
Seltſamer Widerſpruch! Gemiſch von Luſt und Schmerz!
Alcipp, wer kennt ihn wohl? Doch fühlet ihn das Herz.
Du warſt ſchon ſchwermuthsvoll im Schooße heitrer Freuden:
Nun lerne fröhlich ſeyn, auch mitten in dem Leiden.
Schmeichl' ich mir wohl zu viel? Nein, Freund; Zemire,
Nein!
Wer euch verliert und lebt, muß wirklich ſtandhaft ſeyn.

Wie? ſag ich ſtandhaft? ich, der nun, verzehrt vom Kummer,
Sonſt keine Ruhe kennt, als nur im öden Schlummer?
Das heißt Fühlloſigkeit, das heißt nicht ſtandhaft ſeyn.
Die Klagen ſchlafen mir mit der Empfindung ein.
Doch ach! mein Trieb erwacht, mich heftiger zu quälen!
Die Einſamkeit allein kann ich zur Zuflucht wählen.
Der Wälder heilger Ernſt und ſchauervolle Nacht
Iſt jener Stille gleich, die mich nun fühllos macht.
Hier ſcheinet überall ſelbſt die Natur zu trauren;
Und jegliches Geſchöpf ſcheint hier mich zu bedauren,
Und jedes ſieht erſtaunt, daß ich noch traurig bin:
Dann tönen unvermerkt der Schwermuth Klagen hin.
Ach! nun erſt hör ich es, daß du nur Klagen ſingeſt,
Wann du, o Nachtigall, mein lauſchend Ohr durchdringeſt.
Ich glaubte ſonſt, dein Lied ſey, Liebe, dir geweiht:
Nun aber hör ich erſt, du ſingſt aus Traurigkeit.
Der Büſche traurig Grün ſcheint Leid um mich zu tragen:
Der Weſte liſpeln ſeufzt, die Bäche murmeln Klagen.

Zweyter Gesang.

Das gütige Geschick belohnt der Menschen Leiden
Mit oft betrüglichen, damit verbundnen Freuden,
Der, so die Krone trägt, sieht ihren Schimmer nicht,
Der unsern Blick verblendt, und fühlt nur ihr Gewicht.
Er irret misvergnügt durch reich vergoldte Zimmer:
Gewohnt der eiteln Pracht, vergnüget ihn kein Schimmer.
Was gab ihm das Geschick, das ihn zum Sclaven macht,
Für seine Pein zum Lohn? Fühllosigkeit und Pracht.
Die ungenossne Lust, nach ihrem Tod zu leben,
Wird Helden, und hernach Schriftstellern, hingegeben,
Die in Gedanken groß und doch in Wahrheit blind,
Von ihrem Stolz getäuscht, der Ruhmsucht Knechte sind.
Weichlingen, die betrübt ihr Leben nur durchspielen,
Der Wollust ganz geweiht, sie schmecken, doch nicht fühlen,
Gab weiser Vorsicht Schluß, zum Lohn verlohrner Ruh,
Der thierschen Seele gleich, unedle Freuden zu.
Doch, was gab das Geschick empfindend edlen Herzen,
Werth der Unsterblichkeit, zum Lohn für ihre Schmerzen,
Wann ein erzürnt Geschick die reine Glut verkennt,
Zwo Seelen erst vereint, und dann sie grausam trennt?
Mit was belohnt es wohl die ungenossne Jugend,
Die ich entfernt durchseufzt? Mit Zärtlichkeit und Tugend.

Ja,

Ja, Tugend, deine Macht erleichtert meine Pein;
Es kann, wer dich verehrt, nie ganz unglücklich ſeyn.
Ein zärtlich fühlend Herz iſt zwar gemacht zu beyden:
Doch hat es in ſich ſelbſt die ewge Quell der Freuden.
Es täuſchet mich nunmehr kein ſinnlicher Betrug:
Tyrannen ſey die Welt, ich bin mir ſelbſt genug.
Was iſt es für ein Geiſt, der mich zur Weisheit leitet?
Die Zärtlichkeit hat erſt die Bahn ihr zubereitet.
Sie lehret mich, daß uns kein irdſches Gut vergnügt,
Daß alles eitel iſt, und wie ein Rauch verfliegt,
Und daß kein irdſches Gut uns unaufhörlich bleibet,
Weil ein verhaßter Schluß mich von Zemiren treibet.
Die frohe Zeit verfloh, wie ein vergnügter Traum.
Als ich ſie noch genoß, fühlt ich die Freude kaum:
Doch itzt empfind ich ſie mit bitterm Angedenken;
Ihr Bild erneuert ſich, mich heftiger zu kränken.
Jedoch die Traurigkeit, die durch die Lippen bricht,
Wird edler Schwermuth Stolz, erniedriget uns nicht.
Die ſtille Schwermuth zeugt die göttlichſten Gedanken;
Sie hebet unſern Geiſt aus ſeinen engen Schranken.
Es herrſcht ein ſanfter Ernſt auf heilger Weisheit Bahn,
Und zeiget uns den Weg zu beſſern Welten an.
Ein Herz, das heimlich ſeufzt, das Lüſte nur ermüden,
Das, Troz dem Reiz der Welt, beſtändig unzufrieden,
Von Hoffnung ſtets getäuſcht, doch immer hoffend lebt,
Und mitten im Genuß nach neuen Gütern ſtrebt,

Das auf des Lebens Bahn vom Glück hinweg getrieben,
Die itzge Luſt verläßt, um künftige zu lieben:
Dieß Herz vergnügt ſich nicht durch Wolluſt oder Pracht;
Für irdſche Güter iſt nicht unſer Herz gemacht.
Die Seele fühlt ſich ſelbſt und ſtrebt nach fernen Sachen,
Die ihrer würdger ſind und ſie unſterblich machen.
Drum iſt ſie mievergnügt; ihr ſcheint ihr Glück zu weit,
Und unſrer Wünſche Zweck iſt nur die Ewigkeit.
Eilt, blinde Sterbliche, zu theur erkauften Ehren!
Es ſey der Erdball ſein, Achill wird mehr begehren.
Die Wolluſt iſt erſchöpft, Apicius, durch dich.
Ganz Peru, Thrar, ſey dein; begnügt wol einer ſich?
Hat einer wohl genug an dem erworbnen Glücke?
Bleibt ihren Herzen nicht ein weitrer Wunſch zurücke?
Wenn unſern Körper gleich ein eitler Schlummer wiegt;
Nur die Unendlichkeit macht unſern Geiſt vergnügt.
In deinen Armen ſelbſt, vortreffliche Zemire,
Fühlt ich den ſtillen Zug, den ich jetzt heftger ſpühre.
Weil mir bey deinem Reiz ein Wunſch noch übrig blieb,
So war die Ewigkeit der Seele ſtiller Trieb.
Die Schwermuth lehrte mich erſt dieſen Trieb ergründen,
Und mein zukünftig Glück in beſſern Welten finden,
In einer Welt, wo dann mein Geiſt, vom Wahn entfernt,
Vom öden Körper frey, ſich ſelbſten kennen lernt,
In einer Welt, wo nicht die Laſter mehr regieren,
Wo unſre Sinnen nichts, als edle Triebe, rühren;

In einer Welt, wo nicht die Tugend unterthan
In Wüſten einſam ſeufzt, weil Bosheit herrſchen kann;
Wo keine Prieſter mehr, mit blutgem Aberglauben,
Die Freyheit unſers Geiſts und die Gemüthsruh rauben;
In welcher kein Sejan die ſtille Tugend drückt,
In der kein Laſter ſich mit ſchönen Farben ſchmückt.
Nach dieſer beſſern Welt treibt uns ein ſtill Verlangen.
Dort werd ich einſt verklärt, Zemire, dich umfangen:
Die Glut, die mich erhitzt, war allzeit himmliſch rein:
Dann trennt kein Glück uns mehr; dann biſt du ewig mein.
Alcipp, wenn dich die Welt mit ihrem Reiz verblendet,
So denke, daß dein Glück, ſo wie die Welt, ſich endet.
Hoff auf kein ewges Glück; ein Thor nur hofft ſo viel:
Die Ewigkeit allein ſey deiner Wünſche Ziel.
Sey deiner Tugend treu: nur ſie kann dich belohnen;
Sie zeiget uns von fern die zugedachten Kronen;
Sie zeigt mir meine Ruh im ſchauervollen Grab;
Sie wiſcht der Leidenſchaft erhitzte Thränen ab;
Sie leitet meinen Gang zu heilgen Einſamkeiten,
Und zeigt mir meine Ruh und ihren Lohn von weiten.
Dort, wo gebrochen nur der Sonnen ſchwaches Licht
Mit ungewiſſem Schein durch rege Blätter bricht,
Die von dem Weſt bewegt, bald ihren Glanz verſtecken,
Bald ihrem mächtgen Stral des Haynes Grün entdecken;
Dort, wo nur Stille wohnt, wo nur das Täubchen klagt,
Wo ein gelinder Bach das Ufer ſchleichend nagt:

Dort kömmt die Muse oft, im Schatten heilger Buchen,
Von Schwätzern ungestört, mich gütig zu besuchen,
Und lehrt mich ihren Geist, den Pöbel zu verschmähn
Und meinen freyen Blick begierig zu erhöhn.
Sie führt mich zum voraus in unerforschte Welten,
Die das Geschick bestimmt, die Tugend zu vergelten.
Die Schwermuth wird besiegt selbst durch der Schwermuth Macht;
Der Vorschmack künftger Lust füllt unsre Welt mit Nacht.
Wann ein, erstaunter Blick sich auf die Sonne wendet,
So wird er nach und nach nicht mehr vom Stral verblendet,
Und sieht ihr heitres Rund, das er bewundernd ehrt.
Doch wenn er seinen Blick zur Welt zurücke kehrt,
So decket finstre Nacht die schwarzgewordnen Heiden;
Ein trüber Schatten fällt auf irdisch öde Freuden.
So fällt ein forschender der Zukunft heilger Blick,
Von künftger Lust verblendt, auf unsre Welt zurück.
Die Zukunft nur allein kann ihm die Ruh verstatten,
Und unsre Lust beschwert ein fühllos matter Schatten.
O Muse, die du mich erhabne Lieder lehrst,
Und wenn mein Lied dich ruft, mein Bitten oft erhörst,
Umgieb mich in dem Hayn mit einer finstern Wolke!
Komm und entreiße mich dem ungeweihten Volke!
Mein ganzes Leben sey in Zukunft dir geweiht!
Begeistre du mein Herz, o heilge Einsamkeit!

Dritter Geſang.

Lern, zärtlicher Alcipp, von unſers Lebens Scenen,
Die niemals lange ſtehn, dem freyes Aug entwöhnen.
Der Ruhm des eitlen Volks macht niemals unſern Werth:
Was hilft mir deſſen Lob, den nicht mein Herz verehrt?
Wird nicht vom blöden Volk der blöde Thrax erhoben?
Der Dichter Pöbel ſelbſt wird ihn rein reinend loben.
Doch keinen Weiſen rührt der Thoren Schmeicheley:
Ein Weiſer nur allein ſieht was zu tadeln ſey.
Das iſt der Lauf der Welt: ein Thor rühmt keinen Weiſen,
Und wer erhaben denkt, wird keinen Thoren preiſen.
Des Midas Krone deckt die langen Ohren nicht;
Und keinen Hieron ehrt Pindars Lobgedicht.
O ſuche nicht, Alcipp, das eitle Lob der Thoren!
Du warſt zu beſſerm Lob, zu beſſerm Ruhm gebohren.
Glaub, daß des falſchen Hofs betrügeriſche Pracht
Dich zwar betäuben kann, doch nie dich glücklich macht:
Wo ein erhabner Witz zu nichts ſonſt auserſehen,
Als eitler Fürſten Stolz betrügriſch zu erhöhen,
Als nur ein eitler Knecht von unwahrhaftem Schein,
Von prächtger Sclaven Gunſt und ſtolzem Nichts zu ſeyn.
Nein!

Nein! mich wird nimmermehr des Hofes Pracht verblenden.
Mein wahres einges Glück ſteht nun in meinen Händen.
Die Weisheit ſteht mir bey; nur ſie bleibt mir zurück,
Und, von Zemiren fern, wird ſie mein einzges Glück.
Was ſonſten mich vergnügt, verſchwand mir mit Zemiren:
Man kann die ganze Welt, ſie kann man nicht verlieren.
So lang das Glück uns lacht, ſind öfters Menſchen groß:
Doch wenn das Glück entweicht, ſo ſind ſie hoffnungslos.
Dann iſt der kaum ein Menſch, der ſonſt ein Gott geweſen,
Und hätte Cato, gleich den Plato nicht geleſen,
Nicht Weisheit oder Muth, nein, Stolz und Ungeduld
Und eitle Ruhmbegier ſind ſeines Todes Schuld. (*)
Auch dieſer Ruhm iſt falſch, wenn Dichter uns erhöhen:
Sie werden Helden ſtets vergöttern oder ſchmähen.
Es iſt kein Mittelweg mehr zwiſchen Ruhm und Spott;
Und Philipps Sohn heißt bald ein Thor und bald ein Gott.
Ruhm iſt ein leerer Laut; er ſchmeichelt nur den Ohren;
Und eines Weiſen Werth beſchimpft das Lob der Thoren.
O Ruhmſucht, deine Macht nimmt unſern Erdball ein,
Und manchen, der dich ſchmäht, erhitzeſt du allein.
Ich hoffte keinen Ruhm, als einſtens bey Zemiren
Ein Leben voller Luſt ganz unbemerkt zu führen.
Doch dieſe Hoffnung flieht aus der betrübten Bruſt.
Ihr Leben lehrte mich; nun lehrt mich ihr Verluſt.
Von ihr getrennt iſt mir mein ganzes Glück verſchwunden:
Die Welt verlohr den Schein, den ich an ihr gefunden.

(*) Des Verfaſſers Gedanke ſcheint dieſer zu ſeyn: Hätte gleich Cato den Plato nicht geleſen, ſo hätte er ſich doch das Leben genommen: nicht Weisheit, ſondern Ungeduld war die Urſache ſeines Todes.

Ruhm, Wolluſt, eitle Pracht, ihr blendet mich nicht mehr;
Ihr ſpeiſt die Sinne nur, das Herze bleibet leer.
Das prächtige Gedräng mühſamer Eitelkeiten
Soll mein erſtarrtes Herz zu keinem Wunſch verleiten.
Die Tugend nur allein bleibt uns im Unglück treu:
Sie bleibt noch groß im Schmerz und noch in Banden frey.
Sie ſelbſt erweicht das Herz; ſie nähret zarte Triebe;
Die ſchönſte Eitelkeit des Lebens iſt die Liebe.
Doch, nein, der liebe Zug, ſollt dieſer eitel ſeyn?
Nur Geiſter höhrer Art nimmt ihr Vergnügen ein.
In beſſern Welten ſelbſt macht ſie die künftgen Freuden,
Die uns die Tugend zeigt, zum Lohn gefühlter Leiden.
Von unſerm Körper frey, bleibt noch ihr Zug zurück:
Sie und die Freundſchaft nur macht heilger Seelen Glück.
O wie erhebt mein Geiſt ſich nicht durch dieß Verlangen!
Dich werd ich einſt, Horaz, dich, Milton, einſt umfangen.
Dann ſeh ich dich, Alcipp, der Freunde treue Schaar:
Ihr ſtellt euch nach der Reih verklärten Blicken dar.
Ihr Helden vorger Zeit, die ich ſo lang verehret,
Ihr Weiſen, deren Ruhm oft meinen Schlaf geſtöhret,
Wann ich in heiliger durchwachter Mitternacht
Das edle Leben las, ſo ihr hier zugebracht.
Wie oft hab ich nicht einſt, in ungeübter Jugend,
Nacheifrungsvoll geweint, erfüllt von eurer Tugend;
Und, durſtend nach dem Kelch, den Sokrates geleert,
Schien mir der Fürſten Pracht nur matt und mittleids werth.
An Thaten werd ich nicht, ſo ſagt ich, ihnen gleichen,
Und dennoch ſchäm ich mich, an Tugenden zu weichen.

Wie oft beweint ich nicht, daß ich euch nie erblickt,
Zu einer schönern Zeit in diese Welt geschickt!
Doch dort erblick ich euch in Welten voll Entzücken:
Ich nenn euch Freunde schon, und glaub, euch zu erblicken.
Ob gleich dein hohes Spiel dem Pöbel nie gefällt,
O Klopstock, was du singst, ehrt eine bessre Welt.
Um dich seh ich den Chor der heilgen stillen Seelen,
Die nun mit dir vereint des Höchsten Lob erzählen:
Dich seh ich, tiefer Young, dich seh ich, Gellert, stehn.
Wie klingt ihr geistreich Lied nunmehr so himmlisch schön!
Ich seh dich, edler Creuz, aus diesem Haufen dringen:
Umarmt mich, Freunde, kommt, und ich will mit euch singen.
Was fühlet noch mein Herz für einen stillen Zug?
O Herz, ist alles das nicht Seligkeit genug?
Doch ich erblicke sie, ich sehe dich, Zemire!
O komm, damit ich dich zu meinen Freunden führe!
Komm, schöne Seele, komm! umarme deinen Freund;
Euch, Zähren, segn' ich noch, die ich um sie geweint!
Ich seh dich; ja, du bists! es sind die holden Blicke:
O Lieb! o Seligkeit! kein Wunsch bleibt mehr zurücke.
Komm, ich umarme dich; komm, schwesterlicher Geist!
Nun weiß ich, daß kein Glück aus deinem Arm mich reißt.
Wie klein, wie irdisch sind der Menschheit schwache Leiden
Wie groß ist nicht ihr Lohn und edler Tugend Freuden!
Siehst du nicht dort, Alcipp, den edlen Daphnis stehn?
Auf! fliege hin mit mir, welch Glück ist, ihn zu sehn!

Der Erdball wälzet ſich noch unter unſern Füſſen:
Wir ſehn die Menſchen noch umhüllt mit Finſterniſſen.
Wann dort ein Jüngling lebt, der ſtille Tugend liebt
Und unbemerkt ſein Herz in edlen Thaten übt,
Dann fliegen wir zu ihm; wir wollen ihn umgeben;
Wir preiſen, Tugend, dich, und ſehn ſein edles Leben.
Als Schutzgeiſt will ich ſtets unſichtbar mit ihm gehn;
Ich flöß ihm Lieder ein, den Schöpfer zu erhöhn.
Ich leite ſeine Hand durch die bewegten Saiten,
Und gieße durch ſein Herz erhabne Zärtlichkeiten.
In heilger Einſamkeit, in ſtiller Nächte Ruh,
Weh ich ihm leichten Schlaf und heilge Träume zu.
Und wann ſein Lauf vollbracht, dann komm ich mit Entzücken,
Um ihm mit ſanfter Hand die Augen zuzudrücken.
Ruh ſanft, o Glücklicher, du haſt dein Ziel erreicht!
Nichts ſtöhret ſeine Ruh; ſein Tod iſt ſanft und leicht.
Die Seele reißt ſich los aus ihrer engen Höhle:
Siehſt du mich nun? ich wars! willkommen, edle Seele!
Ich wars, der bey dir war, den Blicken unbewußt!
Komm, ich begleite dich zu Welten voller Luſt;
Frohlockend will ich dich zu heilgen Seelen führen;
Du ſollſt mit höherm Ton nun beſſre Saiten rühren.
Lob ſey dir, Ewiger! Ihr Engel, ſingt mir nach!
Ach! warum iſt mein Ton, warum mein Lied ſo ſchwach?
Ach! iſt das noch die Welt? flieh ſchnelle, traurge Jugend!
Heil dir, Begeiſterung! o Zärtlichkeit! o Tugend.

Vierter Gesang.

Es pocht mein Herz nicht mehr von feurigem Entzücken;
Mir ists nicht mehr erlaubt, die Selgen zu erblicken.
Komm wieder, süßer Zug! komm, o Begeisterung!
Erneure mir die Lust, die ich zu schwach besung!
O bringe mich zurück zu diesen heilgen Chören!
Ich glaube, noch das Lied Unsterblicher zu hören.
Sieh mit mir hin, Alcipp, o was ist irdsches Glück,
Was Wollust oder Ruhm bey einem solchen Blick?
Verblendte Sterbliche, was ists, das euch erhitzet?
Ein Gut, das ihr nicht fühlt, so bald ihr es besitzet.
O wendet einen Blick auf Güter höhrer Art,
Die zu der Tugend Lohn die Schickung aufgespart.
Muß denn, zu sehr entzückt von sinnlich eitlen Dingen,
Der Tod, der beste Freund, zu eurem Glück euch zwingen?
O Tod, was zauderst du? Willkommen sey die Zeit,
Die einst mein bestes Theil von seinem Joch befreyt!
Willkommen sey die Zeit, die mich so manches lehret,
Und nach vollbrachtem Lauf mich einst mit Kronen ehret!
Wie kann ich nicht vergnügt bey deinem Namen seyn!
Cypressen, schließet mich mit heilgen Schatten ein!

Ihr zeigt mir meine Ruh und meinen Lohn von fernen:
Wie ſüß iſt nicht der Tod, wenn wir ihn kennen lernen!
Dich ſchreckt ein heilger Ernſt, der ſchreckend ihn umgiebt;
Die Zubereitung droht und macht das Herz betrübt.
Ich kann vom Tode ſelbſt kein Uebel ſonſt entdecken,
Und unſre Zagheit nur erfindet ſeine Schrecken.
Doch nur die Tugend kann im Sterben muthig ſeyn,
Nimmt gleich ein falſcher Muth oft unſre Sinnen ein.
Heißt dieß der Tugend Tod, den Erdball zu verlaſſen?
Zwar ſelbſt ein eitler Thor kann herzhaft gnug erblaſſen:
Doch ſein verſtellter Muth verbeißt nur ſeinen Schmerz;
Erſcheint im Reden nur, und bringt nicht bis ins Herz.
Ein Held trotzt zwar dem Tod in blutbegiergen Schlachten:
Bekämpfen kann er ihn; er kann ihn nicht verachten:
Dieß kann ein Weiſer nur, der mit gleich kühnem Schritt
Den Thron, und muß es ſeyn, auch das Schavott betritt.
O Tugend, o wie groß machſt du nicht edle Herzen!
Du machſt ſo gar zur Luſt des Todes finſtre Schmerzen.
So, wann ein Todtenkopf der Griechen Tiſch geſchmückt,
Ermunterte zur Luſt das Bild, das ſie erblickt.
Verwirrt im eitlen Bau von unzählbaren Schlüſſen
Lernt ihr, o Sterbliche, daß Sterbliche nichts wiſſen.
Die Tugend zeiget euch, was ihr erfinden wollt:
Lernt ſterben, doch zuerſt lernt leben, wie ihr ſollt.
Dieß iſt die Wiſſenſchaft, die euern Geiſt erhöhet,
Mehr, als wann ihr bey Nacht Saturns Trabanten ſehet.

Jedoch der Tugend Lohn kömmt euch zu traurig für;
Die Dornen schrecken euch, die Thoren fürchtet ihr,
Die, weil ihr niedrer Geist nur thierſche Lüſte fühlet,
Den edlen Zweck verſchmähn, wornach ein Weiſer zielet.
Sprich, Sterblicher, wann einſt ſich das Geſchick erklärt,
Und deinem Ehrgeiz Ruhm und eine Kron gewährt;
Wann dich die Wolluſt reizt, und es verſpricht dir Freuden,
Die unaufhörlich ſind und keinen Ekel leiden:
Erträgeſt du um das, was dir das Glück verſpricht,
Die kurz verſchwundne Müh von kurzen Jahren nicht?
Wie viele ſeh ich nicht, in ihrem ganzen Leben,
Mit unbelohnter Müh nach ſolchen Gütern ſtreben!
O Thor! Und dich rührt nicht das Bild der Ewigkeit?
Um ein unſterblich Glück leidſt du nicht kurze Zeit
Geringre Schmerzen noch, als die, die du erträgeſt,
Und um ein irdſches Glück dir ſelbſten auferlegeſt?
Doch was, was ſag ich wohl? iſt Tugend denn ein Schmerz?
Nein, Sterblicher! nur ſie vergnügt dein ſchmachtend Herz.
Die Bahn ſcheint anfangs rauh, doch iſt ſie reich an Freuden.

Reich bin ich, ob mich gleich die Thoren nicht beneiden;
Reich an Vergnügungen, die kein Unedler fühlt,
Der, wie ein tändelnd Kind, mit irdſchen Gütern ſpielt.
O lernet euern Blick vom falſchen Schein entwöhnen!
Die ſchwerſte Knechtſchaft iſt, den eignen Laſtern fröhnen.
Unedler Lüſte Trieb, iſt er gleich leicht geſtillt,
Iſt doch noch eh beſiegt, als freventlich erfüllt.

Der Laſter Bahn iſt rauh, arbeitſam, voll von Sorgen:
Die ſtille Tugend lebt, mit ſich vergnügt, verborgen.
Zemire, ſelbſt die Luſt, die ich bey dir genoß,
Die unvergeßne Luſt, die mir ſo ſchnell verfloß,
Die wäre, troz der Glut der lieberhizten Jugend,
Doch jezo keine Luſt, und eitel ohne Tugend.
Wir ſehn durch ſie geſtärkt, mit zärtlich naſſem Blick,
Doch ohne Reu und Furcht, in dieſe Zeit zurück.
Ihr Bild erfreut uns noch; die Tugend trocknet Zähren
Von unſern Wangen ab, die ſie doch nicht entehren.
Du glaubſt, daß ſonſt kein Glück dem Glück der Tugend gleicht:
Doch zweifelt noch Alcipp, und hält ſie nicht für leicht.
Laß uns in Bildern ſehn die Ruh vergnügter Seelen,
Und dann das eitle Glück, um das ſich Thoren quälen.
Der fleißige Gargill läuft, rechnet, handelt, ſorgt,
Klagt noch, wenn man von ihm auf zehn pro Cent erborgt.
Aus ſeinen Augen flieht die Stille ſammt dem Schlummer;
Sein ganzes Leben iſt ein fortgeſezter Kummer:
Reich, wie ſonſt Midas war, und thörichter, als er,
Klagt er noch ſeufzend: Ach! die Zeiten ſind jezt ſchwer!
O wenn mein Gut ſich noch mit dieſem Feld vermehrte!
O wenn mir doch das Haus des Nachbarn zugehörte!
So wird der fleißge Thor des Wünſchens niemals ſatt,
Und wird vom Neid verzehrt, ſo lang er Nachbarn hat.
Doch ſeine Thorheit ſelbſt iſt ihm die ärgſte Strafe;
Nach dem betrübten Tag, ſtört ihm die Furcht im Schlafe:

Nie

Nie kömmt der Morgen ihm zu neuer Qual zu früh:
Mit unaufhörlicher und unvergoltner Müh,
Beseufzt er eine Qual, die er sich selbst gewählet,
Und zankt noch mit dem Glück, das ihn beständig quälet.
Mit wenigem vergnügt, in majestätscher Ruh,
Sieht ruhig ein Arist der eiteln Sorge zu.
Er dankt dem Himmel stets für das, was ihm beschieden;
Die Stunden fliehn ihm hin, in ungestörtem Frieden;
Er sorgt nur für den Geist, den jenes Fleiß vergißt.
Sagt, Sterbliche, welch Glück von beyden leichter ist?
Clitander, ohne Ruh, durchirret alle Lüfte;
Das stille Tempe selbst scheint ihm nur eine Wüste;
Sein eitler Geist, verblendt von stolzer Höfe Pracht,
Lacht, wenn er etwa hört, daß Weisheit glücklich macht;
Sein Witz ist Unvernunft, sein Reichthum seine Kleider,
Sein Wissen grober Scherz, und sein Verdienst sein Schneider;
Er kann nicht glücklich seyn ohn eines Ordens Band;
Der ganze Hof sagt ja, Clitander hat Verstand:
Sein Haar ist schön gerollt und sein Geschmack der beste:
Denn ach! was ist ein Mensch wohl ohne reiche Weste?
Das Volk verehrt sein Kleid, die Schönen lieben ihn;
Durch einen einzgen Blick, kann er sie an sich ziehn:
Nur neue Freuden sinds, wornach sein Geist sich sehnet:
Er findet neue Lust, genießet sie, und gähnet.
Er eilt vom Bette träg zum nahen Putztisch hin,
Bewundert seinen Reiz und sein noch glattes Kinn.

Dann eilt er hin zum Tiſch, wo aufgethürmte Speiſen
Ihm ekeln, doch ſein Gaſt mag ſeine Köche preiſen.
Er eilt zum Spieltiſch hin, und dann ins Schauſpielhaus,
Sieht alle Schönen durch und läuft mit Lärm heraus.
Er eilt zum Schmaus und Wein und dann zu Buhlerinnen,
Schläft ein, den künftgen Tag, wie dieſen, zu beginnen.
An Wünſchen nimmer ſatt, und fühllos im Genuß,
Was hilft, Unſeliger! dir aller Ueberfluß?
Der zärtliche Myrtill kennt ſonſt kein Glück auf Erden,
Als von der, die er liebt, auch gleich geliebt zu werden.
In ihrem Arm vergnügt, an ihrer treuen Bruſt,
Bleibt ihm kein Wunſch zurück nach einer andern Luſt.
Der Speiſen Ueberfluß, der Höfe prächtger Schimmer,
Der Kleider bunte Pracht rührt ſeine Seele nimmer,
Die Seele, die allein erhabner Zärtlichkeit,
Ein Glück für Sterbliche faſt allzugroß, geweiht.
Wirſt du nun wohl, Alcipp, Clitandern noch beneiden?
Glaub, Tugend nur allein wirkt unſre wahren Freuden.
Von meinen Freunden fern und von Zemiren weit,
Vertauſcht ich nicht mein Glück und meine Zärtlichkeit
Mit aller Lüſte Reiz und lachendem Vergnügen,
Die blöder Sterblichen Vernunft in Schlummer wiegen.
Ich ſeh, von Qual befreyt, aufs Künftge und zurück,
Und ſelbſt mein ſtiller Schmerz iſt ſüßer, als ihr Glück.
Was wünſcheſt du, Alcipp? Ich will die Welt durchreiſen;
Manch ferner Himmelsſtrich ſoll meinen Namen preiſen.

Ich

Ich will mich unverweilt um Wiſſenſchaft bemühn;
Den Blick der großen Welt will ich noch auf mich ziehn:
Ich will die ganze Luſt der beſten Welt genieſſen:
Voll ſanfter Wolluſt ſoll mein Leben mir verflieſſen.
Wann alles dieß gethan; was wirſt du weiter thun?
Dann will ich, ohne Reu, von meiner Arbeit ruhn,
Mich in der Einſamkeit vergnügten Schooß begeben,
Und bloß der Zärtlichkeit, der Lieb und Freundſchaft leben.
Da bring ich ungeſtört, verſenkt in heilger Ruh,
Den überbliebnen Reſt geneſſner Tage zu.
Wie ſchön iſt dein Entſchluß! Doch ſtatt ſo weit zu ſtreben,
Genieße jetzt der Ruh! Die Tugend kann ſie geben.
Der Trieb iſt edel zwar, der dich hierinn erhizt:
Doch willſt du glücklich ſeyn, o Freund? das kannſt du itzt.

Fünfter Geſang.

Noch immer ſegn' ich euch, ihr ſchwermuthsvollen Stunden!
In eurer Unruh hat mein Geiſt die Ruh gefunden.
Kein wahres Uebel iſt erhabner Seelen Schmerz;
Und edle Traurigkeit verbeſſert nur das Herz,
Noch immer ſegn' ich euch, empfindungsvolle Zähren!
Ihr fließt nur, um in mir die Tugend zu ernähren.
Ihr Menſchen! die ihr euch um irdſche Güter grämt,
Mitleiden Schwachheit nennt, und euch zu fühlen ſchämt;
Die noch kein edler Schmerz zur Menſchlichkeit geführet,
Die kein erhabner Zug der Zärtlichkeit gerühret,
Die aus Gewohnheit fromm, aus Trägheit tugendhaft,
Das Vorurtheil erhöhn, das die Vernunft beſtraft:
O ſeyd ihr euch geneigt, ſo lernt an meiner Jugend,
Und glaubt, Fühlloſigkeit iſt keine wahre Tugend.
Oft ſeyd ihr laſterhaft, wann ihr euch weiſe ſcheint:
Die Thorheit lachet oft, wann wahre Tugend weint.
Glaubt nicht, daß Menſchlichkeit, glaubt nicht, daß edle Zähren
Und reiner Liebe Trieb des Weiſen Herz entehren.
Die Liebe fliehet ihr oft bloß aus Eitelkeit,
Weil ihr nicht glücklich gnug, ſie zu empfinden, ſeyd;

Und

Und weil der schwache Geist, mit Unverstand umhüllet,
Den mächtgen Trieb nicht kennt, der edle Seelen füllet.
Der geizge Claudius flieht der Verschwendung Reiz;
Und aus Verschwendung flieht ein Nometon den Geiz.
Sie schwärmen beyde. Gut! wie soll ich diese nennen,
Die andre Triebe schmähn, weil sie sie noch nicht kennen,
Und glauben, daß ihr Herz der strengen Tugend treu,
Und ihm der Himmel noch gar sehr verbunden sey;
Weil sie die Lüste fliehn, die sie nicht zu genieſſen
Und selbsten im Genuß nicht zu empfinden wissen?
Nein! Tugend nähret sich durch innerlichen Streit;
Der meisten Laster Quell ist die Fühllosigkeit.
Wann, schon vor Alter grau, Seleucus was er liebet
Dem krank gewordnen Sohn mit spätem Mitleid giebet:
Soll dieſes Tugend seyn? Nein, hier vermiß ich sie:
Gleichgültig, ist sie mir ein Anschein ohne Müh.
Doch wann ein Scipio, noch bey erhitzter Jugend,
Das, was er liebt, verliehret, das nenn ich Heldentugend.
Standhaftigkeit ist zwar des Weisen gröſte Zier:
Doch wo er standhaft bleibt, dort erst verzweifelt ihr.
Da, wo er menschlich weint, schämt ihr euch, mit zu weinen;
Ihr wollt nicht weise seyn; ihr sucht es nur zu scheinen.
Ein Weiser bleibet groß, wann Erd und Himmel bricht:
Ihn decken kann ihr Fall, doch ihn erschrecken nicht.
Er kennt der Lüste Wahn; sie reizen ihn vergebens:
Ganz still durchschleichet er den dunkeln Weg des Lebens.

Der Bliz, den andre ſcheun, erhellt nur ſeine Bahn:
Ihm dient ſein furchtbar Licht, das ihn nicht ſchrecken kann.
Schnell irrt ſein kühner Blick durch jene Ewigkeiten:
Welch ein vergnügter Blick! Er wird den Tod von weiten
Doch auch der Seelen Troſt, in jenem Schimmer ſehn.
Die Stunden fliehn! er dankt, daß ſie ſo früh vergehn.
Gelaſſen flieht er nun den Schwarm gedroheer Plagen.
Ein Cato weicht dem Glück; er kann ſein Unglück tragen.
Kein aufgebrachter Stolz troßt wüthend dem Geſchick.
Kein Aberglaube hält die kühne Fauſt zurück.
Sein Tod ſoll ihm nicht Schmach, doch auch nicht Ruhm
erwerben:
Und muthig leiden iſt noch mehr, als muthig ſterben.
Doch bey des Freundes Tod weint ſein empfindend Herz:
Kein ſchlecht verſtandner Stolz verbeißet ſeinen Schmerz.
Er will nur ſtandhaft ſeyn, jedoch nicht fühllos ſcheinen:
Er weinet, wie vielleicht die Engel ſelbſten, weinen;
Und ſo, daß man dabey den Weiſen nicht vermißt:
Es iſt der Menſchheit Ruhm, daß er noch menſchlich iſt.
Was iſt es für ein Glück, daß Weiſe Menſchen bleiben.
Ihr Herz nur wird gerührt, nichts kann den Sinn betäuben.
Von ihnen, Menſchen, lernt, euch edler Tugend weihn:
Die gröſte Weisheit iſts, ein wahrer Menſch zu ſeyn.
Ich ſeh den Weiſen nicht, wo mir der Menſch verſchwindet:
Der kann nicht ſtandhaft ſeyn, der keinen Schmerz empfindet.
O Jüngling, wenn dein Herz ſich ächter Tugend weiht,
O ſo eröffn es bald erhabner Zärtlichkeit!

Wer

Wer zärtlich denkt und fühlt, den quält zwar heftges Leiden:
Doch auch den Sterblichen sonst fast versagte Freuden
Erfüllen seine Brust und sind der Tugend Lohn:
Den Vorschmack fühlet er von seigen Freuden schon.
Wer zärtlich denkt und fühlt, den wird kein Hof verblenden;
Er wird auf bessres Glück die muthgen Augen wenden;
Er sieht es, daß nur Lieb und Freundschaft glücklich macht:
Und Lieb und Freundschaft fliehn bey stolzer Fürsten Pracht.
Er wird nicht voller Wuth nach falscher Ehre trachten:
Ihn weckt kein Feldgeschrey zu blutbegiergen Schlachten:
Kennt ihn auch nicht die Welt: sie zu besitzen, nicht,
Sie glücklich machen ist der wahren Tugend Pflicht.
Mausolens Grabmaal trotzt den prächtigsten Pallästen.
Dann, wann er zärtlich war, war Philipps Sohn am größten.
Es sucht kein edles Herz, von Zärtlichkeit gerührt,
Des Kaisers flüchtge Gunst, die dich, Sejan! verführt.
Staatsstreiche nennet er sehr oft Verräthereyen,
Und Falschheit wird er mehr, als alles Unglück, scheuen.
Wenn, Claudian! dein Geiz die arme Witwe drückt,
Die Flüche wider dich zum harten Himmel schickt;
Quält nach dem langen Tag die Sorge dich im Schlafe;
Fühlst du schon zum voraus die so verdiente Strafe.
O du, der Schätze häuft, o sieh dein Unglück ein,
Und lern der Zärtlichkeit ein edles Herze weihn!
Das Herz des Menschenfreunds wird Geiz und Wollust meiden:
Es fühlt sein Innerstes des Nebenmenschen Leiden.

Es weint, wenn jenes weint, und weinet unverſtellt,
Und zeiget uns ſein Herz, zu groß für unſre Welt,
Wann ein Apicius, von Wolluſt ſtets betäubet,
Dem Ueberfluß im Schooß, noch unzufrieden bleibet,
Und klagt, daß die Natur die Menſchen eingeſchränkt,
Und keine Lüſte mehr abwechſelnd uns geſchenkt:
So lacht ein zärtlich Herz, nur fähig edler Triebe;
Es findt des Lebens Glück in einer reinen Liebe.
Zu niedrig iſt für ihn der Lüſte hitzger Brand,
Weil er ein beſſer Gut in Doris Küſſen fand.
Da wohnt die Wolluſt nur, wo reine Zärtlichkeiten
Ein jung unſchuldig Paar zum keuſchen Ehbett leiten.
Ihm iſt die Luſt zu grob, die dich, Apitz, beſeelt:
Nur das iſt wahre Luſt, die keine Reue quält.
Ein edles Herz kann nur von edlen Flammen brennen.
Und ſollt auch das Geſchick ihn von der Liebſten trennen,
So folgt er dem Geſchick, wenn gleich ſein Herze bricht:
Fühlt er gleich allen Schmerz; er ſchweigt und murret nicht.
Die Tugend liebt er mehr, die Liebſte wie ſein Leben.
Die Tugend nur allein kann ſie ihm wieder geben.
Die Seele bleibt nicht ſtets in der Gefangenſchaft:
Er wird ſie wieder ſehn; drum lebt er tugendhaft;
Nicht tugendhaft aus Stolz, nicht tugendhaft aus Zwange.
Fehlt auch ein zärtlich Herz, ſo fehlt es doch nicht lange.
Es fühlt, daß Tugend nur uns recht vergnügen kann,
Und reuvoll kehrt er um nach der verlaſſnen Bahn,

Zu ſtiller Tugendbahn, um noch mit edlen Thränen,
Verlöſchend ſein Verſehn, die Weisheit zu verſöhnen.
Die Zärtlichkeit hat erſt zur Tugend mich geführt:
Durch ſie ward meine Bruſt von deinem Reiz gerührt,
Zemire! ſieht dich gleich mein trauriges Aug nicht wieder,
Statt Thränen, weih ich dir empfindungsvolle Lieder.
Verſchont ſie ungefähr die ſtrenge Flucht der Zeit,
So lebt dein Name noch und meine Zärtlichkeit:
So wird einſt unſer Ruhm im Munde künftger Schönen,
Vom Untergang befreyt, bisweilen noch ertönen.
Ein Jüngling, der von der, die er geliebt, entfernt,
Den Schmerz der Zärtlichkeit, gleich mir, empfinden lernt;
Der tröſtet ſich vielleicht, wenn ich ihn klagend rühre,
Und preiſt die Zärtlichkeit, und ſegnet dich, Zemire!
Vielleicht werd ich alsdann aus unermeßnen Höhn
Bey ſchauervoller Nacht mitleidend auf ihn ſehn.
O! Jüngling, tröſte dich und trockne deine Zähren:
Dein Schmerz iſt groß; jedoch er wird nicht ewig währen.
Der nur kann fühllos ſeyn, den das Geſchick beſtraft:
Sey zärtlich, ſey getroſt, und lebe tugendhaft!

Sechſter Geſang.

O Muſe, die bisher in heilgen Einſamkeiten
Sanft lächelnd mich beſucht, die die betrübten Zeiten
Mit ſtiller Luſt verſüßt, die meine Freuden mehrt
Und mich, in mich verſenkt, dem Glücke trotzen lehrt;
O! Muſe, ſtimme noch für dießmal meine Lieder!
O! heilge Zärtlichkeit, begeiſtre du mich wieder!
Bald raubt mir mein Geſchick, was mich bisher erfreut,
Und bald verlaß ich dich, geprieſne Einſamkeit!
Ich ſchien, vom Glück beſiegt, aus Schwermuth zu verzogen:
Mein Phöbus war mein Schmerz und meine Lieder Klagen.
Der Weisheit heilger Zug beſänftigte die Bruſt;
Sie führte mich entzückt zu beſſrer Welten Luſt;
Sie ſuchte meinen Tritt zum wahren Glück zu leiten,
Und lobte drauf das Glück erhabner Zärtlichkeiten.
Dir dank ich, Einſamkeit, daß ich beruhigt bin:
In dir beſänftigte ſich der erhitzte Sinn,
Als mich die Leidenſchaft der jugendlichen Liebe
Und ein entflammter Schmerz zu bittern Klagen triebe;

Zu Klagen, die in mir die Weisheit faſt geſchwächt:
Sie waren allzukühn, obſchon nicht ungerecht.
Zwar wenn ein zorniges Glück die wenigen Freuden raubet,
Die dieſe Welt vergönnt, iſt klagen wohl erlaubet.
Ja, klagen iſt erlaubt, jedoch verzweifeln nicht:
Geduldig leiden iſt der Menſchen gröſßte Pflicht.
Alcipp, rührt dich ein Schmerz, ſo mußt du ihn nicht ſcheuen;
Such ihn nicht durch die Luſt und Lärmen zu zerſtreuen:
Nein! bleib in dich verſenkt und fühle deinen Schmerz:
Je zärtlicher es fühlt, je gröſßer iſt ein Herz.
Die Zärtlichkeit allein, ſie ſelbſt, die dich betrübet.
Sie iſts allein, die dir die Ruhe wieder giebet.
Wenn Wolluſt oder Pracht zwar deinen Schmerz betäubt,
Doch alles dieſes flieht und die Empfindung bleibt:
Dann wird mit gröſßrer Wuth dein bittrer Schmerz erwachen
Und dich nicht nur betrübt, nein halb verzweifelnd machen.
Die Traurigkeit allein beſiegt die Traurigkeit:
Der Tugend wird dein Herz und dann der Ruh geweiht.
Ja, nun erſt fühl ich mich. Statt mit dem Glück zu zanken,
Dank ich dir, Vorſicht, noch; dir, Himmel, will ich danken.
Du nahmſt mir, was mein Herz am feurigſten entzückt:
Für einen Sterblichen war ich faſt zu beglückt.
Die Tugend nur allein iſt mir zurück geblieben:
Ja, Himmel, du befiehlſt, ſie nur allein zu lieben.

Zwar ich verehrte ſie bey dir, Zemire, ſchon:
Sie macht dich ſchön, und du verſchönerſt ſie zum Lohn.
Wie reizend weiß ſich nicht in deinen ſanften Blicken
Ihr unſchuldvoller Reiz bezaubernd auszudrücken!
Zemire, dieſes Herz, von Schmerzen angefüllt,
Liebt in der Tugend dich: du biſt ihr Ebenbild.
Sie lehret mich den Schmerz, der mich verzehrt, bezwingen:
Sie wird vielleicht vergnügt uns einſt zuſammen bringen.
Sey, trauriger Alcipp, nicht auf dein Glück ergrimmt:
Ein zu empfindend Herz iſt auch zum Schmerz beſtimmt:
Und ſelbſt bey meiner Qual, bewundr' ich das Geſchicke,
Und ſeh die Billigkeit von meinem ſchlechten Glücke.
Empfindend, wie wir ſind, wir fühlen eine Luſt,
Zu groß für Sterbliche, zu ſtark für unſre Bruſt.
Der Vorſicht Macht verboth, mit unerforſchten Schlüſſen,
Den Sterblichen, das Glück der Seligen zu genieſſen.
Alcipp, o glaube mir, kein Glück aus dieſer Welt
Iſts, das uns glücklich macht und uns zufrieden ſtellt.
Wir wünſchen allzuviel und glauben uns beſcheiden,
Weil wir um ſeine Kron den König nicht beneiden;
Weil uns kein eitler Wunſch nach Reichthum geizen lehrt,
Und weil der Ehrſucht Traum nicht unſre Ruhe ſtöhrt.
Das Glück, ein zärtliches und ähnlichs Herz zu finden,
Und uns durch ewge Treu und Freundſchaft zu verbinden,

Nur dieß ist unser Wunsch: Doch denken wir alsdann,
Daß sonsten diesem Glück kein anders gleichen kann;
Daß Kronen, Ruhm und Pracht bey diesem Glück nicht prangen:
O! Freund, dann sehen wir, daß wir zu viel verlangen.
Genieß der frohen Zeit; ertrage deine Pein:
Wer kann in dieser Welt vollkommen glücklich seyn?
Laß uns den kühnen Wunsch in engre Zirkel schränken!
Dich, Weisheit, kann kein Glück uns nehmen oder schenken.
Doch unsrer Leidenschaft gebeut ein spielend Glück:
Was mir Zemiren gab, das nimmt sie mir zurück.
Umsonst ist meine Pein, vergebens meine Klagen:
Wie ich die Lust empfand, muß ich den Schmerz ertragen.
Genug, daß das Geschick, das sonst mir alles raubt,
Mir noch das stille Glück der Einsamkeit erlaubt.
In ihrem stillen Schooß vergaß ich, was mich quälte;
Und oft, wann mich die Gluth, die Dichter treibt, beseelte,
Im Hayn, wo ewge Nacht auf dicke Büsche fällt,
Hub mich ein kühner Schwung weit über Hayn und Welt.
Hier soll mich kein Gargill mit eitlem Plaudern stören:
Mein unbekanntes Lied soll hier kein Dummkopf hören:
Mit falschem Lächeln droht allhier mir kein Sejan:
Ich seh der Städte Lärm von fern mitleidend an:
Betrübter Seelen Schmerz vergällt nicht meine Freuden:
Hier seh ich traurig nicht den Nebenmenschen leiden.

Ja, hier vergeß ich faſt der Menſchheit eignen Schmerz:
Zugleich mit meinem Geiſt erhöhet ſich mein Herz.
Der Zärtlichkeit geweiht, dem edelſten der Triebe,
Quält keine Leidenſchaft mich mehr, als nur die Liebe:
Die Liebe, die vielleicht, mit Unſchuld nur geſchmückt,
Die Kindheit unſrer Welt im Paradies beglückt:
Die Liebe, wie ſie war, als noch kein Gold gefunden,
Als noch die ſtille Treu dem Erdball nicht verſchwunden;
Als von Geſetzen frey, nur durch ihr Herz belehrt,
Die Menſchen mehr gethan, als das Geſetz begehrt:
Die Liebe, wie ſie war, eh Bürger unſrer Erden
Sich Fürſten ausgeſucht, um mehr gequält zu werden.
O Liebe, du haſt erſt mein fühlend Herz geweiht:
Dir dank ichs und mit dir der heilgen Einſamkeit!
In meinem Herzen wohnt nun eine ſanfte Stille,
Wenn ich, entfernt vom Volk, mich in mich ſelbſt verhülle.
Da ſind ich erſt mich ſelbſt, und habe gnug an mir!
Das alles, Einſamkeit, das alles dank ich dir.
Der Liebe ſanfter Zug erpreßt mir zwar noch Zähren:
Doch wird ſie meine Luſt, und darf die Ruh nicht ſtöhren.
Die ſanfte Zärtlichkeit giebt meiner Seele Kraft:
Zur Tugend wird mir faſt ſelbſt dieſe Leidenſchaft.
Doch auch, erhabnes Glück geliebter Einſamkeiten!
Auch du wirſt mir geraubt: die Flucht der ſchnellen Zeiten
Erlaubt den Sterblichen kein immerwährend Glück.
Das Angedenken nur der Freuden bleibt zurück.

Ich werde bald nicht mehr in jugendlichen Haynen,
Entzückt von Zärtlichkeit und edler Schwehrmuth, weinen.
Zu fernen Ländern hin treibt mich der Vorſicht Macht,
Und das Geräuſch der Welt folgt dieſer heilgen Nacht.
Ihr Fluren, lebet wohl, wo ich, von Schmerz durchdrungen,
Zemiren bald beweint, und bald entfernt beſungen.
Von meinen Liedern tönt nicht mehr der ſtille Wald:
Die Muſen fliehn mit mir aus dieſem Aufenthalt.
Ihr Buchen, lebet wohl! In euern treuen Rinden
Soll einſt die Nachwelt noch Zemirens Namen finden.
Kein Nordwind und kein Sturm zerſtöhr das heilge Grün!
Ich folge dem Geſchick; das heißt mich von euch fliehn.
Ach! werd ich auch die Ruh mit euch zugleich verlieren?
Wird mich vielleicht der Glanz der Eitelkeit verführen?
Zemire, ſchütze mich! o Tugend, ſteh mir bey!
Gieb, daß ich beym Gedräng noch ſtill und einſam ſey!
Und drohte mir das Glück auch noch mit gröſsern Schmerzen:
Nie flieh die Zärtlichkeit aus meinem traurgen Herzen!
Selbſt beym Gewühl des Volks kann man oft einſam ſeyn:
O folge mir, Alcipp, ſchlieſs in dich ſelbſt dich ein!
Was andern traurig ſcheint, ſcheint Weiſen oft ein Glücke:
Sieh hoffend auf dein Ziel und deinen Zweck zurücke,
Wie glücklich wär ich nicht, dräng nur ein ſtiller Schmerz,
Und edle Zärtlichkeit in meiner Leſer Herz!
O lernten ſie an mir die eigne Gröſse ſpühren,
Des Lebens ſchönſtes Glück empfinden und verlieren!

O lernten ſie an mir mit Nutzen einſam ſeyn!
O ſäh ihr ſichrer Blick den Werth der Weisheit ein!
Wie groß wär nicht der Lohn für alle meine Schmerzen!
Euch frag ich; fühlet euch, empfindungsvolle Herzen!
Und eine Zähre nur, die von den Wangen fällt,
Iſt ſchätzbarer für mich, als alles Lob der Welt.
O glaubt, ihr Jünglinge mit unentweihter Jugend,
Der Menſchheit größtes Glück ſey Zärtlichkeit und Tugend.
Froh ſterb ich, wenn mein Lied nur einen von euch rührt,
Und edle Schwermuth euch zu Einſamkeiten führt.

Einſamkeiten

in

Zween Geſängen.

Einſamkeiten

in

Zween Geſängen.

Erſter Geſang.

Einſame Gegenden! wo die Natur mit ſchauerndem Ernſte
Schweiget! — Oede Gefilde, die nur die Schmermuth bewohnet!
Furchtbare Felſen! — Verbergt mich der Welt! die troſtloſe Seele
Sehnt ſich nach Stille. — Die Welt, mein Herz, und alles iſt öde.
Alles iſt ſtill, wie das Grab — O du, die mit dichtriſchen Tönen
Ruh in die Seele zu ſingen vermagſt! O Leyer, die ſonſten
Oft von den ſüßen leichtfliehenden Sorgen der Jugend geſungen!
Jetzo liegſt du vergeſſen im Staub; — tönſt zärtliche Klagen

Hin

Hin durch die Wüſteneyen! — O Funke vom ewigen Lichte,
Sonne, verbirg den traurigen Stral! Sieh, alles iſt öde.

Welche hohe Geſtalt kömmt langſam herab von den Hügeln
Mit nachdenkendem Blick in melancholiſcher Schönheit,
Mit Cypreſſen bekrönt! der Weſt ſpielt frey mit den Haaren:
Still mit olympiſcher Heiterkeit naht ſie ſich! Selber die Wüſten
Werden verſchönert, indem ſie ſich naht; den Himmliſchen gleicht ſie,
Oder, Amelia, dir! — O Jüngling, erkenne die Muſe,
Die die zärtlichen Herzen zu tröſten vom Himmel beſtimmt war!
Zwar nicht jene, die ſonſt die weichlichen Klagen Ovidens
Und die Schmerzen Tibullens beſang. Nein, dieſe, die ernſtvoll
In unſterblichen Nächten den Brittiſchen Sänger begeiſtert.

Komm, o Muſe, begeiſtre mich auch! Doch ach! du entfliehſt mir!
Süßer Irrthum! Komm wieder zurück — Die traurige Gegend
Liegt noch weit um mich her. Allein, die Muſe verſchwindet.
Könnte die Muſe mich tröſten; mich, den die Weisheit nicht tröſtet!

Irdiſche

Irdiſche Weisheit, was biſt du? Das kurze leicht. ſchwindende Blendwerk
Flüchtger Minuten — ein prächtger Traum, der den hungernden Irus
Hoch auf den Thron der Könige ſetzt, doch wenn ſich Aurora,
Von roth ſchimmernden Wolken auf lächelnde Hügel herab läßt,
Wenn ſich die Schatten zerſtreuen, entflieht, und den König als Bettler
Und den Weiſen als Thoren zurück läßt. — Wie zaghafte Krieger,
Die vor dem Feinde, den Flüchtigen höhnen, dem Kommenden drohen,
Doch wenn er nah kömmt, erzittern und fliehn. So trotzeſt du pralhaft
Künftigem Uebel; ſo hebt ſich dein Stolz, wenn du fliehende Schmerzen,
Die die Zeit, nicht die Weisheit, geheilt, zu bezwingen dich rühmeſt:
Doch ach! bey gegenwärtigem Unglück entfliehſt du. Der Weiſe
Zeigt nunmehr, was er iſt — ein Menſch; — was er werden wird — Aſche.

Aſche — So biſt du nun Aſche, Serena! — So können der Freundſchaft
Zärtliche Thränen dich nicht mehr erwecken! bis uns die Poſaune

Wieder

Wieder verſammeln wird; ſchläfſt du! — Doch nein, du
ſchläfſt nicht! Du ſieheſt
Hoch von leuchtenden Wolken herab; du höreſt mich klagen,
Nicht mit ſchmerzhaftem, irdiſchem, nein! mit himmliſchem
Mitleid.
Ja, du lebſt — Ich aber bin todt — Todt winkenden Freuden,
Todt dem Ehrgeiz, der ſonſt mich trieb, in geheiligter Stille
Mitternächtlicher Lampen zu wachen, umringt von den Schrif-
ten
Ewiger Weiſen, die lebend im Tod, noch den Erdball belehren.
Auch ſie leben, ich lebe nicht mehr, und wenn auch die Stunde,
Melancholiſche lehrreiche Stunde, die künftig die Seele
Von dem Körper befreyet, erſcheint — Dann werd ich in deinem
Stillen Schooße ſanft ruhen, vergeſſen, in friedſamem Erd-
reich.
Einſame Wüſte! kein Leichenſtein gebe dem Wandrer zu leſen,
Wer ich einſt war, ein künftiger Jüngling voll zärtlicher
Wehmuth
Weine mir nach, und trage mich hin. — Mein Herz, was
es werth war,
Bleibe den Sterblichen immer verheelt, die feurige Seele
Schwingt ſich empor, ſonſt niemand bekannt, als ſich und den
Engeln.

Unſichtbare Begleiter der Menſchen von höheren Sphären,
Um die Hüter der Tugend zu ſeyn vom Himmel geſendet,
Engel, Geiſter, wie ſoll ich euch nennen? mit zärtlichem Mitleid
Steht ihr itzo vielleicht, zählt meine Thränen, und winkt euch
Unter

Unter einander Empfindungen zu. — Aetheriſche Weſen,
Sprecht, iſt Serena nicht unter euch? Iſt die theure nicht itzo,
Nach dem Tode mein Schutzgeiſt zu ſeyn, vom Himmel ver-
ordnet?
Seliger Geiſt! Serena! Serena! verhülle dich nicht mehr
Meinem ſchmachtenden Blick. Iſt gleich mein Auge zu irdiſch,
Um den nunmehr ätheriſchen Körper mit ſterblichem Blicke
Sehen zu können: Komm, erſchein mir in ſichtbarer Schön-
heit,
Zeige dich, mache die Wüſten mit deiner Erſcheinung zum
Himmel.

Eitele Wünſche! vergeblicher Gram! o täuſcht mich
nicht länger!
Laſſet die Seele nicht länger, in wilder fantaſtiſcher Hoheit
Kühn herum flatternd, erhitzt ſich betrügen, macht friedſa-
mer Weisheit
Platz in meinem bekümmerten Buſen — Die Ruh folgt
der Weisheit.

Du — wie man dich im Chore der ſeligen Geiſter itzt
nennet,
Iſt der Erde verborgen! dich nennten die Menſchen Serena!
Glückliche Seele! du fühlſt nun nicht mehr die Schmerzen
der Menſchheit!
Weit über dieſe verändernden Scenen des Lebens erhaben,
lebſt

Lebſt du nunmehr in beſſern Welten, wo Freuden und Schmerzen
Nicht mehr ſo nah an einander gränzen: wo Tugend und Laſter
Sich nicht ſo leicht in einander verlieren; wo nicht mehr die Thränen
Sich mit der höchſten Empfindung der ſterblichen Freuden vermiſchen,
Und wo nicht mehr die äußerſte Wolluſt ein feuriger Schmerz iſt.

Welt', was biſt du! betrügriſcher Schauplaß: Die Stände der Menſchen
Sind nur Rollen, die göttliche Vorſicht zur Probe vertheilet.
Glücklich iſt der, der im Schauplaß der Welt das, was ihm gebothen,
Munter verrichtet. — Der Tod zieht den Vorhang: Erhabnere Scenen
Warten auf uns. Wer die niedrigſten Rollen des menſchlichen Lebens
Würdig geſpielt, hat höhere dorten. Dich kennte die Welt nicht,
O Serena! Wie groß muß deine himmliſche Rolle,
Deine Hoheit nun ſeyn. Erſchaffen zu Kummer und Thränen
Irren wir hier in ſternloſer Nacht von Schatten umgeben:
Dorten jenſeits der Gräber iſts Tag. — Was nennſt du Vergnügen,
Elender Menſch? laß mich ſchnell die blendenden Scenen durchlaufen,
Glänzend

Glänzend von fern, in der Nähe prachtlos gefärbete Leinwand,
Von dem Irrthum bemalt, von Thoren bewundert, von Weiſen
Ruhig betrachtet; ſie können ihn oft abwechſelnd vergnügen,
Doch nicht täuſchen. Er weiß, was ſie ſind — und daß ſie verſchwinden.

Hier verlebt ein blühender Jüngling die lächelnden Tage
Gramloſer Jugend, und denkt nicht, wie ſchnell mit ſchleichendem Schritte
Alter und Sorgen ſich nahen; ſein Ruhm iſt Freude, ſein Herz pocht
Nur nach Vergnügen; in fröhlichen Tänzen, mit Roſen bekrönet,
An dem Wolluſt aushauchenden Buſen ſanft ſchmachtender Mägdchen,
In verſchwiegenen Lauben, vergißt er die Lehren der Weisheit
Und die prächtigen Sorgen der Ehrſucht. Ihm winket Lyäus;
Amor mit ſeinem betrügriſchen Lächeln bekrönt ihn mit Myrthen.
Iſt er nicht glücklich? Er glaubt es zu ſeyn. Der zärtliche Hymen
Scheint ihm zu ernſthaft; ihn ſchrecken die Herzerhebenden Schmerzen,
Die nur erhabenen Seelen erlaubt ſind zu fühlen; die ſtille
Zärtliche Thräne der kämpfenden Großmuth, der leidenden Tugend,
Die die wollüſtige Liebe beſiegt, iſt ihm zu romanhaft;

Pracht und Vergnügen nur ſcheint ihm die Zierde des menſchlichen Daſeyns.
Lächelnd höhnt er das Alter. — Das Alter kömmt ſchleichend näher.

Dort ſitzt ein König von Sclaven umringt, die über ihn herrſchen,
Doch er glaubt über alles zu herrſchen und zwingt ſich, ſich ſelber
Glücklich zu ſcheinen. Man ehrt was er ſpricht: er dünket ſich weiſe,
Giebt Geſetze, bricht andre, verſchmähet die ſchüchterne Tugend,
Höhnet die Weisheit, mit ſich zufrieden, der rauſchende Lärmen,
Der ihn umgiebt, ſcheint Freude zu ſeyn; er winkt, man gehorchet.
Seine Verſchwendung heißt Großmuth, und Kenntniß der Welt ſein Mishandeln.
Doch er iſt glücklich. So nennt ihn die Welt! Er wälzt ſich in Freuden,
Schlachtet ſein Volk, verpraßt Provinzen — Der arme Bedrängte
Weinet gen Himmel — ihn höret der Himmel; von fern rollt der Donner.
Und ſind dieß die Freuden der Menſchheit! unglücklicher Jüngling!
Der nur zu früh entkräftete Körper wird ſchwach, die Unruh

Folgt

Folgt dir auf dem Fuße: dein Herz iſt zu klein, die Freude zu fühlen,
Die du doch ſuchſt; die wahren Freuden ſind Töchter der Weisheit.
Küſſe für Liebe, und Lärm für Luſt, und Stolz für Verdienſte
Scheint dir ein Glück — Doch biſt du nicht ruhig im Schooße der Wolluſt:
Immer ein unbefriedigter Wunſch, ein nagendes Sehnen
Bleibt dir zurück. — Sieh dorten im Staub die Blätter der Roſe,
Die dein Haupt am Morgen bekrönte — Der Tod darf nur winken
Und der verwelkende Jüngling ſinkt hin zur ſterbenden Roſe.

Noch mit verdoppeltem Schrecken begleitet erſcheinet der Tod dir,
Dir, der ſtolz auf dem Throne die ſchweigende Tugend verachtet.
Blut, das vergoſſene Blut der Unſchuld ruft laut zum Himmel;
Ach wär es nur aus Irrthum vergoſſen und nimmer aus Vorſatz!
Niemand hört es, als eben der Himmel und du, dein Gewiſſen
Hört es, es zittert. Des ſchimmernden Glanzes, der andre verblendet,
Biſt du gewohnt, unglücklicher Herrſcher! Die traurigen Nächte
Quälen dich mit Bildern voll Schrecken, die Unruh bey Tage.

Aber hat nicht die Menſchheit noch höhere Freuden? Sind alle
Gleich den Freuden des ſorgloſen Jünglings, des niedrigen Fürſten?
Nein, ſie kommen die ſtillen Freuden, Vertrauten der Tugend,
Zu dem einſamen Weiſen, der ſtill in ruhigen Thälern,
Fern vom Getümmel der Stadt, im Arme der zärtlichen Gattinn,
Allzugroß für irdiſche Sorgen ſein Leben empfindet.
Froh wenn der Morgen die Fluren belebt, mit langſamen Schritten
Geht er entzückt in ſtiller Hoheit durch freudige Hayne.
Friedſame Veilchen lächeln ihn an; mit zufriedenem Lächeln
Sieht er wieder herab auf ſie; ihn leiten Geſchöpfe
Bis zu dem Throne des Schöpfers; der Geiſt flieht in feuriger Andacht
Ueber den ſtrafbaren Erdball hinaus. Bald kömmt die Geliebte,
Er umarmt ſie, ſie weinen beyde — Die freudigen Thränen
Fließen herab auf die glänzenden Wangen; Die Engel unſichtbar
Stehen herum, und ſehen voll himmliſcher Freude, daß Menſchen,
Ihnen ſo ähnlich am Glücke zu werden, der Schöpfer erlaubte. —
Froh wenn der Abend das ruhige Feld mit ſchweigendem Thau neßt,
Eilt er durchs Thal und betrachtet den ſtillen Mond, der herab ſieht, Und

Und ſein Herz iſt ſtill, wie der Mond. Bald rührt er die Leyer;
Lauſchend ſtehn die nächtlichen Wälder; der Wiederhall tönet
Ihm das Lob des Ewigen nach, bis wider ihn Doris
Aus dem Thale zurück ruft, vergnügt, wie der Abend, und heiter,
Wie die Nächte des Sommers. O glückliches Paar, ſey geſegnet!
Beyde ſchlummern im Schooße der Ruh; ſo ſchlummerte glücklich
Adam im Arme der ſchuldloſen Gattinn, im ruhigen Eden
Von den Engeln bewacht. — O Bilder von Freuden der Menſchen
Selten erlaubt, wo ſeyd ihr? wo lebt der glückliche Weiſe?
Ach, und wie lange noch währet ſein Glück? Vielleicht wird er troſtlos
Bald bey dem Grabe der zärtlichen Gattinn in ſchweigendem Ernſt ſtehn,
Bald zum Himmel und bald auf die traurig gewordenen Fluren
Seine Augen voll Thränen wenden. Der Lenz blüht ihm nicht mehr;
Seine Leyer verſtummt; mit melancholiſchem Scheine
Sieht er den Mond ihn umſtralen; er ſeufzt und ruft der Minute,
Die ihn wieder mit Doris vereint, und dem Erdball entziehet.

Doch geſetzt, der Himmel verſchont ihn. Geſetzt, die Geliebte
Drückt die brechenden Augen ihm zu, die noch keine Zähre
Dunkler Schwermuth benetzt. — Geſetzt, der Weiſe ſey glücklich:
Wird er das Unglück des Nebenmenſchen nicht fühlen, nicht ſanfte
Menſchliche Thränen beym Unglück der Freunde vergießen, nicht ſeufzen,
Wann die Tugend verlaſſen im Staub liegt? Empfindet er dieſes,
O wie kann er hier glücklich ſeyn? und bleibet er fühllos,
O wie kann er ein wahrer Weiſer, wie kann er ein Menſch ſeyn?
Ach nur für einen einzigen Auftritt des menſchlichen Lebens,
Einen einzigen glücklichen Augenblick, o wie viel tauſend
Traurige lange Scenen von Schmerzen erfüllen den Erdball!
Hier zerſtört ein wüthender Krieger die Werke des Künſtlers,
Der für die Ewigkeit glaubte zu wachen: die Hoffnung des Landmanns
Geht im Rauch auf; er ſieht es und hebt die unſchuldigen Hände
Weinend zum Himmel in wilder Verzweiflung. Die ſchüchterne Jungfrau
Wird von ungezämt wüthenden Kriegern dem Schooße der Mutter
Grauſam entriſſen. Sie ſeufzt verzweifelnd nach ihrem Geliebten,

Der

Der ſie verlaſſen, in blutigen Feldern die Ehre zu ſuchen
Und den Tod zu finden. Noch denkt ſie die ſchmerzhafte Wolluſt,
Die ſie empfand, als er ſie verließ, voll muthiger Wehmuth,
Als er den erſten den letzten unſchuldigen Kuß von den Lippen
Zärtlich geraubt — mit fliegenden Haaren, mit ſehnlichen Blicken
Sah ſie ihm nach; er eilte dahin, er verſchwand vor dem Blicke
Und nun ward ihr die Welt zur Wüſte. Er ſinkt dort im Feld hin,
Und nennt ihren geliebten Namen mit ſterbendem Stammeln.
Hohe Verzweiflung begeiſtert ihr Herz; ein befreyender Dolch raubt
Ihre Seele dem Erdball, den Körper der drohenden Schande;
Jene ſteigt zum Himmel; der Körper ſinkt unentweiht nieder,
Ihn bedecket ein ruhiges Grab — In beſſeren Welten
Findet die Seele den zärtlichen Geiſt des blühenden Jünglings.

Eine Mutter weint dort um den Sohn, der muthig ins Feld will:
Furchtbar, prächtig in glänzenden Waffen, verläßt er ſie ſchleunig:
Sie bewundert die hohe Geſtalt, den ſiegenden Anſtand:
Eben dieſes vermehret den Schmerz; die langſame Thräne From-

Frommer Wehmuth fließt ſtill herab. Sie bethet: Beſchützt ihn,
Himmliſche Mächte! beſchützet den Sohn mir! Ihr Seufzen, ihr Weinen
Flucht der unmenſchlichen Ehrſucht der Herrſcher, die Länder zerſtöhren
Tugend nennen, von niedrigen Sclaven zu Helden geſchmeichelt.
Ach! wie wird dieſen Herren der Erde dieß Seufzen, dieß Weinen
Troſtloſer Mütter, verzweifelnder Bräute, verlaſſener Witwen,
Schrecklich ſeyn am Tag des Gerichts, am Tage der Rache.—
Dorten wüthen verwüſtende Seuchen: der Engel des Todes
Senkt ſich herab vom trüben Olymp, und alles iſt öde.
Dort verzehret der nagende Hunger verdorrte Provinzen;
Der verſchmachtende Greis, der hartes Brodt ſich zur Labung
Endlich gefunden, es ſchon begierig zitternd zum Mund bringt,
Sieht ſein weinendes Kind; er tröſtet es, weinet und küſſet
Seine verwelkten Wangen, er drückt es mit kraftloſem Arme
An ſein Herz und reicht ihm ſein Brodt, und ſinket ſterbend.
Wilde Verzweiflung zerfleiſchet ſich ſelbſt mit eigenem Blute,
Um den unmenſchlichen Durſt zu ſtillen. — O Sonne, verhüll dich!
Sieh nicht den Abſcheu mit an. Mit noch unmenſchlicherer Wildheit

Drücket ein boshaftes Weib den Dolch in das Herz ihres Kindes.
Sonne, verhüll dich, die Schande der Menſchheit nicht länger zu ſehen!

Aber warum, unglücklicher Jüngling, bemühſt du dich ferne
Dunkle Geſtalten von Elend und Schmerz empfindend zu ſchildern?
Ach haſt du nicht an den deinen genug, und willſt ſie mit fremden
Wild erträumten Uebeln vermehren? Unglücklicher Jüngling!
Ach du biſt nicht der vorige mehr! Die reizenden Bilder,
Die die Jugend und Hoffnung in heitern Entfernungen zeigten,
Dich anglänzende Bilder von künftgem unſchuldigem Glücke
Sind verſchwunden. — Du rufſt umſonſt den ſchmeichlenden Irrthum.
Wie die Träume der Sommernacht flohen die ſüßen Ideen,
Die dich beglückten; bald werden die blühend lächelnden Jahre
Deiner Jugend völlig dahin ſeyn, auf ewig dahin ſeyn.

Ach, ſie kommen, ſie nahn ſich, die traurigen Tage, von denen
Du auch bekennſt, ſie gefallen mir nicht, die Tage der Krankheit

Und der Sorgen. In trauriger Knechtſchaft, im Joch der Geſchäffte
Wirſt du den Reſt des Lebens verſeufzen, und unbekannt ſterben.
Ungerührt werden geſchäfftige Thoren beym Grabe vorbey gehn,
Wo du ruhſt. Doch wenn wirſt du ruhen? Wie viele von Kummer
Und von Schwermuth verbittekte Tage, die dir noch bevorſtehn,
Werden dich quälen! Vielleicht entreißt dir das zürnende Schickſal
Oder das Alter den letzten, den ſüßeſten Labſal des Lebens,
Deine Leyer. — Lebt wohl, ihr Freunde! Verſaget dem Dichter
Nicht das letzte Zeichen der Freundſchaft, nur eine Thräne.

Leb wohl, o ſüße betrügliche Hoffnung! ihr dichtriſchen Hayne,
Ich verlaß euch, lebt wohl! nie werd ich voll ſüßer Schwermuth
Mehr in euch ruhn und einſam weinen; nie werd ich im Frühling
Süße wollüſtige Luſt in euch ſchöpfen, entzückt von den Liedern
Eurer gefiederten Sänger, vom Murmeln des rauſchenden Baches.

Du auch vorige, werthe, beweinte, verlorene Freyheit,
Lebe nun wohl! Lebt wohl, ihr Büſche, die meine Klagen
Schweigend gehört! O wann einſt ein Jüngling in zärtlicher Schwermuth
Euch durchirrt, dann ſaget ihm rauſchend, ihr friedſamen Hayne,
Wenn ihn eure Stille zu dichtriſchen Träumen itzt einwiegt,
Wenn ihn ein heimlicher Schauer befällt: dann ſagt ihm, ihr Hayne,
Daß hier auch ein Jüngling geweint! — O der du voll Ernſtes
In tiefſinnigen hohen Gedanken verſenket einhergehſt!
Höre die leiſe Stimme, die dir aus der Ferne zuliſpelt:
Hier auf dem Platze, den du itzt betrittſt, hier wars, wo ein Jüngling,
Dem die Vorſicht gleich dir ein redliches zärtliches Herze,
Eine Seele verliehen zu hohen Begeiſtrungen fähig,
Auf verſchwiegenem Mooße ruhte, ſein Schickſal beſeufzend.
Liebſt du die Tugend, ſo biſt du ſein Freund. Beklag ihn! ſein Leben
Floß ihm hier melancholiſch und ſtill, wie der Bach hier vorbey fließt.
Itzt iſt ſein Geiſt in beſſeren Welten. O wenn ſich die fromme
Menſchliche zärtliche Thrän, indem du dieß denkſt, von den Wangen
Leiſe herabſchleicht, o wenn ſich ſeufzend dein fühlendes Herz hebt

Sey gesegnet, dir gebe die Vorsicht sein Herz, seine Leyer,
Doch ein besseres Glück! sey gesegnet, kein heimlicher Kummer
Nage dein Herz, kein finsterer Gram verbittre dein Leben!

Fließt indessen in stiller Betrübniß, ihr Stunden, vorüber!
Bringet bald diese Seele zur Wohnung der seligen Geister,
Wo Serena herab sieht und mich zu empfangen bereit steht!
Komm denn, Tod, du erwünschetes Ziel des menschlichen Kummers. —

Welche Stimme erhebt sich im Innersten meines Herzens?
Welchen Schauer empfind ich? — Verbanne die strafbaren Wünsche
Sterblicher Ungeduld, trauriger Jüngling, du klagest, du rufest
Deinem Tod und warum? Was wünscht die verwegene Sehnsucht?
Glücklich zu seyn — der Wunsch der Natur — zu groß für den Erdball.
Jenseits des Grabs, o Mensch, sey glücklich und dissеits sey weise.
Siehst du viel tausend Sterbliche leiden und glaubst dich alleine
Würdig glücklich zu seyn? Du wirst es werden. Erwarte

Was

Was die Vorſicht beſtimmt. Erwarte geduldig die Stunden.
Liide, Serena ſieht auf dich herab und ſegnet dein Leiden;
Traurigkeit beſſre dein Herz, für Laſter ſind Schwermuth und Sorgen.
Jegliche Handlung und jeden Gedanken, der, deiner unwürdig,
Dich erniedrigt, ein jedes Vergehn des ſchwindelnden Hauptes,
Ungebohrene Sünden der Seele, der Ungeduld Klagen
Sieht und hört und empfindet Serena. Willſt du ſie betrüben,
Sie, die dich über alles geliebt? Bey deiner Serena,
Deiner Begrabnen, bey jener betrübten erhabnen Empfindung
Die dich ergriff, als die zitternde Hand ihr brechendes Auge,
Das ſich nach dir noch wandte, zudrückte, bey Himmel und Erde,
Bey dem Werthe der Seele, beſchwör ich dich, Jüngling, ſey weiſe!

Dir will ich folgen, unſterbliche Stimme des lauten Gewiſſens,
Dir gehorchen; ich will mein Unglück empfinden, und leiden.
Wenn mein Leiden der Vorſicht gefällt, ſind niedre Geſchäffte
Meine Beſtimmung allhier: die Ruh wohnt dort bey Serenen.
Hier iſt Knechtſchaft, doch dorten iſt Freyheit. Verſtummet, ihr Klagen!
Und wenn auch die menſchliche Schwachheit noch immer weinet,
Sey doch, meine Betrübniß, ſey ſtill — hier, wo mich der Lärmen

Eines unheiligen Pöbels nicht ſtöhrt: Ihr Einſamkeiten
Schließet mich ein, beruhigt mein Herz, hier, wo die Natur ſchläft,
Alles hier ſtill iſt, außer der Quelle, die murmelnd herab flieſt
Von unwegſamen Felſen, wo dunkle Gebüſche mit Schauer
Mich umfangen, hier will ich ſitzen, mit ſtarrem Blicke
Bald die murmelnde Quelle betrachten und bald den Himmel.
Weinen werd ich; wer kann ſich die Kummer lindernden Thränen
Ganz verſagen — Von Ungeduld frey flieſt ſittſam, ihr Thränen!
Auf den Gräbern in Marmor gehauen ſitzt ſchweigend vielleicht ſo
Still in der Traurigkeit fromme Geduld und lächelt den Schmerz an.

Zweyter Geſang.

Ruhe! die beſte, die ſeltenſte Gabe der ewigen Vorſicht:
Ach! wo biſt du? Gefährtinn der ſpielenden Stunden der Jugend,
Biſt du verſchwunden? O Ruhe! wo biſt du? wohin ſind die Jahre,
Die mir unmerklich entflohn? verfloſſne geliebte Minuten!
Jenſeits der Ewigkeit ſeyd ihr nunmehr, durch ſchmachtende Thränen
Nicht mehr zurück zu rufen. Verſenkt in ungränzbare Meere
Dunkler Unendlichkeit; Hin, und ſelbſt dem Gedächtniß entflohen.
Doch einſt find ich dich wieder — im Grabe, dort wohnet die Ruhe.
Laßt mich ſie finden, verfloſſne Minuten; erſcheint mir nicht furchtbar;
Schrecket mich nicht am Tag des Gerichts — Ein heiliger Schauer
Faſſet die Seele — Vielleicht wird ſie bald zu der ſturmfreyen Wohnung,
Wo nun Serena, vom Körper befreyt, auf den niedrigen Erdball

Sanft

Sanft mitleidend herabſieht, ſich ſchwingen: die irdiſche Hülle,
Die mich umgiebt, wird vielleicht bald zerſtreuet im Staube vergehen.

Dieſes Schauern verkündigt vielleicht der bebenden Seele,
Daß ſie den Körper verlaſſen ſoll — Geiſt, der unſichtbar vielleicht itzt
Um mich ſchwebet, erblaßter Schatten der hohen Serena,
Siehſt du mich? kannſt du die Seufzer des zitternden Herzens empfinden? —
Sind nicht itzt deine Sinnen, vom Körper befreyt, nur Empfindung.

Siehſt du mich; o ſo ſtärke mein Herz, o hauche mir Ruhe,
Etwas von deinem itzigen Glück ein! — Betrügt mich kein Schlummer?
Iſt es ein Traum? — Nein, ich kenne ſie noch, ich höre die Stimme
Meiner Serena: ein heiliges Zittern erfüllt meine Seele:

‚Jüngling! die himmliſche Vorſicht entzog mich dem ‚niedrigen Wohnplatz
‚Sterblicher Sorgen, der lärmreichen Welt, um mich zu ‚belohnen.
‚Ein empfindendes redliches Herz kann Gott nicht verſtoßen.
‚Nein; der unendliche Richter, der dich in der Zukunft erwartet,
‚Iſt nicht, wie knechtiſche Furcht ihn ſich ſchildert, ein zürnender Herrſcher,

‚Der

‚Der das schmeichelnde leichte Vergehen von kurzen Minuten
‚Mit unendlichen Martern bestraft — Den Menschenfeind
‚haßt er
‚Und den Verruchten, der ungerührt blieb, bey den Thränen
‚der Waisen,
‚Bey der Verzweiflung der trostlosen Witwe, beym heim-
‚lichen Seufzen
‚Armer Bedrängten. Er straft den Verbrecher, den Geiz
‚oder Wollust
‚Trieb, das Gesetz der Natur zu verstören Dem, welcher
‚den Nächsten
‚Strenge gerichtet, hochmüthig verschmäht, dem ist er ein
‚Richter.
‚Den Versöhnlichen ist er versöhnlich, den zärtlichen Herzen
‚Ist er ein Vater. Ich wurde der Welt frühzeitig entrissen:
‚Glücklich! ich sollte nicht mehr die Gefahren, die Deutsch-
‚land bedrohen,
‚Nicht die verderblichen Tage mehr sehn, der furchtbaren
‚Zukunft.
‚Wie wenn im Sommer fern drohende Wolken sich langsam
‚heraufziehn,
‚Um dem Tage das Licht, den Feldern die Farben zu rauben; —
‚Langsam ziehn sie herauf, die Sonne verhüllt sich, von ferne
‚Rollt schon der Donner. — Das flüchtige Heer gefiederter
‚Sänger
‚Schweigt und erschrickt vor der kommenden Nacht; es
‚schließt sich die Rose

‚Früher, verliert die Farbe, ſie neigt zu der traurigen Erde
‚Ihr vom Thau noch geſchwängertes Haupt; die Schwalbe
‚fliegt niedrig
‚Pfeilſchnell herum auf wallenden Teichen; die ſtaunenden
‚Heerden
‚Stehen betrübt; die Natur erzittert beym kommenden
‚Sturme:
‚So ſteht Deutſchland betrübt und erfüllt von feindlichen
‚Heeren.
‚Ach mein Vaterland! Auch in der Wohnung der glückli-
‚chen Geiſter
‚Bebt mein Herz noch für dich. Wie lang, unglückliches
‚Deutſchland,
‚Kehrſt du die ſiegende Fauſt auf dich ſelbſt? Die Ruhe,
‚die Weisheit,
‚Und die Muſen, die, dir noch halb fremd, hier zu woh-
nen gedachten,
‚Stiegen wieder zum Himmel empor. O glücklich, wer ſicher
‚Auf den unwegſamen Alpen und fern von dem prächtgen
‚Getümmel
‚Stolzer Krieger, in wilder Hoheit die Ehre verachtet,
‚Die man durch Blut und durch Thränen erkauft, und ru-
‚hig herab ſieht
‚Auf die Sorgen der knechtiſchen Welt, die Müh der Mo-
‚narchen,
‚Und die niedrige Ehre der Großen — Mitleidend, doch
‚ruhig,
‚Wie die Engel von leuchtenden Welten gelaſſen herabſehn,
‚Wenn

‚Wenn auf der niedern Erde der Donner die Felsen zer-
‚schmettert.
‚Glücklich der Greis, dem, der Baare schon nah, der zögernde
‚Tod winkt!
‚Glücklich, denn er hat schon gelebt: die Jahre der Sorgen
‚Sind schon entflohn, vermischt mit kurzen betrüglichen
‚Freuden.
‚Er wird nicht mehr die leidende Tugend, die siegende Bos-
‚heit,
‚Und das Unglück des Vaterlands sehen; er stirbt, eh' die
‚furchtbarn
‚Zeiten sich nähern, die Tage des Krieges, die Nächte der
‚Schrecken.
‚Glücklicher noch der blühende Jüngling, den ewige Weis-
‚heit
‚Früh dem Erdball entrückt! So pflückt ein lächelndes
‚Mägdchen,
‚Unter vielen bunt glänzenden Blumen, die schüchterne Rose,
‚Die das Licht der Sonne noch nicht erwärmend entfaltet.
‚Glücklich, wenn noch kein entzückender Traum sirenischer
‚Wollust
‚Deinen unschuldigen Busen erhitzt, aufblühender Jüngling!
‚Schön wie der Morgen und heiter gleich ihm in sittsamer
‚Unschuld,
‚Rein wie der Himmel von Wolken befreyt, vergnügt wie
‚der Frühling,

‚Still wie das Veilchen im Thal, und leicht wie die ſcher-
‚zenden Weſte,
‚Die mit ſchmeichelndem Liſpeln die ſanften Gefilde durch-
‚ſpielen.
‚Glücklicher Jüngling! Dich hat noch kein Wunſch unbe-
‚friedigter Ehrſucht,
‚Keine betrügliche Hoffnung getäuſcht; die Sorgen der Ehr-
‚ſucht
‚Sind für dein Herz noch zu klein — Du fühlſt die Natur
‚und den Frühling;
‚Alles ſcheint dir noch reizend und neu. Ein Gefilde mit
‚Blühmchen
‚Iſt dir ein Reichthum; die Welt iſt dir noch ein Himmel
‚voll Wolluſt.
‚Glücklich, wenn dich ein befreyender Tod in beſſere Welten
‚Schleunig verſetzt! ſanft ſchleichſt du von einem Himmel
‚zum andern.
‚Glücklich ſtirbt, wer deine Verwüſtung zu ſehen zu früh
‚ſtirbt,
‚O mein Vaterland! — Deutſchland! — Schon rauſchen
‚die furchtbaren Waffen.
‚Dort in dem unermeſſenen Raum, wo glänzende Welten
‚(Die ihr Sterbliche Sterne benennet) in ewigen Gleißen
‚Rollend in unbegreiflicher Ordnung harmoniſch ſich drehen,
‚Läuft auch ein Stern, ich darf ihn nicht nennen, die himm-
‚liſche Vorſicht

‚Schränket

‚Schränket der Sterblichen Wissenschaft ein: verklärteren
‚Geistern
‚Ist es verbothen, die Söhne der Erde die Wege zu lehren,
‚Die der Tod sie wird lehren — Dort hat der Schöpfer
‚für Geister
‚Nur die Seelen der Menschen geschaffen, die tugendhaft
‚lebten;
‚Dort erwarten sie noch den Gerichtstag, um völlig ver-
‚kläret,
‚Um vollkommen zu Engeln zu werden; Dort wohn ich,
‚dort wart ich
‚Unter viel tausend gesegneten Geistern, bis daß die Posaune
‚Furchtbar ertönt, bis daß dein Wohnplatz, der Erdball, er-
‚bebet
‚Und zerberstet, bis rächende Flammen die Schlösser zerstören,
‚Wo die Verruchten gewohnt, bis zitternde Könige rufen:
‚Berge, fallt über uns, bedeckt uns! bis Felsen und Thäler
‚In den Flammen hinschmelzen, und hoch in den glühenden
‚Lüften
‚Sich das Zeichen des Menschen-Sohnes in furchtbarem
‚Glanz zeigt.
‚Tag, o Tag, für welchen der Erdball geschaffen geworden,
‚Tag, nach dem die Heiligen seufzen, wann wirst du dich
‚nahen?
‚Siehe, die Märtyrer sehnen sich nach dir; ihr Blut schreyt
‚zum Himmel.

‚Säume nicht länger, o Tag des Gerichts — Erhabene
‚Seelen,
‚Wartet, wartet! die ſchleunige Zeit bringt bald die Minute,
‚Die den ſtrafbaren Erdball zerſtört, wenn alle die Frommen,
‚Die gleich euch zu leiden beſtimmt ſind, zu euch ſich ver-
‚ſammeln.
‚Dorten in einer unnennbaren Welt lebt itzo Serena.
‚In dem Wohnplatz der ſeligen Geiſter erblickt ich den
‚Schatten
‚Guſtav Adolphs; der kriegriſche Geiſt ſah herab auf die
‚Erde;
‚Auf den Wangen des Helden erbebten ätheriſche Thränen.
„Alſo war es vergebens, (ſo ſprach er) daß Guſtav geſtritten,
„Und für Freyheit und Glauben ſein Leben dahin gab —
„o Deutſchland!
„Eilſt du muthwillig dich ſelbſt zu zerſtören? Gott, iſt denn
„kein Herz mehr,
„In dem der Trieb zur Freyheit noch pocht? Iſt denn
„keine Seele,
„Religion, die dich mehr empfindet? — Der Knechtſchaft
„gewohnet,
„Fühlt ihr die Ketten nicht mehr, o Deutſchen? ihr war't
„es alleine,
„Die der Welt Ueberwinderinn Rom nicht völlig gefeſſelt.
„Ach! wohin iſt nun euer Muth! Ihr hattet Tarquine,
„Aber nicht Brutus, — vom Himmel erweckt für Freyheit
„und Glauben

„Kam

„Kam ich aus nordiſchen Gegenden her, verließ ich, die
„Krone,
„Um ſie mit furchtbaren Helmen zu tauſchen, um ſiegend zu
„ſterben,
„Und für wen, für wen? undankbare Deutſchen, für euch
„floß
„Dieſes der Ewigkeit heilige Blut — O Lützen, o Lützen!
„Glückliches Feld! in dir fand ich die Ruh und ſiegte beym
„Tode.
„Lützen! ich ſehe mit Thränen nach dir, mit himmliſchen
„Thränen;
„Da war der Tod für die Freyheit mein Lohn; unſterbliche
„Palmen
„Decketen dort mein ſiegreiches Haupt; ich ſah beym Er-
„blaſſen
„Himmliſche Geiſter um mich, und hörte das hohe Triumph-
„lied,
„Das mich empfieng: wie ſüß iſt der Tod der leidenden Tu-
„gend!
„Lützen! Was ſeh ich für einen Helden auf jenem Gefilde,
„Wo ich ſtarb? — O ſey mir geſegnet! O könnte mein
„Geiſt doch
„Um dich ſchweben! Du ſiehſt mit ernſtem erhabenen Blick
„hin
„Auf den Platz, wo Guſtav erblaßt. O könnt ich un-
„ſichtbar

„Mich dir nähern, dir danken und furchtbar im Heer dich
„begleiten,
„Deine Feinde zerſtreun, und dich ſchützen; O ſey mir ge-
„ſegnet!„
‚So ſprach Guſtav; mit ernſthaftem Blick ſah er aufmerk-
‚ſam nieder:
‚Aber ich ſah den Schutzgeiſt, der Deutſchland zu ſchützen
‚beſtimmt iſt,
‚Einen mächtigen Seraph, unnennbar den Sterblichen,
‚fliegen,
‚Und ſich vom Throne des Höchſten herab in die Welt, wo
‚wir wohnen,
‚Sanft mit ätheriſchen Flügeln ſenken; er nahte ſich Guſtav.
„Klage nicht (ſprach er mit himmliſcher Stimme) bey dem,
„was du ſieheſt.
„Auch den Unſterblichen iſt es verborgen, was ewige Vor-
„ſicht
„Ueber das zitternde Deutſchland beſchloſſen. Vielleicht zu
„der Freyheit
„Oder vielleicht zu der niedrigſten Knechtſchaft beſtimmt ſie
„dein Deutſchland.
„Doch ein Weiſer iſt niemals ein Knecht; erhabene Seelen
„Bleiben bey jeder Veränderung groß. Der Ewige win-
„ket,
„Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein Neues ent-
„ſtehet.

„Wie

„Wie der Rauch in den Wolken vergeht, ſo vergeht auch
„der Frevler;
„Seines Stolzes wird nicht mehr gedacht, wenn er ſtirbt
„und dahin fährt,
„Und der Wandrer ſucht unter Ruinen nach ſeinen Pallä-
„ſten.
„Gott beſchloß es, ſo bebte die Welt, und Liſſabon ſtürzte
„In den Abgrund; der goldreiche Tagus floß traurig von
„Leichen
„Und von Aſche geſchwollen. Umſonſt glaubt der Bürger
„der Erde
„Frevelnd, es ruhe die Rache des Herrn: der Herr iſt der
„Gott noch,
„Der die Heere zerſtreut, und die Macht Mizraims ge-
„ſchlagen;
„Er wird es ſeyn. — O zittre nicht, Deutſchland! ich ſehe
„voll Mitleid
„Auf dich herab. Unſchuldige Schaar! was weinſt du?
„die Vorſicht
„Bleibet gerecht — Verhülle dich, Guſtav, und bethe mit
„mir an;
„Lob ſey dem, der war, der iſt, der ewiglich ſeyn wird!„

„Alſo der Seraph: Mehr können dir ſterbliche Worte nicht
„ſagen.
„Suche die Ruhe, ſie flieht nicht vor dem, der mit redlichem
„Herzen

‚Und mit unſchuldiger Seele ſie ſuchet. Die Religion nur
‚Kann ſie dir geben: beklage mich nicht. Der Tod eines
‚Weiſen
‚Sollte die Weiſen des Erdballs ermuntern, wenn anders
‚noch Weiſe
‚Unter euch ſind. Die Klugheit iſt Alter, und unbefleckt
‚Leben
‚Pflicht: Viel Reihen der Jahre durchleben iſt öfters nur
‚Unglück.
‚Glücklich, wer bald zur Vollkommenheit reift! Das Ende
‚des Weiſen
‚Sieht zwar der Thor, doch er merket es nicht, und dünket
‚ſich glücklich.
‚Trau nicht, o Freund, dem Getümmel der Welt; bald wird
‚es verſchwinden:
‚Traue der Vorſicht! —

Wo bin ich? wo flohſt du hin, o Serena!
War es dein Schatten? Du fliehſt. O war es ein Traum?
Komm zurücke;
Sanfte Begeiſtrungen, reißet den Geiſt, der ſich ſelber em-
pfindet,
Länger aus dieſer verdunkelten Welt! Es wallet mein Blut
noch
Schneller, als ſonſt; noch pocht mir das Herz von der hohen
Entzückung.

O Sere-

O Serena, wo bist du? wo ist der unsterbliche Gustav
Und die Wohnung des Friedens? — Umsonst — Eingekerkerte Seele,
Noch bist du fest mit dem Körper vereint — O flieh ihn von neuem;
Laß dich das Feuer erhabener Andacht zum Loblied erheben:
Lob sey dir, Ewiger! Herr, du bist Gott, o du, der den Erdball
Mit unbegreiflicher Weisheit erschaffen: erschaffe nun Weisheit
Meiner Seele — Du sendest die Ruh von dem himmlischen Throne
Auf die bekümmerten Seelen herab: sie kömmt und erquickt mich.
Vater der Engel und Menschen! Beschützer des zitternden Deutschlands!
Sende den Frieden herab! Doch, Herr, dein Wille geschehe.
Sollen wir siegen, so gieb uns Demuth: und sollen wir leiden,
Herr, so gieb uns Geduld. Nimm dieses sterbliche Loblied
Eines Geschöpfes, das tief im Staube dich zitternd verehret.
Du bist der Gott, dem die Seraphim jauchzen, den brennende Schaaren
Bethend verehren, den Himmel und Erde harmonisch erheben,

Den die Natur anbethet, den brauſend das ſtürmiſche Meer lobt,
Den das Licht des Tages erhebt und die Schatten der Nächte.
Myriaden von hohen Geſchöpfen, von denen ich weiter,
Als vom Wurm noch, entfernt bin, der tief im Staube herum kriecht,
Preiſen dich, Herr! doch bin ich ſo wohl, als der brennende Seraph,
Als die Myriaden der Geiſter, als Himmel und Erde,
Dein Geſchöpf.

Lehrgedichte.

Lehrgedichte.

An ſich ſelbſt.

Erhebe dich, mein Geiſt, und laß die niedre Welt
Den Thoren, die der Wahn in ſtrengen Feſſeln hält!
Laß Schmerz und Reu, verlarvt in ſchimmerndes Vergnügen,
Das unerfahrne Herz der Sterblichen betrügen!
Laß Weiſen ihren Stolz! Sie kennen die Natur,
Den Himmel und die Welt; du, kenn dich ſelbſten nur!
Bemühe dich nicht mehr, die Thoren zu bekehren:
Erforſche, was du biſt, und gieb dir ſelbſten Lehren.
Laß Höfen ihre Pracht und ihre Sclaverey:
Verlache ſie nicht mehr, und lebe ſelbſten frey.
Glaubſt du wohl, daß dein Spott das Herz der Thoren rühre?
Sey klüger; dieſes iſt die kräftigſte Satyre.

Du

Du nenneſt nur umſonſt Luſt, Stolz und Ehrſucht Dunſt:
Ein Beyſpiel wirket mehr, als alle Redekunſt.
Und wer hat dich beſtellt, um Lehren auszugeben?
Sey ruhig, ſey vergnügt, und lehre durch dein Leben.

Mit welchem Stolze ſchilt Cecil den Stolz nicht aus?
Er hört zu ſchmähten auf und eilt vergnügt nach Haus.
Dort iſt er ein Tyrann; er poltert, lärmet, fluchet,
Und da nur iſt er fromm, wenn jemand ihn beſuchet.
Ein Ehmann ohne Treu, ein Freund voll Trug und Liſt,
Ein Herr voll Zorn und Geiz — Und doch ein Moraliſt.
Ein Philoſoph beym Buch, ein Weltmann bey dem Schmauſe,
Ein Heilger in der Kirch, ein Böſewicht zu Hauſe.

O denke, wenn du ſtolz dem andern Lehren giebſt,
Ob du nicht, wie Cecil, verborgne Laſter liebſt?
Biſt du den Laſtern feind? — Ja! wer kann mich verklagen?
Wer weiß mir Diebſtahl, Mord und Ehbruch nachzuſagen?
O niemand! aber ſprich — Iſt dieß noch nicht genug?
Ich haſſe Geiz und Stolz und Argliſt und Betrug.
Gut! aber biſt du wohl auch fromm in Kleinigkeiten?
Ein kleiner Fehler kann zu großen Laſtern leiten.
Glaub nicht, daß auf einmal ein Laſter Eindruck macht.
Nimmt ſich auch dein Verſtand vor jedem Wahn in Acht?
Biſt du dir ſelbſten gleich in jedem Augenblicke,
Und ſiehſt du nie mit Neid der Thoren ſchimmernd Glücke?

Trau deiner Tugend nie, dem Himmel traue nur;
Die Tugend ſelbſten oft führt auf der Laſter Spuhr.
Kannſt du wohl deinem Freund dein Glück, dein Leben weihen?
Liebſt du die Feinde ſelbſt? kann auch dein Herz verzeihen?
Iſt kein verborgner Stolz an deiner Demuth ſchuld?
Fliehſt du den Lärm der Welt nicht oft aus Ungeduld?
Wirſt du beym Tadeln nicht die Fehler oft vergrößern?
Und iſt dein Endzweck bloß zu lehren und zu beſſern?
Biſt du verſchwiegen, ſtill, mit Wenigem vergnügt?
Ehrſt du die Tugend noch, die ſtill im Staube liegt?
Kann dein geſetzter Geiſt auch Könige verachten,
Die, Herrn der ganzen Welt, im Joch der Thorheit ſchmachten?
Giebſt du den Armen gern, und wünſcheſt nicht dabey,
Daß deine That bemerkt, und dann geprieſen ſey?
Kann dich der fremde Schmerz ſo, wie dein eigner, rühren?
Biſt du keuſch, redlich, fromm? — Dann geh und ſchreib Satyren.

Es ſchreibe ſie wer will: ich habe ſchon genug.
Das ganze Leben iſt ein ſchmeichelnder Betrug.
Es iſt ein Traum — genug, wann uns der Traum vergnüget.
Wo lebt der Sterbliche, der ſich nicht ſelbſt betrüget?
Wo lebt der weiſe Mann, der einſam, ruhig, ſtill,
Vergnügt iſt, es zu ſeyn, und es nicht ſcheinen will.
Wo lebt der Philoſoph, der nicht um Ehre ſchreibet?
Der Moraliſt, der ſtets in ſeinen Schranken bleibet?

Der andern nicht verbeut, was er ſich ſelbſt erlaubt?
Der Dummkopf, der ſich ſelbſt nicht klug und liſtig glaubt?
Vielleicht im Mond? Doch hier in unſern traur'gen Gründen,
In unſrer Unterwelt, wird man ſie ſchwerlich finden.
Wo lebt der Menſch, der nicht des Schöpfers Bild entehrt,
Der Schönheit dieſer Welt und ſeiner Schöpfung werth?

Wo lebt er? Weiſe! ſagts, vielleicht dort in den Sternen:
Hier ſucht man ihn umſonſt bey Tage mit Laternen.
Umſonſt, Diogenes, ſuchſt du, was niemand fand;
Jedoch zu deinem Glück, du warſt in Griechenland.
Itzt würde man dir bald das Suchen unterſagen,
Und dir Latern und Kopf gewiß in Stücke ſchlagen.
Der Menſch, wenn ihm ein Schmerz des Lebens Luſt vergällt,
Beſchuldigt niemals ſich, und ſchmählt nur auf die Welt.
O ſtatt die Vorſicht taub und ungerecht zu nennen,
O lernet, Thörichte, die Welt und euch erkennen!
Die Schöpfung hat euch nicht zum Schmerz hervorgebracht;
Ihr ſeyd für dieſe Welt, ſie war für euch gemacht.
Genießt ſie, quält euch nicht durch Unmuth und Beſchwerden,
Doch folget der Natur und lernt erſt Menſchen werden.
Fühlt eure Niedrigkeit, erkennt der Vorſicht Huld:
Nicht ſie; die Thorheit iſt an euren Fehlern ſchuld,
Die Thorheit, die euch treibt, der Menſchheit abzuſagen,
Der Urſprung eurer Luſt, der Urſprung eurer Klagen.

Ein Jüngling, dem ſein Lenz nur Freude prophezeyt,
Durchlebt gleich Träumenden des Lebens ſchönſte Zeit:
Er wird der Wiſſenſchaft bey Zeiten überdrüßig,
Er kennt die große Welt, und geht mit Wohlſtand müßig:
Der Wolluſt falſcher Reiz beſiegt ſein gutes Herz:
Er lacht, und alles wird in ſeinem Munde Scherz.
Es blenden ihn zu ſehr des Lebens heitre Scenen;
Er wird ſich unvermerkt zu ſehr an ſie gewöhnen.
Die Mode war ſein Stolz; die Mode flieht bald:
Die Zeiten ändern ſich, und ſein Verdienſt wird alt.
Wann Zeit und Schwachheit ihn dem Grabe näher leiten,
Seufzt der betrübte Greis, und ſchmählet auf die Zeiten.
Der Greis, den alles flieht, was ſonſt ſein Glück gemacht,
Weint ſo gedankenlos, als er vorhin gelacht.
Die Zeiten ändern ſich: doch gleichen ſie ſich immer.
Es war auf unſrer Welt nie beſſer und nie ſchlimmer.
O Thor, ein kleiner Punct der Welt umſchließet dich:
Du kennſt ihn nicht, und ſchreyſt: die Welt verſchlimmert ſich.

„O Deutſchland! o wohin ſind deine vorgen Sitten,
„Dein freyes Herz, dein Muth, und deine niedern Hütten?
„Es wird von Schwelgerey, von Pracht und Weich-
„lichkeit
„Der Namen und das Herz des deutſchen Volks entweiht.
„Wo biſt du Redlichkeit? Im Hayne der Druiden?
„Nein! dieſe ſind verſtöhrt, und du von uns geſchieden.

So seufzt und ruft Stertin erzürnt auf seine Zeit.
Auch bey den Deutschen wohnt vielleicht noch Redlichkeit.
Willst du die vor'ge Zeit mit ihr zurücke bringen,
So thu das, was du lehrst, und sey vor allen Dingen
Selbst redlich, mäßig, frey. Du schmähleſt auf die Zeit,
Und altdeutsch Trinken nur heißt bey dir Redlichkeit.
Zu jeder Zeit der Welt wars Sterblichen gegeben,
Vernünftig, tugendhaft und auch beglückt zu leben.

„Der Tugend Ruhm und Lohn, der Menschheit schönstes
„Glück,
„Kömmst du der niedern Welt denn nimmermehr zurück?
„O Freundschaft, komm zurück! entflohst du mit Asträen
„Und mit der grauen Treu zu den gestirnten Höhen?
„Vor funfzig Jahren noch war Freundschaft in der Welt;
„Itzt ist sie ganz verführt, falsch, boshaft und verstellt.
„Ich bin von jedermann verspottet und verlassen.
So klagt Geront. Doch sprich, wie kömmts, daß die dich hassen,
Die sonsten dich geliebt? du warst sonst angenehm,
Verständig, scherzhaft, frey, gefällig und bequem;
Itzt bist du zänkisch, wild, geneigt dich zu betrüben,
Stolz, geizig: soll man dich mit allem dem noch lieben?
Gieb nicht der Zeit die Schuld, und stille deinen Schmerz:
Du nur hast dich verkehrt, und nicht der Menschen Herz.
Es läßt der Himmel nie die Tugend ganz verschwinden:
Ein Herz, der Freundschaft werth, wird allzeit Freunde finden.

„Wie

„Wie unglückſelig, ruft ein hungernder Poet,
Der vor der harten Thür des ſtolzen Wechslers ſteht;
„Wie unglückſelig ſind nicht unſre trägen Zeiten,
„Wo Wiſſenſchaft und Kunſt zum Hoſpitale leiten!
„Wie kömmts, daß kein Auguſt an mich Verlaſſnen denkt,
„Und daß mir kein Mäcen ein prächt'ges Landgut ſchenkt?
„Ach warum bin ich nicht zu jener Zeit gebohren!
„Wie viel verlier ich nicht? (Auch ſie hat viel verlohren)
„Bey ſchönen Lydien und bey Falerner Wein
„Wollt ich mit leichter Müh Horaz geworden ſeyn.
„Doch was erwirbt man itzt mit dichtriſch ſanften Tönen?
„Die Thoren ſchimpfen uns; wir nennen ſie Mäcenen.
„Ihr Tiſch iſt reich beſetzt: doch ach! ihr Brodt iſt hart;
„Der beſte Wein wird herb durch ihre Gegenwart.
„Verlanget man noch mehr, ſo heißt man unbeſcheiden,
„Wie vieles muß ich nicht von ihrem Stolze leiden!
„Bin ich auch wo zu Gaſt, welch quälender Verdruß
„Iſts, daß ich ihren Scherz ſo gar noch loben muß;
„Wenn er mich ſelbſten trifft? Was will ich ſonſten machen?
„Ich darf nicht ſauer ſehn, wenn Stutzer mich verlachen.
„Iſt einſt mein Werk gedruckt, und iſt kein Meiſterſtück:
„Wie ſchmählt der Leſer nicht, wie ſchimpfet die Critik!
„Kann der Verleger Geiz, ſammt allen dieſen Plagen,
„Nicht den erhabenſten der Dichter niederſchlagen?
Ja, ſchmähle drum noch nicht zu ſehr auf unſre Zeit;
Glaubſt du nicht, daß in Rom Verdruß und Dürftigkeit

Selbſt in Auguſtens Zeit viel Dichter ſchon geplaget,
Von deren Namen itzt der Nachruhm nichts mehr ſaget?
Es bleiben durch der Zeit Betrug und Unbeſtand
Auch große Geiſter oft der Nachwelt unbekannt.
Entzücke Herz und Ohr mit dichteriſchen Tönen,
Sing erſtlich wie Horaz, und ſuch alsdann Mäcenen.
Glaubſt du, daß den Horaz, troz ſeiner Lieder Pracht,
Kein Criticus geſchimpft, kein Stuzer ausgelacht?
O glaub es nicht! die Welt war allzeit reich an Thoren.
Jedoch ihr Ruhm, ihr Stolz, ihr Tadel, iſt verlohren.
Es lebet noch Horaz: des Grabes ew'ge Nacht
Umſchließt der Thoren Schwarm, der ihn vielleicht verlacht.
Es wird die graue Zeit mit ihren Finſterniſſen
Der itz'gen Thoren Schwarm in kurzem auch umſchließen.
Sind ſie gleich itzt berühmt, erhaben, mächtig, reich:
Sie ſterben, ſie vergehn; ihr Name ſtirbt zugleich:
Des wahren Dichters Ruhm erhebet ſich zum Himmel;
Der Zeiten neidſcher Zahn, des Acherons Getümmel,
Schreckt ſeine Seele nicht: Er lebt noch, wie zuvor:
Sein Ruhm ſteigt aus der Gruft mit neuem Glanz empor.

Betrüget mich kein Wahn: auch Weiſe hör ich klagen:
Die Welt verſchlimmert ſich; hör ich ſie troſtlos ſagen.
Verſucht es, Sterbliche, und ſchreibet eurem Glück
Gewiſſe Regeln vor: belehret das Geſchick.
„Die Tugend nur allein ſoll groß und edel machen;
„Es ſoll auf unſrer Welt ein ewger Frühling lachen;

„Kein

„Kein Sterblicher ſoll greß und keiner niedrig ſeyn;
„Es ſoll kein ſtolzer Thor den Laſtern Weihrauch ſtreun.
„Der Wiſſenſchaften Blühn ſoll jedes Herz erheben;
„Die Tugend nur allein ſoll uns Geſetze geben.
„Wer nicht die Weisheit kennt, wer nicht die Tugend liebt,
„Der lebe ſchwermuthsvoll, verlaſſen und betrübt.
„Es ſoll nur das Verdienſt zu wicht'gen Stellen bringen.
„Nur wahre Helden ſoll der Dichter Mund beſingen.

Wie ſchön iſt dieſer Plan? doch ſiehſt du nicht dabey,
Wie unbarmherzig der, der ihn erdichtet, ſey?
Der Schöpfung größter Theil ſoll unglückſelig werden:
Warum? auf daß, befreyt von Kummer und Beſchwerden,
Ein kleiner Haufe ſtolz und ruhig leben ſoll.
Des Erdballs größter Theil iſt ja von Thoren voll,
Und alle dieſe ſoll die Laſt des Kummers drücken!
Ein Weiſer kann ſich zwar in jedes Unglück ſchicken:
Jedoch das kann kein Thor; der unterliegt dem Schmerz:
Wer Thoren böſes wünſcht, hat ſelbſt ein böſes Herz.

Die Vorſicht wählte ſchon von jedem Plan den beſten;
Sie ſorgt in unſrer Welt vom Kleinſten bis zum Größten.
Vor ihrem ew'gen Aug iſt alles, alles gleich,
Ein enger Bienenſtock, ein mächt'ges Königreich.
Nichts iſt groß, nichts iſt klein, nichts iſt hienieden weiſe;
Sie lenkt mit einem Wink die Welten in dem Gleiſſe,

Und eben dieſer Wink ſorgt für des Wurmes Glück,
Der ſich im Staub verliert, unkenntbar unſerm Blick.
Auch dieſer nutzt der Welt: kannſt du gleich nicht entdecken,
Wie viel in der Natur verborgne Kräfte ſtecken.
Iſt alles, was der Bau der Erden in ſich hält,
Nicht nützlich, nicht vereint mit unſrer ganzen Welt?
Der ew'gen Vorſicht Macht kann kein Geſchöpfe haſſen:
Wie wird ſie denn allein die Thoren ſo verlaſſen?

Ein jegliches Geſchöpf erwirbt ſich durch ſein Seyn,
Zugleich ein Recht zum Glück, ein Recht ſich zu erfreun.
Misgönnet andern nicht des Himmels ſüße Gaben,
Prangt mit der Weisheit nicht, ſeyd fröhlich, ſie zu haben.
Dankt eures Schöpfers Macht, und ſaget nicht dabey,
Daß Welt und Alter ſchlimm, die Vorſicht ſtrenge ſey.
Gebraucht mit Dankbarkeit das, was er euch gegeben,
Genießt des Lebens froh, hofft auf ein anders Leben.
Werth einer beſſern Welt, die euch ſein Wort verſpricht,
Erfüllt in dieſer erſt die vorgeſchriebne Pflicht.
Seyd nicht empfindungslos, doch mäßigt alle Triebe;
Seyd glücklich durch Natur, Vernunft und Menſchenliebe.
Seht die verjüngte Flur, den jugendlichen Hayn:
Die ganze Schöpfung jauchzt, es klagt der Menſch allein.
Geh, frage bey dem Wild auf jener grünen Heyde,
Wozu ſie Gott erſchuf: Sie ſagen dir: zur Freude.
Geh, frage, von dem Reiz der Lilien entzückt,
Wozu der Himmel ſie ſo prächtig ausgeſchmückt?

Für dich, Undankbarer, der alles dieß nicht ſiehet,
Die ſtillen Freuden haßt und vor ſich ſelbſten fliehet.
Es ſpielt ein heller Bach ſanft rauſchend durch die Flur,
Und murmelnd danket er dem Vater der Natur.
Hörſt du das ſtille Lied vergnügter Nachtigallen?
Geh, frage ſie, von wem wohl ihre Töne ſchallen.
Durch Triller ſagt ſie dir: Der Herr von Welt und Zeit
Erſchuf ſo dich, als mich, zur Luſt und Dankbarkeit.
Willſt du des Himmels Luſt anjetzo ſchon genießen?
O! lerne Stolz und Wunſch in enge Schranken ſchließen.
Wie prächtig blüht die Welt! Sieh, alles blühet dir,
Genieße, danke, leb! der Himmel iſt ſchon hier.

Einladung aufs Land.

Entreiße dich einmal dem ſtädtiſchen Getümmel,
Genieße die Natur, und ſieh den freyen Himmel,
Den dorten Rauch und Dampf betrübt und finſter macht,
Und der auf unſrer Flur vergnügt herunter lacht.
Der Frühling wohnt nur hier, hier wohnen junge Muſen;
Es hebet ſüßre Luft den ſtill gewordnen Buſen.
Es wird die Seele hier ſo ruhig, als die Flur;
Sie fühlet hier ſich ſelbſt, den Lenz und die Natur,
Die nie der Thor gefühlt; die mit verworrnen Gründen
Der ſtolze Weiſe ſucht, oft ohne ſie zu finden.
Die Freude, deren Werth die Tugend nur erblickt,
Erwartet dich allhier, ſchön aber ungeſchmückt.
Sanft lächelnd winkt ſie dir; der Scherz hüpft ihr zur Seiten:
Ihr folgt ein heitres Chor unſchuldger Fröhlichkeiten.
Das, was man in der Stadt ſonſt Scherz und Freude nennt,
Die Luſt, nach der ein Schwarm verführter Thoren rennt,
Die bey dem Weine jauchzt, und doch den Wein nicht fühlet,
Die Zärtlichkeit nicht kennt, und mit der Liebe ſpielet,
Die nicht das Herz vergnügt, die Sinnen nur betäubt,
Sich ſelbſt oft fröhlich glaubt, und dennoch traurig bleibt,

Die

Die ſich nur lärmend zeigt, zu der ſich eine Menge
Unruhgen Pöbels dringt, geblendet vom Gepränge,
Geblendt vom ſtolzen Glanz, der ihre Kleider ziert,
Der oft die Großen täuſcht, die Schönen oft verführt;
Das iſt die Thorheit nur in einem bunten Kleide,
Und nicht des Himmels Kind, der Menſchheit Luſt, die Freude.

Hier wirſt du, wenn dein Herz Stadt und Gepräng vergißt,
Empfinden, daß der Menſch zum Glück erſchaffen iſt.
Du wirſt die falſche Luſt mit wahrem Glück vertauſchen;
Hier wird kein ſtolzer Thor bey dir vorüber rauſchen,
Der dir verachtungsvoll und höhniſch Blicke giebt,
Weil du verſtändig biſt, und weil die Welt dich liebt,
Die ſeine Laſter kennt und von ihm unterdrücket,
Ihm noch im Herzen flucht, wenn ſie ſich vor ihm bücket.

Du wirſt zwar unter uns nicht ſtolze Nymphen ſehn,
Die Bosheit witzig macht und Kunſt und Schminke ſchön,
Die voller Freundſchafts-Trieb ſich küſſen und umfaſſen,
Und in dem Herzen doch einander alle haſſen,
Entzückt durch Putz und Gold, und bey Verdienſten blind,
Bey Narren nur verliebt, bey Klugen höhniſch ſind,
Zur Unzeit ſpröde thun, zur Unzeit lebhaft ſcherzen,
Gefährlich für den Ruhm, jedoch nicht für die Herzen.

Hier wird Philinens Reiz durch Unſchuld nur geziert,
Durch Unſchuld, deren Werth auch Laſterhafte rührt:

Sie wird vom Zwang befreyt an unſrer Seite lachen,
Und blühend wie der May den Frühling ſchöner machen.
Wenn dann der heitre Mond in ſtiller Majeſtät
Sanft aus der Dämmerung der Abendwolken geht,
Da wollen wir vergnügt das dunkle Feld durchſchleichen;
Die Ruh der Seele ſoll der Ruh des Thales gleichen,
Das nun der ſtille Thau ſanft niederſinkend kühlt,
Indem ein lauer Weſt die Sträuche leis durchſpielt.
Dann ſoll ſich unſer Aug zu ſüßem Schlummer ſchließen;
Wir wollen noch im Traum der Tugend Glück genießen;
Wenn ein Damokles dort den Schlaf vergebens ſucht,
Die Nacht, den weichen Pfühl, doch mehr ſich ſelbſt verflucht,
Wenn ſich ein traurigs Bild vollbrachter Uebelthaten
In ſeine Seele ſchleicht: ſein Freund, den er verrathen,
Die Tugend, die ſein Stolz und ſeine Thorheit drückt,
Die Seufzer wider ihn zum zorngen Himmel ſchickt.
Dieß alles ſchrecket ihn; der Tag betäubt die Sinnen:
Jedoch er kann bey Nacht dem Richter nicht entrinnen,
Der ihm im Buſen lebt; und ihm, wenn er erwacht,
Zum Kerker den Pallaſt, die Welt zur Hölle macht.

Wenn vor Aurorens Blick die Schatten ſich zerſtreuen,
Erwecket uns der Ton der freudigen Schallmeyen,
Der durch die dämmernde vom Thau noch ſchwangre Luft
In das gekühlte Thal die frohen Heerden ruft;
Wenn dort nach Mopſens Thür in ordnungsloſen Haufen
Mit Demuth ungeſtüm Clienten ämſig laufen

Und

Und er, der reiche Thor, ſich matt im Lager ſtreckt,
Und den Geſchäfften flucht, weil man ihn früh erweckt;
Wenn dorten Nomentan, ſo bald der Tag beginnet,
Auf neuen Putz und Luſt und neue Thorheit ſinnet;
Wenn dort der fleißge Bav dem neuen Tage flucht,
Weil er den Reim nicht bringt, den er noch ängſtlich ſucht;
Wenn ſich die Sterblichen mit neuem Wahn bemühen,
Damit der Nacht zugleich Ruh, Glück und Weisheit fliehen.
Sie ſind der Güter werth, um die ſie ſich bemühn,
Der Güter, die nur Schmerz und Reue nach ſich ziehn.

Hier ſoll die flüchtge Zeit uns unvermerkt verſchwinden;
Wir wollen Glück und Ruh nur in uns ſelbſten finden.
Die Kleinigkeiten ſind für Große dieſer Welt:
Für uns iſt die Natur, der Himmel und dieß Feld.
Laß uns der Weisheit Ernſt mit heiterm Scherz vereinen,
Und wirklich glücklich ſeyn, wenn Fürſten glücklich ſcheinen.

Iſt alles, was das Herz der Sterblichen begehrt,
Wohl einer traurgen Nacht, wohl eines Seufzers werth?
Die Freude wohnt uns nah, nach der wir mühſam rennen;
Hienieden glücklich ſeyn heißt nur ſein Glück erkennen.
Allein wer kennt ſein Glück? wo lebt der weiſe Mann,
Der in ſich ſelbſt verſenkt die Welt entbehren kann?
„Hier iſt er, rufet Thrax, ich kann der Welt entbehren:
„Die Menſchen wären gut, wenn ſie nicht Narren wären.

„Es irrt die ganze Welt, ich bin alleine klug,
„Ich lebe mir allein und bin mir selbſt genug.
„Es mag die ganze Stadt mich immerhin verlachen;
„Es geht unmöglich an, es allen recht zu machen.
„Genug, ich bin für mich und liebe mich allein,
„Die Welt mag untergehn; genug, ich habe Wein.
„Wenn mein Camin nur brennt, ſo mag vor meinen Thüren
„Von Schmerz und Froſt gekrümmt ein armer Thor erfrieren.
„Mein Nachbar helfe ſich, wenn er ſich helfen kann:
„Wenn ich nur glücklich bin, was geht die Welt mich an?
Bedaurenswerthes Glück, das Menſchenfeindſchaft nähret!
Nur der erkennt ſein Glück, der wohl zu thun begehret,
Der, der im Herzen fühlt, von Stolz und Laſtern frey,
Daß unſrer Menſchheit Glück nur Menſchenliebe ſey.

„Wie glücklich bin ich nicht! Die Nachwelt wird noch leſen,
„Was für ein großer Mann Herr Chörilus geweſen!
So ruft ein Reimer aus: „Wie glücklich bin ich nicht!
„Man druckt, man drucket ſchon mein epiſches Gedicht.
„Das wird ganz Deutſchland bald auf beßre Wege bringen,
„Und wird bis nach Paris, Paris in Frankreich! dringen.
„In allen Zeitungen ſoll bald mein Name ſtehn:
„Bald werd ich meine Schrift friſch aufgeleget ſehn.
„Wie glücklich werd ich ſeyn, wenn jedermann mich kennet,
„Mit Fingern auf mich weiſt, und mich den Dichter nennet,
„Den Dichter, deſſen Lied ſo rein und fließend klingt,
„Der nie ſich überſteigt, und nie die Sylben zwingt!

Geduld,

Geduld, o Glücklicher! dein Glück wird bald verſchwinden!
Du wirſt der Thoren Lob, des Klugen Tadel finden.
Stillſchweigend ſieht er dir und deinem Jauchzen zu,
Bis die Critik erwacht und ſtöhrt dich in der Ruh.
Doch was kann die Critik? Nur Kluge kann ſie beſſern;
Sie wird der Thoren Stolz, und ihren Ruhm vergrößern.
Der Thor, wann ihm ein Stich zu ſcharf, zu beißend trifft,
Schimpft den Verfaſſer nur, und lieſt kaum ſeine Schrift.
Sag, Mops ſchreibt thöricht! Gut. Die Rachſucht wird ihn treiben,
Aus Zorn entſchließt er ſich — noch thörichter zu ſchreiben.
Der ſchlechte Dichter wird aus Rachgier und Verdruß
Noch etwas ſchädlichers, ein ſchlechter Criticus.

Wie groß iſt nicht mein Glück, ruft, ausgezehrt vom Faſten,
Der blaſſe Harpax aus, und öffnet ſeinen Kaſten.
Dort ſieht er einen Schatz, den er ſchon lang bewahrt,
Durch Hinterliſt erlangt, durch Thorheit aufgeſpart.
„Wie groß iſt nicht mein Glück! doch ach! wenn Diebe kämen,
„Und mir mein Glück, mein Herz, den lieben Kaſten nähmen!
„Den ich ſo manchen Tag, ſo manche lange Nacht,
„Von Schrecken faſt entſeelt, von Angſt verzehrt, bewacht —
„Ich muß auf Pfänder leihn, um meinen Schatz zu mehren;
„Vielleicht werd ich verklagt? doch was? ich kann ja ſchwören.
O Glück! das jedes Herz, das menſchlich denkt, verflucht.
Glück! das ſo mancher Thor durch Schimpf und Laſter ſucht!
O Reichthum! bittre Quell von Sorgen und Beſchwerden!
Der Tugend Feind verdient, mit dir beſtraft zu werden.

„Wie

„Wie glücklich leb ich doch, ruft schläfrig Momentan!
„Es fehlet mir kein Glück, das man erkaufen kann.
„Ich suche stets die Lust, ich bin nie lang zu Hause,
„Stets in dem Opernhaus, beym Tanzen und beym Schmause.
„Mein Koch ist sehr geschickt, mein Wein ist allzeit gut;
„Doch man hat viel zu thun, auch wann man gar nichts thut.
„Ich weiß nicht, was mir fehlt; bald fang ichs an zu fühlen;
„Der Wein schmeckt mir nicht mehr; ich gähne selbst beym Spielen;
„Die Oper quälet mich mit ewigem Gesang:
„Ich lebe recht vergnügt, doch wird die Zeit mir lang.
„Ich gähne bey dem Scherz von meinen Tischpoeten;
„Mich wird bey meinem Glück die Langeweile tödten.
Betrübter Momentan, arm bey dem Ueberfluß!
Schwächt nicht von jeder Lust Gewohnheit den Genuß?
Der Thor ist stets gewohnt, sein Leben zu durchspielen;
Er kennt die Wollust nie, doch glaubt er, sie zu fühlen.
Stets fraget ihn sein Herz, was fehlt dir jetzo noch!
Und gähnend ruft er aus: Wie glücklich bin ich doch?
O Freund, das wahre Glück, der wahre Wunsch des Weisen
Ist von dem Spielwerk fern, das eitle Thoren preisen.
Der Mann nur lebt beglückt, den keine Reue plagt,
Dem sein Gewissen nie mit schwacher Stimme sagt:
Steh still! wie lebtest du! wie wirst du künftig sterben?
Was wirst du nach dem Tod für einen Lohn erwerben?
O Stimme! deren Ton den stärksten Helden schreckt,
Die von der Wollust Traum den Knecht der Sinnen weckt!

O Stim-

O Stimme! deren Macht des Menſchen Herz durchdringet
Das ſich umſonſt betäubt, dich nicht zu hören zwinget,
Durchdringe jede Bruſt, gewohnt der Schmeicheley,
Und ſag den Sterblichen, daß alles eitel ſey.
Die Tugend nur allein kann uns die Ruhe geben:
Sie ſtärket uns im Tod; ſie lehrt uns fröhlich leben,
Sie trotzt noch nach dem Tod dem Unbeſtand der Zeit,
Und leitet unſern Schritt zu der Unſterblichkeit.
Durchſtürmt ein Ungemach auch unſer kurzes Leben:
Wir wollen unſerm Glück uns unverzagt ergeben.
Wann ſich der Wolken Nacht vom Horizont verzieht,
Ertönet reizender der Philomelen Lied;
Den Hayn färbt friſches Grün, die Weſte wehn gelinder;
Gekühlet lächeln dort der Morgenröthe Kinder,
Die Bluhmen, freudiger. Wann es der Himmel will,
Erzittert mehr kein Strauch: und Welt und See wird ſtill.
Ein Weiſer bleibet noch, auch wenn er einſam weinet,
Beglückter, als der Thor, der jauchzend fröhlich ſcheinet.
Ihm wird der Schmerz zur Luſt, und dem die Luſt zum Schmerz.
O Freund! das wahre Glück giebt uns nur unſer Herz.
Der wilden Freuden Lärm kann nichts als nur betäuben:
Stets wird der Weiſe froh, der Thor wird traurig bleiben.
Es iſt dein eignes Herz die Quelle deiner Luſt,
Nicht Schimer, Macht und Stolz. Der Richter deiner Bruſt,
Nur dein Gewiſſen kann dir wahre Freuden geben.
Wenn dieſes dich verklagt, wirſt du nie glücklich leben.
Wenn dieſes für dich ſpricht, erwarte deinen Lohn:
Du bleibeſt groß im Staub und groß auch auf dem Thron.

Ein Herz, das Tugend liebt und doch aus Schwachheit irret,
Wird oft von der Gewalt der Leidenschaft verwirret.
Doch kehret es zurück zu der verlaßnen Bahn;
Es fühlt, daß Tugend nur uns ganz beglücken kann.
Mit Thränen kehrt es um, und Scham und edle Reue
Versöhnen es mit ihr und stärken es aufs neue.
Die Tugend schließt sich nicht in finstern Winkel ein:
Sie lacht voll Heiterkeit beym unentweihten Wein:
Sie fühlt die Zärtlichkeit der unschuldsvollen Liebe,
Ehrt ihre Süßigkeit, verewigt ihre Triebe,
Und machet ihren Ruhm durch muntrer Dichter Hand,
Von heilger Glut beseelt, der späten Welt bekannt.
Vergnügt genießet sie die Freuden, die dem Leben
Der Himmel zum Ersatz von Sorg und Müh' gegeben.
Bey Weisen knüpfet sie der Freundschaft heilges Band:
Durch sie nur siegt der Held und stirbt fürs Vaterland.
Sie lehrt den Weisen oft in dichterischen Gründen
Die Schönheit der Natur und seinen Werth empfinden.
Fern von der Thoren Lärm, fern von der Städte Rauch,
Sucht er sie in der Still, sie kennt und sucht ihn auch.
Da bildet sie sein Herz und bessert seine Sitten:
Auch in Palläſten fromm, auch groß in Schäferhütten,
Bleibt er, durch sie gestärkt, der Vorsicht Endzweck treu,
Und lehrt die Sterblichen, wie groß die Menschheit sey.
Sein Herz, von Lastern frey, ergiebt sich stillen Freuden,
Fühlt seines Daseyns Lust, genießt der Welt bescheiden,
Verlacht das eitle Glück, nach dem die Thorheit strebt,
Und stirbt noch so vergnügt, so groß als er gelebt.

Komm,

Komm, Freund, und laß uns hier im Schatten ruhger Buchen
Die Tugend und die Ruh, das Glück der Menſchheit, ſuchen:
Bis beßrer Welten werth, das freye Herz vergißt,
Daß unſre Welt der Siz von Schmerz und Thorheit iſt.
Verlaſſe Stadt und Müh; die Zierde junger Schönen,
Philine ſoll dein Haupt mit friſchen Veilchen krönen.
Komm, eh die Luſt der Welt, der holde Lenz, verblüht,
Der ſchon mit leiſem Schritt den braunen Sommer flieht.

Das Stadtleben.

Du, deren freyes Herz, von Stadt und Lärm entfernt,
Das Glück der Einsamkeit vergnügt empfinden lernt;
Die, wenn du vor dem Reiz geschmückter Unruh fliehest,
Den Vater der Natur in seinen Werken siehest,
Melinde! glaube nicht, daß das Geräusch der Stadt
Die Weisheit stets verscheucht, und keine Reizung hat.

Es lebt auch hier, entfernt von Eitelkeit und Sorgen,
Oft mitten in der Stadt ein Mann der Stadt verborgen,
Der seine Größe fühlt, der Thoren Stolz verlacht,
Und sich durch Redlichkeit und Tugend glücklich macht.
Er suchet unerkannt die Laster zu bestreiten;
Er theilt nicht Lehren aus; er schmählt nicht auf die Zeiten;
Er tadelt andre nicht; sein Beyspiel lehret bloß:
Er bleibt sich selbsten gleich und auch im Kleinen groß.
Genug, er kennt sich selbst. Er lacht von heitern Höhen
Auf Thoren sanft herab, die zornig auf ihn schmähen.
Er lebet für die Welt und nicht für sich allein,
Und mitten im Gedräng kann er oft einsam seyn.

Die

Die prächtige Natur kann man auch hier empfinden;
Geſelligkeit und Witz kann Freunde hier verbinden.
Von Schmeicheleyen fern, von Falſchheit unverſtellt,
Sind ſie ſich eine Stadt, ſie ſind ſich eine Welt.
Nur muß ein Weiſer hier, um ungeſtöhrt zu leben,
Den Ruhm und Ehrſucht fliehn; anſtatt nach Ruhm zu
ſtreben.
Mit allem Vorbedacht, und mit der feinſten Liſt,
Verbirgt er vor der Welt, daß er ein Weiſer iſt.
Kann man nicht auf dem Land auch ſtolze Thoren ſehen,
Die mit ſich ſelbſt vergnügt die ſtille Weisheit ſchmähen?
O Freundinn! ungeſtraft darf niemand weiſe ſeyn.
Wer Thoren fliehen will, der bleibe ganz allein.

Uns hat der Vorſicht Macht in eine Welt geſetzet,
Die jeden, der ſie kennt und kennen will, ergötzet:
Doch dieſe Welt iſt nicht für Menſchen ganz allein;
Auch Thieren räumte ſie zugleich den Erdball ein.
Da wir das flücht'ge Wild in Büſchen leiden können;
Wer würde Thoren auch nicht ihren Platz vergönnen?
Theils thöricht von Natur und theils muthwillig blind,
Sind ſie genug geſtraft, indem ſie Thoren ſind.
Ein Weiſer lebt vergnügt auch mitten unter ihnen:
Sie müſſen ihm noch oft zu ſeinem Endzweck dienen.
Sie ſind dem Weiſen ſtets, troz ihrem ſtolzen Wahn,
So ſehr, als wie das Wild dem Menſchen, unterthan.

Wahr iſts, es muß der Menſch ergrimmte Löwen fliehen;
Ein Weiſer muß ſich oft des Thoren Zorn entziehen:
Jedoch die Klugheit ſiegt; durch Liſt wird Macht geſchwächt:
Stets iſt ein Weiſer frey; der Thor bleibt ſtets ein Knecht.

Glaubſt du, daß nur die Stadt der Thoren Schwarm umſchränket?
Daß man nur in der Stadt nicht fühlet und nicht denket?
O nein! kein Winkel iſt in dieſer Welt ſo klein,
Es ſchleichet unbemerkt ſich doch ein Thor hinein.
Wann Mops in ſeinem Dorf den Nachbar quält und drücket,
Im Kleinen untreu wird, und ſeinen Freund berücket,
Auf ſeinen Reichthum ſtolz den Armen von ſich jagt,
Dem Knecht den Lohn entzieht, und plumpe Lügen ſagt;
Da Pſeudon in der Stadt mit ſeinem Anſtand lüget,
Stolz iſt mit Artigkeit, mit guter Art betrüget:
Iſt Mops ein kleinrer Thor, ein kleinrer Böſewicht,
Als Pſeudon? Das glaubt Mops: ich aber glaub es nicht.

Iſt Thrax, der jeden Tag zu trunknen Feſten weihet,
Noch thörichter, als Grill, der in den Schenken ſchreyet?
Nein, denn ihr Unterſchied iſt dieſer nur allein:
Der wird vom Bier berauſcht; der vom Champagner Wein.

Wenn

Wenn Stentor in der Stadt mit ſtolzen Schritten gehet;
Da Mävius ſich ſtolz bey ſeinen Bauern blähet:
Hat Stentor gröſſern Stolz? Ich wollte wetten, nein.
Er Trulliber *) will ſtets mehr als ein Biſchof ſeyn.

Die Stadt macht manchen fromm: bemerkt ſcheut man Verbrechen:
Man ziehet auf das Land, ſich an dem Zwang zu rächen.
Die Freyheit iſt es zwar, die Sterbliche beglückt:
Doch alle Herzen ſind zur Freyheit nicht geſchickt.
Sie werden bald ihr Glück mit ungezähmten Lüſten
Und ihren freyen Stand misbrauchen und verwüſten.
Der Weiſe bleibt vergnügt und groß in jedem Stand:
Frey bleibt er in der Stadt, frey bleibt er auf dem Land.

Der, der die Welt nicht kennt, in unſchuldsvoller Jugend,
Hält oft aus frommem Wahn Unwiſſenheit für Tugend.
Er glaubt ſich tugendhaft; doch wenn ſich ſeinem Geiſt,
Auf einmal eine Welt voll neuer Wolluſt weiſt,
Dann iſt er oft zu ſchwach, die Neigungen zu zwingen,
Die ſich ins offne Herz des Unerfahrnen dringen:
Er folgt der Wolluſt Ruf, vergißt ſein vor'ges Glück,
Und wird oft laſterhaft in einem Augenblick.
So traut ein Kaufmann dort den unbeſtänd'gen Winden,
In einer neuen Welt ein blendend Glück zu finden;

*) S. die Geſchichte des Joſeph Andrews.

Doch ſiehet er noch oft mit thränenvollem Blick
Nach ſeinem Vaterland, nach ſeinem Freund zurück.
Er weiß, was er verläßt, er weiß nicht, was er findet:
Doch folgt er ſeinem Glück, und Freund und Port verſchwindet.
Im Fliehn beſeufzet er, von ſeinem Wahn regiert,
Das Glück, das er itzt ſucht, das Glück, das er verliert.
So giebt der Jüngling auch, ſieht er gleich oft zurücke,
Der Unſchuld ſanfte Luſt für unbekanntes Glücke;
Der Neubegierde Macht reißt ihn vom ſichern Port
Wild in die ſtürmſche See der Leidenſchaften fort.

Der iſt kein Weiſer noch, dem die Erfahrung fehlet,
Der noch die Welt nicht kennt, auf die er ſtrafend ſchmählet.
Der, der verdient mit Recht, daß man ſein Lob erhöht,
Der Welt und Wolluſt kennt und ihren Reiz verſchmäht.
Der iſt ſo gut ein Thor, der jede Luſt verachtet,
Als der, der ohne Ziel nach neuen Freuden ſchmachtet.
Ein Weiſer mäßigt ſich; ein Thor weiß gar kein Ziel:
Der, der ſich ſelbſt nicht kennt, traut ſtets ſich gar zu viel.
Wer andre wirklich kennt, wird auch ſich ſelbſten kennen.
Soll jede Zeit mit Recht euch wahre Weiſen nennen:
Lebt nicht der Nachwelt bloß, lebt unſrer Zeit zugleich;
Kennt andre, kennt die Welt, vor allem kennet euch.

Der Lärm der Städte kann die Ruhe nicht verſcheuchen:
Wer dieſes Glück verdient, von dem wird ſie nicht weichen.

Der,

Der, deſſen eitles Herz dieß Glück nicht in ſich hat,
Bleibt traurig auf dem Land und traurig in der Stadt.
Wer wirklich ruhig iſt, ſcheut nicht des Volkes Menge:
Er bleibet ungeſtört und ruhig im Gedränge.
Ein Thor will ſtets bemerkt und ſtets bewundert ſeyn:
Ein Weiſer lebt vergnügt, ſchließt in ſich ſelbſt ſich ein.
Er wird, bereit, dem Lauf der Thoren auszuweichen,
Des Lebens dunkle Bahn mit ſtillem Schritt durchſchleichen.
Sein Herz bleibt dem Geſetz der Tugend unterthan;
Den äußerlichen Schein beſtimmt der Bürger Wahn.
Melinde, komm und hilf Geſchmack und Witz verbreiten!
Hilf uns in unſrer Stadt der Thoren Schwarm beſtreiten!
Mehr, als Ermahnungen, lehrt oft ein feiner Scherz:
Was Sitten beſſern kann, das beſſert auch das Herz.

Das Glück der Thoren.

Nun hab ich gnug gereimt! Ein andrer mag es wagen,
Und dem erzürnten Volk die bittre Wahrheit sagen.
Vor stolzer Reimer Schwarm, und vor der Thoren Haß
Kann man nicht sicher seyn, auch selbst auf dem Parnaß.
Warum mußt mir das Glück den traurgen Vorzug schenken,
Den Pöbel zu verschmähn, zu fühlen und zu denken?
Was nützt die Wissenschaft, die unsre Freude stöhrt?
Die Weisheit, deren Macht uns unsre Thorheit lehrt?
Auch selbst mein Autors-Fleiß kann nichts als mich ermüden:
Ich bin nicht mit der Welt, nicht mit mir selbst zufrieden.
Bald reim ich mir zu hart; bald denk ich nicht genug:
Wie glücklich ist ein Thor! Er hält sich selbst für klug.
Mit stolzer Demuth mag sich dort ein Heuchler blähen:
Allein, ein Schalk; doch fromm, wenn ihn die Leute sehen.
Wie glücklich ist er nicht? Er ist mit sich vergnügt,
Und glaubt zum wenigsten, daß er die Welt betrügt.
Wie glücklich ist Gargil, den nie der Tadel stöhret;
Der sich und sich allein bewundert und verehret!
Kein Schimpf, kein bittrer Hohn stöhrt ihn und seine Ruh:
Er klatscht, wenn alles pfeift, sich selbsten Beyfall zu.

Voll

Voll Neid sah ich den Thrar sich ernsthaft stolz geberden:
O warum konnt ich nicht ein Rechtsgelehrter werden!
So könt ich auch, gleich ihm, Geschmack und Witz verschmähn,
Und oft gedankenlos politisch sauer sehn.
Da sagt ich stolz: hinweg mit solchen Kleinigkeiten,
Dem eitlen Zeitvertreib von müßgen jungen Leuten!
Sie werden mit der Zeit vielleicht noch in sich gehn,
Klug werden, häuslich seyn und aufs Solide sehn.
Herr Thrar hat wirklich recht. Was aber hilft sein Schmähln,
Wenn mir zugleich sein Herz und seine Sitten fehlen?
Verdunkeln kann ich nicht, was andern deutlich scheint;
Wann hier ein Weiser seufzt, dort eine Witwe weint,
Kann ich nicht ruhig seyn, und ohne mich zu schämen
Erst lachen, und alsdann stolz ihre Gaben nehmen.
Es gab mir die Natur ein allzu weiches Herz;
Es fühlt zu stark, zu sehr des Nebenmenschen Schmerz.
Ich kann die Wahrheit nie verkleinern noch vergrössern;
Zu strafen such ich nicht; ich suche nur zu bessern,
Selbst in Satyren noch. Jedoch was hilft es mich?
Thrar, weil er wen'ger fühlt, ist glücklicher, als ich.
Kein frommes Vorurtheil kann seine Ruhe stöhren:
Das Recht wird theur verkauft und wohlfeil Sittenlehren.
Wie glücklich ist nicht Mops, der an des Witzes Statt
Ein Dorf, die hohe Jagd und sechzehn Ahnen hat?
Wie frey, wie ungestöhrt kann er nicht trinken, jagen,
Den Mägden furchtbar seyn und seine Bauern schlagen;
Frey über Hof und Stadt und Pabst und Frankreich schmähn,
Wann seine Schreiber gar die Zeitungen verstehn!

Wie glücklich iſt er nicht! Er überlegt mit ihnen,
Daß es gefährlich ſey, dem Staat im Krieg zu dienen.
Doch wär er nur Prinz Carl, ſo gieng er übern Reihn,
Und nähm dort ganz getroſt Paris und Belgrad ein.
Der große Mops! Er kann noch mehr als Kriege führen:
Er tadelt ſtets den Hof und will das Land regieren.
Er theilet Straf und Lohn und Ehrenſtellen aus,
Beherrſcht die ganze Welt — und nicht ſein eignes Haus;
Da ſind die Knechte Herrn. Es mag die Welt nur lachen;
Die Dummheit kann oft mehr, als Weisheit, glücklich machen.
Warum vergnügt ſo ſehr des Lebens erſte Zeit?
Der meiſten Freuden Quell iſt Unerfahrenheit.
Wie fröhlich kann ein Kind des Lebens Wolluſt fühlen!
Es hüpft ſein ganzes Herz in unſchuldsvollen Spielen;
Sein Wunſch iſt leicht geſtillt; ſein Schmerz iſt bald vorbey:
Was uns in Unruh ſetzt, iſt ihm noch einerley.
Die Seele fänget an, ſich völlig aufzuheitern,
Wenn Klugheit und Begriff ſich nach und nach erweitern.
Es kennt des Lebens Müh, der Menſchen Herz noch nicht,
Und fühlt unglücklich ſeyn der Menſchheit erſte Pflicht.
Den Knaben wird die Zeit zu hohen Wünſchen leiten:
Er ſtrebt nach neuem Glück, nach neuen Kleinigkeiten.
Schon flieht die ſüße Ruh; der Jüngling liebt und klagt:
Von einer Thorheit wird die andere verjagt.
Doch wenn die Jahre fliehn, wenn uns die Weisheit lehret,
Es ſey der Menſchheit Glück ein Traum, der uns bethöret;
Ein leichtes ſüßes Spiel von einem Augenblick:
Wann die Erfahrung kömmt: ach dann entflieht das Glück.

Umſonſt

Umſonſt verirret ſich ein Philoſoph in Schlüſſen:
Je weniger er weiß, je mehr glaubt er zu wiſſen.
Ein Stümper dünkt ſich groß, weil ſich ein Kluger ſcheut.
Der Thoren Glück iſt Stolz und Unerfahrenheit.
So ſtolz war Philipps Sohn nicht an des Ganges Strande,
Als dort ein junger Held in Frankreichs ſchönem Lande,
Wann er zum erſtenmal ſtolz auf die Wache zieht,
Da ſeine Frau Mamma vom Fenſter auf ihn ſieht.
Die jugendliche Stirn übt ſich zu finſterm Grimme:
Er flucht, doch leider noch mit allzu klarer Stimme.
Der Pöbel gafft ihn an, und weicht bewundernd aus;
Die Fenſter öffnen ſich, die Schönen ſehn heraus.
Ihr Schönen, ſeht ihn an, ſeht euren künftgen Sieger:
Gelaſſen folget ihm ein Chor verſuchter Krieger:
Auf die ſchmählt unſer Held; er bildet ſtolz ſich ein,
Schon ein Romanenheld aus Cilien zu ſeyn.
Dort geht der junge Herr, dort geht er, ruft Liſette:
Ach wenn er nur den Krieg ſchon überſtanden hätte!
Was gleicht dem Stolz, von dem ein junger Autor glüht,
Wann er zum erſtenmal ſich in der Zeitung ſieht?
Er kann ſich gar nicht ſatt an ſeinem Lobe leſen,
Und ſchreibt ſichs ſelbſten zu, iſts gleich erkauft geweſen.
Vergnügt verläßt Stettin das väterliche Feld:
Er eilt vergnügt zur Stadt, und in die große Welt.
Was gleicht der Freude wohl, die unſer Jüngling fühlet,
Wenn er zum erſtenmal bey Hof Quadrille ſpielet;
Wenn man mit Höflichkeit das Geld ihm abgewinnt;
Wenn Stutzer freundlich thun und Damen gnädig ſind!

Doch wenn Erfahrung kömmt, wenn dirſe Nebel fliehen,
Die noch den trüben Blick der Jugend überziehen;
Wenn unſer junger Held im Fliehn den Tag verflucht,
Wo er zum erſtenmal das Glück im Krieg verſucht;
Wann bittere Critik den Autor ſchüchtern machet;
Und wann der Leſer nur auf ſeine Koſten lachet;
Wann einſt Stertin verarmt zum väterlichen Heerd,
Den er zu früh verließ, betrübt zurücke kehrt:
Dann ſind die Träume hin, die ſonſt ſo reizend waren:
Sie ſind nicht mehr beglückt, und nicht mehr unerfahren.
Mit Recht ſchrieb jener Thor, der ſonſt ſich reich geglaubt,
Als ihm der Freunde Fleiß den ſüßen Wahn geraubt:
Ich habe Wahn und Glück zugleich durch euch verloren,
O böſe Freunde! Macht mich wiederum zum Thoren.
Erkennt der Thoren Glück, wenn ſich ein Neuling bläht:
Wenn er uns lehren will, was er noch nicht verſteht.
Der Ruhm der Wiſſenſchaft muß oft darunter leiden;
Ein Wenig machet ſtolz; viel aber macht beſcheiden.
Star glaubt, daß was er ſagt, was unerhörtes ſey:
Warum? Es iſt gemein! — Ihm aber iſt es neu.
Sergill glaubt, daß ihm noch kein Dichter gleich geweſen!
Wie? Gellert — Haller — Ja — — die hat er nicht geleſen.
Cecil wird allezeit auf Frankreichs Dichter ſchmähn. —
Auch auf Voltairen? — Ja! den kann er nicht verſtehn.
Der trotzige Marcolph wird alle Fremde haſſen:
Wie kömmts? — Er hat noch nie die Vaterſtadt verlaſſen.
Der Dummkopf glaubt ſich klug, wenn Narren um ihn ſind,
Und Phillis glaubt ſich ſchön: Wie kömmt das? Sie iſt blind.

Wie

Wie ſüß iſt nicht die Kunſt, ſich ſelbſten zu betrügen:
Wenn unſer Irrthum flieht, entflieht auch das Vergnügen.
Das Leben iſt ein Traum, ein Blendwerk dunkler Nacht:
O glücklich, wer vergnügt von ſeinem Traum erwacht;
Den Laſter, Angſt und Gram nicht allzu früh erwecket,
Und den kein Hirngeſpenſt des Aberglaubens ſchrecket;
Der wenn Aurorens Licht auf frohe Hügel glüht,
leicht, fröhlich, neubelebt aus ſeinem Lager flieht!
lebt, Freunde, lebt befreyt von allzu kühnen Sorgen!
Erwartet ohne Furcht der Zukunft neuen Morgen!
Wer wohl gelebt, ſtirbt wohl; glaubt, daß uns dieß nicht trügt;
Und weil ihr träumen müßt, träumt wenigſtens vergnügt.
Wir irren ungewiß in öden Dunkelheiten;
Der Tod kann uns allein ins Reich der Weisheit leiten.
Der Wolluſt höchſter Grad iſt mit dem Schmerz verwandt:
Der Weisheit kleines Reich gränzt an der Thorheit Land.
Der Erden flüchtges Glück hat allzuenge Schranken:
Es iſt der Menſchheit Pflicht nie tadeln, allzeit danken.
Nur Stolz und Wahnſinn klagt: ſeht auf uns ſelbſt zurück:
In unſrer Thorheit liegt der Grund von unſerm Glück.
Oft kann es Weisheit ſeyn, was wir die Thorheit ſchelten;
Selbſt Neuton iſt vielleicht ein Thor in beſſern Welten.
Durchirrt mit freyem Schritt des Lebens dunkle Bahn;
Nur Pflicht und Tugend nicht, ſonſt alles iſt hier Wahn.

Der Winter-Abend.

Der Zeiten Erſtgeburt, o Frühling, komme wieder!
Belebe die Natur, belebe meine Lieder;
Der Hayn ſteht wartend da; die ganze Gegend ſchweigt:
Der Winter, der noch ſtürmt, und ſeine Herrſchaft zeigt,
Verſchließt das Landvolk noch in den berauchten Hütten.
Der Wandrer, ſtarr vom Froſt, eilt mit geſchwindern Schritten
Zum bäuriſch ſtillen Heerd. Im Wald ſtreckt unbelaubt
Die hohe Fichte dort ihr eisbeſchwertes Haupt
Bis an die Wolken hin, die früh ſich niederſenken.
Wie traurig iſt die Welt! o ſüſſes Angedenken!
Hier war es, wo der Lenz, als er vorhin gelacht,
Die ſtillen Gegenden zum Paradies gemacht!
Hier war es, wo mich ſonſt die junge Roſe krönte,
Und wo der Wiederhall von Chloens Namen tönte.
Iſt dieſes noch der Hayn, iſt dieſes noch der Baum,
An dem zur Mittagszeit mich oft ein ſüßer Traum
Zum Schlummer eingewiegt, den keine Sorge ſtöhrte,
Wenn ich auf das Geräuſch des naßen Baches hörte?
Der Baum, um den ich oft zur Zeit der ſtillen Nacht
Dryaden tanzen ſah, in blendend weißer Tracht?
Er iſt es! Ja! ich kann in ſeinen treuen Rinden
Noch itzt den Ueberreſt von Chloens Namen finden.

Nun

Nun schließt mich das Geräusch der Stadt von neuem ein:
Ich such umsonst die Ruh; nie kann ich einsam seyn.
Nie bin ich vor der Welt und ihrer Müh verborgen:
Bis in mein Schlafgemach verfolgen mich die Sorgen.
Die Thoren stöhren mich; mich quält ohn Unterlaß
Bald ihre Freundlichkeit, bald wiederum ihr Haß.
Der Dichtkunst Gluth verlöscht; nur diese Zeit ist meine,
In der ich unbemerkt bey später Lampen Scheine,
Wenn alles um mich schläft, entfernt von jedermann,
Nachdenken und in mir mich selbsten finden kann;
Von der Zerstreuung frey, die oft den Geist bestricket,
Und fast ihn überredt, als wär er nun beglücket,
Doch niemals überzeugt: Ein Glück, das selten still,
Uns erst alsdann entflieht, wenn man es fühlen will!
Hier seh ich lächelnd nun des Lebens bunte Scenen,
Neumodische Virgils, altfränkische Mäcenen,
Gelehrte, die sehr oft sich selbsten nicht verstehn,
Tartüffen, die voll Zorns die stille Tugend schmähn,
Geschminkter Schönen Reiz, die unsre Väter kannten,
Und, wie man mir gesagt, schon damals Schönen nannten.
Kur; Hochmuth, Hoffnung, Glück, der Thoren ganzen Wahn,
Des Lebens ganze Müh, seh ich gelassen an.
Das Glück mag immerhin den Weisen unterdrücken:
Wer edel fühlt und denkt, kann stets sich selbst beglücken.
Der Thoren Siegsgeschrey betaubt zwar sein Gehör:
Doch nur umsonst; wer zagt ist schon kein Weiser mehr.
Der Himmel sorgt für uns; die Thoren mögen siegen:
Nie schmeckt ein niedrigs Herz ein wirkliches Vergnügen.

O Weisheit, lehre mich vergnügt und einsam seyn!
O Nächte, schließet mich mit heilgen Schatten ein!
Verbergt mich vor der Welt, die nie Verdienste kennet,
Den Weisen stolz verhöhnt und Gecken artig nennet.
Hier, wo der stille Heerd bey später Nachtzeit glimmt,
Kömmt oft die Muse selbst, die meine Leyer stimmt.
O! Jüngling — spricht sie sanft; ich seh die Locken wallen,
Und auf den weißen Hals in braunen Zirkeln fallen:
Ihr Blick erhöht mein Herz! begeistert hör ich schon
Ihr Lied, noch eh sie singt; der Silberstimme Ton
Schafft Ruh in meiner Brust — O Jüngling, welche Klagen
Erniedrigen dein Herz! Es geht nach trüben Tagen
Ein heitrer Festtag auf; der Winde zornig Heer
Empört nicht immerdar das ungestüme Meer.
Das Schicksal wird nicht stets die Tugend unterdrücken:
Ihr blöden Sterbliche, nennt Strafen oft Beglücken.
Hircan wird reich; sein Geiz wird das, was ihn bestraft;
Serpil wird arm und groß; denn er wird tugendhaft.
O lerne wahres Glück vom falschen Schimmer trennen!
O lern, bevor du klagst, erst Glück und Unglück kennen!
Ihr Dichter, klaget stets und schimpft auf Deutschlands Reich:
Es fehlt euch kein Mäcen; ein Sylla fehlet euch. —
„Ach wenn ein deutsches Lied der Fürsten Ohr ergötzte,
„Wenn Dresden, Wien und Prag, vernünftge Dichter „schätzte! —
So würde Deutschland bald von Stümpern überschwemmt,
Die noch anitzt die Furche, verhöhnt zu werden, hemmt!

Crispin,

Crispin, der Moden Sclav, der jeder Thorheit fröhnet,
Der itzt mit dummem Stolz der Dichtkunst Macht verhöhnet,
Der reimte — Wär er dann nicht schlimmer, als zuvor!
Ein Thor, der witzig thut, ist stets der ärgste Thor.
Ein ungezogner Scherz verdrängte die Gedanken:
Und eine Legion von Humolds und von Hanken
Bestürmte den Parnaß. Die Vorsicht ist gerecht:
Wenn man ihn gut bezahlt, schreibt stets ein Dichter schlecht.
O Jüngling, fahre fort, und folge meinen Lehren!
Laß dich der Stümper Neid, der Thoren Hohn nicht stöhren!
Schreib, aber mit Bedacht, geh nach der alten Spuhr:
Empfindung sey dein Witz, und deine Kunst Natur.
Ein Herz, das edel denkt, laß jedes Wort beseelen;
Du magst den leichten Reim verwerfen oder wählen.
Genau, doch ohne Zwang, nicht ängstlich, aber rein,
Stark, nie fanatisch kühn, laß deinen Ausdruck seyn.
Doch nicht im Ausdruck bloß, in feurigen Ideen,
In ungezwungner Pracht läßt sich der Dichter sehen.
Carmin und spanisch Weiß mag Phrynens Reiz erhöhn:
Ein wirklich schönes Kind bleibt ohne Schminke schön.
Nur der, der nie die Glut, die Dichter macht, erfahren,
Putzt, künstelt an sein Werk, wie Stutzer an den Haaren.
Nicht immer Kunst und Fleiß ists, was die Nachwelt rührt;
Correge, dessen Hand die Grazien geführt,
Kann oft nachläßig schön, mit meisterhaften Zügen
Mehr als die feine Müh des Van der Werff vergnügen.

Ein Dichter, mehr an Kunſt, als an Erfindung, reich,
Schreibt wie Baſſan gemalt und bleibt ſich immer gleich,
Und malet nichts als ſich. Ein andrer zeichnet kräftig;
Doch alles, was er malt, iſt ſteif und allzuheftig.
Ein großer Criticus kann oft als Dichter klein,
Gelehrt, wie Golzius, und ſteif, wie Floris ſeyn.
Folg der Natur; nicht der, die uns Oſtade malet:
Nein, der, aus welcher Blick Verſtand und Hoheit ſtrahlet.
Der hohe Raphael folgt erſtlich fremder Spuhr;
Zu traurig wird ſein Bild: drauf folgt er der Natur;
Bald übertraf er ſie. O lern aus ſeinen Bildern
Frey, ſtark, doch ohne Zwang, Natur und Sitten ſchildern.
Dieß alles iſt nicht gnug: nicht durch den Witz allein,
Auch durch ſein Leben muß ein Dichter lehrreich ſeyn.
Lern von den Dichtern Roms dich glücklich kühn erheben;
Lern, wie man ſchreiben ſoll: von Weiſen lerne leben.
Sey weiſe! Dieſes iſt der Menſchheit erſte Pflicht:
Wer durch ſein Beyſpiel ſchadt, der nutzt durch Lehren nicht.
Beſchau des Pöbels Wahn, der ſtets die Dichter ſchmähet:
Was hilft die Wiſſenſchaft, die nicht das Herz erhöhet?
Die Tugend ſey dein Ruhm, o Freund, nicht jeder kann
Ein großer Autor ſeyn: nein! ſey ein großer Mann!
Dieß kann ein jeder ſeyn, den wahre Tugend ſchmücket.
Dieß kann mein Held nicht ſeyn, vor dem die Welt ſich bücket,
Wenn er bey ſeinem Glück der Menſchheit Zweck vergißt,
Und Herr der ganzen Welt, im Herzen knechtiſch iſt.
Sey wirklich groß: dann mag ein Schwarm ergrünter Richter
Die ſtille Weisheit ſchmähn und mich und meinen Dichter:

Ich

Ich will dich ſchützen, ich! wer iſt es, der dich ſchmäht?
Ein Volk, das ſchleunig ſtirbt, und wenn es ſtirbt, vergeht.
Es höhnt dich Chörilus; wenn dich die Enkel leſen,
Denkt niemand mehr daran, daß Chörilus geweſen.
Wer wahre Tugend liebt, o Freund, der ſtirbt nicht ganz.
Der Name Gellerts ſtrahlt mit ungebergtem Glanz:
Wenn unſrer Nachwelt Witz, die ihn mit Ehrfurcht nennet,
Den Namen — einſt bloß als ein Schimpfwort kennet.
Wirſt du dein kühnes Lied nie ſüßen Laſtern weihn,
Und leben wie du ſchreibſt, nie Thoren Weihrauch ſtreun,
Und wären ſie gekrönt: dann geb ich dir die Leyer,
Die mir Apoll vertraut; dann hauch ich dir das Feuer,
Das Dichter ewig macht und Klopſtock fühlet, ein;
Dann will ich ſelbſt dein Grab mit Roſen überſtreun.
Der Wandrer ſoll es einſt mit ſtillem Schauer ehren:
Dort ſoll man bey der Nacht die Nymphen ächzen hören.
Jedoch, wenn auch die Welt dich und dein Lied vergißt,
O Freund! der fühlt nichts mehr, der ſchon vermodert iſt.
Nicht alle waren groß, die wir aus Irrthum preiſen:
So kennt die Nachwelt auch nicht alle wahre Weiſen.
Für einen Weiſen ſelbſt iſt dieſer Wunſch zu klein:
Er kennt ſich; gnug! er kann ſich ſelbſt die Nachwelt ſeyn.
Was iſt die Nachwelt auch? Sie wird von euch gebohren;
Sie gleichet euch gewiß: Und ihr, was ſeyd ihr? Thoren.
Ihr Sterbliche, ſeyd ſtolz, weil ihr euch ſelbſt nicht kennt,
Und eine neue Art der Thorheit Weisheit nennt.
Der Himmel weis es nur, was man nach eurem Tode
Für eine Thorheit liebt. Hanns Sachs iſt nicht mehr Mode:

Er war es und wer weiß, ob nicht in künftiger Zeit
Ein Criticus noch kömmt, der dem auch Weihrauch ſtreut?
Kein Zeitpunkt war ſo dumm, ſo voll von Dunkelheiten,
In dem man nicht geſchrien: Itzt ſind die güldnen Zeiten;
Itzt ſind wir Deutſchen groß; wir habens weit gebracht!
Ja, ja, ſo fein hat wohl die Vorwelt nicht gedacht.
Der Neid verhöhnt uns zwar, man ſchreibt auf uns Satyren,
Man ziſcht uns aus: jedoch, Geduld! wir appelliren:
Die Nachwelt richtet uns, ſie, die Geſchmack beſitzt.
Ja! ſo ſchrie Pradon ſonſt, und ſo ſchreyt Stentor itzt.
Nur der, der edel lebt, kann wohl und edel ſchreiben:
Wer ſchreibt, berühmt zu ſeyn, der wird es ſelten bleiben.
Nicht der, der fertig ſchreibt, der, den halb Deutſchland preiſt,
Der, den ſein Nachbar lobt, iſt mir ein großer Geiſt.
Der ſeinen Bürgern nützt, der ſcherzend uns bekehret,
Viel denket, wenig ſchreibt, und bloß durch Thaten lehret;
Der wird, und ſollt ihm auch kein Dichter Weihrauch ſtreun,
Beym Himmel und bey mir mehr, als Voltaire, ſeyn.
Beſcheidenheit iſt nie vom wahren Witz zu trennen:
Wer klug iſt, bleibet klug, ſollt ihn auch niemand kennen.
Die Thoren ſind der Steff, aus dem der Vorſicht Macht
Bald Philoſophen, bald auch Helden vorgebracht.
Der wahre Ruhm iſt oft verborgner, als wir meynen:
Ein Weiſer iſt zu groß, dem Erdball groß zu ſcheinen.

Gewohnheit und Natur.

Erwecke nicht den Trieb, der mich zum Pindus leitet,
Den öfters die Vernunft, doch nur umsonst, bestreitet,
O Freund! zwar warf ich oft, voll Zorn und Eigensinn,
Wenn mir ein Reimwort fehlt, Papier und Feder hin.
Oft hab ich, wenn ich fast Geduld und Schlaf verloren,
So gar in Versen selbst, die Poesie verschworen.
Doch alles half mir nicht. Mir giebt bald Fröhlichkeit,
Bald Schwermuth, bald auch Zorn, Stoff und Gelegenheit.
Nachdenkend sitz ich da, schreib für die lange Weile,
Und unversehens kömmt der Reim am Schluß der Zeile.
So bringt bey Liebenden ein einzger süßer Blick
Ein schon befreytes Herz ins alte Joch zurück.
Die sollte wiederum sich meine Gunst erwerben?
Die da — die mich — Nein! nichts! Ich wollte lieber sterben.
(So spricht des Jünglings Zorn.) Ja! sagt er noch im gehn,
Das falsche Mägdchen! Ja, sie soll, sie soll es sehn,
Daß ich ein Mann noch bin! Es siegt die schlaue Schöne
Mit einer einzigen erzwungnen kleinen Thräne,
Die sie sich mit Gewalt kaum aus dem Auge reibt.
Des Jünglings Zorn verlischt; die alte Liebe bleibt.

Wie ſchwerlich laſſen ſich die Neigungen beſiegen,
Die bey der Kindheit ſchon mit untilgbaren Zügen
Die rege Phantaſey, die jeden Geiſt belebt,
In unſer tiefſtes Herz mit mächtgen Fingern gräbt!
So gräbt ein junger Hirt, in die noch weiche Rinde
Des jungen Ulmenbaums, den Namen der Celinde.
Der werthe Name wächſt zugleich mit ſeinem Baum,
Und auch wenn dieſer fällt, vertilgt die Zeit ihn kaum.
So wohnen unbekannt in unerfahrnen Seelen
Die Bilder jeder Luſt, die ſie ſich künftig wählen.
Noch in der Wiege lag Alkmenens ſtolzer Sohn
Und ſeine zarte Fauſt erdrückte Schlangen ſchon.
Das Kind das ſonſt erfreut nach Geld und Silber gaffte,
Und mit begierger Hand ſein Obſt zuſammen raffte,
Das, was man andern gab, voll Neides angeſchielt,
Mit Diebſtahl nur geſcherzt und mit Betrug geſpielt,
Sich aus Mistrauen nie von ſeinem Schrank entfernet,
Das Kind, das keine Kunſt ſo ſchnell, als Rechnen, lernet,
Dieß hoffnungsvolle Kind, Lavernens liebſter Sohn,
Leiht itzt auf zwölf pro Cent, und nennt ſich Harpagon.
Noch iſt der Greis der Thor, und wird, zum Troſt der Erben,
Bald als ein Böſewicht, Gott weis, wie ſelig, ſterben.
Dem reizenden Jaſmin ſieht man es itzt noch an,
So wenig er ſich gleicht, was er als Kind gethan.
Der ſchöne junge Herr fuhr ſtolz in goldnen Wagen,
Ließ von der Kinderfrau ſich froh zum Spiegel tragen
Und lächelte ſich an, und ſtrich ſein glatt Geſicht
Und aß, trank, ſpielte, ſchlief, ſprach — aber dachte nicht.

Criſpin.

Criſpin, der ſtarke Knab, der unbekannte Leute
So gern mit Steinen warf, ſtets andern Kindern bräute,
Schrie, ni impfte, hämiſch that, voll Stolz und Ueberdruß,
Criſpin, der ſtarke Knab, iſt itzt ein Criticus.
Ganz ruhig auf dem Land im Stillen auferzogen,
Hat Phyllis und Neran die Neigung eingeſogen,
Die ſie noch itzt beherrſcht. Mit Hunden ſpielt Neran;
Sie ſpielte mit ſich ſelbſt und zog die Puppen an.
Noch bebt ihr ganzes Herz am nahen Kleiderſchranke:
Des andern Jagdhund iſt ſein herrſchender Gedanke.
Jagt den Schmarotzer Thrax mit Spott und Hohn hinaus:
Er ſchleicht zur Mittagszeit ſich doch zurück ins Haus.
Verjaget die Natur durch Weisheit und mit Gründen:
Im Herzen wird man ſie doch immer wieder finden.
Der Spieler, Herr Gargil, als er in einer Nacht
Sein ganzes Rittergut beym Spieltiſch durchgebracht,
Zerriß die Karten, ſchalt, und ſchwur: in meinem Leben
Will ich mich nimmermehr dem falſchen Spiel ergeben:
Ein Spieler opfert auf Geſundheit, Wohlfahrt, Ruh.
Den andern Tag darauf ſieht er dem Spielen zu;
Den dritten ſpielt er mit, doch nur für andre Leute;
Den vierten für ſich ſelbſt, doch erſt nach langem Streite,
Um eine Kleinigkeit; den fünften, o der Thor!
Geſchah es, daß Gargil ſein zweytes Gut verlohr.
Noch ſpielt er, aber wie? durch Schaden wird man klüger:
Betrogen ward er ſonſt: nun iſt er ein Betrüger.
Dieß iſt bisweilen auch der Dichter Lebenslauf:
Sie ſangen bittend an, und hören ſchimpfend auf.

So ſind die, die das Glück zur großen Welt erkehren,
Erſt aus Gefälligkeit, dann aus Gewohnheit, Thoren.
Der Moraliſt Cleanth verſchwur einmal den Wein:
Man bringt ihm Wein, er ſchmählt, und ſchmählend ſchenkt er ein.
Zu was kann Nacht und Wein die Jugend nicht verführen!
Die Farbe lacht zwar ſchön: doch kann das Weiſe rühren?
Und der Geſchmack! iſt gut; jedoch verdient das wohl,
Daß ſich ein hoher Geiſt zum Thiere trinken ſoll?
Verſuchen will ich ihn! Ich kann den Wein entbehren:
O! daß die Leute doch gleich mir enthaltſam wären!
Gleich mir! ein Weiſer hält in allen Sachen Maß:
(Mit dieſen Reden trinkt Cleanth das erſte Glas.)
„Der Wein erfreut das Herz, wenn man ihn mäßig „liebet:
„Wie haſſenswürdig iſt, wer ſich dem Trunk ergiebet!
Er trinkt das zweyte Glas, und ſo zwo Flaſchen aus;
Er preiſt die Nüchternheit — Sie tragen ihn nach Haus.
Was nutzt uns der Verſtand, wenn ihn das Herz betrüget,
Und wenn ein Augenblick Entſchließungen beſieget,
Die lange Jahre durch, nach vielem Fleiß und Müh,
Der Weiſe ſich gefaßt; Natur verſtummet nie.
Ein einger Wink von ihr iſt mehr, als alle Gründe:
Denn die Vernunft ſpricht gut und die Natur geſchwinde.
Faſt alle gleichen wir, trotz Regeln und Verſtand,
Dem ſpielenden Gargil, dem lehrenden Cleanth.

Wir

Wir ſehn der Tugend Bahn; wir wollen ſie beſchreiten,
Und laſſen uns doch ſelbſt von den Begierden leiten.
Der Irrthum macht uns ſtolz, die Menge reißt uns hin;
Mehr als die Tugend ſelbſt, thut oft der Eigenſinn.
Kurz, wir ſind, weil Saturn das Regiment verlohren,
Sehr theoretiſch klug, und practiſch ſind wir Thoren.
Ich ſelbſt will, und ſo denkt gewiß auch ———
Viel lieber dichtriſch toll, als klug in Proſa ſeyn.
Mops liebt nichts als ſein Pferd, Thrax hungert bey den Schätzen,
Hircan, der Philoſoph, will ſich unſterblich ſchwätzen.
Sie folgen der Natur; ich lache nun nicht mehr:
Daß Menſchen Thoren ſind empfind ich ſelbſt zu ſehr.
Dem Mops laß ich ſein Pferd, Hircanen ſeine Träume,
Dem Thrax erkargtes Gold, und mir laßt meine Reime.
Was hätt ich ohne dieß? Der Ritter, den die Welt,
Noch für den luſtigſten, den klügſten Thoren hält,
Der große Don Quichott, war klug in allen Dingen:
Nur durft man nicht den Held auf Dulcineen bringen.
So hat ein jeder Menſch auch ſeine Phantaſey,
In die er ſich verliebt, doch ſonſt von Thorheit frey.
Der Ritter wird verhöhnt mit ungerechtem Spotte:
In einem Stück iſt ſtets der Menſch ein Don Quichotte.
Gewohnheit und Natur iſt, was die Welt regiert:
Die erſte hat uns oft, die andre nie verführt.
Gewohnheit pfleget ſich, als die Natur zu kleiden;
Doch oft entſtehe ein Zwiſt auch unter ihnen beyden.

Und dann ſiegt die Natur: doch oft im Augenblick
Nimmt die Gewohnheit ſich ihr erſtes Recht zurück.

Der Räuber, Tullian, ſieht von den ſtillen Höhen
Den jungen Tag hervor aus trüben Wolken gehen.
Der Morgenröthe Strahl entdeckt ſich noch nicht ganz:
Der Sterne zitternd Licht verliert den vorgen Glanz,
Und holde Dämmrung ſchwebt, mit feuchtbethautem Flügel
Und ſüßen Schauers voll, um den beblühmten Hügel.
Das harte Herz empfindt noch nie gefühlte Ruh:
Ihm weht ein lauer Weſt gelinde Wolluſt zu.
Er hört das frühe Lied der flüchtgen Sängerinnen:
Empfindung und Natur dringt ihm in alle Sinnen.
So gar ein Böſewicht empfindt der Schöpfung Pracht,
Wann aus dem langen Schlaf ein ödes Herz erwacht.
Er ehrt den Herrn der Welt, den er durch Thaten
ſchmähet,
Im Herzen, das umſonſt dem Eindruck widerſtehet.
Wie glücklich, rief er aus, wie glücklich iſt der Mann,
Der dieſe ſchöne Welt vergnügt genießen kann!
O Unſchuld, reines Glück, der Menſchheit angebohren!
Wie viel verliert man nicht, ſo bald man dich verlohren!
Ach! eine ganze Welt! — Wie elend bin ich nicht!
Wie froh begrüßet ihr der Morgenröthe Licht,
Ihr Sänger in der Höh, dem Schöpfer Lob zu bringen!
Singt! ihr ſeyd unſchuldvoll! ich darf nicht mit euch ſingen:
Denn ich hab ihn erzürnt. O glücklich, wer entfernt
Von der verführſchen Welt, froh lebt und ſterben lernt.

Was

Was ſterben? hartes Wort! O wär ich nie geweſen!
Warum hab ich den Pfad der Tugend nicht erleſen!
Wie ſchön iſt nicht der Lenz! wie ſüß der Weſte Scherz!
Was fehlet mir zur Luſt? Ach! ein zufriednes Herz.
So ſprach der Böſewicht, und ſah vom Hügel nieder.
Was? eine Kutſche kömmt von Leipzigs Meſſe wieder?
Er eilt, er ſitzt zu Pferd; es rennt zu Raub und Mord,
Zur Schande der Natur, der Neubekehrte fort.

An Herrn U*.

O Nunca, Señor, O Nunca,
esta Cienoia profeſſaſſe
porque es todo peligroſa
ſi quien la entiende la embidia
quien la ignora, la murmura.

D. Franc. Banzes Candamo.

Freund, der als Dichter ſchreibt, und als ein Weiſer lebet,
Von muntrer Liebe ſingt, nach ernſter Tugend ſtrebet!
Sprich, warum greifet ſtets des Pöbels niedrer Wahn
Und giftge Heucheley der Dichter Sitten an?
Nie fühlt ein kleiner Geiſt, unfähig edler Triebe,
Die ſüßen Reizungen der Freundſchaft und der Liebe.
Nie fühlt er eine Luſt beym unentweihten Wein,
Die Cato ſelbſt genoß: Er bläht ſich und bleibt klein.
Ein wirklich großes Herz fehlt oft in Kleinigkeiten:
Oft kann die Phantaſey des Dichters Geiſt verleiten.
Sein feuerreiches Herz, für dieſe Welt zu groß,
Reißt ſich oft glücklich kühn von Vorurtheilen los.

Und

Und das iſt frevelhaft! — Man darf in unſern Zeiten
Die Wahrheit, aber nie das Vorurtheil, beſtreiten.
Ein junger Autor ſchreibt, und das mit ſchlechtem Glück:
Man preiſt ihn aus: Er nimmt die Zuflucht zur Critik,
Schimpft alles, was er lieſt; und wenn der ſtrenge Richter
Das Werk nicht tadeln kann, ſo tadelt er den Dichter.
So ſind die Sterblichen! Mops war nicht artig gnug
Zum Stutzer: Seht! und Mops wird aus Verzweiflung klug.
Nun will er ernſthaft thun, ſich in ſich ſelbſt verſenken,
Und überredet ſich, er könne wirklich denken.
Serpilens Frömmigkeit ernährt die Kinder nicht,
Und aus Verzweiflung wird Serpil ein Böſewicht,
Das Alter raubt dem Bav die Sünden ſeiner Jugend,
Und aus Verzweiflung bloß ergiebt ſich Bav der Tugend.
Thrax, weil er durch Betrug ſein Glück nicht machen kann,
Denkt nach, bekehret ſich, und wird ein frommer Mann.
Die Feigheit des Siſſenn wird überall verlachet:
Er ſieht, daß dieß ihm nur mehr Streitigkeiten machet;
Er ſieht, daß das Gefecht, kaum zu vermeiden iſt,
Und aus Verzweiflung wird Siſſenn ein Renommiſt.
Verzweiflung, Korn und Stolz flößt manches Dichters Buſen
Mehr wildes Feuer ein, als alle ſanfte Muſen.
Der Ehre höchſter Grad war das, was ohne Frucht
In Reimen ohne Geiſt, jüngſt Reimreich ſich geſucht.

Pas-

Pasquillen schreibt er nun, zum Schimpf von seinem Stande;
Und lästert: und erreicht den höchsten Grad der Schande
So, wie, am Gartenthor, der muntre Hylax wacht,
Und was er nicht genießt, den andern streitig macht:
So sind wir Menschen auch: Wir hassen alle Gaben,
Die andern schätzbar sind, und die wir selbst nicht haben.
Wie kömmts, o Sylvia, daß dich die Mägdchen schmähn,
In unsrer ganzen Stadt? Das arme Kind ist schön.
Wie kömmts, daß Pradon einst Racinen feind gewesen?
Racinen ehrt die Welt, ihn wollte niemand lesen.
Warum ist Muffels Zorn auf den Philint entbrannt?
Er hat ein Laster: Ach! und was? Er hat Verstand.
Auch Cleon wird verhöhnt: in erster muntrer Jugend
Liebt er ein widrig Weib — Wie nennt man sie? die Tugend.
Herr Stentor ärgert sich, daß Philon Beyfall hat;
Er predigt schlecht, warum? ihn lobt die ganze Stadt.
So suchen wir, geneigt, uns selbsten zu betrügen,
In Schmähsucht und in Stolz ein strafbares Vergnügen!
Was sag ich Schmähsucht! nein, so heißts den Herren nicht:
Der eine nennt es Witz, der andre nennt es Pflicht.
Die Thoren zürnen — So! geschiehts vielleicht aus Rache?
Nein! Tugend, Eifer ists für die gerechte Sache.
Die Herrn behalten Recht. Wenn Thraso zankt und schreyt,
Nenn ich es nicht mehr Zank; ich nenn es Sittsamkeit.

Sagt,

Sagt, Star iſt zänkiſch — ſchweigt! er wird mit bloßem Eiſen,
Daß er friedfertig iſt, euch ſonſten gleich beweiſen.
Ich ſchweig; die Thoren ſind ein furchtbares Geſchlecht.
Ich ſag es noch einmal: die Herrn behalten recht.
Aus Tugend iſt es bloß, daß man den Nächſten richtet;
Auf eines Dichters Hals ein Heer von Ketzern dichtet.
Vergebens iſt, o Freund, die Gluth, die uns entflammt:
Du wirſt vom blinden Volk, doch ungehört, verdammt;
Und ſchreibſt du glücklich kühn noch zehn Theodicäen,
Tartüffe wird ſie nicht empfinden und verſtehen.
Da fühlet er dein Lied, ſo bald es freyer klingt,
Und von den Reizungen der ſchlauen Wolluſt ſingt.
Anſtatt der Dankbarkeit, wird er von Gram entbrennen,
Und dich zum mindeſten ein Kind des Satans nennen.
Ja, ja, du biſt ein Mann, der böſe Dinge treibt,
Und der — o Freveltat! verliebte Lieder ſchreibt.
Jedoch Tartüff iſt fromm; er darf uns ſtrafend richten,
Der mehr in Proſa lügt, als Reimer in Gedichten.
Auch Nomentan iſt fromm — Was? Er, der Böſewicht,
Der trinkt, nach Dirnen läuft? — Ja, er beſingt ſie nicht.
Doch Hagedorn und Gleim, die niedrer Wolluſt dienen,
Die ſind nicht ſchätzbarer, als Lais oder Phrynen.
So griff die Heucheley, ſo griff der Schmähſucht Zahn
Und Bavens Tadelſucht vielleicht Horazen an.
Doch, Freund, ſoll Tadelſucht der Dichter Geiſt beſiegen?
Raubt uns des Pöbels Wahn ſo Freyheit als Vergnügen?

Nein, nicht des Volkes Mund, das Herz macht Weiſe groß:
Dieß ſpricht den Sokrates, troß aller Anklag, los.
Dieß ſoll uns tröſten! — Was? hat nicht die Dichtkunſt Waffen,
Wenn man ſie tadeln will, die Thoren zu beſtrafen?
Nein, nein, ich ſag es nicht dem plauderhaften Rohr,
Wie jener Stümper that, in öden Wüſten vor.
Ich will es überall vor allem Volke ſagen,
Daß Stentor, daß Anit des Midas Hauptſchmuck tragen.
O warum hab ich nicht den komiſchfeinen Geiſt,
Den auch die Nachwelt noch an Molieren preiſt!
O dächt ich wie Voltair! o ſchrieb ich wie Racine!
Alsdenn erwählt ich mir zum Predigtſtuhl die Bühne.
Dich, o mein Vaterland, lüd ich zum Ziſchen ein;
Und wann ein Richter fehlt, — der mag die Nachwelt ſeyn.

Erhebe dich, o Freund, mit dichtriſchem Gefieder!
Sieh ſtolz vom Helicon auf deine Tadler nieder!
Einſt ſang die Nachtigall; der Uhu war nicht weit,
Und ſprach: dein künſtlich Lied reizt nur zur Weichlichkeit.
Der Schäfer hört dein Lied: entzückt von deinen Tönen,
Sinkt er ganz ſchmachtend hin, im Arm von ſeiner Schönen,
Und küßt ſie feuriger. Mich hört um Mitternacht
Der Weiſe, der allein bey ſpäter Lampe wacht.
Mein Lied tönt furchtbar ſchön, und mehrt der Mächte Schrecken,
Zu ſchwermuthvollem Ernſt den hohen Geiſt zu wecken.

Quäl

Quäl ich auch gleich ſein Ohr; dieß Quälen beſſert ihn;
Und folglich iſt mein Lied dem deinen vorzuziehn.
O gründlicher Beweis! die Rauhigkeit der Kehle
Macht bey dir dein Verdienſt! antwortet Philomele.
Dir gönn ich dieß Verdienſt; mir gönne meine Ruh:
Wenn du mich gleich nicht hörſt, der ganze Hayn hört zu.
Vergnügt durch die Natur, beweg ich wahre Weiſen,
Den Vater der Natur unſchuldig froh zu preiſen.

Wer nicht die Dichtkunſt kennt, ſchimpft oft aus Eigenſinn;
Die Macht des Vorurtheils reißt auch den Frommen hin:
Und wer die Dichtkunſt kennt, wer ſelbſt als Dichter ſinget,
Glaubt oft, der Ruhm ſey ſein, um den er andre bringet.

Günthers Schatten.

Schon warf der stille Mond mit ruhig blassem Scheine
Sein melancholisch Licht auf schauervolle Hayne;
Es schwieg die Welt; der Thau sank langsam auf die Flur,
Und kühlte mit dem West die schlummernde Natur:
Noch wacht ich; heitrer Nacht nachdenkend heilig Schweigen
Kann den entbundnen Geist in seiner Größe zeigen,
Wenn der ermüdte Thor, von Lärm und Wollust satt,
Kaum fühlt, daß er noch ist und eine Seele hat.
Noch wacht ich; die Critik, die Freundinn wahrer Dichter,
Beschäfftigte den Sinn. Stolz warf ich mich zum Richter
Verfloßner Zeiten auf. Mir schien ein Günther klein;
Mir schien sein niedrig Lied nur fehlerhaft zu seyn:
Als mich ein leichter Schlaf mit stiller Macht besiegte
Und die Gedanken sanft in Phantaseyen wiegte.
Auf einmal weckte mich ein wild Erstaunen auf:
Das Herz schlug heftiger, erhitzt vom schnellen Lauf
Des wallenden Geblüts: ich sank erschrocken nieder:
Ein kalter Schauer drang durch alle meine Glieder;
Und mein erstarrter Blick sah Günthers Schatten stehn,
In blasser Majestät, ernst, furchtbar, und doch schön.
Aus seinen Augen glänzt ein ruhig hohes Feuer:
Noch hieng an seiner Hand die oftbethränte Leyer;

Und

Und ein Cypreſſenzweig war in der linken Hand;
Zu ſeinen Füßen floß ein blendendes Gewand.

O Jüngling, der zur Bahn des deutſchen Pindus gehet,
Und ſich, das kühne Lied zu tadeln, unterſtehet,
Das ich, das Günther oft, entfernt von Kunſt und Zwang,
Berauſcht von frohem Wein und freyer Liebe, ſang;
O tadle mich nicht mehr! Du kannſt nicht Günther werden:
Ich könnte — — — ſeyn. Verführung und Beſchwerden
Verderbten mein Genie; gieb alle Schuld der Zeit,
Den Sitten unſrer Welt, des Vaters Strengigkeit.
Auch dir hat die Natur den feurgen Geiſt gegeben,
Der mich entzündet, frey und ungezähmt zu leben.
Daß dich nicht gleicher Trieb in gleiche Noth gebracht,
Iſt Auferziehung Schuld, Zeit und der Vorſicht Macht;
Nicht eigenes Verdienſt. O dank dem ewgen Weſen,
Das dich zu weiſer Ruh, und mich zum Schmerz erleſen.
Bey einem ſtillen Hayn, den euch Virgil beſchrieb,
Wohin die Frömmigkeit den Sohn Anchiſens trieb;
Bey einem ſtillen Hayn, den zärtlich edle Seelen
Zum finſtern Aufenthalt verliebter Klagen wählen;
Wo Dido noch betrübt in Myrtenwäldern irrt;
Wo noch der Sappho Lied nach ihrem Phaon girrt;
Wo Procris durch die Nacht von ſchattenvollen Haynen
Den liebſten Jüngling ſucht; wo Thysbe, ſtill zu weinen,
Sich in die Büſche ſchleicht; kurz, wo der Chor itzt wohnt,
Den ſtrenger Liebe Gluth mit bitterm Schmerz gelohnt;

Die Seelen, die auch itzt nicht Lieb und Schmerz vergeſſen:
Dort liegt ein andrer Wald von Lorbern und Cypreſſen.
In dieſem irrt erblaßt der Dichter traurge Schaar,
Die ſonſt ein Spiel von Glück und Scherz und Liebe war.
Theils ſchweifen dort umher, verſenkt in heilgen Träumen,
Bald über ödes Feld, bald unter hohen Bäumen.
Es fließt ein ſeichter Fluß ſtill und betrübt vorbey:
Sein leiſes Murmeln nährt Ernſt und Melancholey.
Und theils verſammlen ſich, um die gefühlten Plagen,
Durch Trieb und Glück vereint, einander vorzuſagen.
In traurger Hoheit hört der Chor der Seelen zu:
Ihr Glück iſt Zärtlichkeit, ihr ganz Gefühl iſt Ruh.
Dort kann des Orpheus Lied in ſanften Harmonien
Nicht Felſen, aber doch noch Thränen, an ſich ziehen.
Selbſt blaſſer Schatten Ruh empfindet ſeine Qual.
Er ruft, Euridice! es ſchallt das dunkle Thal,
Euridice! zurück. Nicht mehr verfolgt von Schönen,
Seufzt er: der ganze Chor, mit murmelnd leiſen Tönen,
Seufzt nach, Euridice! — Vom prächtgen Rom verbannt,
Weint Naſo dorten noch nach Lieb und Vaterland:
Wir alle weinen mit, wenn wir in ſtillen Chören
Sein klagenvolles Lied, uns ſelbſt bedauernd, hören.
Aus jeder Gegend iſt ein Chor von Dichtern da,
Die zürnendes Geſchick zum Opfer ſich erſah.
Mazias * ſeufzet dort und fühlt die vorgen Triebe:
Dort trauret noch zugleich ſein Lied und ſeine Liebe.

Kein

* Mazias, ein ſpaniſcher Poet, der wegen ſeiner Liebe und ſeines unglücklichen Endes berühmt iſt. S. Journal etranger, Fevrier 1755. p. 64.

Kein Herz iſt, das ſo treu, ſo ſtark, ſo zärtlich liebt,
Als der, dem ſein Geſchick den Trieb zur Dichtkunſt giebt.
Der Muſen ſanfte Gluth erweichet Herz und Sitten.
Nie hat ein großer Geiſt der Liebe Macht beſtritten:
Der hat ein niedrig Herz, der ihren Trieb nicht kennt,
Und, der Natur entwohnt, Empfinden Schwachheit nennt.
Auch Spencer * klagt mit uns; die ſchattenvollen Gründe
Empfinden, wenn er ſingt, und ſeufzen Roſalinde!
Umſonſt ſucht er ſein Glück: gelehrter Stutzer Chor
Zog ſyſtematiſch klug ihm einen Stutzer vor.
Die Weisheit lehrt ihm drauf das ſtolze Glück verachten:
Doch mußte bald ſein Herz von Roſalinden ſchmachten.
Durch reine Liebe wird der Dichter Herz erhöht:
Er liebte, doch umſonſt; er ſeufzte, doch verſchmäht.
Er ſang, man hört' ihn nicht; der Jugend heitre Blüthe,
Der ſchönſten Bildung Reiz, das redlichſte Gemüthe,
Dieß alles wird verſchmäht. Apollo liebte ſo;
Der Lorber blieb zurück und ſeine Daphne floh.
Wer weiß, ob ungerührt von dichtriſch ſanften Tönen,
Von wahrer Zärtlichkeit, von jugendlichen Thränen,
Die ſpröde Schöne nicht, verewigt durch ſein Lied,
Da ſie dem Trieb entfloh, der ihm im Herzen glüht,
Da ſie das zärtlichſte, das beſte Herz betrübte,
Sich ſelbſt, verführt, vergaß und einen Gecken liebte,
Der plump und ungeſtalt, voll Stolz und Unverſtand,
Von ungefähr den Weg zu ihrem Herzen fand.

* Von Spencern ſ. Journal etranger, Maj 1755. p. 172.

Am Hof will Spencer dann den Wohnplatz sich erlesen:
Wann ist ein großer Geist bey Hof geschätzt gewesen?
Ob Sidney gleich ihn schätzt, obgleich ihn Esser liebt;
Klugseyn ist ein Versehn, das man nicht leicht vergiebt.
Cecil wird bald sein Feind. Sich tugendhaft zu zeigen,
Macht stets bey Hof verhaßt. Doch laß mich von ihm schweigen
Und frag nicht nach dem Glück, das ihm sein Lied erwarb:
Die Nachwelt les' es nicht, daß Spencer Hungers starb.
Doch kaum war er erblaßt, so seufzten selbst die Thoren:
Wie viel hat Engeland mit Spencers Geist verloren!
Ein Grabmaal baut man ihm, das sich der Zeit entreißt,
Und schreibt darauf: Hier ruht der Britten größter Geist.
Der hohe Tasso sucht in den belaubten Haynen
Den zärtlichen Petrarch, um still mit ihm zu weinen.
Dieß ist der Dichter Lohn, die Frucht von ihrer Müh:
Man ehrt sie nach dem Tod, und lebend haßt man Sie.
Was soll ich von mir selbst und deinem K — sagen?
Nicht wir, nein, Deutschland war am meisten zu beklagen.
Wenn du mich tadeln willst, so denk an mein Geschick
Und an die Grabschrift erst, * die ich gewählt, zurück.
„Hier ruht ein Schlesier, weil Lieb und Glück nicht wollte,
„Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
„O! Pilgrim, lies geschwind und wandre deine Bahn;
„Sonst steckt dich noch sein Staub mit Lieb und Unglück an.
Im stillen Myrthen-Hayn, kann sich nunmehr mein Schatten,
Frey von der Menschheit Qual, mit Flemmings Geiste gatten.

Ich

* S. Günthers Gedichte p. 771.

Ich kam, um dich zu sehn, zur Oberwelt zurück:
O Jüngling, traue nicht dem unbeständgen Glück!
Auch du wirst einst vielleicht still und verlassen weinen:
Vielleicht erblick ich dich in unsern stillen Haynen,
Wenn dich ein früher Tod, der Thoren furchtbar scheint,
Der wahre Weisen lohnt, mit unsrer Schaar vereint.
Des Glückes Lächeln kann ein edles Herz nicht blenden:
Die Jugend blüht bey dir, Sie würdig anzuwenden.
Sey deiner Mühe Zweck. Gieb mit gesetztem Sinn,
Wann es das Glück befiehlt, was es gegeben, hin.
Vergebens hoffest du, vom Unglück frey zu bleiben:
Kannst du noch reizender, als ich und Tasso, schreiben?
Hast du noch mehr Verdienst, als Spencer? murre nicht,
Wenn dich sein Unglück trifft! Thu, gleich ihm, deine Pflicht.
Denk nicht, wo Unruh wohnt, ein wahres Glück zu finden;
Und wenn dich Chloe flieht, so denk an Rosalinden.
Die Vorsicht bleibt gerecht, und ist drum nicht ergrimmt,
Wenn sie dem Weisen gleich geringe Güter nimmt.
Ihm hat sie mehr, als nur, was Thoren reizt, gegeben:
Sie gab ihm froh zu seyn und tugendhaft zu leben.
Ihr Dichter, deren Lied erhabne Herzen rührt,
Das Laster kühn bestraft, durch Scherz zur Weisheit führt!
Zürnt nicht, wenn wider euch sich Neid und Glück vereinen:
Die Ruh erwartet euch in unsern Myrthenhaynen.
Seyd mir an Redlichkeit, doch nicht an Fehlern, gleich;
Ihr richtet über mich; die Nachwelt richtet euch.
Lernt andre gütiger, euch selber strenger richten:
Glaubt ja nicht allzufrüh, die goldne Zeit im Dichten

Sey ſchon in Deutſchland da. Zwar itzt ſtimm ich mit ein:
Weil Preußens Friedrich lebt, kann ſie nicht ferne ſeyn.
Flieht jenen falſchen Witz, der ſpäte Römer ſchwächte,
Der Frankreich halb regiert, und euch beherrſchen möchte.
Sucht Witz und Schönheit nicht auf allzuſteiler Spur:
Wollt ihr erhaben ſey, ſo folget der Natur.
Nichts iſt erhabener! O Jüngling, meine Lehren
Sind nicht allein für dich; ganz Deutſchland ſoll ſie hören.
Was dir mein Mund entdeckt, ſchreib deinem Vaterland:
Im Hayn erwart ich dich!

So ſprach er: und verſchwand.

An Herrn K**.

So klagt mein K.. auch? Auch er iſt unzufrieden?
Er, dem der Vorſicht Huld, was glücklich macht, beſchieden.
Verſtand und Redlichkeit? Ein wahrer Menſchenfreund
Bleibt weiſe, wenn er lacht, und heiter, wenn er weint.
Freund, der Geſichtspunct bloß, von dem man auf ſie blicket,
Macht andre Sterbliche beglückt und unbeglücket.
Der hohe Neuton drang in ew'ger Weisheit Rath,
Und fand, daß an ſich ſelbſt kein Weſen Farben hat:
Bloß von der Sonnen Licht, nachdem es auf ihn ſtrahlet,
Wird jeder Gegenſtand verändert und bemahlet.
So iſt der Menſchheit Glück: auf unſern eignen Wahn
Kömmt Hoheit, Niedrigkeit, Glück oder Unglück an.
Der Erdball ſelbſt, ein Platz voll wandelbarer Scenen,
Von Lächeln ohne Luſt, von bald vergeßnen Thränen,
Von leicht ertraumtem Glück, von ſelbſt erfundner Pein,
Iſt geographiſch groß und aſtronomiſch klein.
Der Sterbliche, gewohnt ſich ſelbſten hoch zu achten,
Wird alles, und ſich ſelbſt, einſeitig nur betrachten:
So wie der Criticus ein Werk parteyiſch lieſt,
Und jeden Dichter ſchimpft, der nicht ſein Schüler iſt.
Dich rührt der Dichtkunſt Macht: Criſpin wird anders richten:
Der findet kein Genie an Hagedorns Gedichten,
lacht,

Lacht, wenn Zaire weint, und bleibt empfindungslos;
Dem heißt Barboſa nur und Nevizanus groß.
Dem hüpfenden Geſchöpf, das unſre Schönen ſchätzen,
Dem Tanzai, den nur Spiel und Tanz und Wein ergötzen,
Wenn er in Opern läuft, ermüdt von Tanz und Spiel,
Wird Du Pre größer ſeyn, als Milton und Virgil.
Indeſſen wird Gargil, den Schätze ſparſam machen,
Den Du Pre, den Virgil, den Nevizan verlachen:
Ihm heißt nur Pinto groß. Dieß iſt der Zweck der Müh
Ruhmgeizger Sterblicher! Zwey Thoren loben ſie,
Weil ſie zehn andre ſchmähn. Das Glück iſt, wie die Ehre,
Einbildung — Jeder Menſch hat ſeine Sittenlehre,
Die er ſich ſelbſt erdenkt, und bildet ſtolz ſich ein,
Fromm, klug — nur nach Verdienſt nicht glücklich gnug zu ſeyn.
Ein kleiner Fehler kann die Frommheit nicht vernichten;
Denn den verzeiht man ſich. Wenn wir den Nachbar richten,
Dann findt ein ſtrenger Recht und andre Regel Statt,
Weil der faſt allzeit Glück mehr, als Verdienſte, hat.
Warum will das Geſchick dem Menſchen nicht erlauben,
Der ſtets ſich weiſe glaubt, ſich auch beglückt zu glauben?
Ach! der entflieht ſich ſtets, ſucht ſtets ſich zu zerſtreun,
Fühlt murrend ſeinen Schmerz und ſieht ſein Glück nicht ein.
O würde dem Sejan zum Denken Zeit gelaſſen!
Itzt fliehet er ſich bloß; dann würd' er gar ſich haſſen.
Sein eigner Freund zu ſeyn, iſt jedem nicht erlaubt:
Sejan findt nicht die Ruh, die er doch andern raubt.

Sein

Sein kummervolles Herz betäubet ſich nicht immer:
Was hilft ihm Macht und Gold, was der Juwelen Schimmer;
Wann dieſes einſt erwacht und ſtärker ſchlagend ſpricht,
Obs gleich die Welt nicht hört: Erzittre, Böſewicht?
Auch da noch, wenn das Volk ihn einen Helden nennet,
Ihm zujauchzt, ihn verehrt, und ihn zu ſehen rennet,
Haßt er ſich: Nur hierinn iſt noch Sejan gerecht,
Bey Knechten königlich, bey Königen ein Knecht.
Die Unruh wird ſein Glück, die Quelle der Beſchwerden,
Die Sterblichen verbeut, fromm und geſetzt zu werden.
Aus Unruh arbeitſam ermüdet ſich Cecil:
Bloß um ſich ſelbſt zu fliehn, lieſt er und ſchreibt ſo viel.
Aus Unruh, die ſchon oft der Künſte Trieb geweſen,
Lernt mancher Stutzer nähn, und manche Schöne leſen.
Vergebens iſt die Müh, vergebens Schlaf und Wein;
Sie ſiegt: nie lernt ein Thor die Kunſt, allein zu ſeyn.
Der ſtille Weiſe nur, der ſeinen Werth empfindet,
Wenn er ſein Herz erforſcht und es erhaben findet,
Kann wirklich ruhig ſeyn. In ſüßer Einſamkeit,
Wo kein unnützer Fleiß ihn außer ſich zerſtreut,
Wo kein verwirrter Stoß unſinnger Folianten
Von ämſ'ger Thoren Hand, die nie die Wahrheit kannten,
Die edeln Stunden raubt. Er lacht der Stümper Wahn,
Und zündet den Toback mit Stentors Reimen an.
Ja, dieß ſcheint mir ein Glück! doch ſo wird Mops nicht denken,
Der ſich voll Ruhmbegier zu ſeinen Ruderbänken,

Zu prächtgen Höfen drängt. Dorthin wend einen Blick!
Sieh, alles ſchimmert dort! Vielleicht wohnt dort das Glück.
Komm nicht dem Glanz zu nah, er möchte ſonſt verſchwinden;
Wo nicht die Ruhe wohnt, war nie das Glück zu finden.
Was fühlt ein Fürſt für Glück, das nicht auch dieſer fühlt,
Der in dem Trauerſpiel des Königs Rolle ſpielt?
Der Pobel gafft ihn an, den Schmink und Kleid betrügen;
Der Held ſelbſt hat die Müh, wer zuſieht das Vergnügen.
Stets iſt die Rolle ſchwer: Wie mancher ſpielt ſie ſchlecht!
Und auch der Beſte ſpielt nie dem Parterre recht.
Der Thor pfeift überlaut: doch der vergnügte Weiſe
Schweigt ſtill, ſieht lächelnd zu, klatſcht oder pfeift ganz leiſe.
Ja, ſchimmernd Glück iſt Wahn! Doch iſt auch dieß genug?
Iſt denn ein jedes Glück der Sterblichen Betrug?
Nein, Freund, es iſt ein Glück! Doch kannſt du dich beklagen,
Daß Welt und Vorſicht dir dieß ſeltne Glück verſagen?
Nein, beyde geben dirs in vollem Maße zu:
Und was iſt dieſes Glück? Verſtand und Seelenruh.
Auch von den Freunden fern, die noch in Anſpachs Mauren
Zerſtreut und unbekannt um ihren K... trauren,
Kann K... glücklich ſeyn. Für ein erhabnes Herz
Iſt in den Thränen ſelbſt mehr Wolluſt noch, als Schmerz,
Die Zärtlichkeit erpreßt die ſtille Schwermuth nähret,
Die Freundinn weiſer Ruh, die Menſchen fühlen lehret.
O Einſamkeit! O Glück, das nur der Weiſe kennt,
Vor der der Thor ſich ſcheut, die Tanzai traurig nennt!
Du biſt der Weiſen Wunſch! Stolz auf der Wahrheit Lehre,
Flieht er das falſche Glück, und lacht der falſchen Ehre.

Hör

Hör eine Fabel an! die heitre Weisheit liebt
Ein flüchtiges Gewand, das man der Wahrheit giebt.
Die Thorheit fand einmal das Glücke schlummernd liegen,
Und stahl ihr, theils aus Scherz, und theils uns zu betrügen,
So Füllhorn, als Gewand, und dem erwachten Glück
Blieb bloß der Thorheit Kleid und Scham und Schmerz zurück.
Es zog es traurig an: noch schleicht das Glück vergessen
Und ungefehr herum; die Thorheit lärmt indessen,
Auf fremde Kleider stolz. Seitdem sieht auch der Wahn
Die Thorheit für das Glück, das Glück für Thorheit an.
Man flieht vor wahrem Glück, und in den meisten Fällen
Vertheilt die Thorheit Ruhm, Macht, Reichthum, Ehrenstellen;
Was nur ihr Füllhorn hat, wirft sie den Thoren zu:
Nur eines kann sie nicht den Thoren geben .. Ruh.
Gewohnt den wahren Witz und das Verdienst zu hassen,
Sucht sie den Gecken auf: Der Weise bleibt verlassen,
Weil er das wahre Glück allein erkennt und liebt,
Dem das verführte Volk den Namen Thorheit giebt.

Am Tage meiner Geburt *.

Herr, was iſt das Leben der Menſchen, und was ſind ſeine Jahre! Sie flieſſen dahin, wie ein Bach, und rieſeln hinweg, wie eine Quelle, und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Die Hälfte meiner Laufbahn iſt vielleicht vollendet — vielleicht bin ich näher beym Ziele, als es ſcheint. Herr, kröne mich, wenn ich meinen Lauf vollendet habe! Sprich zu meiner Seele: Fahre hin in Frieden! Sprich zu der irdiſchen Hütte: Ruhe ſanft in dem Schooße, aus dem du entſprungen! Herr! nimm meine Seele auf zu dir!

Zum fünf und zwanzigſten male geht mir die Sonne auf. O Herr, was war ich, ehe du mich aus der Tiefe der ewigen Nacht in das Leben hervor gerufen? Was war ich vor fünf und zwanzig flüchtig verſchwundenen Jahren? Was werde ich in fünf und zwanzig Jahren ſeyn? Werde ich noch den Funken von deinem Glanze, die irdiſche Sonne, betrachten? oder werden meine Gebeine verſammlet bey der Aſche meiner Väter ruhen? Ich werde nicht ſterben — der Geiſt, der in mir denket, wird leben, und des Herrn Werke verkündigen, wenn auch die Glieder vermorſcht ſind.

Ich

* Dieſe erhabene Proſe wird an dieſem Orte dem Leſer nicht unangenehm ſeyn.

Ich werde leben, aber wie? — O Vater aller erſchaffenen Weſen! erbarme dich deines Geſchöpfs! Du ſprachſt zu mir: Werde; und ich wurde. Meine Augen eröffneten ſich zum irdiſchen Lichte. Noch unreif zu gedenken, erkannte meine Seele ihren Schöpfer noch nicht. Ungewohnt, zu ſeyn, begrüßte ich die Welt mit Thränen. Ich wurde ein Menſch, Herr, und bethete dich an.

Leichtſinnige Jahre der Jugend! wie ſchnell ſeyd ihr verſchwunden! Wie wenig Augenblicke floſſen würdig in die Ewigkeit! Wie viel verſchwendete Stunden werden mich anklagen? Herr, wenn du mich vor Gericht ziehen willſt, ſo werden meine Gebeine zittern, und meine Lippen werden verſtummen.

Ich habe geſündiget, o Herr! Die Seele, zu höhern Geſchäfften beſtimmt, erniedrigte ſich, und verleugnete ihren Urſprung. Gefangen von niedrigen Lüſten, vom Gepränge der Welt betäubt, von der verführenden Stimme der Wolluſt gelockt, verlebte ich fergiete Tage. Du erſchufſt mich zum Engel, und ich erniedrigte mich zum Staube. Herr, du kennſt mein Herz; bilde es nach deinem Gefallen! Entreiß meine Seele den Irrthümern und meine Sinnen der Verblendung! Mein Geiſt verehret dich, ewiges, allmächtiges Weſen! Er fühlet ſeine Schwachheit, verabſcheuet die Sünde, ſündiget, zittert, empfindet Reue, ſündiget wieder und bethet dich an.

O Herr, entreiß mich dem Verderben! deine Gnade ſey mächtig in meiner Schwachheit! Herr, ich will dir danken, ſo lange ich noch hier bin, und meine Lippen ſollen dich preiſen, bis ſie der Tod ſchließt. Du beſchützeteſt dein undankbares Geſchöpf vor Unglücke; Du ſtärketeſt mich in meinen Geſchäfften; durch deinen Geiſt geführt, ſtrebete ich dennoch, meinen Nebenmenſchen zu nutzen, und was ich Gutes gethan habe, (wenn ich etwas gethan habe,) kömmt von dir. Du biſt heilig, o Gott, und ich bin ein verworfener Sünder.

Gottmenſch, Verſöhner, erbarme dich mein! vergieb, ewiger Vater, die Sünden meiner Jugend! leite mich, o Herr, ſo werde ich nicht irren; leite mich zu deiner Wahrheit! Soll ich noch länger hier wohnen, Herr, ſo heilige mich! Gieb, daß ich mein Leben dir und meinem Nächſten weihe.

Laß mich nicht den Spott der Gottloſen fürchten, noch den Hohn der Hoffärtigen. Entreiß meine Seele den Stricken des Verführers. Laß mich mit dem Munde bekennen, und im Herzen empfinden, du ſeyſt der Herr, und kein wahres Glück ſey außer dir. Gieb Stärke zu meinen Geſchäfften, erleuchte meinen Verſtand, erhebe mein Herz, daß es begierig werde, nicht der Welt, ſondern dir, gefällig zu werden. Gieb mir die Ruhe, Herr, die Ruhe, die Begleiterinn der wahren Tugend. Kann Betrübniß und

leiden mein Herz beſſern, Herr, ſo gieb mir auch meinen Theil an Kummer und Schmerzen. Du wirſt deinem Kinde keine Laſt auflegen, die es nicht ertragen kann.

Gieb mir nicht den irdiſchen Reichthum, der die Seele erniedriget, und den die blaſſe Sorge bewachet. Laß mich reich ſeyn an guten Handlungen. Gieb mir nur ſo viel, daß mein Herz nicht von Sorgen der Nahrung eingenommen, ſeines höhern Endzweckes vergißt. Willſt du mir irdiſche Schätze verleihen, Herr! ſo gieb mir Verſtand und Willen, ſie wohl anzuwenden.

Die weltliche Ehre ſey nicht mein Wunſch; und der Verfall der Welt ſey nicht meine Sorge. Aber, o Herr, laß mich nicht zu Schanden werden vor dem Volke! Mein Gerücht ſey unbefleckt, und mein Name ſey nicht der Spott der Verläumder. Wenn ich einſt liege und ſchlafe in Frieden, ſo laß mein Andenken einigen ſtillen redlichen Herzen werth ſeyn. Kein Fluch und keine Läſterung beſchwere meine Grube.

Gieb mir den ſüßeſten Troſt des menſchlichen Lebens, wahre Freude. Segne meine Geliebten: ſie ſind dein, und verehren deinen Namen. Segne meine Vaterſtadt! Segne uns, Herr, ſo ſind wir geſegnet!

Laß meine Seele in Friede fahren zu ſeiner Zeit! Laß mich bey meinem Ende, getröſtet durch dein Wort, geſtärket durch den Glauben, geheiliget durch deine Gnade, aus der Welt ſcheiden. Kein Bild des Schreckens erſcheine vor meinen brechenden Augen; keine begangene Miſſethat ängſtige meine Seele; kein irdiſcher Wunſch halte meine Seele zurück. Laß mich getroſt, durch das Verdienſt deines ewigen Sohnes, in das Reich der Ewigkeit treten. Segne mich in meiner letzten Stunde! Mein Ende ſey wie das Ende der Gerechten.

Ewig Lob und Preis und Ehre ſey dir, ewiger Vater! Verſöhnender Sohn des Ewigen, Meßias, dein Name ſey geheiliget! Geiſt! dir ſey ewig Lob und Preis!

Oden und Lieder.

Erstes Buch.

Oden und Lieder.

Erſtes Buch.

Lob der Gottheit.

arf eine ſterbliche, noch ungeweihte Leyer
Sich in die Harmonie zu miſchen unterſtehn,
Womit die Sphären dich erhöhn:
So gieb ihr ungewohntes Feuer!

Dir, Schöpfer! ſingt mein Lied; dich preiſen meine Zähren,
Erpreßt von Luſt, erpreßt von Dankbarkeit!
Mein Lied trotzt der Vergeſſenheit:
Denn es ertönt zu Gottes Ehren.

Geiſt! den man überall in ſeinen Werken findet
Und nie begreift, erblicket oder kennt,
Den jede Gegend anders nennt,
Und den kein Sterblicher ergründet;

Wie groß biſt du, ſelbſt da wir dich nicht kennen!
Der iſt kein Gott, den Staub begreifen kann:
Der Menſchen allzuſtolzer Wahn
Kann dich nicht denken, will dich nennen.

Du rufſt dem Frühling zu; er kömmt, und junge Freuden
Umtanzen ihn vergnügt; es lächelt die Natur:
Der Weſt ſtreicht ſchmeichelnd durch die Flur,
Und kühlet die erhitzten Weyden.

Es neigen ſich vor dir der Blumen bunte Heere;
Das ſtille Veilchen preiſt des Schöpfers gütge Macht.
Vergnügte Stille füllt die Nacht,
Und herrſcht auf dem entſchlafnen Meere.

Du willſt, und ſehen, ſehen zürnt der Sturm von ferne,
Und miſchet mit Geräuſch der Wellen trübes Grün.
Der Tag entweicht, die Weſte fliehn,
Und Blitze leuchten ſtatt der Sterne.

Ein ſtürmſcher Nord durchbrauſt die traurigen Gefilde;
Der Wandrer, ſchauervoll, erſchrocken und allein,
Sucht Höhlen im betrübten Hayn,
Dem Aufenthalt vom ſcheuen Wilde.

Langſam entwurzelt ſinkt mit drohend ſchwerem Falle
Der Eichbaum furchtbar hin, der ſeit der Sündfluth ſtand:
Er ſinkt, ſein Fall erſchreckt das Land;
Es donnern ferne Wiederhalle.

Ich ſeh bey ſtiller Nacht viel tauſend Welten ſchimmern;
Vielleicht ſind ſie bewohnt vom menſchlichen Geſchlecht,
Das deiner Vorſicht Hand gerecht
Beſtimmt zu beſſern oder ſchlimmern.

Wie viele rollen noch! Wie viele ſind vergangen,
Durch deinen mächtgen Wink im Augenblick zerſtört!
O Herr! wie lebt der Menſch bethört,
Getäuſcht vom Kummer und Verlangen!

Auch dieſer Ball wird einſt durch deinen Wink vergehen:
Dann kömmt im Siegsgepräng der Richter unſrer Welt.
Ihr, die das Grab umſchloſſen hält,
Ihr Todten, eilet, aufzuſtehen!

Es kömmt der ewge Tag, der Zweck von allen Tagen,
Der Tag, um den die Welt erſchaffen worden iſt;
Dann ſchweigt der Frevler Stolz und Liſt;
Dann ſchweigt der Frommen heilges Klagen.

Dann, Schöpfer! will ich dich mit beſſern Liedern ſingen;
Dann dien ich dir verklärt in deinem neuen Reich!
Ihr Stunden! o beflügelt euch,
Und eilt, mich bald dahin zu bringen!

Ihr Engel! ließt euch ſonſt zum Erdball freundlich nieder:
Erhebet meinen Geiſt und reißet ihn von hier.
O! ſingt der Gottheit Lob mit mir,
Lehrt meine Lippen eure Lieder!

Empfindungen über die göttlichen Wohlthaten.

Es ſteiget, Gott, dein Lob von allen Creaturen
Zu deinen Himmeln in die Höh;
Die Wälder loben dich; es blühen dir die Fluren,
Und rauſchend ehret dich die See.

O Schöpfer! um dein Lob nach Würden zu erzählen,
Denkt auch kein Seraph tief genug.
Es preiſen dich von dir geſchaffne Seelen,
Mit jedem regen Athemzug.

Von deiner Gnade voll, blühn jugendliche Haynt,
Mit Luſt, wie Eden ſonſt, erfüllt.
Noch iſt das Paradies! Doch ach! Der Menſch alleine
Iſt nicht mehr Gottes Ebenbild.

Ein ſträflich Volk und eine Welt von Sünden
Reizt deinen Zorn: Du biſt gerecht.
Wer kann dich fliehn! wo wirſt du Hülfe finden,
Verführet unſeliges Geſchlecht?

Von eitlem Stolz lebt ſchlummernd und betäubet
Die ſichre Welt von dir getrennt.
Ach! alles muß vergehn: Der Herr alleine bleibet,
Der Herr, der unſre Herzen kennt.

Wo soll ich hin, o Gott? wer wird mich schützen?
Und was ist mein verdienter Lohn?
Ich sehe schon den Himmel schlängelnd blitzen:
Von fernem rollt der Donner schon.

Doch nicht der Strafe Furcht kann mich allein erschrecken:
Mein eignes Herz erschrecket mich.
O könnt ich mich, o Herr, mir selbst verstecken!
Wie groß bist du, wie strafbar ich!

Den Gott, der mich vom Anfang her geliebet,
Mir einen Geist, der denket, eingehaucht,
Den ewgen Gott, den Herrn hab ich betrübet,
Und seine Gaben nur misbraucht.

Und ihr, unsterbliche unsichtbare Begleiter,
Die unsern Blicken nie erscheint,
Ihr seht mich! eure Stirn ist nicht mehr himmlisch heiter;
Weil ihr mitleidend mich beweint.

Herr, schlage zu! du kannst mich heftig strafen;
Doch mehr, als ich verdiene, nicht;
Doch schonst du noch, und deine Blitze schlafen,
Und rufen mich nicht vors Gericht.

Was für ein Blick erschüttert meine Seele?
Ist schon des Erdballs Ende da?
Was, ich? welches Licht durchstrahlt die öde Höhle?
O Gott! Meßias! Golgatha!

Den ich erzürnt, den ſeh ich für mich leiden!
Gott als ein Menſch, der Schöpfer todt!
Er will für mich am heiligen Kreuz verſcheiden;
Er leidet das, was mir gebroht.

Welch Wunderwerk! welch heiliges Entzücken!
Und welch Geheimniß zeiget ſich!
Nun bin ich frey! die Sünden, die mich drücken,
Meſſias! nimmſt du nun auf dich.

O warum kann ich nicht auch für dich ſterben,
Der du für mich geſtorben biſt!
Nein, Sterblicher! willſt du dir Heil erwerben,
So glaub an ihn, leb als ein Chriſt.

Abend-Andacht.

Herr, es geſchehe dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh:
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.
Vergieb der Schwachheit Sünden,
Verſchon mit Zorn und Straf.
Laß mich bereitet finden
Zum Tode, wie zum Schlaf.

Laß, fern von Schreckenbildern
Und wilder Phantaſey,
Die Seele ſich nichts ſchildern,
Was ihrer unwerth ſey!
Laß frey von eitlen Sorgen
Mich wieder auferſtehn,
Und auf den Kampfplatz morgen
Mit neuen Kräften gehn.

Doch,

Doch, wenn mit feſtem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Freuden, ſammt dem Kummer,
Ein ſchnelles Ende macht;
Herr, ſtärk mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht.
Mein Gott wird mich erwecken;
Ein Schlaf nur iſt mein Tod.

Dein Heil hab ich geſehen;
In Frieden fahr ich hin,
Weil ich, beym Auferſtehen,
In deinem Reiche bin.
Wohl dem, der bis ans Ende
Sich als ein Chriſt erweiſt!
Mein Gott, in deine Hände
Befehl ich meinen Geiſt!

Lob Gottes.

Herr, der du alle Welten lenkeſt!
Was ſind wir, daß du unſer denkeſt?
Unſterblich, doch des Todes Raub,
Sind wir, halb Engel und halb Staub:
Was ſind wir, daß du unſer denkeſt?

Du führeſt uns aus des Todes Höhle:
Lobſing dem Herren, meine Seele!
Gott nahm der Menſchen Schuld auf ſich;
Er lebte, litt und ſtarb für mich:
Lobſing dem Herren, meine Seele!

Herr, laß dein Wort mich unterweiſen;
In Ewigkeit will ich dich preiſen!
Herr, führe mich auf rechter Bahn,
Nimm meinen Geiſt zu Gnaden an;
In Ewigkeit will ich dich preiſen.

Ich bath, und Gott hat mich erhöret;
In Freude ward mein Schmerz verkehret.
Wann Hoffnung, Treſt und Rath gebriche,
Verläßt doch Gott die Seinen nicht:
In Freude wird mein Schmerz verkehret.

Vergieb, wenn ich aus Schwachheit fehle:
Herr, dich erhebet meine Seele,
Auch in des Todes finſterm Thal,
Erquicket mich dein Gnadenſtrahl.
Herr, dich erhebet meine Seele!

Am zwanzigsten Geburtstage.

Der Tag erneuert sich itzt, in dem ich die Strahlen des Lichtes,
Betäubt vom Gefühle, zum erstenmal sah:
Zum erstenmal fühlt sich der Wurm, er ist, er empfindet, er denket,
Und grüßet mit Weinen die künftige Pein.

Noch nicht, o Schöpfer, dein Bild, noch unreif zu deinen Gedanken,
Von tausend ihm neuen Begriffen durchirrt,
Erhob dich dazumal schon mein erstes thierisches Lallen,
O Gott, den nunmehro mein Saitenspiel lobt!

Schon zwanzigmal drehtet ihr euch, ihr wirbelnd rollende Welten,
Seitdem ich des Erdballs Bewohner gemehret;
Lobsingend genieß ich dich, Welt: doch fühlt sich die freyere Seele
Für andere bessere Welten gemacht.

Wie bald verfloſſet ihr mir, durch Luſt und Irrthum und Kummer
Verflogene Zeiten, unmerkſam dahin!
Bald werdet ihr alle verſiehn, betrübte, ſterbliche Jahre!
Bald ſchwing ich zu meinem Urſprunge mich auf.

Verzeih, o Schöpfer, verzeih, wann ſich die unſterbliche Seele
Mit ihr angebohrenen Fehlern befleckt!
Als Menſch noch handl' ich als Menſch; es wird die verklärtere Seele
Dich einſt mit ſeraphiſchen Liedern erhöhn.

Wie ſchwer, wie öde ſeyd ihr, vergänglich irdiſche Glieder!
In dichteriſchen Träumen entflieh ich euch ſchon,
Und ſeh von der heiteren Höh auf niedrig denkende Seelen
Mit ſtillem und zärtlichem Mitleid herab.

Mit dir, Eloa, mit dir will ich den Schöpfer beſingen:
Und mit uns beſing ihn der Seligen Heer!
Lobt, Seraphim! Lobt euren Gott mit ewigen Harmonien!
Er ſprach, und ihr wurdet; er winkt, ihr vergeht.

Der auferstandene Heyland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt der Todten Grüfte!
Es dringt ein lauter Jubelton
Siegprangend durch die Lüfte.
Du, den der Engel Loblied preist,
Entreiße, Vater, meinen Geist,
Daß er dir heilig werde,
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,
Mit dir empor zu steigen,
Bis meines Körpers Grab zerbricht,
Bis sich mein Haupt wird neigen.
Alsdann nimm, nach vollbrachtem Lauf,
Erstandner Heyland! nimm mich auf:
Herr, nimm bey meinem Ende
Den Geist in deine Hände!

Mensch,

Menſch, willſt du Gott in ſeinem Reich
Nach deinem Tode ſehen:
So mußt du, deinem Heiland gleich,
Von Todten auferſtehen.
Der lebt nicht, den die Luſt der Welt,
Den ihre Pracht gefeſſelt hält:
Nach Gott und Tugend ſtreben,
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laſter fliehſt,
Dem Frevler dich entzieheſt,
Und liebſt den Gott, den du nicht ſiehſt,
Im Menſchen, den du ſieheſt!
Als ſchon die nahe Stunde kam,
Als der Erlöſer Abſchied nahm:
So ſprach er zu den Seinen:
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh zum Vater in das Reich,
Das auch für euch beſchieden:
Geht! meinen Frieden laß ich euch,
Ich geb euch meinen Frieden:
Nicht geb ich, wie die Welt ihn giebt,
Daran daß ihr einander liebt,
Daran will ich erkennen,
Ob ihr auch mein zu nennen.

So sprach der Herr: Ihr Christen, denkt
An eures Heilands Liebe!
Denkt, daß wer seinen Nächsten kränkt,
Auch Jesum selbst betrübe.
Lobt euren Gott in jedem Stand!
Die Zwietracht sey von euch verbannt:
Vergebt! nach diesem Leben
Wird Gott auch euch vergeben.

Erretter! Heiland! Menschenfreund!
Erweck in mir die Triebe,
Durch die man sich mit dir vereint,
Den Glauben und die Liebe!
Mein Leben weih sich dir allein;
Laß mich dem Nächsten nützlich seyn!
Gieb selbsten Geist und Kräfte
Zu jeglichem Geschäffte!

So kann ich leben als ein Christ,
Und als ein Christ erblassen.
Ich weis, daß du mein Heiland bist,
Ich will von dir nicht lassen.
Herr, segne mich! zu seiner Zeit
Laß mich zu deiner Ewigkeit
Vom Grab empor mich schwingen,
Und, heilig! heilig! singen.

Vertrauen auf Gott.

Ich hoff auf keine Hülfe mehr,
Herr! als von deinen Höhen.
Bey Menſchen ſind ich kein Gehör;
Gott! höre doch mein Flehen!
Du biſt der Gott noch, der ſchon oft
Bey meinem Leiden unverhofft
Mit deinem Troſt erſchienen.

Du biſt der Gott noch, deſſen Macht
Mizraims Fürſten ſchreckte;
Der aus des Todes öden Nacht
Den Lazarus erweckte.
Herr, hilf mir! Ja, ein himmliſch Licht,
Das in die dunkle Seele bricht,
Verſpricht mir deine Hülfe.

Mit deinem Troſt erquickſt du mich,
Wenn mir ein Leid begegnet.
Herr, nimmermehr verlaß ich dich,
Bis daß du mich geſegnet.
Ich höre dich! mein Vater ſpricht:
Ich bin dein Schutz, dein Troſt, dein Licht:
Geh hin, mein Sohn, in Frieden!

Um Besserung des Lebens.

Erbarm dich, Herr! mein schwaches Herz
Strebt oft nach Eitelkeiten;
Bald kann mich Freude, bald der Schmerz
Auf falsche Wege leiten.
So wankt ein Rohr, vom Wind regiert;
Ich geh, wohin mein Trieb mich führet,
Freywillig in die Ketten.
Herr, hilf mir! ich auch bin ein Christ!
Wann du, mein Gott, nicht bey mir bist:
Wer wird, wer kann mich retten?

Laß mich, wenn ichs gleich unwerth bin,
Nicht mehr im Zweifel wanken.
Erhebe den verirrten Sinn
Zu himmlischen Gedanken.
Gieb meinen Worten Geist und Pracht;
Zeig in der Schwachheit deine Macht;
Dir, Vater, will ich singen!
Ich halte deinem Geiste still;
Ich will mich ändern! Herr, ich will!
Wirk selbsten das Vollbringen!

Ich ſuch umſonſt der Tugend Bahn,
Wenn du mich nicht begleiteſt,
Und mich durch Nebel, Sturm und Wahn
Zu deiner Wahrheit leiteſt.
Du haſſeſt jeden falſchen Schein;
Mit Ernſt willſt du verehret ſeyn.
Herr, hilf um Jeſu willen!
Erhebe den gebeugten Muth;
Hilf mir der Leidenſchaften Wuth
Durch deine Gnade ſtillen.

Ich bin ein Menſch, du kenneſt mich;
O Herr, ich bin voll Sünden:
Doch meine Seele hofft auf dich,
Laß mich Erbarmen finden!
Ich glaube: bis zum Tod und Grab
Stiegſt du vom Himmelsthron herab,
Und kamſt, für uns zu leiden.
Die Menſchheit hüllt die Gottheit ein;
Du nahmſt auf dich des Lebens Pein,
Uns giebſt du ſeine Freuden.

Du kamſt, als Menſch, als Gott zugleich,
Als Menſch ohn alle Sünde.
Gedenk an mich in deinem Reich;
Hilf, daß ich dort dich finde!
Sey bey mir, wenn das Auge bricht!
Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht,
Wenn jedermann mich fliehet;

Wenn meine Lebens-Bahn vollbracht,
Und wenn des Todes öde Nacht
Den Vorhang niederziehet!

Mein Gott! mein Gott! gedenke nicht
Der Sünden meiner Jugend!
Wie ſtrenge ſchien mir oft die Pflicht!
Wie traurig ſchien die Tugend!
Du zürnſt von deiner Gottheit Sitz;
Die Welt erbebt vor deinem Blitz;
Du donnerſt hoch im Wetter.
Wer wird mich deinem Zorn entziehn?
Zu deinem Kreuze will ich fliehn,
Mein Heiland! mein Erretter!

Verzeih, verzeih, durch Jeſu Blut!
Ich glaube, Herr, ich glaube!
Gieb, daß mir dieſen feſten Muth
Kein Tod, kein Zufall raube!
Auch durch des Todes finſtres Thal
Dringt deiner Gnade heitrer Strahl:
Sey ruhig, mein Gemüthe!
Trotz Sünd und Tod! Gott ſchützt dich doch.
Es ſey mein letztes Stammlen noch
Ein Loblied ſeiner Güte!

Ermunterung zum Lobe Gottes.

Der Herr iſt Gott! ſingt ihm ein Lied,
In ſeinem Heiligthume!
Der, der vom Himmel auf euch ſieht,
Erſchuf euch, ihm zum Ruhme.
Gott zu verehren, ſeyd ihr da:
Er, der euch, eh ihr wurdet, ſah,
Kennt Herzen und Gedanken.
Der Herr iſt heilig; er allein
Will Iſraels Erretter ſeyn,
Und Jacob ſoll ihm danken.

Der Cherub bethet an und brennt:
Ihm jauchzen Morgenſterne.
Der Menſch, der ihn nur ſchwach erkennt,
Ehrt ihn aus dunkler Ferne.
Ihm jauchzen tief in Staub und Gruft,
Weit in der See, hoch in der Luft
Der Schöpfung ganze Heere.
Der Sonne feuerreiche Pracht,
Das blaſſe Licht der ſtillen Nacht,
Verkündigt Gottes Ehre.

Der Herr vergiebt uns unſre Schuld,
So oft wir vor ihn treten,
Trägt unſre Schwachheit mit Geduld,
Und lehrt uns ſelbſten bethen. — — —
Er ſtrafet und verſchont zugleich:
Der Herr iſt Gott! es komm ſein Reich!
Gott hört der Frommen Sehnen.
Er ſegnet ſie: Wenn Unfall droht,
Erlöſt er ſie von Sorg und Noth,
Und zählet ihre Thränen.

Jauchzt, Völker! jauchzt: Gelobt ſey Gott!
Preiſt ihn durch frohe Lieder!
Sagt, Berge, nach: gelobt ſey Gott!
Ihr, Thäler, hallt es wieder!
Gelobt ſey Gott! mit mächtgem Klang
Dring unſer hoher Lobgeſang
Bis in die ſtillſten Wüſten!
Der Frevler zittre! neuer Muth
Und frommer Andacht heilge Gluth
Erfüll das Herz der Chriſten!

Die Einſamkeit.

Einſamkeiten, euch erhebe mein begeiſterter Geſang,
Ferne von der Eitelkeiten blendend ſtürmiſchem Getümmel!
Steigt voll heilger Dankbarkeit zu dem gütig heitern Himmel,
Frohe Lieder, ſanfter Klang!

Alles, was ich fühl, iſt Freude! alles, was ich ſeh, biſt du,
Gottheit! ich erkenne dich, Quell und Geber aller Freuden,
Fröhlich ſeh ich heitres Blau deinen Himmel wölbend kleiden;
Fröhlich fühl ich deine Ruh.

O Gedanke voll Entzücken, du verſchönerſt die Natur!
Unſrer Seelen beſte Kraft! ſchönſter ſterblicher Gedanken!
Unſer müder Geiſt, gewohnt immer hin und her zu wanken,
Findt in dir die Ruhe nur.

Schd.

Schöpfer, der mein Herz erforſchet und der meine Thränen ſieht,
Wenn mein Geiſt in heilger Luſt in der Stille dich verehret!
Hör allhier mein Flehen an, wo kein Sterblicher es höret,
Wo kein eitler Weihrauch glüht!

Hier in dieſem ruhgen Hayne, Schöpfer! ſind ich deine Spuhr;
Hier erhebt der Vögel Chor deiner Allmacht Lob durch Singen.
Hier ſoll auch mein Lied zugleich durch die Wolken zu dir dringen,
Ewger Vater der Natur!

Gieb, daß in der Einſamkeiten ruhig ſchauervollen Nacht
Ich an dich nur denken mag, fern von andrer Wünſche Kumer!
Gieb, daß, wenn der Körper ruht, tief verſenkt in tiefen Schlummer,
Meine Seele dir noch wacht!

In den Einſamkeiten war es, daß Iſſai Sohn gelebt,
In den Schäferhütten froh, mit unſchuldig heitern Tagen:
Als ihn deine Vorſicht rief, dir des Rieſen Stolz zu ſchlagen,
Vor dem Iſrael gebebt.

Von der heiligſten der Nächte eingewiegt in lüſtgen Schlaf,
Lag der Hirten ſtille Schaar, Bethlehem, in deinen Heiden:
Als ein göttlich Siegsgepräng und ein Glanz zukünftger Freuden
Die verblendten Blicke traf.

Engel

Engel jauchzten in den Wolken; Freude tönte durch die Luft;
Goldne Harfen ſchallten hier, Sphären ſtimmten ein mit ihnen:
Jetzund iſt das Heil der Welt, jetzund iſt der Tag erſchienen,
Dem die Väter längſt geruft!

Lobt ihr Welten, lobt den Schöpfer, deſſen mächtge Hand euch hält!
Zittre nicht, erſchrockne Schaar! Friede bringen wir euch allen.
Ehre ſey Gott in der Höh! Menſchen, euch ein Wohlgefallen!
Friede der erlöſten Welt!

Die Weisheit.

Hier, in dichterischen Gründen,
Will ich dich, o Weisheit, finden,
Dich, die stolz den Thoren flieht;
Der, umhüllt von Finsternissen,
Stets getäuscht von eitlen Schlüssen,
Sich umsonst nach dir bemüht.
Komm, in Schatten heilger Buchen
Deinen Dichter aufzusuchen!
Komm, und werde selbst mein Lied!

Helden lehrst du muthig sterben,
Bürgern Freyheit zu erwerben,
Deren Thorheit sie noch schmäht.
Du bists, die durch mächtge Lehren,
Trotz der Leidenschaft Empören,
Eines Weisen Herz erhöht;
Der, wenn Sonnen nicht mehr schimmern,
Unerschrocken auf den Trümmern
Des zerstöhrten Erdballs steht.

– Du lehrſt Könige regieren,
Die den Thron durch Tugend zieren,
Nützlicher dem Vaterland,
Als des Helden theure Siege,
Der das Ziel von Glück und Kriege
An des Meeres Ufern fand.
Nur belehrt von dir alleine,
Lebt ein Hirt im ſtillen Hayne
Glücklich, aber unbekannt.

In Palläſten wohnſt du ſelten:
Doch die Tugend zu vergelten,
Drängſt du dich auch dorten ein.
Schäferhütten kannſt du ſchmücken;
Du kannſt jeden Stand beglücken;
Eigen willſt du keinem ſeyn.
Deinen Freunden liebzukoſen,
Kannſt du wolluſtvolle Roſen
Auf den Pfad des Lebens ſtreun.

Schwermuthsvoll, mit ödem Herzen,
Sucht ein Thor freywillig Schmerzen,
Und verklagt noch das Geſchick.
Der, den du nicht leiteſt, irret;
Von der Leidenſchaft verwirret,
Sucht ein andrer ſchimmernd Glück.
Freuden hoffet er zu finden;
Er kömmt näher, ſie verſchwinden,
Schmerz und Reue bleibt zurück.

Der, dem dich ſein Glück gegeben,
Wird nicht nach der Ehre ſtreben,
Die dem Volke reizend ſcheint;
Wird vom Laſter nicht verführet,
Wenn das Laſter gleich regieret,
Und die ſtille Tugend weint.
Wenn die Menſchen ihn verachten,
Und ihn zu verſpotten trachten,
Bleibt er noch ein Menſchenfreund.

Nicht des Geizes finſtre Sorgen
Stöhren ihn am frühen Morgen,
Nicht ein wildes Feldgeſchrey.
Ehrſucht ſtöhrt nicht ſeinen Schlummer;
Einſam lebt er ohne Kummer;
Fröhlich ſtirbt er ohne Reu.
Fürſten ſchmückt der Purpur prächtig;
Sie ſind ewig, ſie ſind mächtig:
Der, der dich beſitzt, iſt frey.

Glück, verſchmäht vom ſtolzen Thoren,
Stets beſeufzt, wenn du verloren,
Oft verkannt, wenn man dich hat!
Freyheit, Göttinn großer Seelen!
Wer wird Macht und Kronen wählen?
Wer wählt Gold, an deiner ſtatt?
Strebt nach prächt'gem Sklavenſtande,
Thoren, lebt verſenkt in Bande,
Sterbt vom Wünſchen noch nicht ſatt!

Schmiegt euch, andere zu drücken,
Die ſich knechtiſch vor euch bücken;
Werdet groß durch Schmeicheley.
Stürzt die Sitten, höhnt die Rechte;
Niemals ſind der Laſter Knechte,
Niemals ſind die Thoren frey.
Herrſcht, heißt Recht und Unſchuld ſchweigen:
Zittert! euer Fall wird zeigen,
Wie gerecht der Himmel ſey.

Zittert! Rach und Strafen eilen;
Fallt zerſtäubt, ihr Ehrenſäulen,
Fallt, vergehet wie Sejan!
Der, der euch von ſtolzen Höhen
Mit Erſtaunen prangen ſehen,
Sieht euch itzt verächtlich an.
Sterbliche! hier ſeht verſtöhret,
Was ihr ſonſt verblendt verehret,
Und beſeufzet euren Wahn.

Freyheit! die vom Himmel ſtammet,
Die der Römer Herz entflammet,
Und des Brutus edlen Muth;
Die der Völker Joch zerbrochen,
Und Lucrezien gerochen
Durch Tarquins vergoßnes Blut!
Freyheit! dich und Rom zu retten,
Trotzt ein Regulus in Ketten
Der betrognen Feinde Wuth.

Freunde, laßt nicht niedre Zähren
Euren Regulus entehren,
Und gehorcht des Schickſals Schluß!
Dieß nur wars, wornach ich ſtrebte,
Daß dem Volk, für das ich lebte,
Nun mein Tod noch dienen muß.
Glück, den Römern angebohren,
Freyheit, als ich dich verloren,
Da! ja, da ſtarb Regulus.

Ich erfüll, was ich geſchworen;
Beſſer Blut und Geiſt verloren,
Als daß Ruhm und Treu verdirbt.
Tröſtet und beſchützt die Meinen;
Bald, bald wird ein Tag erſcheinen,
Da mein Volk den Sieg erwirbt.
Ich verachte Tod und Bande;
Römer! lebt dem Vaterlande,
Für das Regulus itzt ſtirbt!

Kämpft! der Tag eilt anzubrechen;
Kämpft! den Regulus zu rächen;
Kämpft! Carthago ſteht im Brand!
Seht die Pun'ſchen Mütter trauern!
Stürzt, ihr Thürme, fallt, ihr Mauern!
Bald wird, an dem öden Strand,
Wandrern, die voll Neugier reiſen,
Kaum ein Hirt die Stelle weiſen,
Wo Carthago ſonſten ſtand.

An die Leyer.

O du der Muſen Geſchenk, Gefährtinn der fröhlichen Jugend,
Ertöne mir, tröſtende Leyer, wie ſonſt,
Und treibe mit mächtigem Klang die Heerde der ſtürmiſchen Sorgen
Aus meiner verödeten Seele hinaus!

Die finſtere Schwermuth umhüllt die Stirne des traurigen Jünglings,
Der ſonſt, Camönen! euch ſingend gefiel.
Die Blüthe der Jugend verwelkt: ſo ſinket die ſterbende Roſe,
Um welche ſonſt Zephyr ſanft liſpelnd geſcherzt.

In traurigen Schlummer verſenkt, verkennt ſich die zweifelnde Seele;
Sie fühlet die Triebe der Freuden nicht mehr:
Sie fühlet nicht einmal den Schmerz; oft iſt es ein Troſt, ihn zu fühlen:
Es lindern ihn zärtliche Thränen alsdann.

Auch dieſer ſchwermüthige Troſt iſt itzt meinem Kummer verſaget;
Ich bin, ach! ich bin euer Thyrſis nicht mehr.
Ihr Freunde, beklagt ihn! Er ſtarb! Und was ihr noch itzt für ihn haltet,
Iſt bloß nur ſein Schatten, iſt Thyrſis nicht mehr.

Mich rufet der Nachtigall Lied nicht mehr in die dichtriſchen Hayne,
Wo ſonſt mich ſanft rauſchende Nymphen belauſcht.
Nun blüht mehr kein Frühling für mich! nun winkt kein gefälliges Mägdchen,
Und lächelt mir Wolluſt und Heiterkeit zu.

Es ruft mir Lyäus umſonſt, der Bändiger ſterblicher Sorgen;
Der Wein iſt für freudige Herzen gemacht.
Verlaßt mich, ihr Freunde, verlaßt den nicht mehr geſelligen Thyrſis,
Verlaßt ihn im ſchwermuthsvoll einſamen Hayn!

Wohin ſind die Stunden nunmehr, die ſcherzenden Stunden der Jugend,
In denen ich nichts, als nur Freude, gefühlt?
Wohin ſind die Roſen nunmehr, mit denen ich ſtolz mich bekrönte,
Weil Doris mir dieſe Roſen gepflückt?

Ich fand in der lächelnden Flur die Spuhren der ewigen
Vorſicht;
Mit freudigen Thränen beſang ich ihr Lob.
Ich ſuchte die Weisheit nicht erſt; ſie kam und beſuchte mich
ſelbſten:
Itzt ſuch ich ſie ſehnlich; ſie fliehet vor mir.

Sie liebet den einſamen Hayn, ſie liebet unſchuldige
Herzen,
Die keine Begierde noch ſtürmiſch bewegt:
Sie flieht vor der lärmenden Pracht, ſie flieht vor der fleiſ-
ſigen Ehrſucht,
Die nach ihr bey nächtlichen Lampen oft ſtrebt.

O Ruhe! mein voriges Glück, Geſpielinn der lächelnden
Jahre,
Die ſonſt von der Muſe verſüßt mir entflohn!
Wann find ich dich wieder? Ach nie! Nur dort in dem Thale
des Friedens,
Dort jenſeit des Grabes, da find ich dich einſt.

Dort, Freunde! da will ich euch ſehn! dort will ich dich,
Doris! umarmen;
Dort trennet kein neidiſches Schickſal uns mehr.
Kein ſterbliches Elend erpreßt die Thränen der leidenden
Tugend,
Die ſelbſten die Engel mitleidig geſehn.

Es wartet ein ewiger Lohn auf unſre vergänglichen Schmerzen
Mehr, als ein Leben voll Ungemach, werth:
Wie könnte des Sokrates Tod, das Leiden der hohen Clariſſa,
Wie könnte das Unglück der Tugend ſonſt ſeyn?

Wann einſt unſer Auge ſich ſchließt, wann einſt unſer Körper verweſet,
O dann vergeht unſre Seele nicht mit:
Sie war von dem Ew'gen beſtimmt zu ferner unnennbarer Zukunft;
Bedenkt es, ihr Sterbliche, zittert, und ſchweigt!

Der Friede.

Verſtumme, betäubender Hall! entweichet, verwegne Trompeten!
Erſchrecket die Fluren nicht mehr mit Mordſucht erregendem Klang!
Die Schwerter weichen dem Pflug: weicht unſern fröhlichen Flöten,
Weicht unſerm Geſang.

Es kömmt des Himmels Geſchenk, es kömmt der Friede vom Himmel;
Und lächelnd kömmet mit ihm der Ceres fruchtbarer Sohn;
Die Freude flattert herab, die ſonſt vor dem wilden Getümmel
Der Waffen entflohn.

Aus Fluthen, die nicht mehr vom Blut, nicht mehr von Todten geſchwellen,
Erhebet die Gottheit des Rheins, mit mooſigtem Schilfe umlaubt,
Mit ſtarken Hörnern geziert, aus grünlicht ſtrudelnden Wellen,
Das fruchtbare Haupt.

Den ſtille gewordenen Wald durchſäuſeln nur liebliche
Winde;
Das Ufer erſchallet nicht mehr von blutiger Sieger Geſchrey;
Es murmelt die rauſchende Fluth; ſie küſſet das Ufer gelinde,
Und liſpelt vorbey.

Was treibet der Menſchen Geſchlecht, ſich ſelbſten das
Leben zu enden?
Was machet das irdiſche Volk zum Opfer verbitterter Wuth?
Was wühlet der zornige Arm mit raſend verwegenen Händen
Im eigenen Blut?

Der Menſchen Kühnheit durchbricht die Gränzen der irdi-
ſchen Sphäre,
Seitdem des Prometheus Fauſt geraubtes Feuer entbrennt.
Es hat die Vorſicht umſonſt durch nicht zu pflügende Meere
Die Ufer getrennt.

Der wächſerne Flügel erhob ſich zu den olympiſchen Höhen,
Wohin ein ſinnloſer Schwung des Icars Verwegenheit trug:
Doch Blitz und Rache brach los und ſtürzte zu ſalzichten Seen
Den raſenden Flug.

Wie glücklich war nicht die Welt, als bey beſtändigem Lenzen
Noch nie geſäetes Korn in gelblichen Fluren gewallt!
Jedoch das kühne Geſchlecht zerbrach die geſetzten Gränzen
Aus Bosheit zu bald!

Eh noch die Mordſucht gelehrt, ſich unter einander vernichten;
Eh Tugend, Treue und Recht von Gold und Stahle beſiegt;
Eh noch die Colchiſche Schaar, auf zitternd ſchwankenden Fichten,
Die Wellen durchpflügt:

Eh noch das irdiſche Volk, ſich blindlings ſelbſten zu ſtrafen,
Die Freyheit muthwillig verſcherzt und herrſchenden Fürſten gefröhnt;
Eh noch Cyclopen geſchwitzt, eh noch vom Schwirren der Waffen
Der Aetna ertönt:

Da irrten, im ſchattigen Hayn, unſchuldig fröhliche Schaaren;
Es ſtöhrte kein ſehnender Wunſch die Einfalt der ruhigen Bruſt,
Befreyt von Sorgen und Furcht, geſichert von künftgen Gefahren,
Erſchaffen zur Luſt.

Es floh die goldene Zeit mit bald verſchwindendem Flügel;
Die Laſter brachen hervor, um uns mit Kriegen zu drohn:
Nun iſt die traurige Treu längſt über die heiligen Hügel
Des Mondes entflohn.

An Herrn Profeſſor Gellert.

Wie lange muß ich dich noch, empfindender Gellert, entbehren?
Vergebens ſucht dich mein wartender Blick.
Bald trennt uns der Schickung Gewalt, bald ſeh ich mit ſehnlichen Zähren
Nach Leipzigs glücklicherm Himmel zurück.

So bald der künftige Lenz, die Hoffnung einſamer Hayne,
In jugendlich fröhlichen Fluren wird blühn,
Dann lächelt die ganze Natur: Doch ach! da werd ich alleine
Gezwungen zur traurigen Einſamkeit fliehn.

Wie reizend wird nicht ein Schwarm von ſchmeichelnd geſelligen Winden
Der Schönen bräunliche Locken durchwehn!
Wie reizend werdet ihr blühn, freundſchaftlich beſchattende Linden!
Doch ach! ich werd euer Blühen nicht ſehn!

Dann wecket kein munterer Ton die Saiten der ſtaubichten Leyer;
Dann hängt ſie vergeſſen an Buchen, und ſchweigt.
In Träumen nur ſeh ich dich noch, entzückt durch das heilige Feuer,
Das Dichtern der Zukunft Entfernungen zeigt.

Erlaubt

Erlaubt dem begierigen Blick, der Zeiten Nacht zu durch-
dringen!
Wen ſeh ich, o Göttinn, im dichtriſchen Hayn?
O, wer iſt würdig genug, o Brühl, dich einſt zu beſingen?
Und wer von dir beſungen zu ſeyn?

Ich ſeh, o Gellert, ich ſeh der Nachwelt künftige Schönen
Dein Grab mit aufblühenden Roſen beſtreun.
Dryaden umtanzen es froh! Ein ſpäter Freund der Camönen
Begießt es mit itzo gewachſenem Wein!

Entweich, unheiliges Volk, vom Hayn, wo der Liebling
der Muſen,
Die Aſche des Dichters der Zärtlichkeit ruht!
Es fühle, wer ſich nur naht, mit Schauer im bebenden Buſen,
Der Dichtkunſt heilig entzückende Gluth!

An eine Freundinn.

Wann die traurige Nacht dämmernde Fluren drückt,
Wann der Wandrer verirrt in dem betrübten Hayn
Keinen Stern mehr erblicket,
Und dem zögernden Tage ruft;

Wann mit einſamem Ernſt thauende Mitternacht
Schweigend feyerlich herrſcht, und der entwölkte Mond
Auf den Tanz der Dryaden
Heiter lächelnd herunter ſieht;

Wann das flüchtige Heer, das ſonſt die Luft durchirrt,
In den Büſchen verſtummt, und auf den Aeſten ruht:
Singt mit reizenden Tönen
Noch die zärtliche Nachtigall.

Hier, wo Dummheit und Stolz alles mit Nacht bedeckt,
Wo Verleumdung und Wahn ſchweigende Tugend drückt,
Singt die Freundinn der Muſen,
Singt die göttliche Chloris noch:

Stets

Stets ſich ſelbſten nur gleich, bald wenn ihr heitrer Scherz
Frohe Reyhen belebt; bald wann mit edlem Ernſt
Eine zitternde Zähre
Einſam ſchweigender Schwermuth fließt.

Sing! verachte den Neid! bleib in erhabner Ruh,
Wenn mit hämiſchem Blick zornige Dummheit ſchilt!
Sing! es warten die Hayne
An dem Ufer der R... ſchon;

Sing! ſie warten gerührt auf dein begeiſtertes Lied!
So ſang Sappho vielleicht! Eben ſo hörten ihr
Die leukadiſchen Felſen
Mit verſchwiegener Ehrfurcht zu.

Der Morgen.

Die Luft verdünnet ſich, die trüben Schatten fliehen
Vom falben Horizont.
Schon ſieht man nach und nach Auroren röthlich glühen;
Schon weicht der bleiche Mond.
Der Venus heitrer Stern, der Herold von dem Morgen,
Glänzt noch, mit blaſſer Pracht.
Nunmehr erwacht die Welt, nunmehr erwachen Sorgen,
Nunmehr verflieht die Nacht.

Ich ſehe nach und nach in den bewegten Seen
Der Büſche wallend Bild.
Ich ſehe nach und nach die Farben ſich erhöhen,
Im länglichten Gefild.
Es öffnet ſich das Haupt der friſchbethauten Roſen,
Und grüßt Aurorens Licht,
Das nun mit kühlem Saft den Knoſpen liebzukoſen,
Schon durch die Nebel bricht.

Der Krieger eilet ſchon nach ungewiſſer Ehre
Aus dem zerrißnen Zelt,
Der dichtgepflanzte Wald hellglänzender Gewehre
Erfüllt und ſchreckt das Feld.
Der Sonne früher Strahl beſpiegelt ſich in Waffen,
Und bald darauf in Blut:
Des Himmels Rache braucht, die Sterblichen zu ſtrafen,
Nur ihre eigne Wuth.

Es eilet der Client ſchon zu den harten Thüren
Des Reichen, der ihn drückt,
Den noch, auf weichem Pfühl, die Träume leicht verführen,
Da ihn der Schlaf beſtrickt.
Er dehnt ſich gähnend aus und ſieht mit trüben Blicken
Des neuen Tages Schein.
Er klagt das wüſte Haupt, das noch die Dünſte drücken,
Vom allzuſtarken Wein.

Vergnügt erblick ich hier der Sonne reine Strahlen,
Beſpiegelt in dem Thau,
Mit zweifelhaftem Licht die bunten Kräuter mahlen,
In kühl beperlter Au.
Ich ſeh, wie ſich das Laub der lieblich grünen Aeſte
Belebet und erquickt.
Ich fühl den ſanften Thau, ich hör euch, ſtille Weſte,
In Einſamkeit beglückt.

O göttlich ſtiller Hayn! O lieblich kühle Haiden!
O angenehme Flur!
Hier ſchwebt der Geiſt verirrt, hier ſeh ich, voller Freuden,
Den Schauplatz der Natur.
Statt ſtolzer Städte Lärm, ſeh ich die Lämmer ſpielen,
Beym Klange der Schalmey.
Hier kann ich in mir ſelbſt des Lebens Wolluſt fühlen;
Hier bin ich endlich frey.

Hier drückt kein Laſterſclav mich mit verſtellten Küſſen
An ſeine falſche Bruſt.
Hier lach ich ſeines Grimms; mein ruhiges Gewiſſen
Trotzt ſeiner Pracht und Luſt.
Hier darf ich mich nicht mehr vor Stolz und Hochmuth bücken,
Der mich als blöd verlacht!
Und jammernd ſeh ich nicht die Unſchuld unterdrücken,
Durch Argliſt, Geiz und Macht.

Hier rauſcht ein ſanfter Bach und ſchlängelt ſich gelinde
Mit blendend hellem Schein.
Dort rauſcht das friſche Laub, durchſchlüpft vom jungen Winde,
Im heilig ſtillen Hayn.
Dann tönt der Wiederhall, den Liedern nachzuahmen,
Die letzten Sylben nach.
Der Fiſcher fühlt den Fang mit Zittern an dem Hamen,
Im dick beſchilften Bach.

Dort ſtreckt ein junger Stier ſich am Geſtade nieder,
Mit träger Langſamkeit.
Ein andrer kömmt erhitzt vom nahen Felde wieder,
Und rühmt im Schritt den Streit.
O Muſe, wag es nicht, die Gegend abzuſchildern,
Wo ſich mein Blick verliert!
Ich ſeh hier allzuviel von immer neuen Bildern:
Herz, ſey nur du gerührt!

Das glückliche Leben.

Der Gram läßt nicht den Fürſten ſchlafen,
Der in Palläſten wachſam irrt:
Wie ruhig ſchläft bey ſeinen Schafen,
Wie glücklich lebt und liebt ein Hirt!
Kein Sturm wird niedres Rohr verletzen;
Nur ſtolzen Eichen droht Gefahr.
Das reiche Peru prangt mit Schätzen;
Der Himmel ſtürmet, Lima war.

Der Krieger färbt, im wilden Raſen,
Mit Blut das grün geweſne Feld:
Der hitzgen Pferde ſchäumend Blaſen
Erſchüttert und erſchreckt die Welt.
Er eilet, Länder zu zerſtöhren;
Im Blicke glüht die Grauſamkeit.
Wo Troja war, da wallen Aehren:
Carthago liegt am Strand zerſtreut.

Wie

Wie glücklich lebt in niedern Hütten,
Wer ferner Städte Lärm verlacht!
Wer nicht mit unzufriednen Bitten
Die weiſe Vorſicht müde macht!
Wie glücklich iſt, wer an dem Strande
Des Meeres Unbeſtand erblickt,
Eh ihn in weit entfernte Lande
Gewinnſucht oder Ehrſucht ſchickt!

Wie glücklich iſt, wer ohne Sorgen
Des Lebens, weil er lebt, genießt!
Dem, vor der Neider Blick verborgen,
Die Zeit uneingeſchränkt verfließt!
Wie glücklich iſt, wer einſam lebet,
Vom rauhen Pöbel abgetrennt,
Sich ſelbſten kennt; nach nichts mehr ſtrebet,
Und nur in Gott ſein Glück erkennt!

Die Ruhe.

Otium divos rogat in patenti
Prenſus Aegaeo — — HORAT.

Die See durchſtürmt ein wildes Sauſen,
Der Abgrund brüllt, die Wellen brauſen,
Und Hoffnung, Stern und Kunſt vergehn.
Die Schiffer zittern, ſie erblaſſen,
Und wollen, was ſie kühn verlaſſen,
Die Ruhe nun vom Pol erflehn.
Ein Held ſieht unter blutgen Kriegen
Der eignen Wuth mit Schrecken zu;
Er ſteht, er ſeufzt, vergißt das Siegen,
Und fleht den Himmel um die Ruh.

Doch wenn, die Wünſche zu erfüllen,
Sich die erzürnten Stürme ſtillen,
So ſucht der Schiffer friſche Noth.
Es eilt, noch matt vom vorgen Streite,
Nach neuem Sieg, nach neuer Beute,
Der Held von neuem in den Tod.
O Ruhe! Gut, nach dem wir trachten.
Auch da noch, wenn wir vor dir fliehn!
Du lehreſt ſie den Tod verachten;
Sie fliehen dich, dir nachzuziehn.

Hier

Hier liegt ein Fürſt in goldnen Ketten,
Um den, ihn von Gefahr zu retten,
Ein Heer Trabanten dienſtbar wacht.
Er wachet ängſtlich, misvergnüget,
Stöhnt nach dem Schlaf, der ihn betrüget,
Durchſinnt, durchſeufzt die lange Nacht.
Die Unruh dringt ins innre Zimmer:
Er ſucht die Ruhe, die ihn flieht,
Und wacht noch, wenn Aurorens Schimmer
An der Gebirge Spitzen glüht.

Dort läßt ein Schäfer ſeine Glieder
Auf ſchlechtes Moos unachtſam nieder:
Sein Geiſt iſt ſtille, wie das Feld,
Wo nur der Weſt das Laub durchſpielet,
Das nun, vom ſanften Thau gekühlet,
Des Monden blaſſer Schein erhellt.
Kein Schattenbild von trübem Kummer
Macht, daß ſein ruhig Herz erſchrickt:
Kein eitler Wunſch verſtört den Schlummer,
In dem er Doris noch erblickt.

Die Ruhe flieht erhabne Schlöſſer;
Sie flieht das drohende Gewäſſer;
Sie flieht vor Reichthum und vor Pracht.
Sie flieht vor kühner Krieger Haufen;
Um Kronen iſt ſie nie zu kaufen;
Sie trotzet der Tyrannen Macht.

Sie wohnt vergnügt mit ſtillen Sitten
Viel lieber in dem Schäferſtand,
In niedern, aber treuen Hütten,
An heitrer Bäche ſicherm Strand.

Als unſchuldsvoll zufriedne Hirten
Noch ungeſtört in Haynen irrten,
Da war der Wald der Sitz der Treu.
Vergnügen war die Pflicht der Erde;
Ein jeder führte ſeine Heerde,
Von Ehrgeiz und Gewinnſucht frey.
Sein Leben floß voll ſtiller Freude;
Der Tod kam ſpät, doch nie verhaßt.
Sein Königreich war ſeine Weide,
Und ſeine Hütte, ſein Pallaſt.

Noch brachten nicht verkaufte Seelen
Ein ſchädlich Erzt aus irdſchen Höhlen,
Und Gold (noch ſchädlicher) ans Licht.
Der Kriegsposaunen Donnerſtimme
Erhitzte nicht zu wildem Grimme,
Durchſchmetterte die Luft noch nicht.
Kein ſtürmſcher Strom von blutgen Kriegen
Durchbrauſte noch das ſichre Feld;
Der Unſchuld ruhiges Vergnügen
Beglückte noch die Schäferwelt.

Die erſten ſchönſten Seltenheiten
Der ſchnell verſchwundnen goldnen Zeiten
Entwichen mit dem Schäferſtand.
Dort hat Aſträa wohnen müſſen,
Eh ſie, den Sterblichen entriſſen,
Zur wohlverdienten Qual verſchwand.
Dann floh, verjagt durch Gold und Eiſen,
Die Ruh, der Erde beſtes Glück:
Nur bringt ſie heimlich wahren Weiſen
Die ſtille goldne Zeit zurück.

Ein Weiſer, der, vom Wahn entfernet,
Um wohl zu leben, ſterben lernet,
Um wohl zu ſterben, weislich lebt,
In ſich geſenkt, mit ſich zufrieden,
Wird nie mit Flehn den Pol ermüden;
Er hat, wornach ein andrer ſtrebt.
Die Tugend dient ſich ſelbſt zum Lohne;
Sie iſts allein, die uns erhöht:
Und der hat mehr, als eine Krone,
Der ſie verdienet, und verſchmäht.

Der iſt ein König, der regieret,
Der der Begierden Zügel führet,
Und den Gefahr und Tod nicht ſchreckt.
Mit gleicher Stirn, bey heiterm Himmel,
Und wenn, mit brauſendem Getümmel,
Der Stürme Zorn den Tag verſteckt.

Es ſtürzen, auf der Vorſicht Winken,
Des Weltgebäudes Pfeiler ein!
Er wird, wenn alle Welten ſinken,
Auf ihren Trümmern muthig ſeyn.

Der Erdball, der von Gott regieret,
Izt ſeinen Lauf getreu vollführet,
Wird in den Flammen untergehn.
Die Sterne ſpringen aus dem Gleiſe:
Fallt, Berge, fallt! Doch er, der Weiſe,
Bleibt feſt und unerſchrocken ſtehn.
Gewölbte Himmel, ihr ſtürzt nieder!
Die Sonn erliſcht, der Mond zerfällt;
Es kömmt das alte Chaos wieder;
Gott winket, es vergeht die Welt!

Was ſeh ich? Nacht und Wolken fliehen!
Was ſeh ich? Neue Sonnen glühen,
Und neue Welten wälzen ſich!
Poſaunen rufen zum Gerichte . .
Es blizt! die Nacht entweicht dem Lichte.
O Weisheit, ich erblicke dich!
Du eilſt, der nahen Donner Streichen
Der Wahrheit Freunde zu entziehn.
Dann wirſt du deine Hand uns reichen,
Und mit uns durch die Sphären fliehn!

Troſt.

Die Flucht der Zeit hemmt Gram und Wunſch vergebens;
Ein Weiſer nur allein
Weis den unſichern Pfad des traumerfüllten Lebens
Mit Roſen zu beſtreun.

Das Glücke ſpielt mit allen unſern Sorgen;
Der Luſt folgt Traurigkeit:
Ein Weiſer trauet nie dem ungewiſſen Morgen,
Und braucht das kurze Heut.

Es quält das Glück zwar oft die größten Herzen:
Doch die verzagen nie.
Für Thoren iſt die Luſt; für Weiſe ſind die Schmerzen:
Denn die beſiegen ſie.

Ein fühllos Herz will oft den Weiſen höhnen,
Der ſtets ſich ſelbſten gleicht:
Doch ſtolz in ſeinem Schmerz, ſtolz auf die edlen Thränen,
Empfindet er, und ſchweigt.

Die Tugend iſts, die, ohne ſtolz zu prangen,
Ihn ſchon zu Engeln ſetzt:
Sie iſt es auch, o Freund, die itzo deine Wangen
Mit ſanften Zähren netzt.

Ja, Freund, uns trennt das herrſchende Geſchicke,
So bald der Lenz erſcheint:
Dann denk an dieſe Zeit, die itzt verflog, zurücke,
Dann denk an deinen Freund.

So liebt ein Freund, verſetzt in beßre Sterne,
Wo er belohnet wird,
Den traurgen Sterblichen, der in der öden Ferne
Auf unſerm Erdball irrt.

Ermunterung zu weiſer Freude.

Flieh die niedrigen Sorgen
Und das ſtolze Geräuſch der Stadt!
Damis, flieh! für Tyrannen
Iſt die knechtiſche Welt gemacht.

Keine römiſche Seele
Fühlt dich, göttliche Freyheit, mehr!
Und kein Brutus kömmt wieder
An der Tyber verwaiſten Strand.

Murrend, aber vergebens,
Seufzt das Volk bey der Freyheit Bild,
Schon zu Ketten gewöhnet,
Sie zu brechen nicht ſtark genug.

Als der letzte der Römer
Sich den Dolch in die Bruſt gedrückt,
Schwang die göttliche Freyheit
Sich zum Pol von der Welt empor.

Nur in ruhigen Haynen
Bleibt ihr einſamer Fußtritt noch:
Dorten hat ſie zuletzt noch
Sanft mitleidend zurück geſehn.

Komm! dir winket die Freude,
Nicht mit Purpur und Gold geſchmückt,
Leicht, im weißen Gewande,
Ungekünſtelt durch Unſchuld ſchön.

Keine Krone von Lorbeern
Drückt die ſittſame Stirne ſtolz;
Von muthwilligen Weſten
Wird das flatternde Haar zerſtreut.

Weisheit, Schweſter der Freude!
Strahl der Gottheit! erfüll mein Herz!
Bald tiefſinnig, bald ſcherzhaft,
Immer Weisheit, ſich ſelbſt nur gleich!

Nein! das iſt nicht die Weisheit,
Die betrübt über alles ſeufzt.
Nein! das iſt nicht die Weisheit,
Die der Fleiß bey der Lampe ſucht.

Glücklich leben iſt Weisheit;
Gott verehren, ihr höchſter Grad.
Nicht im Witz, im Verſtand nicht,
In dem Herzen nur wohnet ſie.

Hier im friedſamen Thale
Scherzt die ſchüchterne Weisheit gern,
Wo die lächelnde Muſe
Sich mit thauvollen Roſen krönt.

Der Krieg.

Warum erhebt ein kühnes Feuer
Nicht mehr die ſtill gewordne Bruſt?
Warum verſtummſt du, träge Leyer,
Sonſt meiner Jugend Ruhm und Luſt?
Hinweg mit ſtolzen Lorbeerzweigen!
Die liederreichen Wälder ſchweigen,
Und öde ſteht der Helicon.
Verſcheucht vom kriegriſchen Getümmel,
Entfloh die holde Ruh zum Himmel:
Die Muſen ſind mit ihr entflohn.

Sie ſtiegen ſonſt oft lächelnd nieder,
Und ſcherzten hüpfend durch die Flur.
Empfindung waren meine Lieder,
Und meine ganze Kunſt, Natur.
Sie lehrten mich die Welt verachten,
Nie nach entfernten Gütern ſchmachten,
Nie ſtolzen Thoren Weihrauch ſtreun.
Ich fühlt' ein himmliſch Feuer glühen;
Mein Geiſt zerfloß in Harmonien;
Es ſchwieg der aufmerkſame Hayn.

Schnell floh der Jugend erſter Morgen,
Die Zeit der Dichtkunſt und der Ruh.
Jetzt nahn ſich ſchleichend Ernſt und Sorgen;
Mein Mittag winkt dem Abend zu.
Und fühlt ich auch das vor'ge Feuer,
Du ſchwiegeſt doch, o träge Leyer!
Wer hörte deinen ſanften Klang,
Bey Flammen, Wuth, Verzweiflung, Thränen,
Wenn die Beſiegten ſterbend ſtöhnen,
Und bey der Sieger Lobgeſang?

Die Laſter Deutſchlands zu beſtrafen,
Hat Gott den Krieg herab geſandt:
Er braucht nicht ſeiner Himmel Waffen;
Er braucht der Deutſchen eigne Hand.
So wild, als ungeſtüme Meere,
Ergießen ſich erzürnte Heere
Weit über das erſchrockne Feld.
Die Unſchuld ſtaunt, der Feige zaget,
Die Tugend weint, die Schwachheit klaget,
Der Weiſe wird im Tod ein Held.

Wann Wolken den Olymp umziehen,
Und ſchnelle Nacht den Pol verhüllt;
Wann die verſcheuchten Sänger fliehen,
Die mit Geſang den Wald erfüllt;

Wann ſich, bey nahenden Gewittern,
Die Flur entfärbt, die Hayne zittern:
So fliehn erſchrocken Lenz und Tag.
Es eilt das Wild, ſich zu verſtecken;
Es blitzt . . die Felder ſtehn voll Schrecken,
Und warten auf den Donnerſchlag:

So zittert Deutſchland; Städte ſinken,
Und Länder werden Wüſteneyn;
Die abgemähten Felder trinken
Das Blut erſchlagner Helden ein.
Ein Heer von fremden Völkern ziehet
Erhitzt einher; der Landmann fliehet;
Der Waffen Glanz beſiegt den Tag.
Der Krieg kömmt furchtbar in Gewittern!
Er kömmt, . . die Völker ſeh'ns und zittern . .
Und warten auf den Donnerſchlag.

Erſeufzt, wenn du der Welt entriſſen,
Und beym Genuß verkanntes Glück!
Wie lange ſoll dich Deutſchland miſſen?
Komm, Friede, komm vom Pol zurück.
Du kannſt von himmliſch heitern Höhen
Herab auf Deutſchlands Unruh ſehen;
Mitleidend ſiehſt du die Gefahr.
Die Nachwelt wird erſtaunend melden,
Wie fruchtbar unſre Zeit an Helden,
An Unglück und an Thränen war.

Ihr könnt von Friedrichs Lorbeern ſingen;
Erhabne Dichter künft'ger Zeit!
Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
Zum Tempel der Unſterblichkeit.
Singt Böhmens unwegſame Höhen,
Singt Lobofitz, und Prags Tropheen,
Singt das an Siegen reiche Heer. . .
Noch iſt der Deutſchen Lied zu niedrig:
Achill war nicht ſo groß, als Friedrich;
Und von Achillen ſang Homer.

Wer ſingt den Muth, durch den in Greiſen
Die Kräfte tapfrer Jugend glühn?
Wer wird dich, edler Blackney, preiſen?
Und dich, unſterblicher Schwerin?
Er fiel, die Engel eilten nieder;
Triumph ertönten ihre Lieder:
Er ſtieg zum jubelvollen Chor.
Noch ſieht der Geiſt, mit treuem Blicke,
Nach ſeines Königs Heer zurücke,
Und ſegnet es, . . und ſteigt empor,

O kämpft, ihr wirklich deutſchen Heere!
Für Freyheit und Religion.
Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten ſchon. . .

Die

Die Zukunft zeigt ſich meinen Blicken;
Ich fühl ein heiliges Entzücken:
Was fliehn für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutſche! Gott, der euch begleitet,
Gott iſt es ſelbſt, der für euch ſtreitet,
Und Friedrich muß ſein Werkzeug ſeyn.

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutſchland! o mein Vaterland!
Wie lange ſoll die Zwietracht währen?
Was ſchwächſt du dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen
Muß Adler gegen Adler kämpfen,
Und Bruder wider Bruder ſtehn.
Dich, traur'ges Deutſchland, zu zerſtöhren,
Uebt ſich die Wuth von deutſchen Heeren,
Die ſelbſt den Sieg mit Thränen ſehn.

Ihr, ſichern Gegenden! erzittert,
Die noch des Krieges Zorn verſchont!
Gott, der den Bau der Welt erſchüttert,
Der über allen Welten wohnt,
Gott ſieht auf euch; ihr liegt im Schlafe:
Sein Blick beſtimmt ſchon eure Strafe,
Und ſchweigend nähert ſie ſich euch.
Berauſcht von wilden Eitelkeiten
Höhnt ihr den droh'nden Sturm von weiten,
Dem erſten Volk der Erde gleich.

In wilder Wolluſt brach die Jugend
Der Gottheit und der Menſchheit Recht.
Still weinte die bedrängte Tugend,
Verhöhnt vom frevelnden Geſchlecht.
Noch ſtieg ſein Jubel zu den Sternen;
Der Regen rauſchte ſchon von fernen;
Die Wellen drängten ſich ins Land;
Die Flüſſe traten aus den Gränzen;
Schon ſah man ferne Meere glänzen,
Wo ſonſt des Schnitters Hoffnung ſtand.

Noch herrſchte beym verblendten Volke
Die Frechheit, die ſich ſicher glaubt;
Und die verderbenſchwangre Wolke
Schwebt drohend über ihrem Haupt.
Erzittert, trotzige Verbrecher!
Schon iſt der Tag, der Bosheit Rächer,
Schon iſt der Tag der Strafe nah!
Schnell übereilt euch das Verderben;
Nicht mehr zur Reue, nein, zum Sterben,
Zum Sterben iſt die Zeit itzt da.

So ſchnell wird auch der Tag erſcheinen,
Den itzt die ſichre Welt vergißt;
An dem die Frommen nicht mehr weinen,
Nach dem kein Krieg, kein Tod mehr iſt.

Schnell

Schnell werden die Poſaunen ſchallen,
Und Schrecken wird die Welt befallen.
Sie war — Ein Wink hat ſie zerſtöhrt. —
Vom Staube bilden ſich die Glieder;
Sie fühlen ihre Seele wieder,
Theils mit Entſetzen, theils verklärt.

Ein neues ſchöners Weltgebäude
Wird aus des alten Schutt entſtehn.
Kommt, Tugendhafte, zu der Freude,
Die noch kein ſterblich Aug geſehn!
Ich ſeh auf neu erſchaffnen Höhen
Unſterbliche Geſtalten gehen. . .
Serena! dich erblick ich da . . .
Erzittert! trotzige Verbrecher,
Erſchreckt! . . der Tag, der Bosheit Rächer,
Erſchreckt! . . der Tag des Herrn iſt nah.

An die Laute.

Du ſingſt, o Nachtigall! allein
Bey ſchauervoller Nacht:
Dein Lied ertönt im dunkeln Hayn.
Wo nur die Schwermuth wacht.

Dein Lied erfriſcht des Wandrers Herz,
Der tief im Wald verirrt,
Von mancher Furcht, von manchem Schmerz
Beſtürmt und troſtlos wird,

Er hört den kläglich ſüßen Ton,
Mit ehrfurchtvoller Luſt:
Die Hoffnung die ſchon faſt entflohn,
Erwacht in ſeiner Bruſt.

Nun geht er durch die dunkle Bahn
Mit ſichern Schritten hin:
Sein Schutzgeiſt gehet ſtill voran;
Der Nächte Schrecken fliehn.

Wenn auf des Lebens dunkelm Pfad
Die Seele troſtlos irrt,
Und ohne Schutz und ohne Rath
Der Schwermuth Beute wird:

O ſanfte Laute! töne du,
Bey ſtiller Mitternacht,
Mir Hoffnung, Troſt und Ruhe zu,
Die Hirten glücklich macht!

Entfernt von prächtger Thoren Hohn,
Lehrſt du mich ruhig ſeyn.
Mein Leben ſey, ſo wie dein Ton.
Still, anmuthsvoll und rein.

Der prächtigen Trompeten Klang
Iſt ſchön, doch fürchterlich:
Ganz leiſe tönet dein Geſang,
Und reizend nur für mich.

So ſey mein Leben ſtillbeglückt,
Sanft, aber unbekannt,
Mit ſtillen Tugenden geſchmückt,
Im ſichern Mittelſtand.

Ein ſchimmernd Glück begehr ich nie:
O wär die Weisheit mein!
Erhabne Vorſicht, gieb mir ſie,
So werd ich glücklich ſeyn!

Der Lorbeer bleibt beſtändig grün,
Den uns die Muſe reicht,
Wenn auch die Zeiten ſchnell entfliehn,
Der Jugend Scherz entweicht.

Mein Alter ſey nicht freuden leer,
Nicht ohne Scherz und Lied!
Der Tod iſt nur dem Thoren ſchwer,
Dem ſterbend alles flieht.

Oden und Lieder.

Zweytes Buch.

Oden und Lieder.

Zweytes Buch.

Ermunterung an die Leyer.

Du, die ſonſt meine Hand mit kühnem Griff gerührt,
Wenn ein dichtriſcher Geiſt mich zum Olymp geführt,
Voll vom heilgen Feuer,
Das die Dichter der Nachwelt weiht!

Sing, o ſinge nicht mehr ewiger Helden Muth,
Die der Freyheit gekämpft, würdig erkauft mit Blut!
Sing, ſonſt tönende Leyer,
Singe Lieder voll Zärtlichkeit!

Lieder, wie ſie verliebt ſeufzend ein Jüngling ſingt,
Der, vom Mägdchen entfernt, ſich zu den Freuden zwingt,
Sanftre ſchmachtende Töne,
Die der Lenz und der Weingott liebt!

Singe,

Singe, Leyer, das Glück, das ein Verliebter fühlt,
Wenn der Schäferinn Hand mit seinen Locken spielt,
Wenn die zitternde Schöne
Sich der siegenden Lust ergiebt.

Doch, wie sing ich ein Lied, das meine Lust beschreibt,
Wenn Selina sich sanft in meinen Armen sträubt;
Bald mir zürnend entfliehet,
Doch im Zürnen zurücke sieht:

Bald, in Thränen noch schön, wenn ihr empfindendes Herz
An den meinigen pocht; bald, wenn sie freyer im Scherz,
Schlau den Mund mir entziehet;
Bald, mich küssend, von Liebe glüht?

An Chloris.

Schweigend ſenkt ſich der Schlaf von dem Olymp herab
Mit balſamiſcher Kraft ſtärkt er die müde Welt,
Alles ruht — Nur dein Kummer,
Allzureizende Chloris! wacht.

Ach! Vielleicht wird das Aug, aus dem die Liebe lacht,
Und mit ſiegender Macht bis in die Herzen dringt,
Ach, von einſamen Thränen
Wird es itzo vielleicht benetzt!

Chloris weint — Die Natur ſtaunet und weinet mit ihr;
Dunkler herrſchet die Nacht dorten, wo Chloris weint,
Still in trauriger Schönheit:
Auf dem Bogen ſanft hingelehnt.

Steht ſelbſt Amor beſtürzt, der ihre Thränen ſieht:
Endlich regt ſich der Gott, ſieht ſtill umher und ſpricht:
Damis, treuloſer Damis!
Biſt du wohl dieſer Zähren werth?

O warum haſt du nicht, als dich mein Aug gerührt,
Chloris, einen gekannt, der dich betrübt verehrt,
Einen zärtlichen Jüngling,
Der dich itzt noch halb ſterbend liebt!

Der Herbſt.

Schon kömmt Lyäens Freund, mit Epheu blaß bekrönet;
Schon kömmt mit leiſem Tritt der falbe Herbſt herfür:
Der Schnitter, deſſen Fleiß ſich nach der Ernte ſehnet,
Raubt unſrer Fluren Zier.

Das frohe Landvolk tritt in ungezwungnen Reihen
Den Boden, den es ſonſt vor Hitze lechzend pflügt,
Und iſt beym rauhen Klang der bäuriſchen Schalmeyen
Mit neuem Moſt vergnügt.

Das nahgelegne Thal ertönt von ſeiner Freude,
Ein lautes Luſtgeſchrey begrüßt die nahe Nacht:
So lebt die Dorfſchaft frey; ſo ſieht ſie, fern vom Neide,
Der Städte Rauch und Pracht.

Bald wird des Winters Zorn die Flur mit Eis bedecken;
Bald flattert flockenweis der blendend weiße Schnee;
Bald wird der ſtürmſche Nord den bleichen Bootsmañ ſchrecke
In ungeſtümer See.

Fern von der Sonne rollt der runde Ball der Erde;
Die kurzen Tage ſchränkt ein früher Abend ein:
Es wache ein Muſenfreund vergnügt beym ſtillen Heerde,
Bey ſpäter Lampen Schein.

Dein

Dein Fleiß verkürzt dir nun des Abends trübe Stunden;
Entzieh ihm doch, o Freund, nur einen Augenblick,
Und denk an jene Zeit, die unvermerkt verſchwunden,
Und denk an mich zurück!

Noch immer ſchmeichelt mir mit angenehmen Träumen
Die Muſe, der ich mich auf Lebenslang geweiht;
Noch immer fliehen mir, bey regelfreyen Reimen,
Gram, Kümmerniß und Zeit.

Der ſtrengen Zeiten Flucht raubt bald, was uns vergnüget;
Der Lenz verblühet bald, die Jugend währt nicht lang:
Nichts iſt, was Zeit und Tod und Untergang beſieget,
Als ſanfter Saiten Klang.

Man ſucht vergebens Ruh an jedem Eck der Erden,
Und findet ſie zuletzt in Lethens blaſſem Reich.
Die frohen Zeiten fliehn; es fliehn auch die Beſchwerden,
Und wir verfliehn zugleich.

Es iſt den Sterblichen kein feſtes Glück beſchieden,
Seit dem Aſträa ſich aus unſrer Welt verlohr.
So ſang ein Chiron einſt dem göttlichen Peliden
Sein künftig Schickſal vor:

„Der Thetis gröſter Ruhm und Schmerzen mit einander!
„Zieh hin nach Ilion! färb dich mit Troier Blut!
„Es zittert dorten ſchon der feindliche Scamander
Vor deinem Zorn und Muth.

„Der

„Des Lebens kurze Zeit läßt ſich nicht wiederbringen;
„Nichts in der Unterwelt iſt vom Geſchick befreyt:
„Doch deines Namens Ruhm bis an die Sterne ſchwingen,
Kann wahre Tapferkeit.

„Dir gab des Himmels Schluß nur wenig Zeit zum Leben;
„Es wartet ſchon auf dich der Jugend nahes Ziel:
„Ein längres Leben wird dir dein Verhängniß geben,
Durch eines Dichters Kiel.

„Fliehn gleich die Zeiten ſchnell, laß ſie nur froh verfließen;
„Gebrauchſt du deiner Zeit, ſo haſt du gnug gelebt:
„Du kömmſt nicht mehr ans Licht, wann dich in Finſterniſſen
Der Acheron begräbt.

„Schon! lebe, weil du lebſt; die Zeit kömmt niemals wieder;
„Sie wird dir fliehn, ſie flieht, ſie iſt dir ſchon entflohn.
„Vertreibe Gram und Schmerz mit Freunden und durch Lieder,
Und durch der Leyer Ton.

Lob der Tonkunſt.

Beym Schall der freudigen Schallmeyen
Ertönt des Landvolks Fröhlichkeit.
Der Flöte ſtille Schmeicheleyen
Sind, holde Liebe, dir geweiht.
Die Schwermuth ſeufzt mit traur'gen Tönen,
O Laute, zärtlich oft aus dir.
Die ſanften Sorgen junger Schönen
Verſüßt das ſcherzende Clavier.

Philinde ſingt, und glaubt im Singen
Sich ſelbſten eine Schäferinn:
Verliebte Phantaſeyen bringen
Sie zu dem liebſten Hirten hin.
Verſchwiegne Wünſche, ſtilles Klagen
Miſcht ſich in ſanfter Lieder Klang;
Und was der Mund nicht wagt zu ſagen,
Sagt oft ein zärtlicher Geſang.

Die Tonkunſt macht die Freuden ſüſſe;
Sie kann die Schwermuth ſelbſt erfreun.
Sie macht entzückender die Küſſe,
Den Scherz beliebt und ſüß den Wein.
Das Gaſtmahl fliehn die Frohlichkeiten,
Dem Freyheit und Muſik gebricht;
Und bey dem Klange ſanfter Saiten
Hört man der Narren Plaudern nicht.

Damit darf Silvien nicht ſagen,
Daß ſie ſein zärtlich Herz verehrt:
Er ſinget ihr verliebte Klagen,
Die Sehnſucht und Natur ihn lehrt.
Er ſieht nach ihr, berauſcht von Liebe;
Das Auge ſpielt, die Wange glüht;
Er ſagt ihr ſingend ſeine Triebe..
Die Schäferinn verſteht ſein Lied.

Ein Jüngling, fern von ſeiner Schönen,
Bleibt oft betrübt beym Scherz und Wein:
Der ſanfte Laut von traur'gen Tönen
Wiegt ihn in ſtille Schwermuth ein.
Er ſinget ſchwermuthsvolle Lieder,
Und was er ſinget, fühlt ſein Herz.
Zuletzt erheitert er ſich wieder,
Und Tonkunſt ſtillt der Liebe Schmerz.

Schlägt Agnes gleich die Augen nieder:
Ihr Herz verſteht doch, was ſie ſingt:
Die Liebe ſiegt durch ſanfte Lieder;
Sie ſiegt, wenn das Clavier erklingt.
Sie ſiegt, wenn auf der Opernbühne
Uns Wälſchlands Kunſt zum Beyfall zwingt.
Sie ſiegt, wenn mit verliebter Mine
Die kleine Doris ſchüchtern ſingt.

Vergnüget mich, geliebte Sayten,
Und treibe die Sorgen fern von mir!
Der jungen Unſchuld Fröhlichkeiten,
Erhabne Tonkunſt, weihn ſich dir.
Komm, Doris! froher Lieder Klingen
Soll itzt des Frühlings Lob erhöhn;
Und kannſt du gleich nicht künſtlich ſingen,
Ein ſchöner Mund ſingt allzeit ſchön.

Der Ruhm.

Der Weiber zärtliche Verbrechen
Mit Strick und Dolch und Gift zu rächen,
Iſt etwas, das mir nicht gefällt:
Es iſt der Ruhm der alten Welt,
Den Nachbar alſo zu empfangen:
„Mein Weibchen wartet mit Verlangen.
„Gehn ſie hinein. Auf Widerſehn —
Dann zu des Nachbars Frau zu gehn:
Das iſt, wie mir die Leute ſagen,
Zur Zeit, in der man itzo lebt,
Der Ruhm, nach dem in unſern Tagen
Ein Ehmann ſtrebt.

Die

Die Augen ſittſam niederſchlagen,
Und niemals freye Scherze wagen,
Iſt etwas, das mir nicht gefällt;
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Mit Möpschen und mit Stutzern ſpielen,
Nach allen Mannsperſonen ſchielen,
Von allen angebethet ſeyn,
Und jedem Hoffnung zu verleihn:
Das iſt, wie mir die Leute ſagen,
Zur Zeit, in der man itzo lebt,
Der Ruhm, nach dem in unſern Tagen
Ein Mägdchen ſtrebt.

Vernünftig, aber wenig ſchreiben,
Auch bey dem Lob beſcheiden bleiben,
Iſt etwas, das mir nicht gefällt:
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Sein Buch, mit reich vergoldtem Rücken,
In groß Octav gedruckt erblicken,
Und ſich von krit'ſchem Stolze blähn,
Sich loben, ſonſten alles ſchmähn;
Das iſt, wie mir die Leute ſagen,
Zur Zeit, in der man itzo lebt,
Der Ruhm, nach dem in unſern Tagen
Ein Autor ſtrebt.

Sich um ſein Glück viel Mühe geben,
Und immer zwiſchen Sorgen leben,
Iſt etwas, das mir nicht gefällt:
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Verſteckt in angenehmen Gründen,
Die Schönheit der Natur empfinden,
Fern von der unglückſelgen Pracht,
Die ſtolze Reiche traurig macht;
Das iſt, — mit unſchuldsvollen Sitten,
Die Freyheit, Scherz und Ruh belebt,
Der Ruhm, nach dem in niedern Hütten
Ein Schäfer ſtrebt.

Durch Kummer, Arbeit und Beſchwerden
Der künftgen Welt bekannt zu werden,
Iſt etwas, das mir nicht gefällt:
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Vergnügt des Lebens zu genießen,
Nichts von des Nachruhms Träumen wiſſen,
Den Menſchen nützen und dabey
Nicht fragen, ob man ewig ſey;
Das Herz der Sterblichen zu heilen,
Das eitler Ruhmſucht Stolz erhebt;
Das iſt der Ruhm, nach dem bisweilen
Ein Weiſer ſtrebt.

Sich allen Jünglingen entziehen,
Die Klugen, wie die Narren fliehen,
Iſt etwas, das mir nicht gefällt:
Es iſt der Ruhm der alten Welt.
Mir oft mit zärtlich treuen Küſſen
Des Lebens Plagen zu verſüſſen,
Durch ſanftes Lächeln mich erfreun,
Mein Reichthum, Glück und alles ſeyn;
Sich niemals ſcheun vor eitlem Scheine,
Da wahre Tugend uns erhebt;
Das iſt der Ruhm, nach dem alleine
Mein Mägdchen ſtrebt.

Gedanken einer Schäferinn.

Hört meine Klagen, stille Haiden!
Springt, muntre Lämmer, durch das Gras!
Mich quält ein nie empfundnes Leiden;
Ich seufze, wünsch und weis nicht was.
Ich fühle niegewohnte Triebe,
Und mit Vergnügen fühl ich sie:
Betrügerischer Gott der Liebe,
Entfliehe, jetzund, oder nie!

Du borgst umsonst, uns zu berücken,
Den Namen kalter Freundlichkeit:
Du loderst doch aus allen Blicken,
Das Aug erklärt die Zärtlichkeit.
Ein Brand, der allzuweit gekommen,
Löscht sich mit allzugroßer Müh:
Ich spühre es, fast wär ich entglommen;
Entfliehe, itzund, oder nie!

Entwe-

Entweder bring mir, falſche Liebe,
Des alten Kaltſinns Zeit zurück;
Wo nicht, ſo macht, erhitzte Triebe,
Mein, und zugleich Myrtillens Glück!
Gib, daß mit unzertrennten Herzen
Die Zeit uns unzertrennt verflieh!
Geliebte Seufzer, ſanfte Schmerzen,
Entfliehet, jetzund, oder nie!

Ihr Blumen, Roſen, Veilchen, Nelken,
Der Schäferinnen Putz und Luſt!
Ich ſeh euch oft zu früh verwelken:
Ihr ſinkt verſchrumpft von meiner Bruſt.
Was wird im Alter mich vergnügen,
Wenn ich einmal, wie ihr, verblüh?
Der Lenz ermahnt uns im Verfliegen:
Gebraucht ihn jetzund oder nie!

Bringt, ſanfte Weſte, meine Klagen
Myrtillen ſäuſelnd zu Gehör!
Mein Mund weis ihm kein Wort zu ſagen;
Allein, das Aug ſagt deſto mehr.
In dieſem Buſche wird er weiden,
Und ſeinetwegen weid ich hie:
Sollt ich auch zehnmal heftiger leiden;
Käm er nur jetzund oder nie!

Was rauſchet? ja, er kömmt gegangen:
Wie ſpielt ſein feurig Auge nicht!
Was für ein Feuer ſchmückt die Wangen!
Wie blühend iſt nicht ſein Geſicht?
Wie wird mir? bleib ich? ſoll ich fliehen?
Ich kann nicht, ach! er kömmt zu früh!
Ich ſchmachte, Mund und Wangen glühen:
Er küßt mich, jetzund, oder nie.

Anrufung der Muſen.

Ihr ſo oft gerufne Mägdchen,
Die vom Pindus herzurufen,
Dichter ſich ſonſt heiſer ſchreyen,
Muſen, ich will euch nicht rufen:
Denn ihr ſeyd mir viel zu ernſthaft,
Denn ihr ſeyd ſchon alt und ſpröde.
Oefters, wenn euch Dichter rufen,
Komm ihr nicht, und laßt ſie rufen;
Und dann rufen ſie euch ängſtlich,
Und dann glauben ſie oft träumend,
Euch ſchon längſt gehaſcht zu haben,
Und dann ſingen ſie wie — —
Und dann werden ſie verhöhnet,
Muſen, ich will euch nicht rufen.
Jüngſtens wollt ich euch einſt rufen,
Und ich rief euch lang vergebens:
Endlich ſah ich eine Muſe,
Schlank von Gliedern, braun von Haaren,
Blau von Augen, ſchlau von Blicken,
Schön, ſo wie man Venus malet.
„Liebſte, ſprach ich, liebſte Muſe!
„Oefters hilfſt du Dichtern ſingen,

„Komm

„Komm und lehre mich nun ſingen!
Aber ſie fieng an zu lächeln,
Und ich fühlte neue Triebe,
Triebe, die ich nie gefühlet.
„Hylas, ſprach ſie, nein, du irrſt dich,
„Nein, du ſiehſt nun keine Muſe:
„Aber willſt du Lieder ſingen,
„O ſo nimm nur mich zur Muſe.
„Singe, aber nur vom Scherzen;
„Scherze, aber nur von Liebe,
„Liebe, aber nichts als Chloen.
„Niemand ſoll die Lieder hören,
„Niemand ſoll die Lieder loben,
„Niemand ſoll ſie dir belohnen:
„Ich allein will deine Lieder
„Hören, loben und belohnen.
„Haſt du ſo nicht Luſt zum ſingen?

An den Amor.

Du bist besungner Gott der Liebe,
Gott, den Dichter zärtlich ehren,
Den ich sonst vergnügt erhoben,
Jetzo laß mich mit dir zanken!
Ist denn dieß der Lohn der Lieder,
Die ich dir so oft geweihet?
Ist denn dieß der Lohn der Liebe,
Die ich Chloen zugeschworen?
Sonsten war ich frey und fröhlich:
Das Geschwätze müßiger Thoren,
Und die strengsten Sittenlehren,
Und die Predigten Tartüffens,
Und der finstern Weisen Schlüsse,
Und der ganze Schwarm der Sorgen
Konnten mich nicht traurig machen.
Und du, Vater aller Freuden,
Und du, Amor, machst mich traurig!
Seit als ich entfernt von Chloen,
Stunden und Minuten zähle,
Irr ich träumend hin und wieder,
Seufz ich öfter, als Tartüffe,
Seh ich finstrer aus, als Zeno.
Alles, was mich sonst vergnüget,
Kann die Sinne nicht erheitern.

Bey dem neubelaubten Frühling
Rieſen mich die jungen Weſte,
Die die Stauden ſanft durchſchlupfen,
Mich im Thale zu ergötzen;
Aber ich blieb immer traurig.
Damon, der mit ſchlauen Scherzen
Sonſt der Thoren Schwarm vertreibet,
Damon, der mich oft vergnügte,
Rief mir zu mit heitern Minen:
Aber ich blieb immer traurig.
Selbſt der Bändiger der Sorgen,
Selbſt der mächtige Lyäus,
Winkte mir mit vollem Weinglas:
Aber ich blieb immer traurig.
Amor, Urſprung meiner Schmerzen,
Eile, ſie hinweg zu treiben!
Bringe Chloen bald zurücke;
Mach mich wieder froh und munter;
Oder ich will nicht mehr ſingen,
Oder ich will, ſtatt der Oden,
Nach der Art der Miethpoeten,
Leich, und Hochzeitverſe dichten;
Und dich lächerlich zu machen,
Will ich dich, wie Neukirch, loben.

Der Trinker.

Die Herrſchaft zarter Triebe,
Wirkt Gram und Pein;
Ein Buhler ſeufzt vor Liebe:
Ich lache beym Wein.

Verwegne Helden trachten
Berühmt zu ſeyn;
Sie ſterben in den Schlachten:
Ich lebe beym Wein.

Trax Wünſchen und Ergötzen
Iſt reich zu ſeyn;
Er hungert bey den Schätzen;
Ich ſchmauſe beym Wein.

Der Weisheit ſtolzer Schimmer,
Nimmt Zenon ein;
Er demonſtriret immer:
Ich ſcherze beym Wein.

Die Wahrheit zu ergründen,
Mag mühſam ſeyn.
Mir iſt ſie leicht zu finden:
Sie wohnet im Wein.

Stax theilet leere Reime
In Zeilen ein;
Ich laß ihm ſeine Träume,
Und lache beym Wein.

An den Schlaf.

An feuchten Schatten ſinkt verhüllt
Der Schlaf hernieder;
Komm, Schlaf, und zeige mir das Bild
Der braunen Chloris wieder.

Mein vorig Glück empfand ich kaum,
So wars verſchwunden;
Faſt weis ich nicht, hab ichs im Traum,
Hab ichs im Ernſt empfunden.

Wohin iſt jene frohe Zeit,
Und Chloens Küſſe?
Ach, nur umſonſt denk ich ſo weit!
Genug, ſie waren ſüſſe.

Sie ſind, wie Träume, ſchon vorbey,
Die ſtets betriegen.
O möcht nur ihre Schmeicheley
Mich ewig, ewig wiegen!

Ihr Träume ſucht, das vorge Glück
In ſüßen Bildern,
Und meiner Chloris heitern Blick
Im Schlaf mir abzuſchildern!

Eilt dann, und flieget hin zu ihr,
Wie meine Triebe;
Sie träum, und träume nur von mir,
Und meiner treuen Liebe!

Wie glücklich fleht ich dich nicht an
Könnt ich nur wiſſen,
Sie würde mich, verſtellt vom Wahn,
Vergnügt im Traume küſſen!

An die Muſe.

Wehet den kühlenden Thau, den uns der Morgen ſchickt,
Von den Roſen herab, die ſtill im Thale blühn,
Weſte! ſcherzende Weſte!
Rauſchet vergnügt durch das zitternde Laub!

Sing Empfindung und Luſt, ſing, frohe Nachtigall!
Rufe ſchmachtend verliebt, Liebe dem Gatten zu!
Sing die Schmerzen der Liebe!
Sing ihre Freuden, wenn er ſich dir naht!

In dem einſamen Thal hört dir die Muſe zu:
Lauſchend lehnet ſie ſich auf ihre Leyer hin:
Deine Lieder zu hören,
Schweigt ſie; mit ihr ſchweigt das einſame Thal.

Amor ſcherzet mit ihr: nachläßig hingelehnt,
Gräbt ſie mit ſeinem Pfeil, den er ihr lächelnd reicht,
Sanfte zärtliche Lieder
Tief in den Stamm junger Linden ein.

Muſe, die du mit Laub, das keine Zeit verzehrt,
Deine Dichter bekrönſt und Mägdchen ewig machſt,
Grab auch Lalagens Namen
Tief in den Stamm junger Linden ein!

An Chloen.

Nichts unterbreche hier die ſtille heilge Nacht,
Als, Nachtigall, dein Lied und mein verliebtes Leiden!
Wie reizend rauſcht der Weſt! Die Welt iſt für die Freuden,
Doch ich bin nicht für ſie gemacht.

Zu einer ſchlimmen Zeit in dieſe Welt verſetzt,
Von Chloens Küſſen fern, iſt einſam, ungenoſſen
Der Jugend traurge Zeit mir unvermerkt verfloſſen,
Nur, Dichtkunſt! nur durch dich ergötzt.

Durch dich erhöht der Geiſt ſich über ſeinen Schmerz;
Es trocknen nach und nach der Wehmuth Thränen wieder.
Nun zürn ich nicht, o Glück! du giebſt mir ſanfte Lieder,
Und meiner Chloen zärtlich Herz.

Sie liebt mich — dieß iſt gnug, nie unbeglückt zu ſeyn!
Stets ſah ich ſie vor mir, verſenkt in ſtillem Sehnen.
Ich will, geliebtes Kind! ich will ſtatt meiner Thränen,
Dir ewge treue Lieder weihn.

Fern von der Höfe Pracht, lockt meiner Lieder Ton
Die Nymphen aus dem Buſch zu leicht verſchlungnen Reyhen.
Vergnügt vergangne Zeit empfind ich hier vom neuen,
Und dich, o künftge, ſeh ich ſchon.

So

So öffnet lächelnd ſich der Roſen ſchlummernd Haupt,
Des Morgens ſüßen Thau ſanft lechzend zu empfangen:
So lächelt' einſt ihr Mund, ſo glühten ihre Wangen,
Als ſie mir einen Kuß erlaubt.

Wann mich die günſtge Zeit der Nachwelt übergiebt,
O ſo beneiden dich der künftgen Schönen Triebe:
Wie ſchön war Chloe wohl! wie zärtlich ſeine Liebe!
Ich ſelbſt, ich hätt ihn auch geliebt!

Ein Jüngling findet einſt der Lieder Ueberreſt;
Er ſagt alsdann gerührt von traurig ſanften Tönen:
Unglücklicher! — auch dir hat edle Schwermuth Thränen,
Verliebte Thränen ausgepreßt!

So, Hebrus! lag bey dir am klagerfüllten Strand
Des Dichters Leyer da, der an dem Styx geſungen,
Und ſelbſt dem ſchwarzen Styx Mitleiden abgezwungen,
Doch nicht bey zorngen Schönen fand.

Die Saiten zitterten, mit halbgebrochnem Ton,
Von dir, Euridice, von dem gewohnten Namen:
Als Wirbelwinde bald, ſie zu erheben, kamen;
Und unter Sternen glänzt ſie ſchon.

Nach ihr ſieht, durch die Nacht, wachſamer Weiſen Blick:
Ihr Fleiß bemerket noch der Dichtkunſt Lohn vom weiten.
Hier ſtrahlt ihr ewges Licht! Nur gab ſie einſt vor Zeiten
Apollo dir, Horaz, zurück.

Das warnende Mägdchen.

Mägdchen! in den Wäldern nehmt euch wohl in Acht!
Neulich saß ich da bey meinen Schafen:
Da die Nacht
Alles still gemacht,
War ich ganz ermüdet eingeschlafen.

Amor lief im Busch verirrt; so träumte mir.
Flieh, so sprach ich, flieh von meinem Herzen!
Flieh von hier!
Niemals trau ich dir,
Bloß von Fernen will ich mit dir scherzen.

Sieh, wie meine Flügel naß vom Thaue sind,
Sprach der kleine Schalk mit falschem Weinen:
Ich bin blind,
Ach, ich armes Kind!
Leite meinen Schritt aus diesen Haynen!

Mitleidsvoll mich nähernd, ach! wie fühlt ich da
Ein, ich weis nicht was, im Herzen glühen!
Eh ichs sah
Kam ich ihm zu nah;
Ach da wars zu spät, zu spät zum Fliehen!

Amor, der Verräther, traf mein Herz geſchwind:
Ganz betroffen ſtund ich in Gedanken.
Böſes Kind!
Biſt du ſo geſinnt?
Fing ich mit ihm weinend an zu zanken.

Kaum konnt ich mehr reden, Stim̃ und Arm ward ſchwach.
Doch wir rungen immer mit einander:
Aber ach!
Plötzlich ward ich wach,
Und in meinem Arm lag Sylvander.

Das Kind.

Jüngſt lief die kleine Sylvia
Mit Weinen ſchluchzend zur Mama,
O Weh! Wie hab ich mich geſtochen!
Es blutet, ſehn ſie nur Mama!
Mich ſtach ein Dorn, den ich nicht ſah,
Als ich dort Roſen abgebrochen.

Ich weis, wie ſchlimm die Mägdchen ſind,
Sprach drauf die Mutter zu dem Kind;
Es wird ſchon heilen, thu beſcheiden.
Die Roſe blühet ſchön! allein
Sie kann nicht ohne Dornen ſeyn,
Und ſo ſind auch der Liebe Freuden.

Jetzt ſchweigſt du noch gelaſſen ſtill,
Du weißt nicht, was ich ſagen will:
Du wirſt es nur zu bald erfahren.
O wie gefährlich wirſt du ſeyn!
Gefällig, munter, ſchalkhaft, fein,
Mit blauem Aug und braunen Haaren!

Thut dir ein Dornenſtich ſo weh,
Daß ich dich troſtlos weinen ſeh;
Was wird nicht erſt dein ſanftes Lachen,
Dein ſchlauer Blick, dein feiner Scherz,
Dein muntrer Geiſt, dein zärtlich Herz,
Den Jünglingen für Schmerzen machen!

Empfindungen einer Schäferinn.

Ich will von Liebe nichts mehr wiſſen;
Die Sprödigkeit ſey meine Pflicht!
Aus Freundſchaft darf mich Thirſis küſſen:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Roth werd ich, wenn ich ihn erblicke;
Ich ſeufze, wenn man von ihm ſpricht;
Oft flieh ich ihn, und ſeh zurücke:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Im tiefſten Hayn bey meinen Heerden,
Den nie des Tages Strahl durchbricht,
Schlief ich jüngſt ein, geweckt zu werden:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Jüngſt gieng ich irr, bloß weil ich wollte,
Im ſtillen Wald bey Mondenlicht,
Daß mich mein Schäfer ſuchen ſollte:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Ich ſtehe traurig in Gedanken,
Wann er mit andern Mägdchen ſpricht;
Bald möcht ich weinen und bald zanken:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Den Strauß, den Thirſis mir gebunden,
Küßt ich und drückt ihn an mein Herz:
Da weis ich nicht, was ich empfunden:
Doch das war weiter nichts, als Scherz.

Muß er aus unſern Fluren gehen,
Wie lange wird mir da die Zeit!
Wie hüpft mein Herz beym Wiederſehen!
Doch das iſt nichts, als Zärtlichkeit.

Jüngſt küßt er mich; in meinem Herzen
Schlich ſich ein heimlich Feuer ein,
Ich weis nicht, was für ſanfte Schmerzen!
Ach! ſollte dieſes Liebe ſeyn?

Der Morgen.

Komm, heiter wie der Morgen,
Der auf den Hügeln lacht!
Der liebe ſüße Sorgen
Verlängerten die Nacht.
Komm, Doris! ſieh von fernen
Die Morgenröthe glühn:
Sieh, mit den blaſſen Sternen,
Nacht, Gram und Kummer fliehn!

Vom ſtillen Thau gekühlet,
Erwartet uns das Thal;
Was lebt, wird reg' und fühlet
Der liebe ſüße Qual.
Laß uns der Stadt entfliehen;
Die Freude winkt uns zu:
Hier ſiehſt du Roſen blühen,
Unſchuldig ſchön, wie du.

Die

Die Stunden ſind verloren,
Die wir der Luſt nicht weihn;
Du ſey'ſt zum Glück gebohren,
Sagt dir der ganze Hayn.
Mein Lied und unſre Triebe
Singt Echo leiſe nach.
Von Liebe, nur von Liebe,
Schwätzt murmelnd jener Bach.

Bedaur'ſt du nicht die Nelken,
Die dort dein Aug erblickt?
Sie ſinken, ſie verwelken,
Betrübt und ungepflückt.
Was nützt das Glück des Lebens,
Wenn man es nicht genießt?
Die Jugend blüht vergebens,
Betrübt und ungeküßt.

O Doris, laß die Thoren
Uns ſchelten, ſauer ſehn!
Weil ſie dieß Glück verlohren,
Lehr ſie die Rachſucht ſchmähn.
Du kannſt hier Täubchen ſehen;
Sie ſchnäbeln ſich im Hayn:
Du hörſt von fern die Krähen
Mit heiſ'rer Stimme ſchreyn.

Ihr Schmähn, ihr Prophezeyen,
Stört nicht der Täubchen Ruh:
Sie laſſen zanken, ſchreyen,
Und küſſen immer zu.
Umwölkt von Finſterniſſen,
Hat noch kein Thor geſchmeckt,
Was in unſchuld'gen Küſſen
Für eine Wolluſt ſteckt.

Laß ſtolze Fürſten ſtreiten,
Und prächtig elend ſeyn!
Zu wahren Zärtlichkeiten
Bleibt ſtets ihr Herz zu klein.
Dem Schönſten aller Triebe
Will ich die Jugend weihn;
Ich küſſe, was ich liebe:
Die ganze Welt iſt mein.

Der Wahrſager.

Du ſtehſt mit aufmerkſamem Blick,
Ich ſoll dein künftiges Geſchick
Dir, Doris, prophezeyhn.
Verfloßne Zeit kömmt nicht zurück;
Umſonſt iſts, ſie bereun.
Dir lacht vielleicht ein künft'ges Glück;
Doch das iſt noch nicht dein.
O Doris, dieſer Augenblick
Gehört uns nur allein;
O laß uns dieſen Augenblick,
Den kurzen ſüßen Augenblick,
Dem Glück der Liebe weihn!

Ich weis nicht was.

Ich weis nicht, was mir fehlt, Mama!
Ich bin nicht mehr, wie sonst die Kinder;
Seit ich den jungen Damen sah,
Hebt sich mein Herz und pocht geschwinder;
O woher kömmt wohl das?
Ich mag nicht mehr mit Puppen spielen;
Man kanns nicht sagen, nein, nur fühlen:
Es fehlet mir, ich weis nicht was.

Cephise reizt ein Stutzerheer
Mit frechen, buhlerischen Blicken.
Liebäugelt sie auch noch so sehr;
Mich wird sie nimmermehr entzücken:
O woher kömmt wohl das?
Sie scherzt voll jugendlicher Hitze;
Es fehlt ihr nicht an Reiz und Witze:
Es fehlt ihr nur, ich weis nicht was.

Wer trägt ſich beſſer, als Cleanth,
Den unſre Schönen witzig nennen?
Der ganzen Stadt iſt er bekannt;
Nur ich verlang ihn nicht zu kennen:
O woher kömmt wohl das?
Er weis die Weſten auszubreiten;
Es fehlt ihm nicht an Artigkeiten:
Es fehlt ihm nur, ich weis nicht was.

Nerine reizt, ich wills geſtehn,
Auf daß ich ihren Werth erzähle,
Sie iſt voll Anmuth, jung und ſchön,
Schön wie ein Bild, doch ohne Seele:
O woher kömmt wohl das?
Wann Witz und Reizungen ſich trennen,
Fehlt allzeit ein •• man kanns nicht nennen,
Fehlt allezeit •• ich weis nicht was.

Mein Mädchen fragte mich jüngſthin,
Warum ich zärtlich, ſchüchtern, blöde,
Wann ich alleine mit ihr bin,
Beſtändig ſeufze, wenig rede:
O woher kömmt wohl das?
O Doris, ſoll ich dir es klagen?
Es fehlet mir •• ich darfs nicht ſagen,
Es fehlet mir •• du weiſt ſchon was.

Ich weis nicht wie.

Stolz auf der ernſten Weisheit Gründe,
Sah' ich die reizende Celinde,
Und mit Vergnügen ſah ich ſie.
Bald fühlt ich ungewohnte Triebe;
Du ſiegteſt endlich, mächt'ge Liebe,
Ich weis nicht wie.

Die junge Phillis reizt vor allen:
Doch ſie will allzuſehr gefallen;
Sie giebt ſich allzu viele Müh;
Sie macht gezwungene Geberden:
Sie wird bald unerträglich werden,
Ich weis nicht wie.

Amint ſpielt anfangs mit Vergnügen,
Verſucht es oft, läßt ſich betrügen,
Und ändert ſeine Neigung nie.
Zuletzt wird er durch Schaden klüger,
Und vom Betrognen zum Betrüger,
Ich weis nicht wie.

Es rühmt die Welt Dorantens Schriften;
Doch er will noch ein Denkmaal ſtiften;
Die Reimſucht macht ihm neue Müh:
Er denket ſeichter, ſchreibet ſchlechter;
Der große Mann wird zum Gelächter,
Ich weis nicht wie.

Cleanth gefällt, er wird erhoben,
Und wer ihn ſieht, der muß ihn loben:
Doch lobt man ihn nicht allzu früh?
Lob iſt dem Hochmuth zu gefährlich;
Er wird bald thöricht und beſchwerlich,
Ich weis nicht wie.

Philine ſprach: bey dieſer Linden
Sollſt du mich heut alleine finden;
Doch nur umſonſt erwart ich ſie.
Wirſt du dein Wort noch einmal brechen,
Alsdann will ich mich an dir rächen,
Ich weis ſchon wie.

Die Zeit wirds lehren.

Daß Damon heute glücklich iſt,
Der Silvien als Ehmann küßt,
Das läßt ſich hören.
Doch wird er ſtets ſo glücklich ſeyn
Und niemals ſeine Wahl bereun?
Die Zeit wirds lehren.

Daß Thoren ſich im Golde blähn,
Die wir verſchmäht und arm geſehn,
Das läßt ſich hören.
Bringt ſie das wandelbare Glück
Nicht in den vor'gen Stand zurück?
Die Zeit wirds lehren.

Daß Doris in der Kindheit Zeit,
Wenn man ſie küſſen will, noch ſchreyt,
Das läßt ſich hören.
Wird ſie wohl achtzehn jährig ſeyn,
Und auch alsdann beym Küſſen ſchreyn?
Die Zeit wirds lehren.

Daß Meys ſich einen Dichter glaubt,
Das hat ihm Stentors Lob erlaubt;
Es läßt ſich hören.
Ob ihn vielleicht die künft'ge Welt
Auch noch für einen Dichter hält?
Die Zeit wirds lehren.

Daß mich Philinens Reiz beſiegt,
Und mich ihr ſüßer Kuß vergnügt,
Das läßt ſich hören.
Liebt ſie mich allezeit allein?
Wird ihre Gunſt beſtändig ſeyn?
Die Zeit wirds lehren.

Die verkleidete Liebe.

Den Feſſeln trügeriſcher Triebe
Entreißt ſich mein gequältes Herz:
Zwar deine Luſt iſt groß, o Liebe,
Jedoch noch größer iſt dein Schmerz!

Du giebſt für tauſend traurge Stunden
Kaum einen freudgen Augenblick!
Dein ſchönſtes Glück iſt bald verſchwunden,
Und Schmerz und Reue bleibt zurück.

O Freundſchaft, Quell erhabner Triebe!
Dir folgen iſt der Menſchheit Pflicht:
Du haſt die Reizungen der Liebe,
Und ihre Schmerzen haſt du nicht.

Schon ſeh ich dich vom Himmel fliegen;
Komm, Göttinn, fülle meine Bruſt!
Sie kömmt, geſchmückt mit Chloens Zügen,
Aus ihren Blicken lacht die Luſt.

Es fliehen Unmuth und Beſchwerden,
Und die Natur erheitert ſich.
Komm, Kind des Himmels, Luſt der Erden,
O Freundſchaft, ich umarme dich!

Doch welchen Schmerz fühl ich entſtehen?
Und welchen Pfeil ſeh ich bereit? —
Was ich für Freundſchaft angeſehen,
War Amor in der Freundſchaft Kleid.

Der Philoſoph.

Ihr Freunde, flieht des Lebens Freuden,
Die ſich, wie Dünſte ſchnell zerſtreun!
Nun will ich Scherz und Wolluſt meiden,
Ein ſtrenger Philoſoph zu ſeyn.
Bald wird der reife Sommer glühen;
Das Veilchen, das kaum aufgeblüht,
Verwelkt ſchon, da der Frühling flieht;
Verlohnte ſichs der Müh zu blühen?

Das Kind begrüßt die Welt mit Thränen;
Bald quält es ſtürmiſch der Pedant;
Der Jüngling rennet nach den Schönen,
Verliebt in allzuſüßen Tand.
Der Mann wird ſtolz nach Ehre ſtreben,
Die er ſo ſelten doch erwirbt;
Der Greis wird geizig, zanket, ſtirbt;
Verlohnte ſichs der Müh zu leben?

Man liebt, das Mägdchen ſtellt ſich blöde,
Und quält verweigernd ſich und euch:
Zeit und Geduld erweicht die Spröde;
Da regt ſich die Verleumdung gleich.
Man folgt zuletzt erhitzten Trieben;
Kaum fühlt man recht, wie ſüß es ſey:
So wird das Mägdchen ungetreu:
Verlohnte ſichs der Müh zu lieben?

Man ſeufzt nach einem frohen Tage,
Und nimmt ein Weib nach langem Freyn:
Doch ach! bald kömmt des Ehſtands Plage;
Das Weibchen zankt, die Kinder ſchreyn.
Ihr Tod ſtillt unſern Wunſch von neuen;
Sie ſtirbt, da dringt nach langer Pein
Der zweyte frohe Tag herein:
Verlohnte ſichs der Müh zu freyen?

Man ſchreibt, es ſeufzen Pult und Preſſen;
Bald ſchimpft die muthige Kritik:
Ihr Schimpfen wird zuletzt vergeſſen,
Und mit ihm unſer Meiſterſtück.
Kaum denkt man: nun wirds ewig bleiben;
So nimmts die Heringskrämerinn,
Und wirfts zu Stentors Schriften hin;
Verlohnte ſichs der Müh zu ſchreiben?

Erinnerung an Phillis.

Flieh, prächt'ger Freuden ſatt,
Mein Geiſt, entflieh der Stadt!
Im ſtolz geſchmückten Saal
Wohnt Unruh, Sorg und Qual:
Die Ruh wohnt hier im Thal.

Tönt, Lieder, ungeſtöhrt,
Hier, wo kein Thor mich hört!
Komm, Zephir! wehe du
Mir ſtille Luſt und Ruh,
Mit leichten Schwingen, zu.

Hier wend' ich Blick und Sinn
Nach jener Gegend hin,
Wo Phillis itzt vielleicht,
Wann ſie den Wald durchſtreicht,
Dianens Nymphen gleicht.

Dort war es, an dem Strand,
Daß ich ſie ſchlafend fand;
Dort, wo der ſeichte Fluß
Sich ſeitwärts lenken muß,
Raubt ich den erſten Kuß.

Jetzt ſitz' ich hier allein,
Entfernt von Scherz und Wein.
Mein Eigenſinn vergällt
Mir alles, was die Welt
Der Wünſche würdig hält.

Der Schönen ſtolz Geſchlecht
Iſt meiſtens ungerecht.
Umſonſt iſt alle Müh:
Ein Kluger rührt ſie nie,
Ein Geck bezaubert ſie.

So ſchön, als Phillis war,
Mit ſchwarzen Aug und Haar,
Mit ſchmachtend ſanftem Blick,
Giebt mir mein künftig Glück
Kein Mägdchen mehr zurück:

So ſtill, als dieſe Flur,
So ſchön, als die Natur,
So blühend, als der May,
Von Gram und Falſchheit frey,
Schlau, munter — und doch treu.

O könnt es doch geſchehn,
Sie noch einmal zu ſehn!
Dann reizt mich Scherz und Wein.
Dann wird im ſtillen Hayn
Der Frühling ſchöner ſeyn.

Ihr Vögel, die ſo leicht
Die dünne Luft durchſtreicht!
Verweilt nicht länger hier!
Flieht hin, und ſaget ihr:
Dein Thirſis ſeufzt nach dir!

Prophezeyhungen.

Es floh Belisens erste Jugend,
Geweiht dem Ernst und spröder Tugend;
Es war umsonst, nach ihr zu freyn.
Sie wird, wenn Lenz und Reiz verschwinden,
Selbst Freyer suchen und nicht finden:
Das kann ich prophezeyhn.

Mops macht verzweifelnde Geberden;
Der Mann will eifersüchtig werden,
Und schließt sein junges Weibchen ein.
Sonst war sie keusch; nun wird sie lachen,
Und was er fürchtet wirklich machen;
Das kann ich prophezeyhn.

Sylvander will Phylinen küssen;
„Nun, ruhn Sie, bald wird michs verdriessen.
„Die Leute sehns, ich werde schreyn.
Daß ihre Sprödigkeit verschwindet,
Wenn er im Busch allein sie findet;
Das kann ich prophezeyhn.

Thrax ſingt anakreontſche Lieder;
Es gellen uns die Ohren wieder
Von Wein und Liebe, von Lieb und Wein.
Er wird, ſo ſchlecht ſein Lied geweſen,
Noch Gecken finden, die ihn leſen;
Das kann ich prophezeyhn.

Werd ich mein Mägdchen morgen ſehen!
Das weis ich nicht, es kann geſchehen:
Doch ſcheint es ungewiß zu ſeyn.
Nur das kann ich zum voraus wiſſen,
Wenn ich ſie ſeh, will ich ſie küſſen:
Das kann ich prophezeyhn.

Der fröhliche Dichter.

Schweigt nicht mehr, ihr ſanften Töne,
Sonſt der lächelnden Climene
Und der Fröhlichkeit geweihet!
Faſt hätt ich euch ganz vergeſſen,
Unter traurigen Cypreſſen,
In betrübter Einſamkeit.

Aber wollt ihr einen Weiſen,
Wollt ihr einen Helden preiſen?
Nein, hierzu ſeyd ihr zu ſchwach.
Eilt mit glücklich kühnen Flügeln
Nach des Pindus ſteilen Hügeln,
Dichter! eilt dem Pindar nach!

Ich will hier im Thale ſitzen,
Und euch auf den gähen Spitzen
Ohne Neid von ferne ſehn;
Und die Einfalt ſtiller Haiden
Und der Liebe ſanfte Freuden
Mit gedämpftem Ton erhöhn.

Von der Liebe ſüßen Schmerzen,
Von dem Glück verbundner Herzen,
Goldner Zeiten Ebenbild,
Sing ich! junge Nymphen lauſchen;
Leichter Blätter ſanftes Rauſchen
Zeigt den Buſch, der ſie verhüllt.

Bey des Erdballs erſter Jugend,
Nennte man die Freude Tugend,
Und die Wolluſt Zärtlichkeit.
Ohne Kummer, ohne Klage
Flohn des Lebens ruhge Tage,
Und nicht einer ward bereut.

Amor ließ zur Welt ſich nieder;
Er nur hat vergnügte Lieder
Frohe Sterbliche gelehrt,
Eh des Pindus ſteile Höhen
Junger Lorbeern Grün geſehen,
Junger Muſen Lied gehört.

Kommt zurück, vergnügte Sitten!
Wohnt ihr in der Schäfer Hütten?
Nein, auch dort ſeyd ihr nicht mehr.
Wohin ſoll mein Blick ſich wenden?
Ach! es herrſcht in allen Ständen
Schwarzer Sorgen ſtürmiſch Heer.

Nur den Weiſen fliehn die Sorgen;
Heiter findet ihn der Morgen,
Heiter findet ihn die Nacht.
Ihm nur iſt vom Glück gegeben,
Froh zu ſterben, froh zu leben:
Alles ſteht in ſeiner Macht.

Preſſen auch der Menſchheit Triebe,
Preßt der Zug erhabner Liebe
Seufzer aus der edlen Bruſt:
Damon, wirklich große Herzen
Sind noch glücklicher in Schmerzen,
Als der Thor bey ſeiner Luſt.

Ohne Stolz ſein Glück ertragen,
In dem Unglück nicht verzagen,
Iſt ſein Ruhm und ſeine Pflicht.
Wenn bey rächenden Gewittern
Erde, Meer und Himmel zittern,
Zittert nur der Weiſe nicht:

Wenn ſich auch die Wellen thürmen,
Und der Nord mit zornen Stürmen
Zu der Schiffer Furcht regiert,
Die von Angſt dem Tage fluchen,
Der ſie, fremdes Gold zu ſuchen,
Von dem ſichern Strand geführt.

Der ſchlafende Amor.

Jüngſt gieng ich, mit Celinden,
In jenen ruhgen Gründen,
Der Unſchuld Vaterland.
Wir wollten Veilchen ſuchen,
Als ſie bey ſtillen Buchen
Den Amor ſchlafend fand.

Rauſcht nicht zu ſtark, ihr Winde!
Weht ihm nur ganz gelinde
Ruh, Luſt und Schlummer zu!
Laß uns aus dieſen Sträuchen
Ganz leiſe rückwärts ſchleichen;
Stöhr ihn nicht in der Ruh;

So ſprach ich, doch Celinde
Rief: o vor dieſem Kinde
Bin ich in Sicherheit.
Mich ſoll es nie betrügen;
O Freyheit, mein Vergnügen!
Dir bleibt mein Herz geweiht!

Flieh nach der lauten Rede,
Flieh, ſtolze, kleine Spröde,
Flieh ſchleunig, er erwacht:
Er zielt und trifft geſchwinde;
Du biſt verwund't, Celinde;
Nun fühlſt du ſeine Macht.

Ihr Mägdchen, folgt dem Triebe
Der ſchmeichelhaften Liebe;
Vergebens flieht ihr ſie.
Sie weis in allen Fällen
Sich liſtig zu verſtellen,
Und Amor ſchlummert nie.

Ihr dürft zwar ſpröde ſcheinen,
Und was ihr wünſcht, verneinen;
Doch nehmt euch wohl in Acht.
Singt zu der Freyheit Preiſe;
Doch ſinget nur ganz leiſe,
Das Amor nicht erwacht.

Der Eigensinnige.

Daß Doris immer spröde bleibt,
Und sich bey meinen Küssen sträubt,
Vermindert alle meine Freuden.
Daß Sylvia, die häßlich ist,
Sich schrecklich sträubt, wenn man sie küßt,
Das kann ich leiden.

Mops glaubt, weil seine Frau nicht schmählt,
Daß sonst ihr keine Tugend fehlt,
Stets bleibt sie gegen ihn bescheiden:
Doch, daß sie manchen Stutzer küßt? —
Wenn er nur nicht zugegen ist,
Das kann er leiden.

Thrax glaubt, ein großer Mann zu seyn;
Der Thor sagt ja, der Kluge nein;
Ich will ihn eben nicht beneiden.
Das kleine Narren ihn erhöhn,
Weil sie an ihm den Größern sehn,
Das kann ich leiden.

Wenn man Philinen küſſen will,
So ſchreyt ſie, niemals hält ſie ſtill,
Und ſchwört, ſie will die Küſſe meiden:
Doch wenn man ihrem Schwur nicht glaubt,
Und unerbethne Küſſe raubt,
Das kann ſie leiden.

Wenn nur dem klugen Theil der Welt
Mein Leben und mein Lied gefällt,
Man kann nicht allen Tadel meiden;
Daß Orgon finſtre Minen macht,
Tartüffe ſeufzt, und Midas lacht,
Das kann ich leiden.

Weil Doris mich gewählet hat,
So redet ſchon die ganze Stadt
Mit Neid und Spotte von uns beyden:
Wir küſſen uns und ſchweigen ſtill;
Die Stadt mag denken, was ſie will,
Ich kann es leiden.

Wünsche.

Die Mode, Wünsche herzusagen,
Ist zwar ein wenig abgetragen;
Das ist schon wahr.
Doch wag ichs? singt mit mir, ihr Brüder!
O woher nehm ich neue Lieder
Zum neuen Jahr?

Wann Thoren reich im Golde starren,
Dann hält kein Mensch sie mehr für Narren,
Das ist schon wahr.
Wünscht allen Weisen gute Schneider,
Und armen Dichtern bessre Kleider
Zum Neuenjahr.

Daß wir bey Moysens stolzem Brüsten
Ihn reich und vornehm glauben müßten,
Das ist schon wahr:
Doch Gläubiger sind bessre Kenner;
Wünscht ihm Credit, dem hohen Gönner,
Zum Neuenjahr.

Thyrsis reimt, ſtreicht aus, verbeſſert wieder,
Und ſchreibt ſehr mühſam ſchlechte Lieder;
Das iſt ſchon wahr.
Sein Geiſt hat gar zu enge Schranken,
Und wer ihn lieſt, wünſcht ihm Gedanken
Zum Neuenjahr.

Es freyet Polidor Meliſſen;
Er wird ein reizend Mägdchen küſſen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch ſie hat gar zu viele Freunde;
Ich gönn ſie meinem ärgſten Feinde
Zum Neuenjahr.

Herr Muffel kann uns viel erzählen,
Und ſchrecklich auf die Sünde ſchmählen;
Das iſt ſchon wahr:
Wir wünſchen, um uns zu belehren,
Nur mehr Exempel, weniger Lehren,
Zum Neuenjahr.

Jeſmin kann artig Scherz und Lachen
Und Staat mit ſeiner Weſte machen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch Mägdchen, laßt euch nicht erbitten:
Wünſcht ihm Verſtand und gute Sitten
Zum Neuenjahr.

Philint hat wirklich viel geleſen,
Gelehrt iſt er vorlängſt geweſen;
Das iſt ſchon wahr:
Vernünftig wird die Zeit ihn machen;
Wünſcht ihm Geſchmack, an ſtatt zu lachen,
Zum Neuenjahr.

Cornuten muß man ſeine Freuden,
Wenn man ſein Weibchen ſieht, beneiden;
Das iſt ſchon wahr:
Wer ſie recht kennt und ihr Betragen,
Wünſcht ihm Geduld, ſein Joch zu tragen,
Zum Neuenjahr.

Daß Reimer, ſtolz auf Träumereyen,
Oft nach den griechſchen Muſen ſchreyen;
Das iſt ſchon wahr:
Uns Dichtern wünſch ich junge Muſen
Von braunem Haar, von ſchönem Buſen,
Zum Neuenjahr.

Die Freyheit.

Deine Herrſchaft, meine Liebe,
Spröde Chloris, ſind vorbey:
Knechte trügeriſcher Triebe,
Liebet, ſchmachtet! ich bin frey.

Wahr iſts, deiner ſüßen Blicke
Liebenswürdge Schmeicheley
Zieht noch oft mein Herz zurücke;
Doch vergebens; ich bin frey.

Du biſt ſchöner, als der Morgen;
Du biſt heiter, wie der May:
Doch der Liebe Gram und Sorgen
Sind zu ſchmerzhaft; ich bin frey.

Stell dich freundlich, ſtell dich ſpröde;
Alles iſt mir einerley.
Oefters, wenn ich mit dir rede,
Werd ich roth; doch ich bin frey.

Du verlachteſt ſonſt mein Sehnen,
Du verſchmähteſt meine Treu;
Warum flieſſt ihr noch, ihr Thränen?
Flieſſt nicht länger! ich bin frey.

Glücklich iſt, wer dich erblicket,
Süß iſt deine Sklaverey;
Glücklich, wer ans Herz dich drücket,
Wer dich küßt — Ach! ich bin frey.

Seufzend flieh ich, ſanfte Liebe,
Deine ſüße Tyranney!
Doch was fühlt mein Herz für Triebe,
Wenn mein Mund ſingt: ich bin frey?

Glaubſt du, Chloris, daß mein Klagen
Nicht der Liebe Zeugniß ſey?
Würd ichs wohl ſo vielmal ſagen,
Wär mein Herz vollkommen frey?

Mirtillens Abſchied.

Klagt mit mir, ihr ſtillen Felder!
Klagt mit mir, der Frühling flieht!
In den Thälern, bey den Linden,
Kann kein Zephir Floren finden,
Er verläßt die Roſe, die verblüht.

Flüchtig, gleich den Frühlingstagen,
Iſt mein ganzes Glück entflohn.
Doch verſtummet, ſanfte Triebe!
Blinde Gottheit! falſche Liebe!
Iſt dann dieß der Treue letzter Lohn?

Lebet wohl, geliebte Heerden!
Weg mit Kranz und Hirtenſtab!
Lebet wohl, vergnügte Hayne!
Troſtlos, traurig und alleine,
Flieht Mirtill und ſucht ein fernes Grab.

Nymphen, die mit friſchen Roſen
Oft ſein junges Haupt bekrönt!
Nur bekränzet von Cypreſſen,
Flieht er jetzt und will vergeſſen,
Daß ſein Lied von Chloris Lob ertönt.

Iſt noch einer von den Hirten,
Der gleich mir unglücklich liebt?
Denket an mich, eine Zähre
Iſt der Lohn, den ich begehre,
Den mir frommer Treue Wehmuth giebt.

Lebet wohl, ihr Schäferinnen,
Denen ſonſt mein Lied gefiel!
Lebet wohl, ihr ſüße Stunden!
Wenige hab ich empfunden,
Und der traurigen nur allzuviel.

Niemand wird mehr an mich denken,
Als bey Mitternacht vielleicht,
Wann mein Geiſt beym Mondenſcheine,
Tief im ſchauervollen Hayne,
Blaß und traurig durch die Büſche ſchleicht.

Flieſſt indeſſen, traurge Stunden,
Flieſſt in ſtiller Schwermuth hin!
Werdet dunkler, öde Hayne!
Zeigt der Welt nicht, daß ich weine,
Und noch ſelbſt im Tode zärtlich bin!

Die Freude.

Von des Ehſtands Sklaverey
Sind wir itzt noch alle frey;
Jetzo laßt uns fröhlich ſingen!
Wir ſind frey, wer weis, wie lang?
Bald wird Kummer, Ernſt und Zwang
Scherz und Luſt verdringen.

Wein und Liebe wird verſüßt,
Wenn man ungezwungen küßt:
Freyheit iſt der Troſt des Lebens.
Trinkt man oder küßt uns Pflicht,
Dann ſchmeckt Kuß und Rheinwein nicht;
Alles iſt vergebens.

Feine Wolluſt, feiner Scherz,
Rührt kein niederträchtges Herz,
Das Gefühl und Witz verloren.
Reine Küſſe, reiner Wein,
Freunde! ſollen uns erfreun!
Sorgen ſind für Thoren.

Wird der Weingott ungeſtüm;
Dann flieht Luſt und Scherz von ihm:
Schreyn und Lärmen haſſen beyde.
Wenn der Jüngling ſich vergißt,
Thöricht ſcherzt, mit Wildheit küßt,
Flieht die ſtille Freude.

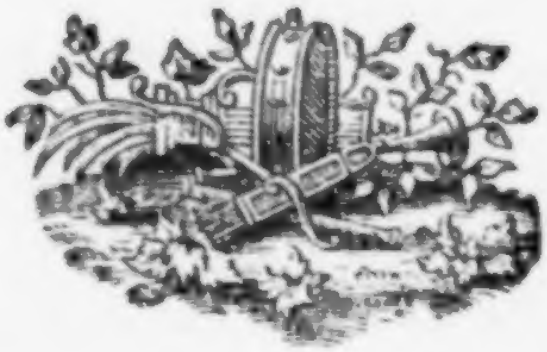
Wahre Wolluſt iſt oft ſtill;
Wer ſich lang vergnügen will,
Muß ſich mit Vernunft vergnügen.
Küßt und trinkt nicht allzuviel;
Jede Wolluſt hat ihr Ziel;
Lernt euch ſelbſt beſiegen.

Mitten unter Scherz und Wein
Kann Vernunft und Tugend ſeyn;
Mägdchen folget meinen Lehren;
Lernt euch edeln Freuden weihn:
Nur der Narren Schmeicheleyn
Dürfet ihr nicht hören.

Unter Tänzen, unter Scherz,
Hüpft und pocht ein junges Herz;
Tanzt, ihr Schönen, ſcherzt und ſinget,
Tändelt, lärmet, küſſet, lacht,
Bis der Morgenſtern die Nacht,
Ihm zu weichen, zwinget!

Jetzt iſt Tanz und Wolluſt aus;
Mägdchen, eilt nunmehr nach Haus:
Seht ihr nicht den nahen Morgen?
Langſam ſchleichen ſie davon;
Eilt, die Mütter warten ſchon
Voll Verdacht und Sorgen.

Mägdchen mit dem ſchwarzen Haar!
Süßer Träume leichte Schaar
Wird doch meinen Schmerz verſüſſen,
Trotz der ſtrengſten Sprödigkeit,
Werd ich dich im Traume heut
Ganz gewiß noch küſſen.



An Chloris.

Undankbare Chloris, leb wohl! nun will ich in traurige Wälder
Zum Wohnplatz ſchwermüthiger Einſamkeit fliehn.
Sey glücklich! ich ſegne dich noch! dich ſegnet die letzte der Thränen,
Die einſt auf den Wangen der Sterbenden ſteht.

Nun fühlſt du nicht meinen Verluſt: von fröhlichen Thoren umgeben
Vergißt du, wie zärtlich dich Thyrſis geliebt.
Dereinſt (iſt wünſch es dir nicht!) doch ach! die Stunde wird kommen,
Wo du mich bedaureſt und nach mir dich ſehnſt.

Verzeih mir den dichtriſchen Stolz! Es ſendet der Himmel nur ſelten
So zärtliche Seelen zum Erdball herab,
Wie die! die mein Glück mir verliehn, ſo zärtlich empfindende Herzen,
Wie dieß, daß dein Stolz an dem Thyrſis verſchmäht.

Einſt

Einſt, wenn dieſe Seele befreyt ſich wieder zum Himmel geſchwungen,
Da kömmſt du, gezwungen von heimlicher Reu,
Hieher in das friedſame Thal, und fragſt die unſchuldigen Hirten:
Ihr Hirten, ſprecht, habt ihr den Thyrſis geſehn?

Wir ſahn ihn vor einiger Zeit, antwortet der eine von ihnen:
Hier gieng er tiefſinnig und ſchweigend herum.
Oft ſahn unſre Mägdchen ihm nach, und ſeufzten; o glückliches Mägdchen,
Dem Amor denſelben zum Schäfer beſtimmt!

Oft ſah man ihn einſam am Bach die murmelnden Wellen betrachten;
Oft ſah man ihn hier im beſchatteten Thal;
Hier klagten bey heiterer Nacht die Töne der zärtlichen Laute;
Wir hörten bewundernd den ſanften Geſang.

Jetzt ſieht man ihn nicht mehr am Bach die murmelnden Wellen betrachten.
Man ſieht ihn nicht mehr im beſchatteten Thal;
Wir hören bey heiterer Nacht die Töne der zärtlichen Laute,
Die ſanften Geſänge bewundernd nicht mehr.

Dort fern, in dem einſamſten Buſch, dort liegt nun ſein
Leichnam begraben.
Man ſaget, daß dorten ſein Schatten noch irrt:
Dort hört, wie man furchtſam erzählt, der Wandrer die
Reyhen der Nymphen
Beym Scheine des Monden ſich hüpfend erfreun.

Dann, Chloris, beſuche mein Grab, und ſprich: un-
glücklicher Jüngling!
Ruh ſanfte! ſo ſprichſt du mit Seufzen vielleicht;
Ruh ſanft! o warum hat mein Stolz das Zärtlichſte unter
den Herzen,
Das Herz des unglücklichen Thyrſis verſchmäht!

Vorſatz.

Jüngſt winkte mir Apollo zu;
Ich fühlte ſchon ſein Feuer:
Auf, rief er, aus der trägen Ruh!
Auf, nimm die kühne Leyer!

Beſing der Helden Zorn und Muth!
Sing, wie in blutgen Schlachten,
Mit was Gefahr, mit was für Wuth
Sie ſich unſterblich machten!

So ſprach er; und ich ſtimmte ſchon
Die ſchmeichelhaften Saiten,
Die ſonſt ſich nur Citherens Sohn
Und dir, Lyäus, weihten.

Doch aber wag ich nicht zu viel,
Horaz, dir nach zu ſingen?
Das widerſpänſtge Saitenſpiel
Wird ſtets zu niedrig klingen.

Eilt, Helden, durch die Schwerter hin!
Euch wird die Nachwelt ehren:
Kein Traum von künftger Ewigkeit
Soll meine Lieder ſtöhren!

Wer von erhabnem Triebe glüht,
Mag eure Thaten melden!
Nein! ihr verschmähet nur mein Lied,
Und ich die meisten Helden.

Der Wanderer mag kein Grabmaal sehn,
Und kaum die Aufschrift lesen,
Und unbesorgt vorüber gehn,
Als wär ich nie gewesen:

Wenn nur bey meiner Jugend Zeit
Mich frischer Epheu zieret,
Und meiner Lieder Zärtlichkeit
Die jetzgen Schönen rühret.

Ja, fließt nur ohne Kunst und Müh,
Geliebte sanfte Töne!
Und hört mich gleich die Nachwelt nie:
So hört mich doch Climene.

Doris.

Sie kömmt, ſie kömmt, die lächelnde Doris!
Ihr wallt mein Herz Entzückung entgegen;
Sie kömmt!

Schon gab ich tauſend feurige Küſſe
Den willigen Lippen: ſie ſeufzet, erröthet,
Und ſchweigt.

Was ſchmücken für Nelken den blühenden Buſen?
Wie ſchön! — Das ſind die Nelken, die Damon
Mir gab. —

Dein Damon! Drum trägſt du ſie gern an dem Buſen?
Sie riechen nicht, wirf die garſtigen Nelken
Hinweg!

Da liegt ihr Blumen — Nun biſt du zufrieden!
Nun lächelſt du mir, eiferſüchtiger Thyrſis!
Wie ſanft!

Komm mit mir dahin, wo kunſtloſe Reyhen,
Wo Lieb und Scherz die verſammlete Jugend
Beſeelt!

Ich will mich mit kühlenden Roſen bekrönen;
Wie neidenswerth bin ich! dort tanzet die Doris
Mit mir:

Bis daß der Stern, der Bothe des Morgens,
Aus dämmernden Wolken mit zitterndem Schimmer
Sich zeigt.

Die Verſchwiegenheit.

Ihr fraget mich, warum Ariſt
Noch immer nicht verehlicht iſt?
Hat er den Korb davon getragen?
Ihr Freunde, warum fragt ihr mich?
Wer iſt verſchwiegener, als ich?
Ich darf's nicht ſagen.

Warum ſich Doris ehrbar ſtellt,
Den Fächer vor die Augen hält,
Wenn Stutzer freye Scherze wagen:
Das weis ich, doch ich ſchweige ſtill.
Wer iſt's wohl, den ſie locken will?
Ich darf's nicht ſagen.

Ihr wißt, Criſpinens junge Frau
Iſt ſparſam, zänkiſch und genau;
Sie weis ihm alles abzuſchlagen:
Jedoch ſie giebt ihm Geld zu Wein;
Er geht, und Sie, ſie bleibt allein?
Ich darf's nicht ſagen.

Ich weis, warum der Jude lacht,
Wenn Orgon stolze Minen macht;
Ihr mögt den Juden selber fragen.
Das Kleid, womit Herr Orgon prahlt,
Ist schön. Doch ist es auch bezahlt?
Ich darf's nicht sagen.

Ihr wißt, daß Mopsa Tag und Nacht
Der Tochter, die sie streng bewacht,
Räth, alle Stutzer zu verjagen,
Glaubt sie, sie möchte, trotz dem Rath,
Thun, was sie sonsten selbsten that?
Ich darf's nicht sagen!

Jüngst fand ich im verschwieg'nen Hayn
Mein liebstes Mägdchen ganz allein:
Nun höret auf mit eurem Fragen.
Zu sagen, was im Busch geschah,
Verbeth mir meine Silvia,
Ich darf's nicht sagen.

Siehst du, wie sich Herr Schwätzviel bläht,
Und stolz die arme Dichtkunst schmäht?
Wirst du zu widersprechen wagen?
Du schweigst und stehst gelassen da;
Gesteh nur, was du denkest — — ja,
Ich mag's nicht sagen.

Die Folgen.

Doris ſtellt ſich ſtreng und ſpröde,
Wann ich nur von Küſſen rede;
Hört nur an, wie ſtolz ſie ſpricht?
Wag ich's, einen Kuß zu nehmen?
Sie wird zürnen und ſich ſchämen?
Nein, das iſt die Folge nicht.

Orgon ſchmählt und poltert immer;
Fliehet Wein und Frauenzimmer,
Kinder! ruft er, folgt der Pflicht!
Irren die, die ihn geſehen,
Jüngſt bezecht zu Hannchen gehen?
Nein, das iſt die Folge nicht.

Stentor, welch ein Unglück, Brüder!
Stentor lobte meine Lieder,
Er, der nie vernünftig ſpricht.
Will er mich dadurch verbinden,
Seine Reime gut zu finden?
Nein, das iſt die Folge nicht.

Ich beſinge Wein und Schönen;
Mops, ob wir gleich alle gähnen,
Predigt von Geſetz und Pflicht.
Sollten wir drum beyde leben,
Wie wir andern lehren geben?
Nein, das iſt die Folge nicht.

An Phillis.

Jüngſt winkte mir der Gott der Schätze,
Und ſprach: wer mich hat, hat genug;
Ich ändre Sitten und Geſetze,
Ich mache ſchön, beredt und klug,
Jedoch die Weisheit ließ ſich hören;
Sie winkte mir, mit ihr zu gehn:
Da folgt ich ihren hohen Lehren,
Und ließ den Gott der Schätze ſtehn.

Da, Weisheit, folgt ich deinen Lehren,
Und ließ den Gott der Schätze ſtehn.
Es ließ der Muſen Lied ſich hören,
Und klang mir überirdiſch ſchön.
Ich war entzückt von euren Tönen,
Ihr winktet mir, euch nachzugehn;
Ich folgt euch, fröhliche Camönen,
Und ließ die ſtrenge Weisheit ſtehn.

Ich folgt euch, fröhliche Camönen,
Und ließ die ſtrenge Weisheit ſtehn,
Da hört ich in vergnügten Tönen
Des Vaters Bacchus Lob erhöhn.
Du kamſt, die Lieder zu beleben,
Du winkteſt mir, dir nachzugehn:
Ich folgte dir, du Gott der Reben,
Und ließ die ſtillen Muſen ſtehn.

Da folgt ich dir, du Gott der Reben,
Und ließ die ſtillen Muſen ſtehn.
Ich wollte ſchon dein Lob erheben:
Dann ach! bekam ich dich zu ſehn!
Dir, Phillis, weihn ſich meine Triebe,
Du winkteſt mir, dir nachzugehn;
Dir folgt ich, zauberiſche Liebe,
Und ließ den Vater Bacchus ſtehn.

Dir folgt ich, zauberiſche Liebe,
Und ließ den Vater Bacchus ſtehn.
Nun, Phillis, ſollen meine Triebe
Sich nimmermehr verändert ſehn.
Vergnügt durch deine ſüßen Blicke,
Verlang ich nun nichts mehr, als dich.
Du biſt mir Muſen, Weisheit, Glücke,
Du biſt die ganze Welt für mich.

Das weis ich ſchon.

Philine flieht vor Scherz und Küſſen:
Sie will von Freyern noch nichts wiſſen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Doch daß die Einfalt blöder Jugend
Mehr daran Schuld iſt, als die Tugend,
Das weis ich ſchon.

Derinde ſoll ſtets traurig ſcheinen,
Und den verſtorbnen Mann beweinen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Daß ſie mit Traxen ſich vier Wochen
Vor ihres Mannes Tod verſprochen,
Das weis ich ſchon.

Daß ſich noch Schönen finden können,
Die Cleons Scherze witzig nennen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Doch daß er ſich verächtlich machet,
Und daß er oft alleine lachet,
Das weis ich ſchon.

Es will durch ſchmähſen und durch lehren
Criſpin uns mit Gewalt bekehren:
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Doch daß bisweilen ſeine Thaten
Das, was er lehret, widerrathen,
Das weis ich ſchon.

Florinens Tugend wird geprieſen,
Die jüngſt zween Stutzer abgewieſen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Daß, troz der Tugend der Florinen,
Zehn andre heimlich ſie bedienen,
Das weis ich ſchon.

Wie ſind, um ihre prächt'gen Freuden,
Die Könige nicht zu beneiden?
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Doch daß ich, wenn ich Chloen küſſe,
Ein gröſſres Glück, als ſie, genieſſe,
Dan weis ich ſchon.

Die vergebliche Mühe.

Die Thoren lachen, laßt ſie lachen!
Ich kann ſie doch nicht klüger machen;
Bedauren will ich ſie.
Man muß doch unter ihnen leben,
Und ihren Lehrer abzugeben,
Verlohnt ſich nicht der Müh.

Voll Stolz und Dummheit, macht Dorine
Beſtändig eine ſpröde Mine;
Die Liebe reizt ſie nie.
Sie wird noch lange ſpröde bleiben;
Denn ihren Kaltſinn zu vertreiben,
Verlohnt ſich nicht der Müh.

Criſpin, der ſtrenge Feind der Jugend,
Hält ſeine Dummheit noch für Tugend,
Und ſchimpft die Poeſie.
Zum lachen kann er mich bewegen:
Denn ihn im Ernſt zu widerlegen,
Verlohnt ſich nicht der Müh.

Man fragt mich, ob ich Chloen liebe;
Ich läugne nicht die ſüßen Triebe,
Recht feurig lieb ich ſie.
Doch ſie romanenhaft zu lieben,
Mich, wenn ſie ſtolz thut, zu betrüben,
Verlohnt ſich nicht der Müh.

Ich ſchreibe nur für euch, ihr Brüder,
Verliebte jugendliche Lieder,
Und ihr nur ſinget ſie.
Doch Lieder critiſch durchzugehen,
Und auf die kleinen Fehler ſehen,
Verlohnt ſich nicht der Müh.

Das Beyſpiel.

Will mit Zanken und mit Schreyn
Uns Cäcil im Trinken ſtöhren:
Lacht und trinkt und ſchenkt ihm ein;
Folgt dem Beyſpiel, nicht den Lehren;
Laßt uns fromm und altklug ſeyn!
Trinket, wie die lieben Alten!
Stoßt mit vollem Kelchglas an!
Hätte dieß Geſicht voll Falten
Sich ſo roth und friſch erhalten,
Hätt es nicht der Wein gethan?

Blinde Jugend! ruft Criſpin,
Willſt du dich nicht bald bekehren,
Küſſe, Scherz und Mägdchen fliehn?
Folgt dem Beyſpiel, nicht den Lehren;
Brüder, folgt und ehret ihn!
Wände werden nicht verrathen,
Was bey Hannchen jüngſt geſchah.
Lachet nicht, daß ſeine Thaten
Seine Lehren übertraten:
Gnug iſts, daß es niemand ſah.

Mägdchen, folge der Mama:
Ihre Predigt läßt ſich hören.
Doch man weis, was ſonſt geſchah!
Folg dem Beyſpiel, nicht den Lehren:
Sie betrog die Mutter ja.
Mach es auch ſo, laß ſie ſchmähſen,
Folge heißer Triebe Glut!
Blicke, die wir ihr verheelen,
Mäulchen, die wir heimlich ſtehlen,
Schmecken noch einmal ſo gut.

Vermischte Gedichte.

Vermiſchte Gedichte.

An
Herrn Prof. Gärtner
in Braunſchweig.

So ſeufzet eine Braut, die von geträumten Küſſen
Zu traurger Einſamkeit erſtaunend aufgewacht;
Sie findet ſich allein in ſtillen Finſterniſſen:
Wars Wahrheit oder Wahn, was ſie beglückt gemacht?
So ſeufz ich auch nach dir und Braunſchweigs frohen Haiden;
Die dort verfloßne Zeit war mir ein ſanfter Traum.
Wie Träume, floh ſie bald, ich mußte von dir ſcheiden;
Und ich empfand die Luſt, dich zu genießen, kaum.

Noch immer bringt die Nacht mich oft zu dir zurücke:
Ach! dann erkenn ich erſt der vorgen Stunden Werth.
Noch immer ſeh ich ſie, die redneriſchen Blicke,
In denen Gieſeke ſein ſanftes Herz erklärt.
Noch ſeh ich Eberten, von Grazien umgeben;
Noch ſeh ich, wie um ihn ein Heer von Scherzen ſpielt,
Mit Epheu froh bekränzt, wenn er, beym Saft der Reben,
In Wolluſt ganz zerfließt, und jeden Tropfen fühlt.
Noch immer hör ich dich, o Zachariä, ſingen!
Doch meine Luſt entflieht, ich fühle meinen Wahn.
Ach, die verfloßne Zeit läßt ſich nicht wiederbringen!
Wer weis, wenn ich einmal euch wieder ſehen kann!
Bald wird mir mein Geſchick auch Gellerten misgönnen,
Der nun mein Leben ſchon zwey Jahre lang verſüßt:
Bald werd ich mich von ihm mit milden Zähren trennen,
Mit Zähren, die der Geiſt, und nicht das Aug, vergießt.
Bald wird der künftge Lenz den ſtillen Bach befreyen;
Bald färbt ein neues Grün den jetzund öden Hayn;
Bald werden Jünglinge dem Frühling Lieder weihen,
Und jeder fühlet ihn: nur ich ſoll fühllos ſeyn?
Dich grüßt die Welt, o Lenz, du Vater junger Freuden;
Komm! es erneuert ſich die Bildung der Natur.
Dich grüßt die Welt, o Lenz, komm, um das Thal zu kleiden,
Das lange nach dir ſeufzt: ach, mich betrübſt du nur!
Es iſt kein Frühling mehr für öd gewordne Herzen;
Ein misvergnügter Sinn kennt keinen Frühling mehr.

Das

Das Lied der Nachtigall, der Weſte liſpelnd Scherzen
Ergötzt nicht mein Gefühl, vergnügt nicht mein Gehör.
Von Gellerten entfernt verſtummen meine Saiten;
Der Schwermuth ſollen ſich verſtimmte Töne weihn!
Mich ſchließt ein traurger Hayn in öde Dunkelheiten;
Der Schmerz ſoll mein Apoll, und Klagen Lieder ſeyn.
O warum haſt du doch ſich gleich erſchaffne Herzen
Nicht auch im Glück vereint, und ſtets zuſamm gebracht?
Beſtimmteſt du, Geſchick, erhabnen Seelen Schmerzen;
Für wen iſt dann die Luſt, für wen das Glück gemacht?
Ihr Freunde, lebt beglückt, vereint durch das Geſchicke,
Ihr, denen Braunſchweigs Ruh ein beßres Glück verleiht.
Dein Beyſpiel, Gärtner, zeigt, daß Tugend noch beglücke;
Und da, wo Carl regiert, herrſcht auch die goldne Zeit.

An Herrn Uz.

Bald werd ich dich, o Gegend, wieder ſehen,
In der ich einſt das erſte Licht erblickt.
Ich irre bald auf jenen ſteilen Höhen,
Die nun der Lenz mit neuen Farben ſchmückt.
Sey mir gegrüßt, o Land, das mich erzeuget!
Sey mir gegrüßt, geliebte Einſamkeit!
Bald wird der Wald, der jetzt noch traurig ſchweiget,
Von Liedern laut der Zärtlichkeit geweiht.
Dann komm, mein Uz! Du rieſſt in unſre Felder
Die Grazien, der Gegend unbekannt.
Wie ſchüchtern ſahn ſie nicht die ſtummen Wälder,
Und den noch nie betretnen Regnitzſtrand;
Dann komm! der Wald ſoll froh von Liedern klingen;
Ich ſtimme ſelbſt mit ſchwachen Tönen ein.
Du ſucheſt kühn, Horazen nachzuſingen;
Du ſingſt beherzt, gleich ihm, von Lieb und Wein.
Ich, den kein Schwung zum Helicon geführet,
Seh ſchwindelnd nur: nacheifrungsvoll, nach dir.
Die Nachwelt wird noch durch dein Lied gerühret;
Mein Grab umſchließt einſt meinen Ruhm mit mir.

O Ein-

O Einſamkeit, die ich voll Ehrfurcht grüße,
Komm, hülle mich in deine Schatten ein!
Wenn ich in dir mich vor der Welt verſchließe,
So leb ich dann der Freundſchaft nur allein.
O könnt ich ſtets in ſtillen Wäldern leben,
Von Ehrſucht frey, von eitlem Volk entfernt,
In Wüſten, wo die Seele ſich erheben,
Und, frey vom Zwang, ſich ſelbſt empfinden lernt!
Der Wälder Nacht, und heilig öde Stille
Iſt jener gleich, die meine Bruſt erfüllt.
Es ſey die Nacht, in der ich mich verhülle,
Elyſium! von dir ein Schattenbild.
Die Stille zeugt die göttlichſten Gedanken;
Es fühlt ſich ſelbſt der ſtolzgewordne Sinn,
Es flieht der Geiſt des Erdballs enge Schranken,
Und ſchwinget ſich zu ſeinem Urſprung hin.
Empfanget mich, ihr ſchauervollen Schatten,
Und wenn ich einſt mein Leben durchgedacht,
So ſollt ihr noch der Aſche Ruh verſtatten:
Empfanget mich, verdoppelt eure Nacht!
Die Muſe treibt aus dem geweihten Hayne
Von meinem Grab Neugierige zurück.
Verbergt den Reſt der ruhenden Gebeine
Der Sterblichen unheilig kühnem Blick.

An den Herrn Grafen

Hannß Moritz von Brühl.

Seitdem, erhabner Graf! dein Freund von dir entfernet,
Von Gellerts Zärtlichkeit, von Rabners Scharfſinn weit,
Den traurgen Unbeſtand des Glückes kennen lernet,
Iſt für mich ſonſt kein Theil, als Unempfindlichkeit.
Als mein betrübter Blick die anmuthsvollen Linden,
Von Thränen trüb, verlor, im Nebel fern verhüllt;
Als ich ſie flüchtig ſah dem Aug zuletzt verſchwinden:
Verſchwand zugleich die Glut, die mich vielleicht erfüllt.
Komm, frohe Zeit, zurück! dir ruft noch manche Thräne:
Ich rufe dich im Hayn, doch ach! der Hayn iſt ſtumm.
Nur ächzend wälzen ſich die träg gewordnen Töne
Auf Saiten, die der Schmerz mit Zähren netzt, herum.
Sie zitterten ſonſt oft von Liedern voller Freuden;
Doch itzo weckt nichts mehr den träg gewordnen Sinn.
Ja, tönt nur, tönt umſonſt, in fühllos öden Heiden;
Tönt, Lieder, unbekannt und ungefühlt dahin!

Ich

Ich ſchmeichelte mir ſonſt, die Welt würd euch empfinden:
Doch ach! wie bald verſchwand der reizende Betrug!
Es mag nun euer Ruhm mit eurem Laut verſchwinden:
Ihr Lieder, tröſtet mich; daran hab ich genug.
So bald der Morgen nur mit ſchwachem Lichte glänzet,
Und thauend neues Grün auf dürre Fluren ſtreut;
Irr ich ſchon durch ein Thal, an dem ein Hügel gränzet,
Der Waldgöttinnen Siz, der Siz der Einſamkeit.
Im Schatten heiliger und tauſendjähriger Eichen,
Die grauen Barden ſelbſt vielleicht ſchon Schatten liehn;
Dort ſing ich, und es eilt das Wild aus dichten Sträuchen:
Es ſcheut mich ſchon nicht mehr, und nähert ſich ganz kühn.
Ein jugendlicher Weſt durchſchmeichelt das Gefilde;
Des Frühlings ſanfte Luft dringt nun in jedes Herz.
Ich ſeh das Wild erfreut, und freu mich mit dem Wilde:
Der Menſchen Vorzug iſt nur Zärtlichkeit und Schmerz.
Hier lacht aus jeder Flur die jugendliche Freude;
Hier ſing ich, o Natur, wie mütterlich du biſt!
Ich danke dir, Geſchick, halb frey von meinem Leide,
Daß ichs alleine bin, der jezo traurig iſt.
Dir ſey mein Lied geweiht, o Frühling! Meine Leyer
Begrüßte dich einmal mit ihrem erſten Ton.
Dich treibt, geſchäzter Freund, ein mehr erhabnes Feuer:
Beſteig mit beſſerm Glück den gähen Helicon.

Ich

Ich ſeh ſchon im voraus die Wiſſenſchaften blühen:
Glaub, daß ſich Dichtern oft der Zukunft Nacht erklärt.
Der Muſen heilge Gunſt wird dich der Zeit entziehen;
Dein Stand nicht, Graf, dein Herz macht deine wahren Werth.
Nicht, weil des Donners Gott ihn ſeinen Sohn genennet,
Nicht, weil ſein mächtger Arm dem Donner glich im Streit,
Drang einſt Alcid, den noch die Nachwelt ehrend kennet,
Durch Wege voller Müh bis zur Unſterblichkeit.
Nein! weil ſein freyer Geiſt ſchon in der edlen Jugend
Der Wolluſt Reizung floh, und ihren falſchen Pfad,
Und bey dem Scheideweg, die Bahn der ſtillen Tugend,
Von Dornen unerſchreckt, mit kühnem Fuß betrat.
Fahr fort, erhabner Graf, durch dieſe Bahn zu dringen:
Sie iſt voll ſanfter Luſt, ſo rauh ſie anfangs ſcheint.
Ein beßrer Dichter wird einſt deine Wahl beſingen:
Vergiß mein ſchwaches Lied; jedoch nicht deinen Freund!

An Cleanthen.

Dich rufen weit im Feld der Lerchen muntre Lieder:
O Frühling, komm zurück! es seufzt der Hayn nach dir.
Du senkst, verhüllt im Thau, dich schon vom Himmel nieder:
Du kömmst! die Welt erwacht. Tönt! warum schweiget ihr?
Begrüßt den Frühling! Tönt, ihr dichterischen Saiten;
Und ruft der Nymphen Chor zu jugendlichen Reyh'n!
Der Frühling kömmt! ein Heer unschuldger Fröhlichkeiten
Folgt ihm leicht hüpfend nach und rauschet durch den Hayn.

Vielleicht irrt schon Cleanth in schattenreichen Haynen,
Und sucht, in sich gesenkt, der Weisheit heitre Spur.
Mit ämsig scharfem Blick bewundert er im Kleinen
Die unumschränkte Macht harmonischer Natur.
Braucht alles, Sterbliche, was Kunst und Stolz euch reichen!
Des stillen Veilchens Blühn, der hohen Lilie Pracht,
Beschämt den eitlen Glanz der stelzen Ehre Zeichen,
Die euer Wahn erdenkt, doch nicht unsterblich macht.

Wann die Camönen mich mit heil'ger Glut erfüllen,
Durchirr' ich oft vergnügt der Wälder Einſamkeit.
Fern von der Thoren Schwarm, verfließt die Zeit im Stillen,
Der Freude, der Natur, und Muſen, euch geweiht.
Ihr lehrt mich, beym Genuß der gegenwärtgen Zeiten,
Nicht mit vergebnem Wunſch nach fernen Gütern flehn;
Ihr lehrt mich dem Gedräng mühſamer Eitelkeiten,
Trotz aller ſeiner Pracht, kaltſinnig zuzuſehn.

Wohin erhebet ſich der Stolz der Erdenkinder?
Es quält ſie gleiche Müh, ſie finden gleiche Ruh.
Hier ſtirbt, am Sieg nicht ſatt, des Erdballs Ueberwinder;
Dort, ſchließt ein armer Hirt die Augen ſterbend zu.
Der Vorſicht Macht erhält, vom Großen bis zum Kleinen,
Glück, Unglück, Luſt und Schmerz in ſtetem Gleichgewicht.
Uns blendt der Fürſten Pracht; ſie ſind nicht, was ſie ſcheinen:
Ein Weiſer lebt beglückt, er iſts und ſcheint es nicht.

Der Vorſicht weiſer Schluß ſetzt uns gewiſſe Schranken;
Ein Weiſer bricht ſie nie, und braucht der itz'gen Zeit.
Steht ehrerbiethig ſtill, ausſchweifende Gedanken!
Erhebt den Uebermuth der Träume nicht zu weit!
Sucht euer Schickſal nicht aus dem Geſtirn zu leſen!
Lebt unter Wunſch und Wahn, der euch gefeſſelt hält!
So lebten, die vor euch auf dieſem Ball geweſen;
Mit gleichem Wahn beſtrickt, lebt noch die künft'ge Welt.

Ihr mögt mich immerhin, geliebte Träume, wiegen;
Genug, wann mich mein Traum, da er mich täuscht, vergnügt!
Oft raubt ein leerer Wahn ein wirkliches Vergnügen;
Oft hat ein süßer Traum den strengsten Schmerz besiegt.
Noch schwellet feurig Blut den jugendlichen Busen,
Noch lacht, an Rosen reich, der Jahre schönste Zeit.
Täuscht mich! begeistert mich, erhebt mein Herz, o Musen!
Der Fröhlichkeit, und euch sey jeder Ton geweiht!

Tilgt dann des Alters Frost der Jugend Lust und Feuer,
Wann langsam kälter Blut in engen Adern schleicht;
Alsdann verlaß ich dich, o früh begriffne Leyer,
Die in der Jugend Zeit oft Gram und Schmerz verscheucht!
Dann häng ich dich im Hayn, wo sonst die frohe Saiten
Im Lobe Silviens den Wiederhall geübt.
Die Muse schützt dich dort, bis sie nach spätern Zeiten
Dich einem Jüngling einst mit Lächeln wieder giebt.

Dann schließe mich, wann einst mich Stadt u. Welt ermüden,
Des Lebens letzter Port, ein kleines Landgut ein.
Dort will ich, mit dem Glück und mit mir selbst zufrieden,
Nichts fürchten, und zugleich auch nicht gefürchtet seyn.
Dort fließe mir der Rest vergnügt genoßner Tage,
Vom falschen Hof entfernt, im sichern Mittelstand!
Dort leb' ich ohne Wunsch, dort sterb' ich ohne Klage,
Der ganzen Welt, doch nicht mir selbsten, unbekannt.

Sehnſucht nach der Ruhe.

Wann werd ich wiederum, ihr unſchuldsvollen Haiden,
Wann werd ich wiederum euch blühend lächeln ſehn?
In euch nur wohnen noch des Lebens ſtille Freuden,
Die den betrognen Blick der Sterblichen entgehn;
Die man vergebens ſucht, wo ſie zu wohnen ſcheinen,
In lärmendem Gedräng, in unruhvoller Pracht:
Die nur der Weiſe fühlt in unbewohnten Haynen,
Der ganzen Welt verſteckt, zur Zeit der ruh'gen Nacht:
Wenn er, in ſich verſenkt, ſich und die Welt betrachtet,
Die prächtgen Schmerzen ſieht, die Stolz und Thorheit liebt,
Und, mit ſich ſelbſt vergnügt, des Pöbels Wahn verachtet,
Zufrieden mit dem Glück, das Ruh und Tugend giebt.
Man eilt der Freude nach und weis ſie nie zu finden.
Man ſucht ſie fern von uns, und allzeit iſt ſie nah.
Wann einſt der Eitelkeit Verblendungen verſchwinden,
Erſtaunt man, daß man ſonſt ſein größtes Glück nicht ſah.
Was braucht man mehr zur Luſt, als eine ſtille Seele?
Was braucht man mehr zum Glück, als ein zufriednes Herz?
Im prächtigſten Pallaſt und in der tiefſten Höhle
Kann wahre Freude ſeyn, ſo gut als wahrer Schmerz.

Der

Der Seelen heilge Ruh, von wenigen gefunden,
Von vielen nicht geſucht, den meiſten unbekannt,
Iſt nicht an einen Stand, an einen Ort gebunden;
Nein, jede Gegend iſt des Weiſen Vaterland.
Der äußre Schein iſt nichts; das Herz muß glücklich machen,
Und jeder bildet ſich ſein eigenes Geſchick:
Das Kind iſt ſchon vergnügt mit den geringſten Sachen:
Den abgelebten Greis erfreut kein wirklich Glück.
O ſtöhrt nicht unſre Ruh durch ſchwermuthsvolle Sätze,
Ihr Weiſen! überlaßt die Menſchen der Natur!
Erlaubt dem Kind ſein Spiel, den Greiſen todte Schätze,
Dem ſtolzen Manne Ruhm, und mir laßt Chloen nur.
Mein ruhges Leben ſoll in ihrem Arm verfließen:
In einer ſichern Flur, in einem ſtillen Hayn,
Will ich, mit ihr vergnügt, des Lebens Luſt genießen;
Nicht witzig, nicht berühmt, nein, glücklich will ich ſeyn.
Vergnügt durch die Natur, will ich bey heiterm Morgen
Dem Vater der Natur vergnügte Lieder weihn,
Der Büſche heilge Nacht, in die ich mich verborgen,
Wird ihm gefälliger, als Marmortempel ſeyn.
Wenn gleich zum Himmel nicht entweihter Weihrauch ſteiget;
Er hört der Seelen Wunſch und ſtille Seufzer an.
Es prangt die Redekunſt, nur wenn das Herze ſchweiget,
Und dieſes fühlet mehr, als es beſchreiben kann.
In der Erfüllung nur der angenehmſten Triebe
Wohnt unſre größte Pflicht und unſre Luſt zugleich.
Der Freundſchaft mächtger Zug, die ſtille Menſchenliebe
Macht uns allein beglückt, macht uns alleine reich.
Wenn dann das Alter kömmt mit ſchnell doch leiſen Schritten,
Wenn dann der Tod ſich naht, will ich nicht unruhvoll
Den Himmel wiederum um meine Jugend bitten;
Ich habe gnug gelebt. Ich lebte, wie man ſoll.

Es drücke Chloe ſelbſt mit ſchwach gewordnen Händen
Mir einſt die Augen zu, die ſterbend nach ihr ſehn,
Und die ſich noch vergnügt zum gütgen Himmel wenden,
Um ihm zu danken nur, nicht um ihn anzuflehn.
Mein Tod bleib unbekannt und ruhig, wie mein Leben;
Die Welt ſoll meinem Ruhm kein prächtges Denkmaal weihn.
Die Nacht wird um mein Grab mit ſtillen Flügeln ſchweben;
Die Erde wird mir leicht, mein Schlummer ruhig ſeyn.
Ihr Freunde, hemmt den Lauf der menſchlich treuen Zähren!
Es trennet uns der Tod doch nur auf kurze Zeit.
Mein Geiſt erwartet euch, verſetzt in beßre Sphären.
Dort fühlet man erſt ganz das Glück der Zärtlichkeit.

An einen Baum.

Verzeih, o Baum, wenn deine heilgen Rinden
Die Hand verletzt, die Chloens Namen ſchreibt!
Er ſchützet dich vor den erzürnten Winden;
Dich ehrt der Hirt, der hier die Heerden treibt.
Kein freches Beil ſoll ſtark ſeyn, dich zu fällen;
Des Himmels Blitz trifft deine Scheitel nie:
Die Täubchen nur, die girrend ſich geſellen,
Ruhn bey dir aus, und du beſchützeſt ſie.
Der Wandrer ſieht mit heiligem Erſtaunen
Des Namens Zug in dem geweihten Hayn.
Es tanzt um dich der Chor muthwillger Faunen,
In heitrer Nacht bey Lunens ſtillem Schein.
Beglückter Baum! du trägſt den ſchönen Namen,
Den meine Treu noch ſtets im Herzen trägt.
Behalt ihn auch, hierinn mir nachzuahmen,
Bis uns die Zeit in Staub und Moder legt.
Doch nein! die Zeit wird deiner auch verſchonen;
Die Nachwelt kennt den ſchönen Namen noch.
Der Himmel giebt, die Schmerzen zu belohnen,
Was ich gewünſcht, mir nach dem Tode doch.

Die Nachwelt kennt mitleidend meine Klagen,
Und ſieht vielleicht bey dir wehmüthig ſtill.
Es ſeufzte hier, wird vielleicht einer ſagen,
Es ſeufzte hier der traurige Myrtill.
Kein Sterblicher hat heftiger geliebet;
Kein Mägdchen war, wie ſie, des Liebens werth.
Kein Sterblicher ward heftiger betrübet:
Nun hat ſein Geiſt die Ruh, die er begehrt.
Du, der du dieß mit edler Schwermuth ſageſt,
O ſey beglückt, ſey glücklicher, als ich!
Und wenn du itzt empfindend um mich klageſt,
So klag auch einſt die Nachwelt noch um dich!
Vergnüge dich mit jugendlichem Feuer!
Gebrauch der Zeit, die dir, wie mir, verſtreicht!
Es gebe dir die Schickung meine Leyer,
Und ſo ein Kind, das meiner Chloe gleicht.

Lobgeſang der Liebe.

Als durch der Allmacht Wort das Chaos ſich zertheilte;
Als ſchon der Ball der Welt in ſeinem Gleiſe lief;
Als ſchon der junge Baum, empor zu ſteigen, eilte;
Als ſchon die Nacheigall den Gatten zärtlich rief:
Da blühte zwar die Welt, und alles war nur Freude,
Und alles hauchte Luſt im jungbelaubten Hayn;
Voll Wolluſt ſprang das Wild durch die beblühmte Haide,
Es irrte nur der Menſch noch fühllos und allein.
Erſtaunt ſah er die Luſt, die alles ſonſt beſeelte,
Und ſeufzend fragt er ſich, was für ein Glück ihm fehlte?

So bald die Vögel nur ihr Daſeyn deutlich fühlten,
So zwitſcherten ſie ſchon einander Liebe zu.
Der Menſch ſah voller Neid, wenn ſie ſo zärtlich ſpielten:
Betrübter! kein Geſchöpf iſt einſam, als nur du!
Zu unbeglückt zur Luſt, zu glücklich, um zu klagen!
Die Sinnen ſind vergnügt, das Herze ſchlummert noch.
Wie girrt das Täubchen ſanft! was will ihr Girren ſagen?
Wie blüht die Roſe ſchön! doch wozu blüht ſie doch?
Betrübter! kenne dich und deine ſtärkſten Triebe:
Dir fehlt der Götter Luſt, der Menſchheit Glück, die Liebe.

O was empfandſt du dann, berauſcht von deinem Glücke,
Als du die Gattinn ſahſt, der Schöpfung Meiſterſtück!
O wie verwundrungsvoll tratſt du nicht erſt zurücke,
Und wie erſtaunend hing dein Blick an ihrem Blick!
Dein Herz vergnügte ſich und ſchloß ſich auf den Freuden;
In dieſem Augenblick durchfloß dich neues Blut.
Wie ſanft iſt nicht der Weſt? wie reizend blühn die Haiden!
Erkenne, Glücklicher! wie viel die Liebe thut!
Dein Kaltſinn hat ſich bald bey dieſem Blick verlohren,
Und itzo fühlſt du erſt, daß du zum Glück gebohren;

O Liebe, deine Macht kann uns allein vergnügen!
O Liebe, deine Macht betrübet uns allein!
Was hilft dem Helden wohl der Ruhm von tauſend Siegen?
So lange du ihm fehlſt, wird er nicht glücklich ſeyn.
Als irrend durch den Hayn das erſte Volk der Erden
Noch ungeſittet lief und ſchüchtern, wie das Wild:
So lehrteſt du ſie erſt durch Lieben menſchlich werden;
Durch dich nur wurden ſie der Gottheit Ebenbild.
Du nur, du lehrteſt ſelbſt das trotzige Geſchlechte
Geſelligkeit, Vernunft, die Sitten und die Rechte.

Als Zevs einſt unſre Welt in Wellen tief verſenkte,
Und ſtrafend ſie erſäuft mit der verſtockten Schaar;
Als da der Gott des Meers das grüne Seepferd lenkte,
Wo ſonſt der ſtille Siz der wilden Tauben war:
Da Liebe hub dein Arm aus den erzürnten Wellen
Des Erdballs einzgen Reſt, ein treuverliebtes Paar,
Das, nun ein neu Geſchlecht von Menſchen herzuſtellen,
Statt der erſäuften Welt, vom Zevs erſehen war.
O Liebe, deine Macht ſoll unſer Erdball ehren,
Und dort, von dir beſeelt, beſingen dich die Sphären!

Auf, Hirten, krönet euch mit Myrthen und mit Roſen!
Die Göttinn, die ſie liebt, heut ſtieg ſie aus der See.
Die Erde zeugte ſie, der Göttinn liebzukoſen,
Und unter ihrem Fuß entſproß der weiche Klee.
Die neue Welt durchdrang ein allgemein Vergnügen,
Als ſie das Land betrat, und mit der weißen Hand,
Der Hand, die fähig iſt, die Götter zu beſiegen,
Das trübe Salz des Meers aus braunen Locken wand.
Es flogen ihr ſo gleich, von Neigung hingeriſſen,
Die Turteltauben nach und girrten ihr zu Füſſen.

Begrüßt den frohen Tag! nehmt eure Flöten wieder!
Ihr Hirten, ſtimmt mit mir in ihren Lobgeſang!
Weil Liebe dichten lehrt, ſo liebt die Venus Lieder:
Die Götter ſelbſt beſiegt der Lieder ſanfter Klang.
Kein Herz iſt ungerührt bey ſanftem Ton geblieben;
Kein Haz iſt, das ſich nicht der Liebe gern ergiebt.
Was ſonſten nie geliebt, das müſſe heute lieben;
Es liebe wiederum, was ſonſten ſchon geliebt!
So ſang er: aufmerkſam bewundern ihn die Schaaren,
Als ſie ſchon unvermerkt dem Tempel nahe waren.

Sehnſucht nach dem Lande.

Feld, wo mein Geiſt, von Lärm entfernet,
Das Glück der Ruhe fühlen lernet,
Klein, wie mein Wunſch, ſtill wie mein Herz!
Wann fühl ich einſt, der Welt verborgen,
In dir den Frühling und den Morgen,
Zwar ohne Luſt, doch ohne Schmerz,
Zwar ohne Ruhm, doch ohne Sorgen?
Wann kömmt die Zeit, geliebtes Feld,
Daß ich zufrieden in dir wohne?
Die Roſen ſind mir eine Krone,
Und dieſe Thäler eine Welt.
Tönt freudig in dem Hayne wieder!
O wärt ihr, ungezwungne Lieder,
Schön ohne Kunſt, wie dieſes Feld!
Nach Ruhm und Geld will ich nicht ſtreben;
Mich reizen Freuden ohne Müh:
Die ſtille Weisheit kann ſie geben.
Mein Lied ſey reich an Harmonie,
Doch noch harmoniſcher mein Leben!

Bequeme Kunſt zu dichten.

Der Menſchen größter Theil ſucht mühſame Vergnügen,
Die Träumen gleich entſtehn, und Träumen gleich verfliegen,
Verſchmäht das leichte Glück der Ruh.
Ein Dichter mag nach neuen Reimen ſchwitzen:
Recht gut! Ein andrer mag ſich das Gehirn erhitzen;
Ich ſehe zu.
Zur Muſe dienet mir die Furcht der langen Weile,
Und Faulheit zur Philoſophie;
Und wenn ich ohne Schweiß und Müh,
In Faulheit und in Poeſie,
Die ruhigen Minuten theile,
So ſuch ich auch die Reime nie:
Ich rufe nur, ſo kommen ſie;
Und wenn er will, ſo kömmt hernach auch der Gedanke.
So ſchreibt man, wenn man ſich nicht hitzig übertreibt.
Genug, wenn nur der Reim des Leſers Ohr betäubt,
Genug, wenn man hübſch fließend bleibt:
Man denket nicht, die Feder ſchreibt,
Wie Stoppe, Neukirch oder Hanke.

Fabel,

der junge Baum und der Gärtner.

Ein Gärtner pflanzte sich einst einen jungen Baum,
Und war voll Sorgfalt, ihn zu warten.
Noch lag die halbe Welt verstrickt in Schlaf und Traum;
Der kühle Morgen lachte kaum;
Schon war der Gärtner in dem Garten,
Und sah nach seinem jungen Baum.
Er wuchs, doch langsam; bald war scharfer Frost zu heftig;
Und bald war am Mittag der Sonnen Strahl zu kräftig.
Der junge Baum vertrocknet nach und nach:
Bald weil der Blätter Meng die künftge Frucht erstickte,
Bald weil die Blüthe fiel, die schöne Frucht versprach.
Der Gärtner selbst fand seine Kunst zu schwach,
Und ward betrübt, wenn er den Baum erblickte.
Er suchte Mittel auf,
Bald aus der Schweiz und bald aus Sachsen.
Umsonst, es war der Baum von Raupen nur bedeckt,
Und wollte noch nichts tragen und nicht wachsen.

Auf einmal wuchs der Baum, und brachte mit ſchnellem Wachſen
Die andern Bäume faſt zu Neid und Eiferſucht.
Trotz Hagel, Wind und Schnee, und Wetter
Verbreiten ſich die hoffnungsvollen Blätter.
Nun blüht er! nein, er trägt ſchon Früchte!
Gedrücket von der Laſt der Früchte,
Biegt ſich der Baum, ſo daß man ihm auch Stützen gab;
Die Menge war zu groß — O traurige Geſchichte!
Faſt alle Früchte fielen ab.

Nun werden wohl die Kenner fragen:
Was hat der Autor wohl im Sinn,
In dieſer Fabel vorzutragen?
Er weis es ſelbſten nicht, ſo wahr ich ehrlich bin!
Ihr Herren Kenner, darf ichs wagen?
Ich will es thun — Ihr urtheilt allzufrüh.
Der Gärtner iſt Apoll; und — Kenner, darf ichs ſagen?
Der Baum — die deutſche Poeſie.

Romanze.

Ihr Männer, hütet eure Frauen
Mit Vorſicht doch!
Schlimm ſind die dummen, doch die ſchlauen
Sind ärger noch.
Dieß will ich euch anjetzt erzählen,
Was jüngſt geſchah,
Als Star die Hälfte ſeiner Seelen
Ihm untreu ſah.

Es war die Hälfte ſeiner Seelen
Sein junges Weib:
Die wollte ſich Leander wählen,
Zum Zeitvertreib.
Der Mann gieng immerdar zum Schmauſe
Und ſang beym Wein!
Indeß blieb Dorilis zu Hauſe,
Und war allein.

Ich bin allein! ſo ſeufzt die Schöne;
Was fang ich an?
Ich, die mich nach Geſellſchaft ſehne,
Was fang ich an?
Darzu kam ungefähr Leander,
Ich weis nicht wie.
Sie ſpielten lange mit einander,
Ich weis nicht wie.

Es fand der Ehmann ſein Vergnügen,
Sein frommes Schaf,
Sanft in Leanders Armen liegen,
In tiefem Schlaf.
Nun laß ich jeden Ehmann rathen,
Was Star gedacht;
Als ihn dergleichen Frevelthaten
Beſtürzt gemacht.

Er ruft: O Weh! was ſoll das heißen?
Und weint vor Schmerz.
O könnt ich dir dein Herz zerreißen,
Dein falſches Herz!
Verführer! — Ach! ich kann nicht ſprechen,
Vor Zorn und Wuth;
Und vor Begierde, mich zu rächen,
Kocht mir mein Blut.

Kommt, Furien, aus eurer Höhle,
Dem Schmerz geweiht!
Erfüllet meine ganze Seele
Mit Grauſamkeit!
Ich eile, daß er nicht erwache,
Zu ſeiner Pein.
Groß war der Frevel, doch die Rache
Soll größer ſeyn.

Leander — ach! er ſtirbt, ich wette,
Durch Staxens Wuth!
Doch nein — der Held ſieht nah am Bette
Leanders Hut.
Er nimmt ihn voll von Zorn und Haſſe,
Er ſpricht kein Wort,
Wirft ihn vom Fenſter auf die Gaſſe,
Und ſchleicht ſich fort.

Anrede des Brutus bey Philippi an ſeine Freunde.

Ihr, die noch, wenn die Gunſt der Götter ſie verläßt,
Die Tugend liebt und ſchützt, Roms letzter Ueberreſt!
Die Welt hofft noch auf euch: halb iſt ſie ſchon in Ketten:
Ihr und die Götter nur ſeyd fähig, ſie zu retten.
Das Volk liebt den Anton und läuft nach ſeinem Heer:
Allein, wer niedrig denkt, der iſt kein Römer mehr.
Die Laſtern unterthan, ſind ſtets der Freyheit Feinde:
Rom iſt, wo Helden ſind. Rom iſt allhier, ihr Freunde!
Heut iſt der große Tag, von Furcht und Hoffnung voll,
In dem das Glück der Welt entſchieden werden ſoll.
Rom, das durch uns geſiegt, wird mit uns unterliegen:
Wer Tod und Ehre ſucht, der iſt gewiß zu ſiegen.
Siegt! oder wenn das Glück ſich wider uns empört,
Sterbt! eine ſclavſche Welt iſt unſer nicht mehr werth.

Troſt des Schriftſtellers.

Als des Pompejus Tod das Glück der Welt entſchiede,
War Rom durch ſich geſchwächt und war der Freyheit müde.
Da ſprach ein Cato ſtolz, eh er ſich umgebracht:
Ich ſterb! für Sklaven nur war dieſe Welt gemacht.
Und ich, ich bin ſo ſtolz, wenn man mich kritiſch richtet,
Und mit Entzücken hört, was jeder Stümper dichtet,
Zu ſagen: Wenn mich gleich der Thoren Zunft verlacht:
Geduld! für Stentorn war der Helikon gemacht.

Der Sommer.

Freye Ueberſetzung eines italieniſchen Gedichtes des Abts Metaſtaſio.

Nun da die Zeit der Bluhmenfreundinn
Uns ihrer Gaben Schmuck verſaget,
Nun wendet der erhitzte Sommer,
Das Haar mit Aehren ſalb bekrönet,
Zu uns den Fuß.

Es fänget unter heißen Strahlen
Der leichte Sand ſchon an zu glühen,
Daß im barbariſchen Cirene
Die Sonne mit erzürntem Kochen
Nicht heißer brennt.

Die Brunnen ſelbſt, und ſelbſt die Quellen
Ernähren nicht den trocknen Boden,
Der ſich an allen Orten ſpaltet,
Und voll Begierde dürſtend lächzet
Nach Feuchtigkeit.

Mit Staub bedeckt, am Blick der Sonnen,
Verliert der Buchbaum ſeine Farbe,
Mit welcher ihm der neue Frühling
Die weiten Arme ausgezieret
Mit grünem Laub:

Und undankbar dem eignen Boden,
Verbreitet er nicht mehr den Schatten,
Und er beſchützet nicht die Wellen
Des Fluſſes; der ihm Nahrung giebet,
Vorm heißen Strahl.

Mit weicher Stirn, mit naſſem Buſen
liegt ausgeſtreckt, vom Schlaf beſtricket,
Der müde Schnitter auf den Aehren,
Die er mit feucht und braunen Armen
Erſt abgemähet.

Mit mitleidsvoll geſchwinden Händen
Wiſcht ihm mit ſchmeichelnden Gebärden
Die lieblich braune Bauerdirne
Den Schweiß, die Frucht der harten Arbeit,
Sanft von der Stirn.

Dort lieget an der trocknen Erde,
Von allem Muth und Kraft beraubet,
Der Hund bey ſeinem müden Herren:
Er kann vor Hitze nicht mehr bellen,
Und ſchmachtet matt.

Er ſchlucket heiß mit offnem Munde,
Durch den vom Durſte trocknen Rachen
Mit oft und ſchnellem Athemſchöpfen
Stets friſche Lüfte, die ihn reizen,
Mit Schnauben ein.

Der junge Stier, den ſonſt die Hirten,
Den ſonſt die Nymphen ſcherzhaft liebten,
Wenn er mit kühn gewagten Stößen
Am harten Stamme hoher Eichen
Den Muth verſucht:

Der liegt nun träg am Strand des Baches,
Und ſchmachtend unter gelben Weiden,
Und brüllt und ſchielt mit hitzgen Blicken
Zur jungen Kuh, die ſeinem Brüllen
Entgegen brüllt.

Verſchmäſt mich nicht der Gott der Leyer;
Vereint, o Phyllis, uns die Liebe:
Dann wüthe immer, hartes Schickſal,
Dann zürne, feindſchaftsvoller Himmel,
Verhaßt Geſtirn!

Mich quälen niemals die Begierden
Des Stolzes, oder auch des Reichthums:
Das kalte Eis des rauhen Alters,
Die Unbequemlichkeit der Greiſe,
Erſchreckt mich nicht.

Mit weißem Kinn, mit krummen Rücken
Berühr ich einſtens noch die Saiten,
Die ich im frühen Lenz gerühret,
Und ſinge zu verſtimmten Tönen
Mit heißerm Klang.

Nach nicht mehr feuervollen Blicken
Werd ich mich dann zurücke wenden:
Dann drück ich noch mit kalten Küſſen
Die Hand, die mich bey muntrer Jugend
Verliebt gemacht.

Ihr Götter, die in ſanfter Stille
Gerecht am hohen Aether ſitzet,
Erhaltet mir nur aus Erbarmen
Die Leyer, die ich nun berühre,
Und, Phyllis, dich!

Alsdann ſo mag die geizge Parce
Einſt tauſend und noch tauſend Jahre
An meinen Tagen günſtig ſpinnen:
Dich, Phyllis, dich, dich, meine Leyer,
Verlaß ich nie!

Das Glück und Amor.

Aus dem Spaniſchen des Chriſtoval de Caſtillejo.

Wie hart verfährt mit uns das mächtige Geſchick!
Kaum fangen wir recht an zu leben,
So werden wir ſchon Amorn und dem Glück
Zum Spielwerk übergeben.
Das Glück ſieht ſelten gut; der kleine Gott iſt blind:
Das Glück täuſcht, wer ihm traut; auch er iſt ein Betrüger:
Er iſt ein Thor, das Glück iſt nicht viel klüger.
Kein Wunder, wenn wir ſtets gequält und elend ſind:
Iſt nicht das Glück ein Weib? Iſt Amor nicht ein Kind?

Lyda.

Nach dem Spaniſchen eben deſſelben.

Die ſchöne Lyda gieng ſpazieren,
Verirrt in anmuthvollen Haynen,
Und flochte ſich von friſchen Roſen
Und Liljen Kränze.

Bey dieſer Arbeit ſah ſie Amorn,
Der in den Roſen ſich verſteckte,
Und band den ſchmeichelnden Verräther,
Mit ihren Kränzen.

Der ungezähmte wilde Kleine,
Gewohnt ſonſt andere zu fangen,
Erzürnte ſich, und kämpft und ſträubte
Die kleinen Flügel.

Er ſah ſich voll Verdruß gefangen;
Stritt, obgleich nackend, um die Knoten,
Die ihn gebunden, aufzulöſen,
Um fort zu fliegen.

Doch er ſah Lydens weißen Buſen,
So weiß, als Milch, ſo ſchön, ſo reizend.
Daß ſelbſt nicht Venus ſchöner Buſen
Den Vorzug hatte.

Er

Er ſah das lächelnde Geſichte,
Das Götter ſelbſt entzünden konnte;
Er ſahs und ließ ſich voll Entzücken
Freywillig binden;

Sah in die Höh und rief der Venus:
O Mutter! Königinn! ſo ſprach er,
Nun ſuch dir einen andern Amor;
Hier will ich bleiben.

Laß dich die Nachricht nicht verdrießen!
Soll ich noch dieſe Welt regieren,
Bey Lyden will ich ſie regieren:
Dieß ſoll mein Thron ſeyn.

Buttlers Grabſchrift,

aus dem Engliſchen ſ. Lond. Magazin 1756 Febr. p. 81.

Steh, Wandrer, Buttlers Bild zu ſehn:
So lang er noch am Leben,
Fand ſich kein gütiger Mecän,
Ihm nur ein Mittagsmahl zu geben.
Nun hauet man ihn, nach dem Tod,
In prächtgen Marmor ein.
Ihr künftgen Dichter! Buttlers Noth
Kann euch ein Vorbild ſeyn.
Der arme Dichter bath um Brodt;
Man giebt ihm einen Stein.

Ende des zweyten Theils.

In der
Poſchiſchen Buchhandlung
zu Anſpach
ſind folgende Bücher zu finden.

Der Freund, eine moraliſche Wochenſchrift, 3 Theile gr. 8. 3 Rthlr. 6 Gr.

Friedrich von Hagedorn, Fabeln und Erzählungen, 8. 8. Gr.

Lieder, mit neuen Melodien, quer Folio. 12 Gr.

— mit Melodien, aus der Wochenſchrift, der Freund, 8. 16 Gr.

Miſchnah, oder Text des Talmuds, d. i. Sammlung der Aufſätze der älteſten und mündlichen Ueberlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen phariſäiſchen Judenthums, 6 Theile, groß 8. 5. Rthlr.

Wird noch mit 1 Theile vermehret.

Oetters, Verſuch einer Geſchichte der Durchl. Burggrafen zu Nürnberg, 3 Theile mit vielen Kupfern, groß 8. 3 Rthlr. 4 Gr.

Poeſies de Lainez, 8. 6 Gr.

Telemachs, Begebenheiten in deutſchen Verſen, von Benjamin Neukirch, 3 Theile mit vielen Kupfern, Fol. 12 Rthlr.

Uz, lyriſche und andere Gedichte, neue und um die Hälfte vermehrte Auflage, groß 8. Anſp. 8 Gr.

Wibels, hohenlohiſche Kirchen- und Reformationshiſtorie, 4 Theile, nebſt Repertorium und hohenlohiſche Jubelacta wegen des Religionsfriedensfeſtes, 4. 5 Rthlr. 16 Gr.